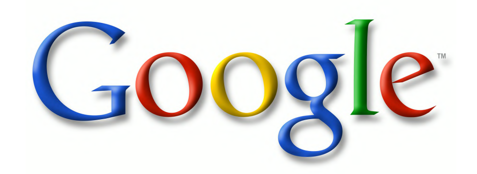






Digitized by Google



<36632947950015

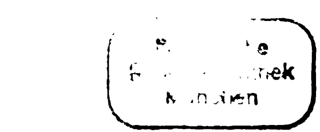
Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Elfter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.



Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1840.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ueber das Tauben-Orakel von Dodona.

Zur Erklärung einer Erz-Münze der Epiroten in der Münzsammlung des Stiftes St. Florian von Joseph Arneth. Wien bey J. P. Sollinger 1840. 4. S. 30. mit einer Titelvignette, die beschriebene Münze darstellend.

Der nunmehrige Director des Kaiserlich Königlichen Münz- und Antiken-Cabinets hat in diesem, bereits im Jahre 1837 an seinen Hrn. Bruder, den Prälaten von St. Florian, Michael Arneth, erlassenen Sendschreiben mehr geliefert als der bescheidene Titel ankündigt, nämlich eine gediegene Uebersicht der Geschichte von Epirus bis in die neueste Zeit herab, eine auf die neuesten Forschungen gebaute kritische Topographie von Dodona und eine aus eigner Anschauung gewonnene Würdigung der antiken Epirotischen Münzen. In der That kann diese Monographie als ein Muster gelten, wie die antike Münzkunde für die übrigen Alterthumswissenschaften fruchtbar gemacht werden soll. Und an das Numismatische will ich mich vorjetzt hauptsächlich halten, da ich auf's Mythologische an einem andern Ort ohnehin zurückkommen muß.

Zuvörderst wird diese Schrift jeden Nachdenkenden zu der Betrachtung führen, von welcher Wichtigkeit gerade in unserm wechselvollen und zerstörerischen Zeitalter für die Erhaltung der Denkmäler des Alterthums und der Kunst solche Anstalten gewesen, und noch sind; wie hier das Stift St. Florian in Oesterreich an diesem Beyspiele beweist.

„Aus den vielen merkwürdigen Münzen der Stiftssammlung, beginnt Herr J. Arneth, welche einst Apostolo Zeno besaß, gehört folgende zu den lehrreichsten:

ΑΠΕΙΡΩΤΑΝ. Ein Adler auf einem Felsen stehend.

R. Eine alte Eiche, an der mehrere Aeste, drey Eicheln sichtbar; eine Taube sitzt auf dem Gipfel und zwey Tauben stehen am Fuße derselben sich gegenüber.

Ausgezeichnet schöne Münze mit grüner Patina."

Hierauf folgt die Angabe des Inhalts dieser Abhandlung:

I. Allgemein Geschichtliches.

II. Das Orakel von Dodona näher berührend.

a) Stiftung des Orakels von Dodona.

b) Einwirken desselben in die griechische Geschichte.

c) Ueber Ortsangaben von Dodona.

d) Ursache, warum Jupiter in Dodona verehrt wurde.

e) Literatur über das Orakel.

III. Allgemein Künstlerisches und Numismatisches von Epirus."

Zum Allgemein Geschichtlichen, über die epirotischen Könige überhaupt, erlaube ich mir, den Verfasser auf folgende Quellen und Hilfsmittel zu verweisen: Pausan. I. 11, 1 mit Siebelis, Plutarch. Pyrrh. 1 mit Baehr, p. 145 sq. Jul. Valerii res gestae Alexandri Macedonis I. 58 mit Angelo Mai p. 71 sq. Gell. XVII. 21 mit den Auslegern. Simson Chron. p. 964 ed. Wessel. De Nicolay in den Mémoires de l'Acad.

des Inscript. Tom. XII. p. 339 und Voemel Prolegomm. in Demosthen. Philipp. et Olynth. p. 91 sq. und desselben Prolegg. in Demosth. Orat. de Halonneso §. 11. p. 42 sq.

Wenn Herr A. S. 3 sagt: „Alexander von Macedonien trug seine Waffen, die Ideen der Griechen bis in's äußerste Asien; — Alexander von Epirus nach Italien, um so den Westen zu unterwerfen, wie jener den Osten, und blieb im Lande der Bruttier, zwey Jahre früher als jener zu Babylon, 325 vor Christus“ so muß ich ihn auf Niebuhr's Röm. Gesch. III. S. 186 ff. aufmerksam machen, wo vom Italischen Feldzuge dieses Alexander genau gehandelt ist; — um so mehr, da ich (nach den dort mitgetheilten chronologischen Untersuchungen; man vrgl. S. 187, Anmerk. 293 mit Hrn. J. Classen's Zusatz) selbst eine Vermuthung zurückzunehmen habe, welcher Hr. Pauly die unverdiente Ehre angethan, sie in seine Real-Encyklopädie der class. Alterthumswissenschaft I. S. 332 aufzunehmen. — Wenn aber Niebuhr S. 189 bey Erwähnung jenes Alexander, des Molossers, behauptet, die älteren griechischen Schriftsteller hätten immer Molotter geschrieben, so gilt dieß wenigstens nicht vom Herodotus (vrgl. die Ausleger p. 423 Wess.) und auch die Autonomen-Münzen dieses Volkes haben *ΜΟΛΟΣΣΩΝ*. vrgl. Mionnet II. p. 55. Auch hätte Eckhell Sylloge I. p. 84. diesen König nicht nennen sollen: „Alexandri Magni consobrinum“ sondern Al. M. avunculum, denn er war Bruder der Olympias, Schwager Philipps, des Vaters Alexander des Gr. Nach Plutarchus de fortunn. Romm. p. 335. ed. Wyttenb. war dieses Oheims Tod für Alexander seinen Neffen der Vorwand zu einem neuen Italischen Feldzug, wenn ihn nicht sein eigner Tod verhindert hätte; wobey sich Jo. Laur. Lydus de magistratt. Romm. I, 38 einen argen Parachronismus hat zu Schulden kommen lassen. Ueber den Molosser Alexandros vergl. man noch Saintecroix Examen crit. des Hist. d'Alexandre l. gr. p. 352 zw. Ausg. u. Demortier de civitatum Graecc. statu moriente Alexandro pag. 52.

Beym Schluße der geschichtlichen Uebersicht macht der Verf. S. 5. f. auf die Münzen als redende Zeugen der uralten Cultur jener großen Länderstrecken, von der unteren Donau bis nach Thessalien hinunter, aufmerksam.

Im Abschnitt II, „a. Stiftung des Orakels von Dodona“, wo mit Recht die ausführliche Legende aus Herodotus II. 54—57 mitgetheilt und wo der Eiche gedacht wird, mache ich auf die Bedeutung von *φηγός*, fagus und die Verbindung dieses Worts mit *φαγεῖν*, wie auf esculus von esca, aufmerksam, indem damit die Kenntniß der Zustände der dortigen Pelasger und ihrer Erinnerungen an die eßbaren Eicheln zusammenhängt, worauf diese Urvölker, als auf die Hauptnahrung, angewiesen waren, weßwegen man auch von einem Zeus Phegonäos wußte, und Zenodotos in Iliad. XVI. 233 *Ζεῦ ἄνα φηγωναῖε* (*φηγωναῖε*) corrigirte. Ich verweise der Kürze wegen auf die schöne Ausführung von Böttiger, Ideen zur Kunst-Mythologie II, S. 24 ff. und füge nur bey, daß ganz neuerlich auch Herr K. Eckermann in seiner Schrift Melampus und sein Geschlecht, Göttingen 1840 S. 107, an jenen alten pelasgischen Naturgott Zeus Phegonäos erinnert hat.

Hätte, frage ich nun, im folgenden Abschnitt b. „Einwirken des Orakels in die Griechische Geschichte“ die Zeugenanführung nicht so geordnet werden sollen, daß jene Hauptstelle der Iliade vorangestellt und ihrem Inhalt nach mitgetheilt, daran die Verse der Odyssee, die des Hesiodus, sodann erst die des Aeschylus und des Sophokles nach mehr chronologischer Folge der Autoren angereihet worden wären? — Die Stelle des Hesiodus im Abschnitt: c. „Ortsangaben von Dodona,“ wird so eingeführt: „Ueber die Stelle, wo Dodona gestanden habe, selbst, wie viele Dodona es gegeben, ist vielfacher Streit erhoben worden. Von Hesiodus Eos hat uns der Scholiast zu Sophokles Trachinerinnen V. 1183 ein Fragment erhalten, welches eine wunderschöne Beschreibung von dem Thale macht, an dessen Ende Dodona lag,“ worauf die Verse griechisch und deutsch angeführt werden.

Es muß aber heißen: in den Eöen (*ἐν Ἠοίαις*), denn das war der Name dieses Gedichtes. Man sehe jetzt Hesiodi Fragg. ed. Göttling.

nr. LIV. p. 216 sq. „Die alten Schriftsteller, bemerkt der Verf. S. 11, erwähnen keines Sees, an dem Dodona lag, sondern eines Sumpfes.“ Damit scheinen die Worte der Scholiasten zur Iliade a. a. O. übereinzustimmen, wenn sie sagen: ὑδρηλὰ γάρ τα ἐκεῖ χωρία. So suchten sie nämlich den Namen *Ναΐος* zu erklären, den der Dodonäische Zeus auch führte; wornach er zu einem Jupiter an Wassern gedeutet würde oder zu einem Wassergeber; wogegen Andere, und vielleicht richtiger, an das Hesiodische: *ναῖον δ' ἐν πυθμένι φηγοῦ* „wohnend im Grunde der Eiche“ erinnernd, diesen Zeus Naïos als Wohnsiedler erklärten (s. Valckenaeri Diss. de Scholiis in Homerum, Opuscull. II. pag. 128 sqq. Man vergl. jetzt noch den Artikel *Ναΐος Ζεύς* in Bekkeri Anecdott. gr. pag. 283). Hiebey bemerke ich weiter, es wäre zu verwundern, wenn der alte Geograph Scylax, welcher die Nordgriechischen Länder Punct für Punct verzeichnet, des uralten, berühmten Dodona auch mit keinem Worte gedacht hätte. Er hat dessen gedacht, wenn Palmerius das Rechte gesehen, der cap. 26. geändert: *Ἄπασιν ὅμοροι ἐν μεσογαίᾳ Ἀτίνταves ὑπὲρ τῆς Ὠρικίας, καὶ Χαονίας* (statt *καὶ Καρίας*), *μέχρι Δωδωνίας* (statt *μ. Ἠδωνίας*), und diese Lesart hat J. Fr. Gail in seinen Geogr. gr. minorr. I. p. 252 in den Text aufgenommen. Aber in dem vor mir liegenden, mit vielen handschriftlichen Noten bereicherten Exemplar der Geographica antiqua hat Jacob Gronov die ganze Stelle so verbessert: — *μέχρι τῆς Δωδωνίας. Ἐν τῇ, Κασσιόπιδι χώρᾳ κτλ.* Hier lag nämlich *Κασσιόπη* gewöhnlicher *Κασσωπία* genannt (s. Steph. Byz. p. 458 Berkel., Holsten. ad Stephan. p. 164, vrgl. Voemel ad Demosthen. (Hegesippum) de Haloneso p. 86 und p. 141). Auf den Münzen dieser Stadt, wovon unten die Rede seyn wird, lesen wir noch: *Κασσωπαίων* (s. Eckhel D. N. II. p. 163 sq. und Mionnet II. p. 52 sq.) — Hiernach würde also *Δωδωνία*, als Bezeichnung der ganzen Gegend, in die geographische Nomenclatur und überhaupt in die Lexika aufzunehmen seyen.

In dem Abschnitt, überschrieben: „Das Hieron von Dodona (*ἱερόν*)“ und zwar in der Unterabtheilung: „Ursache, warum Jupiter zu Dodona verehrt wurde,“ wird denn diese letztere zunächst in Localverhältnissen und zwar vorzüglich in den an diesen Küsten sehr häufigen Gewittern gesucht. — Wobey man aber Gefahr liefe, unsern Verf. sehr mißzuverstehen, wollte man damit seine ganze Ansicht vom Grund und Wesen dieser pelasgischen Religion für erschöpft halten. — Im Gegentheil, er ist vielleicht zu sehr geneigt, in dieser Dodonäischen Religion, und insbesondere in dem Gebet der Peleiaden: „Zeus war, Zeus ist, Zeus wird seyn u. s. w.“ „einen Nachhall der ursprünglichen Offenbarung“ zu erkennen. — Doch, von diesen Allgemeinheiten vor jetzt abzusehen, wende ich mich wieder zum Besondern.

Das Ergebniß über diese altberühmten Oertlichkeiten wird (S. 15. f.) auf folgende Weise vorgetragen: „Auf diese Weise dürften daher fünf Puncte der Archäologie festgestellt seyn, und der Versuch gemacht werden, dem Dichter (Byron, Child Harold II. 53) zu antworten, der frägt:

> Oh! where, Dodona, is thine aged grove?
> Prophetic fount, and oracle divine?
> What valley echoed the reponse of Jove?
> What trace remaineth of the Thunderers shrine?
> — All — all forgotten — —

1) Die Hellopia des Hesiod ist wahrscheinlich das Thal von Janina; 2) Dodona, die Stadt, jetzt Kastritza, am Fuße des Berges, worauf das Kloster von Kastritza, die gleiche Stelle war 3) Das Hieron des Jupiter. — Der Berg selbst war 4) der Berg Tomaros; 5) die Art des Orakels: durch die Beobachtung der Tauben, von welchen eine auf der Eiche — sitzt, die andern zwey neben stehen. Die Vorderseite der Münze stellt den Vogel Jupiters vor, den Adler, welcher auf einem Felsen steht, etwa den Berg Tomaros anzeigend. Die Priesterinnen waren, wie Herodot angiebt, drey; wahrscheinlich, damit eine jede eine Taube pflege oder beobachte; die Selli, Helli, waren die „*ὑποφῆται*“ Ausleger von dem, was die Priesterinnen beobachteten. Ein neuer Beweis für die Reste der ursprünglichen Offenbarung, auch bey heidnischen Völkern, nur entstellt, dürften auch hier

die Tauben seyn, welche gar sehr an die Tauben des Noë erinnern; denn Deucalion soll nach der Fluth das Orakel gegründet haben. Noe's Tauben erinnern an die phrygischen Orakel-Tauben auf den Münzen der Kaiser von Apamea Phrygiae." — Hiemit verbinde ich noch Folgendes aus S. 18: „Es waren fünf Sachen zum Orakel von Dodona nothwendig: 1. Jupiter, durch dessen Willen es gegründet wurde; 2. die Tauben, die beobachtet wurden; 3. die Frauen, welche die Tauben beobachteten, und daraus Orakelsprüche gaben; 4. die Helli, welche diesen Sprüchen Form gaben, und sie 5. dem Orakelfragenden überlieferten. —"

Hierbey habe ich verschiedene Anmerkungen zu machen. Wenn Strabo uns vom Orakel selbst nichts sagt, oder vielmehr sein Text, der am Schluße des siebenten Buches (Vol. II. p. 477 Tzsch.) abbricht, so giebt uns Philostratus (Imagg. II. 33, p. 103 ed. Jacobs) einen Ersatz. Unser Verf. hat diese Stelle nicht übersehen, sondern zu seinem Zwecke, der aufs Taubenorakel gerichtet war, (S. 8.) benutzt; aber das ganze Gemälde giebt uns, neben den ächt homerischen Localfarben, diese gesammte Orakelgebung in einer gewissen Vollständigkeit: die heilige Eiche, die Tauben, die Prophetinnen, die auslegenden Priester, die tönenden Becken, und läßt uns in dem Chor der huldigenden Thebäer auch noch den ägyptischen Hintergrund dieser ganzen Orakelgebung erblicken. Nur Eins fehlt: die Loose (sortes), aus deren Ziehung und Anordnung die Griechen sich alldorten ebenfalls Rath einholten (Cic. de Divinat I. 34, 75.). Endlich können wir aus Analogien, z. B. von dem palicischen Cultus in Sicilien hergenommen, mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß auch die nach verschiedenen Tageszeiten steigende und fallende Quelle zu Dodona (Senecae Natur. Quaest. III. 16.) als Weissagungsmittel angewendet worden seyn möchte. Peleiaden nahm Sophokles zwey an, Euripides drey (Sophocl. Trachin. vs. 172 mit dem Schol.) und also auch wohl Tauben; welches Letztere mit der hier beschriebenen Münze übereinstimmt.

Zur Notiz von den Münzen der phrygischen Stadt Apamea bemerkt Hr. A. S. 16, in einer längern Anmerkung, unter Anderm: „Sind die Münzen des Septimius Severus, Macrinus, Philippus senior zuverläßig echt (denn die des Macrinus im k. k. Kabinete ist mir nicht über allen Zweifel erhoben), deren Rückseiten ein Schiff vorstellen, in welchem Mann und Frau bis zur Hälfte sichtbar sind, so sind diese Münzen ein merkwürdiges Zeugniß für die in Phrygien erhaltene Kunde der Noachischen Fluth. Schrift und Sage schließen sich an die heiligen Bücher an; denn die Schrift ist gewiß *ΝΩΕ* (Noë)." Hieraus berichtige ich eine Behauptung Buttmanns, der in seiner Abhandlung: Ueber den Mythos der Sündfluth (Mythologus I. S. 192 ff.) aus Eckhel's Belehrung (Doctr. N. Vol. III. p. 132 sqq.) über diese Münzen ebenfalls spricht. Allein wenn er (S. 193) sagt: „Aeltere Gelehrte — versicherten, deutlich *ΝΩΕ* zu lesen, welches noch auffallender, aber auch eben dadurch verdächtig wäre, da dieß genau die Schreibart ist, mit welcher die griechische Bibel die hebräische Namensform ausdrückt. Allein durch Eckhel's sichere Kritik ist es nun wohl ausgemacht, daß nirgend mehr als jene zwey Buchstaben erscheinen;" nämlich *ΝΩ*. Eckhel hatte sich aber keineswegs so kategorisch in diesem Sinne ausgesprochen. Auch bemerkt Mionnet (Tom. IV. p. 234, nr. 251.) von einer Apameischen Münze des Alexander Severus, daß auf dem Kasten *ΝΩΕ* geschrieben stehe, und auf dem Kupferstiche, den er (Suppl. Tom. VII. pl. XII. nr. 1.) von dieser Münze geliefert, sind auch diese drey Buchstaben ganz deutlich zu lesen. Diese Mionnet'sche Abbildung ist in von Leonhards Geologie oder Naturgeschichte der Erde auf allgemein faßliche Weise abgehandelt in der 7ten Abtheilung, im Capitel von der Sündfluth, S. 123 aufgenommen worden. Man hat sich aber durch Buttmann's falsche Behauptung bestimmen lassen, in der Copie den dritten Buchstab (E) zu unterdrücken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Ueber das Tauben-Orakel von Dodona. Zur Erklärung einer Erz-Münze der Epiroten in der Münzsammlung des Stiftes St. Florian von Joseph Arneth.

(Schluß.)

Im Abschnitt: „e) Die Literatur über das Orakel von Dodona" sagt der Verf. im zweyten Satze: „Die Goldmünze, die Gronovius (p. 278 Vol. VII. Thesauri Antiqq. grr.) stechen ließ, ist gewiß falsch." Hierzu bemerke ich: Wenn Böttiger in den Ideen zur Kunst-Mythologie II, 25 sich auf dieselbe, und nicht vielmehr auf die auch von Mionnet (Suppl. III. pl. XIII. Nr. 1.) mitgetheilte Silbermünze beruft, so muß er hieraus berichtigt werden. — Wenn Hr. A. weiter sagt (S. 17): „Für unrichtig halte ich auch die Idee des Gronovius, daß Dione die Proserpina sey, so hat er dabey zwar Buttmann (Mythol. I, 22, der, gelegentlich bemerkt, Διώνη mit Δωδώνη zusammenstellt, S. 25) auf seiner Seite, aber darum mit nichten die Wahrheit. Ich habe mich darüber anderswo erklärt, und werde darauf anderswo zurückkommen. Hier nur so viel: Dione ist Venus-Proserpina. — Ebendaselbst (S. 17 unten) heißt es: „Sophocles Odysseus: τὰ Θεσπιῶδας ἱερείας Δωδωνίδας" Man schreibe: Τὰς θεσπιῳδοὺς ἱερίας Δωδωνίδας. Beym Steph. Byz. de Dodone p. 323, woraus dieses Fragment genommen ist, stand ἱερέας. Die metrische Verbesserung schlug Valckenaer ad Euripid. Phoeniss. vs. 1475 vor. Man vrgl. Brunck ad Sophocl. Fragg. p. 213 ed Burneii. Die Worte gehörten nicht dem rasenden Odysseus des Sophokles an, sondern dem Ὀδυσσεὺς ἀκανθοπλὴξ desselben Dichters, d. i. dem vom Rochenstachel (nicht vom Rachestachel, wie in Bode's Gesch. der Hellen. Dichtkunst III. 1. S. 438 gedruckt steht) getödteten Odysseus; welches Drama auch Niptra (das Fußbad) betitelt war (s. Welcker die Griech. Tragödien I, S. 240 ff.)

Bey der weiteren Uebersicht der Literatur dieses Orakels wird auch der Schriftsteller gedacht, welche zwey Dodona annehmen (S. 19). Hierbey muß ich auch auf Heyne's Obss. Iliad. Vol. VII. p. 255 und auf C. O. Müller Aeginet. p. 159 verweisen. Eméric David, in seinem Jupiter I, 124, nimmt, ziemlich übereinstimmend mit Heyne an: Die Thessalischen Pelasger hätten das Orakel aus seinem Ursitze im thessalischen Pelasgiotis bey ihrer Wanderung nach Epirus, gegen 1727 vor Chr. G. mit nach Epirus gebracht. — Zur Vervollständigung jener Literatur-Uebersicht (S. 16—20) kann jetzt verglichen werden: Histoire de la Civilisation morale et religieuse des Grecs, par P. van Limburg Brouwer Groningue 1840, Tom. VI. p. 7—17, worin jedoch sonderbarer Weise der von unserm Verf. belobten und ebendaselbst erschienenen Abhandlung: Fr. Cordes Disputatio de Oraculo Dodonaeo Groningae 1826 mit keinem Worte gedacht wird. Auch möchte der Ernst und der religiöse Sinn, womit Hr. Arneth die ehrwürdigen Ursprünge antiker Cultur betrachtet, sich von der voltairischen Frivolität und der modernisirenden Manier jener Civilisationsgeschichte wohl auf's entschiedenste abwenden. — Ich selbst füge noch bey, daß ganz kürzlich C. A. Schmitthenner in seinem Syntagma I. de Jove Hammone Weilburg 1840 p. 48 sqq. den Ursprung des Dodonäischen Orakels berührt hat.

Schlüßlich bemerke ich noch zu diesem Abschnitt der Abhandlung unsers Verf. einen Punct,

der eine Münze des kk. Cabinets betrifft: Eméric David stellt den Satz auf (in seinem Jupiter Vol. II. p. 432): Das Dodonäische Orakel sey nicht nur dem Ammon eigen gewesen, sondern der Dodonäische Zeus sey auch ein Ammon Sol, ein Sonnengott (un dieu Soleil), und sucht diesen Satz dadurch zu erweisen, daß Jupiter selbst nur zu Dodona Orakel ertheilet habe, nicht, wie anderwärts, durch den Apollo. Dafür hätte er eine Münze des epirotischen Königs Alexander des Erstern, welche Eckhel aus der kk. Sammlung in seiner Sylloge Tab. VIII. Nr. 3. zuerst bekannt gemacht hat, als Beweis anführen können. Sie zeigt auf der Vorderseite das mit krausen Locken und großen Strahlen umgebene Haupt des Sonnengottes, auf der Rückseite den Blitz mit der Umschrift: Alexanders Sohn's des Neoptolemus. Eckhel sagt darüber: „Pars adversa summae elegantiae solis caput sistit incertâ causâ.“ Die Ursache leuchtet nun wohl von selbst ein, da die meisten Münzen desselben Königs mit ähnlicher Rückseite auf der Hauptseite das belorberte Haupt des Juppiter zeigen; zum klaren Beweis, daß in der epirotischen Religion Zeus als Sonnengott betrachtet wurde; obwohl noch andere Bedeutungen desselben Gottes ebendaselbst auch nicht zu bezweifeln sind.

Der letzte und verhältnißmäßig wichtigste Abschnitt ist überschrieben: „III. Allgemein Künstlerisches und Numismatisches von Epirus.“ Hier werden zuerst die geschnittenen Steine durchgegangen; die Reihe eröffnet der Venetianische Cameo (S. 21) mit dem Giove Egioco des E. Q. Visconti in seiner Monographie, oft copirt; zuletzt in Guigniaut's Relig. de l'Antiq. nr. 264 und K. O. Müllers und Oesterley's Denkmälern der alten Kunst II. 1, 5; aber, wie K. O. Müller im Handbuch S. 493, 7 zweyt. Ausg. bemerkt, auch bezweifelt. Vom zweyten, ehemals in der Sammlung des Kurfürsten von der Pfalz, dann mit dem Cabinet Orleans nach St. Petersburg gekommenen, glaube ich nach unsers Verf. Beschreibung annehmen zu können, daß es derselbe geschnittene Stein ist, den Beger in Thesauro Palatino p. 2 geliefert und besprochen hat, wobey Hr. A. auch gegen Hrn. Fr. Streber („in seinem vortrefflichen Werk“ über die Münzkunde in den Abhandlungen der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften, München 1835.) behauptet, daß der auf einer Münze von Halikarnassos zwischen zwey Bäumen, worauf zwey Vögel, stehende, und in einen langen Talar eingehüllte Mann nicht der Dodonäische Zeus, sondern ein dort einheimischer (karischer) Orakelpriester und Vogelschauer sey. Hierauf wird der Florentiner Cameo angeführt, welcher den Dodonäischen Juppiter darstellt. Dieß führt unsern Verfasser zu Betrachtungen über die zu Paramythia in Albanien gefundenen Bronzen (S. 22 ff.), besonders über den wundervollen torcutischen Discus, Venus bey Anchises darstellend, in Hawkin's Besitz (Unser Verfasser nennt ihn einen Spiegeldeckel), abgebildet in Millingen's ancient uned. monumm. II, 2 und bey Tischbein Homer in Bildern von Schorn VII, 3; — wobey Hr. A. Gelegenheit nimmt, auch der neuerlich im Umfange des Kaiserreichs Oesterreich gefundenen Antiken kürzlich zu erwähnen. — Hierauf heißt es weiter (S. 24): „Die Rede über so viele merkwürdige Kunstgegenstände, deren Zeit doch wohl (nur) wahrscheinlich, nicht gewiß, zu bestimmen ist, führt auf die, welche am sichersten die Periode anzeigen, in der sie gemacht sind. Es sind dieß die Münzen, die zuverläßigsten Wegweiser der Kunstgeschichte.“

Hier kann ich nun aber unserm erfahrnen Numismatiker nicht ins Einzelne seiner interessanten und lehrreichen Erörterungen folgen, sondern muß mich darauf beschränken, nur Einiges herauszuheben, und einige Bemerkungen einzustreuen. Zuerst werden nun als älteste epirotische Münzen die von Ambracia mit dem Typus von Korinth behandelt. Hierbey wird (S. 26) bemerkt: „Ueber den Zeitpunct sowohl als über die Zutheilung der Münzen mit Korinthischen Typen habe ich mich gleichzeitig mit Raoul-Rochette in den Wiener Jahrbüchern 1829 ausgesprochen. Alle Münzen mit dem Pallaskopfe und auf der Rückseite Pegasus mit dem Buchstaben Koph gehören nach Korinth: die von den Colonien haben entweder ihren Namen ganz ausgeschrieben, oder durch die Anfangsbuchstaben ausgedrückt, und das Koph ausgelassen.“ — (S. 27) „Die Tauben auf der Rückseite der Münzen von Cassope (von welcher Stadt oben bey der Stelle

des Scylax die Rede war), die Vorderseite: ein weiblicher Kopf mit der Thurmkrone, eine andere mit einem stoßenden Stiere, sind sowohl wegen des Taubenorakels von Dodona, als wegen der Triften mit den Ochsen bey Hesiod, sehr anziehend." (Das ist der βοῦς λαρινὸς und θούριος, der im alten Epirus berühmt war, und womit man die Rinder des Geryon in Verbindung brachte; s. Hecataeus ap. Arrian. Exped. Alex. II. 16. Casaub. ad Athen IX. 376. p. 61. Schwgh. Die Abbildung dieses Ochsen s. bey Mionnet Suppl. III. pl. 13, vergl. K. O. Müllers Handbuch der Archäologie d. K. S. 496. 5.) — „Ja Augustus erscheint, mit Eichenlaub umgeben, auf der Münze von Nicopolis" (nämlich mit Beziehung auf den mit Eichenlaub bekränzten Dodonäischen Zeus. Mionnet Suppl. III. p. 372 sqq. scheint diese Münzen mit tête laurée d'Auguste zu bezeichnen. Auf einer Münze dieser Stadt in der Heidelberger Universitäts-Bibliothek ist caput Augusti diadematum zu sehen, nach Brummeri Recensio I. p. 9. nr. 26.)

Der Verf. beschreibt nach den Städtemünzen von Epirus genauer die Königsmünzen dieses Landes, und zwar wegen des hohen Kunstwerthes der letztern (S. 27): „Alexander I. Die Goldmünze Alexanders gehört zuverläßig zu den schönsten, die je aus der Werkstätte der Münzpräge hervorgegangen sind. Kopf Jupiters mit dem Eichenkranze. Rückseite: *ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥ ΤΟΥ ΝΕΟΠΤΟΛΕΜΟΥ.* Blitz, Stern und Lanzenspitze." Es werden darauf die Exemplare in verschiedenen Sammlungen angeführt. (Das bey Seguin Select. Num. hat jetzt Guigniaut Relig. d. A. nr. 263. copiren lassen. Den Kopf auf den Silbermünzen hält der Verf. obschon er viel Persönliches habe, doch nicht für den dieses Königs, sondern für Jupiters Haupt. Hierbey muß ich noch bemerken: Sestini Sopra i moderni falsificatori pag. 16 kennt nur eine Bekker'sche Silbermünze. Mit Recht führt aber Herr von Steinbüchel in seiner Schrift: Die Bekker'schen falschen Münzstempel, Anhang S. 3 auch eine Gold-Münze an; denn eine solche liegt vor mir, welche ich jener Fabrik zuzuschreiben gute Gründe habe.) Hr. A. fährt fort: „Gleiche Individualitäten haben die Köpfe des Apollo, des Mercurius auf den Münzen Alexanders, ohne daß doch angenommen werden könnte, sie alle stellen die Züge Alexanders vor. Aehnliches gilt auch von den Köpfen des Jupiter und Apollo, auf den schönen Münzen Philipps von Macedonien, die gewiß nicht den Kopf des Königs, sondern der Götter vorstellen. — Daß gerade auch die drey Götter auf den Bronzen von Paramythia erscheinen, dürfte wohl für die Herkunft dieser herrlichen Werke aus der Zeit Alexanders von Epirus sprechen.

Jene Streitfrage hatte auch vor einigen Jahren Hr. Pinder in seinen Numismata antiqua inedita I. p. 23 sq. wieder in Anregung gebracht. Jetzt bemerke ich noch: Als ich neuerlich in der von Cottaischen Viertel-Jahrsschrift, Heft II. S. 13 der in Rheinischen Landen gefundenen Goldmünzen Philipps II. von Macedonien erwähnte, konnte ich unter diesen Geprägen noch keine anschauliche Vergleichung machen, wie mir jetzt vergönnt ist, indem drey Exemplare vor mir liegen, wovon zwey in der bayerischen Pfalz ausgegraben worden. Eins von höchster Schönheit ganz wie das bey Mionnet Pl. XX. nr. 1.; Vorderseite das jugendliche lorberbegränzte Haupt Apollo's rechts gewendet; Rückseite ein Wagenlenker auf einem Zweygespann, in der Exergue *Φιλίππου.* Das zweyte zeigt opus barbarum, wie Illyrische und Thracische, dem Macedonischen König unterworfene Städte sie nachprägten. Das dritte, blässeren Goldes, gehört zu den extreme barbaris, wie Dacische Münzstätten solche Philipp'sdor nachzuprägen vermochten. S. Eckhel D. N. V. II. p. 94 sq.) —

Es folgen die Münzen des Königs, darunter einige mit der thronenden Dodonäischen Dione, die, der Aphrodite ähnlich, ihr Gewand anmuthig über die Schulter zieht.

Der Verf. schließt (S. 30) mit der Bemerkung: „Eine bestimmte Münze von Dodona, mit dem Namen der Stadt oder des Hieron, giebt es bis jetzt nicht," und mit einigen religiös-historischen Betrachtungen.

Indem ich ihn solcher Gesinnung wegen ehre, schätze ich ihn auch seiner Gelehrsamkeit wegen hoch, hoffend, er werde von dieser Anerkennung in vorliegender Anzeige einen unzweydeutigen Beweis finden.

Creuzer.

Untersuchungen über das Zwischenkieferbein des Menschen in seiner normalen und abnormen Metamorphose. Ein Beytrag zur Entwickelungs-Geschichte des Menschen, nebst Betrachtungen über das Zwischenkieferbein der Thiere von F. S. Leuckart. Stuttgart 1840. 116 S. mit 9 lithogr. Tafeln. gr. 4.

Eine vortreffliche Monographie über einen Theil des Knochengerüstes, der eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, weil es längere Zeit hindurch strittig war, ob derselbe beym Menschen vorkomme oder nicht. Anatomen, wie Vesal, Blumenbach und Camper sprachen demselben den Zwischenkiefer ab, und setzten in diesen Mangel gerade einen Hauptunterschied des Menschen von den verwandten Thieren. Dagegen erklärten sich Vicq d'Azyr, Josephi und Loder entschieden für sein Vorhandenseyn, und der Gegenstand kam zu einer lebhafteren Verhandlung und erregte auch außerhalb des anatomischen Kreises viele Theilnahme, seitdem Goethe sich für die Existenz dieses Knochens beym Menschen ausgesprochen hatte. Als Schlußresultat der hierüber geführten Verhandlungen hat es sich ergeben, daß das Zwischenkieferbein allerdings als ein besonderes Knochengebilde am menschlichen Schädel vorkommt, daß es aber als solches nur in den frühesten Lebensperioden vorhanden ist, und schon vom dritten Monate des Fötuslebens an die Verschmelzung mit den benachbarten Knochen, namentlich den Oberkieferbeinen, beginnt. Für die späteren Lebensperioden existirt also beym Menschen wirklich kein Zwischenkieferbein, was übrigens auch bey manchen Säugthieren, wie dem Orang-Outang, Mardern, vielen Insektenfressern rc. der Fall ist. Der einzige Unterschied, wie Leuckart mit Recht hervorhebt, bleibt nur der, daß bey keinem der eben genannten Thiere die Verschmelzung des Zwischenkiefers so ungemein schnell von statten geht, als beym Menschen, sondern immer erst eine kürzere oder längere Zeit nach der Geburt beginnt. Ein anderer Unterschied, auf den der Verfasser aufmerksam macht, ist in Bezug auf die Entwicklungsgeschichte noch der, daß dieser Knochen beym Menschen jederseits aus zwey Stücken oder Kernen besteht, während dieß bey keinem Thiere, bis jetzt wenigstens, mit Bestimmtheit nachgewiesen wurde.

Leuckart's Schrift ist in vier Abschnitte abgetheilt. Der erste führt den Titel: „Historisches. Ansichten über das Zwischenkieferbein des Menschen." In diesem Abschnitte sind mit großem Fleiße die Angaben aller bedeutenden Autoritäten über das Zwischenkieferbein des Menschen zusammengestellt, und meist mit ihren eigenen Worten wieder gegeben. Man wird auf solche Weise schnell in die Geschichte der verschiedenen Meynungen über diesen Knochen eingeführt.

Der zweyte Abschnitt, „Descriptives," betitelt, giebt die Erklärungen zu den 9 Kupfertafeln, welche eben so genau als schön ausgeführt sind. Erklärungen und Abbildungen erstrecken sich sowohl über die normalen als abnormen Bildungen dieses Knochens. Auf Tab. 1. Fig. 1. ist der Zwischenkiefer, namentlich auch der Nasenfortsatz desselben, noch nach vorn, wenigstens an der rechten Seite, deutlich zu unterscheiden und noch nicht mit dem eigentlichen Oberkieferbein völlig verschmolzen. Eine besonders interessante Wolfsrachen-Bildung ist auf Tab. 9. dargestellt.

Der dritte Abschnitt „Comparatives" geht auf eine sehr ausführliche Weise znr Betrachtung des Zwischenkiefers der Wirbelthiere über, und enthält ein sehr reiches Detail, namentlich aus der Klasse der Säugthiere, was den Zoologen gut zu statten kommen wird.

Der vierte Abschnitt „Allgemeines" befaßt sich vorzüglich mit der Deutung der Intermaxillarknochen, welche der Verfasser, indem er den Oberkiefer-Apparat für eine Wiederholung der oberen oder vorderen Extremitäten im Kopfe ansieht, mit einer Daumenbildung vergleicht, worüber wir, obschon uns eine solche Betrachtungsweise nicht zusagt, mit dem Verfasser nicht weiter streiten wollen. Zum Schluße wird sehr ausführlich die angeborne Hasenscharten- und Wolfsrachen-Bildung abgehandelt.

Für diese mit Fleiß und Geist verfaßte Monographie haben wir Ursache dem Autor den besten Dank zu wissen.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	3. July.
Nro. 133.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1840.

Anecdota graeca e codd. Manuscriptis Bibliothecae Regiae Parisiensis. Edidit I. A. Cramer, S. T. P. aulae novi hospitii principalis, necnon Academiae orator publicus. Oxonii, e typographeo Academico. MDCCCXXXIX. Vol. I. 411. Vol. II. 426.

Hr. Cramer hat vor einigen Jahren die Ausbeute, welche die Bibliothek zu Oxford für griechische Literatur gewährt, in drey Bänden veröffentlicht. *) Wenn der Werth dieser auch keineswegs den Anecdota des Immanuel Bekker gleich steht, so übertreffen sie doch die von Bachmann und andern um vieles, und sind besonders zur Berichtigung bekannter grammatischer Quellen, wie des Etymologicum, von Bedeutung. Einzelne wichtige Stellen, Fragmente von Dichtern, waren durch Bentlei bekannt, wie überhaupt das was ein Scaliger, Casaubonus, Salmasius u. a. theilweise handschriftlich benutzt haben, den Nachkommen noch immer manche Nachlese giebt.

*) Anecdota Graeca e codd. manuscriptis bibliothecarum Oxoniensium descripsit J. A. Cramer, S. T. P. aulae novi hospitii principalis, necnon Academiac orator publicus. Vol. III. 1835 — 6. Davon enthält der erste Band p. 1 — 451. *Ὁμήρου ἐπιμερισμοί*, der zweyte p. 1 — 167. *Θεογνώστου κανόνες*, p. 169 — 281 *χοιροβοσκοῦ ὀρθογραφία*. p. 283 — 330 *περὶ ποσότητος*. p. 331 — 426 *ἐπιμερισμοὶ κατὰ στοιχεῖον γραφικά* p. 427 — 500 *ἐκλογαὶ διαφόρων λέξεων*. der dritte *Μελετίου περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς* p. 1 — 158, nebst anderem vermischten Inhalts, worunter das wichtigste *Ἡρωδιανοῦ περὶ παραγωγῶν γενικῶν ἀπὸ διαλέκτων* und *περὶ κλίσεως ὀνομάτων*.

Auf ähnliche Art erhalten wir jetzt durch die Thätigkeit des Herrn Cramer aus den Schätzen der Pariser Bibliothek vorläufig zwey Bände, die der Herausgeber dem Stoffe nach vertheilt hat, so daß der erste Band alles auf Poesie (Dramatische Kunst, Metrik, Musik), und Philosophie (Ethik, Rhetorik, Physik) bezügliche, der zweyte aber Geschichtliches und Chronologisches enthält; Grammatik und Philologie soll die nächst folgenden Bände füllen. Sie geben, was eine kurze Darlegung des Inhalts zeigen wird, den Beweis, wie noch manches von Bedeutung — sehr vieles ist allerdings werthlos und konnte füglich umgangen werden — vergraben liegt, und erregen den Wunsch, daß auch die Italienischen Bibliotheken, namentlich die des Vatikans, von einem der Sprache und Sache kundigen Gelehrten durchforscht werden mögen.

Den Anfang der Excerpta poetica eröffnet eine Abhandlung *περὶ κωμῳδίας*, in der Art wie wir zu Aristophanes mehrere besitzen, welche Meineke im ersten Bande der Fragmenta Comicorum zusammengestellt hat. Sie ist unvollständig, in vielen mit Platonius und andern bekannten gleichlautend, ihr besonderer Werth aber liegt darin, daß sie aus einer der Quellen des in letzten Jahren vielfach besprochenen Plautinischen Scholion stammend zu betrachten ist; so ganz dasselbe findet sich hier und dort, daß man in vorliegendem fast unmittelbar den Heliodorus zu erkennen glaubt. Jener Cäcius kann immerhin Tzetzes gewesen seyn, ungeachtet Cramers Bemerkung p. 13, daß dieser selbst die von ihm bestrittene Behauptung anderswo vorgetragen habe; eine solche Aenderung früherer Ansicht ist bey byzantinischen Grammatikern, und am wenigsten bey dem eiteln Tzetzes, nichts auffallendes. Auch die Irrthümer des lateinischen Textes lassen sich leicht nachweisen. Wenn es dort heißt:

Alexander Aetolus et Lycophron Chalcidensis et Zenodotus Ephesius impulsu regis Ptolemaei Philadelphi cognomento . . graecae artis poeticos libros in unum collegerunt et in ordinem redegerunt; Alexander tragoedias, Lycophron comoedias, Zenodotus vero Homeri poemata et reliquorum illustrium poetarum, wonach die Bearbeitung aller Dichterwerke außer der dramatischen, also auch der lyrischen dem Zenodotus zufallen würde, so ist dieses sicher nur aus einem Schreibfehler des griechischen Originals entstanden, worin wir jetzt p. 6 lesen: ἰστέον ὅτι Ἀλέξανδρος ὁ Αἰτωλὸς καὶ Λυκόφρων ὁ Χαλκιδεὺς ὑπὸ Πτολεμαίου τοῦ φιλαδέλφου προτραπέντες τὰς σκηνικὰς διώρθωσαν βίβλους, Λυκόφρων μὲν τὰς τῆς κωμῳδίας, Ἀλέξανδρος δὲ τὰς τῆς τραγῳδίας, ἀλλὰ δὴ καὶ τὰς σατυρικὰς . . . τὰς δὲ σκηνικὰς Ἀλέξανδρός τε ὡς ἔφθην εἰπὼν, καὶ Λυκόφρων διωρθώσαντο, τὰς δὲ ποιητικὰς Ζηνόδοτος πρῶτον καὶ ὕστερον Ἀρίσταρχος διωρθώσαντο. hier fordert der Gedanke wie der Zusammenhang τὰς δ' ἐποποιικάς. Sehr auffallend ist die Uebereinstimmung in dem falschen Namen κογκυλω Concyli, was wiederum auf eine gemeinschaftliche Quelle hindeutet.

Zu dieser erfreulichen Entdeckung des Herrn Cramer fügen wir eine wichtigere, die derselbe im Nachtrage p. 403 — 406 mitgetheilt hat. In einer Handschrift des X. Jahrhunderts fand er mitten unter logischen Figuren (wahrscheinlich zu Aristoteles erster Analytik) Bemerkungen über die Komödie; er glaubt, sie seyen einem Commentare zur Arist. Poetik entnommen, darum merkwürdig, weil der Verf. diese vollständiger hatte als wir sie besitzen. Die Sache ist unläugbar; aber nicht aus einem Commentare zur Poetik, sondern aus dem verloren gegangenen Buche des Aristoteles selbst über die Comödie, freylich nicht unmittelbar, sind diese wenigen Angaben, die kaum mehr als einen Schematismus, nicht die Ausführung, enthalten.

Hieraus lernen wir die aristotelische Definition der Comödie, die anderswo sich nirgends findet, kennen. Da Comoedie als Theil der dramatischen Poesie mit der Tragödie gleichartig ist, trägt sie außer dem specifischen Unterschiede auch die Aehnlichkeiten mit dieser in sich, und vieles was Aristoteles als der Tragödie wesentlich angegeben hatte, galt nicht weniger von der Komödie. Darum weisen wir auch den möglichen Zweifel, als sey alles was hier mitgetheilt wird, von einem spätern aus den uns erhaltenen Bemerkungen des Philosophen über die tragische Poesie übergetragen, mit Entschiedenheit von der Hand. Jene Definition ist:

> κωμῳδία ἐστὶ μίμησις πράξεως γελοίας καὶ ἀμοίρου μεγέθους τελείας*) χωρὶς ἑκάστου τῶν μορίων ἐν τοῖς εἴδεσι, **) δρῶντος καὶ (οὐ) ***) δι' ἀπαγγελίας, δι' ἡδονῆς καὶ γέλωτος περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν. ἔχει δὲ μητέρα τὸν γέλωτα.

was also in der Tragödie φόβος καὶ ἔλεος ist, das ist in der Comödie das γελοῖον, wie sofort bemerkt wird:

> σύμμετρα τοῦ φόβου θέλει εἶναι ἐν ταῖς τραγῳδίαις καὶ τοῦ γελοίου ἐν ταῖς κωμῳδίαις.

Auf welche Art das γελοῖον entsteht, wird im folgenden nachgewiesen; das sind die πόσα εἴδη γελοίων die Aristoteles in der Poetik angegeben hat, und auf welche er sich Rhet. III. 18, beruft.

γίνεται δὲ ὁ γέλως
A· ἀπὸ τῆς λέξεως
1. κατὰ ὁμωνυμίαν
2. . . συνωνυμίαν
3. . . ἀδολεσχίαν
4. . . παρωνυμίαν
παρὰ πρόσθεσιν καὶ ἀφαίρεσιν
5. . . ὑποκόρισμα

---

*) Bey Cramer unrichtig γελοίου . . τελείου, nach diesem fehlen die Worte ἡδυσμένῳ λόγῳ welche die Definition der Tragödie Kap. 6 hat und der Comödie eben so wesentlich sind.

**) umgekehrt in der Definition der Tragödie χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις.

***) οὐ fehlt bey Cramer, überdieß ist δρώντων statt δρῶντος zu lesen.

6. κατὰ ἐξαλλαγὴν *)
a) φωνῇ
b) τοῖς ὁμογένεσι
7. . . σχῆμα λέξεως.

B. ἀπὸ τῶν πραγμάτων.
ὁ ἐκ τῶν πραγμάτων γέλως
1. ἐκ τῆς ὁμοιώσεως. χρήσει πρὸς τὸ χεῖρον, πρὸς τὸ βέλτιον.
2. ἐκ τῆς ἀπάτης
3. ἐκ τοῦ ἀδυνάτου
4. ἐκ τοῦ δυνατοῦ καὶ ἀκολούθου
5. ἐκ τοῦ παρὰ προσδοκίαν.
6. ἐκ τοῦ χρῆσθαι φορτικῇ ὀρχήσει
7. ὅταν τις τῶν ἐξουσίαν ἐχόντων παρεὶς τὰ μέγιστα φαυλότητα λαμβάνῃ.
8. ὅταν ἀσυνάρτητος ὁ λόγος ᾖ καὶ μηδεμίαν ἀνακολουθίαν ἔχων.

Davon stehen die sieben Arten ἀπὸ τῆς λέξεως und die ersten zwey ἀπὸ τῶν πραγμάτων mit Beyspielen belegt in den Einleitungen zu Aristophanes p. XIII. Dindorf und bey Cramer p. 5, aber niemand dachte, daß dieses Excerpte aus Aristoteles Poetik seyen. Jetzt wissen wir auch, wo die Worte gestanden haben, die Simplicius aus dieser Schrift anführt: καὶ γὰρ ὁ Ἀριστοτέλης ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς συνώνυμα εἶπεν εἶναι ὧν πλείω μὲν τὰ ὀνόματα, λόγος δὲ ὁ αὐτός. nicht in dem uns erhaltenen Theile, wie Tyrwhitt glaubte, sondern in der Abhandlung über das γελοῖον. Auch die Vergleichung mit den σοφιστικοὶ ἔλεγχοι zeigt, daß Aristoteles der Verfasser ist.

Ferner erscheinen dieselben sechs Theile der Comödie, hier κωμῳδίας ὕλη genannt, wie bey der Tragödie; sie sind nur kurz und ungenügend motivirt; man kann kaum mehr den ursprünglichen Verfasser in ihnen erkennen.

*) ἐξαναλλαγὴν bey Cramer.

μῦθος κωμικός ἐστιν ὁ περὶ γελοίας πράξεις ἔχων τὴν σύστασιν.

ἤθη κωμῳδίας τά τε βωμολόχα καὶ τὰ εἰρωνικὰ καὶ τὰ τῶν ἀλαζόνων.

διανοίας μέρη δύο γνώμη καὶ πίστις.

κωμική ἐστι λέξις κοινὴ καὶ δημώδης. δεῖ τὸν κωμῳδοποιὸν τὴν πάτριον αὐτοῦ γλῶσσαν τοῖς προσώποις περιτιθέναι, τὴν δὲ ἐπιχώριον αὐτῷ ἐκείνῳ (?)

μέλος τῆς μουσικῆς ἐστὶν ἴδιον, ὅθεν ἀπ' ἐκείνης τὰς αὐτοτελεῖς ἀφορμὰς δεήσει λαμβάνειν.

ἡ ὄψις μεγάλην χρείαν τοῖς δράμασι τὴν *) συμφωνίαν παρέχει.

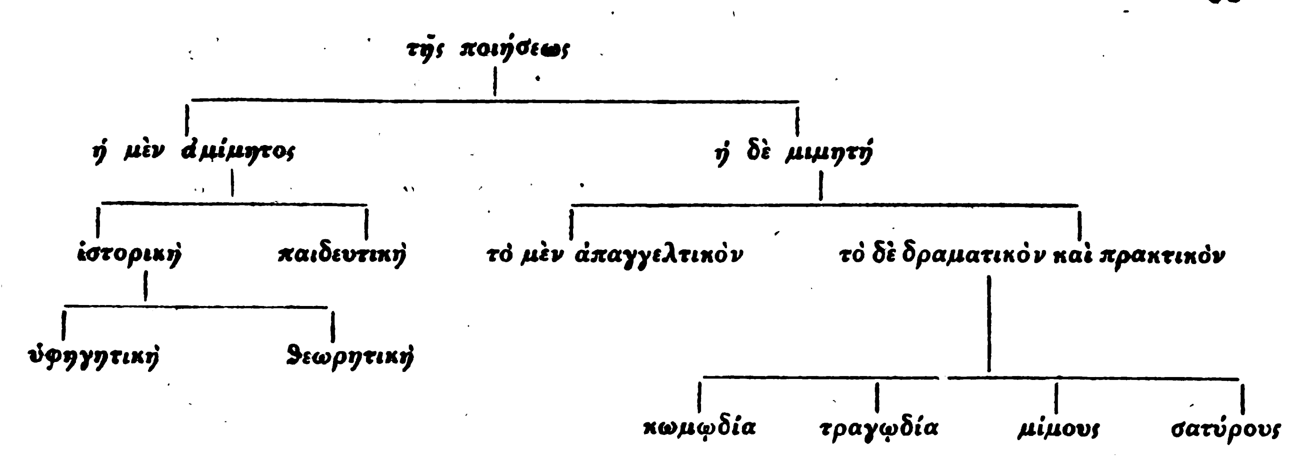
ὁ μῦθος καὶ ἡ λέξις καὶ τὸ μέλος ἐν πάσαις κωμῳδίαις θεωροῦνται, διάνοια δὲ καὶ ἦθος καὶ ὄψις ἐν ὀλίγαις. **)

Die vier äußern Theile πρόλογος, χορικὸν, ἐπεισόδιον, ἔξοδος haben nach Aristoteles auch andere Theoretiker, Dionysius, Krates, Eucleides (p. 8 Cramer) beybehalten. Die Angabe des Unterschiedes alter und neuer Komödie: τῆς κωμῳδίας παλαιὰ ἡ πλεονάζουσα τῷ γελοίῳ, νέα ἡ τοῦτο μὲν προϊεμένη, πρὸς δὲ τὸ σεμνὸν ῥέπουσα, μέση ἡ ἀπ' ἀμφοῖν μεμιγμένη kann man mit dem zusammenstellen, was Arist. in der Nic. Ethic. IV. 8, 5 bey Gelegenheit, welcher Abstand von feinem und rohem Scherze sey, sagt: καὶ ἡ τοῦ ἐλευθέρου παιδιὰ διαφέρει τῆς τοῦ ἀνδραπώδους, καὶ αὖ τοῦ πεπαιδευμένου καὶ ἀπαιδεύτου. ἴδοι δ'ἄν τις καὶ ἐκ τῶν κωμῳδιῶν τῶν παλαιῶν καὶ τῶν καινῶν. τοῖς μὲν γὰρ ἦν γελοῖον ἡ αἰσχρολογία, τοῖς δὲ μᾶλλον ἡ ὑπόνοια, διαφέρει δ'οὐ μικρὸν ταῦτα πρὸς εὐσχημοσύνην.

Dagegen aus Arist. nicht nachzuweisen, noch dem Ref. anderswoher bekannt, ist nachstehende Eintheilung der ποίησις (hier als Gattungsbegriff in weiterer Ausdehnung als das Wort Poesie ausdrückt):

*) vielleicht καί.

**) Dagegen heißt es von der Tragödie cap. 6. τούτοις μὲν οὖν οὐκ ὀλίγαι αὐτῶν κέχρηνται τοῖς εἴδεσι.



Aristoteles kennt die *ποίησις* nur als *μίμησις* und ihre daraus hervorgehenden Unterabtheilungen.

Περὶ ὀρνίθων. p. 21 — 42 Die Paraphrase eines Gedichtes von Dionysius, in welchem die Eigenschaften der Vögel mit Beziehung auf mythologische Sagen beschrieben werden; sie ist bereits unter dem Namen des Euteknius bekannt und G. Schneider hat sie mit der Aufschrift *Εὐτεκνίου τοῦ σοφιστοῦ παράφρασις τῶν Ὀππιανοῦ ἢ μᾶλλον Διονυσίων ἰξευτικῶν ἐν λόγοις τρισί* seiner Ausgabe des Oppianus beygegeben. Aus der Einleitung bey Herrn Cr. lernen wir, daß Dionysius der Verfasser ist; sonst ist der Text derselbe, ergänzt sich aber wechselseitig, da bald hier bald dort Lücken sind; in den Ausgaben fehlt z. B. die Einleitung, in dem neuen Texte das ganze dritte Buch. Der Herausgeber macht p. 42 die Bemerkung, er habe um den Charakter seiner Handschrift zu zeigen, diese lieber in ihrer Gestalt geben, als sie aus Euteknius verbessern wollen; das Wahre aber ist, wie die theilweise vorgebrachten Aenderungen lehren, daß Hr. Cr. erst nach Vollendung des Druckes die unangenehme Entdeckung machte, das von ihm wie er glaubte, zum ersten Male gegebene sey kein Ineditum; sonst würde er entweder die bedeutenden Fehler, was eine Vergleichung von selbst darbot, entfernt, oder vielmehr das ganze dem Zwecke dieser Anecdota gemäß unterdrückt haben. Zu beachten ist, daß in diesem Exemplare aus dem Gedichte sich manche epische Form erhalten hat z. B. *νεοττοῖσιν*, *κλωβοῖσιν* u. a.

Ἐκ τοῦ Πάππου p. 47 — 58, ein Fragment über die Musik, das nach der Angabe des Hrn. Cramer auch in andern Bibliotheken, in Neapel und im Vatikan handschriftlich vorhanden ist; weit besser wäre es indessen gewesen, wenn der Herausgeber bemerkt hätte, daß sein Ineditum nichts anders ist, als die von Meibomius in die Sammlung der Musiker unter dem Namen *Εὐκλείδου εἰσαγωγὴ ἁρμονική* aufgenommene und längst bekannte Schrift, woselbst in der Vorrede nachgewiesen ist, daß andere sie dem Pappus, noch andere dem Cleonides zuschrieben.

Ganz werthlos ist das folgende p. 59 — 162, politische Verse des Tzetzes *περὶ Πινδαρικῶν μέτρων*, man wird in dieser Zergliederung Pindarischer Oden wenig mehr, als eine Aufzählung der einzelnen Versfüsse finden.

Die zweyte Hälfte des ersten Bandes, die excerpta philosophica, beginnen mit einigen Blättern, welche die Aufschrift *περι Ἱππομάχου* tragen p. 165 — 72; dieser Titel ist aus den Anfangsworten des Textes (*Ἱππόμαχός τις ἦν τῶν πάλαι γεγονότων ἀνὴρ γυμναστής*) genommen, und hat da der Name nur zur Anwendung eines Gleichnisses dient, mit dem Inhalte nichts gemein.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Anecdota graeca e codd. Manuscriptis Bibliothecae Regiae Parisiensis etc.

(Fortsetzung.)

Dieß hätte den Herausgeber belehren sollen, nicht eine ganze falsche Benennung zu geben; wir haben hier die Rede eines Sophisten, welche nach p. 170 zu urtheilen, zu Alexandria in Gegenwart des Fürsten und des Volkes gehalten, moralische Lehren für beyde zur Erlangung des höchsten Glückes, der *εὐδαιμονία*, in einem mit Bildern und Vergleichungen reich geschmückten Style mittheilt; unvollständig, denn p. 171, 19 folgen drey einzelne Gedanken, sey es aus jener Rede, oder aus einer andern uns unbekannten Schrift ausgezogen, wie das hierin charakteristische Einleitungswort *ὅτι* andeutet. Davon ist der zweyte zu beachten: *ὅτι ἐν τῷ ἐπιγραφομένῳ μεγάλῳ λόγῳ ὁ Πρωταγόρας εἶπε, φύσεως καὶ ἀσκήσεως διδασκαλία δεῖται, καὶ ἀπὸ νεότητος δεῖ μανθάνειν· οὐκ ἂν δὲ ἔλεγε τοῦτο, εἰ αὐτὸς ὀψιμαθὴς ἦν, ὡς ἐνόμιζε καὶ ἔλεγεν Ἐπίκουρος περὶ Πρωταγόρου.* Nicht Plato's Dialog ist gemeynt, sondern ein besonderes Werk des Protagoras; aus den Worten geht hervor, daß bereits dieser vor Isokrates die drey zur Beredtsamkeit wesentlichen Bedingungen *φύσις, ἄσκησις, μάθησις* oder *τέχνη*, festgestellt hat.

Von diesem Fragmente, das Hr. Cramer zuerst bekannt gemacht hat, wollen wir, um zugleich die Aehnlichkeit an Sprache und Inhalt mit den Plutarchischen Schriften anzudeuten, einige auch sonst interessante Proben mittheilen:

*Ἀλλ' ἄκουσον τὸ τοῦ Κρωβύλου· Ἀθηναῖος ἦν, τοῖς δὲ πολίταις ποτὲ τοῖς αὑτοῦ συνεβούλευε, μὴ προσέχειν τῷ Μακεδόνι Φιλίππῳ προϊσχομένῳ τὰ εἰρηνικά· ὡς δὲ ἐθορυβήθησαν αὐτῷ, καί τις ἀναστὰς δεδιττόμενος εἶπε, πόλεμον εἰσάγεις, Κρωβύλε· καὶ ὅς, οὐ μόνον γε ἔφη πόλεμον, ἀλλὰ καὶ θανάτους ἀώρους καὶ μέλανα ἱμάτια καὶ δημοσίους ταφάς, λόγους ἐπιταφίους, εἴγε βούλεσθε μὴ ληρεῖν, ἀλλὰ τοὺς Ἕλληνας ἐλευθερῶσαι καὶ κτήσασθαι πάλιν αὖ τὴν πατρῴαν ἡγεμονίαν ἀπροφασίστως δουλεύοντα *) κατὰ τὸν Σιμωνίδην· οὐδὲν γάρ που μέγα μικρῷ θεραπεύεται. τὸ δὲ δὴ μέγιστον ἄλυπος βίος καὶ ἐλεύθερος, οἷος ὅστις ἐπιβουλεύει καὶ διανοεῖται ὡς ἑαυτὸν ἐλευθερώσων ἐκ τῶν παθῶν τε καὶ τῶν ἐθῶν, καὶ κτησάμενος ἀνὴρ προσδιανοείσθω, καὶ εἰς ὅτι χρὴ οὐ μόνον τὸ Φωκυλίδειον παθεῖν*

πόλλ' ἀέκοντα διζήμενον

οὐ μόνον τὸ ἐσθλὸν, ἀλλὰ καὶ πονῆσαι πόνους οὐ φαύλους, καὶ πατρίδος αὐτὸν ἀφελέσθαι χρεὼν, καὶ τῆς οὐσίας δι' ἀμέλειαν ἀπολλυμένης θαῤῥῆσαι καὶ ἀδοξίαν καὶ ὀνείδη τὰ ἐπὶ τούτοις, καὶ πατρὸς ὀργὰς καὶ φίλων ἀποτρεπόντων λόγους, νομίζοντα τῶν τοιούτων ἕκαστον Εὐθυκράτη καὶ Λασθένη καὶ ἔτι εἴ τις προδοτικώτερος.

Der Gedanke ist klar, so sehr auch die Worte verwirrt sind; wer eigene Freyheit und Wohlfahrt des Geistes und der Seele will, muß nicht nur vieles geduldig von andern erleiden, sondern auch freywillig und gerne alles aufopfern. Diese stoische Duldung, um den Epikureischen Zweck, *ἄλυπος βίος*, zu erlangen, ist merkwürdig genug. Der Vers des Phokylides, **) auf welchen hier hin-

*) wahrscheinlich *δουλεύοντες*.

**) Wir haben nur wenige Verse von diesem Dichter

gedeutet wird, hat sich bey Plutarch. de recta audiendi ratione p. 47 E. vollständig erhalten und das ganze hat mehr als eine bloß zufällige Aehnlichkeit: οὐ γὰρ μόνον ὥς φησι Φωκυλίδης.

πόλλ' ἀπατηθῆναι διζήμενον ἔμμεναι ἐσθλόν

ἀλλὰ καὶ γελασθῆναι δεῖ πολλὰ καὶ ἀδοξῆσαι καὶ σκώμματα καὶ βωμολοχίας ἀναδεξάμενον ὠσασθαι παντὶ τῷ θυμῷ καὶ καταθλῆσαι τὴν ἀμαθίαν. Darnach sind auch die Worte unsers Verfassers herzustellen; οὐ μόνον τὸ ist eine falsche Wiederholung aus dem vorhergehenden für ἔμμεναι. Dagegen scheint ἀέκοντα, das auch dem Verse widerstrebt, mehr dem Gedanken nach vom Autor, der nicht ganz die Worte des Dichters geben wollte, statt des richtigen ἀπατηθῆναι gesetzt zu seyn; wir würden daher die Stelle ungefähr auf folgende Art verständlich machen: ὅτι προσδιανοείσθω καὶ ὅτι χρὴ οὐ μόνον (κατὰ) τὸ φωκυλίδειον παθεῖν πόλλ' αἰκοντα διζήμενον ἔμμεναι ἐσθλόν, ἀλλὰ καὶ πονῆσαι πόνους οὐ φαύλους. Was von dem Athenischen Redner Krobylos gesagt ist, findet sich anderswo nirgends. Gleich gelungen ist die folgende Zeichnung ethischer Fehler und Gebrechen in der Manier der sogenannten Theophrastischen Charactere:

ὅπερ γὰρ ἐπὶ τοῦ Φιλίππου ποιοῦντος προδότας πολλοὺς ἐκ τῶν μετάλλων τῶν ἐν Μακεδονίᾳ καὶ ἐκ τοῦ χρυσίου τοῦ Φιλιππίου τὸ σιδηροῦν γένος εἰπεῖν λέγεταί τις, ὡς ἄρα ὁ Φίλιππος πρότερον ἐξανδραποδίσει *) τοὺς Ἕλληνας, εἶτα ἐξανδραποδιεῖται· ταὐτά ἐστιν ἐπὶ τῆς κακίας εἰπεῖν, πλὴν ὅτι δίδωσι μὲν οὐδὲν ἀλλὰ καὶ τῷ χρῆσθαι **) τῶν ἐχόντων ἀφαιρεῖται, ποιεῖ δὲ ἀνδράποδα καὶ μή ποτ' οὐ δούλους μόνον, ἀλλὰ καὶ ἐθελοδούλους, οἷον ὁ φιλόπλουτος οὐδενὸς αὐτὸν κηρύττοντος,***) ἀλλὰ λέγει αὐτὸς ὅτι ὤνιός ἐστιν ἀργυρίου καὶ δὴ Δία πιπράσκει ἑαυτὸν, οὐ δι' ἀργυρίου πολλάκις, ἀλλ' ἐλπίδος, ὥσπερ ὅταν τῷ πλοῦτον ἔχοντι παρέπηται πρεσβύτῃ θεραπευτικῶς ὀνειρώττων κληρονομήσειν, καὶ ζῶντι δουλεύει πᾶσαν δουλείαν ἕως ἂν κομίσηται τὴν τιμὴν παρὰ νεκροῦ.

ὁ δὲ ἀκόλαστος ἑαυτὸν μὲν οὐ πιπράσκει· ἑαυτῷ δὲ ὠνεῖται δεσπότην ἤτοι τινὰ τῶν ὡραίων λεγομένων ἢ καὶ δέσποιναν παλλακίδα.

καὶ μὴν ὅ γε δεισιδαίμων λίθον τινὰ ἐξ ἀγορᾶς ἀράμενος ἄψυχον δεσποτὴν γραπτὸν ἤ τινα πλαστὸν Ἀλεξίκακον, ἢ Μειλίχιον ἢ Κτήσιον ὄνομα θέμενος τούτου δοῦλός ἐστι, καὶ φρίττων καὶ δεδοικὼς πρόσεισι· καὶ ἐνταῦθα συμβαίνει ὁ λόγος ὀρθὸς ὃς οὐδένα πολλὰ ὁμολογεῖν τῶν φαύλων ἐλεύθερον εἶναι ἀεί. ****)

Von der Verschiedenheit, der die Verwendung

---

der sich wie keiner, durch gediegene Kernsprüche auszeichnete; ich erinnere an den politisch wichtigen Grundsatz

πολλὰ μέσοισιν ἄριστα· μέσος θέλω ἐν πόλει εἶναι.

Mit einem neuen Verse wollen wir bey dieser Gelegenheit die Fragmente bereichern; man hat nicht bemerkt, daß von dem Gedanken, den Plato Rep. III. p. 407 A. erwähnt, φωκυλίδου γὰρ οὐκ ἀκούεις πῶς φησι δεῖν ὅταν τῳ ἤδη βίος ᾖ, ἀρετὴν ἀσκεῖν· die vollständigen Worte des Dichters bey Alexander Aphrod. zur Topik des Aristoteles p. 134 Ald. enthalten sind

δεῖ ζητεῖν βιοτήν, ἀρετὴν δ' ὅταν ᾖ βίος ἤδη.

sie aber sind das griechische Vorbild des römischen Lebenssatzes:

o cives, cives, quaerenda pecunia primum,
virtus post nummos.

*) Entweder ἐξανδραποδίζει, oder mit dem nachfolgenden gleichgestellt ἐξανδραποδιεῖ. Philippus vernichtet die Griechen zuerst moralisch, dann auch physisch und politisch.

**) richtiger τὸ χρῆσθαι.

***) Hr. Cramer hat den ganzen Satz ἀλλὰ καὶ . . . κηρύττοντος, der in einer Handschrift durch den Gleichklang des ἀλλὰ ausgefallen ist, als unächt eingeschlossen, da er doch zur Ergänzung des Gedankens unumgänglich nothwendig ist. An eine verständige Sichtung des Textes aber ist bey unserm Herausgeber überhaupt nicht zu denken; er theilt vieles in der Art ab, daß man billig zweifeln kann, ob er denn auch verstanden habe, was er uns mittheilt.

****) Statt ἀεὶ vielleicht ἐᾷ zu lesen.

zeitlicher Güter durch gute und schlechte Menschen unterliegt, ist folgendes Bild entworfen:

τὰ γὰρ αὐτὰ πράγματα μὴ τὰ αὐτὰ φαίνεσθαι, αἴτιον ὁ ἑκάστου τρόπος οἷον ἐνκιρνάμενος, ὡς ἔχει εὐθὺς ἐπὶ τοῦ πλούτου. μετὰ μὲν γὰρ ἀνδρὸς ὑπερηφάνου πλοῦτος ὅδωδε βαρύτητος καὶ ὕβρεως καὶ πάσης ἀηδίας, ὥσπερ ἐν μὲν φειδωλῷ πάλιν γῆς ὄδωδε κατορυττόμενος· τῷ δὲ ἀγαθῷ ὁμιλήσας τὸ κάλλιστον ἔχει, δι' ἃς ἀνίησιν εὐεργεσίας· ἀνὴρ ἀγαθὸς πλούτῳ χρώμενος φαιδρύνει πατρίδα καὶ τεμένη θεῶν κοσμεῖ καὶ φίλους πεπεδημένους ἐπιλύεται, *) εὖ ποιῶν τὸν πλοῦτον ἅτε δὴ ἀγαθοεργὸν ἱστάμενον· τὸν δὲ ἴσον καὶ πλείονα πλοῦτον ἀνόητος καὶ ἀκόλαστος λαβὼν εἰς μαγειρεῖα καὶ βάραθρα παλλακίδων καὶ ἑτέρας τοιαύτας τρυφὰς, μὴ ὅτι δὲ τυφλὸν, ἀλλὰ καὶ πάντων αἴσχιστον ἀπογράφεται. ὡς γὰρ ἐκ τῶν αὐτῶν χρωμάτων γράφονται μὲν θεῶν καὶ ἡρώων εἰκόνες, οὕτω γράφεται **) τὰ γελοῖα τῶν πινάκων καὶ ἀκόλαστα, παραπλησίως ἀπὸ χρημάτων τῶν αὐτῶν, ὁ μὲν σπουδαῖος καὶ τεχνίτης ἀνὴρ πόλεις εὖ ποιεῖ καὶ φίλους, οἱ δὲ τρυφεροὶ ἐκ τοῦ πλούτου πίθηκοι γίνονται καὶ μῖμοι καὶ ἀμίδες ἀργυραῖ καὶ ποδάνιπτρα καὶ ἄλλαι τοιαῦται ὅμοιαι τοῖς τῶν χρωμάτων τρόποις εἰκόνες. καὶ πᾶν δὲ ὅ, τι ἂν λάβῃς πρᾶγμα, τρέπεται ὑπὸ τοῦ χρωμένου, ὥσπερ οἱ ποταμοὶ δι' ὁποίας ἂν γῆς ῥέωσιν ἄντε νιτρώδους, ἄν τε τινὸς ἀργιλώδους ὅμοιοι φαίνονται γεύσασθαί τε καὶ ἰδεῖν. ἐπειδὴ γὰρ καὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν ἐστιν ἀνθρώπων χρήματα καὶ πράγματα, λαμβάνει ἑκάτερα τὴν ὑφὴν, ὑπὸ μὲν τῶν ἀγαθῶν ἀγαθοποιούμενα, ὑπὸ δὲ τῶν κακῶν κακούμενα· καὶ γὰρ αἵ τε μέλισσαι καὶ αἱ μυῖαι τοῖς αὐτοῖς προσκαθίζουσιν, ἀλλ' αἱ μὲν μέλισσαι ὅτε ποιήτριαι τῶν σοφῶν ἀπολαβοῦσαι ὅσον μέτριον οὐ μιαίνουσι τὸ λοιπὸν, οὐδὲ διαβάλλουσιν ὥσπερ αἱ μυῖαι ὁποίων ἂν ἅψωνται σιτίων ἢ καὶ πεμμάτων ἀνθρώποις ἄβρωτα καταλείπουσιν· οὐ γὰρ ἐκ καθαρᾶς ὁμιλίας ἔρχονται.

In diesem Sinne wird das Gleichniß von den Bienen noch weiter ausgeführt, wie der Verfasser sich gern in Bildern verliert und nur mit Mühe wieder zu seinem Gegenstande zurückkehrt; die angezogenen Stellen zeugen übrigens von der Richtigkeit des Ausdruckes und der Gediegenheit der Diction überhaupt.

Von keiner Bedeutung sind die Auszüge ἐκ τῶν Μάρκου aus Antoninus Selbstbetrachtungen p. 173 — 9; dann folgen in größerer Ausdehnung Scholien zur Aristoteles-Nikomachischen Ethik p. 181 — 244 und zur Rhetorik p. 245 — 312, letztere von einem sonst unbekannten Stephanus verfaßt. Diese konnten füglich für den zweyten Band der Bekker'schen Ausgabe zurückgelegt werden, wenn nicht etwa ein besonderer innerer Werth zur Bekanntmachung veranlaßte; dieses ist aber so wenig der Fall, daß Brandis sie großentheils als nichtig und unzuverläßig übergehen wird; überdieß hätte der Herausgeber die bekannten Scholien zur Ethik vergleichen sollen, um sich zu überzeugen, was bereits gedruckt erschienen ist. Was irgend eine Bedeutung hat, ist längst bekannt, z. B. p. 194 Σιμωνίδην τὸν μελοποιὸν λέγει· τοῦ γὰρ ὡς φιλαργύρου μέμνηνται ἄλλοι τε καὶ Θεόφραστος ἐν τοῖς περὶ ἠθῶν ist noch vollständiger von Aspasius bey Zell p. 122; so bleiben nur einige Angaben von unbedeutenden Varianten wie p. 215 zu p. 1147, 12. διαφέρειν statt διαφέρουσαν v. 35. ἑκάτερον für ἕκαστον.

Besseres ließ sich von den Bemerkungen des Stephanus zur Rhetorik erwarten; die gedruckten Scholien des Neobarius haben großentheils Erklärungen, die willkührlich nur aus dem Texte selbst erdichtet sind, doch sind einige Stellen, welche lehren, daß es einst einen gründlichern Commentar auch zu diesen Büchern gegeben habe. Die Hoffnung hier diesen selbst, oder doch reichhaltigere Auszüge zu erhalten, hat ebenfalls fehl geschlagen, und obschon der Verfasser mit den logischen und ethischen Schriften des Aristoteles nicht ganz unbekannt ist, so hat er doch für das Verständniß der Rhetorik

*) Zu schreiben ἀπολύεται.

**) οὕτω γράφεται, ganz ungewöhnliche Sprache für γράφεται δὲ . . οὕτω παραπλησίως. Das Wortspiel von χρωμάτων und χρημάτων ist den spätern eben so geläufig wie χρήματα und κτήματα.

nichts geliefert. Wie man sich, wenn der Text nicht ganz verständlich war, so gleich zu helfen suchte und die willkührlichsten Dinge ersann, sieht man am deutlichsten aus dem von Thukydides vollständig angeführten Epitaphium des Simonides auf Hippias Tochter, Archedike, dessen zweyte Hälfte folgende Gestalt hat:

ἣ πατρός τε καὶ ἀνδρὸς ἀδελφῶν τ' οὖσα τυράννων
παίδων τ' οὐκ ἤρθη νοῦν ἐς ἀτασθαλίην.

Davon erwähnt Arist. Rhet. I. 9, 31 nur den Hexameter mit dem Eingangsworte καὶ τὸ τοῦ Σιμωνίδου, Stephanus giebt p. 267, 26 dazu folgende Bemerkung ἔνιοι ἔφασαν ὡς τῆς Ἑκάβης ταῦτα τὰ ἔπη

ἣ πατρός τε καὶ ἀνδρὸς οὖσ' ἀδελφῶν τε τυράννων
δυσδαίμων γενόμαν πασῶν οἰκτροτάτα.

Wer würde, wenn nicht Thukydides zufällig das Epigramm uns erhalten hätte, es wagen, diese Angabe sammt dem Pentameter als völlig ersonnen zu verwerfen? Die Erklärung dieser Bücher muß eine rhetorische seyn; d. h. da Aristoteles seine Lehren aus den alten Reden geschöpft hat, so kann das Verständniß jener Regeln nichts mehr befördern, als wenn wir möglichst ähnliche Beyspiele aus den Rednern selbst vorbringen; Stephanus begnügt sich solche zu erdichten; gleichwohl können wir hier oft völlig genügend erklären und manchmal selbst die Quellen des Aristoteles bezeichnen. Wenn er, (um ein Beyspiel zu geben,) III. 15 in der Topik unter andern, wie man seinen Gegner bey den Zuhörern in Mißkredit bringen und dessen Beschuldigungen zurückweisen könne, auch folgendes erwähnt: ἄλλος (τόπος) ἐκ τοῦ διαβολῆς κατηγορεῖν, ἡλίκον, καὶ τοῦτο ὅτι ἄλλας κρίσεις ποιεῖ, καὶ ὅτι οὐ πιστεύει τῷ πράγματι. so bedarf es nur der wörtlichen Anführung von Lysias ὑπὲρ τῶν Ἀριστοφάνους χρημάτων §. 1 — 7, Isocrates περὶ ἀντιδόσεως §. 18. Antiphon VI. 7 — 10, um zu überzeugen, daß es diese oder ganz ähnliche Beyspiele gewesen seyen, aus welchen Aristoteles seine Lehre genommen hat.

Eben so wenig von Bedeutung ist das noch übrige was unter dem Namen ἐκλογαὶ διάφοροι zusammengefaßt ist, bekannte Auszüge aus Lydus de Mensibus, *) und einige Lehren aus der Physik von Psellus zumeist nach Aristoteles, um anderes nicht hierher gehöriges stillschweigend zu übergehen.

Aus dem mitgetheilten sieht man, daß das werthvolle des ersten 406 Seiten enthaltenden Bandes auf wenigen Blättern dargelegt werden konnte; alles andere ist von untergeordnetem Werthe und verdiente vorzüglich deßwegen öffentlich bekannt zu werden, um jeden, der besseres erwartete, von der gänzlichen Nichtigkeit zu überzeugen. Etwas wichtiger ist der zweyte Theil, die Excerpta historica et chronologica, er entschädigt für die Leere des ersten.

Περὶ ἐπιβουλῶν κατὰ βασιλέων γεγονυιῶν p. 1 — 86. Constantinus Porphyrogenitus ließ die besten Werke der Geschichtschreiber früherer Zeit aufsuchen und veranstaltete aus diesen dadurch, daß er die vielfachen in ihnen enthaltenen Bemerkungen besonders zusammenzustellen befahl, eine Art von historischem Magazin oder Encyclopädie, wo jeder leicht das was er wünsche, finden könne. Die ganze Sammlung bestand aus 53 Rubriken, τεύχη genannt. Daß man mit wenigen historischen Sinn dabey zu Werke gegangen, beweisen die Artikel die man machte, z. B. περὶ κυνηγεσίας, περὶ δημηγοριῶν, περὶ ἐπιστολῶν, περὶ ἀρετῆς.

---

*) Die p. 331 angezeigte größere Lücke ist aus dem vollständigen Werke des Lydus p. 61 ed. Bonn. zu ergänzen ἀπὸ φεβρούας θεᾶς οὕτω προσαγορευομένης· φεβρουὰν δὲ ἔφορον καθαρτικὴν τῶν πραγμάτων οἱ Ῥωμαῖοι παρέλαβον.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Mauricii Hauptii Quaestiones Catullianae. Lipsiae in libraria Weidmannia. 100 S. 8.

Wenn irgend ein Dichter aus der alten Zeit der blühenden Römischen Poesie, dessen Gedichte uns die Gunst des Schicksals ganz oder doch großen Theils erhalten hat, sorgfältiger Bearbeitung werth und bedürftig ist, so gewiß — Q. Valer. Catullus. Jede Schrift daher, die sich mit Erklärung oder mit Herstellung und Berichtigung Catullischer Gedichte beschäftiget, verdient, so klein und gering sie auch scheinen mag, auf alle Weise von jedem für sein Fach eingenommenen Philologen genau studiert und geprüft zu werden. So werden es uns denn unsere Leser, hoffen wir, nachsehen, wenn wir die vorliegenden Quaestiones Catullianae von Hrn. Haupt in diesen Blättern umständlicher besprechen, als der äußere Umfang des Werkleins zu fodern scheint.

Herr Haupt hat seine Schrift nicht etwa nach den behandelten Materien in Kapitel oder dergleichen getheilt, sondern in einem von der ersten bis zur letzten Seite fortlaufenden, durch keine Aufschriften unterbrochenen Zusammenhange ausgeführt was er hier über Catullus und gelegentlich über manches andere zu sagen für gut fand. Zuerst auf S. 1—9, welche als Einleitung zum Ganzen betrachtet werden können, stellt er kürzlich alles zusammen, was allenfalls dazu dienen kann die Fragen zur Entscheidung zu bringen, wo, in welchem Jahre, von wem jener Codex gefunden worden sey, welcher im XIV. Jahrhundert auf einmal die lang verschwunden gewesenen Gedichte Catullus' wieder zur Kenntniß der Welt gebracht hat, und von welchem ohne Zweifel alle jetzt vorhandene Handschriften Catullus' mittel-, oder unmittelbar Abschriften sind. — Von Seite 9 an folgt dann bis S. 100 d. i. bis zum Ende der Schrift die Ausführung der Hauptsache, nämlich der Verbesserungs- und Erklärungsversuche, welche Hr. Haupt durch seine Schrift den Freunden Catullus' hat mittheilen wollen, namentlich Vorschläge zu Carm. XXIII. XXIX. LXI. LXII. LXIII. LXIV. LXV. LXVI. LXVII. LXVIII. LXXI. XCV. CVII. Bey Besprechung indeß einer Stelle aus Carm. LXII. wird S. 38 — 49 der Lachmann'sche Gedanke, einen Urcodex des Catullus anzunehmen, in welchem auf jeder Blattseite je dreißig Verse geschrieben gewesen seyen u. s. w., als eine hochwichtige Sache mit strengem Ernste weitläufig verhandelt; dann nebenbey von dieser Erfindung Lachm.'s auch auf das (Virgil'sche) Moretum Anwendung gemacht und S. 49 — 53 darzuthun gesucht, daß dieses Gedicht in dem Urcodex, aus welchem unsre jetzigen Abschriften stammen, in je fünf und zwanzig Zeilen auf jeder Blattseite sey geschrieben gewesen. Dagegen, wenn Friedr. Jakob zu zeigen unternommen hat, daß der Urcodex von Lucilius' Aetna je achtzehn Verse auf jeder Seite enthalten habe, so will Hr. Hpt. dieß zwar nicht geradezu läugnen, doch verlangt er stärkere Beweisgründe, und beschäftigt sich darum von S. 54 — 68 angelegentlich damit, durch andere Erklärung oder Correction verschiedener Stellen des Lucilischen Gedichtes jene Annahme Hrn. Jakob's als unbegründet darzustellen. Endlich schaltet er S. 75 — 78 gelegentlich auch noch Berichtigungsvorschläge zu einigen Versen der Ciris ein.

Haben wir hiemit summarisch den Inhalt des uns vorliegenden Werkes bezeichnet, so wollen wir

nun unser Urtheil über die Leistungen desselben, wenigstens so weit sie Catullus betreffen, abzugeben und nach Möglichkeit zu begründen suchen.

Zuerst glauben wir von Hrn. Haupt darin abweichen zu müssen, daß wir die Lachmann'sche Annahme eines Urcodex von lauter Seiten zu je 30 Versen, welche Hr. H. als ein „verissimum inventum" ansieht, das für die Bearbeitung der Catullischen Gedichte bereits unter Lachmann's geschickter Hand herrliche Vortheile gebracht habe und dergleichen durch ihn und Andere noch ferner bringen könne, geradezu für eine nicht nur unbegründete und nie genug zu begründende, sondern auch nutz = und werthlose Hypothese erklären, obgleich wir uns dadurch denjenigen anreihen, denen Hr. H. Unbedachtsamkeit im Urtheilen vorwirft, indem er (p. 38) sagt: „Sed hanc paginarum partitionem enucleatius exponere decrevi, quoniam video quosdam de verissimo invento satis inconsiderate judicare."

Wie kann man Lachmann's Annahme für richtig halten, wenn man z. B. sieht, daß er voraussetzt, in seinem Urkodex habe auf der ersten Seite zwar der Titel der Gedichte „Q. Catulli Veronensis liber" eine Zeile eingenommen, alle Gedichte selbst hingegen seyen ohne Aufschriften, ohne irgend eine Unterscheidung durch leer gelassene Zwischenräume, gerade auf 76 Seiten, jede zu 30 Zeilen gerechnet, gleichwie ein einziges Gedicht in ununterbrochenem Zusammenhange geschrieben gewesen? Wenn man sieht, daß er gleich im ersten Gedichte, welches uns doch, wie wir uns zu behaupten getrauen, ganz gewiß vollständig erhalten ist, den Abgang eines ganzen und zwey halber Verse annimmt, und nach dieser seiner bloßen Annahme dem Gedichte zwölf Verse zuzählt, da es von Catullus aus laut Zeugniß aller Handschriften deren nicht mehr als zehn hatte? wenn man sieht, daß er im zweyten Gedichte, wo hinter Vers 10 (nach Guarin. und Pereius) in alten Codd. eine große Lücke Statt finden soll, den Ausfall eines Verses (oder vielleicht den Ausfall einer oder mehrerer dreißigzeiligen Seiten und eines Verses?) annimmt und darnach wohlgemuth weiter fortzählt, indeß man wohl darthun könnte, daß gar nichts abgehe, sondern bloß die 3 hinter jener Lücke folgenden Verse versetzt worden, und nun als integrirender Theil mit einem andern Gedichtlein wieder zu verbinden seyen? wenn man sieht, daß eben so wiederum in Carm. X. — doch wir würden an kein Ende kommen, wenn wir die Willkührlichkeiten, welche sich Hr. Lachm. bey seiner Zeilenzählung erlaubt hat, alle der Reihe nach aufführen und dadurch den Beweis liefern wollten, daß das gerühmte Kunststück seiner Zeilenzählerey nichts weiter als ein nichtiges Spiel mit lauter Einbildungen sey; wollen uns daher in der getrosten Hoffnung, unsern Zweck dennoch zu erreichen, hierorts darauf beschränken, wenigstens einige der vorzüglichsten Argumente Hrn. Haupt's, als des Vertreters der Lachmann'schen Sache, kritischer Beleuchtung zu unterwerfen.

Bekanntlich brachte Scaliger die 4 Verse „Nulla potest mulier .... ex parte reperta mea est," vulg. Carm. LXXXVII. und die 4 andern „Nunc est mens deducta etc." vulg. Carm. LXXV. in Zusammenhang mit einander und stellte dadurch, wie sie sagen, (Haupt p. 29) ein allerliebstes und genauest zusammenhängendes Gedicht her. Nur blieb noch zu erkären übrig, wie das ursprünglich eine Gedicht in die zwey Gedichte der vulgaten Ordnung zerfallen sey. Und sieh da, dieß auf die befriedigendste Weise zu erklären gelang Hrn. Lachmann durch die Annahme, daß zwey dreyßigzeilige Seiten, 68 u. 69 im vorausgesetzten Urcodex durch ein Versehen hinter die Seite 70 versetzt worden und somit die erste Hälfte des (Scaligerischen) Gedichtes mit der versetzten Pagina, deren Schluß sie machte, weiter nach unten, hingegen die Schlußhälfte eben desselben weiter nach oben zu stehen gekommen und nun nach dieser Trennung jede der 2 Hälften selbst als ein eigenes Ganze erschienen sey. — Dagegen bemerken wir:

1. Das kleine vierzeilige Gedichtlein (vulg. LXXV.) lautet nach den Handschriften:

> Huc est mens deducta tua mea Lesbia culpa
> Atque ita se officio perdidit ipsa suo,

Ut jam nec bene velle *) queat tibi, si optima fias,
Nec desistere amare, omnia si facias.

Es hat für sich allein einen so vollen, in sich abgeschlossenen Sinn, daß es keiner anderweiten Ergänzung bedarf, sondern vielmehr jede Verbindung mit Anderm als Entstellung verschmähen muß. Man vergleiche damit Carm. LXXII. zumal die letzte Hälfte desselben.

2. Sey es nun, daß die andern 4 Verse (Carm. LXXXVII.) „Nulla potest mulier etc." für sich allein nicht bestehen können, so mögen sie, vielleicht als Fragment eines für uns im Ganzen verlornen Gedichtes, verlassen bleiben, wie sie sind; oder, wenn sie zu einem der noch vorhandenen Gedichte Catullu's gehören, mögen sie gerade dasjenige unter allen herauszufinden suchen, dem sie ursprünglich angehört haben, und sich sodann diesem wiederum einverleiben, wie denn auch dieses sie ganz gewiß als Fleisch vom eigenen Fleische anerkennen und gern wieder in sich aufnehmen wird: nur einem fremden Leibe sollen sie nicht, als bloße Last und entstellender Auswuchs, sich äußerlich anhängen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

*) So sehr richtig Lachmann; Codd. DL. velleque tot tibi.

Anecdota graeca e codd. Manuscriptis Bibliothecae Regiae Parisiensis etc.

(Schluß.)

Nur einige Bände von diesem Werke sind erhalten, wie περὶ ἀρετῆς καὶ κακίας, περὶ πρεσβείων, περὶ γνωμῶν, daraus sind die Fragmente des Polybius, Diodorus, Dio Cassius, welche Ursinus, Valesius, und in neuester Zeit Ang. Majo aufgefunden haben; außerdem kennen wir noch die Namen von einigen zwanzig Artikeln; nähern Aufschluß giebt die Vorrede zum XXVII. Bande über die Gesandtschaften im Corpus scriptorum histor. Byzant. pars I. p. 2 — 6. Einen solchen Theil jenes Werkes bildet der oben genannte Titel, welchen Hr. Cramer aufgefunden hat; leider ist er am Anfange wie am Ende unvollständig, und Auszüge aus Polybius, Diodorus, Dionysius Halic. sucht man vergebens; wahrscheinlich boten diese wenig Stoff zu dem gegebenen Thema. In der erwähnten Einleitung zu den Gesandtschaften werden nicht weniger als 15 Geschichtschreiber aufgezählt *), deren Werke durch diese mechanische Arbeit schmachvoll zerstückelt und daher um so leichter gänzlich vernichtet wurden, als man das beste und wichtigste bereits zu besitzen glaubte. Auch sind dort die Auszüge nach den Autores mit Angabe des Namens geordnet, hier wird nur einmal der Verfasser, Johannes Antiochenus, p. 8, 15 genannt. **) Da der Inhalt des Buches die ἐπιβουλαὶ κατὰ βασιλέων sind, fast alle römischen Kaiser aber von diesem Uebel heimgesucht wurden, so erhalten wir einen kurzen Abriß der römischen Geschichte letzter Zeiten bis auf Kaiser Zenon; hier ist nun bey dem einzelnen nach den Quellen zu forschen, woraus die Erzählungen genommen sind; einiges scheint nach Herodianus, anderes nach Dio, aus Zonaras zu schließen. Die ausführliche Erzählung des gothischen Rottenführers Gainas p. 68 — 70 ist mit denselben Worten in der Kirchengeschichte des Socrates VI, 6 zu lesen, sey es, daß unser Eclogarius sie aus diesem abgeschrieben, oder was wahrscheinlicher ist, daß beyde aus einem dritten unbekannten geschöpft haben. Zu bemerken ist, daß Suidas in seinem Lexicon diese Excerpta vielfach ausgezogen hat.

*) Πέτρου πατρικίου καὶ μαγίστρου. Γεωργίου Μοναχοῦ χρονικῆς. Ἰωάννου Ἀντιοχέως. Διονυσίου Ἁλικαρνασσέως ῥωμαϊκῆς ἀρχαιολογίας. Πολυβίου Μεγαλοπολίτου. Ἀππιανοῦ. Ζωσίμου Ἀσκαλωνίτου. Δίωνος Κοκκιανοῦ. Προκοπίου Καισαρέως. Πρίσκου ῥήτορος. Μάλχου σοφιστοῦ. Μενάνδρου προτίκτορος. Θεοφυλάκτου Σιμοκάττου.

**) Hr. Cramer hält das ganze für das Werk des Johannes Antiochenus de coniurationibus, das Labbé Bibl. Nov. MSS. p. 385 erwähnt; dieses ist durch nichts begründet und sehr unwahrscheinlich.

Εκλογαὶ ἀπὸ τῆς ἐκκλησιαστικῆς ἱστορίας p. 87 — 114. Auszüge von sehr untergeordnetem Werthe aus Eusebius, Socrates, Sozomenus; der Herausgeber hielt sie der Mittheilung werth, weil unter andern Quellen auch Theodorus, von dem fast nichts erhalten ist, benutzt ist.

Εκ τῶν τοῦ Εὐσεβίου χρονικῶν p. 115 — 163. Isaak Casaubonus hatte diese für Geschichte und Chronologie wichtigen Auszüge dem Jos. Scaliger mitgetheilt, der sie, da das große Werk, thesaurus temporum, bereits gedruckt war, als Anhang beyfügte. Aus derselben Handschrift folgen sie hier; ihre genaue Abschrift ist, da Scaliger außer sehr vielem richtigen doch auch vieles willkürlich geändert hat, sehr verdienstlich, gehört aber nicht in eine Sammlung, die den Zweck hat, Anecdota, d. h. noch nicht gedrucktes zu liefern.

Εκλογὴ ἱστοριῶν ἀπό τε τῆς Μωσέως βίβλου καὶ τῶν ἔξω ἱστοριογραφησάντων ἐπισήμων ἀνδρῶν καὶ τῆς θείας γραφῆς τομῶς διερχομένη μέχρι τῆς Ἀναστασίου βασιλείας. 167 — 230. Die Wichtigkeit dieses Chronicon von einem unbekannten Verfasser des neunten Jahrhunderts, einem Zeitgenossen des Photius und Theophanes liegt darin, daß das meiste wörtlich aus Eusebius abgeschrieben ist und wir dadurch einen Theil des Originals erhalten, nachdem uns bereits die Armenische Uebersetzung mitgetheilt worden war. Ein Stelle p. 176 ist aus der Praeparatio Evangelica. Leider ist das vorhandene nur ein geringer Theil von dem was die Aufschrift erwarten läßt; denn außer der jüdischen Geschichte bis zu den Königen, und der griechischen bis zu Orestes, hat sich nichts erhalten; letztere erscheint hier ganz im Geiste und in Form des Malalas; schon die Ausführlichkeit der Erzählung zeigt, daß hier nicht die chronologischen Werke eines Eusebius, sondern ein Dictys Cretensis zu Grunde gelegt sind. Eine Andeutung der Italischen Geschichte, die abgesondert folgen sollte, findet sich p. 190.

Den Rest füllen ähnliche byzantinische Chroniken, das eine p. 231 — 242 zur Vervollständigung der Malalas, der zweyte größere p. 243 — 373 wo der Herausgeber endet, nachdem er bemerkt hat, daß das folgende bey Leo Grammaticus, dem Fortsetzer des Theophanes, stehe. Das vorhergehende, die römische Geschichte, ist mit einigen beachtungswerthen Abweichungen fast ganz nach Cedrenus; so lesen wir bey diesem I. pag. 441 Bonn., im Leben des Helvius Pertinax: *ἐπὶ τούτου ὥς φησὶν Εὐσέβιος, ἦν ὁ Σύμμαχος εἷς τῶν ἑρμηνευτῶν τῆς τῶν Ἑβραίων γραφῆς, Ἐβιωναῖος τὴν αἵρεσιν*, dasselbe in der Chronik bey Cramer p. 285, nur ohne die Worte *ὥς φησὶν Εὐσέβιος*, wofür am Rande die Bemerkung steht *ὥς φησιν Ἀφρικανὸς ὁ σοφώτατος*. Zu bedauern ist, daß bey der neuen Ausgabe des Cedrenus diese Auszüge nicht benutzt werden konnten. Uebrigens bleibt auch hier, wie sonst, das ungeeignete Verfahren des Herausgebers zu rügen; selten ist eine Nachweisung der Quelle zu finden, wir haben nur den Abdruck der Handschrift mit allen Mängeln und Fehlern. Hätte Hr. Cramer in dieser Sammlung nur das unbekannte und noch nicht gedruckte vollständig gegeben, von den übrigen aber mit Nachweisung der Quelle die bedeutendern Abweichungen angezeigt, so würden einige Blätter umfassen, wozu jetzt Bogen nothwendig waren, und der Herausgeber konnte weit mehr auf den Dank des Lesers rechnen; nun aber hat sein Eifer neues und unbekanntes zu liefern, ihn vielfach irre geleitet und der Leser ist genöthigt, sich nicht nur einen verständlichen Text zu bilden, sondern auch das Original aufzusuchen und die Vergleichung anzustellen, eine Sache die mit vieler Mühe, und mit noch größerem Zeitverluste verbunden ist. Unangenehm berühren die allzu häufigen Accentfehler, wie *περαινοῦσα, τύφλον, γράπτον, ὅλιγος, ἀπολάβουσαι* und unzähliges der Art, was nur durch Unkenntniß des Abschreibers entstanden ist; nicht viel besser ist die Anordnung der Sätze und Gedanken, die man sich häufig erst selbst abtheilen muß, um zu einem Verständnisse zu gelangen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Mauricii Hauptii Quaestiones Catullianae. Lipsiae in libraria Weidmannia. 100 S. 8.

(Fortsetzung.)

3. Daß die 4 und 4 Verse, von denen wir sprechen, nicht zu einem Gedichte zusammen gehören, ist auch schon darum wahrscheinlich, weil man (um nur dieß zu erwähnen) das einzig passende ja nothwendige Anfangswort des selbstständigen vierzeiligen Gedichtchens „Huc" (was alle Codd. mit Ausnahme eines einzigen nicht guten darbieten) in „Nunc" verändern muß, um den fremden Lappen der andern 4 Verse an jenes doch nothdürftig angeflickt erscheinen zu lassen.

4. Und diese Aenderung zugegeben, so stimmen doch beyde Theile nicht so zusammen, wie sie stimmen würden und müßten, wenn sie wirklich als ein Gedicht aus Catullus' Geiste hervorgegangen seyn sollten. Denn zu den Sätzen: „(Vormals) ward kein anderes Weib so aufrichtig geliebt, wie Du, Lesbia, von mir; keine Treue war je in irgend einem Bündnisse so groß, wie in dem Liebesverhältnisse zu dir die meinige befunden ward" — wie passen dazu die des andern Theiles: „Jetzt ist mein Herz durch deine Schuld, Lesbia, dahin gebracht . . . ., daß es dir nun nicht mehr wohl wollen kann, wenn du auch ganz gut werden, und daß es andern Theils nicht ablassen kann, dich zu lieben, wenn du auch alles Schlechte zu thun dir erlauben solltest?" Wo sind da die erforderlichen Gegensätze zwischen dem Vormals und dem Jetzt? Hätte Catullus ein Gedicht so begonnen: „Vormals liebte ich dich, Lesbia, wie kein anderes Weib sich rühmen kann, je geliebt worden zu seyn; vormals war ich so treu in meiner Liebe zu dir, wie kein anderer Mensch in ähnlichem Falle;" so konnte er füglich nur etwa so endigen: „Jetzt ist es durch deine Schuld dahin gekommen, daß ich dich hasse, wie ꝛc. und daß ich, dir untreu, alle andern Mädchen dir, der Treulosen, vorziehe." Ganz anders der Fall (wie in Carm. LXXII.) wenn wir unser Carm. LXXV. von fremder Beymischung frey und rein erhalten; denn dann sagt es: „Dahin ist es mit meinem Herzen durch deine Schuld, Lesbia, gekommen, daß es dir nun nicht mehr wohlwollen kann, auch wenn du ein Engel werden solltest; und dergestalt hat es durch seine eigne Innigkeit und Treue in der Liebe zu dir sich zu Grunde gerichtet, daß es nicht ablassen kann dich zu lieben, wenn du, Treulose, auch ganz schlecht werden solltest;" und meisterhaft schildert uns so der Dichter in vier Zeilen den qualvollen Zustand seiner Seele. Die Geliebte hat durch schändliche Untreue sein innigfühlendes, treues Herz so tief gekränkt, daß er ihr nie wieder Wohlwollen schenken kann; andern Theils hat die Liebe zu ihr in seinem treuen Herzen von Anbeginn so tief Wurzel geschlagen, daß er selbst die Treulose nicht hassen kann, sondern sie noch immer lieben muß und lieben müßte, wenn sie auch Alles, das Aergste und Schlechteste sich erlauben sollte.

Also die vier Verse „Huc est mens deducta etc." müssen fortan, gegen Scaliger's Verkittungsantrag, als eigenes kleines Gedicht erhalten werden. Ist aber dieß — was wird aus Lachmann's Blätterumstellung? Sie erscheint offenbar als unnöthig und als ein an den alten Ueberlieferungen nur zum Nachtheile des Dichters begangenes Unrecht, das

durch Herstellung der alten Ordnung wieder gut gemacht werden muß.

Wenn übrigens Herr Haupt die Einwendung, welche man der Umstellung und Verszählung Lachm.'s auch aus dem Grunde, weil auf jene 2 umgestellten Seiten nicht bloß 60 (wie es nach Lachm.'s Annahme dreißigzeiliger Seiten seyn müßte) sondern 68 Verse fallen, entgegen stellen kann, S. 39 ff. dadurch zu begegnen sucht, daß er von 2, 4 und wieder 2, zusammen von acht Versen nachzuweisen sich bemüht, wie sie, was gerade aus der Lachmann'schen Seiteneintheilung deutlich erhellen soll (?!), in der Zeilenzählung mit gutem Recht übergangen worden seyen; so können wir seine Bemerkungen und Behauptungen in der Sache hier nicht Schritt vor Schritt mit widerlegenden Gegenbemerkungen verfolgen, sondern nur im Allgemeinen erklären, daß er selbst durch alles sein Vorbringen die Lachmann'sche Annahme vielmehr verdächtigt als vertheidigt. Denn wenn er von 2 Versen in Carm. LXXXIV, dann von 4 Versen, welche sich in Codd. an Vers 6 des Carm. LXXVIII. anschließen, und wieder von einem der 2 letzten Distichen des Carm. LXXVIII. annimmt, daß sie vom Schreiber des alten Codex zuerst (aus muthmaßlich angegebenen Gründen) an ihrer Stelle übergangen und dann erst unten am Rande der Seite unterhalb der regelmäßigen 30 Zeilen noch angefügt worden, von spätern Abschreibern aber einmal an rechter, die andern Male an unrechter Stelle wieder in den Text eingereihet worden seyen; so sind ja dieß weiter nichts als bloße Gedanken-Möglichkeiten, deren sich noch andere mehr erfinnen lassen, nichts als luftige Hypothesen ohne alle historische oder rationale Basis; eine Hypothese aber, die zu ihrer Haltung selbst wieder anderer Hypothesen bedarf, ist doch wahrhaftig doppelt unsicher und kann nur wenig, vielmehr gar kein Vertrauen in Anspruch nehmen.

Nach Ausführung der eben erwähnten Hypothesen sagt Hr. H. S. 41: „Quod si quis me dicat, alucinari et delicias agere, consideret velim quot quantisque illa paginarum dinumeratio confirmetur argumentis." Fragen wir nach diesen gewichtigen Argumenten, so erhalten wir zur Antwort, nicht rational oder factisch begründete Dinge, sondern nur — Meynung über Meynung, Muthmaßung über Muthmaßung. Z. B. gleich die erste Antwort lautet: „... post versum carminis LXVIII. centesimum quadragesimum primum non pauca intercidisse manifestum puto postquam Lachmannus indicavit. etc." Catullus habe nämlich, meynt Hr. H., mit dem V. 141 „At quia nec divis homines componier aequum est" nach dem, was er vorher von Juno's Nachsicht gegen Jupiter gesagt, digressionsweise noch ein anderes Beyspiel vorgebracht, dessen Ausführung für uns verloren gegangen sey. Darüber müssen wir sagen: Hrn. H.'s Annahme einer ausgefallenen Digression ist eitle Einbildung. Oder was fehlt an unserer Stelle? Was für eine Digression müßte in die Lücke hinein gedacht werden, wenn was der Lücke vorangeht mit dem zusammen passen soll was hinter ihr folgt? Mit einem Worte: Wo ist der zur Annahme einer großen Lücke nöthigende Grund? Herr H. wird gewiß keinen zu finden, folglich auch keinen uns anzugeben im Stande seyn. Was an unserer Stelle fehlt, läßt sich, wie anderwärts viele ähnliche Fehler in alten Handschriften, durch Umstellung zweyer Verse und leichte Correctionen einiger Wörtchen vollkommen gut machen. Schreiben wir nämlich V. 135 ff. etwa so:

V. 135. Quae tamen etsi uno non est contenta Catullo,
Rara verecundae furta feremus herae,—
Ut, siquidem divis homines componier aequum est,
Saepe etiam Juno, maxima caelicolum,
Conjugis in culpa flagrantem concoquit iram *)
V. 140. Noscens omnivoli plurima furta Jovis, —
Ne nimium simus stultorum more molesti:

*) Nach Santenius' von Lachmann vervollkommnetem Vorschlage.

„Ingratum tremuli tolle parentis onus!“
Non etenim illa mihi dextra deducta paterna
Fragrantem Assyrio venit odore domum,
V. 145. Sed furtiva dedit etc.

so erhalten wir gewiß völlig befriedigenden Sinn, und leicht erklärt sich noch obendrein, wie das Verderben (Umstellung der Verse 137 und 141, dann als Folge davon einige Aenderungen in einzelnen Wörtern) in die Codices gekommen seyn mag. Denn da sich V. 141 dem Sinne und dem Satzbaue nach allerdings an die Verse 135 — 36 anschließt (Rara v. furta feremus herae, Ne nimium simus stultorum more molesti), so ward er an die Stelle des V. 137 hinauf, und der ursprünglich an dieser Stelle gestandene Vers statt seiner auf die 141ste Stelle hinabgeschrieben, und so die vulgate Versordnung eingeführt; freylich zum Nachtheile des Sinnes und des übrigen Zusammenhanges, dem man hernach durch Correctionen zu Hülfe kam, welche wir nun als Corruptelen betrachten und durch muthmaßliche Herstellung der ursprünglichen Worte wieder wegschaffen müssen. — Ist nun diese unsere Behandlung der Stelle richtig (und wir rechnen zuversichtlich darauf, daß sie von jedem Unbefangenen als im Wesentlichen wahr und treffend werde anerkannt werden): wird nicht abermal offenbar, daß die Andeutung einer Lücke hinter V. 141 des Gedichtes, wie sie Lachm. gegeben hat, so wie die weitere Ausführung und vermeyntliche Begründung der Annahme von Hrn. H. nichts als nichtige Hypothesen und verlorene Mühe sind, und daß die Pagination und Zeilenzählerey Lachmann's nach allen Seiten hin als ein von Nichts ausgehendes und zu Nichts führendes Spiel sich darstellt? Oder kann man eine vermeyntliche Erfindung, vermittelst deren man Mängel, Lücken rc. in Gedichten entdeckt, die in der That nie da gewesen sind noch jetzt da sind, für etwas anderes als — auf's Gelindeste gesagt — für eitle Spielerey halten?

So wieder, um noch ein recht eclatantes Beyspiel von der willkührlichen Spielerey der Herren Lachmann und Haupt anzuführen, nimmt bey Carm. LXII. Hr. L. an, daß zwischen dem Verse „Hesperus e nobis, aequales, abstulit unam“ und dem in den Handschriften unmittelbar darauf folgenden „Namque tuo adventu vigilat custodia semper“ 60 Verse (2 Seiten) ausgefallen, das ganze Gedicht aber so angelegt gewesen sey, daß die Jünglinge und die Mädchen abwechselnd gesungen hätten 5 und 5, 8 und 6, 6 und 8, 7 und 7, 8 und 11, 9 und 9, 8 und 10, 10 und 8 Verse. Herr Haupt ist damit im Ganzen einverstanden, doch mit dem Unterschiede, daß er die 125 Verse anders an Jünglinge und Mädchen vertheilen würde, oder (was er für noch besser hält) daß er, um die Zählung nach dreyßigzeiligen Seiten zu wahren, den Ausfall von bloß 30 Versen anzunehmen für hinreichend hält und dann, mit Aufnahme des nur allein im Cod. Thuan. erscheinenden Verses „Nec mirum, penitus quae tota mente laborant,“ die 96 Verse, welche er dadurch gewinnt, so vertheilt, daß die Jünglinge 5, die Mädchen 5; die Jünglinge 9, die Mädchen 6; die Jünglinge 6, die Mädchen 9; die Jünglinge 10, die Mädchen 10; die Jünglinge 8, die Mädchen 10; die Jünglinge 10 und noch 8 Verse gesungen haben sollen. — Also man kann annehmen den Ausfall von 30, 60 . . . kurz von N $\times$ 30 Versen und kann diese Verse so oder anders an die Sänger und Sängerinnen vertheilen? Natürlich, da sie ja nur in der Einbildung, nicht in Wirklichkeit bestehen. Wie aber, wenn man die Herren fragte, was denn die Sänger in den eingebildeten 30, 60 . . . Versen gesungen haben sollen; was würden sie antworten? Nichts weiter als höchstens das allgemeine Wort: Lob und Tadel des Hesperus, wie die 2 vorhergehenden und die hinter der Einschaltung noch folgende Strophe. Und damit sollen wir uns begnügen und uns einreden lassen, daß sie einen Gesang, der überhaupt gar nicht existirt, und den sie selbst in ihrer allgewaltigen Imagination nicht ins Einzelne von Strophe zu Strophe mit bestimmtem Inhalte auszufüllen im Stande sind, doch nach bestimmten Zahlverhältnissen, der Eine schöner und regelrechter als der Andere, an die Sängerpartien vertheilen können? Heißt dieß etwas anderes als eitles Spiel mit Einbildungen und unwürdiges Spiel mit den

alten Autoren und den Trägern ihrer Werke, den alten Handschriften, treiben? — Daß Carm. LXII. (um nun unsere Ansicht der Sache mitzutheilen) von V. 31 angefangen nicht ganz in Ordnung ist, unterliegt keinem Zweifel. Fragen wir, was daran nicht in Ordnung sey, so finden wir, bey unbefangener Betrachtung des Gegebenen, nach Anleitung der Natur des Gedichtes selbst, welches aus regelmäßig sich entsprechenden Strophen besteht, daß zwey Strophen um die Mitte des Gedichtes nicht ganz vollständig auf uns gekommen sind. Vollständig sind, außer dem unverstümmelten Anfange des Gedichtes von V. 1 — 18, gegeben.

1. Die Strophe der Mädchen „Hespere, qui caelo fertur crudelior ignis? etc." (Vulg. V. 19 — 24);
2. die ihr entsprechende gleich darauf folgende Gegenstrophe der Jünglinge „Hespere, qui caelo lucet iocundior ignis?" etc. (Vulg. V. 25 — 30);
3. die Strophe der Mädchen „Ut flos in septis secretus nascitur hortis etc." (Vulg. V. 38 — 47) und
4. die ihr entsprechende, ebenfalls unmittelbar darauf folgende Gegenstrophe der Jünglinge „Ut vidua in nudo vitis quae nascitur arvo etc." (Vulg. V. 48 — 57).

Zwischen diesen 2 Strophen-Paaren in der Mitte liegen nach den Codd. die sieben Verse „Hesperus e nobis, aequales, abstulit unam Namque tuo adventu etc." bis „tacita quem mente requirunt. Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee." Diese sieben Verse sind demnach mangelhafte Ueberreste von einem Paar einander, eben so wie das vorhergehende und das nachfolgende Paar, sich entsprechender Strophen, wovon die erste die Mädchen, die andere die Jünglinge sangen. Dahin deutet die ganz einfache Anlage des ganzen Gedichtes, dahin selbst der Inhalt jener 7 Verse. In diesen Versen ist uns nämlich glücklicher Weise ein kleines Bruchstück der Strophe und der größere Theil der Gegenstrophe erhalten. Denn der erste jener 7 Verse „Hesperus e nobis, aequales, abstulit unam" ist ganz augenscheinlich der Anfangs-Vers der (übrigens verlornen) Strophe der Mädchen; die andern 6 Verse sind eben so sichtbar der Schluß der dazu gehörigen Gegenstrophe der Jünglinge. Die Mädchen sangen: „Hesperus hat aus unsrer Mitte, o Gespielinnen, eine hinweggenommen" (die Braut nämlich, welche der Abend aus dem älterlichen Hause und aus dem Kreise der Gespielinnen hinweg in das Haus des Bräutigams führte). Den damit begonnenen Ausdruck des Gedankens, daß Hesperus ein Mädchen-Entführer, ein böser Dieb sey, muß der verlorene Rest der Strophe in etlichen (5 — 6) Versen ausgeführt haben.

Dieß zeigt die Betrachtung der Gegenstrophe, von welcher uns noch 6 Verse erhalten sind, darin die Jünglinge den guten Hesperus gegen die Beschuldigungen der Mädchen vertheidigen. Denn wenn man dem erhaltenen Reste der Gegenstrophe nur eine aus ihm selbst sich nothwendig ergebende Ergänzung voranstellt, so lautet die Gegenstrophe ungefähr so: „Nein, Hesperus, du begehst keinen Diebstahl; ja du könntest es nicht thun, wenn du auch wolltest: Namque tuo adventu vigilat custodia semper. Nocte latent fures (quos tu . . . saepe comprendis). At libet innuptis ficto te carpere questu; quidni, si carpunt, tacita quem mente requirunt?" und berechtigt uns unverkennbar zu schließen, daß die Strophe der Mädchen gerade den von uns angedeuteten Inhalt gehabt haben müsse. Und nimmt man nun an, daß diese Ergänzung am Anfange der Gegenstrophe etwa zwey Verse erfordere, so hat diese Gegenstrophe ursprünglich (den Schluß-Vers jeder Strophe „Hymen o Hymennaee etc." mit eingerechnet) acht Verse gehabt; und folglich sind von der Strophe der Mädchen (jenen Schlußvers ebenfalls eingerechnet) höchstens sieben, und vom ganzen Gedichte neun Verse für uns verloren gegangen. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Mauricii Hauptii Quaestiones Catullianae. Lipsiae in libraria Weidmannia. 100 S. 8.

(Fortsetzung.)

Ist diese unsere Annahme richtig — und wir unsers Theils halten sie nicht bloß für höchst wahrscheinlich, sondern für ganz evident: was wird dann, müssen wir abermal fragen, aus der Lachmann'schen Pagination und Zeilenzählung? Wie soll da die Rechnung noch bestehen, wenn einmal *nicht 30*, noch weniger 60 .... sondern *nicht mehr als* höchstens neun Verse ausgefallen sind?

Um unsere Annahme noch mehr zu bekräftigen und zugleich einiges andere in diesem herrlichen Gedichte zu berichtigen, erlauben wir uns ein Schema des Ganzen nebst den nöthigen Bemerkungen dazu hier noch anzufügen.

Das Ganze besteht aus drey Theilen: Vorbereitung zum Hochzeitgesange; Wechselgesang selbst; Schluß.

I. Zuerst sprechen die Jünglinge 5 Verse (1 — 5); darauf die Mädchen ebenfalls 5 Verse (6 — 10); zum Schlusse der Vorbereitung die Jünglinge 8 Verse (11 — 18).

II. Der nun beginnende Wechselgesang selbst besteht nach uns aus folgenden Strophenpaaren:

Strophe 1.

Hespere, qui caelo fertur crudelior ignis? Qui natam possis etc. (V. 19 — 24)	6 Verse

Gegenstrophe 1.

Hespere, qui caelo lucet iocundior ignis? Qui desponsa tua etc. (V. 25 — 30)	6 Verse

Strophe 2.

Hesperus e nobis, aequales, abstulit unam, *) — — — — — —	8 Verse

Gegenstrophe 2.

**) — — — — — — Namque tuo adventu vigilat custodia semper. Nocte latent fures etc.	8 V. (vulg. 32 ff.)

Strophe 3.

Ut flos, qui in septis secretus nascitur hortis, Quem mulcent aurae, firmat sol, educat imber, Ignotus pecori, nullo contusus aratro (Laetus se extollit, laetos exspirat odores,) Multi illum pueri, multae optavere puellae; Idem cum tenui etc.	11 Verse (vulg. 38 ff.)

Gegenstrophe 3.

Ut vidua in nudo vitis quae nascitur arvo,

*) Fehlen die übrigen Verse der Strophe, höchstens 7.

**) Fehlen im Anfange höchstens 2 Verse. — Den Inhalt der dort und hier fehlenden Verse haben wir oben bestimmt angedeutet.

Nunquam se extollit etc. — — minus est invisa parenti. Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee. } 11 Verse (vulg. 48 ff.)

III. Nachdem auf diese Weise der Wechselgesang in 3 Paar Strophen durchgeführt ist, schließen die Jünglinge, als Sieger, in 8 Versen (wie nach der Vorbereitung), mit der Ermahnung an die Braut:

At tu ne pugna cum tali coniuge, virgo,
Non aequum est pugnare etc.

Was die von uns im Texte vorgenommenen Aenderungen betrifft (Einsetzung des qui in der 3. Strophe, Umstellung eines und Einschaltung eines andern Verses in derselben Strophe, endlich Hinzufügung des Verses Hymen o Hymenaee etc. am Ende der 3. Gegenstrophe), so rechtfertigen wir sie auf folgende Weise. Alles, was das ganze Gedicht hindurch Jünglinge und Mädchen sprechen oder singen, schließen sie die einen wie die andern allemal mit dem Verse Hymen o Hymenaee etc. (m. s. in den gewöhnlichen Ausgaben V. 5. 10. 18. 24. 30. dann Schluß der 2. Gegenstrophe und der 3. Strophe, endlich den Schluß des Ganzen). Mit demselben Verse endigte also gewiß auch die bis auf den ersten Vers verlorene 4. Strophe (der Mädchen); mit demselben muß daher auch die 3. Gegenstrophe (der Jünglinge) geendigt haben; d. h. dieser Vers muß, da ihn die Codices fehlerhafter Weise nicht haben, dieser Gegenstrophe angefügt werden. Thut man aber dieß, wie wir gethan haben, so bekommt die 3. Gegenstrophe eilf Verse, und es muß sodann die vorhergehende Strophe der Mädchen, die in Codd. nur zehn Verse zählt, durch Einschaltung eines Verses ebenfalls eilfzeilig gemacht werden. Dabey fügt es sich gut, daß außer diesem mehr äußerlichen Merkmale auch die Betrachtung des Inhaltes und des Satzbaues in der Gegenstrophe ganz unverkennbar auf den Mangel eines Verses in der Strophe hindeutet. In der Gegenstrophe geben nämlich die 4 ersten Verse (vulg. 48 — 51) das Bild von der auf nacktem Gefilde einsam wachsenden Rebe, die weder sich zu erheben noch Frucht zu treiben vermöge, sondern ihrer eigenen Schwere erliegend das Haupt zum Boden niedersenke; V. 52 fügt bey, wie eine solche verlassen stehende Rebe weder von Menschen noch von Pflugstieren gepflegt werde; V. 53 f. stellen dagegen, wie dieselbe Rebe, mit dem Ulmbaume vermählt, von Landleuten und Pflugstieren (durch fleißiges Umackern ihres Muttergrundes) gepflegt werde; endlich die letzten 3 Verse wenden das Bild an und sagen: „So die Jungfrau; so lange sie unvermählt bleibt, altert sie dahin von Niemanden gepflegt; wann sie zu rechter Zeit angemessene Vermählung erlangt hat, wird sie dem Manne lieber, den Eltern weniger zuwider.“ Der so geformten Gegenstrophe ist die Strophe von V. 41 an in Anordnung der Worte und Verse und an Inhalt, nur (der Natur der Sache gemäß) in entgegen gesetztem Sinne, so genau gleich gehalten, daß das Gesetz des Ebenmaßes unabweislich dieselbe gleiche oder doch ähnliche Haltung auch für die ersten Verse beyder Strophen erfodert. Da dieß in dem überlieferten Texte schon darum nicht der Fall ist, weil dem Inhalte der ersten vier Verse der Gegenstrophe nur drey Verse in der Strophe gegenüber stehen, so darf und muß angenommen werden, daß dieser Mangel nicht von Catullus selbst, sondern bloß von irgend einem Zufall oder von einem Versehen eines Abschreibers herrühre, und daß somit durch Einschaltung eines vierten Verses und durch rechte Versstellung jenes Ebenmaß herzustellen sey. Unsere 4 Verse (Anfang der Strophe 3) sollen ein Versuch solcher Herstellung seyn. Wir schrieben daher „Ut flos, qui in septis etc.“ (vrgl. vulg. Vers 48 ut vidua in nudo vitis quae nascitur arvo); wir schalteten den Vers ein: „Laetus se extollit, laetos exspirat odores“ (vrgl. vulg. V. 49 Nunquam se extollit, nunquam mitem educat uvam); wir stellten paarweise zusammen

a) die Verse Ut flos qui etc. und quem mulcent aurae etc.

b) die Verse Ignotus pecori etc. und Laetus se extollit etc. wie in der Gegenstrophe die Verse 48. 49. und wieder 50 51. paarweise zusammen gehören.

Alles Bisherige zusammengefaßt, glauben wir behaupten zu dürfen, daß Lachmann's Seiten- und Zeilenzählung auch durch Hrn. Haupt's Bemühungen keineswegs als wohlbegründet dargethan worden sey, und daß selbe zur Berichtigung und Herstellung verdorbener und theilweise in Unordnung gerathener Gedichte Catullus' nicht nur nichts nützen oder nützen könne, sondern vielmehr zur Entstellung manches Gedichtes durch falsche Correctionen, durch sinnwidrige Trennung zusammengehöriger oder Zusammenstellung unverträglicher Dinge, zu irriger Annahme nicht vorhandener und nie vorhanden gewesener Lücken u. dgl. verführen könne und schon wirklich verführt habe.

Wenn Herr Haupt p. 49 schreibt: „Ceterum hoc (Lachmann.) versuum numerandorum artificium . . . . . . etiam ad alia carmina haud inutiliter accommodatur. Sic Moretum in antiquo cod., ex quo nostra exemplaria originem traxerunt, paginis versuum vicenorum quinorum scriptum fuisse diligens sincerorum codicum consideratio docere videtur," und wenn er dann durch Hülfe dieser Annahme fünfundzwanzigzeiliger Seiten in seinem imaginären Urcodex meynt erklären zu können, wie ein Vers, der schon einmal gehörigen Ortes vorgekommen, in mehrern Codd. weiter unten an ungehöriger Stelle wiederholt in den Text gekommen sey, u. s. a.: so würden wir zwar auch hiergegen behaupten und wohl auch nachweisen können, daß seine Annahmen und Erklärungen über die von ihm behandelten Stellen des Moretum höchst unsicher oder geradezu falsch seyen, und daß überhaupt eine solche Fiction einer bestimmten Zahl Verse auf jeder Seite eines Urcodex nichts beweisen und nichts widerlegen, keinen ungehörigen Vers retten und keinen gehörigen verwerfen, mit einem Worte, nichts nützen könne; der Kürze wegen wollen wir jedoch dieß auf sich beruhen lassen, und lieber noch ein Paar Stellen aus Catullus, welche Hr. H. in seiner Schrift behandelt hat, der Prüfung unterwerfen.

Bey Carm. LXIV. fehlt in Cod. D. und andern dem Verse 344 am Ende ein Wort vom Maße eines Trochäus oder Spondeus; Codex L hat im Texte das Wort tenuen, am Rande campi; Cod. Laurentian. giebt teuen. Also der Vers lautet urkundlich:

Cum Phrygii Teucro manabunt sanguine teuen (tenen).

Diesen durch ein Monstrum von Wort entstellten Vers bespricht Hr. H. S. 73 ff. und setzt in den Text (statt campi oder, wie sonst gewöhnlich geschrieben wird, rivi) das von ihm vermuthete clivei: „quo facto (wie er sagt) reciperamus vocabulum aptum significatione litterarumque similitudine ad monstrum illud teuen prope accedens."

Damit kann Ref. wiederum aus mehr als einem Grunde nicht einverstanden seyn; um jedoch die Sache so kurz als möglich abzuthun sage ich nur: Nach meiner Ueberzeugung ist uns im Cod. Laur. das ursprüngliche Wort ganz, nur nicht regelrecht geschrieben erhalten, nämlich der Stadtname Theben (in der Schrift ausgeartet in teben, teven, teuen). Die Verkennung dieses Namens hat denn freylich schon in alter Zeit zu Aenderungen in den übrigen Worten des Verses verleitet und dadurch zum Verderbniße des Ganzen. Ich glaube durch rückgängiges Verfahren, durch Aenderung der alten Aenderungen den Vers in seiner Urgestalt auf folgende Weise wieder herstellen zu können:

Non illi (Achilli) quisquam bello se conferet heros,
Cum Phrygio Teucri madefabunt sanguine Theben,
Troicaque obsidens longinquo moenia bello
Periuri Pelopis vastabit tertius heres.

Wie Achilles sich bey der Eroberung anderer Barbarenstädte während des Troischen Krieges und namentlich auch bey Eroberung Thebe's, der Stadt Eetion's, auszeichnete, wissen wir aus Homeros Ilias I. 366 ff. II. 688 ff. VI. 414 ff.

Seite 86 — 91 behandelt Hr. H. von Carm. LXVIII. die Stelle V. 56 — 61 „Qualis in aërio perlucens vertice montis Rivus etc." bestreitet umständlich das von Huschke für populi (V. 59) vorgeschlagene scopuli, die von demselben gegebene Erklärung einzelner Wörter und ganzer

Phrasen u. s. w., kömmt endlich zu dem Resultate: „Describitur, nisi magnopere fallor, rivus primum in vertice alti montis prosiliens, deinde per praecipitem vallem deorsum sese volvens, denique in planitie viam aliquam cursu placidiore et pedetentim transiens. Quod sic expressisse Catullum puto

Qui (rivus) cum de prona praeceps est valle volutus,
Per medium sensim transit iter populi."

fügt dann, (nachdem die Bedeutung des Wortes **sensim** näher bestimmt und (wie er wenigstens meynt) dargethan ist, daß, die Richtigkeit seines **sensim** angenommen, Catullus mit bewundrungswürdiger Kunst seine Schilderung so eingerichtet habe, daß alles auf's passendste zusammen stimme,) die Bemerkung bey: „Ipsa autem comparatio cum in eo posita sit, ut dicat Catullus tantam lacrimarum sese profudisse copiam quanta ubertate rivus prosiliat, quod deinde rivus per vallem se devolvens et per planitiem lento cursu fluens describitur, nihil quidem ad lacrimas pertinet neque quicquam ad declarandam similitudinem affert momenti, sed suavi digressione et propositi quasi oblivione lectores fallit etc."

Nach unsrer Meynung hat Huschke mit **scopuli** (für das überlieferte populi) das rechte Wort getroffen, alles andere ist von ihm, wie von Hrn. Haupt verfehlt worden, und hat verfehlt werden müssen, weil beyde (so wie überhaupt fast alle zeitherigen Ausleger des Gedichtes) **die ganze Stelle** mißverstanden und verkehrt aufgefaßt haben. Nicht dahin zielt, wie sie meynen, und Hr. Haupt uns sagt, das Gleichniß von dem Bergbächlein „ut dicat Catullus **tantam** lacrimarum sese profudisse **copiam**, **quanta** ubertate rivus prosiliat" (**davon** sagt der Dichter kein Wörtchen, und doch hätte er, wenn **darin** das tertium comparationis lag, dieß gerade deutlich hervorheben **müssen**, was so wenig der Fall ist, daß sein Gleichniß vollkommen gut und passend bleibt, wenn man sich, was der Dichter uns mit keinem Worte verwehrt, das Bächlein auch nur ganz dürftig und dünn fließend vorstellt.) — Also nicht auf das **Vorhergehende** zielt das Gleichniß von

dem Bergbächlein, sondern es gehört nebst dem andern, welches sich unmittelbar daran schließt, zu **dem nach beyden erst folgenden Verse** (66): **Tale fuit nobis Manius auxilium.** Um dieß augenscheinlich darzulegen, müssen wir uns erlauben, die ganze Stelle mit den uns nöthig scheinenden Correcturen hier anzuführen. Nachdem der Dichter mit den Worten begonnen hat: Non possum reticere, deae, qua me Allius *) in re Juverit . . . Sed dicam vobis; vos porro dicite multis Millibus et facite haec charta loquatur anus, etc. fährt er so fort:

V. 50. Nam mihi quam dederit duplex Amathusia curam,
Scitis, et in quo me **torruerit** genere,
Cum tantum arderem, quantum Trinacria rupes
Lymphaque in Oetaeis Malia Thermopylis,
Maesta neque assiduo tabescere lumina fletu
— 55 Cessarent tristique imbre madere genae.
Qualis in aerii perlucens vertice montis
Rivus muscoso prosilit e lapide,
Qui cum de prona praeceps est valle volutus,
Per medium **densi** transit iter **scopuli**
— 60 Dulce viatori lasso in sudore levamen,
Cum gravis exustos aestus hiulcat agros;
Vel qualis nigro iactatis turbine nautis
Lenius aspirans aura secunda venit,
Jam **face** Pollucis, jam Castoris implorata:
— 65 Tale fuit nobis Manius auxilium.
Is clausum lato patefecit limite campum,
Isque domum nobis etc.

*) Manius Allius.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Plutarchi vitae parallelae. Ex recensione Caroli Sintenis. Vol. I. Lipsiae Köhler. 1839. 8. XXVII. 556. (Theseus-Aemilius Paulus).

Mit diesem ersten Bande ist eine Gesammt-Ausgabe der Plutarchischen Biographieen begonnen, wie sie bisher zum oft ausgesprochenen Befremden und Bedauern der Freunde dieses Autors noch gänzlich fehlte. Wenn überhaupt eine auf sicherer Grundlage ruhende Behandlung des Textes Plutarchischer Schriften lange auf sich hatte warten lassen, so war namentlich unter den Biographieen erst in neuester Zeit nur einigen einzelnen eine auf kritische Feststellung des Textes gerichtete Sorgfalt zugewendet worden. Hr. S. erwirbt sich nun das Verdienst, zum ersten Mal sämmtliche Biographieen in einem gehörig beglaubigten Texte und mit treuer Darlegung der handschriftlichen Varianten, so vollständig, als der zur Benützung vorliegende Apparat sie darbot, und Hr. S. sie der Mittheilung für werth hielt, an das Licht treten zu lassen.

Die von Hrn. Sint. benützten Handschriften sind folgende: Cod. Paris. 1671 für sämmtliche Biographieen, 1673 für die meisten, für einige auch Par. 1672 und 1674, für das Leben des Alcibiades 1675. Als die wichtigsten erkennt auch Hr. Sint. die beyden Codd. 1671 u. 1673 an, und urtheilt über deren gegenseitigen Werth nun so übereinstimmend mit dem Ref., daß diesem nichts weiter beyzufügen übrig bleibt.

Hiezu kommen drey Codd. Palatini, Nr. 283, 168, 169, von welchen der erste noch von keinem Herausgeber, die beyden letzten aber von Hrn. Bähr und vom Ref. in ihren Einzelausgaben benützt worden sind, doch von Hrn. Sint. nun nach einer von ihm selbst vorgenommenen genaueren Vergleichung. Uebrigens enthält keine von diesen Pfälzer Handschriften alle Biographieen, doch auch keine die nämlichen, wie die andern.

Endlich erscheinen hier zum ersten mal für alle diejenigen Biographieen, welche er enthält, mitgetheilt die Varianten des Münchner Cod. 83. Da jedoch Hr. Sint. dieser Handschrift nur einen sehr untergeordneten Werth beylegt, so hat er nicht alle aus demselben notirten Lesarten in sein Variantenverzeichniß aufnehmen zu dürfen geglaubt.

Die erste Stelle unter allen bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften Plutarchischer Biographieen behauptet der Cod. Sangermanensis, welcher leider nur 15 Lebensbeschreibungen, und diese nicht alle ganz, enthält. Eine neue Vergleichung desselben schien jedoch unnöthig, da die des Mos. Solanus sich als treu und sorgfältig angestellt bewährt. Um Collationen anderer auf der königl. Bibliothek zu Paris befindlicher Handschriften hat sich Hr. Sint. nicht bemüht, da theils ihr späteres Alter, theils anderwärts mitgetheilte Proben ihrer Lesarten einen bedeutenden Gewinn von ihrer Vergleichung nicht hoffen lassen. Allerdings glaubt auch Ref., daß mit vollständiger und genauer Vergleichung der besten unter den bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften und mit einer einsichtsvollen Benützung derselben für den Text der Plutarchischen Biographieen die Hauptsache geschehen sey. Dem ohngeachtet wird nicht in Abrede gestellt werden dürfen, daß nachträgliche Vergleichung und Benützung auch der unbedeutendern Codd. doch für einzelne Fälle fruchtbar und nützlich werden können; denn auch die schlechtern unter diesen Handschriften stimmen hier und da mit der bessern Lesart, die sich vielleicht außerdem nur in Einer Handschrift findet, zusammen, woraus sich bey der gemeinschaftlichen Ab-

stammung aus Einer Quelle die Möglichkeit ergiebt, daß in einzelnen Fällen einer der schlechtern Codd. wohl auch allein die richtige Lesart bewahrt haben könne. Die Varianten der fünf Bodleianischen Handschriften sind nach der Vergleichung von Bryanus mitgetheilt, ohne daß denselben eine erhebliche Autorität für die Kritik beygelegt werden konnte. Nicht ohne Einfluß auf die frühere Behandlung des Textes sind die unter dem Namen des Vulcobius und dem Collectivnamen eines Anonymus in den Frankfurter Ausgaben zuerst bekannt gemachten Sammlungen von Lesarten geblieben; je mehr aber auf der Geschichte dieser Sammlungen früher ein beynahe geheimnißvolles Dunkel lag, um so nöthiger war es, über Abstammung und Werth derselben zu einem sichern Urtheil zu gelangen. Das Verdienst, welches Hr. Sint. sich in dieser Beziehung erworben, ist schon aus seinen Ausgaben des Themistokles und Perikles bekannt; er berührt diesen Gegenstand auch in der Vorrede zu der vorliegenden Ausgabe wieder, und giebt die wesentlichen Resultate seiner früheren Erörterungen, zugleich mit Benutzung der indessen vom Hrn. Dr. Walz aus Muret's Exemplar der Aldina abgeschriebenen und bekannt gemachten Lesarten.

Von den alten Ausgaben hat Herr Sint. nur aus der Juntina und Aldina die wichtigern Varianten angemerkt, der Basler Ausgaben ist, weil sie keinen urkundlichen Werth haben, nur an wenigen Stellen Erwähnung gethan. Als Vulgata ist der Text des Stephanus betrachtet, in wie weit derselbe mit Handschriften oder alten Ausgaben übereinstimmt; diejenigen Lesarten des Stephanus aber, für welche sich eine urkundliche Beglaubigung bis jetzt nicht vorgefunden hat, sind durch Nennung seines Namens besonders bezeichnet. Uebrigens ist über Stephanus, sein Verfahren bey Bearbeitung der Plutarchischen Werke und seine Glaubwürdigkeit ausführlicher in der Vorrede gehandelt.

Den neuern Herausgebern ist in dem Variantenverzeichniß eine ungleiche Berücksichtigung zu Theil geworden; zum Grundsatze gemacht ist nur die Anführung der erheblicheren abweichenden oder übereinstimmenden Lesarten in den Ausgaben von Reiske, Coraes und Schäfer. Wenn Ref. nicht irrt, so hätten insbesondere die Leistungen derjenigen neuern Ausgaben, deren Text nach Handschriften kritisch durchgearbeit ist, Erwähnung verdient. Es wäre hiedurch, ohne daß es großen Aufwand an Raum gekostet hätte, eine treuere, vollständigere Uebersicht über die Geschichte des Textes gewonnen worden, auch hätten alsdann Angaben, welche ihrer jetzigen wörtlichen Fassung nach unrichtig sind, keine Stelle gefunden. Denn wenn gleich der Absicht des Herrn Sint., wie sich von selbst versteht, nicht das Geringste zur Last gelegt werden soll, so ist es doch in der Sache eine Unwahrheit, wenn in den Anmerkungen bisweilen den editoribus insgesammt eine falsche Lesart zugeschrieben ist, während von denselben doch einer oder der andere schon vor Hrn. Sint. die richtige Lesart gegeben hat.

Da Hr. Sint. in der Constituirung des Textes sich von seinem Urtheil über den Werth der verschiedenen Handschriften hat leiten lassen, mit diesem Urtheil aber Ref., wie schon oben bemerkt, im Wesentlichen völlig übereinstimmt, so folgt von selbst, daß er auch mit der Behandlung des Textes, wenn gleich im Einzelnen bisweilen abweichender Meynung, doch im Ganzen und Allgemeinen sich einverstanden erklären muß. Das Einzige sey besonders erwähnt, daß Hr. Sint. bisweilen andern Handschriften den Vorzug vor dem Par. A. eingeräumt hat, wo Ref. es für ein Gebot der Consequenz gehalten hätte, dem genannten Codex treu zu bleiben; wogegen andrerseits Hr. S. sich von der Autorität des Cod. C. jetzt bisweilen freyer gemacht hat, als Ref. billigen kann, z. B. Tim. 12, 2, wo *ταὐτά* und 26, 13, wo *τὸ τοῦ σελίνου* (beydes Lesarten der genannten Handschrift) gänzlich unabweisbar scheint.

(Schluß folgt).

Mauricii Hauptii Quaestiones Catullianae. Lipsiae in libraria Weidmannia. 100 S. 8.

(Schluß.)

„Ihr, Musen, (so beginnt der Dichter) ihr wisset, in welcher Art mich die Göt-

tin von Amathus ausgedörrt habe, als ich glühte so sehr wie der Trinakrische Fels und wie die heißen Quellen am Deta, und als meine Augen vor Betrübniß schmachtend unablässig in Thränen zerschmolzen." Dieß der Zustand des Dichters, gewiß ohne ein weiteres Bild lebhaft und umständlich genug geschildert. Wessen bedurfte nun aber der Dichter in diesem Zustande? und wer leistete ihm, wessen er bedürftig war? Sein Freund Manius. Und dieses Verdienst des Freundes Manius sucht der Dichter, gemäß der ganzen Tendenz der Elegie, dadurch recht auffallend hervorzuheben, daß er nach Obigem so fortfährt (V. 56 ff.): „Gleichwie ein durchsichtig helles Bächlein auf luftigen Berges Höhn aus bemoostem Steine hervorsprudelt und, nachdem es durch die absinkende Thalschlucht sich jäh herabgestürzt hat, auf engem Pfade zwischen dichtem Gesteine hindurch schlüpft, süße Labung für den in der Sommerhitze durch Schweiß erschlafften Wanderer; oder gleichwie von schwarzem Sturmwinde geschleuderten Schiffern, nach Anflehung der Fackel Pollux und Castor's, gelinder anhauchender Fahrwind erscheint: so ward mir Freund Manius ein Helfer in der Noth." Bey der Annahme dieser, aber auch nur dieser Anordnung des Ganzen und aller seiner Glieder kann man in Wahrheit rühmend mit Hrn. H's. Worten von der Stelle sagen: „Catullum mira plane arte orationem ita conformasse, ut omnia apta essent inter se et convenientia." Denn so passen Bild und Gegenbild und zwar nicht bloß in einem Hauptpunkte, sondern bis in's Einzelnste fast Zug vor Zug vollkommen zusammen. Der Dichter glühte und schmachtete in der Gluth heißer Liebe; der Freund kam ihm in der Noth zu Hülfe, wie ein Bergquell mit seinem kühlen, erfrischenden Gewässer dem von Sonnenglut und Schweiß entkräfteten Wanderer u. s. w. Wie wenig bey der gewöhnlichen Auffassung der Stelle das Gleichniß von dem Bächlein zum Vorhergehenden passe, wie schlecht es selbst äußerlich und der syntaktischen Beschaffenheit der Sätze nach nur nothdürftig angehängt erscheine; wie selbst das Wort „qualis .. rivus etc." deutlich darauf hinweise, daß es mit dem folgenden Correlate „tale auxilium" zusammengefaßt werden müsse u. s. w., wollen wir der Kürze wegen hier eben so wenig weiter ausführen, als uns auf eine weitläufige Rechtfertigung der kleinen Aenderungen einlassen, die wir in Vorschlag gebracht und einstweilen zu Verdeutlichung unsrer Meynung in den Text gesetzt haben: zufrieden, wenn nur unsre Ansicht im Ganzen als richtig auch von Andern wird anerkannt werden.

In Carm. LXXI. nimmt Hr. Haupt zu V. 1. den von Hier. Avantius und schon vor diesem von Palladius Fuscus gemachten Vorschlag si quoi iure bono als vollkommen treffend an, obwohl er die Phrasis iure bono durch kein Beyspiel aus alter Zeit zu belegen weiß; V. 4. aber schreibt er (statt Mirifice est a te nactus etc.) Mirificast Ate nactus etc. — Nach unserm Urtheile hat er Recht, im ersten Verse dem merito des zweyten Verses entsprechend iure zu fodern; im vierten Verse hätte er statt Ate das nahe liegende und vollkommen passende fato anwenden, wohl auch in V. 1. dem alt hergebrachten alarum der Italer noch in etwas nachhelfen können. Wir wenigstens meynen, Catullus habe geschrieben:

> Si quoi iure homini sacer armorum obstitit hircus,
> Aut si quem merito tarda podagra secat,
> Aemulus iste tuus, qui vestrum exercet amorem,
> Mirifico est fato *) nactus utrumque malum.
> Nam quotiens etc.

Sacer armorum . . ., durch Uebersehen einiger Buchstaben in der Mitte von einem Abschreiber in sacermorum od. sacerorum verdorben, ward durch vermeyntliche Correction in sacrorum obst. h. verwandelt.

*) Diesen Vers will, wie wir mit Vergnügen gesehen haben, auch Hr. G. Hermann eben so geschrieben haben, wie wir.

Haben wir bis hieher Ansichten und Vorschläge Hrn. Haupt's angeführt, die wir nach unserer Ueberzeugung mißbilligend verwerfen mußten, so fodert die natürliche Gerechtigkeit, nun auch diejenigen Parthien des Werkes nicht mit Stillschweigen zu übergehen, welchen wir ganz unbeschränkt oder doch in der Hauptsache unsern vollen Beyfall schenken können. Dahin rechnen wir z. B. gleich die Vermuthung zu Carm. XXIII. (mit welcher Hr. H. S. 9 ff. seine Bemerkungen zu Catullus beginnt) worin er V. 10 zu lesen vorschlägt: Non furta impia, etc., eine Vermuthung, die gewiß sehr gut erfunden und geschickt gerechtfertigt, doch unsers Erachtens noch keineswegs zu solcher Evidenz gebracht ist, daß nun, wie Hr. G. Hermann meynt, es niemand mehr unternehmen werde etwas anderes suchen zu wollen. Dahin rechnen wir den sehr glücklichen Gedanken, vermöge dessen Hr. H. (S. 44 ff.) in Carm. LXIV. v. 22 sqq. nach der Citation bey dem interpres Veronensis ad Virgil. Aen. V. 80 einen Vers mehr nicht bloß als Fragment dem Catullus vindicirt, sondern an der bezeichneten Stelle dieses Gedichtes eingefügt und die Stelle so geschrieben wissen will:

O nimis optato saeclorum tempore nati
Heroes, salvete, deum genus, o bona matrum
Progenies salvete iterum (salvete . . . . .):
Vos ego saepe meo vos carmine etc.

Wenn jedoch Hr. H. über seine Ergänzung des eingeschalteten Verses (salvete . . . . .) sagt: „Nimirum ter, ut fere mos est, heroes veneratus esse (Catullus) tertiumque salvete et deinde aliquod adjectivum, qualia multa cogitari possunt, addidisse videtur," so meynen wir hingegen, daß man den Vers nicht ohne Wahrscheinlichkeit etwa so vervollständigen könnte:

— — — — o bona matrum
Progenies, salvete iterum, (salvete, heroes).

Für ganz getroffen halten wir ferner Nereine, was Hr. H. (S. 71 ff.) in demselben Gedichte V.

28 für das überlieferte Neptunine als ursprüngliches Wort eingeführt haben will. — So ist ohne Zweifel auch richtig, daß, wie Hr. H. (S. 79 ff.) nachweiset, in Carm. LXVI. v. 9 sq. zu schreiben sey:

— — —, quam cunctis illa deorum
Levia protendens brachia pollicita est.

Hätte Hr. Haupt seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn darauf wenden und beschränken wollen, uns in seinen Quaest. Catull. lauter Vorschläge und Versuche der eben bezeichneten Art vorzulegen, so würde er dem trefflichen, aber, wie die Sachen jetzt liegen, bessernder Nachhilfe noch sehr bedürftigen Catullus ungemein viel genützt, uns aber das Vergnügen gewährt haben seine Schrift mit ganz ungetrübtem Lobe anzeigen zu können; indeß wir uns jetzt mehr in tadelndem Sinne auszusprechen, besonders darum nicht umhin konnten, weil wir eine schon hier und dort nicht ohne Aergerniß wahrgenommene Neigung anderer neuerer Philologen auch in seiner Schrift ungern gefunden haben, wir meynen die Neigung, alles, auch das Unerklärliche, erklären zu wollen, und so Zeit und Kraft auf Dinge zu verwenden, die unsere Studien mehr hemmen als fördern, und deren Erforschung sogar im besten Falle höchstens nur eine gewisse Neugierde befriedigen könnte, dagegen das, was eigentlich Noth thut, eine auf urkundlichen Ueberlieferungen und besonnenem Räsonnement beruhende Interpretation und Emendation der alten Schriftsteller, fast wie etwas zu Gemeines hintan zu setzen.

J. F.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Julh.

Nr. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840

ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΣ ΠΕΡΙ ΓΥΜΝΑΣΤΙΚΗΣ. Philostratei libri de Gymnastica quae supersunt nunc primum edidit et interpretatus est C. L. Kayser Ph. D. Accedunt Marci Eugenici imagines et epistolae nondum editae. Heidelbergae. Sumtibus J. C. B. Mohr, bibliopolae Academici. MDCCCXL. XVI. 192.

Durch die Bearbeitung der Lebensbeschreibungen der Sophisten von Philostratus hat Hr. Kayser gezeigt, daß er die Forderungen, die man an einen Herausgeber zu machen berechtigt ist, nicht nur zu erfüllen, sondern die Erwartungen noch zu übertreffen versteht; eine solche Fülle von Handschriften, deren Vergleichung dort mitgetheilt ist, wird man für keinen spätern Autor nachweisen können; dazu strenge Sichtung des kritischen Apparates, und genaue Kenntniß der Sprache wie der Sache; alles dieses bürgt für die Trefflichkeit einer Gesammtausgabe der Werke des Philostratus, die wir zu erwarten haben. Inzwischen erhalten wir hier ein vordem unbekanntes Fragment desselben Autors über die Gymnastik. Ein Florentiner Codex des Philostratus, am Anfange verstümmelt, enthält ein Blatt, dessen Abschrift Hrn. K. bald überzeugte, daß es ein Bruchstück eines verlorenen Werkes desselben Autors sey; die Münchner Handschrift CCXLII. giebt dasselbe, aber einige Blätter mehr, und so wird uns was sich bis jetzt gefunden hat, aus dieser mitgetheilt. *)

Schon daß diese Bruchstücke in beyden Codices einer Schrift des Philostratus vorausgehen, spricht für diesen als Verfasser und der Herausgeber hat durch einen reichhaltigen Commentar (S. 27 — 114) die Uebereinstimmung in Ausdruck und Gedanken außer allen Zweifel gesetzt. Die Benennung *περὶ γυμναστικῆς* ist aus dem Scholiasten zu Plato der eine längere Stelle aus ihr anführt; bey Suidas ist der Name *γυμναστικός* und der Inhalt des Werkes mit den Worten bezeichnet: *ἔστι δὲ περὶ τῶν ἐν Ὀλυμπίᾳ ἐπιτελουμένων.* Diese wenigen Fragmente verdienen um so mehr Beachtung, als alle Werke der Alten über Gymnastik verloren gegangen sind, und liefern den Beweis, daß noch manches werthvolle in Bibliotheken verborgen liegt und eine sorgfältige Untersuchung wohl noch einige Bände Anecdota liefern könnte, ohne wie in jüngster Zeit geschehen, längst bekanntes den Lesern als neues aufzubürden.

Den Inhalt bilden im allgemeinen diätetische Vorschriften für die Athleten mit einigen geschichtlichen Bemerkungen verwebt, dann folgen Bestimmungen über den Gebrauch von *ἁλτήρ, κόνις, κώρυκος,* womit das vorhandene abbricht. Bey dem Zustande, in welchem diese Lehren uns vorliegen, läßt sich billig zweifeln, daß wir wenigstens einen Theil des Philostratischen Buches vollständig besitzen; vielmehr scheinen dieses nur Auszüge jener

---

*) Da die Münchner Abschrift von einem nach Eroberung von Const. flüchtigen Griechen in Italien geschrieben ist, so läßt sich aus einer Vergleichung der Varianten des nächst folgenden Philostratischen Buches auf den Ort des Schreibers schließen; dort muß das Original des Münchner Codex liegen; da es nicht Florenz ist, so möchte man zunächst an Venedig denken.

Schrift, wobey größere Stellen ausführlich abgeschrieben wurden, anderes aber übergangen ist; daher vermißt man die richtige Folge und Anordnung der Gedanken. Zweymal beginnen die Sätze mit ὅτι, dem eigentlichen Kennzeichen solcher Auszüge; p. 2, 14. Ὅτι ἀρίστη κρᾶσις ἡ θερμή τε καὶ ὑγρά und p. 4, 6. Ὅτι ἐγυμνάζοντο οἱ παλαιοὶ οἱ μὲν ἄχθη φέροντες οὐκ εὔφορα, οἱ δ' ὑπὲρ τάχους ἁμιλλώμενοι πρὸς ἵππους καὶ πτῶκας. Letztere Stelle bildet ein Ganzes fortlaufend bis p. 14, 13. Dagegen steht der nächste Satz: αἱ περιδεεῖς γνῶμαι προθυμότεραι μανθάνειν ἃ προσήκει φυλάττεσθαι außer Zusammenhang mit dem vorhergehenden; eben so wenig sieht man eine Verbindung des folgenden: ἔλεγχος δὲ τῶν τετράδων ἃς παρῃτησάμην, καὶ ἡ ἐπὶ Γερήνῳ τῷ παλαιστῇ διαμαρτία. Dieß ist eine für sich stehende Bemerkung, welche man des historischen Factum wegen abgeschrieben hat. Eben so wenig hat der nächste Gedanke seine Beziehung p. 16, 4: τούτοις ἑπόμενοι σοφίαν τὴν γυμναστικὴν ἐνδειξόμεθα καὶ τοὺς ἀθλήτας ἐπιρρώσομεν καὶ ἀνηβήσει τὰ στάδια ὑπὸ τοῦ εὖ γυμνάζειν. Nichts geht voraus, wodurch das τούτοις ἑπόμενοι klar würde, noch wird im folgenden die Gymnastik als eine σοφία dargestellt; vielmehr zeigen sogleich die ersten und nächsten Worte, daß sie mit obigen außer Berührung stehen und ein eigenes Fragment bilden: ἁλτὴρ δὲ πεντάθλων μὲν εὕρημα, εὕρηται δὲ ἐς τὸ ἅλμα ἀφ' οὗ δὴ καὶ ὠνόμασται.

Da die Münchner Handschrift, wie die Vergleichung des Schlusses mit der Florentiner lehrt, aus keiner vorzüglichen Quelle genommen ist, so finden sich mehrere Fehler, die der Herausgeber sorgfältig nachgewiesen und gehoben hat; nur einige Zusätze erlauben wir uns, um zugleich unsere Theilnahme zu bezeugen, die wir an dem von ihm entdeckten Fragmente genommen haben. Wenn Philostratus p. 2, 15 bey Angabe des erforderlichen Temperamentes eines Athleten bemerkt: ἀρίστη κρᾶσις ἡ θερμή τε καὶ ὑγρὰ ἐξ ἀκηράτου τε καὶ καθαρᾶς ὕλης συγκειμένη, so geht er die Vorzüge dieser näher durch und zeigt warum die einen die θερμοὶ oder ἐπίχολοι nicht genügen: οἱ δ' ἐπίχολοι τῶν ἀθλητῶν θερμοὶ μέν, ξηροὶ δὲ τὴν κρᾶσιν καὶ ἄκαρποι τοῖς γυμνάζουσι, καθάπερ τοῖς σπείρουσιν αἱ θερμοὶ (scrib. θερμαὶ) ψάμμοι· ἔρρωνται δ' ὅμως τῷ τῆς γνώμης ἑτοίμῳ· περίεστι γὰρ αὐτοῖς τούτου. Hierauf folgt wie man den Fehlern beyder abhelfen müsse: τοῖς μὲν τὴν ἕξιν ὑποψύχροις δεῖ κέντρου, τοῖς δ' ἐπιχόλοις ἡνίας· χρὴ δὲ τοὺς μὲν ξυνάγειν τῇ κόνει, τοὺς δὲ τῷ ἐλαίῳ ἐπαιονεῖν. Warum sollte Philostratus hier die Mängel der einen, der ἐπίχολοι, angegeben, die der ἐπίψυχροι aber stillschweigend übergangen haben? Die Concinnität, wie der Gegenstand, fordert die Erwähnung der einen wie der andern. Ein passendes Beyspiel von οἱ δ' ὑπὲρ τάχους ἁμιλλώμενοι πρὸς ἵππους hat Euripides Iphig. Aul. v. 206 — 15 an Achilles dargestellt. Vrgl. Catull. LXIV. 340. Die schöne Stelle p. 6, welche die Verweichlichung der Gymnastik schildert, ist mit Hinblick auf Platos Gorgias, doch, wie der Herausgeber richtig bemerkt, mit dem Unterschiede, daß Plato der ἰατρική die κομμωτική entgegensetzt, Philostratus aber letztere von der ἰατρική selbst ausgehen läßt; Medicin und Gymnastik lagen bey den Alten wie die S. 50 aus Galenus angeführten Worte aussagen, mit einander immer im Streite. Nach Philostratus sollte man fast glauben, die Arzneykunst sey es gewesen, welche die Vorschriften des aus Horatius bekannten Catius und Nasidienus eingegeben habe; die etwas längere Stelle, in welcher sich der Eifer des Verfassers mehr als sonst gewöhnlich ausspricht, mag zugleich als Muster der Sprache und Darstellung gelten:

> ἐπεὶ δὲ μετέβαλε ταῦτα καὶ ἀστράτευτο, μὲν ἐκ μαχομένων, ἀργοὶ δὲ ἐξ ἐνεργῶνι ἀνειμένοι δὲ ἐκ κατεσκληκότων ἐγένοντο, Σικελική τε ὀψοφαγία ἴσχυσεν, ἐξενευρίσθη τὰ στάδια καὶ πολλῷ μᾶλλον, ἐπειδὴ κολακευτική γε ἐγκατελέχθη γυμναστικῇ· ἐκολάκευσε δὲ πρῶτον μὲν ἰατρικὴ παρισταμένη ξύμβουλος, ἀγαθὴ μὲν τέχνη, μαλακωτέρα δὲ ἢ ἀθλητῶν ἅπτεσθαι· ἔτι τε ἀργίαν ἐκδιδάσκουσα καὶ τὸν πρὸ τοῦ γυμνάζεσθαι χρόνον καθῆσθαι σεσαγμένους οἷον ἄχθη Λιβυκὰ ἢ Αἰγύπτια· ὀψοποιούς τε καὶ μα-

γείρους ἥδοντας παραφέρουσα ὑφ' ὧν λίχνοι τε ἀποτελοῦνται καὶ κοιλοὶ τὴν γαστέρα· ἄρτοις τε μηκωνείοις καὶ ἀπεπτουμένοις ἑστιῶσα· ἰχθύων παρανομωτάτης βρώσεως ἐμφοροῦσα καὶ φυσιολογοῦσα τοὺς ἰχθῦς ἀπὸ τῶν τῆς θαλάσσης δήμων, ὡς παχεῖς μὲν οἱ ἐξ ἰλύων, ἄπαλοι δὲ οἱ ἐκ πετρῶν, κρεώδεις δὲ οἱ πελάγιοι, λεπτούς τε βόσκουσι θαλάμαι, τὰ φύκια δὲ ἐξιτήλους· ἔτι τε τὰ χοίρεια τῶν κρεῶν σὺν τερατολογίᾳ ἄγουσα· μοχθηρὰ γὰρ ἡγεῖσθαι κελεύει τὰ ἐπὶ θαλάσσῃ συβόσια διὰ τὸ σκόροδον τὸ θαλάττιον οὗ μεστοὶ μὲν αἰγιαλοὶ, μεσταὶ δὲ θῖνες, φυλάττεσθαι δὲ καὶ τὰ ἀγχοῦ ποταμῶν διὰ τὴν καρκίνων πρῶσιν, μόνων δὲ ἀναγκοφαγεῖν τῶν ἐκ κρανίας τε καὶ βαλάνου. τὸ δ' οὕτω τρυφῆς δριμὺ μὲν καὶ εἰς ἀφροδισίων ὁρμὰς, ἦρξε δὲ ἀθληταῖς καὶ τῆς ὑπὲρ χρημάτων παρανομίας.

Hier ist uns das πρῶτον μὲν unverständlich, da kein anderes zweytes Glied folgt, welchem gleich der ἰατρικὴ, jene κολακευτικὴ zugeschrieben werden könnte; jedes neue Vergnügungsmittel knüpft sich in dieser Periode durch τε an das vorhergehende, darum halten wir ἰχθύων τε παρανομωτάτης für nothwendig; dagegen erwartet man λέπτους δὲ βόσκουσι. Pag. 8, 19 ἁμαρτάνουσι δὲ κἀκεῖνοι· ἀφαιροῦνται τὸν παῖδα τὸ νεοτήσιον σκίρτημα. wünschten wir Beyspiele zur Bestätigung des Textes, da der Charakter der griechischen Sprache ἀφαιροῦνται γὰρ oder ἀφαιρούμενοι verlangt. Pag. 8 — 14 werden die Fehler der Athleten, welche sie sich durch eigene Schuld zugezogen haben, geschildert und wie man diese äußerlich leicht erkennen kann, nämlich die ὑπερσιτίσαντες, die ὕποινοι, die ἐξ ἀφροδισίων ἥκοντες und die ὀνειρώττοντες, hierauf folgen die Mittel, wodurch diese wieder zu ihren natürlichen Kräften kommen; in letzterer Darstellung fehlen die ὕποινοι, Philostratus kann sie nicht übergangen haben. Warum p. 14, 19 ὀλυμπίανενικηκὼς in 'Ολυμπίᾳ und nicht in die gangbare Phrase 'Ολύμπια aufgelöst worden, begreifen wir nicht; der Grund singularia captat noster wird bey diesem Ausdrucke wenige befriedigen. Pag. 18, 15 ist die Aenderung von καιρου in κωρύκου durch den Gedanken nothwendig geboten.

Eine Zugabe eigener Art bilden p. 127 — 192 Μάρκου Εὐγενικοῦ ἐκφράσεις και ἐπιστολαὶ, hier zum erstenmale mitgetheilt. Eugenikos, bekannt durch seine Thätigkeit bey dem Concilium zu Florenz, giebt Beschreibungen von (wahrscheinlich byzantinischen) Bildern, ganz in der Manier des Philostratus, den er sich zum Muster gewählt hat. Das erste stellt den Martyrtod des heiligen Demetrius dar. Während Ruhe und Heiterkeit das Antlitz des Heiligen umstrahlt und er muthvoll dem Tode entgegen geht, drückt sich auf dem Gesichte seines Dieners Lupus, der mit ihm verurtheilt ist, Furcht und Schrecken aus, er wünscht zu fliehen und nur die Liebe zu seinem Herrn hält ihn zurück. Von den Henkern aber hält einer von Bewunderung und Staunen über den Heiligen ergriffen, seinen Speer in den Händen und steht nachsinnend da, während die übrigen den Demetrius durchbohren. So steigerte der Contrast den Effect des Gemäldes. Das zweyte enthält die Geburt Christi, das dritte den Leichnam des heiligen Ephraim (nur die Aufschrift der Codices giebt den Namen, in der Beschreibung selbst ist keine Andeutung); ein viertes sehr buntartig, in den Handschriften μάρτυρες στεφανῖται bezeichnet, symbolische Darstellung, christliche Streiter die gegen höllische Ungeheuer kämpfen, von den in der Luft schwebenden Engeln mit der Siegerkrone bekränzt. Hierauf folgt die Beschreibung eines zierlichen aus Holz geschnitzten Bildwerkes, welches ein Jagdstück in reichlicher Fülle von Gegenständen darstellt. Die ἐγκωμιαστικὴ ἔκφρασις Κορίνθου ist als rhetorische Uebung zu betrachten, wie wir ähnliches in den Progymnasmata von Aphthonius u. a. besitzen; sie ist in noch ausführlicherer Gestalt in der Schilderung vorhanden, welche derselbe Eugenikos von Trapezunt (Opuscula Eustathii p. 370 — 73 Tafel) geliefert hat. Hr. Dr. Kayser hat die Nachbildungen aus Philostratus und andern alten Autoren, die sehr zahlreich sind, mit größtem Fleiße nachgewiesen.

Plutarchi vitae parallelae. Ex recensione Caroli Sintenis etc.

(Schluß.)

Daß eigene Besserungs-Versuche in den Text nur mit großer Vorsicht und Sparsamkeit aufgenommen worden sind, versteht sich nach der Natur dieser Ausgabe von selbst, um so mehr, da die Kritik des Plutarchischen Textes für jetzt noch einen Theil ihrer Hauptarbeit in der Beseitigung der von den Herausgebern willkührlich vorgenommenen Aenderungen findet. In den Biographieen des Timoleon und Aemilius z. B. sind nach des Ref. Wahrnehmung nur folgende Correcturen aus eigner Macht in den Text aufgenommen worden: Tim. 21, 18. μηδὲ τρωθῆναι statt μήτε τρ., mit Unrecht und ohne daß in der Annot. Erwähnung davon geschehen; 30, 25. Φιλομήλου statt Φιλοδήμου aus historischer Nothwendigkeit und Aem. 23, 14. ἀφ' αὑτοῦ statt ἀπ' αὐτοῦ. Aus den handschriftlichen Spuren gebildet sind die Lesarten Tim. 25, 10. Ἀσδρούβα τε καὶ Ἀμ. was übrigens schon Heß in Vorschlag gebracht hat, und 26, 11. ᾧ Κορίνθιοι στεφανοῦσι. Einige andere Besserungsvorschläge sind mit kurzem Worte in die Annotatio niedergelegt. Diese Annotatio selbst gibt das Verzeichniß der Varianten bequem, übersichtlich und genau. (In Tim. 21, 5. ist die Lesart φράσοντι aus Cod. C nicht erwähnt und 6, 17 ist die Lesart ταῦτα αὐτῷ πραχθῆναι den Handschriften ABC zugeschrieben, sie findet sich aber so nur in Par. C.) Begründungen und Rechtfertigungen sind absichtlich hinweggelassen, und höchst selten findet sich unter den Varianten ein ganz kurz gehaltenes Räsonnement oder ein Citat aus andern Autoren gemischt. Um so mehr ist zu hoffen und zu wünschen, daß, wenn Hr. Sint. die große und höchst dankenswerthe Mühe dieser begonnenen Haupt- und Gesammtausgabe wird vollendet haben, dieselbe nicht nur den künftigen Arbeiten anderer Gelehrten zur Grundlage dienen, sondern daß auch er selbst den nunmehr freyen und gesicherten Boden benützen werde, um durch Einzel-Ausgaben mit ausführlicher Sprach- und Sach-Erklärung die philologische Literatur in eben so ausgezeichneter Weise zu bereichern, wie er es durch die Bearbeitungen der Biographieen des Themistokles und Perikles bereits gethan hat.

Held.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXVI. (Zweyte Reihe Bd. XVI.) 1839.

Mit Recht beginnen wir die gegenwärtigen Auszüge mit der hier (1—27 und 537—585) mitgetheilten XI. Reihe von Hrn. Mich. Faraday's Experimentaluntersuchungen über Elektricität, welche sich vorzüglich mit den Erscheinungen und Ursachen der von ihm zuerst entdeckten Induction (Vertheilung) beschäftigen.

Ausgehend von der Ansicht, daß sich die elektrischen Erscheinungen alle nur in der Voraussetzung zweyer Kräfte, oder zweyer Formen (Richtungen) Einer Kraft erklären lassen, und weil ein Elektrolyt wohl im flüssigen Zustande, aber nicht im festen, wo nur eine gewöhnliche Vertheilung Statt hat, zersetzt werden kann, glaubt Hr. Faraday, der Grund derselben sey eine Wirkung angrenzender Theile des Elektrolyten, und eine Wirkung in die Ferne könne nur durch vermittelnden Einfluß einer dazwischen liegenden Substanz zu Stande kommen, obschon ausgezeichnete Männer das Gegentheil bis hieher behauptet haben.

Einen Grund für seine Behauptung findet H. F. schon in der Richtung der Vertheilung, welche nach ihm nicht nur in gerader, sondern auch in krummer Linie geschieht, was einer Wirkung in die Ferne widerspricht. Dann muß aber auch zwischen der Elektrolysirung und den Substanzen, in welchen sie ausgeübt wird, etwas einer für verschiedene Körper specifischen elektrischen Vertheilung Aehnliches vorhanden seyn, und eben dadurch die Abhängigkeit der Vertheilung von den Körpertheilchen erweisen. Einen weitern Grund fand Hr. F. darin, daß ihm die Existenz der Electricität getrennt von der Materie durchaus unmöglich schien, und er glaubte deßwegen, die Vertheilung betrachten zu müssen als eine Wirkung der Körpertheilchen, deren jedes die beyden Elektricitäten zu genau gleichem Betrage entwickelt enthalte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nr. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Dionis Chrysostomi *Ὀλυμπικὸς ἢ περὶ τῆς πρώτης τοῦ θεοῦ ἐννοίας*. **Recensuit et explicuit, commentarium de reliquis Dionis orationibus adjecit Jacobus Geelius. Lugduni Batavorum apud S. et J. Luchtmans, academiae typographos MDCCCXL. XXII. 460. 8.**

Nicht leicht möchte ein griechischer Text in größerer Verdorbenheit verblieben seyn, als der des Dio Chrysostomus, obgleich dieser Schriftsteller weder der Form noch dem Inhalte nach zu den schwierigern gehört, vermöge seines innern Gehaltes aber längst eine so sorgfältige Bearbeitung verdiente, wie sie ihm jetzt von Herrn Geel zu Theil geworden. Dio hat, wie Wenige, es verstanden, die Classiker sich anzueignen, und dabey seine Eigenthümlichkeit zu bewahren, was auch ein geistreicher griechischer Beurtheiler sagt: *βλέπων πρὸς τὴν Δημοσθένους ἠχὼ καὶ Πλάτωνος — προσηχεῖ ὁ Δίων τὸ ἑαυτοῦ ἴδιον ξὺν ἀφελείᾳ ἐπεστραμμένη*.

Zwischen dem gelehrten Plutarch und dem weltmännischen Lucian hält er eine schöne Mitte, es ist ihm nicht um Polymathie zu thun, noch legt er es darauf an, die Lacher auf seiner Seite zu haben, aber mit Sokratischer Weisheit und Sokratischem Humor bespricht er die wichtigsten Angelegenheiten des sittlichen Lebens. Treffend nennt ihn irgendwo Wyttenbach einen scriptor veneribus Socraticis perfusus. Um jedoch zum Gefühle dieser Vorzüge zu gelangen, bedurfte es bisher eines unermüdlichen Kampfes mit Corruptelen jeder Art, die oft eine weite Strecke hindurch dem Leser seinen Genuß verleiden, und von fernern Versuchen abschrecken. Kein Wunder, daß er zu den wenig gekannten gehört. Nur drey Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind vorhanden. Nach der Veneta des Franciscus Turrisanus, die wahrscheinlich aus dem cod. Marcianus 421. geflossen ist und etwa um das Jahr 1551 erschien, hat Federico Morelli gewohnterweise die gegebene Grundlage, so viel nur möglich, entstellt.

Was seine 1604 abgedruckte Ausgabe vor jener voraus hat, besteht in spärlich mitgetheilten Lesarten des Par. 2959. und der diatribe des Is. Casaubonus, seine eigenen Zusätze wollen natürlich nicht viel bedeuten, doch hat er das Verdienst, Dio's kleinen Aufsatz *περὶ κόμης*, welchen Synesius in seinem *ἐγκώμιον φαλάκρας* vollständig citirt, zuerst als Eigenthum jenes erkannt zu haben. Vrgl. Reiske's Ausgabe des Dio Chr. II. p. 702 und Geel, Lettre à Mr. Haase, sur le discours de D. Ch. intitulé éloge de la chevelure, Leyde, 1839.

Als Reiske sich des Autor's annahm, waren unterdessen die Emendat. lib. III. von H. Valesius und die Conjecturen des anonymen Anglus erschienen, er selbst schrieb die Vorrede schon im Jahre 1757, aber erst nach seinem Tode gab seine gelehrte Wittwe die hinterlassenen Papiere mit einer Zuschrift an William Pitt heraus. Man bemerkt an dieser Arbeit dieselben Vorzüge wie bey andern des genialen Mannes, der von seinen Zeitgenossen oft verkannt und sogar mißhandelt, erst in unsern Tagen nach Gebühr gewürdigt wird. (cf. Schäfer zu Plut. Vol. V. 86. und Spengel über die dritte Philippische Rede des Demosthenes p. 2). Seine Verhältnisse erlaubten ihm freylich nicht, zu allen Schriftstellern, die er herausgab, einen reichen kritischen Apparat zu sammeln, ohne welchen auch eine längere auf Adversarien gegründete Beschäftigung mit einem einzigen Texte nicht zum Ziele

führt; danken wir ihm also, daß er mehreren sei- nen Scharfblick zuwandte, und obwohl nur im Flug sie berührend, doch gar Vieles gesehen hat, was dem emsigen Fleiß der Nachfolger ohne seinen Vor- gang verborgen geblieben wäre.

In der neuern Zeit widmete vor allem unser verehrter Jacobs dem Dio seine wohlthätige Pflege: die Additamenta ad Athenaeum enthalten einen reichen Schatz von trefflichen Verbesserungen, deß- gleichen die in mehreren Heften der Zimmermann- schen Zeitschrift seit 1832 mitgetheilten Spicilegia annotationum ad Dionis Chrysostomi Orationes, deren Fortsetzung wir mit Verlangen entge- gen sehen. Sonst verdienen auch die Observatio- nes in Dionem Chrysostomum auct. A. Emperio. Lips. 1830: und die Schedae Criticae (1835) des der Gr. Litteratur zu frühe entrissenen Pflugk dank- bare Anerkennung; von der 8. Rede hat Baguet, von der 18. Görlitz lobenswerthe Bearbeitung ge- liefert, jener 1823, dieser 1825.

Den Plan zu einer vierten Ausgabe hatte Hr. Geel gefaßt, ehe noch das Specimen Baguet's er- schienen war, aber seine ausgedehnten, mit seltener Umsicht, Gewissenhaftigkeit und Liberalität geführten Berufsgeschäfte als Bibliothekar der Universität Lei- den hinderten ihn an der Vollendung dieses Vorha- bens. Unterdessen übernahm Hr. L. Dindorf die Sorge für eine neue Recension des Textes und Hr. Geel traf mit ihm die Uebereinkunft, daß seine Noten dem berichtigten Texte beygefügt werden sollten. Da nun aber die Redaktion des Pariser Ste- phanus den genannten Gelehrten von jeder anderwei- tigen Beschäftigung vorerst abzieht, glaubt Hr. Geel die Früchte seiner langjährigen Dionischen Studien dem philologischen Publikum nicht länger vorent- halten zu dürfen. Wir erhalten also seine kritisch- exegetischen Anmerkungen zu sämmtlichen Reden des Schriftstellers, welchen der Text der Olympica (or. XII.) mit einem ausführlichen Commentar vorher- geht. Die Wahl dieser Rede, als Probe der grö- ßern und hoffentlich noch nicht ganz aufgegebenen Unternehmung billigen wir durchaus, da sie dem Gegenstand und der Ausführung nach zu dem Treff- lichsten gehört, was Dio geschrieben, und überdieß allenthalben der kritischen Berichtigung bedurfte. Hier kamen dem Herausgeber zwey vorzügliche Hand- schriften, der Meermanianus cod. und Paris. 3009 sehr zu Statten; nicht ohne Nutzen sind fer- ner Paris. 2958, wovon 2959 eine incorrekte Ab- schrift zu seyn scheint und ein Urbinas verglichen worden, die beyden Laurentiani nur stellenweise.

Was früher geleistet, hat Hr. Geel einer unpar- theyischen und sorgfältigen Epikrise unterworfen, und durch viele eigene Verbesserungen Licht in das schöne Werk gebracht: wo er z. B. gleich im Anfang (R. 370, 4) εὐφωνοτέραν schreibt für σορωτεραν, p. 386. ἀπλῆν in ἁπλῶς verändert, 388. ἀνυστὸν in ἂν οἰητόν. Nur wäre bey der so argen Entstel- lung des Textes eine bequemere Einrichtung der kritischen Noten zu wünschen gewesen: da die Va- rietas lectionis keineswegs ausreicht, alle Schäden zu heilen, hätten auch die, nach des Herausge- bers Urtheil gelungenen Conjecturen unter dem Texte einen Platz erhalten sollen.

So viel nun auch für das Verständniß des Ὀλυμπικὸς durch diese Bearbeitung gewonnen ist, glaubt Rec. doch noch nicht jede Schwierigkeit ge- hoben; wenn er aber selbst gegen einige Versuche des geehrten Verfassers sich Einwendungen erlauben wird, befürchtet er von demselben keine Mißdeu- tung seines Widerspruch's, da er sich bewußt ist, nur durch eine besondere Vorliebe für Dio zu diesen Nachträgen veranlaßt worden zu seyn. Zu dem Zwecke sey es gestattet, die Rede in ihrem Zusam- menhange von Anfang bis zu Ende zu verfolgen, und im Laufe dieser Analyse bey den Einzelnhei- ten, welche einer Nachbesserung bedürfen, stehen zu bleiben.

In der Einleitung sagt Dio, daß er sich nicht darauf verstehe, zu unterrichten, sondern nur dar- auf für andre, welche Lehrfähigkeit besäßen, Schü- ler zu werben. Es sey zu bedauern, daß sich Nie- mand seiner Hülfe bedienen wolle, und er sich so genöthigt sähe, selbst zu sprechen, die Zuhörer möchten also nicht zu viel von ihm erwarten: οὐ μέντοι λό- γων ἀκούσεσθε, ὁποίων ἄλλου τινὸς τῶν νῦν, ἀλλὰ πολὺ φαυλοτέρων καὶ ἀτοπωτέρων, ὁποί- ους δὴ καὶ ὁρᾶτε (377.) Köhler, ein um Dio nicht sehr verdienter Gelehrter, den Reiske in seinen No- ten bisweilen anführt, wollte ἀκηκόατε für ὁρᾶ-

te, Geel setzt *ὁποίους* nach *τῶν νῦν*, wodurch indeß eine Härte entsteht, da so mit *ὁποῖος* zwey Sätze nacheinander in verschiedenen Beziehungen anfangen; wahrscheinlicher ist, daß mit Wegwerfung eines Buchstabens der Sinn des Schriftstellers sich ergiebt: *ὁποῖον δὴ καὶ ὁρᾶτε*. Er hat sich kurz vorher als einen weder schönen noch starken, noch jugendlichen Mann geschildert, an dem also wenig zu sehen ist. Ueberdieß, fährt er fort, müsse man ihm Abschweifungen zu Gute halten, das sey nun einmal seine Art, habe er ja eben eine große Abschweifung zu den Geten gemacht, waffenlos zu kriegerischen Völkern: *ἀφικόμην εἰς ἄνδρας οὐ νωθροὺς οὐδὲ σχολὴν ἄγοντας ἀκροᾶσθαι λόγων, ἀλλὰ ὑμετέρους καὶ ἀγωνιῶντας* (380). An dem verdorbenen *ὑμετέρους* ist mancher Versuch angestellt worden, *θερμοτέρους* oder *δριμυτέρους* schlug Reiske vor, *ἀμετρήτους* Köhler, *μετεωρούς* Jacobs und Emperius, deren Conjectur Geel dem Sprachgebrauch des Autors nicht entsprechend findet, er selbst erklärt sich für *δριμυτέρους*. Aber hier ist der Comparativ störend; weniger Schwierigkeit hat *ἐνεργούς*, und bildet einen passenden Gegensatz zu *σχολὴν ἄγοντας*. — Von den Geten nach Griechenland zurückgekehrt hat er sich sogleich, eines Gelübdes eingedenk, nach Olympia begeben, und nachdem er einmal den Vorsatz gefaßt hier öffentlich zu reden, ist er nur noch unschlüßig, ob er die Merkwürdigkeiten des Getischen Landes und Volkes beschreiben, oder lieber den Olympischen Gott preisen solle, *ἐάν πως ἱκανοὶ γενώμεθα τήν τε φύσιν αὐτοῦ καὶ τὴν δύναμιν ὑμνῆσαι λόγῳ βραχεῖ καὶ ἀποδέοντι τῆς ἀξίας αὐτὰ που ταῦτα λέγοντες* (381) Hier ist ein Nonsens übersehen worden, der in *καὶ ἀποδέοντι τῆς ἀξίας* liegt, Dio mußte schreiben: *καὶ μὴ ἀποδέοντι τ. α. τοσαῦτα δήπου ταῦτα λέγοντες*. Nachdem er den Hesiodus gelobt, weil er nicht selbst den Zeus rühme, sondern die Musen darum anrufe (Op. e. D.), wiederholt er seine Frage mit größerem Nachdrucke und wendet sich damit an die Eleer: ob eine solche Rede in der Olympischen Panegyris an ihrem Platze sey oder nicht? Ob es nicht mehr an der Zeit sey, zu sehen und zu hören, was Olympia, in der Zeit der Spiele zumal, Großes und Herrliches darbiete? Die Worte: *ἄλλο δὲ οὐδὲν χρὴ πολυπραγμονεῖν οὐδὲ ἀκούειν οὐδενὸς ἀλλ' ἢ μόνον σάλπιγγος ἱερᾶς καὶ τῶν μακαρίων κηρυγμάτων, ὡς ὅδε μὲν νικᾷ πάλην παίδων — γένος ἀοίδιμον* stehen offenbar p. 379 nicht an der rechten Stelle, das bemerkte schon Valesius; wo sie aber unter zu bringen seyen, ist bisher nicht erkannt worden. Reiske meynte p. 382, 23 nach *ἢ δεῖ θεατὰς εἶναι μόνον τοὺς ἐνθάδε ἥκοντας*, und traf deßhalb eine sehr unstatthafte Veränderung ibid. *τῶν δὲ ἄλλων ἀμελεῖν δηλονότι παγκάλων καὶ σφόδρα ἐνδόξων θεαμάτων*. Wie könnten die Eleer verlangen, daß man ihren Jupiter nicht betrachten soll? Emperius, der diesen Mißgriff einsah, versetzte die verba fugitiva nach den Homerischen Versen, p. 383, 14. Aber auch dahin passen sie nicht, da Dio fortfährt *ἢ καὶ περὶ αὐτῶν τούτων σκεπτέον ἡμῖν τῶν τε ποιημάτων καὶ ἀναθημάτων*, mit Beziehung auf die eben behandelte Idee des göttlichen Wesens wie es Homer in der Ilias (*α*, 529) und Phidias, nach der bekannten Erzählung, von des Dichters Versen begeistert, in dem Olympischen Jupiter dargestellt habe. Diesen Zusammenhang unterbricht jenes Einschiebsel, dem auch Geel denselben Platz anweist. Eher werden wir damit p. 382, 22. nach *ἔργων καὶ λόγων* ankommen, nur wird dann eine kleine Aenderung nöthig: *ἢ ἄλλο μὲν οὐδὲν* u. s. w. Dio fragt demnach die vor allem mit den Olympischen Spielen eifrigst beschäftigten Eleer, ob er einen *Ὀλυμπικὸς λόγος* vortragen dürfe, oder ob dergleichen nur die Aufmerksamkeit von den Athleten und ihren ruhmvollen Siegen abziehe, und es genüge, außer den Spielen auf die großartigen Werke der Architektur und Plastik zu achten, welche sich hier fänden, vor allem auf das majestätische Bild des Gottes: Man lese *καὶ δεῖ θεατὰς εἶναι μόνον* (im Gegensatz der Zuhörer panegyrischer Reden) *τοὺς ἐνθάδε ἥκοντας τῶν τε ἄλλων δηλονότι παγκάλων* (so für *τῶν δὲ ἄλλων δ. π.* der Laur. 51, 2.) *καὶ σφόδρα ἐνδόξων θεαμάτων καὶ δὴ μάλιστα τῆς τοῦ θεοῦ θεσπεσίας* (statt *θρησκείας*) *καὶ τῷ ὄντι μακαρίας εἰκόνος*.

Der nothwendige Uebergang zum Thema der Rede ist nicht mehr vorhanden; nach der Frage, ob die Vorsteher der Spiele einen solchen Vortrag

gestatteten, müßte eine Antwort erfolgen, d. h. der Sprecher müßte andeuten, daß er der Zustimmung jener ganz gewiß sey. Wir vermuthen, daß die von Seel zuerst entdeckte Lücke vor die Worte πρῶτον μὲν καὶ ἐν πρώτοις (384, 3) falle, und die der Lücke unmittelbar vorhergehenden Worte so lauteten: (383, 14 ἢ καὶ περὶ αὐτῶν τούτων σκεπτέον ἡμῖν — ταννῦν, περί τε θεῶν τῆς καθόλου φύσεως καὶ μάλιστα τοῦ πάντων ἡγεμόνος. Seel denkt sich die Sache anderst, er nimmt an, daß was ausfiel, vor περὶ τε θεῶν etc. stand.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhalles in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie.

(Fortsetzung.)

Diese vorläufigen Vermuthungen veranlaßten den Entschluß, diese wichtige Sache genau zu untersuchen. Allererst untersuchte H. F. daher die absolute Ladung einer Materie, und fand, wie schon früher Coulomb, daß Leiter immer nur an der Oberfläche, nie im Innern geladen werden, aber auch Nichtleiter nur eine inductive, und keine absolute Ladung erhalten, wie sinnreiche Versuche mit Terpentinöl in einem Metallgefäß, und Luft in einem 12 Fuß auf die Seite gebauten Würfel zeigten, und daher den Schluß rechtfertigten, eine absolute und unabhängige Ladung von bloß Einer Elektricität sey allem Anscheine nach unmöglich, und Vertheilung scheine die wesentliche Function sowohl bey der ersten Entwickelung als bey den nachherigen Erscheinungen der Elektricität zu seyn.

Um die weitern Versuche mit aller Feinheit und Zuverlässigkeit anzustellen, bediente sich H. F. eines der Torsionswage Coulomb's ähnlichen Elektrometers, welches er nebst den bey dem Gebrauche nothwendigen Vorsichtsmaßregeln beschreibt, und construirte zugleich einen eigenen Apparat, welcher dem Principe nach einer Flasche ähnlich, aber den Vorzug hat, daß man das isolirende (di-elektrische) Medium nach Belieben wechseln kann, dessen Gebrauch gleichfalls genau und ausführlich beschrieben wird.

Der Verlauf der Untersuchung überzeugte H. F. durch die Erscheinungen an einer auf einer geriebenen Schellakstange liegenden Messingkugel um so mehr, daß die elektrische Wirkung nicht in geraden sondern in krummen Linien geschehe, da die Substituirung einer Metallscheibe für die Kugel offenbar zeigte, daß eine Vertheilung nicht quer durch das Metall, sondern durch die Luft oder das di-elektrische Medium in krummen Linien geschieht. Die Ergebnisse waren dieselben, wenn die Messingkugel mittels eines durch die Schellakstange gehenden Drahtes nicht isolirt war, wenn die Kugel von einer zweyten von dem geriebenen Schellakcylinder einen halben Zoll entfernten Schellakstange getragen wurde, wenn der Messingknopf einer geladenen Leidnerflasche statt des geriebenen Schellaks zur Erzeugung der Vertheilung gebraucht wurde. Noch auffallender zeigte dieß eine messingene Halbkugel von 1,36 Zolle Durchmesser, welche anstatt der Kugel auf die Schellakstange gelegt wurde, indem die Vertheilung rein um die Ecke gieng, und nach H. F.'s Ansicht deutlich zeigte, „daß die Vertheilung eine Wirkung anliegender Theilchen des di-elektrischen Mittels ist, welche durch ihre Kräfte in einen Polarisations- und Spannungszustand versetzt, und nach allen Richtungen gegenseitig verknüpft sind.“ Daher richtet sich die Vertheilungskraft gegen eine nicht isolirte leitende Substanz, welche neben und nahe an die Schellakstange gebracht wird.

Aehnliche Versuche in Kohlensäure und Wasserstoff gaben auch ähnliche Resultate, und blieben auch dieselben, wenn di-elektrische Flüssigkeiten und starre Körper angewendet wurden. Daher scheint es H. F., das Ganze sey eine Wirkung zwischen anstossenden mit einander verknüpften Theilen nicht bloß quer durch das isolirte Medium, sondern auch in Seitenrichtungen, und alle Erscheinungen deuten dahin, daß man auf Untrennbarkeit beyder elektrischer Kräfte, und als Ursache der Vertheilung auf Polarität der Körpertheilchen schließen dürfe, eine Rückladung aber von einem wirklichen Eindringen der Ladung in das di-elektrische Medium bis zu einer gewissen Tiefe auf beyden Seiten derselben entstehe, wie vorzüglich zwey Platten von Wallrath auf den entgegen gesetzten Flächen belegt nachweisen.

Bey der Untersuchung des specifischen Vertheilungs-Vermögens ergab sich aus mehrfachen sorgfältig angestellten und abgeänderten Versuchen das merkwürdige Resultat, daß sich das Vertheilungs-Vermögen der Luft zu dem des Schellaks verhalte = 1 : 2, zu dem des Flintglases unter gewissen Umständen = 1 : 1,76, zu dem des Schwefels = 1 : 2,24, zu dem des Wallraths (?) = 1 : 1,4. Rectificirtes Terpentinöl und Steinöl rechtfertigen zwar die Annahme, daß sie größeres Vertheilungsvermögen haben, als die Luft, aber sie beweisen es nicht deutlich.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nr. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Dionis Chrysostomi Ὀλυμπικὸς ἢ περὶ τῆς πρώτης τοῦ θεοῦ ἐννοίας.

(Fortsetzung.)

Aus den Wundern der Natur und des menschlichen Geistes sucht nun der Redner zu erklären, wie der Mensch zum Bewußtseyn des göttlichen Wesens kommen mußte. Daß manche affectiren, an der Existenz dieses Wesens zu zweifeln, erscheint ihm als ein trauriges Zeichen einer sittlich verdorbenen Zeit. Er leitet diese Episode mit folgenden Worten ein, nachdem er behauptet hat, selbst Thiere und Pflanzen hätten ein Gefühl von der Gottheit: ἀλλ' ἤπου σφόδρα γελοῖοι καὶ ἀρχαῖοι δόξομεν ἐπὶ τοῖς λόγοις ἐγγυτέρω φάσκοντες εἶναι τὴν τοιαύτην ξύνεσιν τοῖς θηρίοις καὶ τοῖς δένδροις, ἤπερ ἡμῖν τὴν ἀπειρίαν τε καὶ ἄγνοιαν, ὁπότε ἄνθρωποί τινες σοφώτεροι γενόμενοι τῆς ἁπάσης σοφίας κτέ. Vortrefflich scheint uns hier Jacobs emendirt zu haben: ἢ πόρρω ἡμῶν, und wenn Geel darüber bemerkt: nihil obstat acutae conjecturae, nisi consuetudo Dionis tam artificiosam dictionem vix ferens, so heißt das doch dem Autor gar zu wenig stylistische Feinheit zutrauen. — Die zweyte Quelle der Gotteserkenntniß ist eine abgeleitete: Göttersagen und Gesetze über den Cultus. Beyde ruhen auf dem angebornen und ursprünglichen Bewußtseyn der Gottheit. Dio spricht sich darüber in diesen Worten aus: δευτέραν δὲ λέγομεν τὴν (so Jacobs) ἐπίκτητον καὶ δι' οὐδετέρων (wohl ἑκατέρων) ἐγγενομένην ταῖς ψυχαῖς, ἢ λόγοις τε καὶ μύθοις, καὶ ἔθεσι (vor letzterem Kolon ergänze man ἢ νόμοις). Hrn. Gee'ls Conjectur λ. τὴν ἐπίκτητον παιδείαν οὐχ ἑτέρως ἐγγ. scheint dem Vorhergehenden zufolge, wo von keiner πρώτη παιδεία, sondern nur von einer πρώτη δόξα, ἐπίνοια oder ὑπόνοια des Göttlichen die Rede war, sich von dem Gedanken des Schriftstellers zu entfernen.

Er entdeckt nun ein ähnliches Verhältniß wie das der Menschen zu der Gottheit in dem der Kinder zu den Aeltern, auch hier kommen Ermahnungen der Dichter und Gebote der Gesetzgeber hinterdrein und beziehen sich auf das früher entstandene moralische Gefühl; aber sie erklären nicht, was man unter dem Worte „Aeltern" zu verstehen habe, und warum man gegen sie dankbar seyn müsse. Was darauf folgt: ἐν τοῖς — γινόμενον, halten Geel und Emperius für eine Glosse, Reiske nahm eine Lücke an. Aber das rechte Mittel ist hier Umstellung, man schreibe: μᾶλλον δὲ τοῦτό ἐστιν ἰδεῖν ἐπ' ἀμφοτέρων (νομοθετῶν καὶ ποιητῶν) ἐν τοῖς περὶ τῶν θεῶν λόγοις καὶ μύθοις. D. h. mehr noch als in den Erörterungen über das älterliche Verhältniß zu den Kindern ist man in denen über das Verhältniß der Gottheit zum Menschengeschlechte von dem Wege der gründlichen Forschung abgewichen, man sucht ja insgemein nicht sowohl strenge Wahrheit als Redefülle, und nöthigt auf diese Weise die Schriftsteller zu flüchtigem und regellosem Abfassen ihrer Werke. Wenn Dio hierauf die Gebildeten bittet ihm zu Hülfe zu kommen und mit ihm gemeinschaftlich den schwierigen Gegenstand in's Klare zu bringen, so ist das eine wohl angebrachte bescheidene Wendung, die dem Hrn. Herausgeber nicht recht einleuchtete, als er schrieb: Largior Wyttenbachio, si digressio haec defuisset, nihil quemquam fuisse largiturum. Nunc animadvertebat Dio in medio disputationis cursu, paulo diligentiorem esse argumenti distributio-

nem; neque accommodatam omnium auditorum intelligentiae. Petit igitur ab iis, quorum animi doctrina politi essent, ut secum orationem ex his tamquam salebris ac flexibus expediant eamque in rectam viam constituant. Dio will sich nicht mit Hülfe jener πεπαιδευμένοι aus den Irrgängen seiner Episode herausarbeiten, sondern sich ihres Beystandes bey den schwierigen Forschungen, die noch anzustellen sind, bedienen.

Er hat bis jetzt von der natürlichen Offenbarung der Gottheit, und von der auf jene gegründete der Poesie und Gesetzgebung gesprochen, nun geht er auf die plastische Darstellung der Gottes-Idee über. Die Maler, Bildhauer, Toreuten, Erzgießer u. s. w. sind gleichsam Kunstgenossen der Dichter. Den drey angeführten Arten der ὑπόληψις ἐπίκτητος τοῦ δαιμονίου schließt sich als die wahrste und vollendetste Darstellung die Philosophie an. Es wäre eine schöne Aufgabe, die genannten Darstellungsweisen zu prüfen und zu untersuchen, in wie weit sie sich der Idee genähert haben. Der Gesetzgeber indeß wird gleich im Voraus entlassen, als welcher sich von Andern nicht meistern lassen dürfe, da er selbst die Bestimmung habe, Andern Vorschriften zu geben. Die andern sollen sich der Prüfung unterziehen. Zuerst vertritt Phidias seine Kunst, bey diesem hat es aber sein Bewenden, indem die Apologie des Künstlers eine Vergleichung der Plastik mit der Poesie enthält, und die Philosophie bedarf keiner weitern Repräsentation, da Dio bereits dargethan hat, wie sich die Gottheit dem Menschen manifestire. Auch hierin wird man keinen Fehler der Ausarbeitung sondern eine Feinheit der Anlage erkennen müssen, und in den Tadel Geel's nicht einstimmen, wenn er p. 91 bemerkt: „oratio Phidiae, quae continuo sequitur et ad finem usque pertinet, nihil nisi poesin cum fictoribus confert. Irrepsit igitur quodammodo philosophus sub ipsius Dionis persona. Haec minime elaborata sunt." — In der Aufzählung der Gattungen bildender Kunst lesen wir (395) τετάρτην φῶμεν τὴν πλαστικήν τε — καὶ παντὸς ἁπλῶς τοῦ καταξιώσαντος αὑτὸν ἀποφῆναι μιμητὴν διὰ τέχνης τῆς δαιμονίας φύσεως εἴτε σκιαγραφίᾳ μάλα ἀσθενεῖ καὶ ἀπατηλῇ πρὸς ὄψιν χρωμάτων μίξει καὶ γραμμῆς ὅρῳ σχεδὸν τὸ ἀκριβέστατον περιλαμβανούσῃ. Etwas stark ist die Aenderung, welche Rec. früher vorschlug ἀσθενεῖ εἴτι καὶ ζωγραφίᾳ ἃ, aber der Einwand Geel's „non necessarium, quod ipsa σκιαγραφία species est ζωγραφίας" könnte nur dann gelten, wenn Dio ζωγραφίᾳ statt σκιαγραφίᾳ geschrieben hätte. Vielleicht ist auch hier eine Versetzung nöthig: εἴτε σκιαγραφίᾳ μάλα ἀσθενεῖ καὶ γραμμῆς ὅρῳ σχεδὸν τὸ ἀκριβέστατον περιλαμβανούσῃ εἴτε ἀπατηλῇ πρὸς ὄψιν χρωμάτων μίξει, denn sonst befremdet die Zusammenstellung der Epitheta ἀσθενὴς und ἀπατηλὴ πρὸς ὄψιν; in der ἀπάτη liegt gerade die Wirkung (σθένος) die Kunst, welche in der bloßen Zeichnung geringer ist, vrgl. Plat. Polit. p. 277 c. und Cratyl. p. 434. a. bey der Frage, wer die Idee der Gottheit auf die entsprechendste Weise aufzufassen und wieder zu geben im Stande sey, der Bildner, der Dichter oder der Philosoph macht der Schriftsteller die Bemerkung: πάντες τοιγαροῦν οὗτοι ξυνᾴδουσιν ὥσπερ ἑνὸς ἴχνους λαβόμενοι καὶ τοῦτο σώζοντες, οἱ μὲν σαφῶς, οἱ δὲ ἀδηλότερον· οὐ γὰρ ἂν ἴσως δέοιτο παραμυθίας τῇ ἀληθείᾳ φιλόσοφας, εἰ πρὸς σύγκρισιν ἄγοιτο ποιηταῖς ἀγαλμάτων ἢ μέτρων καὶ ταῦτα ἐν ὄχλῳ πανηγύρεως ἐκείνοις φίλων δικαστῶν. Geel übersetzt: annon philosopho, si in judicio conferetur cum statuariis ac poetis, praesertim favente his judicum consessu pari revera auditorum voluntate opus esset? Dieser Satz stünde dann mit dem Vorhergehenden in keinem Zusammenhang, da zunächst nicht von der Gunst des Publikums gesprochen wird, sondern von der Uebereinstimmung des Abbildes mit dem Urbild, worüber nun die Richter entscheiden sollen, nachdem jene drey genannten Idealisten sich ihrem Urtheile unterworfen haben. Reiske, welcher übrigens durch seinen Vorschlag ὁ τῇ ἀληθείᾳ φιλόσοφος bewiesen hat, daß er den Sinn der angeführten Worte nicht verstehe, emendirt richtig καὶ γὰρ ἂν ἴσως. Der Schlüssel des Verständnisses liegt aber in παραμυθία: auch die philosophische Wahrheit bedarf der Ausschmückung um der Menge zu gefallen; dadurch verliert sie aber an Bestimmtheit. Man schreibe τῆς ἀληθείας καὶ φ. Phidias, in dessen Rede wir zugleich die des Dichters, ja

gewissermassen auch die des Philosophen erhalten, wird jetzt aufgefordert zu zeigen, in wie fern sein Bild der Idee des höchsten Gottes entspreche (399). Dio hält erst noch eine lange Anrede (bis 402) und sagt unter andern σὺ δὲ ἰσχύι τέχνης ἐνίκησας καὶ ξυνέλεξας τὴν Ἑλλάδα πρῶτον, ἔπειτα τοὺς ἄλλους τῷδε τῷ φάσματι. Vorher waren wohl manche Bilder des Zeus aufgestellt worden, hatten aber keine Beachtung gefunden; es war demnach nichts Großes, frühere Künstler zu übertreffen (ἐνίκησας). Annehmlich ist Geel's Verbesserung ἐκίνησας. Das zweyte Verbum ξυνέλεξας ist ebenfalls corrupt. Emperius macht zwey Vorschläge für einen: duae emendationes se offerunt ad lenitatem aeque faciles ad sententiam aeque bonae, ξυνήλεγξας i. e. erroris sui convicisti, effecisti, ut errorem suum adnoscerent; aut ξυνήλλαξας, conciliasti, opinionum diversitatem sustulisti.“ Geel entscheidet sich für ersteren. Aber die Hellenen hatten, zufolge der Meynung Dio's, vor Phidias gar keine bestimmte plastische Vorstellung von ihrem Zeus, sie konnten mithin weder eines Irrthums darüber bezüchtigt, noch gar verschiedene Vorstellungen durch das Werk jenes Künstlers ausgeglichen werden. Dio schrieb wahrscheinlich ἔθελξας. Diese Verwechslung von λέξαι und θέλξαι kömmt öfters in Msten. vor. War einmal ἔλεξας gesetzt, so fand sich leicht die oberflächliche Aenderung ξυνέλεξας, die aber schon durch die ungriechische Syntax als später Versuch sich verräth. Gleich darauf heißt es: ἆρ᾽ οὖν οἴει τὸν Ἴφιτον καὶ τὸν Λυκοῦργον καὶ τοὺς τότε Ἠλείους διὰ χρημάτων ἀπορίαν τὸν μὲν ἀγῶνα καὶ τὴν θυσίαν ποιῆσαι τῷ Διὶ πρέπουσαν, ἄγαλμα δὲ μηδὲν ἐξευρεῖν ἐπ᾽ ὀνόματι καὶ σχήματι τοῦ θεοῦ, σχεδόν τι προέχοντας δυνάμει τῶν ὕστερων ἢ μᾶλλον φοβηθέντας μή ποτε οὐκ ἂν δύναιντο ἱκανῶς ἀπομιμήσασθαι διὰ θνητῆς τέχνης τὴν ἄκραν καὶ τελειωτάτην φύσιν. Hier können wir die Conjecturen εὐπορίαν für ἀπορίαν, ἐπὶ σώματι für ἐπ᾽ ὀνόματι endlich συνέσει für δυνάμει nicht billigen, und glauben, daß die etwas laxe Construction so wie die ironische Wendung, welche in den angegebenen Worten liegt, ein Mißverständniß verursacht hat. Der Schriftsteller fragt: hat es dem Lykurgus und Iphitus und den damaligen Eleern, die mächtiger waren als die zur Zeit des Phidias, etwa an äußern Mitteln gefehlt, um ein dem großen Namen und der erhabenen Haltung eines Jupiter entsprechendes Bild zu finden, oder glaubten sie vielmehr, es sey der menschlichen Schwäche unmöglich, eine solche Idee zu verwirklichen?

Aus Phidias Vertheidigung sind nun noch die wichtigsten Momente auszuheben. Er gesteht der Dichtkunst den Vorzug der Leichtigkeit zu, der Bildner kann nur langsam arbeiten und muß sich auf eine Stellung beschränken, in welcher er das Wesen und die Bedeutung des Gottes (τὴν πᾶσαν τοῦ θεοῦ φύσιν καὶ δύναμιν) concentrirt. Die Dichter hingegen können eine Menge von Bewegungen, von Reden und Thaten der Phantasie vorführen, und haben außerdem noch den Vorzug der ἀπάτη und des χρόνος: μιᾷ γὰρ ἐπιπνοίᾳ καὶ ὁρμῇ τῆς ψυχῆς ἀναχθεὶς ὁ ποιητὴς πολύ τι πλῆθος ἐπήρυσεν (411). Man unterscheide hier die Menge der poetischen Bilder von der schnellen Aufeinanderfolge derselben, letzteres ist χρόνος. Die ἀπάτη erklärt weiterhin Phidias durch die Worte: ἡ μὲν ὄψις αὐτοῖς τοῖς ὁρωμένοις συμβάλλει, τὴν δὲ ἀκοὴν οὐκ ἀδύνατον ἀναπτερῶσαι καὶ παραλογίσασθαι. Für πλῆθος ἐπήρυσεν, wollte der Anglus πλῆθος ἐπῶν ἤρυσεν, dieß erscheint in Vergleichung mit 394, 18 (15) unnöthig, gibt aber auch insofern eine schiefe Ansicht, als nicht die Menge der Verse, sondern die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen dichterischen Werth hat. Uebrigens erinnert der Ausdruck hier an Stellen wie Aristoph. Equ. 99. od. Cratin. bey Meineke p. 119. — Dem Künstler steht, wenn er von Dichtern spricht, am meisten Homer vor Augen, der vom Zeus vielerley Anschauungen, in Ruhe und Bewegung gebe, das Ideal der plastischen Schöpfung könne aber nur „der friedliche und sanfte Zeus seyn als der Hort der einträchtigen Hellas.“ Und nun weiset er nach, wie in seinem Werke ausgedrückt seyen die Namen des Gottes πατήρ, βασιλεύς, πολιεύς, ὁμόγνιος, φίλιος, ἑταιρεῖος, ἱκέσιος, ξένιος, ἐπικάρπιος, wie er dagegen die Homerischen Schilderungen von dem blitzenden und donnernden, ἶρις und ἔρις unter die Menschen sendenden, oder ihr Schicksal auf der Waage abmessen-

den Himmelsgebieter, in seiner Kunst weder darstellen könnte, noch, wenn er könnte, je wollte. Ja selbst die berühmten Verse in der Iliade (a, 529) erkennt er nicht als Vorbild an (415, 6). Endlich beweist Phidias, wie ihm der Vorwurf, nicht das beste Material gewählt zu haben (400,15) nur mit Unrecht gemacht würde.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie.

(Fortsetzung.)

Was die Gasarten betrifft, so fand H. F. daß ihr Vertheilungs-Vermögen weder durch Verdichtung oder Verdünnung, noch durch Erwärmung oder Erkaltung, noch durch Feuchtigkeit oder Trockenheit eine Veränderung leide, und es gilt für alle Gasarten, deren H. F. 25 untersuchte, daß sie alle gleiches und unter allen Umständen unveränderliches Vertheilungs-Vermögen besitzen.

Auch hieraus glaubt H. F. den Schluß machen zu dürfen, daß die Vertheilung wesentlich eine Wirkung angränzender Theilchen ist, durch deren Vermittlung die elektrische Kraft fortgepflanzt, oder bis zu einer gewissen Entfernung unterhalten wird, die Vertheilung daher aus einem gewissen Polarisationszustand der Theilchen besteht, welche positive und negative Stellen einnehmen, die in Bezug auf einander und die vertheilenden Oberflächen symmetrisch geordnet sind (?).

In einem Nachtrage beschreibt Hr. F. noch bestätigende Versuche mit einem Apparate, dem er auf Anrathen eines Freundes den Namen „Differential-Inductometer" giebt.

2. Hr. G. F. Pohl, der physikalischen Welt bekannt durch seine interessante Untersuchungen über Elektricität u. s. w. hatte seine Ansicht über die Theorie des Galvanismus und seine Zweifel gegen die Contact-Theorie auf Versuche gegründet, die er mit einer einfachen Zink-Kupferkette von etwa 6 Zoll breiten Platten und dazwischen gelegten Pappscheiben f und Kupferplatten a, α, b, β, c, γ, nach dem Schema

Z f a f b f c f γ f β f α K

angestellt, indem er neben dem ersten Schließungsdraht einen zweyten an a und α, einen dritten an b und β, einen vierten an c und γ gleichzeitig anlegte, wobey, wenn der erste Draht westliche, der zweyte östliche Ablenkung gab, die Ablenkung durch den dritten wieder westlich, durch den vierten östlich, überhaupt die Ablenkung des nachfolgenden das des vorausgegangenen entgegen gesetzt war. Dagegen erklärte sich Hr. Etatsrath Pfaff theils im physikalischen Wörterbuche (Bd. IV. S. 998), theils in seiner Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus aus „Partheilichkeit für die Volta'schen Principien," obschon derselbe die Wahrheit der Ergebnisse inner gewissen Gränzen nicht läugnen konnte. Anomalien außer diesen Gränzen können aber, wie Hr. Pohl dagegen sagt, das Factum inner derselben nicht umstoßen, und „eine Hypothese wird zwar durch ein einziges ihr entschieden zuwider laufendes Factum umgestoßen, aber die Realität eines Factums wird weder durch eine Theorie noch durch tausend andere in scheinbaren Widerspruch damit begriffene Facta vernichtet."

Uebrigens gesteht H. Pohl, daß er zwar durchaus kein Voltaist sey, bekennt sich aber eben so wenig zur chemischen Theorie, indem er vielmehr als seine Ueberzeugung ausspricht, daß, so lange die galvanischen Erscheinungen nicht als universelle Function des Naturlebens angesehen werden, so lange können alle aufgefundenen Erscheinungen nur räthselhaft seyn; von dieser Ansicht seyen aber die volta'sche und die sogenannte chemische Theorie noch gar sehr entfernt. (595 — 611.)

3. Hr. De la Rive hat, wie sich die Leser erinnern werden, im vorigen Bande die Erscheinung, daß Platina u. dgl. in einem flüssigen Leiter mit einer schwarzen Masse überzogen werden, einer Auflockerung durch abwechselnde Wirkung von Oxydation und Reduction zugeschrieben. Gegenwärtig verfolgt H. D. L. R. diese Erscheinung (489 — 496), und zieht daraus die Folgerungen, a) daß Platin u. s. w. nicht mehr zu den Nichtoxydirbaren gerechnet werden können, b) das von Döbereiner entdeckte Erglühen des Platins unter Einwirkung eines Stromes von Wasserstoff nur von einer abwechselnden Oxydation und Reduction herrühre, und c) daß die aus der durch Anwendung des Platins erregte Elektricität keinen unwiderleglichen Beweis zu Gunsten der Contacttheorie liefern könne.

Bey dieser Gelegenheit erklärt sich Hr. D. L. R. zuletzt noch dahin, es sey nie, wie man ihm in den Mund gelegt habe, seine Meynung gewesen, daß alle Elektricitätserregungen von chemischer Action herrühren, sondern, daß der Contact zweyer heterogener Substanzen an sich keine Elektricitätsquelle sey, obschon er häufig eine unumgängliche Bedingung zur Wahrnehmung der durch andere (physische oder chemische) Ursachen erzeugten Elektricität seyn könne.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nr. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Dionis Chrysostomi Ὀλυμπικὸς ἢ περὶ τῆς πρώτης τοῦ θεοῦ ἐννοίας.

(Schluß.)

Nach Beendigung dieses Vortrags bemerkt Dio, daß die Rede in ihrer tiefen Bedeutung wohl nur wenigen Zeitgenossen des Künstlers ganz klar gewesen seyn würde, so viel Treffliches für Philosophen wie Laien sie im Einzelnen auch darböte: abermals eine Andeutung, daß der Verfasser des Ὀλυμπικός in seinem Phidias zugleich den Bildner, Dichter und Philosophen aufführen wollte. Er recapitulirt noch einmal die Haupttheile seiner ganzen Rede und schließt dann mit diesen Worten: τάδε μὲν οὕτος. Ἠλεῖοι δὲ καὶ ἡ ξύμπᾶσα Ἑλλὰς καλῶς καὶ προσηκόντως ἐπιτελεῖ θυσίαις τε θύουσα ἐκ τῶν παρόντων μεγαλοπρεπεῖς καὶ δὴ καὶ τὸν εὐκλεέστατον ἀγῶνα θεῖσα ἀπ' ἀρχῆς, εὐεξίας καὶ ῥώμης καὶ τάχους, ὅσα τε ἑορτῶν καὶ μυστηρίων ἔθη λαβοῦσα διαφυλάττει· ἀλλὰ ἐκεῖνο φροντίζων σκοπῶ, ὅτι

αὐτόν σ' οὐκ ἀγαθὴ κομιδὴ ἔχει, ἀλλ' ἅμα γῆρας
λυγρὸν ἔχεις, αὐχμεῖς τε κακῶς καὶ ἀεικέα ἕσσαι.

Der erste Satz τάδε μὲν οὕτος ist verschieden gedeutet worden. Das Richtigste scheint zu seyn, was Reiske unter mehrerem minder Treffenden beybringt: haec de eo possunt praedicari. In absichtlicher, bedeutungsvoller Kürze sagt Dio: Dieß ist alles Jupiter, was wir auf seinem Antlitze lesen, die Eleer aber begehen auf die würdigste Weise sein Fest, und bewahren, was ihnen die Ahnen überlieferten von Agonen, Mysterien und heiligen Gebräuchen. An dem Texte möchte weder durch Umstellung, wie: ἀπ' ἀρχῆς εὐκλεέστατον ἀγῶνα noch durch Aenderung von ὅσα in ὅσια etwas gebessert werden, ohne den Charakter des Dionischen Styles zu verletzen.

So viel von dem Olympikos. Aus den übrigen Reden, welche Hr. Geel in den Anmerkungen von p. 127 — 449 commentirt, wollen wir nun noch einige Stellen besprechen.

Der Jäger auf Euböa (or. 7.) ist ein liebliches Gemälde ländlicher Einfachheit, reich an naiven Zügen in den Gesprächen der Hirtenfamilie, bey welcher Dio einkehrt. An diese Idylle schließt sich eine längere Reflexion über die unnöthigen Bedürfnisse der Bewohner großer Städte an. p. 249 — 275. Er zeigt, wie gerade der Reichthum habsüchtig und illiberall mache, wovon auch schon der homerische Telemach und seine Mutter in Vergleich mit dem ärmern Eumaeus ein eklatantes Beyspiel abgäben. Und doch fände man bey Dichtern so häufig den Wahn der Menge wieder, daß Reichthum beglücke, und dieß sey der Fall auch bey andern Vorurtheilen des großen Haufens; von den Dichtern seyen sie offen ausgesprochen und in schöne Verse gefaßt. Da heißt es dann (234): λέγομεν δὲ ταῦτα — παρ' ἐκείνοις μάλιστα εὑρήσειν ἡγούμενοι τὴν τῶν πολλῶν διάνοιαν, ἃ δὴ καὶ τοῖς πολλοῖς ἐδόκει περί τε πλούτου καὶ τῶν ἄλλων ἃ θαυμάζουσι. An diesem Satz ist nichts zu ändern, weder δοκεῖ mit Reiske, der nicht bemerkte, daß mit ἐδόκει die Zeit, in welcher die Dichter schrieben, gemeynt ist, noch mit Geel παλαιοῖς, denn die Worte ἃ δὴ καὶ τοῖς πολλοῖς ἐδόκει scheinen nur dann tautologisch, wenn man sie nicht an das Folgende enge anschließt.

Aber verdorben sind die Worte: καίτοι μέγιστον οἴονταί σφισι γενέσθαι ἂν ἐφ' ἑκάστου τῶν τοιούτων. Vielleicht reicht es hin zu schreiben καὶ τὸ μ. Das γενέσθαι hat sich um einige Zeilen weiterhin verirrt, nach ἀγαθούς, wo Geel es in τελεστάς verändert, es muß aber, wie schon Reiske sah, gestrichen werden. — In Folge obiger Bemerkung kommt Dio darauf, alle Gewerbe aus den Städten zu verbannen, welche nicht einem natürlichen Bedürfnisse dienen, und so dem Stand der πένητες durch ehrbares Handwerk mehr Würde zu verschaffen. Die schwierigste Stelle p. 261 sq. dürfte wohl so berichtigt werden: οὐκοῦν τόδε μὲν οἶμαι παντί τῳ δῆλον — ὅτι βαφεῖς μὲν καὶ μυρεψοὺς (καὶ βυρσοδέψας scheint Pflugk mit Recht als unverständiges Glossem zu betrachten) σὺν κουρικῇ γυναικῶν τε καὶ ἀνδρῶν οὐ πολύ τι διαφερούσῃ (so marg. Morell.) τανῦν, καὶ ποικιλτικῇ πάσῃ σχεδόν, οὐκ ἐσθῆτος μόνον, ἀλλὰ καὶ χρωτὸς καὶ τριχῶν ἀγχούσῃ τε καὶ ψιμυθίῳ καὶ πᾶσι φαρμάκοις μηχανωμένῃ ὁράσεις ψευδεῖς (vulgo ὡς ἄρα, Geel, ὥρας, Handschriften ψευδεῖς, edd. ψευδῆ) καὶ νόθα εἴδωλα., ἔτι δὲ ἐν οἰκιῶν ὀροφαῖς καὶ τοίχοις καὶ ἐδάφει τὰ μὲν χρώμασι τὰ δὲ λίθοις, τὰ δὲ χρυσῷ, τὰ δὲ ἐλέφαντι ποικιλλόντων, τὰ δὲ αὖ τῶν τοίχων γλυφαῖς τὸ μὲν ἄριστον μὴ παραδέχεσθαι καθόλου τὰς πόλεις, τὸ δὲ ἀρκοῦν (für ἡμῖν) ἐν τῷ παρόντι λόγῳ διορίσαι μηδένα ἂν τῶν τοιούτων (so Pflugk) τῶν ἡμετέρων γίγνεσθαι πενήτων. ὡς πρὸς τοὺς πλουσίους ἡμεῖς οὐκ (die Negation ist im Texte ausgefallen) ἀγωνιζόμεθα ὥσπερ χορῷ τανῦν, οὐχ ὑπὲρ εὐδαιμονίας προκειμένου τοῦ ἀγῶνος — οὐ γὰρ πενίᾳ τοῦτό γε πρόκειται τὸ ἆθλον οὐδὲ αὖ πλούτῳ, μόνης δὲ ἀρετῆς ἐστιν ἐξαίρετον — ἁπλῶς (vulg. ἄλλως) δὲ ὑπὲρ ἀγωγῆς τινος καὶ μετριότητος βίου. Hieraus wird erhellen, ob Geel mit Recht eine Lücke annimmt vor ὡς πρὸς τοὺς πλουσίους. — Diese Erörterungen, erklärt der Verfasser p. 266., ziehn sich etwas in die Länge, aber das hat nichts auf sich, wenn nur der Gegenstand dadurch gründlicher erkannt wird. Hat man doch auch dem Plato den Vorwurf gemacht, in seiner Republik, wo es sich zunächst nur darum handelte, den Gerechten zu definiren, eine lange Episode über die verschiedenen Staatsverfassungen einzuflechten, πάνυ ἐναργῶς τε καὶ μεγαλοπρεπῶς τὰ συμβαίνοντα περὶ ἑκάστην ἐπιδεικνύς, εἰ καὶ παρά τισιν αἰτίαν ἔχει περὶ τοῦ μήκους τῶν λόγων. Hier soll περιττοῦ geschrieben werden. Lieber möchte Rec. περὶ tilgen. Diese Stelle erinnert ihn an eine ähnliche in Philost. V. S. 511 (26, 18.) welche in seiner vor zwey Jahren erschienenen Ausgabe noch defect geblieben ist. Aus der Lesart φόβου der besten Handschriften, und der vulg. φοβοῦμαι, welche die übrigen haben, muß die Anecdote von dem Sophisten Nicetas so vervollständigt werden: οὐκ ἐθάμιζεν ἐς τὸν δῆμον, ἀλλ' αἰτίαν παρὰ τοῖς πολλοῖς ἔχων φόβου „φοβοῦμαι" ἔφη „δῆμον ἐπαίροντα μᾶλλον ἢ λοιδορούμενον." — Von jener Entschuldigung kehrt nun Dio zu seinem Thema zurück und verbreitet sich über die ungemessene Nachsicht, welche der Staat den Dienern der Wollust angedeihen läßt, und diese Laster immer mehr befördert; richtig ist die Bemerkung, daß Anstalten der Art den Ehebruch häufiger machen, und so die Absicht der Gesetzgeber vereiteln, die darin eine Ableitung der Unzucht zu veranstalten glaubten. Man sehe nur, ruft er aus, mit welcher Milde offenkundige Ehebrecher behandelt werden! Ist es aber so weit mit den Frauen gekommen, dann wird auch die Reinheit der Jungfrauen zweifelhaft: παρ' οἷς δή, φημί, ταῦθ' οὕτως ἐπιεικῶς ἐξαγίζεται (so scheint der Schriftsteller geschrieben zu haben, vulg. ἐξάγεται, Geel ξεναγεῖται) τὰ περὶ τὰς γυναῖκας, οὐδὲ περὶ τῶν παρθένων ἐκεῖ θαῤῥῆσαι ῥᾴδιον τῆς κορείας (so richtig Geel statt χορείας) οὐδὲ τὸν ὑμέναιον ὡς ἀληθῶς καὶ δικαίως ᾀδόμενον ἐν τοῖς παρθενικοῖς γάμοις πιστεῦσαί ποτε, εἰ οὖν (vielmehr εἶγε) ἀνάγκη πολλὰ ἐοικότα ξυμβαίνειν αὐτόθι τοῖς παλαιοῖς μύθοις etc. Wie aber die Unzucht immer weiter geht, und nach und nach jede Schranke durchbricht, so sind zuletzt auch die Jünglinge nicht mehr sicher: τὴν ἐν ταῖς γυναιξὶν Ἀφροδίτην ἀτιμάσας — ἐπὶ τὴν ἀνδρωνῖτιν μεταβήσεται τοὺς ἄρξαντας αὐτίκα μάλα καὶ δικάσαντας καὶ στρατηγήσαντας ἐπιθυμῶν καταισχύνειν. Natürlich muß hier ἄρξοντας, δικασόντας, στρατηγήσοντας geschrieben werden.

Eine litterärisch-interessante Abhandlung ist die 18te περὶ λόγου ἀσκήσεως. Der Verfasser wird angeblich von einem vornehmen Manne ersucht, eine Anweisung zur Redeübung zu geben. Er räth ihm fleißige Lektüre der Klassiker, die hier nach ihrer Brauchbarkeit zu dem eingeführten Zwecke charakterisirt werden. Görlitz hat diese Rede in einem Programm von Wittenberg 1835 abdrucken lassen und mehrere gute Bemerkungen beyfügt, z. B. die, worin er emendirt ὥσπερ τις ἔφη τῶν παλαιῶν αὐτῷ ἱκανὰς εἶναι μάντις. Die Handschriften geben wenigstens κακός, vulg. ist κακῶς zu lesen, was Reiske vergeblich zu halten sucht. Casaubonus dachte an καλός. Wer jener Alte ist, von dem der Ausdruck herrührt, scheint Reiske eben so unbekannt gewesen zu seyn als Casaubonus. Ueber eine zweyte schwierige Stelle hat Rec. neulich in den Noten zu Marcus Eugenicus p. 162 mit Hülfe der Laurentiani 59, 22 und 81, 2 Aufschluß gegeben, und hoffentlich dadurch den Ausspruch Reiske's: possunt varia excogitari, fortasse non plane aliena, neque tamen id reperiri, quod Dio reliquit" widerlegt. Geel begnügt sich mit der nicht glücklichen Conjectur von Görlitz συστέλλει für συλλήψει. Sein sonst so vorzüglicher Meermanianus bietet wohl hier nicht das Richtige dar. — Unter den Tragikern und Komikern zieht Dio den Menander und Euripides aus demselben Grunde den übrigen vor, wie Quintilian; über den Euripides urtheilt er nämlich so: ἥ τε Εὐριπίδου προσήνεια καὶ πιθανότης τοῦ μὲν τραγικοῦ ἀπαυθαδήματος (Geel. αὐθαδίσματος, auch Rec. hat sich αὐθαδήματος aus Aristoteles Rhet. III. 3, 3. am Rande seines Exemplar's bemerkt) καὶ ἀξιώματος τυχὸν οὐκ ἂν τελέως ἐφικνοῖτο, πολιτικῷ δὲ ἀνδρὶ πάνυ ὠφέλιμος, ἔτι δὲ ἤθη καὶ πάθη δεινὰς πληρῶσαι καὶ γνώμας πρὸς ἅπαντας ὠφελίμους καταμίγνυσιν ἅτε φιλοσοφίας οὐχ ἄπειρος ὤν. Statt πρὸς ἅπαντας lese man πρὸς ἅπαντα aus Par. 2958 und Laur. 81, 2. An πληρῶσαι hat, wie es scheint, noch Niemand Anstoß genommen und doch wird es kaum möglich seyn, anzugeben, worin die πλήρωσις παθῶν und ἠθῶν liege. Die Schwierigkeit fällt weg, wenn man πληρῶσαι mit ἐπιτηρῆσαι vertauscht: Euripides ist dann ein scharfer Beobachter der Charactere und Affecte. Von Homer ist in wenigen Worten sehr viel gesagt: ὅμηρος δὲ καὶ μέσος καὶ ὕστατος καὶ πρῶτος (schr. mit Ven. 421. Ὁ. δὲ καὶ πρῶτος κ. μ. κ. ὕ.) παντὶ, παιδὶ καὶ ἀνδρὶ καὶ γέροντι, τοσοῦτον ἀφ' αὐτοῦ διδοὺς, ὅσον ἕκαστος δύναται λαβεῖν. Unter den Historikern geschieht besonders des Thucydides und Theopompus rühmliche Erwähnung, des Letzteren, weil sein Styl etwas Rhetorisches habe (nicht ἱστορικὸν, sondern ῥητορικὸν, wie auch Par. 2958 giebt). Dagegen wird Ephorus seines schlaffen Styles wegen getadelt, und Herodots Lectüre nur als Unterhaltungsmittel empfohlen. Die Zeilen, in welchen von ihm die Rede ist, sind nicht ganz klar. Par. 2958 hat: Ἡροδότῳ μὲν οὖν, εἴ ποτε σύμφορόν σοι, μετὰ πολλῆς ἡσυχίας ἐντεύξῃ. Aus dem Grunde, weil Herodot ein so lieblicher, fast mythischer Erzähler ist, soll Dio's vornehmer Freund eine besondere Musse auf ihn verwenden? Der Zusammenhang verlangt ein anderes Wort für ἡσυχίας, vielleicht εὐφροσύνης, was in dem Meerm. an die Stelle von σύμφορον (vulg. ἔφορον) getreten ist, oder schrieb Dio ἡδονῆς? An ἐπιβολὴν (481, 11) würde Geel nicht gezweifelt haben, wenn er sich an Phil. V. S. 598 (97, 13) erinnert hätte. Dem Xenophon als Sokratiker wird hier ein ausgezeichnetes Lob ertheilt, und seine Anabasis als Muster hingestellt für jeden Staatsmann in allen Verhältnissen kriegerischer oder friedlicher Zeiten; welches schon im voraus jegliche Lage und was in ihr vom Redner geschehen kann, erschöpft habe: οὐδένα λόγον εὑρήσεις τῶν ὑπὸ σοῦ λεχθῆναι δυνησομένων, ὃς οὐκ ἤδη εἴληπται (so hat Laur. 59, 22). Der Characteristik des Xenophon folgt eine Anweisung, wie man ihn zu studiren, und zum eigenen Style zu benützen habe. Dio widerräth die Bearbeitung von Schul-Themen (σχολικὰ nicht σχολαστικὰ πλάσματα geben die MSS.), vielmehr solle man versuchen, mit den Reden, welche am meisten gefielen, durch Gegenreden, oder abweichende Behandlung desselben Thema's sich noch vertrauter zu machen; auch das Memoriren von sehr ansprechenden Stellen, wenn es ohne Anstrengung und Beschwerde geschehen kann, hält er für nützlich.

Zum Schluße mögen noch einige interessante Notizen für andere Schriftsteller folgen.

Die erste Tarsische Rede enthält das bekannte Fragment von Archilochus οὐ φιλέω μέγαν στρατηγὸν κτέ. Die Handschriften geben hier nicht (v. 4.) καὶ ἐπὶ νοήμασιν δασύς, sondern καὶ ἐπὶ κνήμαισιν δασύς. Da nun aber in dem vorhergehenden Verse schon περὶ κνήμας ἰδεῖν steht, was auch der Scholiast des Theokrit IV. 49. daselbst las, so erhellet, daß die Abschreiber aus einer Zeile in die andere gerathen sind, und dadurch für uns das letzte Hemistich verloren gieng. Archilochus scheint weder die καρδίῃ noch die νώματα des tüchtigen Feldherrn im Sinne gehabt zu haben, wenn er den langen, lockigen, üppig einhertretenden und glatten (ὑπεξυρημένον) dem kleinen, mit einwärts gebogenen Schenkeln fest auftretenden entgegensetzte. Dem ὑπεξυρημένος entspricht kein Prädikat, ein solches muß also ausgefallen seyn, das Richtige dem Sinn nach dürfte Geel getroffen haben, τριχὸς πλέως, nur mußte er zur Ausfüllung des Verses die vollere und auch bezeichnendere Form τριχώματος wählen.

Minder glücklich ist der Versuch der Anakreontischen Verse, welche Dio in seinem zweyten λόγος περὶ βασιλείας (p. 94 ed. R.) erhalten hat: συμπαίζουσ' ἐπιτέρπεαι δ' ὑψηλῶν ὀρέων ἄκραις, weil ihm die Verbesserungen von Bergk u. A. unbekannt geblieben sind. Daß ein Pherekrateus ausgefallen, nach dem fünften Verse, bemerkt Geel mit den Worten: si audax et poeta quis sit, suppleat pherecrateum, qui post illos versus excidisse videtur, vel ab Dione omissus est. Uns scheint, daß Anakreon hier eine Homerische Stelle Od. 9, 191. vorschwebte, wir behalten daher ὑψηλῶν mit der Veneta und dem Monacensis 5, einer guten Handschrift, bey (ὑψηλὰς entstand durch den Gleichklang mit κορυφάς) und vermuthen, daß κορυφὰς selbst eine Glosse zu ῥία war. Die Position gab natürlich das folgende Wort in dem jetzt fehlenden Schlußverse. Ob wohl die älteste Handschrift des Dio, der Vaticanus 99 (vrgl. Ph. Vit. Soph. Praef. VI.), welcher die Rede 1 — 6, und 8, 10, 11 enthält, über diese und andere Dichterstellen Aufschluß giebt?

Aus dem cod. Meerm. wird jetzt statt des Hektor in dem Philoktetes des Euripides der wahre Name Aktor hergestellt, und so Dio (62, 52) mit Hygin 102 in Uebereinstimmung gebracht.

In der Rede an die Alexandriner vergleicht Dio einen Demos mit dem wogenden Meere und citirt zwey Dichterstellen, die eine aus der Iliade, die andere leider ohne den Verfasser derselben zu nennen. Im dritten Verse hat der Meerm. ἐντεύχω, was wohl ἢν τύχῃ, oder wie Emperius vorschlug, εἰ τύχοι geheißen hat. Im vierten nimmt Geel mit Recht Anstoß an κἢν τις αἰτία γένηται, und schlägt dafür ἀντίος vor, was jedoch mit dem gleichfolgenden τὸν πολίτην nicht recht convenirt. Vielleicht schrieb der anonyme Dichter:

δῆμος ἄστατον κακὸν,
καὶ θαλάσσῃ πάνθ' ὅμοιος ὑπ' ἀνέμου ῥιπίζεται,
καὶ γαληνὸς ἢν τύχῃ, πρὸς πνεῦμα βραχὺ κορύσσεται
κἢν τις ἄμπωτις γένηται, τὸν πολίτην κατέπιεν.

Ausserdem sind Lykurgus, Cicero und die Nachahmer des Dio, Maximus Tyrius und Themistius an mehreren Stellen verbessert worden. Daß diese πάρεργα nicht zahlreicher ausgefallen sind, erklären wir uns aus dem Grundsatze, den Schriftsteller stets im Auge zu behalten und Zerstreuung des Lesers zu vermeiden. Möge denn dieses Buch dem heidnischen Goldmund neue Freunde zuführen, allen früher mit ihm vertrauten ist es gewiß eine sehr willkommene Gabe.

Dr. L. Kayser.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nr. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Plutarchi Agis et Cleomenes. Recensuit, annotationem criticam, prolegomena et commentarios adjecit G. Fr. Shoemann. Gryphiswaldae 1839. 8.

Herr Schömann erklärt sich selbst über den Zweck und die Bestimmung dieser Ausgabe in der an Hrn. Geh. R. R. Joh. Schulze zu Berlin gerichteten, als Vorrede zu betrachtenden Zueignungs-Epistel (V—XIV.) Er arbeitete hauptsächlich für junge Lehrer, und wünschte dieselben durch diese Ausgabe in die vertrautere Bekanntschaft mit Plutarch einzuführen und ihnen dadurch eine gründliche und fruchtbare Behandlung Plutarchischer Biographieen beym Jugendunterrichte zu erleichtern. Denn er bekennt sich zu der nicht selten angefochtenen Meynung derjenigen, welche diese Biographieen vom Jugendunterrichte nicht ausgeschlossen wissen wollen, sondern vielmehr das Lesen derselben für ganz besonders nützlich und heilsam halten; in dieser Ansicht hat ihn die Erfahrung, welche er als praktischer Schulmann machte, bestärkt, und er suchte daher stets auch jüngere Männer, welche in den Lehrerberuf eintraten, zur Benützung der Plutarchischen Biographieen, als eines trefflichen Unterrichtsmittels, zu veranlassen. Die Frage über das Recht Plutarchs, in den Kreis der eigentlichen Schul-Autoren aufgenommen zu werden, und über die größere oder geringere Ausdehnung dieses Rechtes wird immer eine streitige bleiben und verschieden beantwortet werden, je nachdem der Werth dieser Biographieen als schriftstellerischer Producte an sich und in Vergleich mit den Klassikern der bessern Zeit vorzugsweise in das Auge gefaßt und hoch oder niedrig angeschlagen, oder ihr relativer Werth, d. i. ihre Nützlichkeit für das jugendliche Alter und ihr Einfluß auf die geistige und sittliche Bildung der Lernenden überwiegend in Betrachtung gezogen wird. Die Gründe, welche Hr. Sch. zu Gunsten Plutarch's anführt, sind kürzlich folgende: Diese Biographieen sind Werke eines geringen Umfangs und jede kann in verhältnißmäßig kurzer Zeit ganz durchgelesen werden (ein, wenn auch ganz äußerlicher, doch immerhin sehr beherzigenswerther und für die Schulpraxis wichtiger Grund); ihr Inhalt bietet eine große Fülle nützlicher, angenehmer, dem jugendlichen Alter nicht ferne liegender Kenntnisse dar; die Darstellung ist lebhaft, eindringlich, wirksam; die Sprache, wenn gleich bisweilen etwas verwickelt, (dieß jedoch gewiß nicht in dem Grad, wie es oft beklagt wird), doch immer würdevoll und reich, und für die Schwierigkeit des Verständnisses (welche sich jedoch mehr nur in den vereinzelten reflectirenden und philosophirenden Stellen, als in der historischen Erzählung findet) durch eine gedrängte Fülle von Gedanken entschädigend. Der vorzüglichste, entscheidendste und wichtigste Empfehlungsgrund für Plutarch liegt aber in dem alle seine Schriften durchdringenden und belebenden Sinn für das Edle und Gute, welcher unmöglich ohne weckenden, ermunternden und allem Gemeinen und Schlechten widerstrebenden Einfluß auf das Gemüth der Leser bleiben kann. Hr. Sch. gibt zu, daß Plutarch durch seine Liebe zum sittlich Schönen sich bisweilen habe hinreißen lassen, die Geschichte und die Charaktere seiner Helden auf Kosten der historischen Wahrheit ins Schöne zu malen. Aber, wie große Beobachtung auch der hieran geknüpfte Ausspruch verdient, daß Plutarch's Biographieen gerade durch diese Beschaffenheit sich für den Unterricht besonders eignen, denn man sey der Jugend diejenige Ehrfurcht schuldig, daß man auch in der Geschichte das

Schlechte und Häßliche möglichst ferne von ihr halte, und mehr durch gute als durch böse Beyspiele auf sie zu wirken suche, so glaubt Ref. doch, daß Hr. Sch. den Widersachern Plutarch's mehr eingeräumt habe, als er einzuräumen Ursache hatte; die von Herrn Sch. angeführten eigenen Worte Plutarch's (Vita Cimon. c. 2.), in denen er den ethischen Character seiner Biographik so herrlich zeichnet, verwehren, genau besehen, auf das entschiedenste das Zugeständniß: „Plutarch habe nicht selten die Menschen geschildert, nicht wie sie waren, sondern wie er wünschte, daß sie möchten gewesen seyn.“ Es ist etwas ganz Anderes, bey den Fehlern und Schwächen ausgezeichneter Menschen nicht mit Vorliebe und Ausführlichkeit verweilen, und etwas Anderes, sie ganz verschweigen. Das Letztere hat Plutarch nicht thun wollen, und nicht gethan. Das Maaß aber, nach welchem er sich hierbey richtet, giebt ihm nicht bloß seine eigene, dem Hohen, Starken, Edlen im Menschen und seiner Geschichte mit steter Begeisterung zugewendete, das Unlöbliche und Schlechte aber immer nur mit Scham und Schmerz über die Unvollkommenheit menschlicher Tugend betrachtende Natur, sondern auch die aus der alten Zeit noch auf ihn, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, vererbte Betrachtungsweise historischer Charaktere, bey welcher das öffentliche Leben und die Wirksamkeit in demselben als das eigentlich Leitende und Bestimmende gilt, von wo aus der Blick auf die übrigen Verhältnisse des Lebens und des Charakters erst seine Veranlassung und Richtung nimmt. So viel auch für und wider Plutarch gesprochen und geschrieben worden ist, seine Biographieen haben doch die genaue Würdigung, welche sie verdienen, bis jetzt noch nirgends gefunden. Nach des Ref. Ueberzeugung würde eine sorgfältige Durcharbeitung sämmtlicher Biographieen, sowohl hinsichtlich der künstlerischen Composition, als der historischen Wahrheit Resultate geben, welche dem Schriftsteller, unter Allen, die je geschrieben haben, gewiß einem der edelsten und achtungswürdigsten, zu einem weniger beschränkten und zuverläßigeren Lobe gereichten, als das, sobald von einem Historiker die Rede ist, doch immer sehr zweydeutige Zeugniß, welches Hr. Sch. in den Worten ausspricht: „Hac igitur ratione usus veterum illorum si minus veras ex omni parte et accurate expressas imagines repraesentavit, eas tamen certe virorum bonorum ac fortium species proposuit, quibus intuendis et alamus animum et erigamus et in virtutis ac laudis amore confirmemus. Eaeque species, sicut omnes quae ad illum modum effinguntur, ut non omnia maxima minima corporis lineamenta cum omnibus quae ubique aut eminent supra modum aut deficiunt, curiose exprimantur, sed ad quandam pulchritudinis et decori normam componantur et accommodentur, habent profecto et ipsae suam in se veritatem, eamque multo praestabiliorem, quam quae vulgo vera dici solent.“ (pag. VII.)

Die beyden Biographieen, welche Herr Sch. mit der vorliegenden Bearbeitung ausgestattet hat, sind glücklich gewählt, sie gehören zu den schönsten. Man darf nur die eine Biographie des Agis lesen, um sich zu überzeugen, welch ein Reichthum historischer Charakteristik in diesen Werken enthalten sey, nicht nur für die Jugend nützlich und unterhaltend, sondern auch ein heilsames Gegengewicht gegen diejenige Behandlung der Geschichte bildend, welche das Persönliche, als klein und zufällig, verschmähend, sich nur an die Sachen und Begebenheiten halten will, dabey aber nicht selten der Gefahr unterliegt, den lebenvollen Inhalt der Geschichte in willkührliche Abstractionen zu verflüchtigen.

Dem Texte war Hr. Sch. bemüht, eine urkundlich beglaubigte Gestalt zu geben. Er benützte hiezu neue Vergleichungen der vier ältesten Ausgaben (Junt. Ald. Basil. 1533 und 1560), dreyer Pariser Handschriften (Sangerm. Nr. 1671 und 1672), des Cod. Palatinus Nr. 283., außerdem die Variantensammlung des Donatus Jannotius, durch Hrn. Dr. Walz aus dem Exemplare des Muretus abgeschrieben und dem Herausgeber mitgetheilt. Indem ich die aus den Pariser Handschriften 1671 und 1672 notirten Varianten mit den mir selbst vorliegenden Collationen vergleiche, muß ich bekennen, daß Hr. Dübner, welcher jene Codd. für den Herausgeber verglich, an nicht wenigen Stellen schärfer gesehen hat, als ich; doch kann ich an ziemlich eben so vielen seine Vergleichung aus der

meinigen vermehren und berichtigen. Ich führe um der Sache willen nur einige Beyspiele an. Ag. 2, 1 haben Par. A und B *) διὰ τοῦτο πιστεύεσθαι· cap. 5, 1 διαφορᾶς, nicht διαφθορᾶς, 10 extr. προέλθῃ, nicht προσέλθῃ, 15, 1 fehlt in beyden καὶ vor προθυμίαν, eben so cap. 19, 4 vor τῶν μισθοφόρων· 20 extr. ταῦτα, nicht ταὐτά. Cleom. 1. extr. fehlt beyden καὶ vor μὴ πυθομένων· 6, 1 αὐτῷ, nicht αὑτῷ. (Eben daselbst habe ich statt συγχορηγούσης notirt συγχωρούσης, Hr. Sch. συγχωρηγούσης mit beygesetztem sic.) 10, 5 φόβου nicht φόνου. 14, 1 τοὺς νόμους αὐτοὺς· 16, 2 τρέπεται πρὸς τὸ ἔργον· 25, 2 τὴν δὲ χλαμύδα· 25, 3 διαβάλλειν, nicht διαβαλεῖν· 26, 2 κακῶς, nicht καλῶς. Eben daselbst τὸν Ὀλόγουντον 27, 3 γε nach τἄλλα ausgelassen, 30 συντεῖνον nicht σύντονον, u. dgl. m.

Die Lesarten des Cod. Par. 1673 hat sich Hr. Sch. *nicht* verschafft. So sehr Ref. anderwärts vor Ueberschätzung dieser Handschriften warnen mußte, so wenig kann es gut geheißen werden, wenn bey einer Textes-Recension Plutarchischer Biographieen diese jedenfalls unter die besten zu rechnende Handschrift ganz unberücksichtigt bleibt, zumal da die handschriftlichen Mittel für diesen Schriftsteller im Ganzen doch nur wenig zahlreich sind. Indessen kann ich versichern, daß auch in diesen beyden Biographieen sich das Verhältniß dieser Handschrift zu den übrigen ganz eben so stellt, wie ich bereits an andern Orten, (namentlich in der Vorrede zu meiner Ausgabe des Aem. und Timol. S. IX.) nachgewiesen habe und wie es nun auch Hr. Sintenis anerkennt. Allein unter den Pariser Handschriften giebt dieser Cod. die richtige Lesart z. B. in Ag. 5, 1 διαφθορᾶς, 6, 4 Ἀγησίλαον δὲ, wie Schäfer allein aus Conjectur geschrieben hat; Hr. Sch. hat die ganz unstatthafte Vulgata μὲν zurückgeführt, vermuthet aber μέντοι· 9, 2 ἐν τιμῇ τῷ θεῷ γενέσθαι statt τοῦ θεοῦ. Cleom. 1, 2 οὐσίας μεγάλης ohne τε. 4, 2 ποῖ (statt ποῦ) τῆς νυκτὸς ἐξέλθοι; 22, 1 ἀπάγοντι statt ἀπαγαγόντι. An vielen Stellen schließt sich dieser Cod. an die bessern Lesarten an und dient denselben zur Bestätigung.

*) Ich bezeichne nach der seit Bähr in der Plutarch. Kritik angenommenen Weise den Cod. Par. 1671 mit A, den Cod. 1672 mit B. Anders Hr. Sch., welcher den Cod. Sangerm. mit A bezeichnet, Cod. 1671 mit B und Cod. 1672 mit C. Diese Abweichung ist nicht zu billigen; sie betrifft zwar nur eine Kleinigkeit, aber um so mehr hätte Unbequemlichkeit und Veranlassung zu Mißverständnissen gemieden werden sollen.

Herr Sch. erwähnt in der Vorrede auch des Cod. Par. 1679, als eines noch von Niemandem gebrauchten. Es ist dieß ein codex chartaceus (Bähr gedenkt desselben in der Vorrede zur Ausgabe des Alcibiades pag. XIII.), von durchaus nicht selbständigem Werthe, doch bey einer genauen Textes-Recension auch keineswegs ganz zu übersehen. Er hat z. B. die richtigen Lesarten Ag. 2, 1 ἀπηκριβωμένος, διὰ τοῦ πιστεύεσθαι u. dgl. und deutet bey vielfachen Verderbnissen, die er mit den andern Handschriften theilt, doch hie und da auf eine gute Quelle hin.

Ueber die Art, wie Hr. Sch. von den ihm zu Gebote stehenden handschriftlichen Mitteln Gebrauch gemacht hat, erklärt er sich selbst pag. XIII. mit erwünschter Genauigkeit. Wie sein Urtheil über den Werth und die Verwandtschaft der Codd. ein richtiges und besonnenes ist, so erscheint nun auch der Text, wie unbedenklich anerkannt werden darf, im Allgemeinen als gereinigt und sicher gestellt gegen willkührliche Aenderungen und auf einer urkundlichen Basis ruhend. Doch hat Hr. Sch. sich von seinen Handschriften nicht so abhängig gemacht, daß er nicht, wo es unerläßlich schien, Verbesserungen früherer Herausgeber (nur selten mit zu großer Nachgiebigkeit, wie Cleom. 16, 1. Schäfers ἀμωργέπως, statt des handschriftlichen ἄλλως γέ πως) oder eigene Conjecturen aufgenommen hätte.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie.

(Fortsetzung.)

4. Seit langer Zeit deuteten verschiedene Erscheinungen darauf hin, daß feste Leiter unter gewissen Umständen elektrisch polarisirt werden. Hr. Bequerel suchte die Ursache davon in einer chemischen Wirkung. Aber Hr. Schönbein fand (109 — 127), daß Platindrähte, welche mehrere Stunden mit einer schwachen Säule in Verbindung gewesen, die Nadel des Galvanometers von 200 Windungen bedeutend ablenkten, wenn sie Hr. Sch. in reine oder in verdünnte Schwefelsäure in einer Uförmigen Röhre tauchte, obwohl er noch nicht zu bestimmen vermag, wie lange dieser secundäre Strom andauert, der seiner Stärke nach mit den Intervallen zwischen Oeffnen und Schließen im Verhältniß zu stehen scheint.

Dieselben Resultate gaben auch Golddrähte, und Eisendrähte zeigten, wenn ein sehr schwacher Strom 5 Sekunden durch sie gegangen, in Kali-Auflösung eine Ablenkung von 180°. Versilberte Kupferdrähte drehten die Nadel im Kreise, und es scheint, daß alle feste metallische Leiter elektrisch polarisirt werden können. Da dieses in reiner Schwefelsäure und in Kali-Auflösung geschieht, so kann diese Polarisation keiner chemischen Wirkung zugeschrieben werden, wie denn auch die oben bemerkte Erneuerung des Stromes nach dem Oeffnen und Schließen dieser Annahme geradezu widerspricht. Fortgesetzte Versuche zeigten, daß auch communicirende idente Flüssigkeiten elektrisch polarisch zu werden und secundäre Ströme zu erzeugen scheinen, aber auch die Erzeugung dieser Ströme und Polarisirung von gewöhnlichen chemischen Thätigkeiten unabhängig ist, obschon das Verhältniß der Stärke des Stromes durch die chemische Beschaffenheit der gebrauchten Flüssigkeit bedingt zu seyn scheint. Auch der Grad der Polarisationsfähigkeit fester und flüssiger Leiter scheint sehr verschieden zu seyn.

Am Ende bemerkt Hr. Sch., die chemische Theorie, wie immer, festhaltend und vertheidigend, daß, wenn auch die Erzeugung der secundären Ströme keiner chemischen Thätigkeit zugeschrieben werden kann, daraus doch nicht folge, daß die Ursache der Polarisation nicht chemischer Art ist.

5. Hr. F. C. Henrici auf Harste bey Göttingen untersuchte (585 — 595) die Wirkung der Reibungs-Elektricität auf magnetische Wirkung, und fand, wenn die Entladung durch 42 verschiedene Flüssigkeiten gieng, immer eine Ablenkung der Multiplicatorsnadel nach demselben Sinne. Sie war aber am kleinsten (= 1°) im Alkohol und Schneewasser (=2°), am größten (=22°) in concentrirter Salzsäure, und im hydrojodsauren Kali (= 23°). Specielle Versuche mit Kochsalzlösung und hydrojodsaurem Kali gaben bey steigender Stärke der Ladung von 1 bis 8 eine Ablenkung

jene	5°,	10°,	15°,	20°,	25°½,	31°,	36½,	42
diese	5,	11½,	17,	23,	29,	35,	41,	47

Daraus geht hervor, daß auch die gemeine (Reibungs-) Elektricität in Metalldrähten Polarität hervorzurufen vermag, aber unter der Bedingung, daß diese Drähte sich in einer Flüssigkeit befinden, durch welche die Elektricität strömen muß, so daß es scheint, diese Polarisirung werde von einer Wirkung der Flüssigkeit auf die Oberfläche der Drähte erzeugt, ohne daß eine Polarisirung der Flüssigkeit selbst eintritt.

6. Hr. Masson fand (487 — 489) durch Versuche, daß der luftleere Raum des Barometers keineswegs ein Leiter der Electricität sey, er mochte eine vielplattige Säule, oder kräftige Elektromagnete zur Entwicklung der Elektricität anwenden.

7. Die vier großen dermal existirenden elektrischen Telegraphen in Göttingen, München, London und Amerika wirken durch die magnetischen Effecte der Elektricität. Hr. P. O. C. Vorsselmann de Heer, Professor zu Deventer, glaubt aber, keine Action der Elektricität sey zu diesem Zwecke mehr geeignet, als die physiologische, und ließ nach diesem Principe wirklich einen Telegraphen durch den Orgelbauer Holtgreve anfertigen. Es liegt außer dem Gebiete der bloßen Anzeige, eine ausführliche Beschreibung von dieser Einrichtung zu geben. Ref. bemerkt nur, daß die Mittheilung mittels einer Claviatur von zehn Tasten für die zehn Finger der beyden Hände geschieht, und durch die Erschütterung je zweyer Finger wahrgenommen wird. Die Vorzüge, welche diesem Telegraphen zukommen sollen, findet Hr. V. darin, daß er 1) der einzige seyn soll, welcher für sehr große Entfernungen angewandt werden kann, 2) selbst bey kleinen Entfernungen noch vor dem magnetischen Telegraphen wegen der geringen Dicke der nothwendigen Drähte sich empfehle, 3) der Apparat einfach und wohlfeil sey, indem ein Bureau dieser Art um 100 holl. Gulden hergestellt werden kann, auch 4) die Kosten zum Betriebe unvergleichbar geringer seyn sollen.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nr. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Plutarchi Agis et Cleomenes. Recensuit, annotationem criticam, prolegomena et commentarios adjecit G. Fr. Shoemann.

(Schluß.)

Wir wollen hier nur die letzteren näher bezeichnen. Ag. 11, 4 ist aus den handschriftlichen Lesarten ἀνέλοιτο βασίλειον und ἀνέλοι τὸ βασίλειον (so auch Par. 1673 und 1679) gebildet ἀνέλοιτο τὸ βασίλειον. Cleom. 18, 2 hat Hr. Sch. geschrieben ὥσπερ παρόντι τῷ Λυκούργῳ πολλὴν ἐπίδειξιν ἀνδρείας ἐποιοῦντο καὶ πειθαρχίας statt πειθαρχίαν. 26, 1 hat Herr Sch. zuerst mit Recht auf die Mangelhaftigkeit der Rede aufmerksam gemacht und vor ὡς ἐπὶ παιδιᾷ χρωμένους das Zeichen einer Lücke gesetzt. Diese Lücke könnte aber mit geringerem Aufwande, als nach Herrn Schömann's Vorschlag, ausgefüllt werden durch ein bloßes ὡσθ', dessen Ausfall vor ὡς leicht begreiflich ist. In Cleom. 34, 2 ist die von früheren Herausgebern nicht mit Erfolg behandelte Stelle Σωσίβιος μένοντα μὲν τὸν Κλεομένην παρὰ γνώμην ἡγεῖτο δυσμεταχείριστον εἶναι, καὶ φοβερόν, ἀφεθέντα δὲ, τολμηρὸν ἄνδρα καὶ πολυπράγμονα καὶ τῆς βασιλείας νοσούσης θεατὴν γεγενημένον nunmehr geheilt durch eine überaus glückliche Wörterversetzung: Σωσ. μένοντα μὲν τ. Κλ. π. γν. ἡγεῖτο δυσμεταχειρ. εἶναι, φοβερὸν δὲ καὶ ἀφεθέντα, τολμηρὸν ἄνδρα καὶ μεγαλοπρ. κ. τ. λ. An andern Stellen, wo die Verdorbenheit der Lesart mehr oder minder augenscheinlich ist und von keiner Handschrift einige Hülfe dargeboten wird, hat Hr. Sch. sich begnügt, seine Ansichten und Vermuthungen im Commentar mitzutheilen, wie z. B. über diejenigen, welche Hr. Sintenis in der Zeitschrift für Alterth. Wissensch. 1838. Nr. 43. auf Hrn. Schömann's Veranlassung und gegen dessen Meynung besprochen hat. Da es zu weit führen würde, hier genauer von der Behandlung dieser Stellen zu berichten, so bemerkt Ref. bloß, daß Ag. 10, 4 extr. mit Unrecht als verdorben angesehen wird, und des Hrn. Sintenis Erklärung der Vulgata volle Billigung verdient. Alle von Hrn. Sch. dagegen gemachte Einwendungen, theils von der Sache, theils von der Sprache hergenommen, sind ohne Belang. Der Grundgedanke, welcher in der Aeußerung des Agis liegt, ist ganz einfach folgender: „Diejenigen, welche es zu keiner Vermehrung der Saiten auf der Leyer haben kommen lassen, werden gelobt, wir, die wir Weichlichkeit und Prachtliebe aus Sparta verbannen wollen, werden getadelt; und doch haben jene für die Musik nur das Nämliche gewollt, was wir für Sittlichkeit und öffentliches Wohl; jene wollten es mit der Musik nicht dahin kommen lassen, wohin es in Sitten und Leben bey uns gegenwärtig bereits gekommen ist; jene verhüteten daher, was der alten Einfachheit und Reinheit der Musik würde Eintrag gethan haben, wir wollen das in Leben und Sitten bereits eingedrungene Verderben wieder aufheben und heilen." — Dagegen hat Hr. Sch. Recht, wenn er in Cleom. 2, 1 ἀσκήσεως δὲ καὶ σωφροσύνης νέων καὶ καρτερίας καὶ ἰσότητος οὐδ' ἀσφαλὲς ἦν τότε (wofür Vulg. Cod. Sangerm. Par. 1674 τούτῳ, Par. 1671, 1672, 1673 τοῦτο haben), τῶν περὶ Ἆγιν ἀπολωλότων, μνημονεύειν, — das von Herrn Sintenis vorgeschlagene τούτων wegen der Stellung nicht billigt; wiewohl auch die von Kor. in den Text gebrachte Conjectur τότε schwerlich die wahre Lesart ist, indem sich nicht begreifen läßt, wie dieß leicht verständliche und dem Zusammenhange so sehr angemessene Wort in die sinnlosen Lesarten der

Handschriften kann corrumpirt worden seyn. — An der trostlosen Stelle Cleom. 27, 1. *Πρότερόν ἐστι τοῦ πρωρατεῦσαι τὸ* (oder *τοῦ*) *φυρᾶσαι* schlägt Hr. Sch. vor zu schreiben: *Πρότερόν ἐστι τὸ προδεῦσαι τοῦ φυρᾶσαι*, eine Vermuthung, welche jedenfalls wenigstens sinnreich ist, und andern Versuchen, die Stelle zu heilen, nicht nachsteht.

An mehreren Orten hat Hr. Sch. durch richtige sprachliche oder sachliche Erklärung die Entbehrlichkeit der von Andern vorgeschlagenen oder vorgenommenen Textes-Aenderungen nachgewiesen, wie z. B. Ag. 8, 2 an der schwierigen Stelle, wo Plutarch von der Aufnahme neuer Bürger unter die Spartiaten, und von der Vertheilung derselben in Phiditien auf eine bisher nicht verstandene Weise spricht.

Die Aufgabe, welche Hr. Sch. in dem Commentare, welcher hinter dem Texte die Seiten 69 — 280 füllt, zu lösen suchte, hat er selbst in den Worten der Zueignung bezeichnet: et grammaticam verborum interpretationem diligenter proposui, quae Plutarchei imprimis sermonis rationes paullo subtilius aperiret, et rerum explicationem accuratam, quae ex universo philologiae ambitu omnia quantum fieri posset perspicue illustraret. Allerdings sind schätzbare Erläuterungen historischen und antiquarischen Inhalts überall gegeben, wo die Worte Plutarch's dergleichen erforderten. Doch ist bey weitem der größte Raum denjenigen Erörterungen verstattet, welche die Behandlung und Aufhellung grammatikalischer Gegenstände, oder auch die lexikalische und phraseologische Darstellung des Plutarchischen Sprachgebrauches zum Zwecke haben. Hier ergeht sich Herr Sch. bisweilen in ziemlich weiten Digressionen über das Bedürfniß der Text-Erklärung hinaus, was mit dem in der Vorrede ausdrücklich ausgesprochenen Vorsatze übereinstimmt und daher nicht zu tadeln ist. Auch ist es, namentlich in Sachen der Grammatik, nicht sowohl um Mittheilung neuer Resultate zu thun gewesen, als vielmehr um einfache Darstellung derjenigen Sprachgesetze und Gewohnheiten, aus welchen sich das gründliche Verständniß der vorliegenden Stellen mit Sicherheit ableiten läßt. Ueberhaupt zeigt sich Hr. Sch. auf diesem Gebiete als einen Freund mehr der ältern schlichten Weise der vergleichenden Zusammenstellung des Aehnlichen, als der in neuerer Zeit oft vorgezogenen Voraussstellung theoretischer Annahmen.

Kann es nun auch nicht fehlen, daß Hr. Sch. selbst auf jenem Wege, theils für sich allein, theils gegen Andere polemisirend, zu mancher Behauptung gelangt, gegen welche Widerspruch zu erheben seyn möchte, so ist doch unverkennbar, daß der Character seiner Erläuterungen und Bemerkungen im Allgemeinen durchaus der der besonnenen, klaren Forschung ist. Besonders für denjenigen Kreis von Lesern, für welchen er hauptsächlich bestimmt ist, wird dieser Commentar eine ergiebige Quelle mannigfaltiger Belehrung seyn. Hinsichtlich der Form und Anlage möchte jedoch Ref. die allzu große Ungleichheit desselben tadeln. Während nämlich in den ersten Kapiteln des Agis der Commentar den Leser wie ein treuer, wohlmeynender Führer begleitet und ihm mit einer gewissen Fülle Alles reicht und darbietet, was dazu gehört, um auf dem ganzen Wege jeden Schritt mit offenen Augen eines sichern Verständnisses thun zu können und über die ganze Umgebung vollständig belehrt zu seyn, werden seine Mittheilungen schon in der Biographie des Agis nach und nach karger und abgerissener, und ziehen sich mit jedem weitern Kapitel immer mehr ins Kurze zusammen. Die Entschuldigung, daß im Anfange des Werkes durch seine Reichhaltigkeit Vieles aufgearbeitet sey, was späterhin nicht wiederholt zu werden brauchte, möchte kaum ausreichen; denn in der That findet sich in den spätern Kapiteln Manches, worüber Leser, für welche der Anfang des Commentars geschrieben worden, eine Belehrung erwarten durften, die sie nirgends im Buche finden. Jedenfalls wird sich wohl an einen Commentar, der sich nicht in der Form einzelner Anmerkungen unter dem Texte ankündigt, sondern mehr in der Art einer fortlaufenden enarratio anhebt, die Forderung einer gewissen Symmetrie in seinem äußern Umfange nicht ohne Grund stellen lassen.

Die dem Texte der Biographieen vorausgeschickten Prolegomena behandeln die Fragen nach

den Quellen, denen Plutarch folgte, und nach der Art, wie er diese Quellen benützte. Seine Gewährsmänner sind Aratus, Phylarchus, Polybius, Bato aus Sinope. Von dem Letztern, der nur einmal (Ag. 15) von Plutarch erwähnt wird, ist unbekannt, welches Werk desselben brauchbaren Stoff für die Biographieen des Agis und Kleomenes enthielt, und wie weit Plutarch in der Benützung desselben gieng. Die drey ersteren werden nach ihrer Bedeutung für diesen Theil der Geschichte von Hrn. Sch. ausführlich gewürdiget und insbesondere wird durch eine Vergleichung, welche zwischen Aratus, als geschichtlicher Person, und Kleomenes angestellt wird, nachgewiesen, daß des Polybius Abneigung gegen Kleomenes weit eher als Folge persönlicher Partheylichkeit betrachtet werden kann, als des Phylarchus Vorliebe für jenen König. Phylarchus war es auch, welchem Plutarch in beyden Lebensbeschreibungen hauptsächlich als seinem Führer folgte. In der Beurtheilung dessen, was Plutarch geleistet hat, wird das Lobenswerthe gebührend anerkannt, dabey aber auch über seinen Mangel an politischem und pragmatischem Sinn mit großer Unpartheylichkeit, ja, wie Ref. glaubt, vielleicht mit zu großer Strenge gesprochen. Sodann wird die Chronologie für beyde Biographieen sorgfältig erörtert, und endlich Einiges aus andern Schriftstellern beygebracht, was zur historischen Ergänzung des von Plutarch Berichteten dienen kann.

Hr. Sch. hat somit keinen Theil der Aufgabe, welche dem Herausgeber einzelner Plutarchischer Biographieen gestellt werden kann, unberücksichtigt gelassen, und durch die einsichtsvolle und lehrreiche Art der Bearbeitung sich auf den Dank der Freunde dieses Schriftstellers einen gerechten Anspruch erworben.

Held.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie.

(Fortsetzung.)

B. Magnetismus.

In früheren Bänden der Annalen wurde schon der magnetischen Beobachtungen des Hrn. Kreil in Mayland erwähnt. Vor seiner Versetzung von da an die Sternwarte in Prag lag Hrn. K. natürlich daran, seine nun drey Jahre fortgesetzten, die Zahl von 30,000 übersteigenden Beobachtungen zu ordnen, und die Resultate derselben zu veröffentlichen, was er hier (443 — 458) in einem Briefe an Alex. von Humboldt thut.

Diese Beobachtungen zerfallen in drey Classen, absolute, Variations- und Störungs-Beobachtungen, theils aus den Gesammtmitteln oder aus den monatlichen Mitteln, theils aus einer Zusammenstellung der Beobachtungen zu täglichen Mitteln, welche diejenigen Änderungen zeigen, deren Periode länger als ein Tag und kürzer als ein Jahr ist.

Die ersten dieser Beobachtungen zeigen offenbar, daß die horizontale Kraft, welche vom Januar bis Juny wächst, vom July bis December abnimmt, die Declination, welche von 8 Uhr Morgens bis 1 oder 2 Uhr Nachmittags wächst, und von da abnimmt, und die Inclination, welche in den ersten Morgenstunden bis gegen 10 Uhr zu, von da abnimmt, gegen 4 Uhr zum Maximum kömmt, und von da bis Mitternacht abnimmt, so wie die Zeiten des Maximums und Minimums einer Veränderung unterworfen sind. Die zweyten aber zeigen, daß diese Veränderungen, wie Hr. K. schon früher behauptet hatte, mit den Phasen und dem Stande des Mondes in Verbindung stehen, und „den Mond als einen der magnetischen Kraft unterworfenen Körper darstellen, an dessen der Erde zugekehrter Hemisphäre derjenige Magnetismus vorherrscht, welcher den nach Süden gerichteten Pol unserer Magnetnadeln anzieht, also den Magnetismus unserer Erdhälfte verstärkt.“

2. Hr. Dr. Neeff in Frankfurt ist uns durch das von ihm (1835) angegebene Bilzrad bekannt, und beschreibt hier (104 — 109) einen neuen Magneto-Elektrometer, welcher anstatt einer Saxton'schen oder Pixii'schen magneto-elektrischen Maschine dienen soll. Bey demselben wirkt eine galvanische Säule von amalgamirten Zink- und Kupferplatten und Pappe mit zehnfach verdünnter Schwefelsäure auf eine Spirale mit einer eisernen Axe, welche magnetisch wird, wenn sie durch einen eigenthümlichen Mechanismus in Bewegung gesetzt, und abwechselnde Schließung und Trennung möglich gemacht wird. Nach der Versicherung des Hrn. N. sind die Wirkungen dieser Anrichtung schon bey einer Länge der Spiraldrähte von 400 Fuß außerordentlich mächtig, und Hr. N. glaubt, daß eine Vergrößerung der Spirale nach Länge und Dicke jedem Zwecke genügen, und z. B. selbst Kali zu zersetzen vermögen würde.

C. Licht.

Durch Wheatsone's Versuche, die Geschwindigkeit der Elektricität in metallischen Leitern zu bestimmen

(XXXIV) veranlaßt, schlägt Hr. Arago (28 — 41) vor, mittels schneller Drehung eines ebenen Spiegels zu entscheiden, ob die Emissions- oder Undulationstheorie richtig ist.

Fallen nämlich zwey parallele Strahlen auf einen sich immerfort drehenden Spiegel, so müssen sie, wenn sie sich gleichzeitig bewegt haben, wieder parallel reflectirt werden. Wird aber einer dieser Strahlen verzögert, so müssen sie nach der Reflexion divergiren. Läßt man nun den einen Strahl durch eine mit Wasser gefüllte Röhre gehen, so muß er nach der Emissionstheorie schneller, nach der Undulationstheorie langsamer, als der durch die Luft sich bewegen, daher, wenn der Spiegel vom Beobachter aus von der Rechten zur Linken rotirt, und der durch das Wasser gegangene Strahl der obere war, muß nach der Emissionstheorie derselbe links, nach der Undulationstheorie rechts erscheinen. Dasselbe gilt von einer Lichtlinie.

Dieser Untersuchung treten scheinbar drey praktische Hindernisse entgegen, nämlich a) die nothwendige Geschwindigkeit der Rotirung des Spiegels. Allein eine Geschwindigkeit von 1000 Umgängen in einer Secunde ist hinreichend und ausführbar, wie schon in Wheastone's Versuchen, und eine wiederholte Reflexion an zwey oder mehreren gleichmäßig rotirenden Spiegeln vergrößert den Divergenzmittel am ersten Spiegel. b) Die zweyte Schwierigkeit scheint in der Wahrnehmung eines so kurz dauernden Lichtes zu liegen. Allein Wheastone sah den elektrischen Funken bey 1000 Umdrehungen in einer Secunde. c) Die Länge der Wassersäule müßte zwar, wenn die reflectirten Strahlen einen Winkel von einer Minute machen, nach der Emissionstheorie 28 Meter betragen, wenn nur ein Spiegel angewendet wird, aber bey zwey Spiegeln 14, und bey drey nur 7 Meter, und bey einem Winkel von 1/2 Minute um die Hälfte kleiner seyn dürfen, noch kleiner aber werden, wenn anstatt Wasser ein stärker brechendes Medium, z. B. Schwefelwasserstoff, gebraucht würde. Könnte man noch Ablenkungen von 1/4 Minute unterscheiden, so würde sich diese Länge natürlich auch auf den vierten Theil reduciren.

Auch die Farben-Spaltung eines Lichtbündels, der durch Schwefelwasserstoff auf einen rotirenden Spiegel fällt, wird für oder wider diese Theorien entscheiden; denn die farbigen Strahlen werden nicht zu gleicher Zeit ankommen, und daher auch ungleich abgelenkt werden, und zwar, weil nach der Emissionstheorie die rothen Strahlen die langsamsten, nach der Undulationstheorie die schnellsten seyn müssen. Um daher zu wissen, ob das Licht eine Materie oder eine Welle sey, braucht man nur zu untersuchen, ob das rothe Ende nach dem Sinne der Rotation des Spiegels zur Rechten oder zur Linken liege.

2. Aus vorläufigen noch nicht hinreichend entwickelten Erfahrungen glaubt der berühmte Sir Dav. Brewster (481 — 484) auf eine neue Weise von Polarisation schließen zu dürfen, welche homogene Lichtstrahlen erfahren, wenn sie durch prismatische Refraction, oder durch Diffraction, oder gefurchte Flächen, oder Gitter afficirt werden. Weitere Erläuterungen stehen zu erwarten.

3. Bey Untersuchung der Diffraction convergirender Strahlen schaltete Hr. Babinet in die Bahn derselben eine durchsichtige Platte ein, und sah (472 — 478), daß um den Brennpunct Farbenringe entstanden, die durch Interferenz der von der ersten Fläche zerstreut ausgehenden, und rund um den Brennpunct fortgepflanzten Strahlen mit denen, welche bloß beym Austritt aus der Platte von der zweyten Fläche zerstreut werden, erzeugt würden. Aehnliches fand er, wenn er zwey polirte mit sich und der Lichtlinie parallele Metalldrähte einschaltete.

D. Wärme.

1. Um die Frage zu beantworten, ob die Wärme beym Uebergang aus einem Körper in einen anderen einen Widerstand erfahre, preßte Hr. Depretz (484 — 487) einen Kupfer- und einen Zinnstab (20^{mm}, 5 Seite und 4 Decimeter Länge) an ihren polirten Enden an einander. In jedem Stabe waren fünf Thermometer angebracht und das Resultat aus mehreren Versuchen war, daß die Wärme wie die Elektricität bey ihrer Bewegung einen Widerstand leidet.

2. Die Behauptung Rumford's, Flüssigkeiten und Gase seyen absolute Nichtleiter der Wärme, ist bekanntlich von Nicholson, Pictet, Murray u. a. vollkommen widerlegt worden. Hr. Depretz zeigt durch Versuche (340 — 343) daß die Wärme sich im Wasser von oben herab nach demselben Gesetze fortpflanze, wie in Metallstäben; denn von 12 Thermometern, die an der Seite eines hölzernen Cylinders horizontal eingelassen waren, stiegen die oberen sechs durch 32 Stunden hindurch zugeführtes siedendes Wasser auf 37°,24, 22°,04, 14°,53, 9°,13, 5°,65 und 3°,45 C. über die Temperatur der Luft (8°,78) während 24 Stunden, blieben aber die darauffolgenden 8 Stunden constant.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Thessalonicenses secundae (,) ad Timotheum (,) ad Titum (,) ad Philemonem (,) quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta (,) cum adnotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani regiis typis M.DCCC.XXX.IX. 72 S. 4.

(Erster Artikel.)

I.

Das vom Herausgeber Geleistete.

Dieser lang ersehnte letzte Band der gothischen Sprachdenkmäler aus Mayland, noch auf das Jahr 1839 (also nicht nach Weise des deutschen Buchhandels) gestellt, ist uns mit Anfang des heurigen Monats Februar vom Herausgeber, dem Grafen Castiglione zu Mayland selber zugekommen.

Die neue in vielfachem Sinne reiche Gabe wurde natürlich schnell durchlesen und für Wörterbuch und Grammatik, so wie zum Behufe gebührender kritischer Anzeige genau ausgezogen. Wenn nun letztere erst jetzt erscheint, so ist dieses lediglich nur Folge von erst wegzuräumenden andern wissenschaftlichen und Lebens-Arbeiten gewesen und möge vom edlen Herrn Herausgeber auf keinen Fall als Beweis von Geringachtung der Gabe oder als Untheilnahme derer aufgenommen werden, denen sie dargeboten wurde. Wie sehr vielmehr jede Gabe Italiens für das Alterthum unsrer theuren und lebensgewaltigen Muttersprache willkommen geheißen, sogleich durchforscht und in ihren neuen Gängen rasch ausgebeutet werde, dürfte an vorliegendem Bande selber des Besten zu belegen seyn, indem aus ihm, ehe derselbe noch eigentlich ausgegeben wurde, durch des Herrn Herausgebers freundliche Voraussendung der einzelnen Druckbögen zum Behufe neuer Auflage der deutschen Grammatik, Jakob Grimm in seinem gleichzeitig gedruckten angelsächsischen Werke (Andreas und Elena. Cassel bey Th. Fischer 1840. 8.) S. 112. freudig von dem dort dargebotenen rimis (quies) zum Belege eines angelsächsischen reómig Anwendung zu machen suchte.

Hat aber der geehrte Herausgeber dieses Restes der Mailänder Rescripten, der sehr gut deutsch liest und versteht, überhaupt noch jeder Anzeige dieses seines neuesten gothischen Bandes diesseits der Berge vergeblich gewartet, so möge er auch nicht vergessen, daß wir heißhungrigen Urenkel der gothischen „Barbaren" seit seinem ersten Specimen, das 1819 erschien, bis auf den endlichen Schluß sämmtlicher Gothica in Mailand, die doch unser geistiges Eigenthum und unser Heiligthum waren, bis 1840 haben hinharren müssen. „Absoluta tandem editione versionis Epistolarum Pauli, quoad in Palimpsestis Ambrosianae Bibliothecae restat" — sagt der edle Graf S. 64 selber.

Leser dieser Gelehrten Anzeigen, welche an den gothischen oder überhaupt ältesten deutschen Sprachforschungen näheren Antheil nehmen, werden sich aus früheren Recensionen (in den bayerischen Annalen, später in diesen Gelehrten Anzeigen) vielleicht erinnern, wie gleich nach der durch Se. K. Hoheit den Kronprinzen Maximilian von Bayern veranlaßten Reise des Unterzeichneten für die gothischen Sprachdenkmäler zu Mailand, Rom und Neapel, und in Folge derselben im Jahre 1834, nachdem fünf und fünfzehen Jahre vorher je ein Band ähnlicher Gothica vom selben Herausgeber

uns Harrenden und Wißbegierigen geboten worden war, 1834 ein dritter und 1835 ein vierter Band erschien, welche sämmtlich, wie sie es theils wegen ihres Inhaltes, theils wegen ihrer tüchtigen Herausgabe verdienten, auch in diesen Blättern (1836 Nr. 173 — 176. 187 — 192. 217 — 219; bayr. Annalen 1834 Nr. 121. 124. 127. u. 41.) eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung erfuhren.

Diese sämmtlichen vier Bände enthielten die gothische Uebersetzung von den Briefen des Apostels Paulus an die Römer, an die Korinther I. II., an die Epheser, Galater, Philipper, Kolosser, Thessalonicher I. Der jüngste, uns so eben dargebotene fünfte und letzte Band setzt jene Reihe mit dem zweyten Briefe an die Thessalonicher fort, fügt beyde Briefe an Timotheus hinzu, wiederholt aus dem bald nach der Entdeckung oder näheren Beachtung der gothischen Palimpsesten in der Bibliotheca Ambrosiana zu Mailand durch Abbate (nun Cardinal) Maj im J. 1817, erst 1819 ausgegebenen ersten „Specimen partium ineditarum Ulphilae" die von den Briefen an Titus und an Philemon übrig gebliebenen Bruchstücke, und schließt damit den reichen und erreichbaren Schatz gothischer Sprachüberreste gänzlich ab.

Blicken wir auf den langen Zeitraum zurück, der seit jener endlichen Beachtung der in Mailand (und Rom) lange unerkannt gelegenen gothischen Palimpsesten im Jahre 1817 verfloßen ist, zurück und sehen dabey von der eben besprochenen langen Hinhaltung ab, so können und mögen wir Deutsche dem edlen Grafen Castiglione nur den vollsten, ungeschmälertsten Dank zollen, daß er trotz mannichfacher Lebensnöthigung und Krankheitsabhaltung, so beharrlich der unter Italienern, welchen der Inhalt der kostbaren Urkunden des Gothischen in Mailand und Angelsächsischen in Vercelli fast Barbarey gilt, *) wahrlich seltenen Neigung jene uns ehrwürdigen Ueberreste, bis zum letzten stika jah strika mit der von ihm gewohnten wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit zugänglich zu machen, treu blieb.

*) Jakob Grimm Andreas und Elena (Cassel 1840) S. III.

Diese letztere, auf welche bey solchen Urfragmenten Alles ankommt, tritt im Allgemeinen und Ganzen auch im vorliegenden Schlußbande auf das Erfreulichste wieder entgegen, wiewohl wir im Einzelnen erneut auch hier wieder manche Frage über den Wortlaut der Handschriften zu stellen haben werden.

Doch kann uns weder dieses, noch scheinbare Ungenauigkeit des Druckes in manchen besonderen Fällen jenes günstige Urtheil verkümmern. Jene letztere anzunehmen dürfte zwar auf den ersten Einblick in das Buch, der vielfach auf die vielen beygegebenen lateinischen Anmerkungen fallen möchte, leicht fast eine stereotype Verwirrung der Accentuation und Aspiration in citirten griechischen Wörten treffen, wovon wir in der Anmerkung eine kleine Lese mitzutheilen nicht umhin können. *)

*) Nicht nur wird ε und ι verwechselt (ἔσθε zu 1 Tim. 4, 15) oder ε und η (ἠθήτησαν zu 1. T. 5, 12) oder υ und ν (γυήσιε zu 2 T. 2, 1) oder spiritus asper und lenis (οὖτω zu 1 T. 3, 10; ἵνα zu 1 T. 3, 5; ἐν ἡσυχία S. 17., ὑπεροχὴ S. 14, ἕξει zu 2 T. 2, 17; ὑπομνησιν zu 2 T. 1, 5; ὑποταγὴ zu 1 T. 3, 5; ὑπερβολὴν zu 2 3, 9); sondern auch der Spiritus (a u. l.) mit dem Acutus (ὑπόνοιαι zu 1 T. 6, 4; ὀδύναι zu 1 T. 6, 10; ἐπαρκείτω S. 29, τετύφωται zu 1 T. 6, 4; ἐπισανεία zu 1 T. 6, 14, δικαιοσύνη zu 2 T. 3, 16; αὐθάδη zu T. 1, 7; φθείρουσι zu 2 T. 3, 8; Λύςροις zu 2 T. 3, 11) oder des Acutus mit dem Gravis (οργίλος zu 2 T. 3, 1), φιλήδονοι zu 2 T. 3, 4. διάγωμεν, οργίλος u. s. w., oder des Acutus und Gravis mit dem Circumflex (τοῦ zu T. 1, 9, πλεῖον zu 2 T. 2, 16. 7, 9; πραγμὰ 2, T. 2, 4. τασσεῖν 2 T. 3, 6), endlich Verrückung des ächten Accentes (μεμονωμενὴ zu 1 T. 5, 5; οφελίμοι zu 2 T. 3, 16; σωσάντος zu 2 T. 1, 9; σπλαγχνὰ zu P. 12; νήφαλειος zu 1. T. 3, 11; διαφημιζειν zu T. 1, 6.) u. s. w. Das Latein der Anmerkungen ist weit besser gedruckt. Nur S. 29 zu 1 T. 5, 13. Z. 4. steht conjectendo. Tit. 12, Z. 5. quibns, zu 1 T. 6, 8 Z. 3. indeqne, zu 1 T. 5, 10. bi statt ib. am Rande.

Doch blicken wir von dieser Idiosynkrasie des Setzers in den Anmerkungen des Buches hinauf zum gothischen Texte. Auch hier lassen wir uns einzelne offenbare Druckfehler nicht irren, zu denen außer den bereits S. 71 — 72 selbst angezeigten noch folgende zu rechnen seyn dürften, die wir gegen Gewohnheit kritischer Anzeigen hier deßhalb vorausstellen, um darnach ungehemmt zu Erfreulicherem wie Wichtigerem vorschreiten zu können.

Außer den Setzerversehen S. 44, wo Vers 22 statt des wiederholten 20 zu setzen ist, und S. 33, wo im Seitenkopfe Ad Timoth. secunda (statt prima) zu früh steht (ähnlich wie der alte Schreiber unter II. Thessalonicher S. 8. umgekehrt frumei statt anthara wiederholte), endlich der nothwendigen Tilgung des Spießes nach meinamma (II. Timoth. 1, 3) und des Bindestriches nach bróthruns (S. 25. Z. 8.) traten unserm Auge noch folgende Versehen im gothischen Texte entgegen: 2 Tm. 3, 8. steht *k*ravaúrdjand (statt *f*ravaúrdjand), 2 Tm. 1, 3: aviliu*a*ô (st. aviliu*d*ô), zu 1 Tm. 2, 2. in der Anmerkung slavandei*m* (während im Texte oben slavandei*n* steht), zu 1 Tm. 3, 4. in der Anmerkung faúraggands als Lesart von Cod. A. wohl nur verdruckt statt faúraga*g*gands, da es hier auf das *d* ankam; zu 1 Tm. 1, 15. (wo der Text oben richtig Fygáilus gewährt) in der Anmerkung Fygáilô*s*, vielleicht durch das folgende Airmôgaineis herbeygeführt.

Einen ähnlichen Fall sollte man auch 2 Tm. 3, 11. vermuthen, wo sich folgt Lyst*rôs* hvilei*kôs* vrak*ôs*, doch ist jenes (statt Lystrô*m* = *Λυστροῖς*) schon des alten Schreibers Fehler. Dagegen steht Tit. 1, 8 im Texte gataúrbs. Afvandjandanê si*s* sunja für *ἀποστρεφομένων ἀλήθειαν* (Tit. 1,14) ist kein Druckfehler; dagegen machen wir als solchen noch geltend 2 Tm. 1, 15. váits (st. váist), und reihen daran die für das Auge unschöne, zum Theil unrichtige Abtheilung gothischer Sylben, wie prai|zbytaireis (1 Tm. 4, 15), unvaúr|stvans (1 Tm. 5, 13), va|stjôm (S. 16, 9), lái|sjáina (S. 101) náudiban|dô (2 Tm. 1, 13), usful|lnan (2 Tm. 1, 14).

Andere offenbare Fehler oder verdächtige Formen dürften mehr als Lesefehler (meist an erloschenen Stellen) anzusetzen seyn und müssen als solche unsre Aufmerksamkeit um so mehr fesseln, wenn für sie in den Anmerkungen keine Bestätigung, kein Sic erscheint. Im Allgemeinen ist der Herr Herausgeber auch hierin zwar äußerst sorgsam gewesen, doch wären zu manchen Stellen noch Bemerkungen oder Vergewisserungen des Textes erwünschter gewesen als etwa zu amtê (st. matê: 1 Tm. 4, 3) oder visandans visandans (1 Tm. 3, 10), die mit Andrem beyläufig gar nicht hätten in den Text aufgenommen werden sollen, da sie ja nur je Einer der beyden zugänglichen Handschriften und offenbar als Schreibfehler anheimfallen. So zu 2 Th. 2, 1., wo der vorliegende gothische Text den Accusativus bróthruns gewährt, das Griechische dagegen den Vocativus *ἀδελφοι*, das Latein unerkennbar Rogamus autem vos fratres.

So gut wie das galáistáis beyder Codices in 2 Tm. 3, 10 in der Anmerkung bekräftigt wurde, hätte dieß auch 2 Th. 1, 8. bey laúhmônái (st. laúhmônjái) der Fall seyn sollen; nicht minder bey láusavaúrd*j*a 2 Tm. 2, 16 (während 1 Tm. 1, 6 láusavaúrd*ei*). Bey gafrath*j*eins (1 T. 2, 15) steht doch wenigstens sic legendum videtur, während freylich Cod. B. deleticius ist. Aber auch zu sa vaúrstv*a* (2 Tm. 2, 16), das doch anders steht als unvaurstv*ôns* (*ἄργαι*, otiosae: 1 Tm. 5, 13.) ist nichts bemerkt, gegenüber dem 2 Tm. 2, 6, 15. vorkommenden gewöhnlicheren vaúrstv*ja*. Nichts ist ferner bemerkt zu undivan*j*amma (*ἀφθάρτῳ*, immortali: 1 Tm. 1, 5), welches freylich im Text und in der Anmerkung gleichmäßig wiederkehrt. Kein Sic ferner zu báu*i*th (1 Tim. 1, 16), wogegen zur selben Form 2 Tim. 1, 14. nur auf Röm. 7, 18. 21. 8, 9. verwiesen wird.

Wir lesen ferner 2 Tm. 2, 15 im Texte falsch, doch ohne Sic in der Anmerkung gak*i*usanana, während Tit. 1, 16. richtig steht usk*u*ssanái, wie 2 Tim. 2, 8 gar*i*sanana. Nicht minder als jenes ist das Participium galeithans (1 Tm. 1, 3) falsch und in vorstehender Form mißgedeutet vom Herausgeber. Als Passivparticip müßte es galithans heißen oder jenes muß als verschrieben gelten für galeithan*ds*, worauf wir nochmals zurück-

kommen werden. Nicht minder irrig dürfte 2 Theſſ. 1. 7 des Participium gathraihanáim seyn, noch weniger richtig das vorausgehende Activparticipium gathraihandam (2 Th. 1, 6), da bisher für θλίψειν nur threihan bekannt war.

Wichtiger noch, weil auf die Wurzel wirkend, möchte die Vermuthung eines Lesefehlers werden bey dem 1 Tm. 2, 12. aufgeführten und in den Anmerkungen sogar vertheidigten theigáinái (ἡσυχίᾳ, tranquillitati, silentio — der Frauen nämlich), welches wohl in thagáinái zu verwandeln seyn möchte und sich zu thahan (tacere) besser verhielte als jenes theigáins zum stark conjugierenden theihan, auf dessen Bedeutung die obige Form gar nicht passen will.

Schon in diesem letzten Versuche tritt uns eine auch in früheren Kritiken bereits berührte Unsicherheit des Urtheils und der Anschauung der Sprachgesetze entgegen, die in den reichlichen Anmerkungen dieses unsers vorliegenden Bandes wieder mehrmals selbst gewöhnliche lexikalische Vorkommnisse, grammatische Formen über- oder falsch ansehen läßt. So bemüht sich 1 Tm. 2, 9 der Herr Herausgeber das einmal irrthümlich aufgefaßte mahein (sobrietati, σωφροσύνῃ) mit der althochd. Wurzel kamach u.s.w. zusammen zu bringen. Hätte er das gesetzlich Unmögliche (vrgl. Graff's Althchd. Sprachschatz II, 632. 635; Schmeller's Altsächsisches Wörterbuch S. 74 a.) nicht so leicht versucht, so würde er gewahrt haben, daß er N mit M verwechselt und hätte das bald darauf folgende ïnahein (σωφρονισμόν: 2 Tm. 1, 7) auch in obiger Stelle wieder erkannt, dessen Adjectiv ïnahs (φρόνιμος) bereits Röm. 12, 16. vorgekommen war.

Aehnliche Verlesung fand nun gewiß auch 2 Tm. 4, 13. statt, wo das griechische φαιλόνην, penulam (Mantel übersetzt Luther) durch hakga wiedergegeben wird — ein Wort, das in seinem kg und als Masculinum (es folgt thanei, quem) in seinem End-a unmöglich zu nennen ist. Wäre der Herausgeber dem in der Anmerkung von seinem Standpuncte aus mehr zufällig beygebrachten angelsächsischen haecla (subucula) genauer nachgegangen, es hätte ihm die richtige Lesung des gothischen Wortes nicht entgehen können, das statt ҺΑΚΓΑ (hakga) offenbar ҺΑΚΠΑ (hakul) gelesen werden muß, wornach es erfreulich nicht nur zu jenem angelsächsischen hacele, häcele (chlamys, sabucula, mantile), sondern auch zum altnordischen hökull (thorax, casale) und hecla (tunica brevis) und zum althochdeutschen hachul, (casale, cucullus) missa-hachul (Meßgewand) stimmt. Sieh Graff's Althochdeutschen Sprachschatz IV. 797. Beyläufig hat von diesem Stamme wohl der isländische Eis- und Feuerberg Hekla als der ewig in sein Schneegewand gehüllte Feuerriese seinen Namen erhalten. *)

Wir erkennen gewiß gern an, daß in den ausführlichen Anmerkungen manche gute und treffende Bemerkung beygebracht wurde; z. B. über karan (zu 1 Tm. 3, 5), qvithan (zu Tit. 1, 6), airkns (zu 1 Tm. 1, 9), skadus — skadvjan (1 Tm. 6, 8), gamalteins — maltjan (2 Tm. 4, 6), sêneigs (1 Tm. 1, 18), driugan (2 Tm. 1, 5), fêtjan, flahtôm, vithan (S. 53), malsks (2 Tm. 3, 4), vruggôm (2 Tm. 2, 26); ziemlich richtig auch über flahals und veinnas (1 Tm. 3, 3). Weniger treffend, sobald es die Grundgesetze der Lautlehre betrifft; z. B. über das oben bereits besprochene „theigan" und theihan (zu 1 Tm. 2, 12), hvairban und hvarbôn (2 Th. 3, 7), zu grid (1 Tm. 3, 13), ungatêvidái (2 Th. 3, 7), laúhmôni (2 Th. 1, 8), fugqvns (1 Tim. 5, 23), gáumjan (1 Tm. 4, 13), sakja (1 Tm. 3, 3), vairthan, framvairthis, vairths, gavairthi (zu 2 Tm. 3, 14), hivi und heiva (2 Tm. 3, 5) u.s.w.

*) Graf Castiglione appellirt in seinen oft weitgreifenden Etymologien zu sehr an untergeordnete Hülfsmittel, wie Schilters Glossar und Adelungs Wörterbuch; oder höchstens zu Einzelheiten wie Graff's Diutiska (sein Sprachschatz ist nirgends citirt) oder den Fundgruben Hoffmann's, dessen Horae Belgicae S. 16. nur unter dem Namen Fallersleben aufgeführt werden, wie Dr. Löbe ad 1 Tm. 1,8. 9. 2,6. 4, 14. zu Löve wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Thessalonicenses secundae (,) ad Timotheum (,) ad Titum (,) ad Philemonem (,) etc.

(Fortsetzung.)

Das fruchtbare, durchgreifende Gesetz der Lautverschiebung scheint ihm fremd geblieben, wie es Raske unerkannt blieb, der doch darüber gleichzeitig mit Grimm schrieb. Zusammenstellungen von reuten, rotten, roden mit riuds (S. 15) würden sonst unterblieben seyn; noch mehr der Vergleich zwischen ungataffaba, ἀτάκτως und τάσσειν, zwischen distairan und disterere (S. 83: „ubi et radix ipsa convenit“!), zwischen vitan und vitare (2 Tm. 4, 15), litei und λίτομαι (1 Tm. 2, 1). Die allein lautgerechte Uebersetzung von atbair (2 Tm. 4, 13) durch adfer (d = t, f = b) hätte ein empfängliches Auge oder Ohr das richtige Grundmaß lehren können. Jener Grundirrthum in der Anschauung der Lautverhältnisse in den verwandten Sprachen zeigt sich aber noch mehr bey Vergleichen wie fáinjan und sehnen (zu 1 Tm. 3, 15) oder riggva (in unmanariggva, 2 Tm. 3, 3) mit ruowen und gar mit garwen etc.! Aus demselben Mangel mußten auch etymologische Reihen, wie sie zu 1 Tm. 2, 9 (galubs, galáubs, galáubjan, usláubjan) aufgestellt werden, unklar ausfallen oder unvollendet bleiben. *) Sollten hivi (species) und heiv (familia) (S. 48) mit Leo (Angelsächsische Sprachproben S. 181) zusammengebracht werden, während sie Grimm später (Andreas und Elena, S. 114) aus einander hält, so mußte ein vermittelnder Stamm heivan, háiv, hivum (nicht hávjan mit Leo a. a. O.) aufgestellt werden. Dagegen erkannte der Herausgeber 2 Tm. 3, 10 nicht einmal den Zusammenhang von sidôn und sidus, und zu barusnjan (colere, pie regere: 1 Tm. 5, 4) stellte er viel zu schnell nach äußerem Klange das längst bekannte bêruseis (parentes), während jenes erfreulicher auf ein nicht vorkommendes baru weisen dürfte, das unter Anderm dem althochd. paro (nemus) parawari (sacerdos) unterstellt werden muß. Nicht minder sind zu 2 Tm. 3, 8 die Wurzeln von fravairthan und fravardjan verwirrt worden, und biarja, wie T. 1, 12 nunmehr statt unbiarja gelesen werden solle, muß sich mit Bär („baira“ — angels. bera, althochd. piro, përo) zusammenstellen lassen. Eben so wenig hat das oben bereits angeführte rimis (2 Th. 3, 12) etwas mit Reim, altnrd. ahd. alts. rîm, numerus (Graff Sprachschatz II. 506) zu thun und bey der übrigens richtig erkannten Bildungssylbe — *is* wurden zu agis, (auch 1 Tm. 5, 20) baris — riqvis, sigis, hatis (aqvizi wie jukuzi etc.) so wie das adjectivische valis etc. vergessen.

Mit der Beziehung auf fra*th*jan ist 2 Tm. 3, 15 usfra*t*vjan (σοφίζειν) ganz und gar nicht erklärt, ebenso wären die innumerae affines voces zu driugan, *gadraúhts*, draúhtinôn (1 Tm. 1, 18) etc. wohl aufzuführen, wenn schon schwer beyzubringen gewesen. Unrichtig ist gewiß S. 29 die Zusammenstellung zwischen gafaúrs und althd. fuora (fôra?); falsch die von us*baúl*ida (2 Tm. 3, 4) mit Buhle (!), statt eher mit Beule (biula)

*) Liubs (theuer, lieb) mit Präsensvocal hat neben sich mit Präteritalvocal galáubs (vom Sing.) und galubs (vom Plur.): pretiosus. Von jenem bildet sich galáubjan, (werth halten, glauben) nebst usláubjan (gewähren); zu galubs tritt brôthra-lubô (φιλαδελφία).



noch mehr von malsks (2 Tm. 3, 4) S. 47 mit βοσκά — Maske! oder von ïusila (2 Th. 1, 7) mit althochd. juwezunga etc.

Unrichtig ist auch zweifelsohne S. 23 die Auffassung und Auslegung des Satzes 1 Tm. 4, 7: ïth thô usveihôna *svê us althanáizô* (tanquam a veteribus) spilla bivandei. thrôtei thuk silban du gagudein; in welcher Stelle die Worte *us*veihôna *svê us* gewiß einen Fehler umfassen, der vielleicht gelöst wird, wenn das zweyte oder letzte us zu thrôthei versetzt wird, dessen V. 8 folgendes Substantiv usthrôtheins die früher schon vorgekommene selbe Komposition mit der Präposition (Phil. 4, 14: usthrôthiths) zeigt, und svê althanáizô spilla entspräche dann einfach dem griechischen γραώδεις μύθους (aniles fabulas).

Verwechselung der Formen- und Wurzelbedeutungen dürfte auch 1 Tm. 6, 3 eingetreten seyn, wo Cod. B. ga*tarn*ith ïst für destructa est gewährt, welches C. von tairan leiten will, wonach es aber nicht einmal gatairnith heißen dürfte oder gatairnands, sondern nur gataúrnands (gleich 1 Kor. 13, 8. 10, 2. Kor. 3, 7. 13) wie andbundnan, ïntundnan, usgutnan, gabruknan, stauknan; wenn nicht ganz passivisch gataúran ïst. Us*skarj*áindáu aber (2 Tm. 2, 26) kann seiner Passivform nach von skarjan hergeleitet werden.

Solche Fälle schlagen schon in die Grammatik hinüber; noch mehr aber Beyspiele folgender Art. 1 Tm. 2, 2 kann slavandein füglich doch nichts anders seyn, als der Dativus eines Substantivi slavandei (freylich ein noch nicht vorgekommenes Substantiv vom Participio Activi gebildet, wie vom passivischen zum Beyspiel divanei, undivanei; während jenes zugleich ganz mit dem Femininum desselben Participii zusammenfallen und das folgende sutjalôs, worauf die lateinische Uebersetzung (commodice) schon deutete, kann nur ein adverbialer Comparativ seyn, wie aljaleikôs (ἑτέρως) Ph. 3, 15, nicht wie silbaviljôs (2 Cor. 8, 3) oder 2 Tm. 3, 2 láunavargôs substantivisch. Freylich hat sutjalôs hier keinen Comparativ zu vertreten (ἡσύχιον βιόν, tranquillum).

1 Tm. 5, 25 erkannte Graf C. nicht das

zuerst von Holzmann (Heidelb. Jahrb. der Litteratur 1835) klar hervorgehobene Verhältniß der Passivconstruction von *mahts* ïst etc., so daß dort *filhan* ni mahta sind zu übersetzen ist abscondi non possunt.

2 Tm. 2, 20 ist du svêráin und du unsvêráin gewiß nicht richtig erkannt; denn sobald neben den bisher nur vorgekommenen, vom Adjectiv svêrs gebildeten Formen svêrei und svêritha ein verbales *svêráins* anzusetzen käme (etwa wie von veitvôds und veitvôdjan vorkommt veitvôdei, veitvôditha, veitvôdeins, oder von mêris — *mêrei*, von mêrjan — *mêreins* etc.), so hätte bemerkt werden müssen, daß entweder der alte Schreiber hier den Dativus nicht richtig geschrieben habe (und in du svêrain aththan könnte wenigstens svêráinái verborgen liegen) oder daß du hier mit dem Accusativ construirt scheine wie in Col. 4, 10. 13; was aber auffallend seyn würde, da gleich darauf V. 21 der Dativus du svêrithái steht. Entweder ist demnach zu lesen du svêr*e*in etc. oder du svêráin*ái*. Graf C. scheint die Verbalbildungen auf — eins, áins, -ôns nicht richtig zu erkennen, indem er aus Anlaß der Stelle 2 Tm. 1, 5 (gamáudein) auf Skeireins 47, 5 (usarmáudein) übergeht und letzteres für einen Dativus von máudei erklärt, welches doch nur von einem Adjectivo „máuds" gebildet werden könnte, während das Verbum (ga)máudjan bloß (ga-)máudeins erlaubt. Dr. Löbe in seinen Beyträgen zur Skeireins (Altenburg, 1839) S. 43, 44. geht mit jener schwierigen Stelle vorsichtiger um.

Ustê (Tm. 5, 23) durch frequentium zu übersetzen, widerstreitet (wie etwa das irrthümliche allê in des Unterzeichneten gothischem Gedichte zur Jubelfeyer Göttingens 1838. 4. statt des richtigen alláizê) der Adjectivform; überdieß müßte hier wegen sauhtê auch thizô stehen, wie denn auch das folgende theináiz*ê* aus demselben Geschlechtsgrunde falsch gelesen ist, es müßte denn wie oben bey den Worten Lystrô*s* hvileikô*s* vrakô*s* wegen der gleichen Ausgänge thiz*ê* ust*ê* sauht*ê* theináiz*ê*, denen sogar unmittelbar folgt sumaiz*ê* mann*ê*, der Fehler am alten Schreiber gelegen haben oder sauhts (bisher ein femininum) auch männlich anzusetzen

seyn, was nicht wahrscheinlich ist. Ueberdieß ist wenigstens in „*ustê*“ in Cod. B. „ultima litera incerta“ und wir haben deßhalb das Recht einen alten Schreib- oder neuen Lesefehler für *ust*a anzunehmen, das auch 1 Tm. 1, 16 wieder erscheint. Hiedurch erlangen wir die ganz geläufige Construction oder Wortstellung thizô usta saúhtê, etwa wie Mk. 1, 38. thaim bisunjanê haimôn oder 2 Cor. 8, 14. thô nû hveila, oder auch ohne Artikel Skeir. 41, 17. sinteinô dáupeinim, 38, 16 aftra anastôdeinái; Röm. 7, 2. uf vaira qvêns; 9, 11 bi gavaleinái muns. Nicht richtig wird auch die Bemerkung zu 1 Tm. 5, 10, daß gast*is* der Handschrift für gast*eis* stehe, indem es als Accusativus nur gast*ins* (ΓΑΣΤΙ̃Σ wahrscheinlich) seyn kann. Derselbe Fehler Röm. 10, 18 erlesen (and*eis* statt and*ins*) wird S. 65 berichtigt.

Kein „grammatischer Fehler, wie in S. 4. behauptet wird, ist es, wenn 2 Th. 2, 4. ufar all *qvithana* guth áiththáu all*ata* blôtinassu (super omne qui dicitur deus aut quod colitur, während ἐπὶ πάντα λεγόμενον θεὸν ungewiß läßt), da hier Neutrum und Masculinum gar nicht verbunden werden; nur dürfte qvithan*ana* zu lesen seyn oder qvithana*n*; Neutrius aber wäre qvithan*ô*. Noch weniger ist 2 Tm. 2, 14. háusjôn, das Mk. 4, 33. Lk. 5, 15. Joh. 6, 60 bereits vorkam, „mendose“ zu nennen.

II.

Die Sicherheit der alten Handschriften.

Viele Seiten des mitgetheilten Textes sind wieder überaus erloschen, wenigstens meist in der Einen der hier wieder für dieselben Stücke zu Gebote stehenden zwey Handschriften. Solche wesentliche Lücken bietet 2 Theff. 2, 2—3. 4—16. (auch 1, 6), besonders aber 1 Tm. 5, 14—16. 16—17 (auch 11) dar. Stellen, des Versuches nochmaliger Lesung oder der Ergänzung werth.

Viele der mehr oder minder erloschenen Stellen hat Graf C. gewiß ganz gut ergänzt; so 1 Tm. 3, 11. and(a)th(ahtôs), 2 Th. 2, 3 haidus, 1 Tm. 1, 9. maur(thrjandôn), 1 Tm. 1, 10. gathivjandanô, 2 Th. 3, 2. us(laus)jáindá(u), 2 Tm. 1, 14. tagrê, 2 Th. 2, 2. ïnstandái (ἐνέστηκεν aus 1 Tm. 7, 2.), 2 Th. 1,9. fraveit usgiband, 2 T. 1, 10. mikilein atgiban gutha (st. θαυμασθῆναι). Schwerlich aber dürfte 2 Tm. 2, 16. untê untê richtig seyn, statt etwa untê und fill; noch minder 1 Tim. 5, 19. *bi* andvairthja, wofür doch wohl in stehen sollte, wie es gleich in den folgenden Versen 20. 21. nach gewohnter Form wiederkehrt, gleich V. 4. und 6, 12. 13. 5, 4. 2 Tm. 2, 14. 4, 1. 2 Tm. 1, 9. —

Ungeachtet aller solcher bisher herausgehobenen Mängel im Einzelnen hat jener Umstand, daß für die meisten Stellen oder Abschnitte wiederum zwey Handschriften zu Gebote standen, verbunden mit der bereits gerühmten Genauigkeit des Herausgebers uns einen Text geliefert, den die Kritik nach Hinweg- und Hinzunahme des Nöthigen und Wahrscheinlichen einen erwünscht gesicherten nennen kann.

Beyde Handschriften weichen aber, wie früher, wiederum mehrfach unter sich ab, sey es in Umstellung von Wörtern, in Anwendung von verschiedenen Partikeln, im Austausche von Synonymen, oder auch in grammatischen Formen, ohne daß der eine Text dem andern unverweigerlich vorzuziehen seyn dürfte, was Graf C. mehrfach, ja im Durchschnitte mit Cod. B. gethan hat, so daß er dessen offenbare Fehler geradezu in den Text aufnahm.*) Und doch ist A. mehrfach genauer. 1 Tm. 1, 2 hat A. richtig galeithands — B. verschrieben galeithans, eben so 1 Tm. 1, 9. A. vitands (wie 1 Tm. 6, 4. 2 Tm. 1, 13. 3, 14) — B. vitans; 2 Tm. 3, 6. A. tháiei — B. falsch thôei; 1 Tm. 6, 4. A. sagqvjand — B. saggvjand. Umgekehrt hat B. in Tit. 1, 9 richtiger triggv*is* (A. falsch triggv*ê*); 2 Tm. 4, 3, A. suthjandans B. suthjôndans; eben so 2 Tim. 3, 3. A. unmanarigva — B. unmanariggva. 2 Tm. 3, 11 hat A. vrakôs (διωγμοὶ) — B. vrak*j*ôs; v. 12 haben beyde vrakôs. Schwankend ferner bleibt

*) Warum wurde dann aber 2 Tm. 3, 7 das unbedeutende ja*h* ni aus A. aufgenommen, wo B. nicht unberechtigter ja*n* ni darbot?

2 Tm. 4, 2., wo A. uhteigô, B. ôhteigô gewährt. 2 Tim. 4, 8. hat A. sa *ga*raihta stáua, B. sa raihta stáua.

Aber B. erscheint überhaupt flüchtiger geschrieben. Unter 2 Theß. setzt sein Schreiber gedankenlos *frumei* statt anthara; 2 Tm. 1, 16 läßt es aus: áivagge(l)jôn, verwechselt th und t (unsah*th*aba, 1 Tm. 3, 16; blô*th*an st. blôtjan 2 Tm. 2, 10. wie 2 Cor. 8, 4. usblô*th*ein); wiederholt Laute unnütz 2 Tm. 4, 16 mithvas*a ak*, T. 1, 15 sunj*a ath*than (statt than = μὲν), und ganze Sylben wie 1 Tm. 5, 12 vana*na* gatavidêdun, ἠθέτησαν) statt vana (fem.) wie unvamma 1 Tm. 6, 14, háila 2 Tm. 4, 3, während Col. 3, 5 B. verkürzt lustu ubil*a* giebt; dagegen A. nach S. 70 unsers Bandes auch hier richtig ubilana. Es läßt ferner Laute aus, wie in háuhairtái (2 Tm. 3, 2, wo A. richtig háuh hairtái), während es besser veinnas und slahals T. 1, 7. 1 Tm. 3, 3 schreibt. Aber es schreibt auch wieder al statt alh, haifteis (1 Tm. 6, 4) statt des richtigen haiffteis in A. und aththandeis statt aththan *an*deis 1 Tm. 1, 5; kehrt um amtê statt matê 1 Tm. 4, 3, läßt ganze Sätze aus Teitus du Dalmatiái 2 Tm. 4, 10., das A. mit allen lateinischen und griechischen Codd. giebt. Umgekehrt fügt B. 1 Tm. 5, 4 hinzu thata áuk ïst *gód jah* andanêm (καλὸν καὶ), wo A. mit der Vulgata nur thata áuk ïst andanêm gewährt. Wo B. (1 Tm. 1, 8) nach *οἴδαμεν* vitu*m* sagt, setzt A. vitu*th*; statt des Conjunctives atgaggái in B. (1 Tm. 6, 3) hat A. atgag*gith*.

Wahrscheinlich aber, (denn es wird S. 1 nicht klar) gehört B. auch die verdächtige Verbindung stivitj*ôns* izvar*is* (statt stivitj*is* ïzvar*is* nach 2 Cor. 1, 6. 6, 4 oder stivitjôns ïzvar*áizôs*). Auch 2 Tm. 4, 14 ist nicht gesagt worden, ob das auffallend gegen das angelsächsische smidh und althochd. smit schwach declinirte áizasmith*a* (χαλκεύς) nur Einer Handschrift und welcher derselben anheimfalle, weil es fast scheint, daß der Schreiber (von B., dessen Text C. meist unbedingt aufnimmt?) den gleich folgenden Wörtern manag*a* mis unthiuth*a* ustáiknid*a*. usgidilth ïmm*a* fráuj*a* u. s. w. jenes áiz*a*-smith*a* gleich geschrieben habe. Uebrigens würde smith*a* (schwach declinirt) nicht übel zum abgeleiteten smithôn fügen. Zu jukuzjái (1 Tm. 6, 1) ist gar nichts bemerkt worden, da dieses Wort S. 5, 1 im selben Kasus (jukuzja) als neutrum auftrat, während umgekehrt der Dativus fráistubnja (1 Tm. 6, 9: es folgt jah) hier ein neutrum feststellt, da es doch Mth. 6, 13 und Gal. 4, 14 fráistubnj*ái* (fem.) lautete. Auf jukuzja in Gal. folgt *u* (usthuláith), in 1 Tm. 6, 1 ein *s* (skalkans). Auffallend ist 1 Tm. 3, 3 für ἄμαχος (non litigiosus) die Form sakjas (es folgt *ni*): auch hier wird nicht gesagt, ob einer und welcher, oder ob beyde Codices so lesen. Die Form (statt sakjas's) wäre nur nicht etwa wie airkni's (auch 1 Tm. 3, 3), sondern nur außer dem Flußnamen Amisjô (Amisia, Ems) dem Adjectiv valis' (auch 1 Tm. 1, 2 wieder vorkommend, wie Col. 3, 12. Ph. 4, 3. Tit. 1, 4) zu vergleichen; versteckt läge sie auch wohl in veis (d. i. vei's's aus veitan, vitan) hvas's (von hvatan). Dem sakjas ließe sich vielleicht auch die als Eigenname in der neapolitanischen Urkunde auftretende Form sunjáifrithas vergleichen und anreihen. —

Zu 1 Tm. 4, 11 frisaht fijáis (τύπος) ist nichts gesagt worden, welcher Handschrift oder ob beyden die Stelle so angehört, während doch wichtig gewesen wäre, über den scheinbaren Accusativus, der vielleicht von Manchen syntaktisch vertheidigt werden dürfte, (wie frisaht habands 2 Tm. 1, 13) *) sicher zu seyn.

*) Stellen wie 1 Cor. 9, 1: Niu vaúrstv meinata jus sijuth ïn fráujin? und 2 Untê sigljô meináizôs apáustáuleins jus sijuth entscheiden nichts, da sigljô und vaúrstv Neutra sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Thessalonicenses secundae (,) ad Tim otheum (,) ad Titum (,) ad Philemonem (,) etc.

(Schluß des ersten Artikels.)

Das folgende *s* läßt den bekanntlich oft vorkommenden Fall des Auslasses gleicher Buchstaben vermuthen (frisaht*s* sijáis), ein Fall, der auch 2 Theff. 3, 17 ana ailláim áipistául*é* *mei*náim *an*zunehmen seyn dürfte, wie 2 Tm. 2 2, triggvái*m* (m)annam steht. Ausgeschrieben erscheint jenes doppelte ss 1 Tm. 5, 18 (vairth*s* *s*a); 2 Tm. 1, 17 (usdaud*ó* *s*ôkida, wie 1 Tm. 4, 16 usdaudô thairhvis) wäre es vielleicht zu vermuthen, da das Griechische den Comparativus σπουδαιότερον ἐζήτησέ με gewährt. *) Umgekehrt hat sich Philem. 14 ein doppeltes s eingeschlichen: dort steht thiutheins sijái statt thiuth thein sijái. Das hier verschlungene doppelte *th* (wie in der neapolitanischen Urkunde vairth [th]izê sáivê) erscheint in unserm Bande sehr regelmäßig: so Philem. 16. gôleith *thuk*, 1 Tm. 1, 3 ba*th* *th*uk, 1 Tm. 1, 15 vair*th* *th*atei, 1 Tm. 2, 15 ganisi*th* *th*airh, 1 Tm. 4, 6 i*th* *th*ô, 2 Tm. 2, 17: gun svuli*th*, *th*izeei; vrgl. 2 Tm. 4, 10 galái*th* *du*.

Uebrigens verschreibt sich auch Codex A.; z. B. 2 Tm. 3, 6 (luslustum), 1 Tm. 3, 10 (visandans visandans), 2 Tm. 4, 14 (Aláiáiksandrus). Dennoch gewähren A. und B. im Wesentlichen dieselbe Recension des Textes, wie Castiglione S. 15 zu 1 Tm. 2, 6 gegen Gabelentz und Löbe feststellt.

Manche Abweichung ist wohl auch in den vorliegenden Theilen wieder aus Glossemen in den Text eingedrungen, namentlich Adjectiva, deren Paulus sich so fleißig bedient. Man vergleiche Stellen, wie 1 Tim. 3, 2 frôths (σωφρῶν) und gafaúrs (κοσμός); oder 1 Tm. 3, 3. (wo airknis ganz fehlt) und 1 Tm. 2, 8. (wo faihufrikans an der Stelle von διλόγους, bilingues: tvatuggans, tvaváurdjans? erscheint). Manche wirkliche Randglosse gewährt übrigens auch in diesem Bande wieder manches bisher vergeblich gesuchte Wort: so 2 Tm. 4, 6. gamalteins, 1 Tm. 5, 23. sugqvnis, 1 Tm. 6, 5. gatarnith (s. oben Spalte 131), 2 Tm. 2, 26 usskarjáindáu (wo B. usskavjáindáu haben soll).

Unsre beyden Handschriften bieten übrigens noch manche andre Schreiberflüchtigkeiten dar, die der Bemerkung werth sind, da sie auf die Lautlehre einfließen. Wir führen hier noch Fälle an, wie Christ*áu*s (st. Christus 1 Tm. 1, 16) dáuth*áu* (st. dáuthu 2 Tm. 1, 10. in B.), attin (st. attan: 1 Tm. 5, 1), fr*i*damma (st. frôdamma: 1 Tm. 1, 17), satid*i*na (statt satidana: 1 Tm. 3, 6), spill*i* (Tit. 1, 14 st. spill*é*, das 1 Tm. 1, 4 steht), thizei (st. thiz*é*: 2 Th. 2, 11. ἀπὸ τούτων), thizêei (st. in thizei, ἵνα: T. 1, 5) usfarassith (1 Tm. 1, 13: bloß Raum für *i*), bauith (1 Tm. 1, 16. 2 Tm. 1, 14; dagegen 2 Tm. 1, 5. báuáida), táikn*i*th (1 Tm. 6, 15), galáist*á*is (2 Tm. 3, 10 in beyden Codicibus, doch setzt A. am Rande galáistidês), usthul*i*da (2 Tm. 3, 11 in beyden Codd.), andaba*h*t (1 Tm. 2, 6. st. andabaúht in beyden Hdschrften). 1 Tm. 3, 11 läßt sich in balthe*in* galáubeinái sehr leicht die oben besprochene Auslassung der gleichen Sylbe *in* vermuthen; ähnlich mag 1 Tm. 4, 16 seyn sijái alláim (st. sijai ī alláim), doch fehlt hier ἐν auch in alten Codd. bey

*) Doch haben einige griechische Codices bey Millius mit der Vulgata positiv σπουδαίως, sollicite.

Millius *) Solche durch Ueberstriche angedeutete Buchstaben mögen häufig am Ende der Zeilen gestanden haben, über welche nicht unwichtige Fälle der Herausgeber nur einige Male Rechenschaft gibt z. B. 2 Tm. 3, 6 qvineīa (in B.) und 2 Tm. 1, 9 u. S. 68 zu 2 Cor. 12, 10. Gewiß gehört aber hieher 2 Tm. 1, 9, wo A. richtig nasjandins ausschreibt (denn es steht im Griechischen das Participium σώσαντος), B. dagegen nasjandis zeigt (das wäre σωτῆρος), doch „in fine lineae" und mit „breviationis nota" (d. i. nasjandīs). Dahin mögen denn auch Fälle schlagen wie 1 Tm. 5, 2, wo áitheis st. des Accus. Plur. aitheins stehen soll; ganz ähnlich dem oben Sp. 133 gerügten gastis (st. gastins). Eben so 1 Tm. 2, 11. hauïtha, wenn anders das vermuthete háunitha richtig ist, da auch die Flexion falsch ist. Vielleicht ist auf jene Weise auch 2 Tm. 6, 10 faihugeirô (φιλαργυρία) zu ergänzen zu dem in 1 Th. 4, 5. Col. 3, 5. aufgetretenen faihugeisrûni (von geiran, gáir, gairum, davon gairns), (2 Tm. 3, 2.) faihugairnei (2 Tm. 3, 2.) gairnjan (2 Tm. 1, 4. 1 Tm. 3, 1. 6, 10).

Wir haben oben Sp. 134 Fälle angeführt, wo Cod. B. gegen A. das *d* des Participii Activi ausläßt: 1 Tm. 1, 3. galeithans (was den Herausgeber zu ungrammatischer Annahme verleitete) und 1 Tm. 1, 9. vitans. An diese reihen sich andre, wo auf jeden Fall jenes *d* auch wieder hergestellt werden muß. So 1 Tm. 3, 4 faúragaggands (praepositus, προσταμένος) gleich dem folgenden habands und etwas später (1 Tm. 3, 12) váila faúragaggands. Substantivisch müßte dort (wie R. 16, 23. Tit. 1, 7. L. 8, 3. 16, 2) faúragaggja stehen. Leider wird S. 69 des vorliegendes Bandes Gal. 4, 2. faúragaggam (οἰκονόμοις) nicht berichtigt; doch könnte jenes faúragaggans (1, Tm. 3, 4) nach dem Sinne der Stelle keinesweges der Nom. Plur. seyn, was es doch der Form nach nur seyn könnte.

*) Umgekehrt 1 Tm. 4, 16. thaírhvis *in* tháim, wo der gewöhnliche griechische Text nur αὐτοῖς bot oder bietet.

Nicht minder muß 2 Tm. 2, 6 arbáidjans in — nds verwandelt werden. Umgekehrt hat Cod. B. in 1 Tm. 2, 13 gadigands statt gadigans und 1 Tm. 4, 6 sogar alands (ἐντρεφόμενος, nutritus) statt des Luk. 15, 23 vorkommenden alids (d. i. aliths). 1 Tm. 3, 2 steht für ἀνεπίληπτος, (irreprehensibilis) ungafairinônds, Tit. 1, 6. dagegen ungafairinôths, wie auch 1 Tm. 3, 10 ungafaírinôdái.

Es scheint natürlich, daß sich das *d* in der Verbindung — nds am Ende der Wörter für die Aussprache leicht zu ns abschwächte und sich eben so leicht einschwärzte, während es in den obliquen Casus (-andis, -andin, -andei, -andcins, -andans, -andam, -andanê, -andôna, -ôndanê etc.) geschützter blieb, wie die vielen richtig geschriebenen Fälle unsers Bandes belegen könnten. Doch liegt auch eine mehr äußerliche Erklärung aus der Schreibung nahe, die der Herausgeber dreymal anzeigt: nämlich in der monogrammatischen Verbindung oder Verschlingung des N und Δ (1 Tm. 3, 1. 2: atgaggand, vairthand und 2 Tm. 2, 24 usthulands).

Abweichungen beyder Handschriften, wie (um zu Früherem Sp. 134. zurückzukehren) spédistamma (2 Tm. 3, 1) und spidistáim in B. (1 Tm. 4, 1) greifen tiefer in die Lautlehre. Nicht minder der Auslaß des *j* in folgenden, übrigens schon bekannten Fällen: fiáis (1 Tm. 5, 22), friôndans (in B. 2 Tm. 3, 2; frijôndans 2 Tm. 3, 4); friathva (2 Tm. 1, 3. 1 Tm. 2, 15. 6, 11. 2 Tm. 1, 7. 13. 2, 22. 3, 10). Eben so die vielfachen Abweichungen des enklitischen *h*: nicht nur, daß χωρὶς 1 Tm. 5, 21 ïnu, 2 Tm. 2, 8 ïnuh klingt (n und h sind sich äußerlich in den Handschriften sehr ähnlich, und man muß wohl eine Verschlingung in h annehmen), oder auch daß 2 Tm. 4, 8 thathrô*h* than, B. thathrô than gewährt oder 1 Tm. 5, 24. B. sumáizê than, A. sumáizêhthan (vrgl. 2 Tm. 2, 20 sumê than, τὰ δὲ); sondern namentlich schwanken ni und nih herüber und hinüber: 1 Tm. 1, 7 hat A., 1 Tm. 3, 3. B. nih (statt ni), umgekehrt 2 Tm. 3, 10. B. 2 Th. 3, 8. A. ni (statt nih), ja beyde ni (statt

nih) 2 Tm. 5, 22 und nih (statt ni) 2 Tm. 1, 12. 3, 6. 8.

Das *h* in ja*h* (nih) assimilirt sich bekanntlich: so hat A. 1 Tm. 6, 10 ja*s* sik, während B. ja*h* bewahrt, wie in ja*h* gatráuáida 1 Tm. 6, 10. 2 Tm. 3, 14 (wo A. unleserlich). Dagegen hat A. in 2 Tm. 4, 11 jag galáith (B. jah!), 1 Tm. 5, 10. aber ja*h* *b*arna (wo vielleicht in ja*bái* barna zu verwandeln wäre). Jan ni gewährt A. in 2 Tm. 3, 7 (B. fehlt), ja*th* thuk Philem. 19, ja*th* thans Tit. 1, 9.

Für Vokale ist wiederum noch aufzuführen gan*áu*ha (1 Tm. 6, 6) und dicht dabey gan*ó*hidái (1 Tm. 6, 8). Niujis (auch 1 Tm. 3, 6) bildet in seinem Verbum ananiujan (E. 4, 23. 2 Cor. 4, 16) ananividin (Col. 3, 10) und qvivs (2 Tm. 4, 1 qvivans zu Col. 2, 20) anaqvi*uj*an (auch 1 Tm. 6, 13. 2 Tm. 1, 6) mithgaqvivida (Col. 2, 13). Von triu erscheint triveins (2 Tm. 2, 20), von skadus — gaskadveins (1 Tm. 6, 8).

Für Ausgangslaute ist zu merken gadô*b* (in A. und B. 1 Tm. 2, 10), was S. 68 auch für Ephes. 5, 5 hergestellt wird; während S. 16 gesagt wird „Tamen in epistolis ad Eph. C. V. 3, et ad Titum C. II. v. 1. perspicue legitur ut edidimus gadô*f*. 1 Tm. 4, 3 erscheint gaskô*p* wieder wie Mk. 13, 19 (vrgl. gaskôpi Eph. 2, 15), während für Coloss. 3, 10 das dortige gaskô*f* S. 70 nicht geändert wird.

In vielen Fällen unsers Bandes ist th des Participii Passivi (— ths) wohl bewahrt; *) doch finden sich auch andhuli*ds* (2 Th. 4, 3), atáugi*ds*, mêri*ds* 1 Tm. 3, 16; dicht dabey (ohne Bemerkung) wieder gabairhti*ths*, gadômi*ths*, galáubi*ths*. Wir finden wie früher wieder gô*ths* (1 Tm. 4, 16) und gô*ds* (2 Tm. 2, 3 und gastigô*ds* 1 Tm. 3, 2. Tit. 1, 8), im Neutrum gô*th* (1 Tm. 4, 4) und gô*d* (1 Tm. 1, 9. 2, 3. 5, 4). In den obliquen Casibus natürlich regelmäßig *d*: gôda (1 Tm. 1, 18. 2, 10. 3, 7. 17. 5, 10. 2 Tm. 2, 17. 4, 16) gôdis (1 Tm. 3, 1) gôdô (2 Tm. 1, 14. 17. 1 Tm. 6, 13) gôdôm (2 Tm. 4, 7. 1 Tm. 6, 12) gôdaizê (T. 1, 16. 1 Tm. 5, 10. 2 Tm. 2, 21. 3, 17) gôdáizôs (1 Tm. 4, 6). Von vitô*th* (1 Tm. 1, 9) erscheint vitô*d*eigô (1 Tm. 1, 9), von gul*th* — gul*th*eins (2 Tm. 2, 29).

Diese Bemerkungen über das Gepräge der alten Handschriften mögen genügen.

H. F. Maßmann.

*) In den obliquen Casus natürlich d: afairzidái (1 Tm. 6, 10) ufbáulidái (2 Tm. 3, 4) ganôhidái (1 Tm. 6, 8) — gavalidans (2 Tm. 2, 10) — gavalidans (1 Tm. 5, 21) — gavalidáizê (T. 1, 1) — fravardidáizê (1 Tm. 6, 5) — bisáulidáim (T. 1, 15) — satidina (1 Tm. 3, 6) — gasvikunthida (2 Tm. 1, 10) — galáubida (2 Th. 1, 10) gatandida (1 Tm. 4, 2) gatráuáida (T. 1, 13. 2 Tm. 3, 14) — ungafairi(nô)dôs (1 Tm. 5, 7) ungafairinôda (1 Tm. 6, 14) ungafairinôdái (1 Tm. 3, 10).

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie.

(Fortsetzung.)

3. Die Metallarbeiter glauben fast allgemein, daß eine an einem Ende dem Schmiedefeuer ausgesetzte Metallstange am entgegengesetzten Ende plötzlich eine höhere Temperatur annehme, wenn die Stange aus dem Feuer gezogen und abgelöscht wird. Hr. Fischer in Breslau und Hr. Professor Mousson in Zürich glaubten diese Behauptung bestätigt zu finden. Hr. Prof. Schröder in Solothurn untersuchte die Sache (135—146) neuerdings mittels eines empfindlichen Thermogalvanometer, fand aber keine Spur dieser Erscheinung. Die Ansicht der Metallarbeiter muß daher auf einer Täuschung beruhen.

4. Hr. F. Watkins erhielt (wahrscheinlich der erste) durch eine massive Thermo-Batterie aus Stäben von Wismuth und Antimon die Zersetzung des Wassers in Strömen, und Wärmeerregung sowohl im Luftelektrometer, als im Breguet'schen Metall-Thermometer, wenn die Kette geschlossen wurde und geschlossen blieb; beym Oeffnen der Kette war der Wärmeverlust augenscheinlich (496—499).

E. Gase.

1. Hr. Dr. R. Bunsen in Cassel untersuchte mit vieler Genauigkeit und Umsicht mittels eines neuen Ap-

parates (97 — 103) die Spannkraft der Cyan-, Ammoniak- und schweflichtsauren Gase, und seine Resultate gaben in Meter des Quecksilberdruckes die Spannkräfte für die Temperatur-Intervalle von 5 zu 5 Graden für

0	Schwefelsäure.	Cyan.	Ammoniak.
— 10	0,78	1,41	—
— 5	1,11	1,73	3,04
0	1,48	2,07	3,61
+ 5	1,91	2,44	4,26
10	2,39	2,88	4,98
15	2,93	3,33	5,78
20	3,54	3,80	6,67

2. Hr. Savart, längst bekannt durch seine Untersuchungen über die Natur des Schalles, zeigt (458 — 471), daß die von einem schwingenden Körper ausgehenden Schallwellen mit den von einer ebenen Fläche zurückgeworfenen durch Interferenz stehende Wellen bilden, deren Länge der der directen gleich ist. Diese Interferenz hat aber nur unter Wellen von gleicher Länge statt. Dasselbe zeigt sich bey allen gleichzeitigen Tönen, die ein Geräusch zusammensetzen. Zugleich haben ebene Flächen die Eigenschaft, einen jeden Ton zu verstärken, wenn der schwingende Körper nach der Höhe der Töne in einem gewissen Abstand von der Fläche steht.

F. Wasser.

Hr. Buff findet die Quantität des der Theorie nach aus einer engen Oeffnung in einer dünnen Wand auslaufenden Wassers = 0, 74. f. $\sqrt{4gh}$. Die unvermeidlichen Hindernisse vermindern dieselbe aber bedeutend. Hr. B. suchte (227 — 242) auf experimentalem Wege den Ausflußcoëfficienten μ, und fand, daß derselbe im Allgemeinen mit dem Wachsen der Druckhöhe abnimmt, mit der Größe der Ausflußöffnungen aber wächst. So liegt derselbe bey 4,848 Linien Durchmesser von 38 — 1 Zoll Druckhöhe zwischen 0,653 und 0,682 (Mittel 0,664) bey 3,661 Linien Durchmesser zwischen 0,693 und 0,664 (Mittel 0,679), bey 2,084 Linien Durchmesser zwischen 0,6918 und 0,6440 (Mittel 0,6624), so daß für die Anwendung wahrscheinlich dieser Coëfficient μ ohne Fehler = 0,642 gesetzt werden kann. Bey dem Auslauf durch eine Röhre ergab sich dieser Coefficient ungefähr = 0,80.

G. Meteorologie.

1. Hr. Dr. J. W. Lambert beschreibt das seltene von ihm in Wetzlar am 24. Januar 1838 gesehene und einige Stunden dauernde Phänomen von sechs Nebensonnen und vier Lichtringen (660 — 662).

2. Aus zahlreichen Versuchen überzeugte sich Hr. Forbes, daß der Wasserdampf vor jeder Verdichtung vollkommen durchsichtig, bey einem gewissen Puncte der Verdichtung für die rothen Strahlen durchsichtig, bey einem dritten Zustande undurchsichtig sey, und schließt daraus, daß das Abendroth durch Wolken von derjenigen Verdichtung, welche Roth giebt, entstehe, und daher für ein meteorologisches Vorzeichen gelten könne (349).

3. Die Sonne erscheint oft roth, aber manchmal, obwohl seltener, auch blau. H. Babinet ahmt diese Erscheinung nach durch zwey Glasscheiben, welche durch eine gemischte Schichte von Wasser und Luft, Oel und Wasser, oder Oel und Luft getrennt sind. In gehöriger Nähe der Gläser erscheint nach Belieben Roth, Blau, Violet. Das durch Reflexion an Wasser geschwächte Sonnenbild nimmt dieselben Farben an (617 — 619).

4. a) Hr. Ernst von Zibra zu Schwebheim bey Schweinfurt theilt die Erfahrung des Hrn. Landgerichtsarztes in Klingenberg bey Aschaffenburg, Dr. Riegel mit, welcher zu Pferde sitzend bey der Ueberfahrt (über den Mayn) die in die Höhe stehenden Theile der Mähne, die Spitzen und Ränder der Ohren seines Pferdes und die Spitze der Reitpeitsche (in der Mitte des Flusses am meisten) leuchten sah. Die Nacht war äußerst dunkel, eine kurze Zeit fiel unter Sturmwind Gußregen, und in der Nachbarschaft fielen um diese Zeit Schlossen (655).

b) Eine sonderbare Erscheinung des St. Elmsfeuer vom 19. Februar 1837 auf den Orkney-Inseln erzählt Hr. Will. Traill. Eine etwa 30 Faden lange eiserne Kette, welche ein gesunkenes Boot am Ufer festhielt, sah er in bluthrother Flamme, welche eine Fläche von 30 Faden Breite und 100 Faden Länge bedeckte, leuchten. Zugleich sah er den ganzen Mast erleuchtet, und auf der eisernen Spitze desselben eine einen Fuß lange Flamme, welche gegen eine rasch heraufziehende von Donner und Hagel begleitete Gewitterwolke gerichtet war, und, als die Wolke gerade über ihr stand, eine Höhe von fast 3 Fuß erreichte (659).

5. a) Hr. Oberlehrer J. Gerhardt zu Eutin, sah in der Nacht des 12. Novembers von 7 bis 3 Uhr Morgens an 60 Sternschnuppen in der Nähe der Plejaden nach dem großen Bären zu, und Morgens zwischen 3 und 4 Uhr ein Nordlicht von geringer Breite von O. nach W. und als dasselbe zu erlöschen anfieng, ein zweytes in NW (662).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Codex diplomaticus aevi Saxonici, opera Joh. M. Kemble. Tom. I. Londini sumptibus Societatis historicae 1839. 321 und CXXIX. S. gr. 8.

Durch dieses Buch wird die Reihe ähnlicher Sammlungen, deren sich bereits mehrere Länder des europäischen Continents, namentlich auch Bayern in seinen Monumentis Boicis, zu erfreuen haben, auf eine Weise erweitert, durch die auch wir uns der „Englischen historischen Gesellschaft" zu Dank verpflichtet fühlen müssen. Während sie durch den rastlosen J. Stevenson neue kritische Ausgaben von Bedae venerabilis Historia ecclesiastica gentis Anglorum, von Gildae sapientis opus de excidio Britanniae, von Ricardi Divisiensis Chronicon de rebus gestis Ricardi I., von Nennii Historia Britonum, Geschichtswerken, die zwar nicht alle die Glaubwürdigkeit des zuerst genannten ansprechen können, bey dem Mangel anderer aber denn doch als die Grundlagen der frühesten Historie Englands betrachtet werden müssen, ans Licht gefördert, hat sie nicht vergessen auch für die Eröffnung der allerzuverläßigsten Quellen, der Urkunden selbst, gehörige Sorge zu tragen. Sie bedurfte dazu eines Mannes, der mit der Genauigkeit und Ehrlichkeit, die im literarischen Leben nicht minder unerläßlich als im gemeinen sind, all die Vorkenntnisse und Vorübungen verbände, die zum Verstehen, ja schon zum richtigen Lesen von schriftlichen Ueberbleibseln eines Zeitalters gefordert werden, das dem gegenwärtigen so ferne steht als das sächsische dem englischen. Denn, obschon die Urkunden jenes Zeitalters meist in lateinischer Sprache abgefaßt sind, so lassen sie doch Momente genug durchbrechen, die nur aus den eigenthümlichen Einrichtungen wie aus der Sprache der Angelsachsen gehöriges Licht erhalten können. Und so setzen diese lateinischen Urkunden kaum minder als diejenigen, welche zum Theil oder ganz in der sächsischen Sprache selbst, so wie die, welche in dem später entstandenen romanisch-sächsischen Gemische niedergeschrieben sind, einen Bearbeiter voraus, der über diese Sprachen eben so gut, wie über die Begebenheiten und innern Verhältnisse der entsprechenden Zeiträume Bescheid weiß. Für einen solchen hat die Gesellschaft mit Grund den Herausgeber des alten angelsächsischen Helden-Epos Beowulf gehalten. Unter dem oben angegebenen Titel liegt bereits der erste Band seiner Unternehmung vor uns.

Diese Urkunden betreffen nun freylich zum größten Theil nur Schenkungen oder Ueberweisungen von liegenden Gründen oder von Renten, welche von sächsischen Frommen an geistliche Stiftungen gemacht werden. Aber als solche, um ihr jenseitiges Heil bekümmerte Fromme treten fast lauter Hauptpersonen jenes vielfach vertheilten Landes, oder wie sie sich nennen, Könige auf. Und in so weit sind aus diesen Documenten allerdings auch feste Anhaltspunkte für die politische Geschichte des Eilands zu gewinnen. Viel ergiebiger aber müssen sie sich für das, was in Bezug auf den Besitz und dessen Verleihung und Vererbung, auf das Verhältniß zwischen König, Adel, Kirche und Volk und so manches andere in jenem entfernten Zeitalter Rechtens gewesen, kurz, für die sächsische Rechtsgeschichte erweisen. Mit Recht sagt der Herausgeber in seiner Einleitung: Der ganze Bestand an Gesetzen und politischen Einrichtungen, die während der angelsächsischen Periode herrschten, ist in den Gesetzbüchern der angelsächsischen Könige oder in den kirchlichen Beschlüssen der angelsächsischen

Bischöfe nicht enthalten. Diese sind im Grunde wenig mehr als Sammlungen von Artikeln, durch welche das Gesetz, wie man es in der Praxis nahm, erläutert, oder ein Irrthum, der sich in das mit der Zeit vergessene eingeschlichen, beseitigt, oder endlich dieses selbst, um es mit dem allmählich umgestalteten moralischen und gesellschaftlichen Zustand wieder in Einklang zu bringen, abgeändert wurde. Wir lernen aus ihnen nun gewisse hervortretende Momente des politischen Lebens unserer Vorväter, im Allgemeinen nur solche kennen, welche als Neuerungen in der althergebrachten Ordnung erscheinen. Kommt es daher darauf an, einen ganz deutlichen Begriff vom angelsächsischen Gesetze und seinen mannichfaltigen Verhältnissen zu gewinnen, so sind wir bemüßigt noch andre Quellen zu suchen, als das geschriebene Gesetz selber ist, nämlich die öffentlichen und Privat-Urkunden jener Zeit.

In dieser Einleitung ist der Herausgeber hauptsächlich bemüht, für das, worauf es bey solchen Documenten vor allem ankommt, nämlich für die Prüfung ihrer Authenticität oder Aechtheit gewisse möglichst sichernde Grundsätze festzustellen. Dieß war er um so mehr zu thun veranlaßt und verpflichtet, als in dem Verzeichniß der in diesem Bande gelieferten 240 Nummern, welche in chronologischer Ordnung vom J. 604 bis zum J. 838 fortlaufen, unter den getreulich angemerkten Fund- und Aufbewahrungsorten der Urkunden nicht eben förmliche Archive, sondern in der Regel nur Bibliotheken genannt sind, so daß man bey vielen, wo nicht den meisten Stücken vermuthen muß, sie seyen nicht als wirklich ausgefertigte Originaldiplome, sondern bloß in Chartularien oder sonst abschriftlich erhalten. Erwägt man auf der andern Seite, daß außer einigen auf p. CXIII bezeichneten gedruckten Werken lauter Manuskripte, die an verschiedenen Orten der Insel aufbewahrt werden, als Quellen angegeben sind, so muß man, da der Herausgeber diese fast alle mit eigenen Augen eingesehen, die Mühe und den Fleiß bewundern, die auf diesen Codex diplomaticus, der nicht das bequemere Ergebniß des einen oder andern Archives ist, verwendet werden.

Wenn demnach für diese ältesten angelsächsischen Urkunden eine Bewährung durch äußere materielle Diplomen-Merkmale in der Regel abgeschnitten ist, so kommt es in so vollerm Maße auf die innern an. Von diesen gehören diejenigen, welche den Inhalt betreffen, in den Bereich der historischen Kritik, und lassen sich, lauter Einzelfälle bietend, nicht in Regeln bringen. Dagegen können, was die Fassung der Texte betrifft, auch aus den angelsächsischen Charten gewisse Formeln abgezogen werden, die sich nach Maßgabe der Epochen mehr oder minder eingehalten finden, und da, wo dieß nicht der Fall ist, einen sonst begründeten Zweifel über die Aechtheit irgend eines Stückes wenigstens verstärken helfen.

Was nun die Form einer angelsächsischen eigentlichen Urkunde, die nämlich in die erste von den drey Classen der in dieser Sammlung aufgenommenen Stücke gehört, anbelangt, so sind derselben, nach Ansicht des Herausgebers, folgende sechs Glieder wesentlich, nämlich: die Invocation, das Vorwort, die Verleihung oder Begabung, die Sanction, das Datum, die Unterschrift.

Jedes dieser Glieder wird durch eine Reihe von Beyspielen aus angelsächsischen Urkunden beleuchtet, wobey auf die Aehnlichkeit oder Abweichung, die sich in Urkunden anderer europäischer Nationen des Mittelalters finden, Rücksicht genommen wird. Bey Gelegenheit des dritten, als des wichtigsten Punctes geht der Herausgeber auf die verschiedenen Hauptobjecte und die zum Theil eigenthümlichen Verpflichtungen oder Befreyungen ein, die der Gegenstand einer Urkunde seyn konnten und so einen Blick in das Innere der damaligen angelsächsischen Gesellschaft werfen lassen. In Bezug auf die Datirung wird die Ansicht bekämpft, daß die Zählung und Bestimmung der Jahre von der Menschwerdung an, im siebenten Jahrhundert den Angelsachsen noch eben so unbekannt als den, zu Rom in minder engem Verhältniß stehenden Franken gewesen sey, indem die, für jene Ansicht aufgeführten Stellen des Beda und andere so wenig als der Umstand, daß in dem einzigen Paar aus besagtem Jahrhundert erhaltener angelsächsischen Original-Urkunden das Datum von der Incarnation fehle, Beweise für sie seyn können. Außerdem findet der

Herausgeber, als Ergebniß der Urkunden, daß bey der Erwähnung der Indiction (nämlich des wievielten Jahres einer sich immer wiederholenden Reihe von fünfzehnen) schon Beda und so fort alle Angelsachsen die päbstliche, welche mit dem 25. December anhebt, nicht die mit dem 24. September beginnende kaiserliche im Auge gehabt.

Der Herausgeber vergißt nicht die bey Bestimmung der Angabe des wievielten Regierungs-Jahres eines Fürsten, Bischofs u. s. w. nöthige Vorsicht, ferner den merkwürdigen Unterschied von vollen zwey Jahren zu besprechen, der sich, einen langen Zeitraum umfassend, zwischen den Angaben der Chronisten vom Norden und denen der vom Süden und Westen Englands bemerklich macht. Er verweist, was die Ausgleichung dieses Unterschiedes betrifft, auf die seinem Codex diplomaticus anzuhängenden Fasti.

Erwähnt werden sodann verschiedene Verstöße, die beym Abschreiben oder Erneuern von Urkunden leicht mit unterlaufen konnten, und daraus entstandene Anachronismen in der Datirung, die nicht immer auf Unächtheit zu schließen erlauben, wie z. B. wenn ein späterer Transscriptor in der Reduction der frühern Zeitbestimmung auf eine seiner Zeit geläufigere oder im oft schwierigen Lesen der Zahlzeichen sich geirrt hätte. Anspielungen auf Zeit-Begebenheiten, wodurch das Datum gleichsam bekräftigt werden soll, sind dem Herausgeber in der Regel verdächtig und Zeichen der Lüge, die selber ihre Schwäche fühle. Bey Erörterung des letzten Gliedes, der Unterschrift, bemerkt er, daß sich die Angelsachsen von den Franken und andern Völkern des Festlandes auch darin unterschieden, daß bey jenen eigene mit der Fertigung von Urkunden betraute Notarii oder Schreiber nicht nachzuweisen seyen. Dieß Geschäft sey von der Geistlichkeit verrichtet worden in der Regel bis auf das †, welches von dem oder den als Unterschreiber Genannten selbst hinzugefügt wurde. Siegel seyen wohl auf normannischen, nicht aber auf sächsischen Urkunden in Anwendung gekommen und die Formel cum sigillo, wo sie beygesetzt, wohl nur von jenem Kreuze zu verstehen.

Eine zweyte Classe der Documente, die diese Sammlung enthält, bilden Protocolle über Streitsachen, die entweder in den Gerichtsversammlungen der Grafschaften vor den Sheriff oder in den jährlich zweymal, meistens zu Clofesho oder auch zu Cealchyd gehaltenen Synoden entschieden wurden, Protocolle, welche mitunter ziemlich umständlich und also für uns lehrreich ausgefallen sind.

Als dritte Classe sind hervorzuheben die, wie die obigen Protocolle, nach der chronologischen Reihenfolge mit unterlaufenden letzten Willens Erklärungen oder Wills. Diesen kommt in unsern Augen ein Vorzug zu, der zwar bey ihrer Entstehung vielmehr das Gegentheil gewesen, daß sie nämlich nicht eben auch lateinisch, sondern ganz in der Landessprache aufgesetzt sind. Bey ihnen ersetzt die Eigenthümlichkeit des Idioms nach seinen verschiedenen Epochen in der Regel mehr als hinlänglich den Mangel aller übrigen Bewährungsmittel der Aechtheit. Der Herausgeber zeigt durch ein Beyspiel, welche Einsicht sowohl in die häuslichen Einrichtungen und Behelfe der einzelnen Person oder Familie, als in die damaligen rechtlichen Verhältnisse sich aus ihnen gewinnen lasse, indem er sich die weitere Erörterung der letztern für ein eigenes Werk „Ueber das Gesetz der Angelsachsen" vorbehält.

Es sind darum außer den genannten Arten von Documenten auch ein paar Eheverträge und einige wenige andere Stücke mit aufgenommen, die, ohne eben Urkunden zu seyn, auf die Rechtsverfassung der Angelsachsen Licht werfen können.

Der Herausgeber hat die Ueberschrift jedes Stückes, dessen Aechtheit ihm nach den vorausgesendeten Kriterien irgend einem Zweifel zu unterliegen schien, mit einem Sternchen bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie.

(Schluß.)

b. Hr. Valz, Director der Sternwarte zu Marseille, theilt in einem Briefe an Hrn. Arago die Bemerkung mit, daß die Sternschnuppen-Erscheinungen im November und August bald rechtläufig (nach dem Löwen, oder gegen die Zwillinge) bald rückläufig zu seyn scheinen, und belegt seine Bemerkung mit Beobachtungen für den November von 1823 — 1838, für den August von 1781 — 1838. (499 — 508).

c) Hr. Brandes hatte schon am 6. December 1798 einen Sternschnuppenfall beobachtet. Ebenso beobachtete in der Nacht vom 7 — 8 December 1838 Hr. E. C. Herrik in New-Haver (Conecticut) eine ungeheure Anzahl derselben, von welchen wenigstens drey Viertel von einem Puncte nahe beym Stuhl der Cassiopeia auszugehen schienen. Am 6. December desselben Jahres sah auch Hr. Flaugergues zwischen 8^h 55' und 9^h 15' 42 Sternschnuppen, alle näher vom Zenith ausgehend, und 31 davon parallel zwischen der Milchstraße und dem großen Quadranten des Pegasus (352).

6. Eine bey dem Dorfe Rauden in Curland am 31. Jan. 1686 unter heftigem Schneegestöber aus der Atmosphäre herabgefallene papierartige Substanz war schon früher von Grotthuß und Berzelius chemisch untersucht worden. Hr. C. G. Ehrenberg untersuchte sie mikroskopisch, und sah, daß sie aus dicht verfilzter Conferva, Spuren eines Nostoc, und aus 29 wohlerhaltenen Infusorienarten bestehe, welches dafür zu sprechen scheint, daß ihr Vaterland Ostpreußen oder Curland war. (187).

7. Hr. Apotheker N. Gräger in Mühlhausen (45° 15' N. B. 645 p. F. Höhe) beobachtete den Gang der Temperatur vom 1 März 1837 bis 1. April 1838 im Sommer von 4 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, im Winter von 6 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, woraus sich ergiebt, daß die mittlere Temperatur zwischen 8 und 9 Uhr, und vom Januar bis July früher, von da bis Januar aber später eintritt. (644).

8. Auf Hrn. Prof. Forbes's Vorschlag wurde die Bodentemperatur in der Nähe von Edinburgh vom Februar 1837 bis Februar 1838 untersucht. Der Gang derselben stimmte im Ganzen mit dem bisher Bekannten.

Der jährliche Unterschied der Extreme betrug in

F. Tiefe	in Trapp	in Sand	in Sandstein
3 „	10°,53,	11°23,	9°58
6 „	6, 61	8,30,	7, 72
12 „	3, 05	4,19,	5, 22
24 „	0, 80	1,16,	2, 28

Die Tiefe, in welcher der jährliche Unterschied verschwindet, ist in Trapp 58, in Sand 72, in Sandstein 97 p. F. Die mittlere Temperatur wächst mit der Tiefe, und ist in Sand bey 3 F. = 8,078, bey 6 F. = 8,166, bey 12 F. = 8,278, bey 24 F. = 8,489. (509).

9. Bey Montpellier ist eine Höhle entdeckt worden, welche in der senkrechten Tiefe von 34 Meter beständig die Temperatur von 21°,5 bis 21°,6 C. zeigt, welches daher gleichen Grund mit den heißen Quellen haben muß, wie es das Hervordrängen von Wasserdämpfen in einer Entfernung von ungefähr 400 Meter, deren Temperatur 23°, und eine benachbarte Quelle von 21 — 22° bestätigen. (673).

10. Bey dem Sturm am 6. März 1836 auf Isle de France, welcher die Dünen 8 — 10 Zoll hoch mit Sand bedeckte, und darauf eine neue Vegetation veranlaßte, stand das Barometer zu Flacq fast im Niveau des Meeres auf 316 p. Lin., und fielen 7, 5 p. Zoll Regen. In 88 Tagen vom April bis August fielen 240 Linien Regen, 125 bey Tage, 115 bey Nacht.

11. Hr. Courlet de Vregile berichtet der pariser Akademie, daß auf Guadeloupe vom August 1827 bis August 1828 die Quantität des gefallenen Regens zu Basse Terre 3, 231, zu Matouba aber, welches nicht weit davon entfernet liegt, 7,425 Meter betragen, also einen Unterschied von 4,194 Meter gegeben habe. Eine jährliche Regenmenge von 7,425 Meter = 22,88 p. F. wäre wohl die größte der bis jetzt gemessenen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis societatis aperiendis fontibus rer. German. medii aevi edidit Georgius Heinricus Pertz, serenissimae familiae Welficae ab historia scribenda. Scriptorum tomus III. (V.) Hannoverae impensis bibliopolii aulici Hahniani. 1839. fol. VIII. et 920.

Wenn wir uns anfänglich, als dieses Nationalwerk ins Leben gerufen wurde, der freudigen Erwartung hingeben zu dürfen glaubten, daß durch das Zusammenwirken so vieler gelehrter Männer und Gönner, welche dasselbe unter ihre Pflege und Obhut genommen haben, viele bis dahin unbekannt gebliebene wichtige Quellen, wodurch manche dunkle Regionen der deutschen Geschichte beleuchtet würden, zu Tage gefördert werden dürften, so sahen wir uns bisher leider (zur Ehre der früheren Sammler sey dieß esagt) in unserer Erwartung nicht ganz befriedigt, wodurch indessen, wie sich von selbst versteht, die Pfleger und Förderer dieses Werkes nicht der mindeste Tadel treffen soll, da, wo nichts zu finden, auch nichts zu nehmen ist; denn es wird in Europa (das unzugängliche Spanien und Portugal ausgenommen) kaum eine nur etwas bedeutende Bibliothek geben, die nicht zu diesem Zwecke von den Kenneraugen durchspäht worden ist. Was dieselben möglicher Weise leisten konnten, und was dieses Werk so weit hinaufsstellt über die früheren Sammelwerke dieser Art, das haben sie in ausgezeichneter Weise geleistet; sie haben nämlich einen auf zahlreiche Handschriften gestützten, möglichst reinen Text der Quellen geliefert, darum allein also schon, wenn auch kein anderer Vorzug geltend gemacht werden könnte, dem Studium und der Kenntniß der Geschichte einen wesentlichen Dienst geleistet. Daneben sind aber auch mehrere neue Quellen aufgeschlossen worden, namentlich findet sich eine solche und sehr wichtige in dem hier anzuzeigenden Bande, wovon noch geredet werden soll. Wenn manche darin einen Tadel gegen dieses Nationalwerk aufzufinden glauben, daß es, wie sie sagen, die älteren Sammelwerke z. B. Bouquet, Duchesne rc. nicht ganz entbehrlich macht, was doch seine Aufgabe sey, so hat er allerdings einigen Schein für sich, aber auch nur einen Schein, der sich ganz und gar in sein Nichts auflöst, wenn man die förmliche Unmöglichkeit, einer solchen Forderung zu genügen, ins Auge faßt, da man ja selbst einen großen Theil der Acta SS., die für die Geschichte viel wichtiger sind, als man gewöhnlich glaubt, aufnehmen müßte, und wenn man bedenkt, daß eben darum vorzugsweise nur das hier einen Platz finden könne, was für die allgemeine Geschichte Deutschlands, nicht etwa bloß für die Geschichte einer Parzelle desselben von Erheblichkeit ist.

Dürften wir uns aber erlauben, auch unsere Wünsche laut werden zu lassen, so hätten wir deren vornämlich zwey an den Tag zu legen: 1) es möchte ein billigerer Preis angesetzt; und 2) das Werk etwas rascher gefördert werden. Was nun den ersten Wunsch betrifft, so geht er hervor aus der Ansicht, daß dieses Nationalwerk, eben weil es ein solches ist, möglichst verbreitet, auch dem minderbemittelten lehr- und lernbegierigen Historiker zugänglich gemacht, und nicht in die Reihe der sogenannten Bibliothekswerke gestellt werden sollte.

Wir wissen zwar recht wohl, daß der Preis in Bezug auf die letzten Bände bereits sehr ermäßiget worden, und daß er verhältnißmäßig keineswegs zu hoch gestellt ist, allein auch so ist es dem Geschichtsfreunde noch zu kostbar; und wir glauben, daß ein niedrigerer Preis das Unternehmen keineswegs gefährden würde, da auf eine viel größere Abnahme gerechnet werden könnte. Und sollten denn die, welchen es zukommt, nicht einige Geldopfer zu bringen bereit seyn? Wir kennen den Stand der Dinge nicht, müßten aber bedauern, wenn es sich also verhielte.

(Fortsetzung folgt.)

Codex diplomaticus aevi Saxonici, opera Joh. M. Kemble. Tom. I. Londini sumptibus Societatis historicae 1839.

(Schluß.)

Man wird kaum finden, daß er dabey mit zu wenig Strenge verfahren; denn von den 240 Nummern dieses Bandes sind nur etwa 134 ohne jenes Warnzeichen durchgekommen, darunter nicht mehr als 9 aus dem siebenten Jahrhundert. Aber jene Ueberschrift selbst dürfte, da sie nichts als den Namen des Ausstellers und das, oft gewiß nicht ohne Mühe ermittelte Datum der Urkunde angiebt, manchem Leser den Wunsch übrig lassen, daß mit ein paar Worten auch das Wesentlichste des Inhalts angedeutet seyn möchte. Manchem könnte überdieß eine auf die Ausscheidung der Urkunden nach den einzelnen damaligen Gebieten gegründete Ordnung der vom Herausgeber beliebten durchlaufend chronologischen in mancher Hinsicht vorzuziehen und praktischer geschienen haben. Allein eine solche Ausscheidung würde bey den vielen Lücken in der frühern Geschichte der Angelsachsen ihre bedeutenden Schwierigkeiten gefunden haben. Und wahrscheinlich war es von vorneherein des Herausgebers Absicht, sowohl dieser als jener Rücksicht durch ein zweckmäßiges Register Genüge zu thun.

Da im Mittelalter, wie bekannt, auch die lateinische Sprache, in der die meisten Dinge verhandelt wurden, besonders in Absicht auf Orthographie, mancherley Veränderungen unterlag, so hat der Herausgeber mit denjenigen Stücken, die aus Chartularien oder wie immer aus zweyter Hand entnommen sind, mit Recht so verfahren, wie man es mit einem classischen Autor zu halten pflegt, indem er für jeden Zeitraum die diesem eigene vorherrschende Schreibweise im Allgemeinen als Richtschnur gelten ließ. Die Abbreviaturen sind im Drucke meistens aufgelöst; nur einige, zum Theil auch ganz unzweifelhafte, sind beybehalten. In lateinischem Text findet man die Eigennamen in der Regel durch große Buchstaben ausgezeichnet. Dieses würde, um hie und da einen Anstoß zu ersparen, auch in den angelsächsischen Stellen gut gelassen haben.

Wenn jeder einzelnen Urkunde der Name ihres Ausstellers nicht so, wie er im Contexte oder in der Unterschrift lateinisch gegeben erscheint, sondern so, wie er je nach dem Zeitraum in sächsischer Form gelautet haben mag, als Ueberschrift vorangesetzt ist, also z. B. ôsuuini statt Osuuinus; Hlôdhari st. Lotharius; Linthari st. Leutherius; Suaebhard st. Sueaberdus, Suabertus; Headdi st. Eddi u. gl., so wird diese Veränderung doch wohl nur selten und nur in Lesern, die mit dem Angelsächsischen minder vertraut sind, beym Nachschlagen u. drgl. über die Identität von Namen und Personen Zweifel veranlassen können. An diese Vorliebe übrigens, mit der der Herausg. auf die eigentliche nationale Form der alten Namen zurückkommt, knüpft man leicht den Wunsch, daß er uns zu Ende seines Codex diplomaticus auch mit einer übersichtlichen Zusammenstellung der in solchen Urkunden zahlreicher als irgendwo vorkommenden Eigennamen sowohl der Personen *) als der Orte und Locali-

*) Je älter, ächter und reicher die Quellen, in denen uns solche Namen aufbewahrt, desto eher ist zu hoffen, daß uns auch über sie, die gewiß kein sinnloser Klang seyn wollten, endlich ein helleres Licht aufgehen werde als jenes, welches schon einem Luther, Aventin, Kilian, Wiarda und Andern leuchten konnte. Die Wichtigkeit dieses Theiles

täten *) nebst der Herabführung besonders der letztern auf die heutzutage üblichen erfreuen möge.

Ein Verzeichniß mit Erklärung der auch in den lateinischen Texten vorkommenden theils rein sächsischen theils latinisirten, besonders auf Rechtsverhältnisse bezüglichen Ausdrücke *) wird auf keinen Fall fehlen dürfen. Es wird zu denen, die

---

der Sprache ist längst erkannt, so sehr, daß auf Personennamen mitunter sogar weitgreifende historische Schlüße gebaut worden sind. Aber noch mangelt es an einem sichern Grund für derley Gebäude und dieser Grund kann nur mit voller Kenntniß der alten Dialecte und ihrer Gesetze gelegt werden. Wir verweisen deßfalls auf einen Aufsatz W. Wackernagels: Ueber germanische Personennamen" im schweizerischen Museum f. histor. Wissenschaften v. 1837. Mancher Wink findet sich auch niedergelegt in J. Grimm's Schriften, in Mone's Anzeiger z. B. v. 1836 u. a. a. O.

*) Die Namen der Orte sind häufigst mit Namen von Personen (erster Besitzer, Ausroder, Ansiedler) zusammengesetzt, oft aber auch aus lauter Appellativen gebildet, und bewahren auf solche Weise mit eine nicht zu verachtende Partie des ältesten Sprachschatzes, die in Monumenten anderer Art seltener zu Tage kommt. Ein hier oft vorkommendes Wort ist z. B. den oder denn in Cunden, Haeselden, Heahden, Hridden, etc. XLI. XLII. 216. 248. 261. 317. und scheint Orte zu bezeichnen, die zur Waldwaide für Schweine angewiesen sind. Diese Waide für sich (pastus oder pascuum porcorum) aber heißt „in nostra lingua saxonica" den-bera (den-baero, 229 denberende) vel wald-bera (wald-baero), woraus man als eigentliche Bedeutung von den die eines Waldes abziehen möchte, wenn auch unser veraltetes tan, tannes (Meichelbeck Hist. Frs. nr. 582 za demo minnirin tan) nicht eben dazu gehören sollte. Die bey Johnson noch dem englischen den beygelegte Bedeutung eines Thales entspricht allerdings auch dem angelsächsischen dene, denes (wid thone dene Mamre. Genes. 13, 18., wo dene ohne Zweifel die convallis der Vulgata, nicht Luther's Hain wiedergiebt, aelc denu byd gefylled. Luc. 3, 5); indessen falls nicht von diesem dene, denes m. das den, dennes n. unserer Urkunden völlig unterschieden werden muß, knüpft sich der Begriff Wald wenigstens minder gerne an den von Thal, als an den von Berg, wie unser Schwarzwald, Böhmerwald und das spanische monte (Wald) zu zeigen scheint.

Auffallend oft kommt in Oertlichkeitsnamen auch der Ausdruck leah, leages, neuenglisch ley vor, der von Bosworth und Johnson durch „field, place" erklärt wird. Allerdings steht p. 232 bey hridra leah ausdrücklich die Erklärung campus armentorum. Allein auch hier mag der weitere Begriff campus aus einem frühern engern, dem unsers Loh (b. W.B. II. 460—1) entwickelt seyn. Einzelne Ortsnamen mahnen lebhaft an ebenso zusammengesetzte des Festlandes z. B. Heanburg, Heanbyrig p. 35. 315. (wohl das jetzige Hanbury in Huntingdonshire) an Homburg u. Hamburg (d. h. zur hohen Burg), Hean-yfre p. 258 an Han-over (d. h. zum hohen Ufer.)

An keiner Art von Wörtern zeigt sich übrigens die abschleifende Macht des Sprachgebrauches so auffallend als an solchen Namen; und mancher gleicht seiner ursprünglichen Form so wenig mehr, als etwa das Minuskel e der deutschen Cursivschrift dem griechisch-lateinischen Capital E, aus dem es entstanden, so daß nur eine urkundlich beglaubigte Reihenfolge der allmählichen Veränderungen die Identität nachweisen kann.

*) Es kommen auch andere als gerade Rechtsausdrücke vor, die man in dem neuesten angelsächsischen Vocabular, dem von Bosworth, vorgeblich sucht. Was ist z. B. tace p. XXXV. (Zeche? b. W. IV. 219. 220), was teaper p. 312? Das Substantiv Plur. hîgen. (domestici Matth. 10, 36), das bey Bosworth etwas ungenau durch „society" erklärt wird, kommt hier, die Mitglieder einer geistlichen Hausgenossenschaft oder Familie andeutend, öfter, sowol im Nominativ und Accusativ hîgan, hîgon, als im Genitiv hîgna und Dativ hîgum, vor, welche Formen, mit hîwen Gen. hîona, Dat. hîwum abwechselnd und wie diese von hîw (familia) abgeleitet, wenigstens dem Ref. noch nicht in ihrem Singular begegnet sind, wenn er nicht das im südlichsten Ausläufer germanischer Sprache am veronesischen Progno noch jetzt lebende haie (= hîge) dafür ansehen darf. (M. s. Abhandlungen der I. Classe der Akad. v. 1838 p. 677). — Wenn auch das dem englischen a hide (of land) zu Grund liegende angelsächsische hid (portio terrae), wie K. nachweist, im IX. Jahrhundert als higid vorkommt, so möchte auch dieser Ausdruck nicht nach Aeneid. I. 372 auf Haut, sondern wie hîwisc (terrae portio, Heiwisch, b. WB. II. 259) mit auf obiges hîw zu beziehen seyn.

man diesseits kennt, einige neue fügen, andere erläutern und bestätigen. Sind doch selbst von den diesseits üblichen Rechtssymbolen manche mit über die See gezogen, z. B. die Uebergabe von Grundstücken durch den daraus gestochenen Wasen (s. WB. IV. 170). „Nec non et cespites horum locorum pro ampliore firmitate libro supposui, quem ipsi duo praefati episcopi in manibus suis tenuerunt“ sagt König Ini von Westsachsen in einer Urkunde von 699 (p. 52), die, wenn sie auch nicht ächt seyn sollte, jedenfalls von Angelsachsen herrührt (vrgl. K.'s Einleitung p. V.

Ohne Zweifel mehrt sich im zweyten Bande, der die Urkunden vom J. 839 herab enthalten wird, die Zahl der rein angelsächsischen. Die wenigen, die schon dieser bringt, haben den eigenthümlichen Werth, zugleich Urkunden der ältesten Sprache zu seyn. Sie können einigen Anhalt gewähren, wo es darauf ankommt, die Zeit zu bestimmen, welcher manches größere angelsächsische Denkmal, z. B. die sogenannte Caedmonische Paraphrase, Beowulf, das Wallerlied u. drgl., in der Gestalt, in der sie auf uns gekommen, eigentlich angehören möchte.

Unter diesen Urkunden sind zwey (p. 234 u. 292), welche zwischen die Jahre 805 und 831 fallen, zwey (p. 257 u. 261) von 814, eine (p. 278) von 825, zwey (p. 295. 296) von 831, eine (p. 299) von 832, eine (p. 315) v. 836, und eine (p. 316) von 837. Fünf derselben, in Kent geschrieben, machen sich durch einen Dialekt bemerkbar, der vom westsächsischen, welcher sich allmählich zur Hofsprache erhoben, in wesentlichen Stücken abweicht und noch manches von dem der festländischen Altsachsen bewahrt. Außer den angegebenen zehn sind in diesem Bande noch vier andere Urkunden in angelsächsischer Sprache zu finden, wovon die eine (p. 109), dem Datum nach, zwischen 716 u. 743, die andere (p. 114) zwischen 743 und 745, die dritte (p. 186) auf 789, die vierte (222) zwischen 822 u. 823 fallen würde; allein sie kommen in bloßen Abschriften vor und sind augenscheinlich in die Sprache des resp. X. XI. und XII. Jahrhunderts modernisirt.

Beygegeben sind 8 Schrift-facsimiles von Originalien, unter ihnen auch eines in angelsächsischer Sprache. Documente der Art von so hohem Alter haben wir Deutschen in unserer Sprache nicht aufzuweisen.

Ueber die Geber und Empfänger und deren Zeugen alle, die in diesen Urkunden genannt werden, ist ein volles Jahrtausend hingegangen. Nichts ist mehr von ihnen übrig, als ihre Namen. Sogar von den Kirchen, Klöstern, Burgen und Häusern, von denen die Rede, haben sich schwerlich dieselben Mauern bis auf unsre Tage erhalten. Aber die Ortschaften als solche, die Gründe, die Gewässer, sind wohl in der Regel geblieben, wenn auch wo damals ein Wald, heute eine Stadt stehen kann. Geblieben ist auch, obschon innig vermischt mit eingedrungenen Fremden, in seinen Abkömmlingen das alte Volk und mit ihm, freylich durch jene Vermischung nicht wenig entstellt, die alte Sprache der Angelsachsen.

Wenn sich der Leser, selbst der englische, nur um wenige jener genannten Personen, etwa um die bekümmert, von denen in alten Geschichten sonst irgendwie Meldung geschieht, so mag er doch eine jede derselben als Vertreterin der ganzen Klasse betrachten, zu der sie gehörte, und sich freuen, nach dem Rückblick auf die Bevölkerung von damals und ihre Rechte und Pflichten, auf die von heute zu sehen. Noch anziehender wird ihm seyn, was in Bezug auf den Boden, den er betritt, auf Ortschaften, Kirchen und Stiftungen, die noch bestehen, vor einem Jahrtausend verhandelt worden ist. Endlich geht wohl ein kaum geringerer Genuß aus der Möglichkeit hervor, das lebendige, von Mund zu Mund durch die Jahrhunderte fortgetragene Wort der Muttersprache von jetzt auf das von damals, möge dieses in bloßen Namen von Personen oder Orten, oder in förmlicher Rede erscheinen, zurück zu führen. Und dieser Genuß ist ein solcher, an dem auch der Deutsche des Festlandes neben dem Sprachbruder der Insel theilnehmen kann.

Schmeller.

(Eben da unsre Anzeige zum Abdruck gelangt, erhalten wir einen zweyten Band der Sammlung mit den Urkunden Nr. 241 bis 527 von den Jahren 839 bis 966, worunter sich indessen, gegen Erwarten, weniger Angelsächsisches, aber noch mehr auf Rechtsformen Bezügliches findet, als im ersten. zugleich wird berichtet, daß auch Thorpe's Ausgabe der angelsächsischen Gesetze die Presse verlassen habe.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis societatis aperiendis fontibus etc.

(Fortsetzung.)

Was den zweyten Wunsch betrifft, so entspringt er aus Liebe für die Sache, und aus Furcht vor der herannahenden Ungunst der Zeiten, wodurch die Vollendung dieses Werkes gefährdet werden könnte, wie es schon gar manchem Werke der Art also ergangen ist. An Händen fehlt es nicht, sollte die Unzulänglichkeit der Geldmittel auch hier, wie man fast vermuthen sollte, hemmend in den Weg treten? Da das Werk in zwey, eigentlich in drey Abtheilungen geschieden ist, könnten nicht auch alle drey, oder wenigstens zwey gleichzeitig neben einander ins Publikum ausgehen? Dem Vernehmen nach soll uns der nächste Band abermals Quellen-Geschichtschreiber bringen, wogegen ganz und gar nichts einzuwenden ist, da alles willkommen ist, was uns hier geboten wird, allein es wäre denn doch sehr zu wünschen, daß nun auch die Leges Germanorum an die Reihe kommen möchten, da die bisherigen Ausgaben derselben schlechterdings nicht genügen, und so viele Gelehrte der neuen Ausgabe so sehnlich entgegen sehen. Doch wir vergessen, daß wir es hier bloß mit dem vorliegenden Bande zu thun haben.

Er enthält mit Ausnahme einiger weniger, unbedeutenden Chronisten, welche einer früheren Zeit angehören, aber erst nach dem Erscheinen der ersten zwey Bände entdeckt wurden, jene Quellen-Historiker, aus denen die Geschichte der Könige und Kaiser aus sächsischem Stamme geschöpft wird. Die Reihe eröffnen die sogenannten annales minores, von deren Entstehung, Art und Weise ihrer Aufzeichnung der erste Band dieses Werkes Aufschluß giebt, und diesen folgen die größeren Chroniken. Die Bearbeitung ist, wie billig, die nämliche geblieben, und der größte Theil von dem Herrn Herausgeber besorgt worden, wodurch allein schon begreiflich wird, daß der Druck nicht so rasch fortschreitet, als es wünschenswerth seyn dürfte, obwohl freylich auch nicht übersehen werden darf, daß nicht leicht ein anderer Gelehrter sich in dem Grade zur Herausgabe eignet wie er, indem nur wenige eine solche Uebersicht über das ganze Material sich verschafft haben dürften. Wir glauben Entschuldigung zu finden, wenn wir die einzelnen Chroniken, welche in diesem Bande abgedruckt sind, der Reihe nach aufführen.

1) Annales Corbeienses (S. 2 — 18) hier zum ersten Male getreu nach dem Originale, das sich im Archive zu Paderborn befindet; denn ihr erster Herausgeber hat nicht bloß eine jüngere, verdorbene Handschrift seiner Ausgabe zu Grunde gelegt, sondern auch willkührlich Zusätze gemacht, Aenderungen vorgenommen, und überdieß eine mit Hülfe der Wilbaldinischen Briefe selbst fabricirte Fortsetzung geliefert, die bis auf die jüngste Zeit als Quelle gegolten hat. Und noch scheint man den Glauben an ihre Aechtheit nicht aufgegeben zu haben, da man erst unlängst ihre Vertheidigung zu einer Preisfrage aufgeworfen hat. Die hier gelieferten ächten Annalen, angelegt im 8. Jahrhundert und dann von Verschiedenen fortgesetzt, wie die Schrift ausweist, beginnen mit dem Jahre 532 und reichen bis zum Jahre 1147; es fehlen indessen dazwischen mehrere Jahre. 2) Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Weissenburgenses et Lamberti (Aschafnaburg.) pars prior (S. 18 — 116) wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprunges ne-

den einander abgedruckt. 3) **Annales Fuldenses antiqui** (S. 116 — 117) bisher unbekannt, nach drey Handschriften, die neben einander abgedruckt sind, obgleich sie im Wesentlichen von einander nicht abweichen, so daß der eine mittels der drey Handschriften hergestellte Text vielleicht genügt hätte. Sie reichen vom Jahre 651 — 838. 4) **Annales St. Bonifaci** (S. 117 — 118), zwar bisher unbekannt, enthalten aber nichts neues, da das meiste aus andern schon bekannten Quellen entnommen ist. Sie umfassen die Zeit vom Jahre 716 — 1024. 5) **Annales Pragenses** (S. 119 — 121) bisher unbekannt, und hier nach einer Bamberger Handschrift herausgegeben. Sie enthalten zwar viele offenbare Unrichtigkeiten in Bezug auf Sache und Zeitbestimmung, doch aber auch manche brauchbare Notiz. Sie gehen vom Jahre 894 — 1220. 6) **Annalium Juvavensium supplementum** (S. 121 — 123) gehört eigentlich in den ersten Band, wo bereits annales juvav. abgedruckt sind, die durch die hier gegebenen Notizen vervollständigt werden. 7) **Annales Augustani** (S. 121 — 136) zwar schon vordem gedruckt, hier aber nach dem Originale herausgegeben, das sich in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindet. Die Abweichungen sind, wie eine auch nur flüchtige Vergleichung zu erkennen giebt, nicht unbedeutend, da dem früheren Abdrucke eine spätere Ueberarbeitung, in der manches hinzugesetzt, geändert auch weggelassen wurde, zu Grunde gelegt worden ist. 8) **Annales Augienses** (S. 136 — 137) schon von Fr. Mone im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit herausgegeben, verdienten wegen ihrer Unbedeutenheit und der vielen Unrichtigkeiten in den Zeitangaben hier kaum einen Platz. 9) **Annales Einsidlenses** (S. 137 — 149) bisher unbekannt, herausgegeben nach Handschriften, die zu Einsiedeln aufbewahrt werden. 10) **Annales Flaviniacenses et Lausones** (S. 149 — 152) bisher unbekannt, indessen nicht von erheblichem Werthe. 11) **Annales Monasterienses** (S. 152 — 155) schon durch frühere Abdrücke bekannt. 12) **Annales Mittenses brevissimi** (S. 155) bisher unbekannt, hier nach dem Originale, das sich in der Bibliothek eines Britten vorfand, abgedruckt. Sie sind ziemlich unbedeutend. 13) **Annales St. Vincentii Mettensis** (S. 155 — 160) zwar schon früherhin, aber sehr ungenau abgedruckt, herausgegeben nach dem Original, das sich in der Bibliothek zu Gotha befindet. 14) **Annales Mosomagenses** (S. 160 — 166) abgedruckt nach einer sehr beschädigten Handschrift, die sich in der k. Bibliothek zu Paris befindet. Der Herausgeber hat das Unleserlich gewordene, mit Zuhülfenahme des bey Dachery abgedruckten chronic. Mosomens. durch Conjecturen ergänzt, indessen, wie billig, durch Cursivschrift kennbar gemacht. Mehr für die Geschichte Frankreichs als Deutschlands von Interesse. 15) **Annales St. Germani Parisiensis** (S. 166 — 168) bisher unbekannt, nach einer Pariser Handschrift herausgegeben. Die Zeitangaben sind bis ins 9. Jahrhundert hinein nicht zuverläßig. 16) **Ex annalibus S. Albini Andegavensis** (S. 168) — sind bloß ein Paar Notizen aus einer Pariser Handschrift. 17) **Annales Nasciacenses** (S. 169 — 170) schon früher gedruckt, hier aber genau nach der Handschrift herausgegeben. Daran schließen sich einige Notizen, die zu den annales Petav., die im ersten Bande dieses Werkes abgedruckt sind, gehören. Die letzte Notiz zum Jahre 756 ist übrigens auch dort schon abgedruckt. S. 18. Die Nordmannen kommen in diesen Annalen unter dem Namen Marcomani vor. 18) **Annales Auscienses** (S. 171) bisher ungedruckt. 19) **Annales Casinates** (S. 171 — 172) schon früher bekannt. 20) **Annales Beneventani** (S. 173 — 185), abgedruckt nach drey Handschriften, geben in den Berührungen der Deutschen mit Italien mannigfaltige Aufschlüsse. 21) **Annales Cavenses** (S. 185 — 197) sind zwar schon früher gedruckt worden, aber so fehlerhaft, daß eine neue Ausgabe sehr wünschenswerth war. 22) **Chronica St. Benedicti** (S. 197 — 213) zwar schon durch den früheren Abdruck bekannt, hier aber correcter und auch vollständiger nach mehreren Handschriften herausgegeben. 23) **Regum et imperatorum catalogi** (S. 213 — 222), wovon einige schon früherhin durch den Druck bekannt gemacht worden. Hiermit schließen die sogenannten annales minores, und es folgen nun die größeren Chroniken. 24) **Chronicon Casinense** (S. 222 — 231) zwar in einer sehr barbarischen Sprache abgefaßt, aber wichtig für die Geschichte jener Zeit; denn der Verf. dieses Chronikons, ein Mönch im

Kloster Monte Casino, hat nicht andere Chronisten ausgeschrieben, sondern aufgezeichnet, was er von glaubwürdigen Zeugen erfahren und selbst erlebt hat; und wir finden daher bey ihm gar Manches, wovon anderwärts nicht Meldung gemacht wird. Es ist zwar schon abgedruckt bey Muratori, aber sehr verstümmelt, hier nach der Handschrift, die sich im Kloster Monte Cassino befindet. 25) Andreae presbyteri Bergomatis chronicon (S. 231 — 238) ebenfalls von Bedeutung. Nur das erste Kapitel, worin der Verf. die Geschichte der Langbärte von der Occupation Oberitaliens an erzählt, ist fast wörtlich dem Paul Warnefrid entnommen, das darauf folgende aber gründet sich theils auf schriftliche Denkmäler, theils auf Berichte alter Leute, wie der Verf. selbst sagt, in den letzten Kapiteln aber erzählt er, was er selbst erfahren und erlebt hat. Dieses Chronikon war zwar ebenfalls schon früherhin gedruckt, aber unvollständig, da der Herausgeber Alles, was ihm nicht der Wahrheit gemäß zu seyn schien, weggelassen hat. 26) Chronicon Brixiense (S. 238 — 240.) nach Muratori's Ausgabe mit Beseitigung der dort vorkommenden Fehler hier abgedruckt. 27) Erchemberti Historia Longobardorum (S. 240 — 264). Von dieser Geschichtsquelle ist leider nur eine Handschrift vorhanden, und auch diese ist durch Ausstreichen und Correkturen, die einer ihrer früheren Besitzer sich erlaubte, oft so unleserlich geworden, daß sich der Herausgeber gezwungen sah, sich bey einigen anderen Chronisten, die den Erchembert ausgeschrieben haben, Raths zu erholen, um, so gut es gehen konnte, den genauen Text herzustellen. 28) Liudprandi opera (S. 264 — 363). Liutprand (nicht Luitprand) ist einer der vorzüglichsten Historiker des Mittelalters, daher doppelt erfreulich, daß davon das Autographon aufgefunden worden, welches sich in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München befindet, und ehemals dem Hochstifte Freysing angehörte, wohin es, wie man vermuthet, durch den Freysinger Bischof Abraham, einen Zeitgenossen Liutbrands, gebracht worden seyn soll, und das keiner der sieben Ausgaben Liutbrands zu Grunde gelegt worden ist, weil man es ohne Zweifel nicht gekannt hat. Wir erhalten daher hier den einzig richtigen Text. Wie sehr dieser von dem gewöhnlichen abweicht, wollen wir in einigen Beyspielen nachweisen, wobey wir uns an die Ausgabe von Reuber halten. Statt ex Alberto hat Pertz ex Alberico (III. 14); statt viro hat Pertz (IV. 8) vestro; statt noster Hr. P. vester (V. 2); statt Niveolam hat P. Vineolam(V. 27); statt parvulos hat P. pauculos; statt domesticostos hat P. domesticos tis (VI. 10); statt de Longaristis hat P. delongaris tis (ib.); statt candidatorum hat P. Citonitarum (ib.); in der Reuberischen Ausgabe fehlen dazu noch die letzten zehn Zeilen dieses Kapitels. Statt patriam hat P. Papiam (p. 340); statt sudebit hat P. pudebit (341); statt Numendensem hat P. Mimendensem. Aus diesen wenigen Beyspielen, die sich sehr vermehren ließen, geht zur Genüge hervor, wie wichtig dieser neue Abdruck ist. 29) Flodoardi annales (S. 363 — 408). Diese Annalen, welche einen der ersten Plätze unter den Chronisten des Mittelalters einnehmen, belehren uns hauptsächlich über die Berührungen, in welche in dieser Zeit das deutsche Reich mit den Königen von Frankreich gekommen ist, und sind besonders wichtig für die Geschichte dieses Landes. In drey Ausgaben waren sie schon früherhin bekannt. Pertz hat die vorliegende nach neun Handschriften besorgt, und einen möglichst reinen Text geliefert.

30) Widukindae res gestae Saxonicae edente D. Georgio Waitz. Der Herausgeber legte dieser Ausgabe die Casiner Handschrift, unter den bekannten die älteste, zu Grunde, und benützte dazu nebenher die Dresdener und Steinfelder Handschrift, von welch dreyen jede aus einer andern Quelle floß, wie man daraus erkennt, daß sie in den Fehlern, die sie haben, nicht übereinstimmen. Der Herausgeber hat zahlreiche Noten hinzugefügt, in denen er theils die Fehler berichtigte, die Widukind oder seine Abschreiber sich zu Schulden kommen ließen, theils dunkle Stellen erklärte, und geographische und chronologische Erläuterungen gab. 31) Chronicon Salernitanum (S. 467 — 561) wurde nach der vatikanischen Handschrift, welche eigentlich als die einzige anzusehen ist, indem die übrigen bekannten bloße Abschriften von jener sind, abgedruckt. Da die Handschrift häufig durch Rasuren und Correcturen von neuerer Hand unleserlich ge-

worden, hielt es oft schwer den genuinen Text zu ermitteln, daher oft durch Conjecturen nachgeholfen werden mußte. Zu billigen ist, daß der Herausgeber nicht strenge an die Form der Wörter, welche die Handschrift hat z. B. ecciam statt etiam, dittus statt dictus, Octo statt Otto, juxit statt jussit, fexa statt fessa, sacax statt sagax u. s. w. gehalten, sondern die gewöhnliche gewählt hat. Der Verf. dieses Chronicons, ein Mönch Langobardischer Herkunft, hat aus guten Quellen, selbst aus Urkunden geschöpft, allein er ist in üblen Ruf gekommen, weil er mehrere offenbare Fabeln mit hineinbrachte, und Volkslieder einwebte, so daß man ihn fast allzusehr auf die Seite setzte. Diese neue Ausgabe wird diese Chronik wieder zu der ihr gebührenden Ehre bringen. 32) Richeri historiarum libri IV. (S. 561 — 658). Unter den von der Gesellschaft bisher neu aufgefundenen Geschichtsquellen, ist diese bey weitem die wichtigste; denn sie ist eine wahre Bereicherung der historischen Litteratur für das 10. Jahrhundert. Der Verf. wurde im Kloster zu Rheims in Frankreich, in welchem er nachher Mönch geworden, von dem berühmten Gerbert in den Wissenschaften unterrichtet, namentlich mit den klassischen Schriften der Römer vertraut gemacht, ein Unterricht, der auch seine wohlthätige Folgen auf die Abfassung des vorliegenden Geschichtswerkes äußerte; denn er lieferte nicht etwa Annalen in der Weise der damaligen Zeit, sondern schrieb seine Geschichte nach den römischen Mustern, die ihm vorlagen, und er zeigt sich durchgehends als einen verständigen, mit mannigfachen Kenntnissen ausgerüsteten, und in dem, was er uns erzählt, wohlunterrichteten Mann, obwohl freylich nicht geläugnet werden kann, daß er in den Berührungen der Franzosen mit den Deutschen allzu auffallende Parthey für jene nahm, also daß man seine Berichte hierüber nur mit der größten Vorsicht benützen darf. Besonders wichtig ist diese Quelle für die Geschichte Frankreichs. Den Annalisten des Mittelalters ist sie fast gänzlich unbekannt geblieben; denn nur der Verfasser des ältesten Theiles der Auersberger Chronik und der Abt Trithem haben sie benutzt, d. h. bloß zwey ganz kleine Stellen daraus genommen, und nur eine Handschrift konnte bisher aufgefunden werden — man bedarf aber auch mehrerer nicht. Denn diese eine ist das Autographon, welches in der k. Bibliothek zu Bamberg aufbewahrt wird, wohin es aus dem Kloster Michelsberg nach dessen Aufhebung gekommen ist. Die Handschrift ist von dem Verfasser selbst an sehr vielen Stellen, aber nicht immer zum besten abcorrigirt worden, denn eben diese Correcturen enthalten öfters eine Entstellung der Wahrheit, welche die erste Hand berichtet hat, so daß man fast auf den Gedanken gerathen könnte, sie seyen nicht von dem Verf., sondern von einem anderen vorgenommen worden, zeigte nicht das beygegebene facsimile, daß die Correcturen von der nämlichen Hand geschrieben seyen. Der Herausgeber hat der Geschichte Richers Gerberti historia conciliorum ad S. Basolum, Mosomensis et Causeiensis (S. 658 — 694) beygefügt, aus dem Grunde, weil jene durch diese häufig erläutert wird. 33) Benedicti St. Andreae monachi chronicon (S. 695 — 722) bisher noch ungedruckt und hätte vielleicht noch länger ungedruckt bleiben dürfen, denn der Verf. verstand es nicht einmal, die Quellen, welche er benutzte auszuschreiben, und seine Berichte in eine erträgliche Form zu bringen, und mischte gar oft lächerliche Mährchen ein. So erzählt er z. B. die deutschen Könige und Kaiser seyen nach Italien oft bloß in der Absicht gekommen, um seinem Kloster Privilegien zu ertheilen, und sie den Langobardischen Edicten einzufügen. Auch den König Pipin läßt er nach Rom kommen, das er erweislicher Maßen nie gesehen hat. Die Fabel, daß Karl der Große nach Palästina gewandert, findet sich hier zum ersten Male. Dieses Chronicon enthält zwar allerdings einige Notizen, die hie und da besonders die italische Geschichte erläutern könnten, allein es dürfte ihnen wohl nach dem allgemeinen Charakter dieses Chronicons wenig Glauben zu schenken seyn, so lange nicht ihre Wahrheit anderswoher noch Bestätigung findet.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nr. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Archives administratives de la ville de Rheims. Collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité, par Pierre Varin, ancien sécrétaire du comité des Chartes et inscriptions et doyen de la Faculté des lettres de Rennes. Tome prémier. Paris 1839 in 4. Partie I. pp. I — CCLXXX und pp. 1 — 430 und Partie II. 435 — 1127.

Zu den anziehendsten historischen Studien gehören unstreitig die über den Ursprung und das Emporkommen bedeutender Städte und über den Entwicklungsgang ihrer Verfassungen. Mit besonderer Vorliebe sind daher die Geschichtsfreunde unserer Tage diesen Forschungen ergeben. Im Norden und im Süden erscheinen jedes Jahr ausgezeichnete Werke, welche die Geschichte einzelner Städte zum Gegenstande haben, und mit Sorgfalt werden die bisher unzugänglichen Quellen derselben aus den Archiven zu Tag gefördert. Besonders viel geschieht in Frankreich, wo die Regierung alle die Geschichten der Städte und des dritten Standes betreffende Documente auf ihre Kosten herauszugeben unternommen hat.

Mit Vergnügen begrüßen wir daher ein Geschichtswerk, welches die bisher ungedruckten, oder nicht richtig abgedruckten, oder wenig bekannt gewordenen Dokumente einer seit Julius Cäsar schon berühmten Stadt in Frankreich auf eine überaus splendide Weise *) zur öffentlichen Kenntniß bringt. Diese Stadt ist Rheims. *) Das Werk gehört zur Collection de documens inédits sur l'histoire de France, publiés par Ordre du Roi et par les soins du ministre de l'instruction publique.

Die vorliegenden Bände oder Abtheilungen des ersten Bandes der archives administratives de la ville de Rheimes enthalten alles Urkundliche über diese Stadt von der Eroberung Galliens an durch die Franken bis zum Jahre 1299, so zwar, daß die leicht zugänglichen anderswo richtig abgedruckten Dokumente nur angegeben, mit Verweisung auf die Werke, wo sie zu finden sind, die bisher ungedruckten oder schlecht gedruckten, oder sonst sehr wichtigen, vollständig mitgetheilt und mit kritischen und erklärenden Noten begleitet werden. Der Herausgeber hat seit 1831 eine Reihe von Jahren **) zur Ausfertigung des wichtigen Werkes verwendet, und zwar aus Liebe zu dieser Stadt, welche er jedoch jetzt nicht mehr bewohnt, indem er Dekan der philosophischen Fakultät in Rennes ist.

Wir können der Ausführung des höchst schwierigen Unternehmens nur das größte Lob ertheilen. Es wird die Anerkennung aller Gelehrten, beson-

*) Die beyden Bände sind wie alle andern dieser Sammlung auf feinem Velinpapier mit überaus schönen neuen Lettern und sehr correct gedruckt.

*) Seit der Entdeckung der überaus wichtigen historia remensis von Richer, die von Pertz im fünften Bande der monumenta Germaniae historica zum ersten Male herausgegeben sind, ist die Stadt Rheims für die deutschen Geschichtsforscher noch viel wichtiger geworden, als sie es schon war.

**) Er hatte eine Zeit lang die Direction der Archive von Rheims und erreichte das Ziel, alle zerstreut gewesenen historischen Dokumente über diese Stadt endlich wieder vereint zu sehen.

ders der Deutschen erhalten, welchen es Freude machen muß, an Hrn. Varin einen Collegen zu besitzen, wie in Frankreich nur wenige sich finden; sollten sie auch durch einen Theil des Buches, welcher hier eine Nebensache ist, und füglich ganz hätte wegbleiben können, eben so wenig befriedigt werden, wie einige französische Kritiker, nämlich durch die den Anfang der Einleitung bildende Esquisse historique (I — XXVIII). Der Herausgeber giebt für die Resultate seiner Forschungen über Rheims allerdings nur Andeutungen, die dem Geschichtsfreunde nicht genügen können und statt derer eine Uebersicht der eigentlichen Geschichte erwünscht gewesen wäre: allein sein Hauptzweck war ja die Quellen selbst zu Tage zu fördern, nach deren Veröffentlichung es erst möglich ist, eine genaue Geschichte dieser Stadt zu schreiben. Diesen Zweck hat er erreicht und durch den größern Theil der Einleitung, zu welchem wir uns jetzt sogleich wenden, den Leser in den Stand gesetzt, sich vollständig über den Ursprung dieser Quellen und die Historiographie von Rheims zu unterrichten. Die Notice bibliographique giebt hierüber in einer überaus klaren höchst empfehlenswerthen Ordnung Aufschlüsse, die nur wenig zu wünschen übrig lassen können.

Die Nachforschungen des Verfassers fanden Statt in den Archiven und den 1100 Handschriften der Bibliothek zu Rheims selbst, in Châlons sur Marne, Laon, Toulouse und in Paris. Alles was er fand, wird in derselben angegeben, beleuchtet und wo es nöthig ist ausführlich beschrieben. Eine Esquisse du tableau général des Documens qui concernent la ville de Rheims (p. XXXV — XLII) giebt eine Erstaunen erregende Uebersicht der ungeheuern Massen, welche der Verfasser zu prüfen hatte.

Die untersuchten Sammlungen sind:

I. in Rheims und Chalons

A. Chartriers des établissemens laiques (in Rheims).

1. Nicht geordnete Archive des Schöffenthumes und des Stadtrathes zu Rheims, enthaltend zusammen 703 Bände in Fol.;
2. die geordneten Parthieen derselben nach verschiedenen Inventarien von 1478, 1486, 1529, 1648, 1691, 1766, 1787, 1830.
3. Handschriften und Portfolio's in öffentlichen und Privatbibliotheken zu Rheims.

B. Chartriers des établissemens ecclésiastiques: d. h. die Reste der Archive des Erzbisthums, von vier Stiftskirchen, fünf Männer- und drey Frauen-Abteyen, drey Männer- und drey Frauen-Klöster, zehn Pfarrkirchen und drey Unterrichts-Anstalten.

II. In Paris das Reichsarchiv, das der Gerichte, die Handschriften und XI die Stadt Rheims betreffenden Carton's auf der großen königlichen Bibliothek und ein Cartular von St. Denis in Rheims in der Bibliothek von St. Généviève; ferner die berühmte Sammlung der Olim, d. h. der Register des ehemaligen Parlaments, die jetzt im Archive des Cassationshofes aufbewahrt werden.

Aus den zahlreichen von S. XLII an beschriebenen Quellen, aus welchen der Verfasser geschöpft hat, zeichnen wir beyspielsweise nur einige, die uns besonders wichtig scheinen:

1. Das Cartulaire rouge des Schöffenthums, begonnen im 13. und fortgesetzt in den zwey folgenden Jahrhunderten, ist ein Copialbuch der wichtigsten die Verfassung und das Stadtrecht von Rheims betreffenden Urkunden;
2. die Registres de l'échevinage, enthaltend die Conclusions du buffet desselben (p. XLIII — XLVI); vierzehen Bände, die freylich nicht weiter als 1417 zurückgehen, indem die ältesten verloren sind;
3. die sehr zahlreichen städtischen Rechnungen vom Jahre 1286 an (p. XLVI);
4. die Registres des plaids d. h. des Jurisdictions des Baillage ducal und der prévôté ducale in Rheims, so wie der Vorstädte, la Couture und Venisse (p. LVII);
5. die Cartularien, Protocollbücher, Urkunden des Stadtverwaltungsrathes (conseil de ville) freylich erst seit dem Jahre 1358, wo derselbe eingesetzt wurde;

6. mehrere Handschriften (p. CXIV — CXVIII) als Actuarien, ältere Stadtrechte, Testamente u. s. w.;

7. die ungedruckt gebliebenen Geschichtswerke über die Stadt Rheims, über die der Verfasser vollständigere Nachrichten mittheilt, als die in Lelong's Bibliothèque historique de la France enthalten sind (CXVIII — CXXXVI). Der erste Historiograph unter dreyzehen Historiographen *) seit dem Jahre 1478 ist Johann Foulquart, der Memoiren schrieb, wovon aber nur Fragmente vorhanden sind, der zweyte Antoine Colard, Canonicus, der Annalium libros VII. quibus remensium antistitum res gestae explanantur hinterließ, die mit dem Jahre 1584 enden; die wichtigsten Historiographen sind Nicolas Bergier, Verfasser der histoire des grands chemins de l'empire romain, gestorben 1623, dem irriger Weise ein auch von Savigny **) angeführter Discours de l'antiquité de l'Echevinage de la ville de Rheims zugeschrieben wird, welches den folgenden Geschichtsforscher zum Verfasser hat; ***) ferner Jean Rogier († 1637), der mit dem berühmten Duchesne in Verbindung stand, der Benedictiner Wilh. Marlot † 1667, der außer seiner 1666 gedruckten Metropolis Remensis historia 2 Bde. Fol. noch eine handschriftliche in französischer Sprache hinterlassen hat, ferner J. Lacourt † 1730 und der Notar Bidet, der zwischen 1751 — 1759 schrieb. Unter allen erscheinen Rogier und Bidet bey weitem als die Bedeutendsten, ihre Werke ****) müssen für die Verfassungsgeschichte der Stadt Rheims viel wichtigere Nachweisungen enthalten, als die mehr die kirchlichen Verhältnisse berücksichtigende Geschichte Marlot's, aus welcher die neuesten französischen Geschichtschreiber, wie Rainouard, Thierry und Guizot vorzüglich zu schöpfen genöthigt waren. Die noch erhaltenen handschriftlichen Geschichten von Rheims befinden sich fast alle in der Stadtbibliothek, jedoch auch in den örtlichen Privatbibliotheken und in Paris zum Theil in mehreren Abschriften.

8. Andere interessante Quellen sind die Cartularien des Erzbisthums p. CLXIX. so wie die Original-Urkunden desselben von 1179 an in 47 Schubladen (Layettes) und die Cartularien und Originalien der freylich alle aufgehobenen berühmtesten Abteyen und Klöster der Stadt; p. CLXXI — CCLIX. Der Verf. giebt eine ganz ins Einzelne gehende Beschreibung dieser Sammlungen.

9. In Paris zeichnet er aus eine 1269 geschriebene Handschrift der Privilegia curiae Remensis archiepiscopi (p. CCLXV.), benützt in dem T. XI. der Gallia Christiana, ferner den von Theiner benutzten Codex Telleriano-Remensis 227, die histoire de Rheims par Rogier. u. s. w.

Die ganze Notice bibliographique schließt der Verfasser mit einer sehr enggedruckten Liste de notes chronologiques empruntées à des actes dressés à Rheims avant le XII. siècle; sie beginnt mit dem 28. Aug. 663, endet im Jahr 1187 und hat 117 Angaben.

Nach diesem Ueberblicke der Einleitung gehen wir zum Inhalt des Werkes über. — Die Zahl aller aufgeführten Aktenstücke in demselben ist 1255;*)

*) Die alten Chronisten Flodoardus, Rocher und andere werden nicht mit aufgeführt. — Von einem Vierzehnten, dem berühmten Chanoine d'Anquethil † 1808 ist nicht die Rede.

**) Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter Th. I. S. 275 der ersten Ausgabe.

***) Sieh auch S. 482 und 78 des Textes.

****) Ein Inhaltsverzeichniß des Werkes von Bidet steht S. CXLIX — CLVII.

*) Namentlich aus dem

	4ten	Jahrhundert	1
„	5 „	„	1
„	6 „	„	4
„	7 „	„	5
„	8 „	„	11
„	9 „	„	130
„	10 „	„	81
„	11 „	„	91
„	12 „	„	314
„	13 „	„	517
			1255

jedoch ist der Text der wirklich abgedruckten nur etwa 2/5; auf die andern besonders die ältern, die öfters gedruckt und in andern Werken zu lesen sind, wird, wie gesagt, bloß verwiesen. Jene sind gedruckt, mit genauer Angabe der Quellen, aus welchen sie geschöpft sind und wenn diese die Urschrift nicht ist, mit Anführung der Varianten. *) Die ganze Sammlung enthält Dokumente der verschiedensten Art, die sich auf geistliche und weltliche Angelegenheiten beziehen oder einen gemischten Charakter haben. Für die Kenntniß des französischen, so wie des allgemeinen Kirchenrechts im Mittelalter ist dieselbe überaus belehrend, eben so was die städtischen Verhältnisse betrifft. Wir finden darin eine Menge merkwürdiger Testamente, von dem oft gedruckten des heiligen Remigius an, bis zum Jahr 1287, viele päpstliche Bullen, Akten und Beschlüße einer Menge Concilien, königliche Ordonanzen, Entscheidungen von Rechtsstreitigkeiten durch Compromißrichter, den Hof, des Bischoffs, den Pabst, das königliche Parlament, das Schöffengericht von Rheims und den königlichen Baillis; ferner Verträge aller Art, Records, Briefe, Notizen. Namentlich werden von 1251 an bis 1299 die jugemens de l'année aus den Registern des Schöffenthums in altfranzösischer Sprache mitgetheilt. **) Sehr merkwürdig sind verschiedene Untersuchungen (inquestae), wovon die Protokolle der Zeugenverhöre vollständig abgedruckt sind; ferner das Stadtrecht von Rheims und die Texte mehrerer Dorf- oder Hofrechte. Für die deutsche Geschichte sind verschiedene Kaiserurkunden zu nennen.

*) Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn der Verfasser angegeben hätte: von welchen anderwärts gedruckten Urkunden noch Originalien oder alte Abschriften vorhanden sind.

**) Sie sollen am Ende dieser Anzeige angegeben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis societatis aperiendis fontibus etc.

(Schluß.)

Auch für die bayerische Geschichte kommt eine solche Notiz vor, die wenigstens nichts Unwahrscheinliches an sich hat. Pipin nämlich hatte beschlossen, den Herzog Tassilo, der sich seiner Herrschaft entzogen, zu bekriegen; der Feldzug jedoch unterblieb aus unbekannten Gründen; vielleicht zog er es vor, ihn vorerst durch Güte zum Gehorsam zurück zu führen, und schickte deßhalb Gesandte an ihn ab: Pipinus rex misit nos ad te, ut innotescamus beneficium et honorem, qualiter Pipinus rex constituit tibi. Eo quod esset meus consanguineus tota Bavaria dedit tibi, et jure jurando fidem tuam pollicitus es observandi. Modo commotus facie regis videre noluit. p. 707.

34) Thielmari chronicon, edente J. M. Lappenberg. (S. 723 — 871) Von diesem wichtigen Quellen-Geschichtschreiber sind zwar nur zwey Handschriften vorhanden, aber die eine wird, wenn sie auch nicht ganz von des Verf. Hand ist, als Autographon mit Recht angesehen, da überall seine verbessernde Hand sich bemerkbar macht, während die andere viele nicht unwesentliche Abweichungen enthält, die auf die Rechnung des Abschreibers kommen, und welche daher bey der neuen Recension keine Berücksichtigung fand, außer da, wo die Rasuren den Text des Autographon nicht mehr erkennen ließen.

Der Index rerum (eigentlich personarum et locorum) und das Glossarium sind von H. Waitz angefertigt.

Die äußere Ausstattung ist des Werkes würdig.

Dr. Wittmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nr. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Archives administratives de la ville de Rheims.

(Fortsetzung.)

Referent glaubt, die Wichtigkeit des Urkundenbuches dadurch besonders darthun zu können, daß er einige Hauptmomente der Geschichte von Rheims und des Erzbisthums und darunter solche, welche die französische Staatsgeschichte überhaupt interessiren, aus den vorliegenden Aktenstücken zu beleuchten versucht.

I. Eine vielfach auch in Deutschland behandelte geschichtliche Frage, welche auch bey der Stadt Rheims zu entscheiden von Wichtigkeit ist, betrifft den Ursprung der Gemeindeverfassung derselben. Die Stadt war zur Zeit der fränkischen Eroberung gleich allen ältern Städten Frankreichs und Deutschlands ein römisches Municipium. Im zwölften Jahrhundert hat sie die gewöhnliche fränkische Städteverfassung d. h. ein Schöffenthum und ein Statutarrecht, wie die vielen Städte, die entschieden nicht römischen Ursprungs sind. Ist nun die neuere Verfassung nichts als eine Umwandlung der altrömischen? oder gieng diese ganz unter, so daß jene als eine neue von rein germanischem Ursprunge angesehen werden muß?

Bekanntlich hat Hr. v. Maurer im Jahre 1829 diese Frage für Bayern behandelt, in seiner Abhandlung „über die bayerischen Städte und ihre Verfassung unter der römischen und fränkischen Herrschaft" und gezeigt, daß die letztere Annahme für Bayern die richtigere sey. v. Savigny in der Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter und Rainouard in seiner Histoire du droit municipal en France (Paris 1829. 2 Bde. 8.) haben sich für die Fortdauer der römischen Verfassungen in den meisten schon unter den Römern bestehenden Städten erklärt. Beyde nehmen Rheims unter diese Städte auf: Letzterer hat (B. II. S. 230—261) diesen Punkt nach den bekannten historischen Thatsachen ex professo untersucht, nachdem er schon vorher (Bd. I. 184, 207, pp. u. II. p. 10). jene Thatsachen angeführt hatte. Die Frage war 1615 in dem oben angeführten — dem Bergier zugeschriebenen — Discurs, der aber Rogier zum Verfasser hat und von Hrn. Varin in den Noten zu Urk. LIV. (S. 481) im Auszuge abgedruckt ist, untersucht, und zu Gunsten des römischen Ursprungs entschieden worden.

Allein wie wenig sich dieß mit Gewißheit behaupten läßt, werden unsere Leser aus der Angabe der bis jetzt bekannten Thatsachen entnehmen können. In den von Hrn. Varin mitgetheilten Urkunden kömmt nicht eine einzige vor, woraus das wirkliche Vorhandenseyn irgend einer römischen Municipalinstitution sich beweisen läßt. Im Gegentheil finden wir (in Urk. XIV.) die Abhaltung eines Schöffengerichts im Jahr 847 *) unter dem Vorsitz eines Missus; jedoch so, daß man mit Bestimmtheit nicht sagen kann, ob es ein placitum der Gau- oder der Lokalschöffen war. Diese Urkunde, welche schon Sirmond, Marlot und Baluzius (in seiner Ausgabe der Capitularien Nr. 823) mittheilen, war natürlich Rainouard bekannt, und wird, wie uns

*) Rainouard II. p. 237 führt noch ein älteres aus Marlot I. p. 390 vom J. 817 an, nämlich in folgender Aeußerung: Ante illustrem virum et comitem seu illustres viros quos Scabinos vocant. Ref. hat diese Stelle bey Marlot vergebens gesucht.

dünkt, nicht mit Recht für die Umgestaltung des alten Ordo decurionum in einen Scabinatus angeführt. In unsrer Sammlung kömmt nur ein Brief des berühmten Johann von Salisbury vom Jahre 1167 vor, (Urkunde CLV. pag. 347), der über einen unten näher zu beleuchtenden Aufstand der Remenser Nachricht giebt, und, indem er ihre Beschwerden anführt, sagt: die Bürger von Rheims hätten verlangt: der Bischof solle sie behandeln nach dem Recht, welches in der Stadt von den Zeiten des heil. Remigius an ununterbrochen üblich gewesen sey: dummodo eos jure tractaret et legibus vivere pateretur, quibus civitas usa est a tempore Sancti Remigii Francorum Apostoli. Dieß Recht ist am natürlichsten für das römische Municipalrecht zu nehmen, könnte jedoch auch andres, d. h. das durch die fränkische Eroberung eingeführte, seyn. Allein daraus, daß die insurgirten Einwohner der Stadt im J. 1167 ihr Recht für so alt hielten, folgt noch nicht, daß es wirklich so alt war; es müssen dafür andre Beweise gesucht werden. Diese sind nun nach Rainouard folgende.

Im 4ten Jahrhundert wird von der Wahl der Bischöfe gesagt, in den Actis Sanctorum (t. III. p. 63.), sie haben bestätigt die remica tantum plebs unanimiter. Im J. 471 Oniseum generaliter Votis nach Floboard I. 11 (Er starb 966). Im J. 1095 schreibt Papst Urban II. clero, ordini, militibus et plebi Remis consistentibus. Baluz. Miscell. V. p. 290. Es werden v. 816 an stets die cives Remenses genannt, auch die remensis civitas und Remis civitas, auch auf Münzen (bey Marlot I. S. 561) ferner clerus und Populus remensis (Rainouard I. p. 181, 184, 340 II. p. 65, 68, 87, 98, 110, 155, 230 — 232).

Referent giebt nun gerne zu, daß der Ausdruck civitas in Frankreich vorzugsweise den Städten römischen Ursprungs im Gegensatze der Neueren, die in der Regel villae genannt werden, gegeben wurde (z. B. auch in Arras, Thérouanne und Tournay); allein es läßt sich daraus doch die Fortdauer der römischen Munizipalverfassung nicht beweisen; sondern etwa bloß der bürgerliche Stand der Bewohner als Mitglieder einer freyern Gemeinde.

Die historischen Thatsachen nun, daß die Schöffen seit 817 und 847 in Rheims vorkommen (angenommen, daß die städtischen darunter zu verstehen sind) entscheidet für das Aufhören der römischen und die frühe Einführung der fränkischen Gemeindeverfassung. Daß der Papst Urban II. (1096) das gewiß damals bestehende Schöffencollegium Ordo nennt, ist kein Beweis, daß es nichts anders war als der römische Ordo decurionum. Der römische Pabst wollte durch dieses Wort nur die Bezeichnung des Magistrats einer ursprünglich römischen Stadt ausdrücken.

Aus dem Discours von Rogier führt Varin *) (p. 482 — 483) nur an, daß Rheims vor und unter den Römern eine Gemeinde — und später wieder eine Schöffenverfassung hatte, allein ob diese identisch mit dem ordo Decurionum war, wird auch von ihm nicht nachgewiesen.

Referent ist also geneigt, die Verfassung der Stadt Rheims gleich der so vieler ursprünglich römischer Städte in Deutschland für eine rein germanische zu halten.

Vom Umfang der Gerichtsbarkeit der Schöffen ist hier nicht nöthig zu handeln; derselbe ist in den Auszügen aus einem Memoir von 1564 und aus Bidet in den Noten S. 484 — 490 sehr genau bestimmt.

II. An den so eben behandelten Gegenstand reiht sich zunächst die Geschichte der von den neuesten französischen Geschichtschreibern oft besprochenen Insurrectionen der Rhemenser gegen ihren Erzbischof an, welche für die Städtegeschichte des nördlichen Frankreichs so wichtig sind. Die freylich größtentheils schon lange bekannten officiellen Acten über diese wichtigen politischen Rechtsstreite liegen in den Archiven nun vollständig vor.

Die französischen Bischöfe waren gleich den deutschen in Folge der Immunitäts-Privilegien und

*) Hr. Varin hätte gut gethan die hierher gehörenden Stellen des discours in extenso zu geben.

der Verleihungen ganzer Graf- und Herrschaften, Landesherren geworden*), so daß auch die Einwohner der reichsunmittelbaren Städte ihnen als ihrem Herrn (seigneur) gehorchten. In den wenigsten hatte anfangs die Bürgerschaft zugestandene, oder anerkannte und garantirte Freyheiten. Die Bischöfe wie alle andern Grundherren übten ein unbeschränktes Besteuerungsrecht. Ein großer Theil der Bürger bestand aus Leibeignen oder Hörigen, und die Freygebornen wurden nicht besser behandelt, als jene. Allein die durch den Handel und die Gewerbsthätigkeit ihnen gewordene Wohlhabenheit erzeugte Liebe zur Freyheit und Haß gegen das Joch einer oft grausamen arbiträren Gewalt. Was man ihnen nicht gutwillig und größtentheils für Geld zugestehen wollte, suchten sie im Anfange des zwölften Jahrhunderts mit gewaffneter Hand auf dem Wege der Insurrection sich zu verschaffen. Sie verbanden sich endlich unter einander und schlossen die unter dem Namen Communes, lat. Communiae **) so berühmt und furchtbar gewordene Bündnisse, die besonders die Aufhebung der Leibeigenschaft zum Zwecke hatten.

Communio (sagt der Abt Guibert im Recueil des histoires de France T. XII. p. 250), novum ac pessimum, sic se habet ut capite censi omnes solitum servitutis debitum semel in anno solvant et si quid contra jura deliquerint pensione legali emendent; caeterae censuum executiones, quae servis infligi solent, omnimodis vacent.

Dieselben erzeugten die blutigen Bürgerkriege, welche über ein Jahrhundert die bedeutendsten bischöflichen Städte verwüsteten und gewöhnlich nur durch königliche Interventionen beendiget werden konnten. ***) Diese fielen größtentheils zu Gunsten der Bürgerschaft aus, was im Ganzen oft billig war und die königliche Gewalt verstärkte, indem die Städte dadurch mit der Krone enger verbunden wurden. Hüllman *) gehet noch weiter, indem er annimmt, diese Städte seyen dadurch gleich den deutschen Reichsstädten in Frankreich reichsunmittelbar geworden. Dieß kann Referent nicht zugeben, namentlich beweist die Geschichte von Rheims das Gegentheil davon. Die Könige fordern die Truppenkontingente der communiae **) nicht direkt von ihnen, sondern von ihren Herren, die in der Regel auch mit denselben, so wie mit seinen Rittern zum königlichen Heere zu stoßen pflegten. (S. Urkunde CCCVI. des 12. Jahrhunderts vom König Philipp August 1197.) Die städtischen Truppen waren gewöhnlich Infanterie.

Diese Insurrectionen begannen ***) wie es scheint in der zum deutschen Reiche gehörenden bischöflichen Stadt Cambrai gegen 1076, wurden aber da durch den Kaiser unterdrückt; ****) auf sie kommen die furchtbar blutigen aber siegreichen von Noyon, Beauvais, Saint-Quentin und Laon, welche Thierry (lettres XVIII — XX) und Guizot (Cours. IV. p. 312) ausführlich beschrieben haben. An die Communal-Insurrectionen der letzten Stadt, welche 1128

*) Rheims hatte ursprünglich einen Grafen, der aber früh verschwunden seyn muß.

**) Sie hießen auch Communiones und conjurationes, französisch compagnies. S. Ducange v. Communio. Man nehme daher ja dieß letzte Wort nicht gleichbedeutend mit Communitas, Gemeinde.

***) Gegen diese Communiae und nicht gegen die Vereinsverfassungen der Städte erließen die deutschen und namentlich die hohenstaufischen Kaiser die bekannten strengen Verordnungen, deren mehrere abgedruckt sind bey Pertz Monumenta Germaniae historica IV. p. 229 — 257.

*) Städtewesen im Mittelalter B. IV. p. 367.

**) Da die Könige jedoch auf diese Kontingente zählen durften, auch gewöhnlich einige Abgaben in den Städten bezogen, die überhaupt unter königlichem Schutze standen, so konnten sie in einem gewissen Sinne sagen: civitates omnes suas esse in quibus communiae essent. (Hüllmann Städtewesen im Mittelalter III. 92.) Später d. h. vom 14. Jahrhundert an unterwerfen sie sich diese Städte fast ganz.

***) Nach Thierry Lettres sur l'histoire de France Nr. XVI.

****) Die Geschichte der Aufstände von Cambrai verdient eigens beschrieben zu werden. In der Bibliothek und den Archiven dieser Stadt finden sich viele kaiserliche Urkunden darüber.

derselben eine vom König Ludwig VI. garantirte Verfassung verschafft hatte, reiht sich die von Rheims an, von welcher hier die Rede seyn soll. Auch über diese hat Thierry (Lettres XXI — XXII) sich ausführlich verbreitet.

Merkwürdig ist es, daß diese Kämpfe in gräflichen, herzoglichen, ja in königlichen Städten sehr selten sind, auch in den beyden ersten selten *) die Intervention der Krone veranlassen, wie z. B. niemals in Flandern. **) Es scheint aber, daß die weltlichen Landesherren in dieser Hinsicht, wo nicht liberaler waren, doch ihr Interesse richtiger verstanden, und die städtischen Freyheiten deßhalb förderten, weil die bürgerliche Freyheit ihre Macht vergrößerte und die Wohlhabenheit der Städte ihre Einnahmen sehr vermehrte.

Die erste Communalconspiration hatte in Rheims statt im Jahre 1138 nach dem Tode des Erzbischofes Rainald's. Der Verband erhielt den Namen Compagnie. Der kurz vorher auf den Thron gelangte König Ludwig VII., im Streite mit dem Pabst Innocenz II., verhinderte die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Sitzes und garantirte der Bürgerschaft des Stadttheiles von Rheims, welcher dem Erzbischof als Landesherrn unmittelbar unterworfen war, die 1129 sanktionirte Charte de commune von Laon.

Das königliche Privilegium ist nicht mehr aufzufinden. Die Geistlichkeit war im höchsten Grade darüber aufgebracht. In ihrem Interesse schrieb der heilige Bernhard (von Clairvaux), den der König zum Erzbischof gewählt wünschte, an diesen, obgleich er die hohe Würde ablehnte (Urk. LXIII.) und an den Pabst ***) Innocenz, erließ den 30. April 1139 ein Schreiben an die Stadt (Urk. LXXII)

*) Im Herzogthume Burgund kommt dieß bey Dijon vor. Thierry lettre XIII.

**) S. meine Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte Th. I. S. 638.

***) Die Briefe sind nicht abgedruckt, weil sie in den Opp. des heiligen Bernhard I. 167, bey Duchesne IV. 449, dann Bouquet XV. 571, und der letzte auch bey Marlot II. 329 stehen. Thierry giebt den an den Pabst im Auszuge französisch S. 341.

und verbietet unter der Strafe des Anathems die neuen Gesetze und die Communiae. In einem andern ermahnt er den König das Unternehmen der Rhemenser nicht zu unterstützen.

Merkwürdig ist darin die folgende Stelle:

Nec decet regem ira stimulante ad illicita verba sive juramenta prorumpere, immo deberet cum magna maturitate et subtili liberamine sermones suos actusque pensare et rerum exitum providere! (p. 301)

Allein die Hauptgemeinde Rheims behielt ihre Communalcharte und suchte die Bewohner der nichtbischöflichen Stadtviertel namentlich die der Abtey S. Remi in die Commune mit aufzunehmen. Dagegen aber erklärte sich der König mit großer Energie in zwey Briefen (Urk. LXVIII und LXIX) und erklärte, er werde eine weiteres Umsichgreifen der Communen nicht dulden. Referent glaubt, Herr Varin hätte die beyden Briefe Ludwigs VII. nicht vor das an ihn gerichtete Schreiben von Innocenz (Urk. LXX), sondern nachher setzen sollen; wenigstens eines, ein genaues Datum fehlt ja allen. *)

Es erfolgte 1140 die Wahl eines neuen Erzbischofes in der Person Sanson's von Mauvaisin, den sein Freund, der heilige Bernhard, dem Pabste empfohlen hatte. Die Einwohner des Gebietes von S. Remi versuchten noch einmal mit gewaffneter Hand eine Vereinigung mit der Hauptgemeinde zu erzwingen und belagerten den Erzbischof, allein der von ihm angerufene Abt Inger von Saint-Denis, Regent von Frankreich während des Kreuzzuges Ludwigs VII., sandte Hülfe.

*) Varin ließ die gedruckten Texte hier nur wieder abdrucken.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nr. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Archives administratives de la ville de Rheims.

(Fortsetzung.)

Die neue Verfassung zu vernichten gelang dem Erzbischofe aber nicht. Nach seinem im Jahre 1160 erfolgten Tode versuchte dieß sein Nachfolger, Heinrich, des Königs Bruder. Es kam zu neuen Aufständen, welche Johann von Salisbury in dem oben angeführten Briefe vom Jahre 1167 auf *eine* der Bürgerschaft günstige Weise beschreibt (Urk. CLV CLXI).

Der Erzbischof wurde troß der militärischen Unterstützungen des Königs und des Grafen von Flandern nicht Meister der Commune, gegen eine Summe von 450 Livres ließ er ihre Verfassung bestehen. Es muß jedoch während der Kämpfe von 1139 an das alte Schöffenthum aufgehört haben.

Ohne Zweifel standen wie in Laon von der Gemeinde direkt eingesetzte Bürgermeister *) und Geschworne an der Spiße der Verwaltung, denn Heinrichs Nachfolger setzte in einer neuen von ihm octroirten Charte vom Jahre 1182 *) das Schöffenthum wieder ein, und gab darin das von nun an stets gebliebene Stadtrecht, welches der König Ludwig August und der Pabst Lucius III. bestätigten. (Urk. CCLXI, CCLXVI — CCLXXI.)

*) Der Brief Ludwigs VII. vom Jahre 1139 ist auch an den major und die communia remensis gerichtet (p. 297).

*) Sie scheint eine Transaction zwischen den Ansprüchen der Bürger und den Rechten der Bürger zu seyn.

Die Bürgerschaft wählte am Aschermittwoch eines jeden Jahres 12 aus ihrer Mitte, welche sie dem Erzbischofe zur Ernennung als Schöffen vorschlug.

Die Communalverschwörungen waren nun beendigt und wieder streng verboten 1198 (Urkunde CCCXIII). Indessen entstanden häufige Conflicte zwischen den Schöffen und dem erzbischöflichen Curialgerichte. Rheims, welches schon 816 eine erzbischöfliche Immunitätsstadt war, *) wurde nicht reichsunmittelbar. Vrgl. die Urk. CCCVI. — Die Bürger von Rheims blieben Unterthanen des Erzbischofs (Urk. LIV, LV, LVI).

Ein neuer Aufstand der Rhemenser gegen ihren Erzbischof hatte im Jahre 1235 Statt und führte zu weitläufigen Unterhandlungen zwischen dem Pabst Gregor IX. und dem König Ludwig IX., welche erst im Jahre 1237 endigten. Darauf bezieht sich der größte Theil der Urkunden des dreyzehnten Jahrhunderts Nr. CXL — CLXXII.

Der neue Streit war Folge eines heftigen Kampfes, der 1233 zwischen dem Bischofe von Beauvais und dem noch minderjährigen Könige Ludwig IX. ausgebrochen war, als dessen Regierung sich erlaubt hatte, nach einer Insurrection in dieser Stadt die Criminalgerichtsbarkeit im Namen des Königs auszuüben ohne Rücksicht auf die bischöfliche Immunität. Nachdem nämlich alle Vorstellungen fruchtlos gewesen waren, beklagte sich der Bischof von Beauvais beym Erzbischofe; dieser berichtete den Vorfall nach Rom; ein Concilium, an dem alle dem Erzbischofe untergebenen Suffraganbischöfe Theil nahmen, hatte Statt, verlangte Ge-

*) S. die Urkunden Ludwigs des Frommen in der Gallia Christiana T. XI. Spl. III.

nugthuung und drohte auf den Weigerungsfall mit dem Interdict. Dieß vollzogen mehrere und auch der sehr stolze und heftige Erzbischof von Rheims, Henri de Braine in seiner Diöcese. Die Bürgerschaft war sehr aufgebracht und dem Könige mehr zugethan. In Noyon und Soissons kam es zum Ausbruche unter dem Rufe Commune! Commune! Haro as Clercs! — dem Anfangs 1235 der Aufstand in Rheims folgte. Der Bischof und der Abt von St. Denis hatten schon Citadellen angelegt, die den Bürgern sehr verhaßt waren. Die Geistlichkeit wollte die Gelegenheit benützen, um die Charte des Bischofs Wilhelm v. J. 1182 zu vernichten; sie wandte sich an den Pabst, der in einem Briefe vom vierten April 1235 an die Bischöfe von Senlis und zwey Aebte, die den König auffordern sollten, das dem Erzbischof von den Bürgern zugefügte Unrecht zu rächen, und die kirchliche Freyheit zu schützen (Urk. CXL). Darin wird jene Charte eine unrechtmäßige und nichtige Concession genannt (579 — 580). Das Interdict wurde feyerlich über die Stadt verhängt. *) Ein Befehl des Papstes ergieng an den Archidiakon und andere Geistliche zu Chalons, die Bürger von Rheims vorzuladen und Genugthuung für den Erzbischof zu verlangen (Urk. CXLII. vom 18. May 1235). Am 23. July wird ein Concilium aller zur Erzdiöcese gehörenden Suffraganbischöfe gehalten, welches beschließt, der König sey unter Androhung der kirchlichen Strafe zu ersuchen, dem Erzbischof gegen seine insurgirten Unterthanen Recht zu verschaffen (Urk. CXLV). Am 29. July ergeht eine Supplik an ihn (Urk. CXLVI). Am 5. August fand ein neues Concilum zu Compiegne statt (Urk. CXLVII.), welches eine Admonition an den König zu erlassen beschloß, die denselben Tag drey Aebten übertragen wurde (Urk. CXLVIII.); die Mahnung erfolgte anfangs September (Urk. CXLIX), eine zweyte den 8ten desselben Monats (Urk. CL.). Der Papst befahl den 15. Sept. den Suffraganbischöfen den Erzbischof mit Waffengewalt zu schützen. (CLI.) Allein jetzt traten die weltlichen Kronvasallen **) zur Vertheidigung der Privilegien der königlichen Gewalt mit einem Schreiben an den Papst auf (Urk. CLII.). Es wurde auch eine Untersuchung gehalten über den Hergang der Unruhen in Beauvais (das Protokoll vom 7. Okt. 1235 ist abgedruckt in der Urkunde CLVIII). Ein neuer Brief des Papstes wurde erlassen am 11. October (Urk. CLIV.) Ein Concilium zu Senlis vom 14. Nov. befahl die Ausführung der Strafe gegen den König (interdictio totius dominii ejus in provincia Remensi (Urk. CLVI). Alle Suffraganbischöfe gaben ihre Zustimmung (Urk. CLVII.). Am 13. Januar lud der Papst die Schöffen von Rheims vor sein Gericht (Urk. CIX).

Nun gab der jetzt selbstregierende König eine Entscheidung des Streites des Erzbischofes mit seinen Bürgern (Urk. CCXI), welche zwar diese als der Jurisdiction und Landesherrlichkeit des Ersteren für unterworfen erklärt und zur Schadloshaltung für wirklich zugefügtes Unrecht verurtheilt, aber auch dem Erzbischofe das Niederreissen seiner Citadelle, so wie die Anerkennung der Rechte der Bürgerschaft befiehlt. Commissäre wurden ernannt zur vollständigen Ausgleichung der Streitigkeiten. Der Papst erließ jedoch noch mehrere Bullen am 6. Februar an die Geistlichkeit zu Chalons, die Schöffen und Bürger von Rheims in den Kirchenbann zu thun, weil sie vor seinem Gerichte nicht erscheinen wollten, (Urk. CLXIII), und am 15. an den König, worin er de novis legibus, quibus redigitur in servitutem clerus, bitter klagt (Urk. CLXIV); eine andere gegen die Schöffen (Urk. CLXIV). Am 27. März erfolgte ein Vergleich (pactum) zwischen dem Erzbischof und der Bürgerschaft unter Vermittlung der königlichen Commissäre (Urkunde CLXVI.) Die volle Satisfaction bestätigt der Erzbischof in einem Briefe vom 2. Januar 1237 (Urk. CLXXI.) Die Entschädigung und Geld-Buße enthält die Urkunde CLXXII vom 4. Jänner; und am 10. März befahl der Papst die mit dem Banne belegte Stadt von ihrer Strafe loszusprechen (Urk. CLXXIII). Der Bischof hatte im Januar 1236 endlich gelobt, die Bürger mild zu behandeln, und der König dieß Versprechen zur Aufbewahrung im Archiv übersandt (Urk. CLXII). So endigte der Kampf.

*) Thierry p. 391.

**) Vierzig sind namentlich genannt. Der Graf von Flandern ist nicht darunter.

Indessen erneuerte der Streit sich im 13. Jahrhundert noch öfters wieder, z. B. 1257, wo Ludwig IX. noch einmal zu entscheiden hatte, wie 20 Jahre vorher. (Thierry p. 411 Urk. CCLVI.)

III. Gegen den König hatte die Stadt Rheims verschiedene Verpflichtungen, worüber ebenfalls Urkunden vorkommen. Sie hatte, wenn der König nach Rheims kam, ihn zu verpflegen; dieß Recht hieß droit de gîte (gistus et procuratio regis). Außer den Hauptgemeinden mußten auch die Nebengemeinden diese Last tragen. (Urk. des 12. Jahrhunderts Nr. LXXX. u. Urk. CCLIII.

Diese Verpflichtung wurde erweitert in Folge der Krönungsfeyerlichkeiten der Könige, die ja in Rheims statt hatten. Das Urkundenbuch enthält mehreres hierüber. Ursprünglich lag die Bestreitung der Krönungskosten nur dem Erzbischofe ob. Derselbe bestritt sie im Jahre 1059 bey der Krönung Philipp's I. (Urk. XVIII. des XI. Jahrdts.) Später mußte ihn die Bürgschaft theilweise dafür entschädigen. Dieß befiehlt ausdrücklich im Aug. 1223 Ludwig VIII. (Urk. des XIII. Jahrhunderts Nr. XCVII.) *) Außer den eben oben genannten Krönungen werden noch erwähnt die Ludwigs VI. im J. 1108 (Urk. XV. des 12. Jhrh., worin Ivo von Chartres den krönenden Erzbischof vertheidigt), die von Philipp August, welche der Papst Alexander III. vorzunehmen befiehlt, im Jahre 1171 oder 1172 (Urk. CCXVII. des 12. Jhrhdts.), ferner die Krönung Ludwigs IX. im Nov. 1226, deren Kosten sich auf die Summe von 5053 Livres 14 Sols beliefen (Urk. CVI. des 13. Jahrh.). Ein Urtheil des Bailli Vermandois erklärt die Rhemenser 1272 für verpflichtet, an den Krönungskosten ein Theil zu tragen (Urk. CCCLXV); ebenso das Parlament (Urk. CCCLXVI).

Auf die Krönung Philipps des Schönen (welche 7566 livres parisis kostete, die der König vorschoß) **) bezieht sich die Urk. CDXXXV., enthaltend die Specifikation der Umlagen, welche zur Bestreitung der Kosten der Krönung gemacht wurden im J. 1286 — Cahiers du couronnement du roi Philippe-le-bel. Die Bürgerschaft demonstrirte (Urk. CCXIX); das Parlament verurtheilte sie (1287) zur Zahlung ihres Antheils, nämlich 1000 livres (Urk. CDXLI). Es entstanden noch andere Reklamationen von Seite der Geistlichkeit, worauf sich die Urkunden CDXLVI, CDIIL. CDLXIX, CDLXX beziehen.

Außerdem kamen noch Schenkungen (dons gratuits) vor, welche die Bürger an den König machten, wogegen er Lettres de non préjudice à la ville et à l'archevêque auszustellen pflegte: z. B. Urk. CCLXIX vom J. 1258 und Urkunde CCXXIII vom J. 1285; ferner Urk. CDLXXIX und CDLXXX vom Jahre 1294.

IV. Außer dem Stadrechte kommen noch folgende Rechtsstatute von Rheims in der Urkundensammlung vor.

a) Das Hof- oder Dorfrecht der villa de Frailicourt vom Jahre 1181 (Urk. CCLVIII. des 12. Jahrh.). Sie hebt das Recht der willkührlichen Besteuerung ihrer Bewohner (mansionarii) auf und setzt nur eine jährliche Kopfsteuer fest; dann XII Denaren für den Hausplatz und verschiedene Zölle und Accise von Wein, Bier, Victualien u. dgl. selbst vom Verkauf von Gebäuden. Der Ort steht unter seinem eigenen Schöffengericht; das Recht ist das der Stadt Rheims. Das Statut geht aus von den Canonicis des erzbischöflichen Capitels, welchem die Villa gehörte. Ein in derselben ansäßiger Seigneur, Rainald de Roset, trat bey durch einen seine Rechte bestimmenden Vertrag vom Jahre 1182 mit dem Erzbischof. Urk. CCLIX und CCL. Ferner gehört hieher Urk. XIX. des 13. Jahr. von 1203.

b) Antiquae Consuetudines hominum de Chalons Urk. CCXXV. Der Text ist nicht gegeben, aber wohl gleichlautend mit dem in Urk. CCXXXIII. des 13. Jahrhunderts enthaltenen, der S. 719 abgedruckt ist.

c) Statut des von dem Grafen von Rethel und dem Abt von St. Remi angelegten Dorfes

*) Herr Varin theilt hier p. 528 — 530 eine Notiz des XIII. Jahrh. mit, worin diese Feyerlichkeiten ausführlich beschrieben werden.

**) Note 1 S. 1026.

Salvavilla vom J. 1208. (Urk. XLIII. des 13. Jahrh. p. 474.) Es erhielt das Recht von Beaumont. An der Spitze des Dorfes steht ein Villicus. Den Einwohnern verschiedener Orte wird verboten sich hier niederzulassen.

d) Statut für die Villa Maubert-font vom J. 1208 Urk. XLII.

e) Carta libertatum et consuetudinum hominum de Coulomnes prope Attigni vom July 1227. Urk. XCVI. Sie ist ausgestellt vom Erzbischof, ertheilt Freyheiten von der Taille, regulirt die gewöhnlichen Abgaben, setzt 4 Geschworene, 2 Schöffen und einen Maire (major) ein, giebt strafrechtliche Bestimmungen u. s. w.

f) Carta de Tailliis Mansionariorum de Insula vom Okt. 1228. Urk. CIII. p. 537.

g) Consuetudines antiquae hominum de Châlons a dominis de Châlons approbatae nach einem Vidimus vom Januar 1251. Es sind wohl dieselben, welche die Rubrik der nichtgedruckten Urkunden Nr. 6 angiebt. Hr. Varin setzt sie in das Jahr 1185. Die Bestimmungen beziehen sich bloß auf die Leistungen der Unterthanen der erzbischöflichen Kirche in Châlons.

h) Compositio inter nos (d. h. die Abtei St. Thierry) et homines de Hermondivilla vom Jänner 1256. Urk. CCLXI.

V. Unter den Rechtsstreitigkeiten des Königs mit dem Erzbischof ist die über die Schirmvogtey (garde) der Abtey von Saint-Remi in Rheims von großem Interesse. Beyde sprachen sie an, und führten den Beweis ihrer Rechte. Die Protocolle hierüber vom Jahre 1263 sind in den Urkunden CCCXV und CCCXVI enthalten pag. 820 — 871. Eine Menge Zeugen, unter andern einer der 100 Jahre alt war, wurden verhört. Das Parlament erließ ein erstes Urtheil 1271 (Urkunde CCCLXII.), welches den Besitzstand aufrecht hielt, wie er unter dem vorhergehenden Erzbischof war, endlich 1281 entschied dasselbe für den König.

(Urk. CCCIII. und CCCIV. mit andern in der Note Seite 979 und S. 982 Nr. 1. abgedruckt.)

Nicht minder wichtig als die auf die politisch-juridischen Verhältnisse der Stadt Rheims sich beziehenden Urkunden sind die bey weitem viel zahlreicheren, welche kirchliche Angelegenheiten betreffen. Referent muß es aber den Kirchenhistorikern und Canonisten überlassen, tiefer hierauf einzugehen.

1. Sehr zahlreich sind die Urkunden über Synoden und Concilien. Unter diesen ist die umständliche Geschichtserzählung der im Jahre 991 abgehaltenen, in welchen der Erzbischof Arnulph abgesetzt und (der nachherige Pabst) Gerbert erwählt wird, sehr merkwürdig. Es ist ein von Gerbert selbst geschriebenes Actenstück *) in Urkunde LX. des 10. Sec. S. 100 — 175. Hr. Varin verbreitet sich in einer langen Note S. 100 — 112 über dasselbe. — Es ist bemerkenswerth, daß diese Acta im Jahre 1839 zweymal gedruckt erschienen. Pertz hat sie auch im 5. Bande der Monumenta Germaniae historica p. 658 — 686 mitgetheilt. S. darüber Pertz Vorwort S. 567 — 568. Eine fehlerhafte Ausgabe war schon zu Magdeburg im 17. Jahrhundert erschienen.

2. Ferner machen wir aufmerksam:

a) auf die Urk. V. des 9. Jahrhunderts von 833 de ministris Remensis ecclesiae (p. 31 — 33); auf

b) das freylich öfter gedruckte Juramentum Archiepiscopi Remensis, worin die Rechte des Capitels bestimmt werden. Urk. XXXVII. des 11. Jahrhunderts etwa von 1068 S. 223;

c) die Acten des Conciliums zu Saint-Quentin in Aug. 1231. Urkunde CXVIII. des 12. Jahrhunderts;

*) Dazu gehört Urkunde LXVIII, ein Brief Gerberts über denselben Gegenstand 179 — 200 ff.

(Schluß folgt.)

᾿

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nr. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Thessalonicenses secundae (,) ad Timotheum (,) ad Titum (,) ad Philemonem (,) quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta (,) cum adnotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani regiis typis M.DCCC.XXX.IX. 72 S. 4.

(Zweyter Artikel.)

III.

Der Zugewinn für Grammatik und Wörterbuch.

Der unwillkührliche Uebergang von der Leistung des Herausgebers zur Schreibung beyder Codices, und von dieser zu den Erscheinungen der Lautlehre führt uns eben so natürlich weiter zu dem für Grammatik und Wörterbuch an Formen, Wortbildungen und Wurzeln im vorliegenden Bande wieder Neuhinzugewonnenen; und auch hier ist die Ausbeute an Bestätigungen des bisher Unsicheren oder manches bisher ἅπαξ λεγομένου, eben so an Neulingen in der Wurzel- und Wortbildung eine nicht geringe, sondern vielmehr reichliche und glückliche zu nennen, wie die Briefe des Apostels Paulus stets erwarten ließen.

Zuerst begrüßen wir eine Anzahl guter Bekannter, deren Erscheinen immer wieder willkommen ist, als bliggvan (1 Tm. 1, 9), gáumjan (1 Tm. 4, 13), kas (2 Tm. 2, 20. 21), kaúrjan (ἐπιβαρῆσαι, gravare: 2 Th. 3, 8), fralêvjan (2 Tm. 3, 4), liugan (γαμεῖν: 1 Tm. 5, 24) liugôs (1 Tm. 4, 3), liuta (1 Tm. 2, 18) unliuta (2 Tm. 1, 5) liutei (1 Tm. 4, 1) uslutôn (1 Tm. 2, 14), ráidjan (ordinare, tractare: 2 Tm. 2, 15), saljan (προσμεῖναι, remanere: 1 Tm. 1, 3), sigljô (σφραγὶς: 2 Tm. 2, 19), gaskadvjan (1 Tm. 6, 8), slavan (quietum esse: 1 Tm. 2, 3), snivan (2 Tm. 1, 18. 2 Th. 5, 24), spillôn, spill (2 Tm. 4, 4), stiurjan (1 Tm. 1, 7), gatharban (1 Tm. 4, 13), usvaltjan (ἀνατρέπειν, subvertere: 2 Tm. 2, 18) usvalteins (καταστροφή, subversio: 2 Tm. 2, 14), dugavindan (ἐμπλέκειν, implicare: 2 Tm. 2, 4) u. s. w.

Willkommener noch sind seltenere Gäste wie airknis (1 Tm. 3, 3. 1, 9. 2 Tm. 3, 2), aljan oder alan (1 Tm. 4, 6), usbeisns (2 Tim. 3, 10), usgrudjans (2 Th. 3, 13), viljahalthei (πρόσκλισις, propensio: 1 Tm. 5, 21; sonst acceptio personarum: Eph. 6, 9. Col. 3, 25), jiukan in vaúrdajiukôs (λογομαχία: 2 Th. 6, 4), usmêts (institutio, conversatio: 1 Tm. 3, 10. 2 Tm. 4, 12), unmildjái (ἄστοργοι, sine pace: 2 Tm. 1, 3), unsibja (ἀσέβης: 1 Tm. 5, 9), sleidja (χαλεπός: 2 Tm. 3, 1), unvamma (sine macula: 1 Tm. 6, 14), fravardjan (1 Tm. 6, 5. 9), veihan (μαχεῖν: 2 Tm. 2, 14) oder blandan sik (commisci: 1 Tm. 7, 14), dáug (2 Tm. 2, 14), frahinthan (2 Tm. 3, 6), sliupan (penetrare, ἐνδύνειν: 2 Tm. 3, 6. zu Gal. 2, 3. 4. 12), ungatassaba (ἀτάκτως: 2 Th. 3, 11. 4, 8. zu 1 Th. 5, 14), ungatêvidái (2 Th. 3, 7), vans (1 Tm. 5, 12), valisin barna (γνησίῳ τέκνῳ: 1 Tm. 1, 2), valisô (γνήσιε: 2 Tm. 2, 1).

Herzlichst begrüßen wir frühere ἅπαξ λεγόμενα; so háidus (τρόπος: 2 Tm. 3, 8), ïnahei (1 Tm. 2, 9. 2 Tm. 1, 7. zu R. 12, 16), jukuzjá(i: 2 Tm. 6, 1), sair (1 Tm. 6, 10), skiuban (1 Tm. 1, 19), tvahan (1 Tm. 5, 10),



uhteigô (opportune 2 Tm. 4, 2. zu 1 Cor. 7, 5), *) anavilja (pudicitia, Philem. 4, 5); vor Allem aber gariuds, das Phil. 4, 8 aufgetreten war und nunmehr sehr reichlich wiederkehrt (σώφρων: 1 Tm. 3, 2, σεμνός: 1 Tm. 3, 8. 12; gariudi σεμνότης: 1 Tm. 2, 2, gariudô, verecundia: 1 Tm. 2, 9).

Manche bisher seltene Wurzel erscheint zu ausgebreiteterem Stamme: nicht nur das angeführte liuta, liutei, uslutôn, oder gatilôn (2 Tm. 3, 10), untals (ἀπαίδευτος: 2 Tm. 3, 23, ἀνυποτάκτοις, non subditis 1 Tm. 1, 9. zu Luk. 1, 17. ἀπειθεῖς, inobedientes), untilamalsks (protervus: 1 Tm. 3, 4); sondern wichtiger z. B. sakan (als μάχεσθαι, litigare: 1 Tm. 2, 24. 2 Tm. 2, 18), insakan (1 Tm. 4, 6), gasakan (ἐλέγχειν, arguere: 1 Tm. 5, 20. 2 Tm. 4, 2), gasahts (ἔλεγχος: 2 Tm. 3, 16), wie insahts, frisahts (auch 1 Tm. 4, 11), unsahtaba (manifeste: 1 Tm. 3, 16), sakjôns (μάχας: 2 Tm. 2, 23), ni sakjas (ἄμαχος, non litigiosus: 1 Tm. 3, 3), und zum ferner abgeleiteten sôkjan (auch 2 Tm. 1, 17) tritt nun das Substantiv sôkns (ζήτησις, quaestio 1 Tm. 1, 4. 6, 4. 2 Tm. 2, 23) nach der 4ten Declination, das auch das Angelsächsische besitzt (sôcn, visitatio).

Zu sidus (mos: 1 Cor. 15, 33. Skeir. 41, 15), das auch 2 Tm. 3, 10 (als πίστις, fides) wiederkehrt, tritt nunmehr das Verbum *sidôn* (μελέτειν, exercere 1 Tm. 4, 15). Zu azêts (facilis, commodus) azêtaba (ἡδέως, facile) tritt substantivisch *azêtjam* (deliciis 1 Tm. 5, 6), von azêti. Zu vinnan (pati, auch 1 Tm. 5, 10. 2 Tm. 1, 5. 12. 3, 12), dessen präsentales Substantiv vinnô Col. 3, 5. Gal. 5, 24. Röm. 7, 5 auftrat, erscheint nun auch das präteritale *vunnim* (παθήμασι: 2 Tm. 3, 11), von vunns, vuns, das mit Wonne (wunna agſ. vynne, vyn) nichts zu schaffen hat. Zu hunsl tritt das Verbum hunsljan auf (2 Tm. 4, 6) und das Adjectivum unhunslags (2 Tm. 3, 3); zu vithan (binden) erscheint us-*vifs* (disjunctio: 2 Tm. 2, 18) und dis-*vifs* (resolutio, ἀνάλυσις: 2 Tm. 4, 6).

*) Sollte nicht bi-uhti, bi-uhts hieher gehören?

Zu tundnan (wie schon zur Skeir. S. 167 statt tundvjan verbessert wurde und nun von C. S. 68 bestätigt wird) tritt jetzt das active *gatandjan* (incendere, cauteriare: 1 Tm. 4, 2) von tindan, tanth, tundum. Auf ähnliche Weise stellt sich zu váips (στέφανος, das auch 1 Tm. 4, 8 erscheint) und seinem abgeleiteten váipjan (auch 1 Tm. 5, 18) nun der allein richtige Stamm veipan (στεφανεῖν: 2 Tm. 1, 5) althd. wîfan (involvere) heraus. Von diesem veipan, váip, vipum kommt richtig singularisch váips, pluralisch vipja (Mk. 15, 17. Joh. 19, 2). Eben so tritt nunmehr zu vargjan (damnare) davon gavargeins (damnatio), und zu vargitha (damnatio) der Stamm *vargs* (in den salischen ꝛc. Gesetzen vargus) auf in láuna-vargs (ingratus, ἀχάριστος: 2 Tm. 3, 2) und zu vailavizns (sufficientia: Skeir. 47, 20) anda-vizns (ὀψώνιον, χρεία) und gavizneigs (R. 7, 12) tritt nun *vizôndei* in azêtjam (quae in deliciis est, σπαταλῶσα 1 Tm. 5, 6), woraus sich visan, bivisan in ähnlicher Bedeutung (laute vivere: Lk. 15, 23. 24, 29. 32. 26, 14) erst besser erklärt. Zum Verbum smithôn, sahen wir, stellt sich das einfache Substantiv *smith* (in áizasmitha: 1 Tm. 4, 14) ein. Zu sláupjan (Col. 3, 9) wieder das einfache *sliupan* (2 Tm. 3, 6); zu draúhts (draúhtinôn, draúhtinassus), wozu auch draúhti-vitôth, (lex militiae, στρατεία: 1 Tm. 1, 18) tritt, erscheint die Wurzel *driugan* (militare 1 Tm. 1, 18); zum Substantiv qvairrei (mansuetudo, πραότης: auch 2 Tm. 2, 25 zu 2 Cor. 10, 1. Gal. 5, 22. 6, 1. Col. 3, 12. Eph. 4, 2) tritt nun das Adjectiv nach der dritten Declination *qvairrus* (mansuetus: 2 Tm. 2, 24) ohne Zweifel unser noch lebendes kirre; wie keck wohl gleich quick (Graff's Sprachschatz IV. 632.). Zu der reichen Sippe minan, man, munum, gamunan (2 Tm. 1, 4), muns (2 Tm. 3, 10), gaminthi (μνεία: 1 Tm. 6, 14. 2 Tm. 1, 3 zu 1 Th. 3, 6) tritt nun anaminds (ὑπόνοια, suspicio: 1 Tm. 6, 4), mundôn (observare: Ph. 3, 17), mundrs, mundrei (σκοπός: Ph. 3, 14), munnôn etc. Grimms Gramm. II. S. 80.

Auch für Bedeutungen und Formen mancher Zugewinn. Wir können auch hier nur Einzelnes herausheben und andeuten: alds (2 Tm. 4,

9), brikan (für ἀθλεῖν: 2 Tm. 1, 5 wie brakja, colluctatio: Eph. 6, 12), gakaran (ἐπιμελεῖσθαι: 1 Tm. 3, 5. neben karôn 1 Cor. 7, 21), ni sijáis unkarja (noli negligere: 1 Tm. 4, 13), usmêts (2 Tm. 3, 10 ἀγωγή, institutio, 1 Tm. 4, 12 wie sonst ἀναστροφή, conversatio) und usmêtan ἀναστρέφεσθαι: 1 Tm. 3, 15. neben usmitan Philp. 1, 17?); gathreihan (2 Th. 1, 6), invidan (negare fidem: 1 Tm. 5, 8.; abnegare, ἀρνεῖσθαι: 2 Tm. 3, 5), idveit (ὀνειδισμός 1 Tm. 3, 7) idveitjan (1 Tm. 4, 10) fairveitjan (intenere oculos: curiose agere: 1 Tm. 5, 13 2 Th. 3, 11) fraveit (δίκη: 2 Th. 1, 9, ἐκδίκησις, poena: 2 Th. 1, 8); unhindarveis (ἀνυπόκριτος, non fictus: 1 Tm. 1, 5) zu 2 Cor. 6, 6. 12, 16. hilft nun unfaúrveis (Skeir. 41, 23) in helleres Licht setzen, dem Löbe (a. a. O. S. 30.) mit Recht die Bedeutung unvorsätzlich, unwissentlich (ἀκούσιος) zuweist. Die Bedeutungen μάχεσθαι, litigare für sakan (2 Tm. 2, 18) und ἄμαχος non litigiosus für ni sakjas (1 Tm. 3, 3.), von μάχη für sakjô (2 Tm. 2, 23.) haben wir bereits oben Sp. 195 ersehen, u. s. w.

Aber eilen wir zum Zugewinn ganz neuer, noch nicht erhörter Wortstämme und Wurzeln, die wir wieder alphabetisch ordnen:

1) *Avô* (μάμμα, avia: 2 Tm. 1, 5). Castiglione setzt hinzu S. 37: „Lectio certa, licet in loco abraso.“ Ob in beyden Handschriften? „Licet nullum ejus quod sciam vestigium in aliis dialectis germanicis supersit.“ Atta (pater), áithei (mater), aba (maritus), altnord. afi (avus, pater) fangen alle vokalisch an.

2) *Barusnjan* (εὐσεβεῖν, regere pie: 1 Tm. 5, 4), von einem Substantivo barusni, od. baru'sns, das sich wie anabu'sns, usbei'sns, filu'sna, arhvazna, hláivasna bildet und wohl eher zum altsächs. bar-uuirdig (Hel. 90⁴ 140¹⁶) und paro (lucus, nemus?) parawari (haruspex) und angels. bearo (arbor, lucus) nord. barri (nemus) barr (arbor) (Graff III., 344, Grimm Mythologie S. 41. 58) als zum gothischen bêruseis (parentes) stellt.

3) us-*Báulidái* (τετυφωμένοι, tumidi: 1 Tm. 3, 4). Siehe oben Sp. 130 und vergl. ahd. piulla, paula (Graff Sprsch. III. 96).

4) *Dragan* (coacervare: 2 Tm. 4, 3), ags. dragan (s. Grimm Andreas und Elena. S. 129), alts. dragan (Schmellers Wörterbuch z. Heliand S. 23 b), altnord. draga (gerere, ferre, portare.).

5) *Driugan* (militare: 1 Tm. 1, 18.), davon draúhts (turba), gadraúhts (miles), truhtin (goth. draúhtinôn, draúhtinassus) u. s. w.

6) ga-*Faúrjôs*. (sobriae, νηφάλεοι: 2 Tm. 3, 11), unfaúrjôs (verbosae, φλύαροι; 1 Tm. 5, 13).

7) *Fêtjan* (ornare) und ga*fêt*eins (habitus ornatus: 1 Tm. 2, 9. Vrgl. das ahd. fazôn, fazzôn, ags. fetian, fatan. Vom Stamme fahan, fatan, fêt.

8) *Flahtôm* (πλέγμασιν, tortis crinibus: 1 Tm. 2, 9) d. i. Flechten. Vrgl. Graff, Sprachschatz III. 770.

(Fortsetzung folgt.)

Archives administratives de la ville de Rheims.

(Schluß.)

d) Die Urkunde über einen vom Pabst entschiedenen Rechtsstreit zwischen dem Erzbischof und seinen Suffraganbischöfen aus dem Jahre 1140. Die päbstliche Bulle in Urk. CCVI. setzt genau ihre gegenseitigen Rechte fest. Ferner Urk. CCXII. von 1148.

e) Die Statuta Baronum Franciae contra ecclesiam vom Nov. 1246 in Urk. CCX. und die vom Pabst Innocenz erlassene Bulle destructio statutorum Baronum Franciae contra libertatem ecclesiae vom 4. Jänner

1247. Die Urkunde ist in Laon, jedoch lacerirt. Dessen Brief vom 25. Juny 1251 in Urk. CCXXXVI. contra libertatis ecclesiasticae perversores; ferner ein anderer vom 25. July 1252 de querela ecclesiae Gallicanae contra nonnullos regni Francorum barones, ballicos et alios Baronum officiales in Urk. CCLII.

Referent beschließt diese Anzeige mit der Angabe der in unserm Werke vorkommenden Urkunden deutscher Kaiser (die Karls des Großen und Ludwig des Frommen nicht mit gerechnet). Nur die vier letzten sind hier und zwar zum erstenmale abgedruckt:

Urk. XXI. vom 9. September 952. Diploma Ottonis I. Germaniae regis, quo Abbatiam Coslam Monasterio S. Remigii remensis ab Artaldo Archiepiscopo remensi datam confirmat. Marlot I. 581. Gallia christiana X. Just. 15. Recueil des Histoires de France IX. 384.

Urk. XXIX. vom 29. May 965. Diploma Ottonis II., quo curtem Coslam monasterio St. Remigii remensis confirmat. Marlot. I. 604. Rec. IX. 389.

Urk. XXX. vom 29. May 965. Diploma Ottonis II., quo privilegia ab Ottone patre suo concessa monasterip S. Remigii remensis confirmat Marlot I. 605. Rec. IX. 393.

Urk. XXXVII. vom 20. Nov. 986. Diploma Ottonis III., quo Abbatiam Marsnam monachis S. Remigii remensis concessam a Gerberga regina cum fisco et appenditiis confirmat Marlot II. 31. Rec. IX. 396.

Aus dem eilften Jahrhundert.

Urkunde X. vom 26. April 1044. Diploma Henrici regis Germaniae quo bona monasterio S. Remigii concessa confirmat. Marlot II. 87. frag.

Aus dem 12. Jahrhundert.

Urk. LXII. vom Jahre 1138. Diploma Conradi III., quo recenset ac confirmat possessiones omnes, quas ecclesia S. Remigii in regno suo hactenus habuit, ac etiam, quas in futurum adipisci potest. Marlot II. 323. Histoire des Maisons de Dreux-Limpourg preuves 457.

Urk. LXXXVI. vom Jahre 1145. Diploma Conradi III., *) quo praedia ibi memorata eidem Monasterio donata Marsnam scilicet Littam et alia quaedam confirmat ac advocatiae jura declarat. — Marlot II. 351. frag. Miraeus op. I. 105. Martene et Durand. Amplissima Collectio I. 778.

Urk. CVIII. vom Jahre 1152. Diploma Friderici I. gleichen Inhalts und über die Advocatiae Marlot II. 364. Histoire de la maison Dreux. p. 60.

Urk. CIX. vom Jahre 1152. Constitutio Friderici de obsequio ab advocato Marsnensi et quis debeat esse advocatus. Zum erstenmal gedruckt aus drey Cartularien p. 324 — 326. Statt Heimesberg muß Heinsberg gelesen werden.

Urk. CX. vom 16. October 1152. Privilegium domini Friderici Romanorum Imperatoris de Costa. Zum erstenmale gedruckt aus einem Cartular von Remi. p. 326 — 327. Wichtig selbst für das nördliche Deutschland.

Aus dem 13. Jahrhundert.

Urk. LXII. vom 22. November 1214. Privilegium Friderici regis Romanorum de Castro de Lietbert distinendo; zum erstenmale gedruckt aus einem Cartular von S. Remi. — Das feste Schloß heißt Lichtenberg und war vom Grafen von Veldenz erbaut worden.

So viel von den Archives administratives de la ville de Rheims, deren Fortsetzung wir mit Vergnügen entgegen sehen.

L. A. Warnkönig.

*) Unrichtig nennt ihn Varin Conrad II.

Berichtigungen.

Bd. X. der Gel. Anz. S. 932 Z. 14 lies Laboulaye für Laboulage. Eben so S. 933 Note* Z. 3. — S. 938 Z. 13 l. Court für Courte. Z. 24 l. ließ f. liest. — S. 939 Note * p. f. V. — S. 946 Z. 17 du f. de. — S. 955 Z. 5 v. u. im Text l. Jaffa f. Jessa (und so mehrmals).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nr. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Thessalonicenses secundae (,) ad Timotheum (,) ad Titum (,) ad Philemonem (,) etc.

(Fortsetzung.)

9) *us-Fratvjan* (σοφίζειν, instruere: 2 Tm. 3, 15), altſ. fratoon, fratohon, fratah (ornamentum) agſ. fratwian (ornare) frätu (ornatus thesaurus), wonach ein goth. Substantivum fratu anzusetzen kommt.

10) *Grids* (βαθμὸς, gradus 1 Tm. 3, 13) gôda alſo femininum.

11) *Gun* svulith (cancer, γάγγραινα, serpit: 2 Tm. 2, 17.) So theilt Caſtiglione; doch hält sein Grund (nam nomina in *N* finire posse docent nos *fôn* ignis, *mann* homo) nicht recht Stich. Warum nicht ein Maskulinum guns? und ſvulith („vox adhuc ignota in Gothico") entſpricht nicht dem deutſchen Schwellen, mhd. ſwëllen (tumere). dem gothiſch *ſvillan* entſpricht, das aus usſvalleins (inflatio: 2 Cor. 12 20) hervorſpringt. Dagegen iſt vulan (ζέειν, fervere, bullire: R. 12, 11) zur Hand. *) Guns (cancer) träte vielleicht zum nordiſchen jörmun - gandr (serpens d. i. doch, qui serpit), ſo wie zum althd. gunt, angelſ. gund (pus, tabies, Gift, Eiter, Graff Sprachſch. IV. 219). Vielleicht ſtammen beyde von ginan, gan, gunum, gähnen, hiare.

*) Vielleicht las der Ueberſetzer fervit ſtatt ſerpit?

12) *Hakul* (φαιλόνην, penulam: 2 Tm. 4, 13) ſtatt des falſch geleſenen hakga, wie S. 128 nachgewieſen worden iſt. Vrgl. Gramm. II. 116. 118; Mythol. 101. 516. 519.

13) *Háuitha* (ἡσυχία: 1 Tm. 2, 11), wenn anders richtig. S. oben Sp. 139.

14) *Hivi* (μόρφωσις, species: 2 Tm. 3, 5), angelſ. hiv, species, forma. Vrgl. oben Sp. 129 und Grimm Andreas S. 114, Graff Sprachſchatz IV. 1063 — 1067. Heliand II. 57.

15) *Hlamma* (παγίδι, laqueo: 1 Tm. 6, 9) Caſtiglione vergleicht wohl zu ſchnell Klemme (altnd. Klemma, augustiae), klemmen (altſäch. clemmian).

16) *Hlathan* (σωρεύειν, onerare: 2 Tm. 3, 6), angelſ. hladhan, altſ. hladan, altn. hlada. Grimm Gramm. II. 10. n. 83.

17) untila-*Malſks* (προπετής, protervus, temerarius: 2 Tm. 3, 4.), das im Altſächſiſchen (Heliand 150[12]) einmal vorkommende malsc, superbus, elatus.

18) ga-*Malt*eins (2 Tm. 4, 6) Gloſſe zu disviſs (ἀνάλυσις, resolutio, maceratio); Caſtiglione weiſt richtig auf Malz (bracium), ahd. malz, altſ. malt; aglſ. maltan (liquefacere) engl. melt, nord. melta u. ſ. w.

19) un-*Nutjans* (ἀνο[ν]ήτους, inutiles: 1 Tm. 6, 9), ahd. unnutzi, nutzi, anglſ. nord. nyt. Jedenfalls zum gothiſchen niutan, anglſ. niotan, nord. niota (capere, uti), nuta (captor) tretend.

20) unmana-*Riggva* (ἀνήμερος, immitis: 2 Tm. 3, 3), in A. unmanarigva. Ob zu



ahd. ringi, ringo (Graff Sprachsch. II. 530: uuorton filu herten, uuorton ungiringon) tretend? An das altſ. rinc (homo, vir) pl. rincôs iſt nicht zu denken.

21) *Rimis* (ἡσυχία, ſilentium: 2 Tm. 3, 12). Siehe oben Sp. 130.

22) *Sáinjan* (βραδύνειν, tardare: 1 Tm. 3, 15) von ſáinis, ahd. ſeini: altſ. ſeinn (ſegnis).

23) *Sidôn* (exercere: 1 Tm. 4, 15.) ahd. ſitôn, altſ. giſidôn struere, parare, moliri) verſchieden von ſithôn, ire d. i. ſinthôn. Sp. 195.

24) us-*Skarjan* (im Paſſiv ἀνανήψειν, resipiscere: 2 Tm. 2, 26.; altſ. ſcerian (ordinare, ornare) dürfte, da die Lesart in A, „perspicua“, ſo gut beſtehen können als das in B. ſcheinende (legere credidit C.) usſkavjáindáu nach 1 Cor. 15, 4. (ἐκνήψατε, usſkavjith).

25) *Suthjan* oder *ſuthjôn* (titillare, prurire 2 Tm. 4, 3); der Form nach zu ſiuthan, (altnord. ſiotha, ahd. ſiodan: fervere, coquere), davon ſáuths (victima combuſta). Nicht zu verbinden und zu verwechſeln mit

26) *Sutjalôs* (ἡσύχιον βίον: 1 Tm. 2, 2): das von ſutis (ἐπιεικής, modestus: 1 Tm. 3, 3) herkommt.

27) *Suqvnis* (Gloſſe zu qvitháus für στομάχου 1 Tm. 5, 23), einen Nominativ ſuqvns vorausſetzend, gebildet wie ſôkns (oben Sp. 195): C. leitet jenes von ga-ſuqvôn (sugere, wie Col. 4, 6 zu leſen ſey) mit der Bedeutung mamma.

28) ga-*Tarn(j)an* (1 Tm. 6, 5: destruere, ἀνασπερεῖν): ſiehe oben Sp. 131. Nicht zu verwechſeln mit dem althochdeutſchen pi-tarnjan (consternare), das altſächſ. bidernjan lautet, von derni (occultus, tenebroſus, dolosus, malignus), darno (clam) mhd. Tarnkappe, Tarnhaut.

29) *Tvahan*, twôh (lavare): 1 Tm. 5, 10.

30) *Theigáins* (1 Tm. 2, 12), wahrſcheinlich thagáins von thahan (tacere) altſ. thagian, thagôn. Siehe oben Sp. 127.

31) *Vargs* in láunavargôs (ἀχαρίστοι, ingrati: 2 Tm. 3, 2.), altſ. warag. Siehe oben Sp. 196.

32) *Vruggôm* (παγίσι, torquibus: 2 Tm. 2, 26) von C. richtig mit angelſ. vringen (exprimere), engl. wring, plattd. wringen zuſammengehalten. Vrgl. Graff's Sprachſchatz II, 528.

Gewiß eine reiche Ausbeute wieder! Wir gehen nunmehr vom Wörterbuch zur Grammatik über, und bemerken hier (die Lautlehre haben wir oben in Sp. 140 berührt) zunächſt zur Deklination und zwar des Subſtantives, außer Beſtätigungen wie baúrgs (Akkſ. Plur. T. 1, 6) und háidus (2 Tm. 3. 8) nach der 4. D., daß 2 Tm. 1, 16 im Dativus gardin (οἴκῳ) das ſchwache garda wieder erſcheint, welches Joh. 10,1 auftrat, während gards (οἶκος, οἰκία) 1 Tm. 3, 4. 15. 5, 4. 2 Tm. 2, 20. und in ſeinen Kaſibus gardim (1 Tm. 3, 12) gardins (1 Tm. 5, 13. 2 Tm. 2, 6) wieder nach der 4ten ſtarken Decl. geht. — Bi qvum ïs (2 Tm. 4, 1) könnte als elidirter Dativus erſcheinen (2 Tm. 4, 8 iſt qvum ïs unzweifelhaft Accuſativus), wie dag (2 Tm. 1, 12) in Cod. B., doch nur „deletum memdo librarii,“ während 2 Tm. 1, 3. daga. 1 Tm. 4, 10 ſteht für nemo nimanna, 1 Tm. 4, 11 nimann; 1 Tm. 6, 9. der Accuſativ Pl. mans, 1 Tm. 1, 9. 10. 3, 2 und 3, 8. 13 (Nom.) mannans. — Von der 2ten Decl. Neutr. erſcheinen andvairthi, andbahti, hivi (2 Tm. 3, 5), andaláuni (1 Tm. 5, 4), uſkunthi (1 Tm. 2, 4. 2 Tm. 2, 25, 3, 7), gariudi (1 Tm. 2, 2), gaminthi (oben Sp. 196), barniſki (2 Tm. 5, 15 zu Col. 2, 25), gavairthi (1 Tm. 1, 2) láuſavaúrdi (2 Tm. 2, 16 dagegen 1 Tm. 1, 6. láusavaúrdei), azêti (1 Tm. 5, 6) und vielleicht barusni (?). Der Genitivus gavairtheis wieder 2 Th. 3, 16. Stiviti aber erſcheint hier gegen 2 Kor. 1, 6. 6, 4 weiblich (ſtivitjôns: 2 Th. 1, 4). Ganz eben ſo der Dativus gariudja (1 Tm. 2, 2) und gariud*jôn* (1 Tm. 2, 9). Vrgl. Sp. 136.

Von der 4ten ſt. weiblichen Declination treten auf die Nom. Pl. haiſſteis, anaqviſſeis, anamindeis (1 Tm. 6, 4), von der 2ten ſt. männlichen

Declination der Nom. Sing. andeis (1 Tm. 1, 5); der falsche Accusativus Plur. gastis (1 Tm. 5, 10) und aitheis (statt aitheins) 1 Tm. 5, 2 ist oben Sp. 133 besprochen worden. Sôkns ζήτησις (1 Tm. 1, 4) nach derselben Declination zeigt richtig den Accusativ sôknins (1 Tm. 6, 4. 2 Tm. 2, 23). Von Fremdwörtern auf a, die gern nach der ersten schwachen männlichen Declination gehen, erscheinen wieder praufêtjans (Tm. 4, 14), membranans (τὰς μεμβράνας: 2 Tm. 4, 13); auf ei: práisbytairei (T. 1. 5).

Vom Geschlechte kommt zu bemerken, daß sigljô, das 1 Cor. 9, 2 auch Feminin erscheinen konnte, hier (2 Tm. 2, 19) thata vor sich erhält; 1 Tm. 6, 4 steht als Nom. Plur. neith*a*, also neutral wie das folgende maúrthr*a*, welche beyden Wörter schon Gal. 5, 21 verbunden erschienen — und auch dort neith*a*, wie die altſ. angelſ. altnord. Formen nith, nîdh. Der Gen. neithis (Mth. 27, 18. Mk. 15, 10. Phil. 1, 15) und der Dativus neitha (Gal. 5, 26) hatten bisher die Grammatik (III. 552) verleitet, nach dem Alt- und Mittelhochdeutschen (Graff Sprachschatz II. 1031) ein Masculinum 4ter st. Declination anzusetzen. Lustus bleibt Masculinum (lustuns managans: 1 Tm. 6, 9, wie jugg*ans* lustuns 2 Tm. 2, 22) und lustu ubil*a* (Col. 3, 5) fällt nach der Berichtigung S. 70 nur der flüchtigen Handschrift B. anheim, da A. richtig ubilana gewährt.

Von Adjectiven tritt statt des aus qvairrei (s. oben Sp. 196) vermutheten qvairris dieses zur dritten (quairrus: 2 Tm. 2, 24) und zu tulgitha (auch 1 Tm. 3, 15) gatulgjan (auch 2 Th. 2, 17) erscheint gleichfalls nun das Adjectivum tulg*us* (στερεὸς, firmus: 2 Tm. 2, 19), während der Pluralis tulg*jái* (1 Cor. 15, 58) ein tulgis, tulgeis vermuthen ließ, obschon manvjata (Mk. 14, 16), manvjans (2 Cor. 9, 4. 5) von manv*us* und thaúrsjana (Mk. 11, 20) von thaúrs*us* vorausgiengen. — Ueber die starke und schwache Declination käme auch Manches zu bemerken (2 Tm. 6, 16: in frumist*ôn* meinái sunjônái).

Das Geschlecht der Adjectiva betreffend scheint nicht nur brûks (1 Tm. 4, 8) wieder wie Skeir. 43, 11. 19. 48, 6, sondern auch mikil*s* (mikil*s* ist gagudeins rûna: 1 Tm. 3, 16) eines gen. communis zu seyn, *) so sehr letzteres Adjectivum wenigstens widerstrebt und man vielleicht eben so berechtigt ein Masculinum rûna neben *rûna* femin. anzunehmen, wie bey stáua, wo aber die Bedeutung ändert. Doch läßt jene ganze Stelle 1 Tm. 3, 16 noch eine andere Deutung zu, wie wir am Schlusse sehen werden.

In der Anmerkung S. 21 wird übrigens nicht gesagt, ob beyde Codices mikil*s* (statt mikila) haben.

Das Verbum gewährt uns Nebenformen wie háusjan und hánsjôn (s. oben Sp. 113), gakaran (1 Tm. 3, 5) zu karôn (1 Cor. 7, 21), suthjan und suthjôn (s. Sp. 203). Auf ôn außer aihtrôn, lathôn, uslutôn, sunjôn, skalkinôn, fráujinôn, gatilôn (2 Tm. 2, 10), aviliudôn, auch noch neu sithôn (s. oben Sp. 195) und midumôn (1 Tm. 2, 5).

Viele Imperative nach des Apostels Paulus Vorgange: von starken Verben anabiud (1 Tm. 5, 7), brigg (1 Tm. 4, 11), undgreip (1 Tm. 6, 12), stand (2 Tm. 4, 2), gathlaih (1 Tm. 5, 1. 2 Th. 4, 2), thliuh (2 Tm. 2, 22); von schwachen skamái (thuk: 2 Tm. 1, 8), vitái (devita: 2 Tm. 4, 15), arbáidei (2 Tm. 1, 8. 2, 3. 4, 5), usdáudei (2 Tm. 2, 15), faúrhtei (2 Tm. 1, 7), frathei (2 Tm. 2, 3), usfullei (2 Tm. 4, 5), gáumei (2 Tm. 4, 13), háifstei (1 Tm. 6, 12), gahvôtei (2 Tm. 4, 2. 1 Tm. 4, 11), láisei (1 Tm. 6, 2), láistei (2 Tm. 2, 22), gamáudei (2 Tm. 2, 14), mêrei (2 Tm. 4, 2), rahnei (Philm. 18), rôdei (Tit. 2, 1), sniumei (1 Tm. 4, 7. 2 Tm. 4, 9), svêrei (1 Tm. 5, 3), ïnsvinthei (2 Tm. 2, 1), usthrôthei (1 Tm. 4, 7), bivandei (1 Tm. 5, 11. 2 Tm. 2, 16. 23), afvandei (2 Tm. 3, 5), vaúrkei (2 Tm. 4, 5).

Passivformen: außer gaveihada (1 Tm. 4, 5), ïdveitjanda (maledicimur: 1 Tm. 4, 10), vielfach conjunctivisch: fragibáidáu (Philem. 22), kaúr-

*) Vrgl. darüber Wellmann. (Das goth. Adjectivum S. 33) und Löbe (a. a. O. S. 34).

jáidáu (1 Tm. 5, 16), mikiljáidáu (2 Th. 3, 1), rahnjáidáu (2 Tm. 4, 10), vajamêrjáidáu (1 Tm. 6, 1), gavaljáidáu (1 Tm. 5, 9), gakiusáindáu (1 Tm. 3, 10), usláusjáindáu (liberemur: 2 Th. 3, 1), usskarjáindáu (2 Tm. 2, 26), gatalzjáindáu (1 Tm. 1, 20).

Die Medialform auf *n*: in managnan (2 Th. 1, 3), drôbnan (2 Th. 2, 2), usháuhnan (2 Th. 1, 12), usfullnan (2 Tm. 1, 4), dáuthnan (2 Tm. 2, 11: mithgadáuthnôdêdun). Active Conjunctive galáisjáina sik (1 Tm. 5, 4. 1, 3), andbahtjáina (1 Tm. 3, 10. 13), rahnjáina (1 Tm. 6, 1), skalkinôna (1 Tm. 6, 2), gatilôna (2 Tm. 2, 10), kaúridêdeima (2 Th. 3, 8), habáidêdeima (2 Th. 3, 9), frakunneina (1 Tm. 6, 2) frakunni (1 Tm. 4, 11).

Vom Participium, dessen Activ- und Passivformen (— nds und — ths) formell bereits Sp. 126 und 139 besprochen worden sind, heben wir hier nur noch seinen Declinationsgebrauch heraus. Sehr klar werden auch hier wieder die substantivisch verwendeten frijônds, nasjands von der adjectivischen Deklination derselben Participia auseinander gehalten. Das tritt zwar 2 Tm. 4, 19 an frijônds (diligens) nicht, wohl aber an frijôndans (2 Tm. 3, 2. 4), wo es Nom. Pl. ist, klar hervor. Násjands (1 Tm. 4, 10) ist σωτήρ; eben so im substantivischen Gen. nasjandis (Tit. 1, 3. 1 Tm. 2, 3. 2 Tm. 1, 10) und im Dativ nasjand (Tit. 1, 4); dagegen übersetzt nasjandins 2 Tm. 1, 9 das Participium σώσαντος. Zu jenen substantivisch Verbrauchten tritt nun 1 Tm. 2, 5 für mediator, μεσίτης endlich *midumônds*, das im Genitivo somit midumôndis, Dativ midumônd haben würde. Diese Participial-Substantiva müssen der ältesten deutschen Sprache sehr geläufig gewesen seyn. Uns Urenkeln blieben nur Heiland (Hêljand), Wigand, das Hildebrandslied 44 gewährte adjectivisch folc sceótantero (bellatorum populus), das Angelsächsische sceótend für miles. Letzteres ist überhaupt reich an solchen Substantiven: außer freónd, feónd, rîdend (eques), scyppend (creator), hettend (inimici), ehtiend (persecutores), geocend (adjutor), wealdend (rector), wîgend (bellator), wrecend (vindex), âgend (possessor), dômend (judex), gôddênd (benefactor) u. s. w. — Man vergleiche 1 Tm. 1, 9, wo ἀνδρόφονοι mannans maúrthrjandans, ἀνδραποδισταὶ mannans gathivjandans übersetzt wird.

Wir gehen zur Wortbildung über. Von Substantiven heben wir zuerst die auf — ei und — eins (— áins, — ôns) hervor. Jene bilden sich a) von Adjectiven, und hier treten auf (bekannt und neu) gabaírhtei (2 Tm. 1, 10), balthei (1 Tm. 3, 13) usbalthei (1 Tm. 6, 5), usbeisnei (1 Tm. 1, 16), faúrhtei (2 Tm. 1, 7), gagudei (1 Tm. 6, 11) afgudei (2 Tm. 2, 16), armahaírtei (2 Tm. 1, 18), viljahalthei (1 Tm. 5, 21), ïnahei (1 Tm. 2, 9. 2 Tm. 1, 7), liutei (1 Tm. 4, 1), mikilei (2 Th. 1, 16), qvaírrei (2 Tm. 2, 25), garaíhtei (2 Tm. 3, 16), unriurei (2 Tm. 1, 10), unsêlei (2 Tm. 2, 19), usstiurei (Tit. 1, 6), sviknei (1 Tm. 5, 2), tveiflei (1 Tm. 2, 8), tvaírhei (1 Tm. 2, 8); b) von Participien: undivanei (1 Tm. 6, 16). Ob auch vom activischen, wurde Sp. 131 wegen flavandei in Frage gestellt. *)

*) Sie greifen im Accusativ leicht durch einander wie 2 Tm. 2, 22: (garaíhtein, galáubein etc.) 1 Tm. 6, 11 (garaíhtein, gagudein, galáubein, friathva, thuláin, qvaírrein), sondern sich aber im Genitiv und Dativ hinlänglich: garaíhteinái (2 Tm. 3, 16) gafêteinái (2 Tm. 2, 9), láiseinái (1 Tm. 6, 3. 2 Tm. 3, 16. 4, 2), sunjônái (2 Tm. 4, 6). Weiter Genit. Plur. láiseinô (1 Tm. 4, 1), Accus. liteinins (1 Tm. 2, 1) aihtrônins (1 Tm. 2, 1). — Man vrgl. die Adjectiva auf — eins (z. B. galáubeins), fidelis (Tit. 1, 6); leikeins, (corporalis 1 Tm. 4, 8), sunjeins (verax 1 T. 1, 13).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nr. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Thessalonicenses secundae (,) ad Timotheum (,) ad Titum (,) ad Philemonem (,) etc.

(Fortsetzung.)

Durch die oben aufgeführten ergeben sich außer faúrhts auch usbeisns (das sonst substantivisch auch 1 Tm. 1, 16. 2 Tm. 3, 10. 6, 2. und das Adjectiv usbeisneigs 1 Cor. 13, 4. 1 Th. 5, 14 nach sich zieht), und tveifls (das Skeir. 40, 3 Substantiv war) als Adjectiva. Von letztrem oder dem Substantiv bildet sich tveifljan, von diesem tveifleins (διάκρισις: Röm. 14, 1).

Letzteres führt auf die verbalen — eins, wo 2 Tm. 3, 16 dicht neben einander garaihtei und garaihteins (ἐπανόρθωσις) erscheinen. *) Es kommen vor *ahm*ateins (inspiratio: 2 Tm. 3, 16), faúr*dôm*eins (1 Tm. 5, 21), ga*fêt*eins (ornatio: 2 Tm. 2, 9), us*fôd*eins (1 Tm. 6, 8), *háus*eins (2 Tm. 4, 3), and*hul*eins (2 Tm. 1, 7), *lag*eins, ana*lag*eins (1 Tm. 3, 22. 2 Tm. 1, 6), *láis*eins (1 Tm. 4, 1), ga*láub*eins (1 Tm. 3, 13. 2 Th. 1, 7. Tit. 1, 13), *lit*eins (1 Tm. 2, 1), ga*máud*eins (2 Tm. 1, 5), ga*mêl*eins (1 Tm. 5, 18), *mêr*eins (Tit. 1, 3), ga*raiht*eins (2 Tm. 3, 16), *talz*eins (2 Tm. 3, 16), *timr*eins (1 Tm. 1, 4), *thiuth*eins (2 Th. 1, 11), **) us*thrôth*eins (1 Tm. 4, 8), us*valt*eins (2 Tm. 2, 14), fra*vard*eins (1 Tm. 6, 9).

Dazu auf — *áins:* leikáins (2 Th. 1, 11. 2 Tm. 1, 9), thuláins (1 Tm. 6, 11); auf — *ôns:* aihtrôns (1 Tm. 2, 1), lathôns (2 Th. 1, 11. 2 Tm. 1, 9), sunjôns (2 Tm. 4, 16).

Wir reihen hieran die Substantiva auf — *itha*, deren folgende auftreten: *aggv*itha (2 Th. 1, 6), *airz*itha (1 Tm. 4, 1), *háu*itha (ἡσυχία: 1 Tm. 2, 11), *svêr*itha (1 Tm. 6, 1), *svikn*itha (1 Tm. 4, 12), *tulg*itha (1 Tm. 3, 15), *veih*itha (1 Tm. 2, 15), veit*vôd*itha (2 Tm. 1, 5). Also wieder *svikn*itha neben *svikn*ei, (beyde für ἄγνοια), *svêr*itha wie *svêr*ei für τιμή; ob sveráins dazu tritt (wie von veitvôds: veitvod-*ei*, veitvôd-*eins* und veitvôd-*itha* vorkommt) ist oben Sp. 132 besprochen worden. Von qvairrus bildet sich qvair*rei*, von tulg*us* nur tulg*itha*.

Weitere Substantiv-Bildungen sind gamin*thi*, gamun*ds*, gabaúr*ths*, mithgaqvum*ths* (2 Th. 2, 1), andanum*ts* (1 Tm. 1, 15. 4, 9. zur Bestätigung von Röm. 11, 15. Lk. 9, 51), gasah*ts* (2 Tm. 3, 16); dagegen unsahtaba und unatgahts Adjectiva, wie háuhthuhts, mahts, thaúrfts; iu*sila* (2 Th. 1, 7), barn-*ilô* (1 Tm. 1, 18), hak-*ul* (s. Sp. 127) baru'*sns* (s. S. 197); sôk*ns* (1 Tm. 1, 4. 6, 4. 2 Tm. 2, 23), suqv*ns* (1 Tm. 5, 23).

Wir schreiten zum Adjectivum fort. Außer den schon besprochenen qvairrus und tulgus (Sp. 205) bemerken wir noch nutis (unnutjans: 1 Tm. 6, 9), unatgahts (inaccessibilis 1 Tm. 6, 16), liuts, riurs, stiurs, ufarsvars (ἐπιόρκιος 1 Tm. 1,

*) Das fremdartige práisbytáirei (Tit. 1, 5) bildet wie áipistáulei (R. 16, 22. 1 Cor. 5, 9; doch 2 Th. 2, 15 áipistula wie Nehem. 6, 7). apaustáulei (Gal. 2, 8. Phil. 2, 25) von Substantiven.

**) Für ἀγαθοσύνη möchte man hier vielleicht ein thiuthei erwarten, da thiutheins sonst εὐλογία, benedictio, ist (2 Cor. 9, 6. Eph. 1, 3).



10); biháitja (2 Tm. 3, 2), unkarja (1 Tm. 4, 13) und liugnja (1 Tm. 1, 10 wie Tit. 1, 12) ſind ſubſtantiviſch declinirt, wie vaúrſtvja (Sp. 126) Ueber ſakjas iſt Sp. 136 geſprochen worden. Valis (*γνήσιος*) kehrt 1 Tm. 1, 2. 2 Tm. 2, 1 zu Philp. 1, 22. 4, 3. Col. 3, 2 wieder. In veitvôd*ja* vaúrda (*μαρτυρία*: 2 Tm. 2, 1) ſcheint erſteres adjectiviſch. Ainakla (*μεμονωμένη*, desoluta: 2 Th. 5, 5), obſchon „lectio certa in utroque codice," bleibt ungewiß. Es ſetzte áinaks wie áina*h*a (unicus) voraus, oder wie Subſtantiv ahaks (columba) und adverbial anaks (repente).

Von ſutis bildet ſich ein neues Adjectivum ſutj*als*, davon das Adverbium (Comparativi, ſ. Sp. 131) ſutjalôs. Aus dem früher angeſetzten ſkath*ái*la (Col. 3, 25) wird nach S. 71 nunmehr ſkath*u*la (nocivus): ein *u*, welches bisher ſubſtantiviſch nur in magu*la* und hvôſt*u*li (nun auch in hak*ul*) und Hêruli galt.

Adjectiva auf — *m* (davon midu*m*ônds: 1 Tm. 2, 5 und S. 68 verbeſſert innu*ma*; auf — *ags*: áudags (1 Tm. 1, 11. 6, 15), unhunslags (2 Tm. 3, 3); auf — *igs*: gabigs (1 Tm. 6, 9), auf — *eigs*: láiſeigs (2 Tm. 2, 24. 3, 2), mahteigs (2 Tm. 6, 15. 2 Tm. 1, 7. 12. 3, 15), fêneigs (1 Tm. 5, 1. 2), vitôdeigs (1 Tm. 1, 5. 8), andanêmeigs (Tit. 1, 9), uhteigs (2 Tm. 4, 2); auf — *iſks*: unáiviſks (2 Tm. 2, 15), gudiſks (2 Tm. 3, 16) und in barn-iſki (2 Tm. 3, 15); auf — *eins*: áiveins (Tit. 1, 2. 9. 1 Tm. 6, 12. 2 Tm. 2, 10. 3, 9), gultheins (2 Tm. 2, 20), galáubeins (Tit. 1, 6), leikeins (1 Tm. 4, 8), filubreins (2 Tm. 2, 20), ſunjeins (Tit. 1, 13), triveins (*ξυλινός*: 2 Tm. 2, 20). Dazu das Adverbium ſinteinô (2 Th. 1, 11. 2, 3. 2 Tm. 3, 9), die ſubſtantiven ſadreinam (2 Tm. 1, 3) und qvineina (*γυναικάρια*, muliercula 2 Tm. 3, 6 zu Mk. 14, 14).

Weitere Adverbia: a) arvjô (2 Th. 3, 8), ſpráutô (2 Th. 2, 2. 1 Tm. 3, 14. 5, 22. 2 Tm. 4, 9), uhteigô, unuhteigô (2 Tm. 4, 2), usdáudô (1 Tm. 4, 16. 2 Tm. 1, 7), usſindô (Philem. 16), unſveibandô (? 2 Tm. 1, 2), ſamaleikô (1 Tm. 2, 9), antharleikô (1 Tm. 1, 3) und comparativiſch aljaleikôs (1 Tm. 5, 26. 6, 3). Letzteres

für *ἄλλως*: in der erſten Stelle folgt *s*, in der zweyten *l*, auf Sutja*lôs* (1 Tm. 2, 2) folgt *b*; — b) raihtaba (2 Tm. 2, 15), gagudaba (2 Tm. 3, 12), unſahtaba (1 Tm. 3, 10), ſvikunthaba (1 Tm. 4, 1).

Von eigenthümlichen Bildungen des Zeitwortes heben wir nur das ganz neue ahm*at*jan (2 Tm. 3, 16: ahm*at*eins, inspiratio) heraus, das ſich wie laúhatjan (lucere: Lk. 17, 24) und káupatjan bildet.

Wir beleuchten noch die Zuſammenſetzungen. Unvokaliſch ſetzen ſich zuſammen a) Adjectiva háuhhairts (2 Tm. 1, 2), háuhthuhts (1 Tm. 6, 4), ubiltôjis (2 Tm. 2, 9), antharleiks (1 Tm. 1, 3), agláitgaſtalds (1 Tm. 3, 8); b) ſlahals, veinnas (1 Tm. 3, 3).

Der Compoſitionsvokal iſt 1) *a*: in andaláuni (1 Tm. 5, 4), andanêms (1 Tm. 5, 4; andanêmeigs Tit. 1, 9), arma-hairts (2 Tm. 1, 18), aiza-ſmith(a: 2 Tm. 4, 14), garda-valdan (1 Tm. 5, 14), láuna-vargôs (2 Tm. 3, 2), liugna-vaúrd (1 Tm. 4, 1), unmana-riggvái (2 Tm. 3, 3), miſſa-leiks, untila-malſks (2 Tm. 3, 4), vaja-mêrjan (1 Tm. 6, 1), váila-dêds (2 Tm. 6, 2), vaúrda-jiukôs (1 Tm. 6, 4), veitvôdja-vaúrda (ſ. Sp. 211), vilja-halthei (1 Tm. 5, 21), vitôda-láiſarjôs (1 Tm. 1, 7), vitôda-láus (1 Tm. 1, 9), vitôda-brûkan (1 Tm. 3, 8). Im letzteren Falle hat Cod. B. vitôdeigô brûkan, wie 2 Tm. 2, 14 *λογομαχεῖν* durch vaúrda*m* veihan wiedergiebt.

Den Vokal — *ái* zeigt ſein*ái*gairnái (2 Tm. 3, 2), etwa wie lauſ*ái*-vaurdái in Cod. A. Tit. 1, 10 und Sunj*ái*frithas in der neapolitaniſchen Urkunde.

Der Vokal — *i*: in and*i*-láus (1 Tm. 1, 4; doch hat A. and*a*láus), gabaúrthi-vaúrd (1 Tm. 1, 4), drauhti-vitôth (1 Tm. 1, 18), gaſtigôds (1 Tm. 5, 2), náudi-bandjô (2 Tm. 1, 16), avi-liudôn (1 Tm. 1, 12. 2 Tm. 1, 3).

Endlich der Vokal — *u*: in ſaihuſriks (1 Tm. 3, 8), ſaihugeirô (1 Tm. 6, 10), ſaihugairnei (2 Tm. 3, 2), ſaihugavaúrki (1 Tm. 6, 5), grundu-vaddjus (2 Tm. 2, 10 zu Eph. 2, 20).

Der Composita mit Präpositionen ziemlich viele;

a) mit *af:* af-áikan, af-airzjan, af-hlathan (2 Tm. 2, 6) afskiuban (1 Tm. 1, 1) afstandan (1 Tm. 4, 1.) afvandjan (2 Tm. 1, 11. 3, 5.); afgudei (2 Tm. 2, 16);

b) mit *afar:* afargaggan (1 Tm. 5, 24. afarláistjan (1 Tm. 5, 10);

c) mit *ana*: anabiudan (1 Tm. 6, 13. 4, 11), anafilhan (1 Tm. 1, 18) anaqviujan (2 Tm. 1, 16), anastôdjan, anathrafstjan (2 Tm. 1, 16); analageins, anaminds (1 Tm. 3, 6. 2 Th. 6, 4) anaqviss (1 Tm. 6, 4) anavilja (1 Tm. 3, 4) anafilh, anavairths (1 Tm. 4, 8);

d) mit *and:* andbeitan (1 Tm. 5, 1), andstandan, andháitan (1 Tm. 6, 12) andaháit (1 Tm. 6, 12. 13); andhuleins (2 Th. 1, 7), andbahti, andbahtjan; andaba(u)ht (2 Tm. 2, 6.), andaláuni (1 Tm. 6, 4), andanêmis, andathaths (1 Tm. 3, 2);

e) mit *at:* atáugjan (1 Tm. 1, 16. 3, 16), atbairan (2 Tm. 4, 13) atdriusan (1 Tm. 3, 6. 7. 6, 9.), atgaggan (2 Tm. 3, 1), atgiban (2 Tm. 1, 10), atsaihvan (1 Tm. 4, 16. 6, 3); unatgaht (ἀπρόσιτον: 1 Tm. 6, 16);

f) mit *az:* azêtjam (deliciis 1 Tm. 5, 6);

g) mit *bi:* bigitan, bileithan, bisnivan (1 Tm. 5, 24), bivandjan (1 Tm. 1, 6. 2 Tm. 2, 16), biháitjans (electi: 2 Tm. 3, 2);

h) mit *dis:* disvithan (2 Tm. 4, 6 und disviss), disniman etc.

i) mit *du:* dugavindith (2 Tm. 2, 4);

k) mit *fair:* fairvaúrkjan (1 Tm. 3, 12), fairveitjan (1 Tm. 5, 13. 2 Th. 3, 11);

l) mit *faúr:* faúrbiudan (1 Tm. 1, 3), faúrsnivan (1 Tm. 5, 24), faúrbisnivan (1 Tm. 1, 2), faúrveipan (1 Tm. 5, 13. 2 Th. 3, 11); faúrdômeins, 1 Tm. 5, 21;

m) mit *faúra:* faúragaggan (1 Tm. 3, 5), faúragaggja;

n) mit *fra:* frahinthan (2 Tm. 3, 6) frakunnan (1 Tm. 4, 11) fralêvjan (2 Tm. 3, 4.) fravardjan, fravairthan, fravitan, fravaúrkjan, fravaúrhts, fralusts;

o) mit *fram:* framvairthis (2 Tm. 3, 14);

p) mit *hindar:* unhindarveis (1 Tm. 1, 5);

q) mit *id:* ïdveit, ïdveitjan, ïdreiga;

r) mit *ïn:* ïnsakan (1 Tm. 4, 6), ïnsijái (1 Tm. 4, 15); ïnsandjan (2 Tm. 4, 12) ïnsvinthjan (2 Tm. 2, 1) ïnvidan (1 Tm. 5, 8. 2 Tm. 3, 5); ïnahei; ïngardja (1 Tm. 5, 8);

s) mit *mith:* mithvisan (2 Tm. 4, 16), mithliban (2 Tm. 2, 11), miththiudanôn (2 Tm. 2, 12), mithvissei (1 Tm. 1, 5. 19), mithgadáuthnan (2 Tm. 2, 11), mithgaqvumths (2 Th. 2, 1);

t) mit *thairh:* thairhgaggan (1 Tm. 5, 13), thairhvisan (1 Tm. 4, 16. 5, 5); —

u) mit *uf:* ufbrikan (2 Tm. 1, 13), ufkunnan (1 Tm. 4, 3) ufkunthi (2 Tm. 2, 25. 3, 7. 1 Tm. 2, 4), ufháuseins (1 Tm. 2, 11);

v) mit *ufar:* ufarháubjan (2 Th. 3, 6), ufarvahsjan (2 Th. 1, 3); ufarsvaram (perjuris: 1 Tm. 1, 10);

w) mit *und:* undgreipan (1 Tm. 6, 12);

x) mit us: usbairan (1 Tm. 6, 7), usdáudjan (2 Tm. 2 15), usfratvjan (2 Tm. 3, 15); usfulljan (2 Tm. 4, 5) usfullnan (2 Tm. 1, 4), usgiban, usgildan, ushafjan (1 Tm. 2, 8) usháuhjan (2 Th. 1, 10), uslutôn, urreisan (2 Tm. 2, 8.), ustáiknjan (2 Tm. 1, 10, 4, 14.), ustiuhan, usthulan, usthrôthjan, usthrôtheins (1 Tm. 4, 8), usvalteins (2 Tm. 2, 14. 8), uskiusan (2 Tm. 2, 15) usláubjan (1 Tm. 2, 12); usfôdeins (1 Tm. 6, 8.); usdaudô (2 Tm. 1, 17) ussindô (Philm. 16); usgrudjans, usveihs (1 Tm. 1, 9. 2 Tm. 2 16), usviss (2 Tm. 2, 18) usvaúrps (1, T. 4, 4.) usmêts, usbalthei (1 Tm. 6, 5).

Mit *un* erscheinen zusammengesetzt: unthiuth (2 Tm. 4, 14), unhultha, — ô, (1 Tm. 4, 1), unkarja (1 Tm. 4, 13), undivanei (1 Tm. 6, 16); unairknis (1 Tm. 1, 9. 2 Tm. 3, 2), unfaúrjôns, ungahvairbs (1 Tm. 5, 13), unhutôns

(2 Tm. 1, 5), unmildis (2 Tm. 1, 3.) unsahtaba (1 Tm. 3, 16), unsêlis, unsélei; ungatassaba, untals; unáiviſks (2 Tm. 2, 15), unhunslags (2 Tm. 3, 3) unuhteigô (2 Tm. 4, 2), unfaihufriks (1 Tm. 3, 4), unhindarveis (1 Tm. 1, 5) untilamalſks, unmanariggva, unatgahts (2 Tm. 6, 16); ungahaban ſik (2 Tm. 3, 3), ungafairinôths (1 Tm. 5, 7). u. ſ. w.

Mit *ga* — verbinden ſich manche andere Participia: gadômiths (1 Tm. 3, 16), galagiths (2 Tm. 4, 8), gatráuáida (2 Tm. 3, 14), gafatiths, ganôhiths (1 Tm. 6, 8), gafahan (2 Tm. 2, 26), gakuſan (2 Tm. 2, 15); aber auch Verbalſtämme an ſich, als gahaban (2 Tm. 3, 3), ungahaban ſik (2 Tm. 3, 3), gaháitan (1 Tm. 2, 10), gaháinjan (2 Tm. 2, 21), gahugjan (1 Tm. 1, 12), gahvôtjan (2 Tm. 4, 2. 1 Tm. 4, 11), gakiuſan (1 Tm. 3, 10), galáusjan (2 Tm. 3, 3. 11), galiuhtjan (2 Tm. 1, 10), gamanvjan (2 Tm. 2, 21), gamáudjan (2 Tm. 3, 6), gamunan (2 Tm. 1, 4), gaqviujan (1 Tm. 6, 13), gaſakan (1 Tm. 5, 10. 2 Tm. 4, 2), gaſkáidan (2 Th. 3, 6), gaſvikunthjan (2 Tm. 1, 10), gatairan (2 Tm. 1, 16), gatandjan (1 Tm. 4, 2), gatarhjan, gatilôn (2 Tm. 2, 10), gatráuan (2 Th. 3, 4. 2 Tm. 1, 12), gatulgjan (2 Th. 2, 17), gatharban (1 Tm. 4, 3), gathivjan (1 Tm. 6, 10), gathleihan (1 Tm. 4, 2. 5, 1. 6, 2), gathraſſtjan (2 Th. 2, 17), gathreihan (2 Tm. 1, 6), gathulan (2 Tm. 2, 10. 12), dugavindan (2 T. 2, 4), gaveihan (1 Tm. 4, 5. 2 Tm. 2, 21).

Dagegen *veihan* *μαχεῖν* (2 Tm. 2, 14). Aber auch gafaſtan (2 Tm. 4, 7) und faſtan (oft); gakaran (1 Tm. 3, 5) zu karôn; galáiſtjan (1 Tm. 3, 16. 4, 6) und láiſtjan (1 Tm. 6, 11); gaſatjan (1 Tm. 1, 12. 2 Tm. 1, 10) und ſatidana (1 Tm. 3, 6); gaſkaman ſik (2 Tm. 1, 12) und ſkaman ſik (2 Th. 3, 14); gaſtandan (1 Tm. 2, 12) und ſtandan (2 Tm. 1, 12. 16. 2, 19); gatalzjan (1 Tm. 1, 10) und talzjan (2 Tm. 2, 26. 2 Th. 3, 15); gatráuan und tráuan (1 Tm. 1, 5), dragan in A. und gadragan in B. (2 Tm. 4, 3). Eben ſo in Verbalſubſtantiven leikáins und galeikáins (2 Th. 1, 11. 1 Tm. 2, 4); dazu gaſêteins (2 Th. 2, 9), gamalteins (2 Tm. 4, 6), gamáudeins (2 Tm. 1, 5), gamêleins (1 Tm. 5, 18), gaſkadveins (1 Tm. 6, 4), dagegen mêreins (Tit. 1, 3), liteins, lageins (und analageins), thuláins, timreins (1 Tm. 1, 4), ahmateins, háuſeins, láiſeins; doch ſtets galáubeins.

Präteritalſubſtantiva gabaúrhts (1 Tm. 1, 4. 2, 18), wie ſtets gabairan (für *γίγνειν*: 2 Tm. 2, 23), ganiſts (wie ganiſan 1 Tm. 1, 15. 4, 9), gahugds (1 Tm. 3, 16. 2 Tm. 1, 3, wie oben gahugjan), gaſahts (2 Tm. 3, 16 wie gaſakan), gavaúrki (1 Tm. 6, 5), gaminthi; auch gaháit (1 Tm. 4, 8. 2 Tm. 1, 2). Ferner gadáila (1 Tm. 6, 2), gadraúhts (2 Tm. 2, 3); gaguds, gariuds, ungataſſaba, aglaitgaſtalds, garaíhts (garaíhtei, garaíhtjan, garaíhteins), *) gabaírhts (gabaírhtei 2 Tm. 1, 10, und gabaírhtjan; wie usbalthei 1 Tm. 6, 5 von usbalths, gleich usveihs), ganôhs (ganôhjan) ganaúha u. ſ. w.

Die Syntax müſſen wir faſt ganz übergehen, da ihre Einzelheiten uns zu weit führen würden. Manches wäre für das Regimen wieder anzumerken; ſo des Verbums: láiſtjan (2 Tm. 2, 22) *c. Accſ.*; brûkjan (1 Tm. 1, 8. 2 Tm. 1, 6. 5, 23), gatharban (1 Tm. 4, 3), gaſkarjan ſik (2 Tm. 1, 18), usfullnan (2 Tm. 1, 4) *c. Gen.*; gáumjan (1 Tm. 4, 13), gakaran (1 Tm. 3, 5), vitan (2 Tm. 4, 15) *c. Dat.*; bileithan (2 Tm. 4, 13) *c. Dat. et Accſ.* Eben ſo für die Präpoſitionen: wegen du *c. Accſ.* ſ. oben Sp. 132.

*) In 2 Tm. 4, 8 ſa garaíhta und ſa raíhta (ſ. oben Sp. 135).

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nr. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Thessalonicenses secundae (,) ad Timotheum (,) ad Titum (,) ad Philemonem (,) etc.

(Fortsetzung.)

Auch der Gebrauch der Conjunctionen und Partikeln würfe Manches ab: jabái (2 Th. 1, 5), svaei (2 Th. 1, 4), untê (2 Th. 1, 3. 10. 2 Tm. 1, 7. 12), svasvê (2 Th. 1, 3), thathrôh (1 Tm. 2, 13), raihtis (2 Tm. 1, 10), jái (1 Tm. 6, 11), niu hvan filu (2 Tm. 2, 15), hvan filu máis (2 Tm. 1, 18), ni áiv hvanhun (2 Tm. 3, 7), nimanhun (1 Tm. 5, 22), áinharjizuh (2 Th. 1, 3), tháimuh (1 Tm. 6, 8), thatuh (1 Tm. 4, 16), thizê ïn — uhthan — sijái (1 Tm. 4, 15, wozu es S. 25 nicht nur heißen sollte „videtur praepositio verbo jungenda)" u. s. w.

Andere Constructionen: thammei (statt thatei: 2 Tm. 1, 12), thamma háidáu *ei* (ὅν τρόπον 2 Tm. 3, 8); der Gebrauch des *du* beym Infinitiv: anavairthái vêsun *du* galáubjan ïmma (τῶν μελλόντων πιςεύειν: 1 Tm. 4, 8), gaskôp *du* andniman (εἰς μετάληψαι, ad percipiendum: 1 Tm. 4, 3), *du* vairthans briggan (εἰς τὸ . . : 2 Th. 1, 5), *du* ni spráutô vagjan (εἰς τὸ μὴ τάχεως σαλευθῆναι: 2 Th. 2, 1); dagegen 2 Th. 1, 4: πρὸς τὸ μὴ ἐπιβαρῆσαί τινα ὑμῶν: *ei ni kaúridêdeima*; 2 Th. 1, 4: ὥςε ἡμᾶς καυχᾶσθαι: *svaei hvôpam*); ohne *du*: gibái fráuja ïmma bigitan (2 Tm. 1, 18), gatalzjáindáu ni vajamêrjan (μὴ βλασφημεῖν: 1 Tm. 1, 20), sniumei qviman (2 Tm. 4, 9), qvêmi usháuhjan (2 Tm. 1, 10), qvam nasjan (1 Tm. 3, 15).

Der Gebrauch des Conjunctivus für das Futurum (sijáina, ἔσονται 1 Tm. 2, 2; gakarái, ἐπιμελήσεται: 1 Tm. 3, 5, gakiusáindáu: 1 Tm. 3, 10; vrgl. 1 Tm. 5, 16), für den Imperativ (kunneis: γίνωσκε, scito: 2 Tm. 3, 1; gamuneis, memor esto: 2 Tm. 2, 8; thliuháis: φεῦγε; láistáis, δίωκε 1 Tm. 6, 11, wonach háifstei folgt; framvairthis visáis, μένε: 2 Tm. 3, 14); des Präsentis für das Futurum (Philm. 19. 1 Tm. 2, 15. 4, 16. 2 Tm. 3, 1. 9. 12. 4, 3. 4. 14. 16. und dazu vairthith, ἔςαι: 2 Tm. 4, 3; vairthand, ἔσονται: 2 Tm. 3, 1), wobey wir namentlich auf 2. Th. 3, 4: jah *táujith* jah *táujan habáiih*, καὶ ποιεῖτε καὶ ποιήσετε, et facitis et facietis) weisen. Hier würde táujith jah táujith unverständlich geworden seyn. Man vergleiche 2 Cor. 11, 12 (táujan haba, ποιήσω), Joh. 6, 7. (habáida táujan, ἔμελλε ποιεῖν) u. s. w.

IV.

Die Leistung und Stellung des alten Uebersetzers.

Dieser letzte Satz allein beurkundet die Besonnenheit und Rathefähigkeit des alten Barbaren, dessen Sprache unserm edlen Herausgeber nach einer in Deutschland längst abgethanen Ansicht vom Wesen und Werden der Sprachen immer noch eine lingua adhuc *rudis* erscheint (S. 17) während er doch kurz vorher (zu 2 Tm. 2, 16) gesteht, daß der Gothe optime assecutus est significationem.

Aber was uns Reichthum der Sprache zu seyn scheint, das freye, man möchte sagen wohlhäbige und doch auf besonnener Wahl beruhende Abwechseln mit Synonymen, erklärt Graf C. für „interpretis titubantia." Für ἡσυχία erhalten

wir hier rimis, háuitha, thagáins: alle drey greifen je sicher den rechten Theil der Zuvielbedeutigkeit im griechischen Worte. Eben so scheiden sich und lösen sich auch die Synonyma háidus und staths (für τρόπος), háidus und sidus, hvairban und usmêtan (2 Tm. 2, 18), atsaihvan und gáumjan (1 Tm. 4, 13), vaúrda u. spilla (1 Tm. 4, 6. 9) galáisjan sik und ganiman (2 Tm. 3, 14. wie Col. 1, 7), hlams (1 Tm. 6, 9) und vruggô (2 Tm. 2, 26), usthulan (ἀνέχεσθαι) und vinnan (πάσχειν: 2 Tm. 1, 15), fráujinôn faúra vaira (2 Tm. 2, 12) βασιλεύειν, 1 Tm. 6, 15. κυριεύειν u. s. w.

Aus einigen eigenthümlichen Stellen will Graf Castiglione sogar den Beweis innerer Seelenarmuth so des Volkes wie seiner Sprache ziehen. Weil 1 Tm. 5, 4. ἐκγόνους (nepotes) übersetzt sey mit barnê barna d. i. Kindeskind, wie wir neuesten Kindeskinder jener ältesten Barbaren ja noch zu sagen pflegen, deßfalls — „hinc discimus, non fuisse Gothis vocem ad indicandum ἐκγόνους." Ist dieser Schluß zu schnell wie zu weit, so sind die folgenden gewiß nicht minder schief zu nennen: 1) Weil γεωργὸς (agricola) 2 Tm. 2, 6 mit vaúrstvja airthôs wiedergegeben wird, soll das Gothenvolk gens adhuc rudis et antiquitus nomas gewesen seyn. Sind denn die Komposita γεωργὸς und agricola so gar viel beweisender als das nicht componirte vaúrstvja airthôs oder wäre airtha-vaúrstvja, was doch genau γεωργὸς oder agri-cola seyn würde, beweiskräftiger? Und wer zweifelt am Ackerbau der Römer? Nennen aber die Gothen nicht den Pflug aus ihrer Muttersprache (hôha, davon ahd. huohili; agſ. sulh), und das Pflügen arjan (arare) ahd. erjan, erran, davon sich altſ. erida (aratio, aratrum), altnord. ardr bildete, wie aratrum von arare. Ja dürfte od. müßte man dem lateinischen aratrum nicht noch vielmehr vorwerfen, es sey eines rüden Volkes armselige Nachahmung von ἄροτρον (ἀρόειν), gleich den rohen Litthauern (arklas von arti) und Slaven (oralo und 'ralo von orati d. i. arare). Die Scheuer (horreum) heißt gothisch bansts (von bindan? angelſ. bern); die Tenne (area) heißt gothisch gathrask, die Wurfschaufel (ventilabrum) vinthiskaúrô; das Feld heißt akrs, das Saatfeld atisk, das Getraide kaúrn, kaúrnô, die Gerste baris, die Aehre ahs, die Spreu ahana, die Frucht akran, der Saame fráiv; das Malz (bracium) malt, die Hefe (fermentum) beist, Brot hláifs, Brosamen dráusna; das Getreidmaaß (μόδιος, modius) mêla (Mk. 4, 21) u. s. w. Sollte da der báuman (althd. pûman, eigentlich colonus) oder akraman (agſ. acermann, ahd. ahharman: agricola) u. s. w. gefehlt haben???

2) Weil 1 Tm. 1, 19 naufragaverunt übersetzt wird mit naqvadái vaúrthun (sie wurden nackt, entblößt), ruft Graf C. aus „quod mirum in gente antiquitus maris accola! Aber er vergaß, daß die Stelle überhaupt nur allegorischen Gebrauch von jenem Begriffe macht, (περὶ τὴν πίστιν ἐναυάγησαν, circa fidem naufragaverunt,) wie denn auch die syrische Uebersetzung fide evacuati und die slawische fide exciderunt wieder giebt. Und usfarthôn gatavida für ἐναυάγησα 2 Cor. 11, 25. ist so wenig Gegenbeweis gegen Schiffahrtskunde, die wenigstens in der Sprache fest vererbt, als das lateinische naufragium feci der Vulgata dort, wonach der Gothe übersetzt zu haben scheint.

Warum aber wandte Graf C. jene seine Art zu schließen nicht auch auf Stellen an, wie 1 Tm. 1, 9. wo πατραλῴαις καὶ μητραλῴαις (parricidis et matricidis) übersetzt wird durch attans bliggvandam jah áitheins bliggvandam? Dürfte daraus, daß hier kein geläufiges Compositum oder Derivatum für jene schrecklichen Begriffe steht, nicht eben so gut geschlossen werden, daß unter den Gothen und Germanen Aelternmord unerhört, unaussprechlich war? Und noch mehr, daß, da 1 Tm. 1, 10 für ἀρσενοκοίταις (masculorum concubitoribus) das gothische Wort ganz ausblieb, dem Volke jene langlebige griechische Verirrung der παιδικα ganz fehlte? Würde dazu nicht vortrefflich stimmen, was Salvianus von Marseille (De gubernatione Dei) von den Gothen und den über ihren Vandalismus so verschrieenen Vandalen sagt: „abominati sunt virorum impuritates — remota est ab illis omnis carnis impuritas — abstulerunt de omni Africa sordes virorum mollium, cogitationes etiam horruerunt meretricum, nec

horruerunt tamen aut temporarie summoverunt, sed penitus jam non esse fecerunt. — Jam apud Gothos impudici non sunt nisi Romani, jam apud Vandalos nec Romani. Tantum apud illos profecit studium castimoniae, tantum severitas disciplinae non solum quod ipsi casti sunt, sed ut rem dicamus novam, rem incredibilem, rem pene etiam inauditam, castos etiam Romanos fecerunt —? Für solchen Ruhm der Väter geben wir gern die Deutschheit des Wortes marikrioz, agſ. meregrëot (wie goltkrioz, Goldsand) wie solche Gramm. III, 380 für μαργαρίτης versucht worden ist, auf, obschon Plinius IX, 35. es eine vox barbara nennt. Uebrigens dürfte die Form markreitum (1 Tm. 2, 9) allein auch nicht beweisend genug seyn. —

Aber es lohnt sich schließlich noch der Mühe, dem gothischen Uebersetzer bey seiner Arbeit erneut nachzugehen und abzuwägen, wie er sowohl dem griechischen Texte als seiner Muttersprache der lingua adhuc rudis einer gens rudis ac nomas getreu bleibt.

Er übersetzt wieder gewissenhaft und scheint selbst ängstlich genau, wenn er z. B. τὰ ἔχοντα durch thô sik habandôna wiedergiebt (2 Tm. 5, 15); er folgt seinem Vorbilde in Redensarten wie háifst háifstida (2 Tm. 4, 7), ἀγῶνα ἀγωνίσμαι, háifstjan thô gôdôn háifst (2 Tm. 6, 12), namnjan namô (2 Tm. 2, 19); aber er geht weiter, er giebt ἔργον ποίησον (2 Tm. 4, 5) durch vaúrstv vaúrkei.

Composita des Urtextes giebt er als solche wieder: γενεαλογία wird ihm gabaúrthivaúrd (1 Tm. 1, 4), ψευδόλογος liugnavaúrd (1 Tm. 4, 1), νομοδιδάσκαλοι vitôdaláisarjôs (1 Tm. 1, 7), οἰκοδεσποτεῖν gardavaldan (1 Tm. 5, 14), φίλαυτος seináigairns (2 Tm. 3, 2), wie φιλάργυρος faihugairns (2 Tm. 3, 2). Dagegen löst er andre nach Belieben und Bedarf auf; so τεκνογονεῖν in barna bairan (1 Tm. 5, 14), τεκνογονία — barnê gabaúrth (1 Tm. 2, 15), τεκνοτροφεῖν — fôdjan barna (1 Tm. 5, 10), θεοσεβεῖν — guth blôthan (1 Tm. 2, 15. wie die Vulg. deum colere), ἑτεροδιδασκαλεῖν — aljaleikôs láisjan (1 Tm. 6, 3), λογομαχεῖν — vaúrdam veihan (2 Tm. 2, 14), ὀρθοτομοῦντα — raihtaba ráidjandan 2 Tm. 2, 15), ἀνδροφόνοις — mannans maúrthrjandam (1 Tm. 1, 9), ἀνδραποδισταῖς — mannans gathivjandam (1 Tm. 1, 10), ἐκγόνους — barnê barna (1 Tm. 5, 4).

Andere einfache griechische Wörter giebt er theils durch Composita, theils durch Umschreibung. Στρατεία gibt er durch draúhtivitôth (1 Tm. 1, 18), νῆφε durch andathahts sijáis (2 Tm. 4, 5. vrgl. 1 Tm. 3, 2), δικαιώθη — garaihts gadômiths varth (1 Tm. 3, 16), ἐπίμενε usdáudô thairhvis (1 Tm. 4, 16.), μένε framvairthis visáis (2 Tm. 3, 14), ἀξιώσῃ vairthans briggái (2 Th. 1, 11), θαυμασθῆναι mikilein atgiban (2 Th. 1, 10). Dagegen sind ihm wieder θεόπνευσος einfach gudisks (2 Tm. 3, 16), κατηγορία vrôhs und usvits (Tit. 1, 6); ἐπίθεσις ist ihm lageins (1 Tm. 5, 23) wie analageins (2 Tm. 1, 6); τύπος (2 Tm. 3, 9) und ὑποτύπωσις (1 Tm. 1, 16 2c.) wird gleichmäßig durch frisahts übersetzt; eben so δίκη (2 Th. 1, 9) und ἐκδίκησις (2 Th. 1, 6) durch fraveit; ἀπατεῖν (1 Tm. 2, 14) und ἐξαπατεῖν (2 Th. 2, 3) durch uslutôn. Eben so ist ïnahei 2 Tm. 1 7. σωφροσύνη, 1 Tm. 2, 9. σωφρονισμός, das 1 Tm. 2, 15 durch gafrathjeins gegeben wird.

Fastan ist 1 Tm. 5, 21 φυλάττειν, 1 Tm. 5, 22 τηρεῖν; gaváurki 2 Tm. 2, 4. πραγματεία, 1 Tm. 6, 5. ὡρισμός; bidjan genügt ihm 1 Th. 1, 11 für προσεύχεσθαι und 2, 1 für ἐρωτᾶν. Qvairrei vertritt πραότης, qvairrus ἀνεξίκακος (2 Tm. 2, 24); ïs vertritt αὐτοῦ (2 Th. 3, 9) und αὐτοῖ (2 Th. 1, 7. 16). Mahts ist δύναμις (2 Th. 1, 8) und ἰσχύς (2 Th. 1, 9), mahteigs δυνάμενος (2 Tm. 1, 7), δυνατός (2 Tm. 1, 12. 3, 15), δυνάστης (1 Tm. 6, 15). Dagegen wechselt er umgekehrt: Αἰτία ist 2 Tm. 1, 6 vaihts, 2 Tm. 1, 12 (und Tit. 1, 13) fairinô. Μάλιστα ist Tit. 1, 10. 2 Tm. 4, 13. thishun, Philem. 16. ussindô; τὸ λοιπὸν ist thata anthar und thathrôthan (2 Th. 3, 1). Καιρὸς ist 2 Tm. 3, 1 mêl und jêra; μένειν (1 Tm. 2, 12) visan und gastandan; προκόπτειν — theihan (2 Tm. 3, 9) und gaggan (2 Tm. 2, 6); ἴδιος (2 Tm. 4, 3) svês und seins; ἀνυπόκριτος

unliuts (1 Tm. 2, 15, wie lintei ὑπόκριστς: 1 Tm. 4, 1) und unhindarveis (1 Tm. 1, 5); ἐπιφανία (2 Tm. 1, 10) qvums und gabairhtei; λόγος ist vaúrda (1 Tm. 4, 6) und spilla (1 Tm. 4, 9); ἡσυχία ist háuitha (1 Tm. 2, 11), rimis (2 Th. 3, 12), thagáins (1 Tm. 2, 12); πρόθεσις ist leikáins (2 Tm. 1, 9), das sonst εὐδοκία ist (2 Th. 1, 11. Eph. 1, 5), während πρόθεσις sonst muns (R. 7, 18. Eph. 3, 1), das sonst auch βουλή vertritt (Eph. 1, 11). Τέκνον giebt er 1 Tm. 1, 18 durch barnilô, 2 Tm. 2, 1 durch barn. Συνείδησις, wofür er meist mithvissei hat (1 Tm. 4, 2. Tit. 1, 5), ist doch auch gahugds (1 Tm. 3, 9). Dagegen bleibt gagudei und afgudei stets εὐσέβεια und ἀσέβεια (1 Tm. 3, 16). Galáisjan ist διδάσκειν (2 Tm. 2, 12), μανθάνειν und μανθάνεσθαι — galáisjan sik (2 Tm. 1, 37. 3, 14. 1 Tm. 2, 11. 5, 13) und passiv galáisjáina (1 Tm. 5, 4). Warum nicht láisnan (lêrnan)?

Giebt der Gothe den Comparativ χείρων 1 Tm. 5, 8 genau durch vairsiza, so steht 2 Tm. 3, 13 neben du vairsiza (ad pejus) doch schon am Rande du ubilamma und in 1 Tm. 5, 1 wird πρεσβύτερος, senior gerade zu durch sêneigs und νεωτέρους durch juggans, 2 Tm. 1, 18. βέλτιον durch váila, 2 Tm. 2, 16. ἐπὶ πλεῖον durch untê filu wieder gegeben.

Der Gothe unterscheidet (sehen wir oben Sp. 207) nach dem Griechischen genau die Declination des participialen und substantiven nasjands; darum kann er auch gleichmäßig für die Substantiva κήρυξ (2 Tm. 1, 11) mêrjands, μεσίτης (1 Tm. 2, 5) midumônds gebrauchen.

Er ist kein ängstlicher Uebersetzer, sonst hätte er 1 Tm. 5, 23 nicht qvithus für στόμαχος (venter) gebraucht; er ist so gar kühn zu nennen, wenn er feminine διαβόλους (1 Tm. 3, 11) durch diabulôs wieder giebt. Er bewegt sich frey, wenn er nach diakáunns (διακόνους: 1 Tm. 3, 8) διακονεῖν gleich darauf wieder durch andbahtjan giebt (1 Tm. 3, 10. 13), eben so nach práizbytaireis (1 Tm. 4, 16) wieder sêneigs (1 Tm. 5, 1. 2). Tháim bidái anaháitandam fráujan (2 Tm. 2, 22) ist nicht durch das Griechische veranlaßt; eben so nicht 2 Tm. 2, 18 tháiei bisunjái usvissai usmêtun. Σοῦ ἡ προκοπή, profectus tuus (1 Tm. 4, 13) stellt er frey um ei thatei theiháis. Er scheut nicht volksthümliche Ausdrücke aus dem Leben, (wie vein-nas und fla-hals (Tit. und 1 Tm. 3, 3), er flieht nicht das freye Allitterationsspiel der Sprache raihtaba ráidjandan (2 Tm. 2, 15), viljandans visan |vitôda-láisarjôs (1 Tm. 1, 7), selbst mit tieferem Wurzelzusammenhange skalks ni skal (2 Tm. 2, 24), barna bairan (1 Tm. 5, 14), oder gewohnten Wurzelspielen anabiudam jah bidjam, was das Griechische nur fern veranlaßt (2 Th. 3, 12) παραγγέλλομεν καὶ παρακαλοῦμεν. Wackernagel könnte Tit. 1, 12. selbst einen gothischen Hexameter vermuthen: Krêtôs|sintei-|nô(ga-)|liugnjans|ubila|biar|ja (Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία γαστέρες ἀργαί). Der Gothe ist selbständig in der Wahl der Wörter, wie 1 Tm. 5, 6 (gathlaihith, solatur statt προνοεῖ, providet, vermittelt durch Vulg. und Itala: curam gerit, habet) und 2 Tm. 2, 2 (in ufarassáu visandanê für ἐν ὑπεροχῇ ὄντων); eben so in der Construction: 2 Tm. 2, 14 setzt er niba gegen μὴ λογομαχεῖν in den Nachsatz. 1 Tm. 6, 16 ist mannê ni áinshun vorbereitet durch das griechische οὐδεὶς ἀνθρώπων; dagegen folgt der Gothe dem Geiste seiner Muttersprache, wenn er πᾶσα γραφή (2 Tm. 3, 16) durch all bôkô, πᾶν κτίσμα (1 Tm. 4, 4) durch all gaskaftáis, παντὶ ἔργῳ (1 Tm. 5, 16. 2 Tm. 2, 21. 3, 17. Tit. 1, 16) durch du allamma vaúrstvê, διὰ παντὸς ἀδελφοῦ (2 Th. 3, 16) durch af allamma brôthrê, εἰ δέ τις χήρα (si qua vidua: 1 Tm. 5, 4) durch hvô viduvônô wieder giebt; weßhalb auch ana alláim áipistáulê meináim (2 Th. 3, 17) zu ändern kommen wird, wie oben (Sp. 137) besprochen wurde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Rud. de Raumer, phil. Dr., de Servii Tullii censu dissertatio historica, quam auctoritate ordinis philosophorum s. r. die XXV. Jan. 1840 publice defendendam scripsit. Erlangae in commissis ap. Blaesing. 92 S. und 2 Tabellen 8.

Diese Schrift giebt keineswegs, wie der nicht ganz passend gewählte Titel zu glauben verleiten könnte, eine allseitige Erörterung des Servianischen Census und der sich daran reihenden Fragen: sie beschäftigt sich vielmehr ausschließlich mit der Erklärung der, man darf wohl sagen, berüchtigten Stelle bey Cicero (de re publ. II, 22) über die Zahl der Centurien, und diese führt sodann auf die Untersuchung der spätern Ordnung der Centuriatcomitien. Wir geben zuerst den Inhalt und lassen einiges zur Beurtheilung desselben nachfolgen.

Mit viel Geschick wird zuerst die Aechtheit der handschriftlichen Lesart der Ciceronischen Stelle, nach der zweyten Hand, gegen die verzweifelten Heilungsversuche Niebuhr's in Schutz genommen. Der Verf. beruft sich insbesondere auf das richtige Zusammentreffen sämmtlicher Zahlen in der Stelle, und ein Unbefangener wird allerdings daraus eher die Genuinität der Lesart, als mit Niebuhr die Wahrscheinlichkeit einer geflissentlichen successiven Verfälschung ableiten mögen. So bleibt denn nichts übrig, als einen offenbaren Widerspruch zwischen Livius und Dionysius auf der einen, und Cicero auf der andern Seite anzunehmen. Die ersteren legen der ersten Classe achtzig Centurien bey, so daß sich eine Majorität von neun und neunzig Centurien ergiebt, wenn die VI suffragia und die zwölf Rittercenturien nebst der Centurie der Zimmerleute zu jenen hinzukommen. Cicero dagegen legt der ersten Classe mit diesen letztern zusammen nur neun und achtzig Centurien bey, und also den übrigen 4 Classen 10 Centurien mehr, als die beyden andern Autoren. — Weiter setzt der Verf. stillschweigend voraus, daß der Widerspruch die Zahl der Centurien der ersten Classe betreffe: diese ist nach Cicero siebenzig, nach den andern achtzig. Welches Zeugniß für die Zeiten des Servius Tullius vorzuziehen sey, ist dem Verf. nicht lange zweifelhaft. Die Glaubwürdigkeit des alterthumskundigen Dionysius und Livius ist größer als die eines praktischen Staatsmannes, wie Cicero.

Wie ist nun aber Cicero zu seiner widersprechenden Angabe gekommen, und wie erklärt sich selbige? Ganz einfach so, daß man annimmt, Cicero habe den Servianischen Zeiten die Centurien-Verfassung seiner Zeit unterschoben. Die spätere Aenderung der Centuriat-Comitien ist nämlich so zu denken. Die erste Classe erhält, statt ihrer bisherigen 80 Centurien, nur 70, welche Zahl sich aus dem doppelten Ansatze der 35 Tribus ergiebt, von welchen jede je eine Centurie der Aelteren und der Jüngeren stellte. Auf die übrigen Classen müssen nach Cicero (193 — 89 =) 104 Centurien kommen. Scheidet man hievon die 5 Zusatzcenturien der Musiker u. s. w. so wie die Centurie ni quis scivit aus, so bleiben für die übrigen vier Classen 98 Centurien. Dieß Mehr von 8 Centurien des neuen Systems gegen das alte vertheilt der Verf. so, daß er jeder der 4 Classen je 2 Centurien mehr beylegt, also der zweyten bis vierten jeder 22 (statt bisher 20), der fünften 32 (statt bisher 30) Centurien.

Seine Hauptbeweise für diese Gestalt der spätern Centurienverfassung entlehnt der Verf. aus den

beyden bekannten Stellen bey Livius (I, 43: nec mirari oportet etc.) und Cicero (Philipp. II, 33: Ecce Dolabellae comitiorum dies advenit etc). Livius sagt ausdrücklich, daß sich später die Zahl der Centurien verändert habe, indem diese sich nach der Anzahl der Tribus richte, welche durch die Spaltung in Centurien der seniores und juniores innerlich verdoppelt seyen. Aus Cicero aber geht hervor, daß die Bestimmung der beyden ersten Classen nebst den Rittercenturien die entscheidende Majorität gebildet habe, es müssen also in diesen beyden Classen mehr Centyrien gewesen seyn als in allen andern zusammengenommen. Die Darstellung Niebuhr's wird schon durch das ausdrückliche Zeugniß des Dionysius widerlegt, welches das Fortbestehen von fünf Classen beweist. Aber auch die andere Ansicht (der Verf. hält sich dafür an Walter), daß sämmtliche Classen jetzt in je 70 Centurien zerfallen seyen, ist unhaltbar. Denn auf diese Weise wäre ja die Majorität bey den drey letzten Classen und nicht bey den beyden ersten, welch letzteres doch durch Cicero's Stelle klar erwiesen wird.

Die so veränderte Centurienverfassung ist es nun, welche Cicero im Auge hat, wenn er an jener Stelle der ersten Classe nur siebenzig Centurien beylegt. Ueber das subjective Verhältniß Cicero's zu dieser seiner Angabe (der Verf. glaubt in den Worten des Livius: nec mirari oportet etc. eine rügende Anspielung zu erblicken) läßt uns der Verf. die Wahl zwischen mehr als einer Annahme. Cicero wollte gar nicht an jener Stelle die Servianische Ordnung darstellen, sondern nur die seines Zeitalters. Oder aber: Cicero hat mit Bewußtseyn, weil er ja in den Büchern von der Republik keine antiquarischen Forschungen anstellen will, die Ordnung seiner Zeit der frühern untergeschoben (S. 50 u. f.).

Bey dieser ganzen Untersuchung hat der Verf., wie man sieht, auf frühere Forschungen wenig Rücksicht genommen. Nur Niebuhr und Walter werden beachtet, von welchen der letztere überdieß in den wenigsten Puncten, die hier zur Sprache kommen, sein eigener Auctor ist. Von den zahlreichen Versuchen anderer Forscher wird weder ausdrücklich noch stillschweigend Notiz genommen. Wir hätten bloß anders gewünscht. Zwar thut dieser Mangel dem Lobe keinen Eintrag, welches dem Geschicke und der Combinationsgabe des Verf. gebührt. Wir ehren den muthigen Scharfsinn, der seine eigenen Wege geht, unbekümmert um die Spuren der Vorgänger. Allein wir glauben auch, daß der Verf. seiner Schrift eine bedeutendere Stelle in der Literatur dieser Streitfrage gesichert hätte, wenn er mit sorgfältiger Berücksichtigung dessen, was in dieser Sache bereits geleistet und abgemacht ist, alle Kraft ungetheilt dahin verwendet hätte, von wo der Frage ein neues Licht kommen soll. So hätte vielleicht, was die Ansichten Niebuhr's betrifft, eine Verweisung auf die gelungenen Ausführungen von Reisig, Göttling, Rein genügt. Zudem würde der Verfasser gefunden haben, daß bereits ein achtbarer Alterthumsforscher die Ciceronische Stelle auf die Zeiten des Africanus bezogen habe (Zumpt in seiner Ausgabe der verrinischen Reden V. 15. 38 — und in einer besondern akademischen Abhandlung, 1837), daß es also sein Hauptgeschäft seyn müsse, die dagegen bereits erhobenen Einwendungen zu beleuchten und neue Gründe aufzusuchen.

Halten wir uns an das, was der Verf. leistet, so ist das gelungenste die Widerlegung Niebuhrs: was aber den positiven Theil der Arbeit anlangt, so können wir ihr nur den Werth beylegen, daß durch sie von neuem eine der möglichen Erklärungen jener Stelle als unzulänglich und undurchführbar erwiesen ist. Es sollen nun einige Bemerkungen zur Rechtfertigung dieses Urtheils folgen, eines Urtheils, welches der Anerkennung des Scharfsinns und der Tüchtigkeit der Arbeit keinen Eintrag thun soll, und welches von dem nicht bloß auf diesem Felde bewanderten Verfasser um so gelassener möge hingenommen werden, als er selbst am besten weiß, um wie vieles leichter hier das Bezweifeln und Verneinen als das Setzen und Beweisen ist.

1. Es scheint uns der Bau, den der Verf. für die spätern Zeiten aufführt, weit mehr bloß in der Luft zu stehen, als irgend eine der Combinationen, welche diese Lücke in unserer Kennt-

niß der römischen Verfassung bisher auszufüllen suchten.

Wir halten nämlich zuvörderst die Stelle aus der zweyten Philippica für keine geeignete und sichere Grundlage zu irgend einer specielleren Combination der späteren Centurienzahlen. Dieß in einer doppelten Hinsicht. Auf der einen Seite nämlich begründet sie keineswegs den sichern Schluß, daß mit der Abstimmung der zweyten Classe die Majorität vorhanden gewesen sey. Cicero redet als leidenschaftlicher Ankläger: auch wenn sich nur factisch alles zu einer dem Dolabella günstigen Entscheidung hingeneigt hatte, konnte er mit einer leidlichen Uebertreibung sagen, daß die Obnunciation erst nach abgemachter Sache (confecto negotio) erfolgt sey. Auch setzt unser Verf. selbst eine solche Deutung auf das Factische voraus: denn juristisch war die Abstimmung der zweyten Classe noch gar nicht vorhanden, weil dieselbe noch nicht renuncirt war (wir dürfen dieß letztere zuverläßig daraus schließen, daß Cicero nichts von einer Renunciation sagt); juristisch kann also auch die, nach dem Verf. erst durch die zweyte Classe zu bewirkende, Majorität nicht dagewesen seyn, sondern bloß factisch. Auf der andern Seite läßt es aber die Stelle auch bey dieser letzten Auslegung ganz unentschieden, ob sämmtliche Centurien der zweyten Classe zur Herstellung der Majorität nöthig waren, oder nur einige und wie viele?

Weiter bezieht der Verf. ohne allen Grund die Angabe des Livius, daß die Centurienzahl nach der Zahl der Tribus u. s. w. verdoppelt worden sey, bloß auf die erste Classe. Nec mirari oportet, hunc ordinem qui nunc est, post expletas V et XXX tribus, duplicato earum numero centuriis juniorum seniorumque, ad institutam ab Servio Tullio summam non convenire. Wir können nirgends in diesen Worten eine solche Beschränkung angedeutet finden. Im Gegentheil, da dem Livius die Bezeichnung derselben nur zwey Worte gekostet hätte, so folgern wir aus der Unterlassung weit natürlicher, daß die Aenderung eben nicht bloß die eine oder andere Classe betroffen habe. Noch mehr: diese Stelle enthält einen direkten Beweis gegen die Ansicht des Verfassers. Denn sie sagt mit klaren Worten, daß das System des Stimmens in der spätern Zeit nicht mehr mit der Totalsumme der Servianischen Centurien übereinkomme (hunc ordinem . . . ad institutam ab S. T. summam non convenire). Nach dem Verf. sollen es aber auch noch zu Cicero's Zeiten 193 Centurien gewesen seyn.

Auch aus diesem letzteren Grunde kann man die Stelle der Republik nicht auf die Zeit des Africanus beziehen. Wollen wir aber auch einen Augenblick die Möglichkeit einer solchen Beziehung zugeben, so hätte doch damit der Verf. wenig gewonnen. Denn woher weiß er denn, daß sich die Differenz jener Stelle von den andern Angaben gerade auf die Centurienzahl der ersten Classe bezieht? Sie könnte ja eben so gut auch in der Zahl der Rittercenturien u. s. w. enthalten seyn, wie denn in neueren Zeiten ein glänzender Versuch, die Stelle Cicero's zu erklären und mit den übrigen Zeugnissen in Einklang zu bringen, von dieser Annahme ausgegangen ist.

Ueberhaupt aber entbehrt das System, welches der Verf. erfunden hat, alles inneren politischen Sinnes und Zusammenhanges, und damit aller Wahrscheinlichkeit auch von dieser Seite.

(Schluß folgt.)

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Thessalonicenses secundae (,) ad Timotheum (,) ad Titum (,) ad Philemonem (,) etc.

(Schluß.)

Nicht minder gothisch übersetzt er Tit. 1, 15 im Geschlechte wieder neutral: bisaulida sind izê jah aha jah mithvissei. Den Dativus thâim hâusôndam (2 T. 2, 14) hat den griechischen Genitiv nicht veranlaßt; eben so wenig vêsun für ἐστι, Vulg. est (2 Tm. 2, 17); oder wenn der Singularis für den Pluralis des Substantives und Adjectives steht, wie 1 Tm. 6, 8 (διατροφάς, σκεπάσματα — usfo-

dein jah gaskadvein), 1 Tm. 5, 4 (ἀμοιβὰς — andaláuni), 2 Tm. 2, 10 (all — πάντα), 1 Tm. 2, 11 (allis — πάντων), 1 Tm. 1, 7. 6, 7 (hva — τί), 1 Tm. 1, 10 (hva alja — τί ἕτερον), 1 Tm. 3, 14. 6, 2. 2 Tm. 1, 12 (thata — ταῦτα), 2 Tm. 2, 19 (thata — ταύτην), während 1 Tm. 4, 15. 2 Tm. 2, 2, 14. thô für ταῦτα und 1 Tm. 6, 13. alla für πάντα (2 Th. 1, 11. alla für πᾶσαν). Umgekehrt erscheint der gothische Pluralis statt des griechischen Singularis 2 Th. 3, 16. 1 Tm. 3, 8 (παντὶ τρόπῳ — in allaim stadim), 2 Tm. 1, 16 (náudibandjô) 1 Tm. 2, 9 (vastjôm), 2 Th. 3, 6 (bi anafilham, κατὰ τὴν παράδοσιν; die syr. Uebersetzung praecepta), Phil. 22. (salithvôs), 1 Tm. 6, 4 (neitha, maúrthra, háifsteis), 1 Tm, 2, 9. 4, 14. 5, 5 u. s. w.

Wenn der Gothe dagegen 1 Tm. 6, 16 liuhath, *thanei* übersetzt, so war er hier durch das Griechische (φῶς, ὅν, Vulg. lucem, quem) gebunden, und 1 Tm. 3, 16 erscheint (statt runa *guth*) jetzt runa, *sôei* gabairhtiths varth, nämlich er, auf den schon das vorausgehende mikils gehen mag, wie die nachfolgenden Participia garaihts gadômiths varth — atáugids varth — mêrids varth — galáubiths varth — andnumands varth. Die Vulgata giebt mysterium, quod manifestatum est, und justificatum — praedicatum — creditum — assumtum. Der Gothe gieng hier ganz selbständig zu Werke: Er ist ein großes Geheimniß, als welches er geoffenbart wird im Fleische x. Die griechischen Codices schwanken in dieser über den Arianismus der Gothen entscheidenden Stelle bekanntlich zwischen ΘC und OC (d. i. θεός oder ὅς), worüber Graf C. S. 62 — 63 einen besondern Excurs hinzufügte, der jedoch nicht zum Ziele führt. Wenn aber in Betreff des früheren Excurses zu Philipp. 2, 6. Dr. Löbe in seinen sonst trefflichen Bemerkungen zu meiner Skeireins S. 43 (und 16) die castiglionischen Gründe über den Arianismus der Gothen, von dorther die siegreichsten nennt, so verweise ich denselben auf die von mir in den Gelehrten Anzeigen 1836 Nr. 218. Sp. 697 — 698 ausgesprochene, von ihm, wie es scheint, nicht beachtete Ansicht über ni vulva rahnida visan, sik galeikô(n) gutha in jener Stelle, Philipper 2, 6.

Sehr fleißig hat der verehrte Herausgeber in den Anmerkungen diejenigen Textesstellen angezeichnet, in welchen der gothische Uebersetzer vom gewöhnlichen griechischen Texte abweicht und bald zu dieser bald zu jener griechischen Handschrift (bey Millius) oder altlateinischen Uebersetzung (bey Sabatier x.) oder auch zur Vulgata, selbst zur syrischen (2 Th. 3, 17) und arabischen (2 Th. 2, 15) x. Uebersetzung hinüberneigt. Je mehr neuerdings seit den Lachmannschen, Göschenschen und andern Textausgaben des neuen Testamentes alle Fragen über den Grundtext wieder aufgeregt worden sind, so daß gerade im Augenblicke erneute und erhöhte Prüfung der ältesten Handschriften (in Italien x.) vorgenommen wird, desto wichtiger tritt von Tag zu Tag für diese Untersuchungen auch unsere gothische Uebersetzung in die Reihe. Bald fügt sie mit genannten ungewöhnlichen Texten ein jah, ein ith, ein than, ein unsaris, ein seináizôs, ein meinamma, ein fraújins u. s. w. hinzu; bald läßt sie ein γάρ, ein καί, ein δέ, ein οὖν ἐγώ, ein ἑαυτοῖς (1 Th. 3, 13), ein προσευχαῖς (1 Tm. 5, 5) u. s. w. mit einer (z. B. 1 Tm. 4, 12. 5, 24. 6, 12. 2 Tm. 4, 1. 2 Th. 2, 17) oder mehreren der genannten fort. Oder sie wählt bestimmte Ausdrücke aus altlateinischen Uebersetzungen (1 Tm. 4, 6 x.) oder der Vulgata (1 Tm. 1, 3. 4, 14. 6, 14. 2 Tm. 4, 8. 2, 19. 1 Tm. 1, 11. 5, 18. x.); umgekehrt weisen wieder manche Stellen so entschieden auf den griechischen Text (2 Tm. 3, 16. 1 Tm. 3, 11. 4, 10. 7, 16. x.), daß wir mit dem S. 24 vom Herausgeber ausgesprochenen Ergebnisse: „versio e graeco facta ad latinos codices recensita" diese lange Anzeige schließen wollen, in der wir den nicht ohne Mühe zuvorgeordneten Zugewinn für Grammatik und Wörterbuch den an diesen Studien Theilnehmenden im Wesentlichen mitzutheilen für eine angenehme Pflicht hielten.

H. F. Maßmann, Dr. Professor.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nr. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden. Kritisch berichtiget und erläutert von Reinhold Klotz. Dritter Band. Leipzig 1839. Verlag von Johann Ambrosius Barth. X. und 1142 Seiten.

Mit diesem dritten Bande, welcher die Reden: In L. Sergium Catilinam I — IV., pro L. Flacco, pro P. Sulla, post reditum in senatu, post reditum ad Quirites, pro domo sua ad pontifices, de haruspicum responsis in P. Clodium, pro P. Sestio, in P. Vatinium testem, pro M. Caelio Rufo, de provinciis consularibus, pro L. Cornelio Balbo, in L. Calpurnium Pisonem, pro C. Rabirio Postumo, in M. Antonium Philippicae I — XIV und die Fragmente der Reden pro M. Tullio, in P. Clodium et C. Curionem, pro M. Aemilio Scauro enthält, ist die Klotzische Ausgabe sämmtlicher Reden Cicero's, deren beyde ersten Theile in den Gelehrten Anzeigen 1838, Nr. 99. und 100., bereits besprochen worden sind, vollendet.

Die Einrichtung dieses Bandes ist im Ganzen dieselbe, als in den beyden ersten; nur hat Herr Klotz die kritische Behandlung einzelner Stellen in der Vorrede hier unterlassen, weil, wie er selbst sagt, einestheils die Grundsätze, die ihn bey der kritischen Behandlung des Textes leiteten, in den Vorreden zu den beyden andern Bänden ausführlicher ins Licht gesetzt worden seyen, anderntheils aber auch der Zeitpunct immer näher rücke, wo er die längst vorbereitete rein kritische Ausgabe von unsers Redners sämmtlichen Schriften dem Publikum zu übergeben gedenke. Das am Schluße der Vorrede zum ersten Bande verheißene „vollständige Verzeichniß der erwähnten Eigennamen mit den nöthigen Nachweisungen, so weit sie deren noch zu bedürfen scheinen" ist unterblieben, als durch das inzwischen erschienene Onomasticon von Orelli unnöthig gemacht; dagegen ist das daselbst noch versprochene Sachregister zu den Erläuterungen diesem Bande wirklich beygegeben worden, und zwar, so weit Ref. es prüfen konnte, in wünschenswerther Vollständigkeit. Diese Abkürzungen des ursprünglichen Planes müssen natürlich demjenigen, welcher diese Ausgaben als für sich abgeschlossenes Werk betrachtet, nicht erwünscht seyn; doch muß man den vom Hrn. Verf. angeführten Gründen um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als diese Zugaben nöthig gemacht haben würden, diesem Bande, der schon jetzt einen fast allzu großen Umfang erhalten hat, noch einen vierten nachfolgen zu lassen, und das Orellische Onomasticon Tullianum auch ohne die übrigen Bände der Ausgabe, zu welcher es gehört, zu bekommen ist.

Die Erläuterungen, welche bey den letztern Reden, vielleicht in Berücksichtigung des Raumes viel kürzer ausgefallen, und bey den Fragmenten, wo man sie mitunter ungern vermißt, ganz weggeblieben sind, sind im Uebrigen, wie auch die Inhaltsangaben, der früheren Weise treu geblieben. Daß sie nicht so, wie in den früheren Bänden auf das eigentliche römische Recht und die Staatsverwaltung sich beziehen, sondern mehr staatsrechtliche und politische Verhältnisse berühren, liegt in der Natur der Sache. Eine mehr hervorstechende Eigenthümlichkeit dieses Bandes, welche vorzugsweise nöthig macht, ihm eine eigene Anzeige zu widmen, besteht darin, daß demselben, die Rede für den Marcellus ausgenommen, alle diejenigen Reden einverleibt worden sind, welche theils von den meisten,

theils von einzelnen Gelehrten für unächt gehalten werden.

Auf welche Seite sich Hr. Klotz hinneigt, läßt sich schon aus seiner Ansicht von der Rede pro Marcello entnehmen, die wir in der Anzeige der früheren Bände besprochen haben. Ueber die Aechtheit der drey letzten Catilinarischen Reden spricht er sich nur in einigen kurzen Abfertigungen der entgegengesetzten Ansicht aus, die kaum dazu geeignet seyn möchten, die Andersdenkenden (denen übrigens Ref. nicht angehört, wie er bereits in der eben angeführten Anzeige bey Gelegenheit der Orellischen Auswahl ausgesprochen hat) auf seine Seite zu bringen. Der Angriff A. Krause's auf die Aechtheit der vierten Philippischen Rede konnte Hrn. Klotz bey Abfassung dieses Bandes noch nicht bekannt seyn. Ueber die vier von Markland und Wolf unserm Redner abgesprochenen Reden sagt er in der Vorrede, er habe sie jetzt factisch wieder in ihr altes Recht eingesetzt, und glaube, für die, welche mit vorurtheilsfreyer Prüfung an die Sache giengen, in den beygegebenen Erläuterungen die Aechtheit dieser Reden genugsam erwiesen zu haben.

In den Inhaltsangaben findet sich nun das, was sich zur historischen Begründung der Aechtheit dieser Reden sagen läßt, zusammengestellt, und es wird zu erweisen gesucht, daß Cicero nach seinen eigenen Angaben in seinen Briefen und nach den Nachrichten seiner Zeitgenossen oder nicht viel späterer Schriftsteller wirklich in den Verhältnissen, auf welche sich diese Reden beziehen, vor der einen oder der andern Versammlung gesprochen haben, und in den Erläuterungen werden die Ausstellungen, welche Markland und Wolf an einzelnen Stellen gemacht haben, theilweise bestritten.

Betrachten wir das Ergebniß hievon, so läßt sich wohl sagen, daß Hr. K. überzeugend nachgewiesen hat, daß Cicero in den in Frage stehenden Fällen Reden gehalten habe; daß aber die vorliegenden Reden wirklich die bey diesen Gelegenheiten gehaltenen seyen, möchte doch nicht über allen Zweifel erhoben seyn, da die Erläuterungen doch immer nur einzelne Stellen betreffen, ohne auf alle von den frühern Kritikern gemachten Ausstellungen einzugehen, und die kritische Behandlung des Textes, auf welche hier natürlich auch viel ankommt, in Ermangelung der Begründung derselben, welche der noch zu erwartenden kritischen Ausgabe fast ganz aufbehalten ist, keineswegs so durchschaut werden kann, daß man ein sicheres Urtheil darüber fällen könnte.

Wer von den ciceronischen Reden weg, welche am häufigsten, namentlich in Schulen, gelesen werden, zur Lesung dieser Reden schreitet, dem wird, auch wenn er die früheren Commentare nicht dabey berücksichtiget, gewiß Vieles aufstoßen, was ihm nach seinem Gefühle nicht ciceronisch scheint, ja, er wird einen fremden Geist darin zu finden glauben, so daß er kaum an die Möglichkeit, die Aechtheit dieser Reden zu erweisen, glauben wird.

Bey Vergleichung der andern in der späteren Zeit über die politischen Verhältnisse gehaltenen Reden, wird er sich aber gestehen müssen, daß ihm auch hier so Manches fremdartig entgegen tritt, was des großen Redners, wie er ihm vor der Seele steht, kaum würdig zu seyn scheint. Dieß muß auf die Betrachtung führen, ob die Gegenstände über welche, oder die Stimmung, in welcher der Redner sprach, bey den angestrittenen Reden Ursache seyn konnte, daß er sich nicht zu der Höhe der Redekunst erhob, auf welcher wir ihn sonst erblicken. Hierbey drängt sich zunächst die Bemerkung auf, daß fast bey allen den angefochtenen Reden dem vorzugsweise auf das Praktische hin gerichteten Geiste des Redners kein Ziel vorgesteckt war, das er durch dieselben erreichen sollte, daß es vielmehr nur darauf ankam, sich über eine bereits geschehene Sache auszusprechen. Ziehen wir die Rede pro Marcello in Betracht, und vergleichen diese mit der ein ganz ähnliches Verhältniß berührenden Rede pro Ligario, so ist einleuchtend, daß bey der letzteren das zu erreichende Ziel der Begnadigung des Ligarius den Redner anfeuerte, ein solches Meisterstück von Feinheit und Gewandtheit zu liefern, wie wir es wenigstens in dieser Rede zu finden glauben, welche eben deßhalb so vielfach in Folge von Mißverständnissen verdorben seyn möchte, während Marcellus, als Cicero die erstern Reden hielt, bereits begnadigt war, und es also nur darauf ankam, sich dem Machthaber für seine Nach-

sicht verbindlich zu beweisen. Als Cicero die drey letzten Catilinarischen Reden hielt, war der Hauptschlag auch bereits geschehen; Catilina war in's Exil gezogen, und es handelte sich nur darum, in den beyden erstern das Volk von der Lage der Sache zu unterrichten, und in der letzten sein Votum über die Bestrafung der Theilnehmer an der Verschwörung abzugeben. Man könnte vielleicht einwenden, es wäre bey der actio II. in Verrem ein ähnlicher Fall gewesen; allein dort galt es, nachzuweisen, wie gewissenhaft er sich für seine Anklage vorbereitet habe; er wollte also als Redner glänzen, während er in diesen Reden nur darauf ausgieng, als Staatsmann groß zu erscheinen. Fortan lebte er, wie Wieland richtig bemerkt, sozusagen nur im Andenken dieses Jahres. Wie er schon in den vor dem Volke gehaltenen Reden als überschwänglicher Lobredner seiner Person erscheint, so erfüllt ihn auch später nur der Gedanke, daß er der Vater und Retter seines Vaterlandes wäre. Um so mehr mußte ihn die durch die Verbannung angethane Demüthigung kränken, und ihn in eine gereizte Stimmung versetzen, die wohl erklärlich macht, daß er nach seiner Zurückkunft vor allem darauf sann, seinem lange verhaltenen Grimme Luft zu machen, und sich daher einer Sucht zu schmähen überließ, die einer freyen Anwendung seiner Redekunst offenbar hinderlich war.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, kann es nicht auffallen, wenn gerade die in diesen Zeitpunct fallenden Reden hinter andern zurückstehen, und ein besonnenes Urtheil kann die von Hrn. Kl. ausgesprochene Ansicht keineswegs ohne Weiteres verwerfen; vielleicht wird man ganz schlagende Beweise für die Unächtheit verlangen müssen, wenn diese als etwas Unzweifelhaftes angenommen werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Rud. de Raumer, phil. Dr., de Servii Tullii censu dissertatio historica, etc.

(Schluß.)

Wie willkührlich und zufällig erscheint diese ganze Aenderung, welche Gründe sind denkbar dafür, daß die Centurien der ersten Classe um 10 vermindert, die der folgenden um 2 vermehrt worden seyen! Welches Bedürfniß mag eine solche Aenderung herbeygeführt haben, welche im Wesentlichen alles ungeändert läßt, und namentlich das Verhältniß der früheren Classen zu den nachstehenden in der Hauptsache gar nicht alterirt? „Aber es soll eben eine Verschmelzung der Tribuseintheilung mit der Centurien-Verfassung seyn." Zugegeben: aber wie wäre man hiebey auf eine solche Vermehrung und Verminderung der Centurienzahl gekommen? — Gehen wir ein auf die weitere Ausführung des Systems, so können wir nicht einsehen, warum die vier letzten tribus rusticae sammt den vier tribus urbanae nur je 2 Centurien stellen, während von den voranstehenden tribus rusticae je drey Tribus zwey Centurien enthalten. Unter den ländlichen Tribus ist eine solche Verminderung des Stimmrechts nach ihrer Reihenfolge gar nicht denkbar und auch bey den städtischen wohl nicht in dieser Weise. Ueberdieß ist es gegen alles Verhältniß, daß die fünfte Klasse nur zwey Centurien mehr haben soll, während ihr doch um ein Drittel mehr Stimmen zustehen, als der zweyten, dritten und vierten Classe für sich. Der Verf. fühlt es selbst recht wohl, auf welch' schwankendem Boden er sich hier befinde. Wenn er aber seinen Lesern den Unglauben durch jene Abfertigung: si quid novisti rectius istis etc., benehmen will, so gestehen wir aufrichtig, daß uns sämmtliche übrigen Erklärungsversuche, selbst der von Zumpt, welcher die Classen zu Unterabtheilungen der Tribus macht, eine relativ größere Glaubwürdigkeit zu haben scheinen.

2) Auch das zweyte Glied seiner Combination, daß Cicero's Stelle auf die Zeiten des Scipio Africanus bezogen werden könne, kann dem Verf. nicht zugegeben werden. Der erste unbefangene Anblick der Stelle führt gewiß nicht darauf; es zeigt aber auch bey näherer Betrachtung Wort und Zusammenhang, daß Cicero in der That die Zeiten des Servius Tullius meyne. Vor und nach jenen Zahlen-Angaben ist von Servius Tullius und seinen Einrichtungen die Rede: wie sollte dazwischen ohne allen weitern Uebergang eine Bemerkung über die Zeiten des Scipio Platz finden? Nachdem Cicero den Grundgedanken der Servianischen Verfassung

angegeben hat, lehnt er die Descriptio derselben, d. h. die genauere Aufzählung der einzelnen Centurien- und Censuszahlen ab, giebt jedoch das Princip der Majorität: nunc videtis, rationem esse talem, etc. Soll dieß etwa so viel heißen als: nostra aetate videtis etc.? Wir halten diese Uebersetzung für ganz unmöglich. Nunc kann nichts anderes heißen als καίτοι μὲν οὖν oder drgl.; es bildet einen raschen Uebergang zur Sache von der vorausgeschickten Entschuldigung. Ueberdieß zeigen die Imperfecta, ut . . . reliquaque multitudo . . . neque excluderetur suffragiis, ne superbum esset, nec valeret nimis ne esset periculosum — klar genug, daß von etwas historischem und nicht von etwas gegenwärtigem die Rede ist. Zwar heißt es: ut . . . habeat; allein ein Rechenexempel ist immer etwas abstractes und verträgt das Präsens, sozusagen als zeitloses Tempus, wie denn auch unmittelbar vorher, wo S. Tullius Subject des Satzes ist, auf das Imperfectum das Präsens: ne plurimum valeant plurimi — folgt, weil eine solche abstracte Maxime auch in Anwendung auf historische Dinge immer eine gegenwärtige Geltung behält. — Wie in aller Welt sollte aber endlich Scipio, welcher die genauere Beschreibung der Servianischen Verfassung bey so staatskundigen Zuhörern für etwas überflüßiges hält, dazu kommen, das System seiner Zeit, welches jene wie oft schon vor Augen hatten, auseinanderzusetzen?

Auch den andern Ausweg, welchen der Verf. wie zur Wahl eröffnet, müssen wir ihm vertreten, den nämlich, daß Cicero absichtlich und mit Bewußtseyn den Bestand seiner Zeit der Servianischen unterlege. „Denn die Bücher de republica waren ja nicht auf bloß historische Forschung, sondern vielmehr darauf berechnet, das Bild einer vollkommenen Republik zu geben.“ Allerdings, aber dieß Bild soll eben an der wahrhaften historischen Gestaltung und Entwicklung des römischen Staats dargestellt werden.

An diesen letztern Punkt mag sich noch ein Wort über das Verhältniß der Glaubwürdigkeit des Cicero gegenüber von Livius und Dionysius anschließen. Der Verf. zieht die letzteren mit der einfachen Bemerkung vor, weil die Erforschung des Alterthums mehr ihre Sache als die des Staatsmannes gewesen sey. Im Allgemeinen muß man aber die Präsumtion für die Glaubwürdigkeit des einen und der andern gerade umgekehrt stellen. Wie wenig Dionysius sich in die Eigenthümlichkeiten der ältesten römischen Verfassung zu finden gewußt hat, hat Niebuhr zur Genüge und für immer dargethan, und darin stimmen ihm selbst seine Gegner bey. Livius aber hatte nach Zweck und Anlage seines Werkes „weniger sein Augenmerk auf die Darstellung des innern Entwicklungsgangs der Verfassung, als auf das persönliche und dramatische Element der Geschichte des Volks, welches er verherrlichen wollte.“ Das antiquarisch-wissenschaftliche Interesse war bey beyden nicht groß: dagegen war Cicero, der überlegene, einsichtsvolle Staatsmann, schon durch seine politische Stellung auf ein genaues Studium der Verfassung und ihrer Geschichte angewiesen, und daß er dieß Studium in der That sorgfältig gepflogen hat, beweisen viele Stellen seiner Werke, von den Büchern de republica wissen wir aber insbesondere, daß er ihnen vorzügliche Sorgfalt zugewandt hat, und er verdient also hier auch ganz besondres Vertrauen.

In den angehängten vergleichenden Betrachtungen der römischen und athenienſischen Comitien mit modernen Einrichtungen findet sich manches treffende neben manchem schiefen; wir haben eben so wenig Veranlassung hierauf näher einzugehen als auf die drey angehängten sg. Excurse.

Die Sprache ist im Ganzen fließend und ziemlich lateinisch. Ein Versehen ist es, wenn S. 53 und 54 immutatus census unveränderter Census bedeuten soll.

D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nr. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden. Kritisch berichtiget und erläutert von Reinhold Klotz. Dritter Band. Leipzig 1839. Verlag von Johann Ambrosius Barth. X. und 1142 Seiten.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir die in der Wolfischen Ausgabe vereinigten Noten Markland's, Gesner's und Wolf's, so ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß Gesner, den Wolf allzu geringschätzig behandelt, in seiner schlichten Weise oft richtiger geurtheilt hat, als seine beyden Gegner, welche nur zu oft ohne Grund Schwierigkeiten oder Unstatthaftes zu finden glaubten. An nicht wenigen Stellen hat Hr. K. die Grundlosigkeit ihrer Einwendungen dargethan. Wir wollen hier nur den einen Fall erwähnen, daß in der Rede pro domo c. 8. §. 20. bey den Worten: qui quum lege nefaria Ptolemaeum, regem Cypri, fratrem regis Alexandrini, eodem jure regnantem, causa incognita publicasses Wolf ausruft: Quis ante hunc dixit homines publicare! während Hr. K. auf die unbestrittene Rede pro Sestio hinweist, wo (c. 26. §. 57.), und zwar von derselben Begebenheit, zu lesen ist: ut rex amicus, nulla iniuria commemorata, nullis repetitis rebus, cum bonis omnibus publicaretur. Eine ähnliche Zurückweisung der Wolfischen Behauptung, daß man cumulate gratias agere eben so wenig gesagt habe, als cumulate laudare aliquem oder reprehendere, (vrgl. die Note zur Rede post redit. in sen. c. 1. §. 1.) durch Anführung der Stelle Orat. III., 27 utrumque horum (laudandi et vituperandi) cumulatissime facere posse, in der Ausgabe dieser Rede (Colon. 1830.) von Savels, der schon früher (1828) in einer Abhandlung die Aechtheit der fünf von Wolf angefochtenen Reden darzuthun suchte, ist selbst in der Recension (Leipzig. Literaturzeitung 1833. Ergänzungsheft zum 1ten Bande S. 105 ff.), als richtig zugestanden, obgleich daselbst behauptet wird, Savels habe die Wolfischen Ausstellungen größtentheils mißverstanden (womit Orelli's Urtheil im Onomasticon Tullianum: „impar congressus Achilli" übereinstimmt); er sey nicht unpartheyisch genug, und von dem Wunsche, diese Rede dem Cicero zuzuerkennen fast überall geblendet, wobey wir, abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe dieser Ausgabe, welche uns nur durch diese Beurtheilung bekannt ist, bemerken müssen, daß dieser Wunsch eben in einer unpartheyischen Betrachtung der Sache begründet ist, da er ja auf der gesammten Ueberlieferung beruht, während auf der andern Seite nur die Autorität des großen Kritikers steht, die an sich wohl eher dazu geeignet ist, den in seinem Urtheile nicht hinlänglich feststehenden zu blenden. Daß man sich aber vor einer Ueberschätzung dieser Autorität zu hüten habe, zeigen solche unläugbare Widerlegungen, durch welche wenigstens das zur Gewißheit erhoben wird, daß Wolf bey der Begründung seiner einmal gewonnenen Ansicht nicht umsichtig genug zu Werke ging, hinlänglich.

An einer andern Stelle (post redit. in sen. c. 1. §. 2.), wo Wolf zu den Worten: ut, quum multa vobis, magna populo Romano, innumerabilia parentibus, omnia diis immortalibus debeamus, bemerkt: gradatio verbis facta est vehementer ineptis. Quo enim alio nomine digna sunt ista multa, magna, innumerabilia? möchten wir die Sache durch die Worte des Hrn. K.: den Sinn solcher Stellen konnten nur die verkennen, die in dem Folgenden an den



so natürlichen Steigerungen: multa — magna — innumerabilia — omnia — Anstoß nahmen“ nicht als abgemacht betrachten; denn, nehmen wir eine durch alle Glieder fortlaufende Steigerung an, so muß allerdings das mitten inne stehende magna auffallen. Doch, wer sagt, daß hier eine solche zu suchen sey? Es ist, wie Wolf selbst sah, eine Wiederholung des Vorhergehenden, wo für cuius honoribus in amplissimo consilio et in altissimo gradu dignitatis, atque in hac omnium terrarum arce, *) collocati sumus, kaum etwas anderes als magna, oder ein ähnlicher Begriff stehen konnte. Es stehen aber die Glieder wohl zu zwey und zwey einander gegenüber: multa — magna und innumerabilia — omnia. Soll aber doch eine fortlaufende Steigerung darin gesucht werden, so muß man annehmen, daß die beyden ersten Glieder zusammen die Basis derselben bilden.

An vielen Stellen findet sich von Hrn. K. nichts bemerkt, wo eine Widerlegung der Wolfischen Ansicht wohl möglich wäre, sogleich in derselben Rede c. 2. §. 3., wo Wolf in den Worten qui illo ipso tempore, quum vi, ferro, metu, minis obsessi teneremini, non multo post discessum meum universi me revocavistis referente L. Ninnio einen Widerspruch finden will mit Cicero's Worten in seiner Rede für den Sestius c. 21. §. 68, loquebatur liberius senatus etc. Kann hier nicht der anstößige Zwischensatz so gefaßt werden: „trotz dem, daß man auch mit Gewalt und Drohungen einzuschüchtern suchte?“ Der Hauptsatz, wie die gesammte Schilderung, entspricht wenigstens ganz dem, was der Redner an jener andern Stelle über diesen Zeitpunct ausgesprochen hat.

*) Hr. Klotz, der diese Worte auf die Curie bezieht, hat die Rede pro Milone c. 33. §. 90 angeführt, wo sie portus omnium gentium genannt wird; eine ähnliche Stelle, welche dafür zu sprechen scheint, findet sich in der freylich auch im Verdacht der Unächtheit stehenden vierten Rede gegen Catilina c. 1. §. 2. wo es heißt: non curia summum auxilium omnium gentium; doch ist zu bemerken, daß es in beyden Stellen gentium nicht terrarum heißt, weßhalb Ref. doch lieber die Stadt Rom darunter verstehen und atque für „und zwar“ fassen möchte.

Zu einer andern Stelle derselben Rede, c. 14. §. 35.: Qui si mihi quaestor imperatori fuisset, in filii loco fuisset: nunc certe erit in parentis, cum fuerit quaestor non imperii, sed doloris mei bemerkt Markland: Nemini ut Imperatori obtigit Quaestor, neque adeo Cicero tum fuerat Imperator und sagt, Cicero würde geschrieben haben: si mihi Consuli oder Praetori quaestor fuisset, indem er dieses durch mehrere Stellen nachzuweisen sucht. Allein es läßt sich dagegen sagen, daß, wenn den Imperatoren auch als solchen keine Quästoren beygegeben waren, sie doch, so ferne sie einer Provinz vorstanden, solche unter sich hatten, was sich auch mit Stellen belegen läßt, wie Philipp. II. c. 29. §. 71. Cuius tu imperatoris quaestor fueras, woher nach Markland der Declamator diese verkehrte Ausdrucksweise genommen haben soll. Allein es galt hier offenbar, die glücklichsten Verhältnisse darzustellen, unter denen Cicero mit Plancius hätte in der Provinz zusammen seyn können, um den Gegensatz zu der traurigen Lage, in welcher er in Wirklichkeit zu ihm kam, um so mehr hervorzuheben; wozu imperator vorzüglich geeignet war, was an sich klar ist, und auch aus dem Gebrauche Cicero's erwiesen werden kann. Man vergleiche in Pison. c. 16. §. 38. nunc meam spoliatam fortunam conferam cum florente fortuna imperatoris, und das. c. 22. §. 53. non ut redire ex Macedonia nobilis imperator, sed ut mortuus infamis referri videretur. Daß die Sache übrigens nur hypothetisch hingestellt ist, und keineswegs gesagt wird, Cicero sey wirklich imperator gewesen, hat schon Gesner richtig bemerkt, den Wolf mit Unrecht tadelt, daß er sich nicht an Marklands Auseinandersetzung habe genügen lassen, indem er noch einen andern Anstand erheben zu müssen glaubt, daß nämlich kein vernünftiger Schriftsteller je gesagt habe, quaestor doloris.

(Fortsetzung folgt.)

Messager des Sciences et des arts de la Belgique, ou Nouvelles Archives historiques, littéraires et scientifiques. Gand. (Zweyte Serie) T. I — VI. von 1833 — 1838. (Dritte Serie) T. I. v. 1839 unter dem Titel: Messager des Sciences historiques de Belgique, jetzt redigirt von J. de Saint Genois, C. P. Serrure, Ph. Bloemmaert, A. Voisin, A. van Lokeren (alle in Gent).

Zu den Ländern, in welchen die historischen Studien jetzt mit dem größten Eifer betrieben werden, gehört das Königreich Belgien. Die Revolution vom Jahre 1830 hat statt dieselben zu hindern, sie gefördert, indem das wieder erwachte Nationalgefühl durch den Rückblick auf die glänzende Vergangenheit der belgischen Provinzen sich erkräftigte und begeisterte.

Die Bewegungen gegen die niederländische Regierung waren keine vereinzelte oder bloß von äußern Ursachen erzeugte und begünstigte Thatsache, sondern nur die Wiederholung vieler ähnlichen, die seit dem dreyzehnten Jahrhundert bey diesem auf politische Freyheit so eifersüchtigen Volke statt hatten.

Die historischen Studien mußten wieder belebt werden, und alle die in den 1817 vom König **Wilhelm** gestifteten Anstalten gebildeten jungen Leute mächtig ansprechen, welche Sinn und Vorliebe für Geschichte hatten.

Es schlossen sich diese an ältere Geschichtsforscher an, die entweder das alte Belgien, wie es vor der französischen Invasion war, noch gesehen, oder doch genauere Kunde von den alten Zuständen hatten. Begünstiget werden diese Studien durch die Regierung, welche bedeutende Summen zur Herausgabe ungedruckter Geschichtsquellen verwenden läßt und 1824 eine eigene Commission dafür ernannt hat, ferner durch die Akademie zu Brüssel, welche jedes Jahr gut gewählte historische Preisaufgaben *) ausschreibt und unter deren Mitglieder einige selbst zu den ausgezeichnetsten Geschichtsforschern des Landes gehören, endlich durch verschieden: Zeitschriften, unter welche der hier anzuzeigende Messager gehört.

*) Verschiedene Mitglieder des belgischen Adels wie Graf J. B. D'Hane in Gent, der Fürst von der Ligne, der neuernannte Graf Coghen setzten mehrere 1000 Franken für Preise zur Belohnung geschichtlicher Werke aus.

Diese jetzt ausschließlich der Geschichte und Alterthumskunde gewidmete Vierteljahrschrift hat schon im Jahre 1823 begonnen: sie war bis 1830 das Organ von zwey gelehrten Gesellschaften in Gent, nämlich der Société Royale des beaux arts et des Lettres und der Société d'Agriculture et de Botanique; wurde aber nicht nach einem regelmäßigen Plan redigirt, nur herrschte die Rücksicht auf Malerey und Botanik darin vor; auch erscheinen stets (wie noch jetzt) in derselben Kupferstiche und Lithographieen. Sonst theilte man literärische Notizen aller Art mit, namentlich auch die ausgeschriebenen Preisaufgaben der niederländischen Universitäten und anderer gelehrter Körperschaften.

Die Hauptredactoren waren die Herren Delbecq und Liévin de Bast *) († 1832). Unter den Mitarbeiter waren besonders im Lande berühmt der gelehrte Raepsaet († 1832), van Hulthem († 1833), Cornelissen. Der junge Kupferstecher Onghena machte bald die ausgezeichnetsten Stiche — gewöhnlich nur Umrisse. Zwischen 1823 und 1830 erschienen sechs Bände, womit die erste Serie dieser Sammlung schließt. Man verschafft sich dieselbe sehr schwer und nur für einen hohen Preis: die Subscribenten zahlten etwa 6 fl. holl. für den Band.

Die belgische Revolution hinderte augenblicklich die Fortsetzung. Jedoch begann im Jahre 1832 Herr De Bast einen neuen Band: aber nach dem Erscheinen der ersten Lieferung wurde dieser Mann ein Opfer der Cholera. **) Referent war, als ihn die Revolution an die Universität Gent verschlagen hatte, im Jahre 1831, mit De Bast, Secretär des Curatoriums dieser Anstalt, bekannt geworden, schloß sich an ihn an, und schrieb für diese Zeitschrift einen (auch besonders abgedruckten) Artikel, die erste Frucht seiner flandrischen Forschungen, (nämlich Documens inédits rélatifs à l'histoire des trenteneuf à Gend suivis d'eclaircissemens historiques etc.

Ein Jahr nach De Bast's Tode gelang es dem Ref. einen Verein zur Fortsetzung der Zeitschrift zu bilden: sie erschien jetzt auch als Fortsetzung von Hrn. von Reiffenbergs Nouvelles Archives historiques, littéraires et scientifiques (wovon 1832 der 6. Band war vollendet worden) und wurde redigirt von diesem Gelehrten, den Herren Jaquemyns, Serrure, van Lokeren, Voisin und dem Referenten, nach einem regelmäßigen Plane.

*) Er war zuletzt Archivist der Provinz Ostflandern in Gent, Secretär des Curatoriums der Universität u. s. w.

**) Eine kurze Biographie von ihm steht im Messager v. J. 1833. S. 89 flg.

Jedes Jahr sollten 4 Lieferungen mit Kupfern und Steindrücken wie bisher gegeben werden: jede Lieferung zerfiel in vier Abtheilungen:

Die erste enthält Mémoires originaux, notices etc.; also selbstständige Abhandlungen.

Die zweyte Analyses critiques; also Recensionen.

Die dritte ein bulletin bibliographique, d. h. eine vollständige Angabe aller in Belgien zum erstenmale *) erscheinenden Schriften, so wie der im Auslande gedruckten auf Belgien sich beziehenden Bücher. Der Messager enthält bis jetzt die einzigen vollständigen bibliographischen Mittheilungen dieser Art.

Die vierte Abtheilung giebt unter der Rubrik: Variétés, oder Chronique des Sciences et Arts literärische Notizen aller Art.

Am Ende des Jahres 1833 war der erste Band vollendet; er enthält 34 Originalartikel, 21 Recensionen, 27 Notizen und einen wissenschaftlichen Catalog aller zwischen 1830 — 1833 in Belgien oder auf dasselbe sich beziehenden auswärts erschienenen Bücher. Außer den oben angeführten Redactoren arbeiteten daran noch die Herren Cornelissen in Gent, Leglay, damals in Cambrai, Lambin in Ypern, Schayes, damals in Löwen, Ch. Morren und Roulez in Gent und andere. **)

Obgleich dieser Band allen Zweigen der Literatur gewidmet ist, so herrschen geschichtliche und artistische Untersuchungen darin doch vor. Auch enthält er, wie die früheren und nachfolgenden, mehrere Biographieen berühmter jüngst verstorbener belgischer Gelehrter oder Künstler und darunter die von de Bart. Die belgische Regierung unterstützte die Zeitschrift durch ein Subsidium von 300 fl.

In den zwey darauffolgenden Jahren setzten dieselben Redaktoren (mit Ausnahme des Herrn Jaquemner, eines Chemikers) den Messager fort, schlossen jedoch alle selbstständigen Artikel, die sich nicht auf Geschichte oder die Kunst bezogen, aus. ***)

Im Bande II. (von 1834) stehen 21, im B. III. (von 1835) 19 Original-Artikel. In jenem 10, in diesem 13 Recensionen. Beyde enthalten 10 Kupferstiche oder Lithographien, ferner eine Menge Notizen und wissenschaftlich geordnete bibliographische Bulletins, wie der erste Band.

*) Also nicht der Nachdrücke.

**) Ein und vierzig, deren Namen auf der Kehrseite des Titels stehen, hatten Beyträge zugesagt.

***) Nur einige geologische Notizen kommen noch vor.

Es kömmt dem Referenten als Mitredacteur dieser drey Bände des Messager nicht zu, das Lob der Zeitschrift zu verkünden. Es wird ihm jedoch erlaubt seyn, zu versichern, daß seine Collegen und er alles aufgeboten haben, dieselbe so interessant wie möglich zu machen. Während der Jahre 1833 — 1835 war sie das einzige literarische Organ des Landes für die darin behandelten Zweige und enthält eine Menge Mittheilungen über belgische Geschichte, Alterthümer und Kunst, die vielleicht ohne sie nicht würden bekannt geworden seyn. Ref. glaubt auf einige Hauptartikel in den drey Bänden aufmerksam machen zu müssen.

Sie sind:

1. Die Notizen über zwey auch sonst merkwürdige im Palaste des Prinzen von Oranien zu Brüssel sich befindende Gemälde, welche die Stadt Löwen im 15. Jahrhundert hat malen lassen. Man kannte den Maler nicht, dessen Namen, Diederich van Harlem oder Died. Stuerbout Hr. De Bast entdeckte; während Hr. Prof. Raßmann aus Schmincke, Monumenta Hassiaca T. I. S. 77 — 80 den Gegenstand der Gemälde — eine Kaiser Otto III. betreffende Legende, erklärt. Mess. I. p. 17 und II. p. 150. Die Umrisse der beyden Gemälde sind gestochen beygegeben.
2. Ein flamändisches Lied aus dem 13. Jahrhundert mit der Melodie von Willems *) I. p. 194.
3. Notiz über eine Inschrift aus dem Grabe der Königin Gunhilde zu Brügge. I. p. 425 von Herrn Scourion allda.
4. Plan und Beschreibung der Spornschlacht bey Courtrai im Jahre 1301 von Hr. Goethals-Vercruysse zu Courtrai, flamändisch redigirt und französisch für den Messager bearbeitet von Hrn. Voisin. B. II. S. 317 — 370.

*) Hr. Willems wird nächstens eine reiche Sammlung altniederländischer Lieder mit ihren Melodien herausgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nr. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden. Kritisch berichtiget und erläutert von Reinhold Klotz. Dritter Band. Leipzig 1839.

(Fortsetzung.)

Hr. K. geht hierauf nicht ein, obgleich nicht zu läugnen ist, daß diese Ausdrücke, so zusammengestellt, auffallend sind. Nimmt man dazu die Note des Hrn. K. zur ersten Verhandlung gegen Verres c. 1. §. 3.: „Wir machen noch auf den Ausdruck praedonem juris Romani, wobey man an praetor urbanus schon durch die Aehnlichkeit im Wortklange erinnert werden soll, aufmerksam," so könnte man in Versuchung gerathen, statt quaestor schreiben zu wollen questor, was allerdings besser zu doloris passen würde, und die Ungebräuchlichkeit des Wortes könnte kaum zur Widerlegung dienen, da sich Cicero auch sonst, des Gleichklangs wegen, auffallende Ausdrücke erlaubt hat, wie in der eben angeführten Stelle praedo juris gewiß eine Verbindung ist, welche sonst nicht vorkommt.

So findet sich auch in einer der für unächt erklärten Reden (de harusp. respons. c. 18. §. 38.) gewiß nur dem Gleichklang zu Liebe die Wendung: an tibi luminis abesset caecitas plus quam libidinis, wo die früheren Erklärer, denen bey ihrer Schreibweise (libidinis) der Gleichklang verborgen bleiben mußte, die Verbindung der beyden so verschieden zu beziehenden Genitiva mit dem Worte caecitas, scheinbar nicht ohne Grund, beanstandeten. Dahin gehört vielleicht auch die ebenfalls angefochtene Stelle: post redit. ad Quir. c. 2. §. 5. A parentibus, id quod necesse erat, parvus sum procreatus. Indessen würde die Wendung questor, non imperii, sed doloris fast an das Scherzhafte gränzen; auch würde questor doloris schon an sich etwas schwach, hier aber auch deßhalb unpassend seyn, weil vorhergeht: totam suam quaesturam in me sustentando et conservando collocavit, wodurch ausgesprochen ist, daß Plancius seine Thätigkeit als Quästor ihm allein widmete, aber nicht als Untergeordneter (filius) dem Imperator, sondern als Beschützer (parens) dem Exilirten, oder, wie es hier heißt, nicht ihm bey seinem Oberbefehle, sondern in seinem Schmerze. Die Wahl des Ausdrucks doloris mei könnte wohl in dem Anklange an questor, der in quaestor liegt, begründet seyn; übrigens vergleiche man: Philipp. XIV. c. 6. §. 16. Itaque P. Appuleius, tribunus plebei, meorum omnium consiliorum periculorumque iam inde a consulatu meo testis, conscius, adiutor, dolorem ferre non potuit doloris mei.

Alle Stellen dieser Art zu besprechen, würde zu weit führen; wir wenden uns daher zu denjenigen, an welchen, namentlich von Wolf, zwar mit Recht Ausstellungen gemacht worden sind, diese sich jedoch durch Anwendung der Kritik beseitigen lassen. Es kann nämlich dem aufmerksamen Leser des Wolfischen Commentars nicht entgehen, daß er an viellen Stellen wirklich Ungehöriges entdeckte, was er leicht geändert haben würde, wenn er nicht von der Ansicht ausgegangen wäre, der Verfasser der Rede habe selbst Unsinn geschrieben, was ihn natürlich von jedem noch so einfachen Versuche, Sinn in den Unsinn zu bringen, abhielt. Er erwähnt sogar offenbar richtige Lesarten, ohne sie aufzunehmen; so in derselben Rede c. 6. §. 15., wo er gegen den Sinn von pudentissimam civitatem, was er im Texte hat, ankämpft, und am

Schlusse seiner Bemerkung hinzufügt: Non dissimulanda tamen est lectio quatuor Oxonensium, etsi parum verisimilis, prudentissimam, qua dicta omnia conciderent. Hr. K. hat diese Lesart stillschweigend aufgenommen, und warum sollte sie auch so unwahrscheinlich seyn? Der ganze Satz heißt: ita contempsit hanc prudentissimam civitatem, ut omnes suas libidines, omnia flagitia, latere posse arbitraretur, si modo vultum importunum in forum detulisset. Hier ist ja doch wohl prudentissimam ganz an seiner Stelle, da derjenige, welcher glaubt, durch seine Miene einen schlechten Lebenswandel vor andern so beschönigen zu können, daß er ihnen verborgen bleibt, diese doch gewiß für unklug hält. Wenn aber die Lesart pudentissima nicht bloßer Schreibfehler ist, so kann sie nur durch eine falsche Beziehung auf das folgende omnes suas libidines entstanden seyn. An andern beanstandeten Stellen hat Hr. K. Aenderungen vorgenommen, welche weniger einleuchtend sind; doch läßt sich nicht über dieselben aburtheilen, da die Gründe, welche ihn dazu bewogen, zur Zeit noch nicht bekannt sind; so hat er pro domo c. 10. §. 25. civitatemque fractam malis, nutantem ac debilitatam geschrieben für mutam, debilitatam, was Garatoni mit den Worten der Rede post redit. in sen. c. 3. §. 6. mutum forum, elinguem curiam, tacitam et fractam civitatem vertheidigt, welche, wie Wolf glaubt, aus der Rede gegen Piso entnommen sind, wo man c. 14. §. 22 liest: curiae taciturnitatem annuam, silentium perpetuum judiciorum ac fori, welche Stellen die gewöhnliche Lesart an unserer Stelle allerdings einigermaßen empfehlen, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß in dieser die Metapher am kühnsten ist. Außerdem hat Hr. K. in diesen Reden noch Einzelnes gut geändert, was von Wolf zwar nicht beanstandet worden ist, die Zweifel an der Aechtheit derselben aber noch vermehren könnte, so de harusp. respons. c. 15. §. 33. Et qua mente für Eequa mente; es bleiben aber auch noch viele der von Markland und Wolf nicht ohne Grund erhobenen Anstände zu beseitigen übrig. Wir wollen nur eine der hierher zu zählenden Stellen besprechen, und zwar: post redit. in sen. c. 7. §. 16. Te consule, tuis edictis et imperiis, senatui populoque Romano non est licitum, non modo sententiis atque auctoritate sua, sed ne luctu quidem ac vestitu rei publicae subvenire, wozu Wolf bemerkt: Auctoritas pertinet ad senatum: ne igitur nihil sit, quod respondeat populo, sententiis usum scriptorem puta pro suffragiis. Hr. Kl. beachtet diese Bemerkung nicht, die, wenn gleich an sich unrichtig, doch den Weg zu der richtigen Lesart zeigt. Es ist nämlich durchaus nicht anzunehmen, daß sententiis für suffragiis stände, gewiß aber würde der Beysatz populoque Romano in dem Folgenden etwas ihm Entsprechendes nöthig machen. Es fragt sich daher, ob nicht in diesem Zusatze ein Fehler verborgen liege? Da gleich darauf folgt: Capuaene te putabas, und das Verbot, Trauerkleider wegen Cicero's Verbannung anzulegen, außerdem nur auf den Senat bezogen wird, so liegt nahe zu lesen: senatum populi Romani, und dieß findet sich wirklich in einer dasselbe Verbot betreffenden Stelle der Rede gegen Piso c. 8. §. 18: senatum populi Romani occasum atque interitum reipublicae lugere vetuisti, so daß es wohl als das allein Wahre betrachtet werden darf.

An einer andern der beanstandeten Stellen hat Hr. K. die Aenderung vorgenommen, welche nach unsrer Ansicht den Anstand hebt; doch ohne in seiner Anmerkung dieselbe so, wie es nöthig seyn möchte, zu begründen. Man liest nämlich in den früheren Ausgaben, in der Rede pro domo c. 38. §. 101 Sp. Maelii regnum appetentis domus est complanata. Ecquid aliud? aequum accidisse Maelio populus Romanus judicavit: nomine ipso Aequimaelii stultitia poena comprobata est.

(Schluß folgt).

Messager des Sciences et des arts de la Belgique, ou Nouvelles Archives historiques, littéraires et scientifiques etc.

(Fortsetzung.)

5. Ein überaus schön lithographirtes von Madou gezeichnetes Porträt des im Jahre 1488 von den Brüggern enthaupteten Rathes des Kaisers Maximilians, Peter Langhals, eines Gemäldes, das Holbein zugeschrieben wird: mit Erklärungen von Hrn. Van Lokeren II. p. 453.

6. Le jeu d'Esmorée: ein flamändisches Drama aus dem 12. Jahrhundert, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Serrure. B. III. p. 5 — 40.

7. Memoire sur les Bollandistes par M. Gachard. B. III. p. 200 — 250. Eine ziemlich vollständige Geschichte der Acta Sanctorum.

8. Kurze urkundliche Geschichte der Stadt Damm mit dem Facsimile einer Inschrift auf Bley vom Jahre 1294 vom Referenten. *) B. III. p. 457 — 476.

Nach dem Austritt des letztern aus belgischen Diensten setzten die Herren von Reiffenberg, Serrure, van Lokeren und Voisin, welchen Herr Jules de Saint Genois beytrat, den Messager unter dem seit 1833 ihm gegebenen Titel fort und schlossen 1838 mit dem sechsten Bande die zweyte Serie desselben.

Die Zahl der wirklichen Mitarbeiter war 1836 neunzehn, 1837 zwey und zwanzig, 1838 sieben und zwanzig. Ref. gehörte fortwährend unter dieselben, jedoch konnte er nur Correspondenzartikel liefern.

Unter den Hauptartikeln, wovon der B. IV. 19, der B. V. 21, der B. VI. 25. enthält, verdienen folgende besondere Auszeichnung.

Im vierten Bande:

1. Notiz über die Reise des Jodocus van Ghistele nach dem Orient im 15. Jahrhundert von Schayes, p. 1 — 30.

2. Notice sur un buste antique en bronze, découvert dans la Province de Liége, von Roulez. p. 31 — 53.

3. Notice biographique du feu Chanoine M. J. de Bast, Verfasser des Recueil des Antiquités Gauloises et romaines trouvées dans la Flandre und anderer Schriften. p. 193 — 198.

4. Uebersetzung von Karel en Elegast eines altflamändischen Romanes in Versen. S. 199 — 229.

5. La femme à deux barbes peinte par Holbein, mit der Lithographie des Porträts. p. 263.

6. Notice sur Middelburg en Flandre mit dem Stahlstich eines alten Gemäldes in dieser Stadt. p. 333 von De Smet.

7. Briefe der Regentin Margaretha von Parma vom Jahre 1563. p. 349 und 431 (von Willems).

8. Notiz über die Geburt dieser Prinzessin (einer natürlichen Tochter Carls V. und der Margaretha van Gert oder vielmehr van der Gheenst aus Audenarde) von Serrure. p. 417.

Im fünften Bande vom Jahre 1837 zeichnen wir aus:

1. Notice sur la Bibliothèque de M. Charles van Hulthem. p. 54 mit einem gut getroffenen lithographirten Porträt dieses in Belgien so berühmten Bibliomanen, dessen Sammlung von der Regierung für gegen 300,000 Franken angekauft und zur Nationalbibliothek in Brüssel erhoben wurde, an deren Spitze Herr von Reiffenberg steht.

2. Eine sehr gelehrte Recension der von Hrn. Willems veranstalteten Ausgabe des ganzen Reineke Fuchs. p. 67 — 106. und p. 377 — 429, p. 500 — 514 von Bormans.

3. Mémoires manuscrits de J. J. Raepsaet (mit dem gutgetroffenen Porträt des berühmten Geschichtsforschers p. 169 — 200). Nach der Aufzählung der ungedruckten Abhandlungen desselben wird dessen Mémoire sur la démarcation des langues flamande et walonne dans une partie de la Belgique gegeben. (p. 188 flg.).

Im sechsten Bande:

1. Notiz über den berühmten Maler Quentin Metsys oder Matsys, nebst einem von ihm gemalten Porträt von Knipperdolling. p. 1 — 24 von de Saint Genois. S. 368 ist ein gut lithographirtes Porträt des Malers selbst. *)

2. Notiz über ein Gemälde Rogers von Brügge im

*) Verschiedene andere Artikel des letztern werden hier übergangen.

*) Es wird bemerkt, daßelbe sey gemacht nach einer auf den Maler geschlagenen Medaille. Ref. glaubte die Lithographie des Porträts zu sehen, welches im J. 1834 ihm Herr Stedmann zu Besselich bey Coblenz nach einem seiner Gemälde dieses Malers mitgetheilt hat.

Museum zu Frankfurt am Mayn, S. 113, mit Stahlstich.

3. Ueber die Peterskirche in Löwen. p. 154.

4. Notice historique sur les priviléges accordés au Franc de Bruges von Oct. Delepierre. p. 241 — 255. Ref. bedauert, daß der Verf. die im V. Bande seiner Flandrischen Staats- und Rechts-Geschichte gegebene Behandlung desselben Gegenstandes nicht benützt hat. Er wäre sonst nicht in eine Menge Irrthümer verfallen, die Ref. bey ihm gefunden hat.

5. Biographie von Villenfagne, eines 1823 gestorbenen verdienten Lütticher Geschichtschreibers (p. 411) von Henaux.

6. Déclarations de Louis Delrio, membre du Conseil de Troubles en 1568. p. 458 — 474 von de Saint Genois.

Im Jahre 1839 erschien unter dem Titel Messager des Sciences historiques de Belgique der erste Band der dritten Serie des Messager; die Redactoren derselben sind nun die Herren de Saint Genois, Serrure, Bloemmaert, Voisin und Van Lokeren.

Als Hauptmitarbeiter werden auf dem Titelblatte genannt die Herren van Reiffenberg und Schayes in Brüssel.

Die erste Abtheilung mit der Rubrik Notices et Dissertations enthält 27 Artikel.

Die zweyte: Analyses critiques, 10 Recensionen.

Darauf folgt das Bulletin bibliographique: diesem: Analyses des bulletins de la Commission d'histoire, *) endlich eine Chronique des Sciences et arts.

Dreyzehn Kupfer- oder Steinstiche schmücken diesen Band, in welchen wir auszeichnen:

1. Eine Abhandlung über die alte Glasmalerey. (p. 21).
2. Variétés historiques sur la domination française en Belgique zwischen 1792 — 1798. (p. 78).
3. De l'existence de l'Ogive dans les Monumens des temps les plus reculés. (p. 171.)
4. Die Geschichte des Beffroithurms in Gent (p. 231) mit 3 Stahlstichen.
5. Influence de la Reforme à Louvain. (p. 369.)

In den sieben Bänden sind als besonders bemerkenswerth noch hervorzuheben, die Beschreibungen berühmter belgischer Archive, z. B. des Stadtarchives in Gent, des Archives der alten Grafen von Flandern, einst in Rüpelmonde, jetzt gleichfalls in Gent; ferner Notizen über Sammlungen von Handschriften z. B. in Antwerpen, Tournay, Brügge, der burgundischen Bibliothek in Brüssel; ferner eine Menge numismatischer Mittheilungen mit vielen Abbildungen seltener Münzen; endlich biographische Notizen jüngstverstorbener belgischer Gelehrten.

*) Seit dem Jahre 1834 waren diese Bulletins vollständig im Messager abgedruckt worden.

Ref. wirft zum Schlusse dieser Anzeige seinen Blick auf die in den vier letzten Bänden des Messager enthaltenen bulletins bibliographiques. Dieselben beweisen die literärischen Fortschritte der belgischen Provinzen. Hr. de Saint Genois giebt im Bande vom Jahre 1839 S. 498 eine Uebersicht der während dieses Jahres im Lande erschienenen Originalwerke: deren Zahl beläuft sich auf 290. Darin gehören

Der belgischen Geschichte an 47;
der schönen Litteratur 69;
Reisen 7;
Bibliographie 6;
Grammatik und Lexicographie 30;
Archäologie 2;
Medicin und Chirurgie 11;
Chemie und Botanik 6;
Nationalökonomie und Statistik 10;
Politische Brochuren 32;
Zeitschriften *) 18;
Geographie 5;
Mathematische Wissenschaften 4;
Rechtswissenschaft 7;
Numismatik 1;
Geologie 3;
Biographie 2;
Baukunst 5;
Ascetische Werke 4;
Kriegswissenschaft 1;
Schöne Künste 5;
Philosophie 1;
Industrie und Handel 5;
Wissenschaftliche Abhandlungen 3;
Verschiedene Schriften 16.

Aehnliche Uebersichten ließen sich machen **) für die Jahre 1834 — 1838.

*) Ref. fand gegen 24.

**) Im Jahre 1837 erschienen 180, im Jahre 1838 210 Werke.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nr. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden. Kritisch berichtiget und erläutert von Reinhold Klotz. Dritter Band. Leipzig 1839.

(Schluß.)

Herr K. schreibt stultitiae; in seiner Anmerkung aber: „Nach Gesner's vortrefflicher Darlegung brauchen wir wohl kaum zu bemerken, daß diese Etymologie, welche hier Cicero, ob im Ernste, oder bloß um seinen Satz zu unterstützen, ist gleichgültig, vor Aeqnimaelium giebt, gar nicht auffallen darf." Er hält sich also an Gesner's Erklärung, (in welcher stultitia als gleichbedeutend mit amentia betrachtet wird, was bey Livius IV. 15. von dem Vergehen des Mälius gebraucht ist; wogegen Wolf wohl nicht mit Unrecht aufgetreten ist), und bezieht stultitia poena zusammen. Damit möchte aber nicht viel gewonnen seyn. Einen bessern Sinn giebt wohl diese Aenderung, wenn man stultitiae als Dativ betrachtet und ihm als Gegensatz zu populus Romanus eine persönliche Beziehung giebt, ähnlich wie Disputatt. Tuscul. III. 30., est enim proprium stultitiae aliorum vitia cernere, oblivisci suorum, in folgender Weise: „Das Römische Volk urtheilte, es sey dem Mälius eben recht geschehen; den weniger Einsichtigen erschien die Strafe schon durch den Namen Aequimaelium billigenswerth." Fassen wir es so, so ist es ein spöttischer Seitenblick auf die wahrscheinlich im gemeinen Haufen herrschende Meynung von der Bedeutung dieses Namens, welche Valerius Maximus alles Ernstes aufgenommen hat, indem er (VI. 3. 1.) sagt: area vero domus ejus, quo justi supplicii notitia ad posteros perveniret, Aequimaelii appellationem traxit; und dieß soll hier nichts anderes bedeuten, als daß das gesammte Volk, die stimmfähigen Bürger, wie der gemeine Haufe, in jenem Falle eine solche Strafe ganz in der Ordnung fand. Gegen das Wort aequum, das Wolf hier für nicht lateinisch hielt, möchte kaum etwas einzuwenden seyn; in keinem Falle ist es aber zu urgiren, da der Gebrauch desselben ja durch den nach der gewöhnlichen Meynung davon abgeleiteten Namen Aequimaelium geboten war.

Weiter ins Einzelne einzugehen ist hier nicht der Ort. Es erhellt aber schon aus dem Angeführten, daß Hr. K. wohl eine zu hohe Meynung von seinen bisherigen Leistungen in dieser Sache hat, wenn er für die, welche mit vorurtheilsfreyer Prüfung daran gehen, in den beygegebenen Erläuterungen die Aechtheit dieser Reden genugsam erwiesen zu haben glaubt. So viel darf ihm wohl zugestanden werden, daß er die Macht der Autorität so großer Namen, wie Markland und Wolf, nachhaltig erschüttert und selbst einzelne Urtheile anderer bedeutender Männer, wie Niebuhr's (in seiner Römischen Geschichte Band 2 S. 475. Anm. 929, vgl. S. 960 des vorliegenden Werkes) mit Entschiedenheit zurückgewiesen hat; die definitive Entscheidung muß aber, da des Zweifelhaften doch noch so Manches übrig ist, weiteren Auseinandersetzungen vorbehalten bleiben; jedoch ist zu vermuthen, daß die zu erwartende kritische Ausgabe der sämmtlichen Werke Cicero's die Untersuchung wenn nicht zu völligem Abschluß bringen, doch wenigstens um ein Bedeutendes weiter fördern wird.

Die Behandlung der übrigen Reden schließt sich, wie schon bemerkt worden ist, der aus den frühern Bänden bekannten Weise so an, daß über dieselbe nichts Erhebliches zu sagen ist; wir wollen daher nur noch einige einzelne Anmerkungen be-

sprechen, welche auf Römische Sitten und Gebräuche sich beziehen, um zu zeigen, daß auch auf diese Hr. K. die erwünschte Rücksicht genommen hat, wenn wir auch im Einzelnen nicht ganz mit ihm einverstanden seyn können.

In Pison. c. 10. §. 22. cum collegae tui domus cantu et cymbalis personaret, cum quidem ipse nudus in convivio saltaret, in quo, cum illum suum saltatorium versaret orbem, ne tum quidem fortunae rotam pertimescebat, hat Hr. Klotz mit Recht die gewöhnliche Ansicht, nach welcher saltatorius orbis den Kreis bezeichnet, welchen der Tänzer selbst bey dem Tanze beschrieb, von sich gewiesen und angenommen, es sey darunter ein Gegenstand zu verstehen, den Gabinius beym Tanzen gedreht habe. Wenn er es aber mit Tanzreif übersetzt, so fragt es sich, ob ein Gebrauch, Reife beym Tanzen zu schwingen, sich bey den Römern nachweisen lasse? Hr. Klotz sagt darüber Folgendes: „Auch sehen wir nicht ab, warum nicht auch bey den Alten, die bekanntlich in diesen gymnastischen Künsten unserem Zeitalter nicht nachstanden, ähnliche Tänze vorgekommen seyn sollten, wie z. B. die Reiftänze sind, welche, im Mittelalter namentlich und bisweilen auch in neuerer Zeit noch, einige Zünfte vorzugsweise aufzuführen pflegten. Außer Cicero's Darstellung und Vergleich selbst führt hierauf auch der öfters vorkommende bestimmte Ausdruck orbis saltatorius, der auf eine bestimmte Art zum Tanze eingerichteter Reifen hindeutet. So ist nun gewiß auch dieselbe Redensart aufzufassen bey Arnobius, gegen die Heiden, Buch 2. 73., wo es heißt: ut incompositos corporum dissolveretur in motus, saltitaret et cantaret, orbes saltatorios verteret, et ad ultimum clunibus et coxendicibus sublevatis lumborum crispitudine fluctuaret." Andere Stellen, in welchen der Ausdruck orbis saltatorius vorkäme, sind dem Ref. nicht bekannt; an der hier angeführten, wo allein der Plural auffallen kann, der durch einen Irrthum herbeygeführt seyn könnte, möchte er aber aus der unsrigen entnommen seyn, in welcher er wohl nur der Anspielung auf fortunae rotam seinen Ursprung verdankt, da orbis rotae, was das Mittelglied bildet, ein allgemein geläufiger Ausdruck ist. Ref. kann sich nämlich nicht denken, daß der Consul Gabinius wirklich Tänze mit künstlichen gymnastischen Uebungen aufgeführt habe. Vielmehr sind bey ihm nur die Instrumente zu suchen, welche bey dem wüsten Tanze der Trunkenen gebraucht zu werden pflegten; unter diese rechnet aber Visconti (Musée Pio Clém. IV. p. 178) ausdrücklich das bey bacchischen Tänzen so oft vorkommende tympanum, welches er nennt: symbole de cette joie insensée, qui accompagne l'ivresse dans ses transports. Sollte also nicht dieses, das ganz gut zu dem vorgenannten cymbalis paßt, unter dem orbis saltatorius zu verstehen seyn, da dieser Ausdruck seiner Form vollkommen entspricht? — Bey der andern zu besprechenden Stelle derselben Rede (c. 27 §. 67.) kommt auch die grammatische Construction in das Spiel. Hr. K. erklärt nämlich, die Worte bibitur usque eo dum de dolio ministretur: „Man trank so lange, als man von der Tonne zapfen konnte, so lange das Faß Etwas hergab." Hier verlangt usque eo dum, zumal da der Conjunctiv folgt, doch gewiß die Uebersetzung bis; ist dieses der Fall, so muß aber auch dieser Satz anders erklärt werden, wenn gleich der Sinn im Allgemeinen getroffen ist. Wir nehmen noch das Vorhergehende hinzu: pistor domi nullus, nulla cella: panis et vinum a propola atque de cupa, wozu Hr. K. die Erläuterung giebt: „Cicero will sagen, statt eine eigne Bäckerey (pistrina) im Hause zu haben, kaufte man das Brod vom Höcker und trank den Wein vom Fasse (de cupa), statt ihn auf Flaschen und Krüge (lagenae und amphorae) gefüllt, von dem Weinlager zu holen." Sollte dieser Sinn ausgedrückt werden, so müßte es wohl heißen nulla apotheca, man vergleiche nur Beckers Gallus, auf welchen sich Hr. K. selbst bezieht, S. 167: „Die cella vinaria, wo die dolia aufbewahrt wurden, war eine kühle Kammer, ganz oder so weit über der Erde, daß sie Fenster haben konnte" und S. 169: „Die amphorae kamen darauf in die apotheca, welche von der cella vinaria ganz verschieden, und im obern Stocke war." Aehnliches bemerkt Heindorf zu Horaz's Satiren II. 5. 7. und es findet außer bey Columella de R. R. I, 6. namentlich seine Bestätigung bey Plinius N. H. XIV. s. 16,

wo es heißt: Apothecas fuisse et diffundi (was eben das Abfüllen auf Amphoren bezeichnet) solita vina anno DCXXXIII. apparet. Da aber Cicero sagt nulla cella, so wollte er damit wohl andeuten, Piso habe gar keinen Weinvorrath im Hause gehabt. Das Zeichen der lautitia, die hier nach Cicero's Darstellung gänzlich mangelte, wird dem entsprechend bey Petronius Sat. c. 38. angeführt: Nec est, quod putes, illum quidquam emere, omnia domi nascuntur, und pistores plus vini sub mensam effundebant, quam aliquis in cella habet. Demungeachtet glauben wir uns aber denen nicht anschließen zu dürfen, welche de cupa erklären von „der Schenkwirthin." Wir machen vielmehr außer der Verschiedenheit der Präpositionen, auf welche auch Hr. K. Rücksicht genommen hat, noch auf atque aufmerksam; dieses scheint dem vorhergehenden et gegenüber nicht auf einen Parallelismus der Glieder zu führen; es ist also wohl a propola auf panis et vinum zu beziehen und atque de cupa als besonderer Zusatz zu fassen: „Brod und Wein nahm er vom Verkäufer, und zwar von dem Fasse, von dem er eben zapfte," wofür Folgendes spricht, was Bentlei zu Horaz Sat. II, 2. 123, freylich aus späterer Zeit, anführt: Augustinus Confess. lib. IX. c. 8. „Nam eum de more puella juberetur a parentibus de cupa vinum depromere submisso poculo. Er ließ sich also nicht ein Faß Chierweins (Chius cadus) holen, wie Horaz Od. III. 19. 5, oder eine Amphore Falerner (vrgl. Plin. N. H. XIV. s. 17 vini Falerni amphoras, Chii cados u. Tibull. II. 1. 27 f.), sondern er ließ sich aus dem Schenkfaß ein kleineres, dolium, (eigentlich ein Mostfaß, vrgl. außer den bey Becker a. a. O. Angeführten Cic. Brut. c. 83. §. 288.), füllen, was nun seinen ganzen Vorrath für seine Gäste ausmachte. Dieses tranken sie nun auch bis auf die Neige; faece tenus oder cum faece konnte der Redner nicht sagen (wie Horaz Od. III. 15, 16. und I. 35, 26), weil der Wein eben erst in das Faß gefüllt war; daher sagt er: usque eo dum de dolio ministretur, d. h. bis nicht so viel mehr darin war, daß man noch eine Flasche (lagena) zum Einschenken hätte daraus anfüllen können, sondern die Sclaven die Becher unmittelbar vom Fasse füllten, um keinen Tropfen umkommen zu lassen (vrgl. Cic. in Verr. act. II. lib. II. c. 44. §. 105. maximis poculis ministratur u. dgl.).

Das Lemma der eben besprochenen Anmerkung, in welchem ministreter statt ministretur steht, führt uns auf den früher ausgesprochenen Wunsch, daß der dritte Band des so theueren Werkes besser corrigirt werden möge, als die beyden andern, welcher leider unerfüllt geblieben ist. Fast zwey Seiten „Zusätze und Verbesserungen", welche größentheils aus Berichtigungen von Druckfehlern bestehen, sind am Ende angegeben, und es ließen sich mit Leichtigkeit noch doppelt so viele zusammenbringen. So steht, um nur anzuführen, was uns beym Durchblättern eben in die Augen fällt: S. 167. quom für quam, S. 169. sod, ferner cognitio für cognatio, S. 204. Heilichkeit, S. 207 inani für iam, S. 232 publicorum für publicanorum, S. 237 tricuniciis, S. 244 la bestum für labes tum, S. 295 Alles für Was, S. 310 dies für diei, S. 311 audeas für audebas, S. 321 indgnno, S. 325 lacentem, S. 369 infumis für infumus, S. 424 revocabitis für revocabatis, immani für immanis, S. 432 multas für multos, S. 457 excetum für exceptum, S. 631 fortuna für fortunas; S. 634 male für malum, S. 733 principes für princeps, S. 745 Redimes für Redimet, S. 747 archiparata, S. 781 parraro für perraro, S. 782 voluit für noluit, S. 787, durent für darent, S. 857 kaum für kann, S. 874. Caelius für Laelius, S. 943. cernunter, S. 944. ob für ab, S. 988 Bühnenschwarm für Bienenschwarm. Auch die Capitelzahlen und Columnentitel (S. 783) sind öfters falsch. — Bey der Interpunction ist zu bemerken, daß parenthetische Sätze, etwa in der letzten Hälfte dieses Bandes, nicht, wie in den früheren und auch in diesem bis dahin, durch Gedankenstriche vom Uebrigen getrennt, sondern nur zwischen zwey Kolon eingeschlossen sind, was das Verständniß bey schnellem Lesen mitunter sehr erschwert, da dieses Interpunctionszeichen auch sonst so häufig vorkommt.

L. v. Jan.

Messager des Sciences et des arts de la Belgique, ou Nouvelles Archives historiques, littéraires et scientifiques etc.

(Fortsetzung.)

Wir richten die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders auf die in Belgien erscheinenden Zeitschriften und die über belgische Geschichte.

Es ist merkwürdig, daß in einem Lande, wo vor 25 Jahren keine literärische Zeitschrift erschien, jetzt 24 redigirt werden. Hier die Titel der wichtigsten. In Lüttich erscheinen:

1. Revue belge, publiée par l'Association nationale. Sie hat eine liberale Farbe.

2. Journal historique et litéraire redigirt von Kersten, ebendaselbst; hat eine katholische Richtung. Jetzt 6 Bände.

In Brüssel erscheinen:

2. Revue nationale: eine literarische Zeitschrift von liberaler Farbe.

3. Revue de Bruxelles, redigirt von A. Dechamps und P. de Decker unter der Leitung der Geistlichkeit. Sie soll gegen 1500 Abnehmer haben.

4. La Renaissance: Zeitschrift der Société des beaux arts in Brüssel.

5. Le Belges peints par eux mêmes, Porträte mit Selbstbiographieen.

6. Bulletins de l'Académie royale des Sciences et Belles lettres de Bruxelles.

7 Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles lettres de Bruxelles. 4 Jahrgänge.

8. Comptes rendus de la Commission royale d'histoire. 3 Bände.

In Gent erscheinen:

9. Der Messager des Sciences historiques.

10. Die Nouvelles archives historiques, philosophiques et litéraires, publiées par MM. d'Hane, Mate, Lenz et Huet.

11. Belgish Museum, in flam. Sprache redigirt von Willems.

In Brügge:

12. Annales de la Société d'Emulation pour l'histoire et les Antiquités de la Flandre occidentale.

Die mathematischen Wissenschaften betreffen zwey von Quetelet in Brüssel redigirte Zeitschriften, nämlich das

13. Annuaire de l'Observatoire de Bruxelles.

14. Correspondance mathematique.

Naturwissenschaftlichen Inhalts sind die

15. Annales de la Société des Sciences naturelles de Bruges.

Medicinische Zeitschriften erscheinen folgende:

In Brüssel:

16. L'Abeille et l'Observateur médical réunis.

17. Le Magnetophile, ebendaselbst.

18. Encyclopédie de sciences medicales, publiées sous la direction de la Société medicale. (Jedes Jahr 12 Bände).

In Namur:

19. Annales d'occulistiques, dirigées par Fl. Cunier, medecin Militaire, et Schoenfeld.

In Gent:

20. Annales et bulletins de la Société de Medecine de Gend.

Es erscheinen endlich einige juristische Zeitschriften, worunter mehrere Annalen der belgischen Obergerichte enthalten. Der Wissenschaft sind bestimmt die bey Houman herauskommenden

21. Archives de droit. Die zwey seit 1838 erschienenen Bände enthalten aber fast nur Artikel, die aus andern Zeitschriften des Auslandes entnommen sind.

Wir nennen ferner:

22. Journal des Haras, des chasses et des courses des chevaux.

23. Journal de l'Armée belge.

24. Journal de l' enrégistrement et du notariat en Belgique.

25. Bibliographie de Belgique ou catalogue général de livres belges par Marquardt, libraire à Bruxelles.

Ueber die belgische Geschichte erscheinen nicht bloß eine Menge Monographieen sondern, was besonders erfreulich ist, eine Masse bisher ungedruckter Quellen aller Art. Um nicht zu wiederholen, was den Jahren 1830 — 1835 angehört, beschränken wir uns, die wichtigsten Quellenwerke, welche seit 1836 erschienen sind, hier aufzuführen.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

Band X. S. 617. Z. 13 v. u. statt: unbefangenes lies: ein befangenes; das. Z. 5. v. u. statt der l. den Ambrosianischen Scholiasten; Sp. 621 Z. 10 v. u. st. was l. wo er etwa falsch las; Sp. 622 Z. 16 st. scheint l. scheinen; Sp. 626 Z. 17 v. u. st. setzt l. sagt; S. 628 Z. 1 st. oben l. aber; Sp. 638. Z. 3. v. u. st. die erwarten ließe, l. die nicht erwarten ließe. Sp. 639. Z. 3. st. herrsche l. herrscht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington K. G. during his various campaigns in India, Denmark, Portugal, Spain, the low countries and France, from 1799 to 1818. Compiled from official and authentic documents by Lieut. Col. Gurwood, Esquire to his Grace as knight of the Bath. London 1834—1838. Zwölf starke Bände. gr. 8.

„Ein Werk, das alle Classiker aufwiegt und als Lehrbuch in Schulen gebraucht werden sollte," dieß war vor Kurzem über diese Sammlung der Ausspruch Sir Francis Burdett's, freylich bey einem conservativen Gastmale und in einem Trinkspruche auf den Helden. Kann ein nüchternes Urtheil nicht so weit gehen, so wird es doch dem Buche einen hohen Rang unter den Quellen der Geschichte unserer Zeit einräumen. Vollständig ist die Sammlung nicht; Papiere, die wohl zwey Bände gefüllt haben würden, sollen, auf des Herzogs Befehl, ausgeschlossen und vernichtet worden seyn; doch bietet was hier vorliegt einen Ueberfluß dar, bey dem man nicht leicht gewahr wird, daß etwas fehle.

Die drey ersten Bände umfassen die acht Jahre (1797 — 1804), welche der Herzog zuerst als Obrist, dann als Generalmajor, in Ostindien zubrachte. Feldzüge gegen Dundiah und Scindiah, Verhandlungen mit dem Peischwah und dem Subah sind uns so fern und fremd, daß uns kaum ein Geschichtbuch Antheil daran abgewinnen könnte; wie viel weniger eine Urkunden-Sammlung! Aber so unerheblich für uns die Sachen sind, so merkwürdig ist ihre Behandlung, die aus diesen Urkunden erhellt, weil daran ein Mann sich übte und bildete, der zu einer entscheidenden Thätigkeit auf dem größten Wahlplatze der neueren Zeit bestimmt war.

Wie der ältere Africanus, nach der Schlacht bey Cannä, nicht in Italien, sondern in Spanien zu dem Kriegsfürsten erwuchs, der zwölf Jahre nachher den Hannibal überwand und Carthago demüthigte, so begann Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, (geb. 1. May 1769,) die kriegerische Laufbahn, die bey Waterloo endigte, nicht dem Besieger Europa's gegenüber, sondern im Süden der Halbinsel diesseits des Ganges.

Die erste selbständige Wirksamkeit bekam er 1799 als Befehlshaber in dem eben eroberten Lande Mysore, dessen Beherrscher Tippu Sahib bey der Einnahme seiner Hauptstadt Seringapatam den Tod gefunden hatte. Schon im folgenden Jahre trat eine bedenkliche Störung ein, da ein Marhatte, Dundiah, von Tippu in Fesseln zurückgelassen und von den Engländern in Freyheit gesetzt, einen Haufen Räuber sammelte und, als dieser stark angewachsen war, an dessen Spitze sich zum Kaiser aufwarf, I. 73. Die Besonnenheit, mit welcher Obrist Wellesley diesem Unternehmen schnell ein Ende machte, hat den Grund zu seinem Rufe und Ansehen gelegt. Er vertheilte seine Mannschaft, ob sie gleich minder zahlreich war, so geschickt, daß der Abenteurer nicht entkommen konnte. Dieser blieb im Treffen und seine Reiterschaaren wurden theils aufgerieben, theils zerstreut. Von da an war Mysore in Ruhe. Der Befehlshaber tilgte den Samen der Empörung dadurch aus, daß er ein Verzeichniß aller Pferde im Lande aufnehmen ließ, kein

nicht verzeichnetes Pferd duldete, und alles Reisen zu Pferd ohne Regierungs-Paß verbot. II. 127.

Zu Anfang 1803 erhielt W. den Auftrag, mit einem Heere nach Punah zu ziehen, um den Peischwah der Marhatten, der von andern Oberhäuptern verdrängt war, wieder einzusetzen. Dieses geschah ohne besondere Schwierigkeit, erbitterte aber die, welche dadurch ihre Absichten vereitelt sahen, so, daß sie sich zu einem Vertilgungskriege wider die brittische Herrschaft verbanden. Ihre Plane wurden entdeckt, und durch rasches Einschreiten gehemmt. W. empfing von dem Gen. Gouverneur (seinem älteren Bruder, jetzt Marquis Wellesley) eine sehr ausgedehnte Vollmacht zu Krieg und Frieden, nach Umständen, mit den Fürsten Scindiah und Bunslah, welche die nahe liegenden Länder inne hatten. Da sie seinen Aufforderungen Trotz boten, griff er zu den Waffen. Das Unternehmen war nicht ohne Gefahr. Scindiah's zahlreiches Heer war zum Theil von französischen Officieren auf europäischen Fuß gebracht und mit vielem Geschütz versehen. Von ihren Verbündeten hatten die Engländer mehr Hinderndes als Förderliches zu erwarten. W. schreibt:

I. 384. „Das Mißlichste für uns in diesem Kriege ist der Mangel an Gewalt und Ansehen, womit unsere Verbündeten, der Peischwah und der Subah, behaftet sind. Jeder Beamte, fast jeder Vorsteher eines Dorfes handelt wie es ihm gut dünkt."

I. 452. „Der Peischwah hat seinen Palast zu Punah inne und sonst nichts; das wenige Geld, das er einnimmt, giebt er Braminen oder Weibern, nicht seinen Soldaten, nicht einmal seinen Hofdienern."

I. 351. „Goklah und Appah helfen mir nicht viel; ich behalte sie nur im Solde, weil mich ihre Leute sonst als Räuber umschwärmen würden."

I. 535. „Wüßten meine Marhatten-Verbündete nicht, daß ich jeden, der über dem Plündern ertappt wird, hängen lasse, so wäre ich nicht nur längst Hungers gestorben, sondern wahrscheinlich wäre mir das Kleid vom Leibe gestohlen worden."

Sein Plan war nicht auf den Angriff allein, sondern zugleich auf die Vertheidigung der westlichen Gebiete bis an Bombay hin berechnet. Der Gouverneur von Bombay war aber damit nicht einverstanden. Nun überließ ihn W. sich selbst.

I. 349. „Ich nehme ohne Bedenken für Maßregeln, die ich anrathe, die Verantwortlichkeit auf mich, doch unter der Bedingung, daß sie zuverlässig vollzogen werden. Hier weiß ich das Gegentheil voraus und würde zwiefachen Tadel erleiden, obgleich nicht verdienen; einmal wegen des Mißlingens der nicht gehörig ins Werk gesetzten Anstalten, sodann, weil ich diese beharrlich angeordnet hätte, ungeachtet der mir bekannt gewordenen Abneigung des Gouverneurs dagegen."

Der Feldzug war kurz und entscheidend. In der Schlacht bey Assye am 23. Sept. 1803 verloren die Gegner fast ihr ganzes Geschütz und einen so großen Theil ihrer Mannschaft, daß sie um Stillstand ansuchen mußten. W. schreibt darüber an seinen jüngern Bruder etwas umständlicher als in seinem amtlichen Berichte.

I. 419. „Scindiah's französisches Fußvolk war viel besser als Tippu's; sein Geschütz und die Bedienung desselben vortrefflich. Unser Verlust ist groß, aber das Gefecht war auch wohl das hitzigste, das je in diesem Lande vorgekommen. Ich verlor darin zwey Pferde."

Der Stillstand wurde bewilligt, von Scindiah aber gebrochen. Ein zweytes Treffen bey Argaun am 29. Nov. demüthigte ihn gründlicher.

I. 533. „Hätten wir noch Tageslicht gehabt, so wäre kein Mann entronnen. Und wir hätten es gehabt, wäre nicht mein indisches Fußvolk beym Anfange des Kanonirens in Verwirrung gerathen. Was halten Sie von beynahe drey ganzen Bataillonen, die sich bey Assye so gut hielten, die nun bey Argaun ausreißen, wo das Kanoniren ungleich schwächer ist? Glücklicherweise war ich nicht weit, und es gelang mir, sie wieder zu sammeln und das Treffen herzustellen. Wäre ich nicht da gewesen, so war dieses verloren. Aber es verging so viel Zeit bis die Flüchtigen wieder standen, daß wir nicht mehr hell genug hatten um den Sieg vollständig zu machen."

In den Friedens-Unterhandlungen, die nun fortgesetzt wurden, führte W. selbst die Feder und schrieb 86 Seiten Protocolle. Als zu Ende des Jahres 1803 abgeschlossen war, suchte der Gesandte des mit den Engländern verbündeten Nizam zu erfahren, was sein Herr gewinne, und bot W. fünf Lak Rupien. Dieser fragte ihn, ob er ein Geheimniß bewahren könne? Jener lebhaft: ja wohl. Und ich kann das auch, war W.'s Antwort. I. 524.

Was den so schnell und glücklich geführten Krieg von den früheren in diesem Lande am meisten unterschied, war die Trefflichkeit der Voranstalten, der Kriegszucht, des Fuhrwesens und der Kundschaft, wodurch W. seinem Heere mehr Beweglichkeit und zugleich mehr Sicherheit gab als die früheren gehabt hatten. „Dieses Heer betrug (wie I. 477 in einer Anmerkung des Herausgebers aus dem Tagebuche des Gen. Nicoll's angeführt ist) mit Einschluß des höchst raublustigen Trosses, 40,000 Mann, zog dreymal über dasselbe Land, hielt vier Tage Rast, und kein Dorf wurde geplündert oder beschädigt, kein Getreide anders als gegen Zahlung des vollen Preises genommen; auch floh aus den Dörfern niemand. Das Heer eines inländischen Machthabers würde nicht zweymal auf diesem Wege haben seyn können ohne von ihm selbst verursachten Mangel zu leiden." Ferner I. 479 aus gedachtem Tagebuche: „W. hat immer 20 — 40 zuverläßige Leute, die voran und an der Seite her gehen; zwey oder drey werden in jedem Orte, woran vorbeygezogen wird, am Thore aufgestellt; diese lassen die Gemeinen nicht eintreten, manchmal selbst Officiere nicht, wenn es die Einwohner beunruhigen könnte." Ferner I. 420. „Briniarrys (Getreidehändler) brachten nach der Schlacht bey Assye zwey bis dreytausend Ochsen mit Getreide beladen, welche sie wahrscheinlich zu Scindiah hatten treiben wollen, durch W.'s Cutwahl (Marktaufseher) aber bewogen wurden in das englische Lager zu liefern. Dafür belohnte W. diesen Marktaufseher mit goldenen Armspangen, die er ihm selbst anlegte. W. wußte die Getreidehändler, die umherziehende Leute sind, durch alle Art Lockung anzuziehen; schoß ihnen Geld vor, zahlte mehr, wenn sie unerwarteten Verlust hatten, nahm ihr Korn, wenn man dessen auch nicht sogleich bedurfte, gab ihnen Geleite und Schutzwachen." — II. 464 beschreibt W. selbst die Anstalten, die er getroffen hatte, um sichere Kundschaft einzuziehen. Er hatte dazu in seinem Lager drey Beamte, die an ihn allein zu berichten hatten. Jedem war eine Anzahl Kundschafter zugewiesen, die immer sogleich nach ihrer Ankunft ausgefragt wurden. Es war dafür gesorgt, daß keiner der einem Beamten zugewiesenen die kennen lernte, die einem andern angehörten, noch in Berührung mit einem solchen kam. Die Belohnung war reichlich, aber auch für unwahre Meldungen die Strafe gewiß. — II. 359 schreibt er über das von ihm eingerichtete Zugochsen-Amt (public bullock department).

„In den früheren Kriegen, wo Geschütz und Gepäck mit gemiethetem Vieh fortgebracht wurde, mußte auf dem Rückwege das meiste zurückgelassen werden. Dazu kam, eben wegen der Mangelhaftigkeit der Transportmittel, eine unvermeidliche Langsamkeit in den Operationen. Wir zogen von Seringapatam nach Punah gegen 600 Meilen (120 deutsche) in der schlimmsten Jahreszeit, durch ein verheertes Land, mit schwerem Geschütz, im Durchschnitt 13½ Meile täglich. Ich blieb in der Gegend von Punah, die den Namen einer Wüste verdient, 6 Wochen, und zog dann mit dem Fuhrwerke in demselben Stande, wie von Seringapatam aus, weiter. Oft mußten während des Krieges 15 bis 20 Meilen des Tages zurückgelegt werden: immer war das schwere Geschütz dabey, und ich fand, daß das Vieh so weit gehen konnte als die Mannschaft. Einmal mußten 60 Meilen in 30 Stunden gemacht werden, und Geschütz und Lebensmittel waren dabey. Aber alles Fuhrwerk wurde von unseren eigenen Zugochsen gezogen. Der Verlust daran war, glaube ich, nicht größer als er auf der Weide gewesen wäre. Statt daß in früheren Zeiten Geschütz und Wagen zurückgelassen werden mußten, war ich im Stande, die Kanonen, die wir erobert hatten, wegzuführen. Diese Einrichtung ist wohlfeiler als die ehemalige; das ist aber nicht ihr größter Vorzug. In dem jüngsten Kriege hing der Erfolg davon ab, daß das Heer sich mit der größten Schnelligkeit, und zwar so lange als es nöthig war, bewegen konnte. Schnelle Bewegung mit Geschütz und Gepäck ist aber ohne gutes Zugvieh, das wohl gepflegt und wohl angetrieben wird, unmöglich."

Nach dem Frieden, der zu dem brittischen Gebiete ansehnliche Bezirke im Deccan hinzufügte, behielt W. in diesen, wie in Mysore, den Befehl. In seinem fast unbeschränkten Wirkungskreise lernte er nicht nur die Landesart sehr genau kennen, sondern stieg auch sein Blick in die Geschäfte zu der höchsten Klarheit. Tippu Sahib hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, die von den Engländern nicht kärglich versorgt wurde. III. 308 schreibt W.:

„Stirbt einer der Prinzen, so sollte die eine Hälfte

seiner Pension heimfallen, die andere aber unter seine Kinder gleich vertheilt werden. Die Prinzen sollten nicht gehindert werden, so viele Frauen und Nebenfrauen zu nehmen, als sie gut finden. Sie können ihr Geld auf keine harmlosere Weise anwenden. Lasset sie heirathen wen sie wollen. Ihre Verheirathungen in muselmännische Familien bringen nur eine größere Zahl abhängiger Leute und armer Verwandter, und mehr Gelegenheit, ihr Geld auszugeben, hervor. Die Prinzessinnen sollte man nicht heirathen lassen. Ein Muselmann würde auf die Ehe mit einer von Tippu's Töchtern den Anspruch auf eine reichliche Pension oder selbst auf die Regierung gründen. Dieß zu verhüten ist räthlich; darum müssen die Frauenzimmer in ihrem jetzigen Stande bleiben. Indessen sollte ihnen an Bequemlichkeit so viel zugelegt werden, als nöthig ist, sie glücklich und zufrieden zu machen."

I. 444. stellt er das Eigenthümliche der Stellung der Engländer in Ostindien ins Licht.

„Es ist nothwendig, daß unsere politischen Agenten an den Höfen der indischen Fürsten in dem Rufe stehen, eine ansehnliche Gewalt zu haben. In diesem Theile der Welt giebt es keine andere Macht als des Schwerts. Daraus folgt, daß wenn die politischen Agenten keine Gewalt über das Militär haben, sie überhaupt gar keine besitzen. Die Einwohner würden diese Schwäche bald gewahr werden und die Residenten ihren Einfluß auf die Regierung einbüßen. Ist dem so, kann man einwenden, so sollte der Befehlshaber der Truppen auch der politische Agent seyn. Allerdings; und das Ganze sollte in der Hand des Militärs seyn; denn dasselbe gilt von allen Theilen der vollziehenden Gewalt. Die brittische Regierung in Indien ist etwas Absonderliches, ein Ding für sich (a phenomenon), und es lassen sich auf sie in ihrem jetzigen Stande weder die Regeln, wornach andere Regierungen verfahren, noch die Grundsätze anwenden, auf welche diese Regeln gebaut sind."

II. 127. „Stellet euch ein Land vor, wo in jedem Dorfe 20 bis 30 Reiter sind, die man aus dem Dienste entlassen hat und die sich nicht anders zu nähren wissen, als durch Raub. In diesem Lande ist kein Gesetz, keine Regierung, kein Heer, die Räuber niederzuhalten; kein Feld kann angebaut, keine Auflage erhoben werden, wo nicht der Bauer durch eine Waffenmacht, die in seinem Dorfe liegt, geschützt wird. Von den inländischen Machthabern ist nichts mehr zu fürchten, viel aber von den Räubern, die in großen Haufen zusammenströmen und das brittische Gebiet nicht verschonen werden. Das einzige Mittel dagegen ist die Aufnahme dieser Leute in den inländischen Kriegsdienst, indem die Fürsten genöthigt werden, die Truppen zu halten, zu deren Stellung sie sich verpflichtet haben. Niemand hat je so viel Gelegenheit gehabt, als ich, diesen Gegenstand recht kennen zu lernen; vielleicht ist darauf vor mir noch niemand aufmerksam gewesen. Die Residenten sehen gewöhnlich nichts als was an den Höfen vorgeht."

III. 566. „Die Regierung meynt, in Folge der neuen Eroberungen und der Abnahme der Macht ihrer Feinde nun ihre eigene Kriegsmacht vermindern zu können. Sie bedenkt aber dabey nicht, daß alle Regierung in Indien, Bengalen allein vielleicht ausgenommen, mit dem Schwerte geführt wird.

Bekanntlich ist W. mit der Parthey im Parlamente, die ihn gegenwärtig als ihren Anführer erkennt, in ihrem Eifern gegen das neue Armengesetz nicht einverstanden. Er selbst handelte schon im J. 1804, und in Indien, nach den Grundsätzen, welchen dieses Gesetz gefolgt ist. II. 202.

„Unentgeldliche Vertheilung von Lebensmitteln ist eine sehr mangelhafte Schutzanstalt gegen die Hungersnoth. Sie ist überall mißlich, in Indien aber ganz besonders. Zu Ahmednuggur würde die Folge davon seyn, daß Schaaren von Leuten aus andern Gegenden sich dahin zögen und den Mangel dort so steigerten, daß alle unsere Bemühungen zum Besten der Einwohner vergeblich wären. Die Dürftigen müssen in solche die arbeiten können, und solche die es nicht können, gesondert werden. Die ersteren will ich mit einer Festungsarbeit an dem Orte beschäftigen und dafür theils mit Getreide theils mit Geld bezahlen; die letzteren werde ich in ein dort zu errichtendes Hospital, unter der Aufsicht eines Arztes, weisen. Andere Unterstützungen sollen nicht gereicht werden. Es läßt sich erwarten, daß der Zufluß von Fremden nach Ahmednuggur nicht beträchtlich seyn wird, da die Wahl nur zwischen Arbeit und dem Hospitale bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels in the Transcaucasian provinces of Russia and along the southern shore of the lakes of Van and Urumiah in the autumn and winter of 1837. By Captain Richard Wilbraham, lately employed on a particular service in Persia. London. John Murray. 1839.

Der Plan Napoleons, über Persien und Afghanistan, auf dem Wege, den vor ihm Alexander, Muhammed von Ghasna, Timur, Babur und Nadir-schah betraten, nach Indien hinzuziehen, um dort mit Hülfe der einheimischen unzufriedenen Radschahs die Herrschaft der Engländer in Asien zu vernichten, dieses weitaussehende gigantische Vorhaben richtete (1808) die Aufmerksamkeit Großbritanniens von Neuem auf die Länder Iran und Aniran. Es wurden Gesandte geschickt zu den Radscharen und nach Afghanistan; es wurden Tractate mit den Höfen von Tehran und Kabul abgeschlossen und in den Reichen der beyden Schahinschah beständige Residenten unterhalten, welche für die Aufrechthaltung derselben Sorge tragen und alle Ereignisse und Bewegungen dieser Staaten überwachen sollten. Kabul und Persien bilden die Vormauer des Brahmanenlandes. Wollen die Gebieter der großen Ländermassen zwischen dem Indus, dem Brahmaputra und Menam, zwischen dem Himalaya und dem indischen Ocean ihrer Herrschaft sicher seyn, so müssen sie auch über die Straße gebieten, welche von der Hochebne Irans und dem Hindukuh hinabführt zu den Niederungen des Fünfflußgebietes. Ja es könnte unter gewissen Umständen für die Herren Indiens nöthig werden, wenn auch nicht ihre unmittelbare Herrschaft doch ihren Einfluß über alle von der kaspischen See nach Südosten bis zum Meere und zum indischen Gebirge sich hinziehenden Länder auszudehnen. Englische Offiziere standen deßhalb immer bereit, wenn der Schah Persiens oder Afghanistans ihre Dienste in Anspruch nehmen möchte, den Wünschen dieser „Lichter des Weltalls" Folge zu leisten. Sie bildeten gleichsam in Tehran wie in Kabul die am weitesten gen Westen gerückten Vorposten der brittischen Heere in Indien. England kann auch, wie jetzt die Verhältnisse sich gestaltet haben, dieser Vorposten nicht entbehren, und man wird ihrer weder in dem einen noch in dem andern Lande nimmermehr los werden. Es ist dieß eine neue, dem neunzehnten Jahrhundert eigenthümliche Weise der europäischen Staaten und der westlichen Kultur, sich in den Ländern des Islam festzusetzen. Wie ehemals die Faktoreien der verschiedenen ostindischen Kompagnien und die Sendboten der Christenheit; so sind jetzt die Exerciermeister und die Verkünder der abendländisch-christlichen Civilisation in Asien wie in Afrika die Vorläufer und Begründer der europäischen Herrschaft. Die keltischen Britten, welche sich zu den Römern verhielten, wie viele Völker Asiens zu den sächsisch-normännischen Bewohnern Anglia's unserer Zeit, waren einsichtsvoller; sie wußten es besser zu würdigen, wohin sie die fremden Künste des Krieges wie des Friedens am Ende führen würden; ipsam coloniam invasere, ut sedem servitutis.

Gegen Ende July 1837 waren die bekannten Unterhandlungen zwischen Persien und Herat abgebrochen, und es ward gegen die dringendsten Vorstellungen des englischen Abgeordneten beschlossen, Herat durch Gewalt der Waffen zu erobern. Die

englischen Offiziere im Dienste des Schah, worunter auch Herr Wilbraham, erhielten demnach alsbald von dem Gesandten Großbritanniens den Befehl, an diesem Feldzuge keinen Antheil zu nehmen. Herr Wilbraham, ein Zögling des Herrn Fellenberg zu Hofwyl, wo er längere Zeit mit Prinz Suwarow, dem Sohne des alten Marschalls, den er im Kaukasus wiederfand, zusammenlebte, entschloß sich nun, seine Mußezeit zu einem Ausfluge in die Länder zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere zu benutzen. Das vorliegende Tagebuch ist eine Frucht dieser Reise. W. ist kein Gelehrter und er verschmäht es auch, was jetzt bey Reisenden so häufig der Fall ist, einer scheinen zu wollen. Er hat eine gute Schulbildung erhalten, spricht geläufig persisch und ist ein aufmerksamer Beobachter, klaren gesunden Blickes und hellen Verstandes. Namentlich nimmt er viel auf die Terrain-Verhältnisse Rücksicht, was bey einem Offiziere ganz natürlich ist, der vielleicht in der nächsten Zukunft in diesen Gegenden mit feindlichen Kolonnen zusammentreffen könnte.

Bevor der Reisende die unansehnliche schmutzige Hauptstadt Persiens von kaum 70,000 Einwohnern verließ, machte er dem Schahinschah seine Aufwartung. Seine Majestät ist jetzt (1840) fünf bis sechs und dreyßig Jahre alt und möchte gerne der Napoleon des Ostens werden. Sein Reich enthält aber kaum sieben Millionen Einwohner, *) die aller Bedrückungen und Willkührlichkeiten ungeachtet dem Schatze nicht mehr als achtzehn Millionen Gulden rheinisch einbringen — eine Summe, die sich nach der Aussage Wilbrahams jährlich noch vermindert und wovon überdieß ein Theil an Rußland für die rückständige Kriegssteuer bezahlt werden muß.

Am 1. August 1837 verließ der Reisende Tehran, ging, großentheils zu Nacht reisend, über Sulmaniah nach Kaswin, deren Umgegend, wie der größte Theil Persiens, eine Wüste ist, weil

*) Die Bevölkerung Javas ist bedeutender; sie enthielt nach einer offiziellen Zählung, Ende des J. 1837: 7,500,000 Einwohner. Siehe meinen Grundriß der Länder- und Völkerkunde. S. 37 Note 1.

die Wasserleitungen nicht unterhalten wurden; und erreichte am 6. Tabris oder Tauris, die Hauptstadt der Provinz Aderbaidschan d. h. des Feuerlandes. Von hier aus zog der Reisende auf dem nächsten Wege zur russischen Quarantäne an dem Araxes, nach Dschulfa, Eriwan, Tiflis, durch die Kabardah nach Wladikawkas und den in der Umgegend dieses Ortes liegenden Bädern. Die Rückreise ging über Gumri, die Ruinen des alten Ani, ein Name, den der Verf. wie mehrere seiner Landsleute, immer unrichtig Anni schreibt, Kars, Erzerum, Musch, Wan, Urumiah, (die älteste armenische Orthographie dieses Namens ist Ormi), nach Tabris. Schon Tournefort ging (1700) einen Theil dieses selten betretenen Weges von Tiflis nach Tabris.

Die Thatsachen, welche sich auf die modernen politischen Verhältnisse Persiens und der andern von W. durchzogenen Länder beziehen, wurden schon von den für das größere Publikum bestimmten Zeitschriften ausgebeutet, weßhalb wir sie hier ganz übergehen. Wir wollen bloß die Berichte Wilbrahams und einiger anderer neuern Reisenden über Armenien, deren Denkschriften in dem gehaltreichen Journal der geographischen Gesellschaft zu London abgedruckt sind, *) beleuchten, damit diejenigen, welche diese Länder später besuchen möchten, nicht zu solchen Klagen sich veranlaßt sehen mögen, wie wir sie in Baron Korff's Erinnerungen an Persien finden. „Man muß sagen, so erklärt sich dieser Reisende (Ausland 1839 Nr. 266), daß wir über die Geographie und noch mehr über

*) Monteith, Journal of a Tour through Atzerbijan and the Shores of the Caspian. Vol. III., 1 — 58 Monteith war in den Diensten des Abbas Mirza und hat die beste Karte dieser Gegenden aufgenommen, welche auf Kosten der geographischen Gesellschaft in 4 großen Blättern zu London erschienen ist.

James Brant (englischer Konsul zu Erzerum), Journey through a part of Armenia and Asia Minor, 1835 Vol. VI. 187 — 224.

Hamilton (W. J.), Extracts from Notes, made on a Journey in Asia Minor 1836. VII. 34 — 61.

die Geschichte Armeniens durchaus nichts Genügendes haben. Dieses Land ist wie vergessen, die gelehrten Forscher bekümmern sich fast gar nicht darum, als hätten sie sich das Wort gegeben, Alles, was auf dieses höchst merkwürdige Land Bezug hat, im Dunkel zu lassen: die, welche etwas über Armenien sagen müssen, helfen sich entweder mit Scherzen (?) oder machen die Sache mit Gemeinplätzen ab (!); die nichts aufklären und keinen richtigen Begriff weder von dem frühern, noch von dem jetzigen Zustande des Landes geben. Maltebrun, der so viel Bände über Geographie schrieb, speiste die ganze armenische Provinz mit zwey und vierzig Zeilen ab! Wie es beliebt; aber dieß ist so wenig, daß es so gut wie nichts ist. Er erzählt mit großer Genauigkeit, daß die alten Bewohner der Dsungarey sich durch blaue Augen und rothe Bärte auszeichneten, gedenkt des Jahres, wo die Rosenessenz erfunden wurde, sagt aber kein Wort davon, wann Eriwan, Etschmiadsin u. s. w. erbaut wurden, und eben so wenig eine Sylbe von den historischen Erinnerungen Armeniens. Die Ursachen, weßhalb Armenien von den Schriftstellern so vergessen ist, sind sehr einfach: die Quellen, woraus man die zur Schilderung dieses Landes nöthigen Materialien schöpfen könnte, sind nicht gesammelt, nicht in Ordnung gebracht, sondern außerordentlich zerstreut. Die Arbeit, welche den künftigen Geschichtschreiber Armeniens erwartet, ist ungeheuer, und erfordert außer einem unermüdlichen Fleiß einen sichern Blick, um sich nicht im Labyrinthe zu verirren. Zum Beweise des oben Gesagten darf man nur bemerken, daß bis jetzt noch im Strabo sich über Armenien eine Menge unerklärter Stellen findet, mit deren Erklärung sich gleichfalls Niemand befassen zu wollen scheint. Wir wollen hoffen, daß mit der Zeit dieser Mangel ausgefüllt werden wird, und daß unsere Nachkommen im Stande seyn werden, auf einer Reise durch Armenien mit größerer Genauigkeit und Umständlichkeit von einem Lande zu sprechen, als wir sündhafte Reisende des neunzehnten Jahrhunderts!"

Daß Herr Baron Kreff von den gelehrten Arbeiten der Mechitaristen, eines Tschamtschean, Awedikean, Indschidschean u. s. w. keine Kunde hatte, finden wir ganz natürlich; es beschäftigen sich selbst in Europa nur einige wenige Gelehrte mit dem Studium der armenischen Literatur. Auffallend ist es aber allerdings, daß ihm gar keine Kunde ward von St. Martin's bekannten Denkwürdigkeiten über Armenien und, wenn es erlaubt ist von seinen eigenen Werken zu reden, von meinen verschiedenen Schriften über dieses Land. Der Herr Baron würde hier in Betreff der vielen Zweifel und Unsicherheiten in der Geographie, wie in der Geschichte Haiasdan's, worüber er sich so bitter beklagt, die nöthigen Aufschlüße erhalten haben. So würden, um nur Einiges anzuführen, seine Zweifel, ob das jetzige Eriwan im Alterthume den Namen Wacharschabad, Artaschad oder irgend eine andere Benennung geführt habe; so wie die über Nachitschewan, wenn er die angeführten Werke nachgesehen hätte, alsbald verschwunden seyn. Erewan, welches die Perser abgekürzt Rewan nennen, wird zuerst von dem armenischen Geschichtschreiber Johannes Katholikos (siehe meine Geschichte der armenischen Literatur 122), nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts, zu den Zeiten des Katholikos Anastasius (reg. von 661 — 667), als eine befestigte Burg erwähnt und ist also weder das Wacharschabad noch Artaschad des Alterthums. (Johannes bey Indschidschean Altarmenien 455) Daß Erewan aus Erewantawan, d. h. Stadt Erowant II. (reg. von 68 — 88 unf. Z.) entstanden sey, wie Einige behaupten, ist durchaus ungegründet. Die Stadt Erowant's lag weit entfernt von dem heutigen Erewan, südlich des Araxes am Fluße Achuran. Erewan heißt in der haikanischen Sprache sichtlich, offenbar. Die Armenier, welche um die Etymologieen zu erklären, zu allerley Fabeleyen ihre Zuflucht nehmen, behaupten, dieser Ort sey deßhalb von Noe so genannt worden, weil er nach der allgemeinen Fluth zuerst trocken oder sichtbar geworden wäre. Sicher ist es, daß die Burg Erewan erst zu den Zeiten der Sofidynastie in Persien bedeutend geworden ist, welche sie, wie Arhakel aus Tauris in seinen historischen Denkwürdigkeiten (Geschichte der armen. Lit. 248) berichtet, befestigen ließen. Sie wird zwar schon in dem geographischen Abriß, welcher fälschlich unter dem Namen Wartan eristirt (Gesch. der arm. Literatur 186. Zeitschrift für die Kunde des Mor-

genlandes I. 247), eine Stadt genannt, (Indschidschean a. a. O.); aber diese, aus verschiedenen Zeiten stammenden geographischen Notizen können, wenn von chronologischen Bestimmungen die Rede ist, nicht gebraucht werden.

Wann immer ein Krieg zwischen Persien und der Pforte ausbrach, so ward die Gegend um Erewan der Schauplatz desselben. Stadt und Kastell, welche noch im Jahre 1635 eine englische Meile fern von dem Platze standen, wo sie jetzt sind (Hanway Travels, II. 211) fielen, nachdem die Perser in diesem Jahre das ganze Chanat erobert hatten, mehrmalen in die Hände der Türken, doch konnten sie sich daselbst niemals auf längere Zeit behaupten. Erewan hatte gegen den Anfang unseres Jahrhunderts eine Bevölkerung von ungefähr zweitausend Familien, worunter hundert und fünfzig armenische (Indschidschean Neu-Armenien 253). Macdonald Kinneir (A geographical memoir of the Persian Empire 325) fand den Ort zu seiner Zeit sehr verfallen und vermöge des Friedens zu Turkmantschai 1828 ward endlich das ganze Chanat Erewan auf ewige Zeiten an Rußland abgetreten.

(Fortsetzung folgt.)

The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington K. G. during his various campaigns in India, Denmark, Portugal, Spain, etc.

(Fortsetzung.)

Der Staatsmann in dem jungen General giebt sich in folgendem Schreiben an einen Stabsoffizier kund, welchem die Befehligung der englischen Hülfstruppen in Punah aufgetragen wurde. III. 563.

„Ich glaube in meinen amtlichen Schreiben alles, worauf ich ihre Aufmerksamkeit zu lenken wünschte, berührt zu haben, nur einen Punct nicht, den ich jetzt erwähnen will, das Geheimhalten Ihrer Maßregeln. Ganz gewiß könnten unter 100 Sachen 99, ohne Nachtheil für das öffentliche Wohl, auf dem Markte verhandelt werden. Das Bedenkliche dabey ist aber, daß, wo die öffentlichen Geschäfte ein Gegenstand des allgemeinen Gespräches sind, nicht für gewöhnlich Stillschweigen darüber beobachtet wird, das Geheimhalten da, wo es wirklich nöthig erscheint, äußerst schwer ist. Bey absichtlichem Geheimhalten stellt sich eine Unbeholfenheit ein, die es beobachtenden Leuten, deren es immer eine gute Zahl bey einem Heere giebt, leicht macht es auszufinden. Darum ist es immer am besten, öffentliche Angelegenheiten in der Stille zu betreiben. Solche, die lange damit zu thun hatten, sind gewohnt, keinerley Geschäft öffentlich zu machen, von dem es nicht nöthig ist, daß das Publicum Kenntniß erhalte. Dadurch wird ihnen das Geheimhalten natürlich, und eben so zur Gewohnheit, wie Anderen das Reden von öffentlichen Sachen; sie haben es in der Hand, mitzutheilen oder nicht, je nachdem sie es gut finden. Dieß ist ein Gegenstand, auf den Sie wohl nicht von selbst kommen würden, aber von hoher Wichtigkeit. Bemerken Sie übrigens wohl, daß ich Ihnen nicht rathe, geheim zu thun; ich empfehle Schweigen über öffentliche Angelegenheiten überall, damit es nicht nöthig werde, mit einer geheim zu thun."

Zu Anfang 1805 kehrte W. nach Europa zurück, nicht eben freundlich gestimmt gegen die ostindische Compagnie, wie aus folgender Aeußerung erhellt. II. 520.

„Ich habe der Compagnie auf wichtigen Stellen manches Jahr gedient und nie etwas anderes als Kränkungen von den Directoren erfahren, ob ich gleich in dem seltenen Falle bin, daß mir von keiner der vielerley Behörden, mit denen ich zu verkehren gehabt habe, je eine Mißbilligung oder Beschwerde oder auch nur ein Zeichen von Unzufriedenheit zugekommen ist."

Nach England zurückgekehrt, wurde er 1805 auf kurze Zeit bey der brittischen Armee in Hannover angestellt, im folgenden Jahre zum Mitgliede des Unterhauses erwählt, 1807 zum Secretär (Minister des Innern) für Irland (in welcher Eigenschaft er auch in den Geheimen Rath kam) ernannt, bald darauf aber wieder zum Kriegsdienste bey der Unternehmung gegen Copenhagen berufen. Alles nur Vorbereitung und Vorübung auf den großen Beruf, der ihn 1808, als Befehlshaber der nach Portugal bestimmten Kriegsmacht, auf die pyrenäische Halbinsel führte.

(Die Forsetzung nächstens).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nr. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels in the Transcaucasian provinces of Russia and along the southern shore of the lakes of Van and Urumiah in the autumn and winter of 1837.

(Fortsetzung.)

Die hier in Kurzem erzählten Thatsachen enthalten Alles, was wir von Erewan mit Sicherheit wissen. Was außerdem Chardin (Voyage ed. Langlès II. 167 folg.) und andere Reisende berichten, beruht auf ungegründeten Muthmassungen, die großentheils aus Unkunde entstanden sind. Erewan liegt nach Monteiths Beobachtungen 48°, 9', 30'' n. Br. und 45°' 13', 7'' östl. Länge von London.

Dieselbe Bewandtniß hat es mit Nachitschewan. Herr Baron Korff zweifelt noch, ob es das Naxuana des Ptolemäus sey. Obgleich Mannert, auffallend genug, bey der neuen Auflage des fünften Bandes seiner Geographie der Griechen und Römer (1829), welcher Armenien enthält, die zehn Jahre vorher erschienenen Denkwürdigkeiten St. Martin's gar nicht benützte, so stellt doch auch er Naxuana und Nachtschewan (V. 270) mit Recht zusammen; ohne aber dabey zu bemerken, daß Ptolemäus unrichtig Naxuana unter den Städten Groß-Armeniens aufführt, welche sich längs des Euphrats hinziehen. Nachtschawan *) dieß ist nach den besten Handschriften des Moses von Chorene und anderer armenischen Geschichtschreiber die älteste und richtige Schreibart dieses Namens und nicht Nachitschawan, liegt nördlich des Aras oder Araxes, von den Armeniern Erasch genannt, und zwar drey Zeitstunden davon entfernt, nahe bey einem Flüßchen gleichen Namens, das in den nördlichen Gebirgen entspringend, sich in den Araxes ergießt. Nach dem persischen Geographen Hamdullah Kaswini liegt dieser Ort 81° 55' östl. L. vom Meridiane der glücklichen Inseln, und 38° n. Br. (Indschidschean Alt-Armenien 217 Not. 2. Neu-Armen. 266. St. Martin I. 132). Die Worte der heiligen Schrift: „Am siebzehnten Tage des siebenten Monats ließ sich der Kasten nieder auf dem Berge Ararat," welche von den haikanischen Schriftstellern, nachdem das Volk am Ende des dritten und am Anfange des vierten Jahrhunderts zum Christenthume bekehrt wurde, unbedingt auf den Ararat Armeniens bezogen wurden, haben in diesen Gegenden eine Menge Mährchen und falscher Etymologien der Städtenamen ins Leben gerufen. Diese Mährchen werden den alten wie den neuen Reisenden an Ort und Stelle erzählt, welche sie dann auch ihrerseits getreulich den gläubigen Lesern mittheilten. Dieß ist auch bey Nachtschawan der Fall. Die Stadt, so fabelte man, hätte ursprünglich Nachitschawan geheißen und wäre so genannt worden, weil Noe hier zuerst die Arche verlassen habe. Nachitschawan, wenn der Name so geschrieben worden wäre, bedeutet in der That die Stadt des ersten Austrittes. Der Ort hieß aber, wie bereits bemerkt wurde, nicht Nachitschawan sondern Nachtschawan, das heißt ganz einfach Neustadt, und so wird der Ort heutigen Tags noch von Persern, Arabern und Türken in ihrer Sprache genannt (Indsch. Neu-Arm. 266.)

Wir finden häufig in der Weltgeschichte, daß die Stämme und Völker der Erde von ihren Nach-

*) Wilhelm Ruysbröck nennt den Ort Ilaxuin. Als er 1253 hier durchkam waren bloß zwey unbedeutende Kirchlein daselbst. Bacon. Opus majus 229. ed. Lond. 1733.

barn anders genannt werden, als sie selbst sich nennen. Und so heißen auch die Haik im Alterthume bey den Griechen und Römern, bey den Persern und Syrern, so wie bey allen Fremden der folgenden Jahrhunderte, den Arabern und Franken, Armenier. Nur die benachbarten Georgier oder Iberer bilden von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme; sie nennen nämlich die Haik nach der an ihren Gränzen gegen Süden hin liegenden Stadt, Schamschute, Schamschochte oder Schamschuilde, ein Name, der im Georgischen die drey Pfeile bedeutet (Geschichte Armeniens des Katholikos Johannes VI. bey Indschidschean. Alte Geographie Armeniens. Venedig 1822. S. 362. St. Martin. II. 179), Somcheth oder Somechi. Von dieser Gränzstadt ward auch in der Folgezeit bis auf den heutigen Tag, der ganze District Daschir der alten armenischen Provinz Kukark, das Gogarene (ἡ Γωγαρηνή) des Strabo (XI. c. 14 Vol. II. 438 ed. stereot.), welcher seit dem zwölften Jahrhundert unter georgischer Herrschaft stand, Somechi oder Somchethien genannt. Man ersieht hieraus, wie unwissenschaftlich es wäre, wenn man mit Eichwald aus Somchethien, dessen Bewohner jetzt großentheils Georgier sind, eine eigene Völkerschaft machen und sie gleich wie die Tscherkessen und Abchasen in gewisse Klane, wofür die deutschen Uebersetzer der russischen Karten sonderbar genug Gesellschaften setzen, eintheilen würde. (Dieß geschah auf der Karte des russischen Generalstabs und auf der Eichwalds zu seiner Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus). Ob dieser dem Volke der Haik von Außen gewordene Name der Armenier durch irgend einen Gränzort oder nachbarlichen Gau; durch einen tapfern Mann oder ein merkwürdiges Ereigniß entstanden sey, wer vermöchte dieß jetzt noch bestimmen zu wollen? Moses von Chorene, der im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung blühete, so wie alle andern Geschichtschreiber des haikanischen Volkes in spätern Zeiten, der Katholikos Johannes, Kyrakos und Wartan, führen die Benennung Armenien und Armenier auf den Helden Aram zurück, einen Sprossen Haig's im sechsten Grade. Die Namen der verschiedenen größern Abtheilungen und vieler Districte des Landes werden dann ebenfalls von andern Nachkommen des hochgepriesenen Stammvaters der Nation hergeleitet.

Man glaubte ehmals, und die einheimischen Forscher glauben es noch, der historischen Forschung Genüge gethan zu haben, wenn man sagt: die Provinz Siunik habe ihren Namen von Schagan, und Haioz Zor oder das Thal der Haik sey deßhalb so genannt worden, weil Haig, als er nach der Sprachverwirrung in den Ebenen Babylons gen Norden wanderte, sich mit den Seinigen hier niedergelassen habe. Um diese über das ganze armenische Land sich verbreitende mythische Geographie gehörig würdigen zu können, so muß man wissen, daß Hai oder Haig mit der armenischen Stammsylbe Hair, Vater, Herr zusammenhängt und daß Haiasdan demnach bloß das Land des Urvaters heißt; die Provinzen und Districte sind dann natürlich dessen Söhne und Enkel.

Dieser mythische Haig wurde später, nach der Weise aller zum Christenthume und zum Islam bekehrten Völker, an die Stammtafel der heiligen Schrift alten Testaments angeknüpft; man hielt ihn für den vierten Nachkommen Japhets, des Sohnes Noe (Moses Chor. I. 12. S. 67 ed. Venet. Indschidschean Armenische Alterthümer I. 5). Haig ist der Sohn Thorgom's, der Sohn des Tiras, der Sohn des Kamer, der Sohn Japhets. Es fehlt auch nicht an andern von den Patriarchen, der Genesis entlehnten Benennungen, und die christlichen Haik nennen sich bald die Söhne Japhets oder Aschkenas, bald die Thorgom's oder Thorgoma's.

Anders freylich die Griechen, welche die Geschichte und Geographie aller Länder der Erde, namentlich die Asiens zu den Zeiten Alexanders des Großen, mit ihrer Sagenwelt in Verbindung zu bringen und so das Unbekannte an das Bekannte anknüpfend, es sich zu erklären suchten. Der Name Haik und Haisdan ist weder ihnen noch einem andern fremden Volke bekannt.

Es sey der Name Armenien, sagen sie, bey der ältesten gemeinschaftlichen Unternehmung des Volkes der Hellenen gegen die Barbaren, bey Gelegenheit des Argonautenzuges entstanden. Der

Thessalier Armenios, der ein Gefährte Jasons gewesen, habe sich mit vielen seiner Landsleute in den Gegenden des Ararat niedergelassen, und von ihm sey dann das Land Armenien und seine Bewohner Armenier genannt worden. So erzählten oder dichteten Medius von Larissa und Cyrsilius der Pharalier, die mit Alexander hinaufzogen nach Asien (Strabo XI. 14).

Während nun aber der Eintheilung des Landes in Groß- und Klein-Armenien bey den Geschichtschreibern und Geographen der Griechen und Römer häufig Erwähnung geschieht; finden wir den letzteren Namen in keinem Werke der ältern haikanischen Literatur, — ein einziges ausgenommen, welches nach dem griechischen Originale des Pappus von Alexandrien bearbeitet wurde, nämlich in der Geographie des Moses von Chorene. (Indschidschean III. 298 Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I. 243 folg.) Der Zuname Groß der armenischen Schriftsteller in Groß-Armenien scheint demnach bloß eine Ehrenbenennung zu seyn, ohne sich auf ein Klein-Armenien zu beziehen oder eines vorauszusetzen; die Ausländer, welche dieß nicht wußten, haben aber einer westlich von Groß-Armenien sich erstreckenden schmalen Landschaft den Namen Klein-Armenien gegeben, worunter man im dreyzehnten Jahrhundert fälschlich Cilicien verstand (Bacon. opus majus 224 Vincentii Bellov. Spec. Hist. XXXI. 29). Wir finden übrigens auch sonst, daß die Armenier mit dem Beynamen Mieds oder Groß sehr verschwenderisch umgehen; es erhalten ihn viele ihrer Katholikos, Schriftsteller und Helden. Armenien hat allein mehr „große" Männer aufzuweisen, als alle andern Völker der Weltgeschichte zusammengenommen.

Dieses hohe Alpenland, das höchste des westlichen Asiens, welches sich an manchen Orten mehr denn fünftausend Fuß über den Meeresspiegel erhebt, liegt zwischen vier Meeren: dem schwarzen und kaspischen im Norden und Osten, dem persischen Meerbusen und dem mitländischen Meere im Süden und Westen. Obgleich die Gränzen Armeniens im Laufe der Jahrhunderte sich häufig veränderten; obgleich es sich nach allen Richtungen hin theils durch Eroberungen, theils durch ausgesandte Kolonien, erweiterte: so hat dieß Land doch niemals seine Gränzen bis zu einem dieser großen Gewässer ausdehnen können. Kilikien, wo die den Bedrückungen der Griechen entfliehenden Armenier, im Laufe des eilften und zwölften Jahrhunderts, durch Klugheit und Tapferkeit sich eine Herrschaft erwarben, ward niemals zum eigentlichen Haiasdan gerechnet. Klein-Armenien hieß ein langer, schmaler Landstrich zwischen Kappadocien und dem Euphrat, der von dem Ufergebiete des schwarzen Meeres im Norden, und im Süden von Syrien begränzt wird. Ein bey weitem größeres und bedeutenderes Land war Groß-Armenien, daß sich in seinen blühendsten Zeiten ungefähr vom sieben und dreyßigsten bis zum ein und vierzigsten Grade der Breite, und vom fünf und dreyßigsten bis zum fünf und vierzigsten Grade der Länge von Paris erstreckt haben mag. Groß-Armenien gränzte im Norden an Albanien oder das heutige Schirwan, an Georgien und Kolchis, von den Armeniern Ecker genannt, eine Landschaft, die jetzt zum Paschalik Trapezunt gehört. Es reichte auf dieser Seite bis über Paipert (40° 15′ 36″ nördl. Br.) hinaus gen Sper, zog sich dann noch höher gen Norden, so daß zu manchen Zeiten alle südlich des Kurflusses gelegenen Districte von den Armeniern beherrscht wurden (Faustus V. 13. 15). Im Westen gränzte dieß Land an den Euphrat, welcher Groß- und Klein-Armenien scheidet, im Süden an Assyrien, dem alten Babylonien und Mesopotamien, wo die armenische Provinz Ardsen, das Arsanene oder Arxanene der Alten, bey Ammianus Marcellinus (XXV 7) Arzanena genannt, die Gränze bildete, und deßhalb auch das Land oder die Seite gen Assyrien genannt wurde (Moses Chor. III. 6. 7.) Im Osten gränzte Groß-Armenien an Medien und im Nordosten bis zu dem Punkte, wo der Kur und Araxes zu einem Fluße zusammenfließen.

(Fortsetzung folgt.)

Messager des Sciences et des arts de la Belgique, ou Nouvelles Archives historiques, littéraires et scientifiques etc.

(Schluß.)

Unter denselben steht oben an: die auf Staatskosten mit dem größten typographischen Luxus gedruckte Collection des Chroniques inédites belges, welche von 1836 — 1839 auf sechs starke Quartbände sich belief; der erste enthält die rhythmische Beschreibung der Schlacht von Woeringen im Jahre 1288 durch Jan van Heclu, herausgegeben von Willems; der zwente und dritte die altfranzösische Reimchronik von Philippe Mouskes aus Tournai, herausgegeben durch Herrn von Reifsenberg; ein andrer die Brabantschen Gesten, eine Reimchronik von Brabant geschrieben von Jan de Clerk, herausgegeben von Willems; ein anderer endlich den Tom. I. eines Corpus Chronicorum Flandriae, dessen Herausgabe vom Referenten *) angefangen und von Herrn de Smet (v. S. 587 an) vollendet worden ist.

Mehrere Bände sind unter der Presse. Jedes dieser Werke verdient besonders angezeigt zu werden. Sie sind alle auch Quellen für die Geschichte von Deutschland.

An die beyden letzten Werke schließt sich an eine in Deutschland erschienene Reimchronik von Flandern, welche Herr Archivrath Kausler in Stuttgardt aus der dort aufbewahrten ehemals Comburger-Handschrift, die vierzig flamändische Gedichte (unter andern das von Gräter schon längst bekannt gemachte Thierfabelgedicht Reineke de Vos,) enthält, auf eine ihm zur größten Ehre gereichende Weise, herausgegeben hat: als erster Band der Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur. Tübingen bey Fues. 1. Bd. 8. 710 S. und LX. S. Einleitung. Herr K. giebt zuerst den Text der Reimchronik enthaltend 10,565 Verse, sie beginnt mit J. 700 und endigt 1404, ist aber von verschiedenen Verf. geschrieben, zeigt dann die altlateinischen Chroniken an, aus welchen die Dichter ihren Stoff nahmen — läßt die wichtigsten Stellen daraus abdrucken (S. 358 — 428) und schließt das ganze Werk mit sehr belehrenden historischen und sprachlichen Anmerkungen, welche das Verstehen der ganzen Chronik erleichtern. Das Erscheinen derselben wird den belgischen Geschichtsfreunden groẞes Vergnügen machen und in Herrn Kausler ihnen einen gründlichen Kenner der flamändischen Sprache und der flandrischen Geschichte bekannt machen.

*) Nach der Erscheinung des zwenten Bandes wird Refer. von dieser wichtigen Sammlung eine ausführliche Anzeige machen.

Andre Chroniken sind die flandrische Chronik *) von D'Espars, geschrieben unter Kaiser Maximilian in Brügge, welche Prof. De Jonghe in dieser Stadt herausgiebt; ferner die von Lambin edirte flandrische Chronik des Johanns van Dixmude, dann die Chronica Monasterii de Damis par Fratrem Adrianum But, endlich die Chronique de l'Abbaye de Saintandré, herausgegeben von Delpierre in Brügge.

Auch höchst wichtige Geschichtswerke erschienen wie z. B. die vor vielen Jahren französisch geschriebene Geschichte des Herzogthums Limburg, deren Verfasser der sehr gelehrte Canonicus Ernst, gestorben in Rolder, ist. Dieselbe gehört Deutschland eben so gut an, wie Belgien.

Wir nennen ferner die Oeuvres complètes von J. J. Raepsaet, welche nicht bloß die sehr selten gewordenen gedruckten, sondern auch die ungedruckten Werke dieses überaus gelehrten Geschichtsforschers enthalten. Dann Les Paysbas avant et durant la par Schayes 2 Bd. 8. Nicht zu übergehen ist die Histoire du royaume des Paysbas depuis 1814 jusqu'en 1830, précédée d'un coup d'oeil sur notre ancien regime communal et les revolutiones belges des XVI. et XVII. siècle. par M. de Gerlache 2 Bde. 8. Ferner die Lectures relatives à l'histoire des Sciences, des arts des moeurs et de la politique en Belgique par F. V. Goethaels. 4 Bde. 8.

Endlich sind einige kleinere Schriften zu nennen, z. B. die Gelegenheitsschrift von Lenz: Jean l'Aveugle, roi de Bohème Comte de Luxembourg, marquis d'Arlon. Gand 1839. mit einer Lithographie; ferner Particularités curieuses sur Jacqueline de Bavière Comtesse du Hainaut, herausgegeben von Courtray in Mons: Geschichte der Städte von Lille, Courtray und Tournai, so wie mehrere historische Gelegenheitsschriften des Provincialarchivdirectors Polain in Lüttich.

So viel von dieser Zeitschrift, um unsre Leser zu überzeugen, daß dieselbe in Deutschland **) nicht unbeachtet zu bleiben verdient. Sie zeugt zugleich von den großen Fortschritten der historischen Studien in Belgien d. h. in einem Lande, das einst fast ganz zum deutschen Reiche gehörte und von dem regen Eifer dafür in Gent, der Vaterstadt eines der glorreichsten deutschen Kaisers — Carls des Fünften.

L. A. Warnkönig.

*) 405 bis 1492. Sie ist für die Geschichte Maximilians nicht unwichtig und bis jetzt ganz unbenützt.

**) Buchhändler Marcus hat dieselbe für ganz Deutschland in Commission.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nr. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels in the Transcaucasian provinces of Russia and along the southern shore of the lakes of Van and Urumiah in the autumn and winter of 1837.

(Fortsetzung.)

Zwischen den Bergrücken und Hügelreihen des Landes, den Ausgängen der kaukasischen und taurischen Gebirgskette, die sich hier begegnen, ziehen sich fruchtreiche breite Auen und tiefe Thäler, welche nach allen Weltrichtungen hin große Ströme entsenden. Durch diese Ströme wird Armenien mit den großen Gewässern jenseits seiner Gränzen, mit der schwarzen und kaspischen See und dem persischen Meerbusen, vermittelst dieser aber mit dem mittelländischen und indischen Ocean in Verbindung gebracht. Armenien ist deßhalb, obgleich es im ganzen Verlaufe seiner Geschichte Binnenland geblieben, durch seine glückliche Lage von der Natur selbst darauf hingewiesen, einen großen Antheil am Welthandel zu nehmen; es mußte auch vermöge seiner Weltstellung von allen großen Begebenheiten und Umwälzungen des westlichen Asiens berührt werden (Ambigua gens ea antiquitus, hominum ingeniis et situ terrarum. Tacit. Annal II, 56.). Beynahe alle diese Ströme, die in so verschiedenen Richtungen dem Meere zueilen, entspringen in der, wegen ihrer über das ganze Land emporragenden Höhe, Hoch-Armenien genannten Provinz, welche in Nordwest an Chaldia gränzt und deren letzter Distrikt Sper, wie wir so eben berichteten, die nördlichste Gränze Groß-Armeniens bildet. Die Höhe von Erzerum oder Garin (39° 55′ 12″ nördl. Br.), das Theodosiopolis der Alten, ehemals die Hauptstadt Hoch-Armeniens, wird von Einigen, übertrieben, nahe an 7,000 Fuß über der Meeresfläche geschätzt; sie beträgt kaum 5,500 Fuß (Browne in Walpole's Memoirs relating to Greece and Asiatic Turkey. II. 178. James Brant, in dem angeführten Journal II. 209). Der Rhion und der Dschoroch oder der Fluß, dieß heißt Dschoroch im Armenischen, fließen in die schwarze, der Kur und Araxes in die kaspische See, während der Euphrat und der Tigris dem persischen Meerbusen entgegeneilen und, bevor sie noch ihr Ziel erreicht haben, sich vereinigen. Armenien selbst wird überdieß von einer großen Anzahl größerer und kleinerer Flüße, es werden deren mehr als dreyßig namentlich aufgezählt, nach allen Richtungen hin durchschnitten, wodurch nothwendig die Verbindung der einzelnen Provinzen und Distrikte unter einander, so wie der Transport der Waaren sehr erleichtert wird. Das Land ist reich an Früchten und Gewächsen mancherley Art; die Provinzen Waspuragan und Ararat erzeugen auch Wein im Ueberfluße. Es fehlt nicht an Bergwerken, wo Salz, wovon selbst zwey Districte in Hoch-Armenien den Namen führen, Opperment, Eisen, Zinn, Kupfer, Silber und Gold gewonnen wird. Letzteres namentlich in der Gegend von Ararat und bey Sper; auch kostbare Steine werden hier gefunden. Die Silberminen bey Paibert oder Beburt in Hocharmenien sind auch dem aufmerksamen Auge und dem Forschergeiste des Marco Polo nicht entgangen. (E in un castello, che si chiama Paipurth è una richissima minera d'argento. II. 25. ed. Baldelli).

Vermöge seiner Weltlage ward Armenien seit den ältesten Zeiten das Bindeglied zwischen Osten und Westen, das Mittelreich, wo sich die Karawanen Europas und Asiens begegneten, und die kostbaren Producte des einen Erdtheils in den an-

dern verhandelten. Unter den wiederholten Verwüstungen, womit das Land im Laufe der Jahrhunderte von barbarischen Eroberern heimgesucht wurde; der Entdeckungen ungeachtet, welche dem Welthandel andere Strassen bahnten, konnte doch Armenien niemals ganz und gar der Vortheile beraubt werden, die es dieser Weltlage verdankt. Wir finden dem gemäß die Bewohner desselben zu allen Zeiten dem Handel ergeben.

Es ist nur zu bedauern, daß die zahlreichen einheimischen Schriftsteller uns hierüber so wenige Nachrichten hinterlassen haben. Es waren nämlich die Armenier, welche die Geschichte ihres Landes beschrieben, durchgängig Geistliche, denen das Leben ihrer Patriarchen und die religiösen Zänkereyen zwischen den verschiedenen Sekten, deren sich auch in diesem Lande viele erhoben, wichtiger dünkten als die Geschichte ihres Volkes, seiner Sitten und Gebräuche, des Handels und der Industrie. Der Landhandel vermittelst der Karawanen über Erzerum nach Tauris, durch Persien nach Mittelasien und Indien hat zu keiner Zeit ganz aufgehört, und vor einigen Jahren ward sogar die große Strasse des alten Weltverkehrs, von Indien über Hochasien oder den persischen Meerbusen durch Iran hin zu dem Weltemporium am schwarzen Meere, nach Trapezunt und von hier aus zu dem Norden und Westen Europas von Neuem eröffnet. Armenien ist nun wiederum das Bindeglied, das große Land des Durchganges geworden zwischen dem Osten und Westen der Erde. (Vrgl. über die neuerdings erlangte Wichtigkeit des Transito-Handels durch Armenien, Hagemeister Mémoire sur le commerce des Ports de la Nouvelle Russie. Odessa 1835 S. 185 folg.) Es liegt aber in der Natur der Dinge, daß die Herrschaft der europäischen Mächte wie der europäischen Kultur sich immer ausbreite und befestige in den weiten Ländergebieten Asiens; Rußland wird, es muß sich des ganzen Landes Großarmenien bemächtigen; es werden in der nächsten Zukunft Dampfschiffe den Euphrat und Tigris, den Araxes und Kur, den Rhion und Dschoroch befahren, und mit leichter Mühe wird vermittelst des Orontes oder Aasi eine Wasserverbindung zwischen dem mittelländischen Meere und dem Euphrat eröffnet oder beyde Flüsse durch eine Eisenbahn verbunden werden können. Das alte Land der Söhne Haigs und die herrlichen Ebenen Mesopotamiens und Babyloniens, wo in den alten Zeiten das Getraide zwey bis dreyhundertfach getragen hat (Herod. I. 193), werden der Barbarey entrissen; sie werden unter dem beglückenden Schutze der europäischen Regierungen von Neuem der Ruhe und Sicherheit genießen und dann in wenigen Jahrzehnten zur ehemaligen Blüthe sich emporschwingen.

Unter diesen Umständen bieten natürlich Armenien und Mesopotamien, die Geographie, Geschichte und einheimische Literatur dieser Länder in diesem Augenblicke ein Interesse dar, wie wenig andere Länder der Erde.

Herr Wilbraham besuchte auf dem Rückwege von Tiflis nach Tehran, von Gumri aus, dem ehemaligen Gränzort zwischen Rußland und der Türkei, die Ruinen der berühmten Königsstadt Ani, in dem Districte Schirag der ehemaligen armenischen Provinz Ararat. Der wasserreiche District Schirag, der sich längs des Achurean, heutigen Tags unter dem türkischen Namen Arpatschai oder Gerstenfluß bekannt, hinzieht, ward nach der mythischen Geschichte des haikanischen Volkes, von Armaiis, dem Enkel Haigs, seinem Sohne Schara überlassen, nach welchem die Landschaft in der Folgezeit Schirag genannt wurde. Schara hatte nämlich viele Kinder und war immer bey großem Appetit; deßhalb wurde ihm von seinem Vater dieser herrliche, fruchtreiche District zugetheilt. Noch gegen das Ende des fünften Jahrhunderts sagte man in Armenien sprichwörtlich von einem Fresser: Hast du Schara's Rachen, so haben wir nicht die Fülle Schirag's (Moses Chor. I. 11). Die Lage Ani's war zu einer Festung vortrefflich geeignet. Auf der Südseite ist die Stadt von tiefen Schluchten begränzt, durch welche sich der lärmende Achurean stürzt, um dem Araxes entgegen zu eilen. Im Osten und Westen ziehen sich hohe Gebirge hin, deren senkrechte Wände ein natürliches Bollwerk bilden. Auf der Nordseite, wo die Stadt offen ist, ward sie mit festgemauerten, breiten und hohen Wällen versehen, auf welchen in bestimmten Zwischenräumen zahlreiche, stark befestigte Thürme emporragten. Diese, aus

regellosen rothen Steinblöcken auferbauten Wälle und Thürme, werden vermittelst eines festen Cements zusammengehalten und sind mit feinpolirtem Sandstein ausgelegt. Der Styl, in welchem diese Werke erbaut, wird von Kennern sehr gerühmt (Journal der London. geogr. Gesellschaft III. 44). Ein großer Theil dieser alten Festungswerke trotzte der Zerstörungswuth der Barbaren, den Erdbeben wie der Zeit und steht heutigen Tags noch unversehrt (Wilbraham 286).

Diese Stadt Ani, welche die spätern armenischen Geschichtschreiber und Geographen häufig mit der Feste Ani Hocharmeniens verwechseln, heutigen Tags Kamah oder Kemah genannt, auf der Westseite des Euphrats gelegen und zum Paschalik Erzerum gehörig (Indschidschean Neu-Armenien 100), war lange Zeit eine unbedeutende Burg in den Händen der Familie der Kamsarier, welche den ganzen District Schirag von Derdat dem Großen im Anfange des vierten Jahrhunderts als erbliches Lehen erhalten hatten. Als eine Burg kennt Ani bereits Lasar von Barb, um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Die Bagratiden, welche sich, gegen das Ende des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, unter dem Schutze der Araber, eine erbliche Herrschaft in Armenien erwarben, erkauften vermittelst großer Summen den herrlichen Distrikt Schirag von der Familie Kamsar und erhoben später die Burg Ani zur königlichen Residenz. Dieß geschah unter König Aschot III. (reg. von 952 — 977), der Mitleidige, und von den muselmänischen Geschichtschreibern, weil der Chaliphe ihm diesen Titel ertheilte, Schah Armen, Fürst Armeniens zubenannt. Aschot gab seinem Bruder Muscheg die Stadt und den District Kars als erbliches Besitzthum, wo sich dessen Nachkommen länger als ein Jahrhundert behaupteten, schlug den Fürsten von Aleppo und Mesopotamien Seif-eddaulah, und ward dann im Jahre 961 zu Ani von dem Katholikos Ananias als König gesalbt. Aschot umgab Ani mit neuen Wällen, welche im Jahre 964 vollendet wurden (Wartan bey Indschidschean Alt-Armenien 419), erbaute daselbst einen königlichen Palast, so wie mehrere Kirchen. Allenthalben in ganz Schirag entstanden nun prachtvolle Klöster und Kirchen; so auf Befehl der Königin zu Senahin und Halpat, welche bloß eine Zeitstunde von einander entfernt sind. Unter dem Sohne und Nachfolger Aschots I, unter Sembat II. (977 — 989), der Gebieter und der Fürst der Fürsten zubenannt, erhob sich die armenische Nation zu einem Ansehen und zu einer überwiegenden Macht in allen Ländern Vorderasiens, wie niemals zuvor zu irgend einer Zeit ihrer Geschichte. Die Könige Wasburagan's und Georgiens, die Könige von Albanien und Kars, alle Großen Armeniens und viele Emire der Muselmanen erkannten ohne Widerrede die Oberhoheit des Schahinschah Armeniens. Sembat ließ nun noch einen hohen breiten Wall, so wie einen tiefen Graben um die Stadt ziehen, mit festen Thürmen und Bastionen versehen, — Werke, welche innerhalb acht Jahre vollendet wurden und wie wir aus Wilbraham und andern neuern Reisenden ersehen, heutigen Tags noch großentheils unversehrt vorhanden sind. Der Wall Aschots wird von den armenischen Geschichtschreibern der innere oder kleine, und der seines Sohnes Sembat der äußere oder große genannt. Sembat erbaute auch mehrere herrliche Kirchen, und legte im Jahre 989 den Grundstein zur großen Kathedrale der königlichen Residenz, welche der bey den Armeniern berühmte einheimische Baumeister Derdat erbaute. Derdat soll selbst gen Byzanz gerufen worden seyn, um die heilige Sophienkirche von Neuem aufzuerbauen, was ihm auch zur Zufriedenheit des Kaisers Basilius II. und zu seiner großen Ehre glückte (Asolnig bey Indschidschean Arm. Alterth. III. 140). Es zogen sich nun eine Menge Leute in die Stadt, wodurch sie ungemein erweitert wurde, so daß sie sich jetzt, was früher nicht der Fall war, bis zum Achurean erstrekte. Das Volk, welches Uebertreibungen liebt, nannte sie sprichwörtlich, die Stadt der hundert tausend Paläste, der tausend und einen Kirchen — eine bildliche Redeweise, welche später von unkritischen armenischen Skribenten im buchstäblichen Sinne genommen wurde. Man behauptet überdieß, sie hätte über 400,000 Einwohner gezählt, was bey dem geringen Umfange der Stadt von nicht mehr als fünf englischen Meilen gar nicht möglich ist (Journal a. a. O. Minas Geschichte Ani's und seiner Bewohner. Venedig 1830 S. 23 in armenischer Sprache). Dieses letztere

Werk führt sonderbar genug den Titel: Reise nach Lehstan oder Polen, weil nämlich der Verfasser zu dem Endzwecke, alle Nachkommen der ehemaligen Bewohner Ani's aufzusuchen, einige Reisen nach Polen und den Ländern nördlich des schwarzen Meeres unternommen hat (Meine Geschichte der armen. Literatur 301).

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Am 25. July hielt die Akademie eine allgemeine Sitzung, deren hauptsächlicher Gegenstand einige neue Wahlen auswärtiger Mitglieder waren, die noch der allerhöchsten Bestätigung unterliegen und daher vorläufig nicht bekannt gemacht werden können.

Vorgelegt wurde in derselben Sitzung nachfolgendes

Verzeichniß
der seit der letzten allgemeinen Sitzung an die Akademie eingekommenen Büchergeschenke.

I. Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem historischen Verein von Oberbayern:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Erster Band. 2. u. 3. Heft. München 1839. 8.

Von dem historischen Verein von Schwaben und Neuburg:

4. Jahresbericht desselben für das Jahr 1839. Augsburg 1839. 4.

Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg:

Verhandlungen desselben II. Bds. 1. Heft. Regensburg 1839. 8.

Von dem historischen Verein von Oberfranken:

Ueber das Bestehen und Wirken desselben. Bamberg 1840. 8.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken:

9ter Jahresbericht desselben für 1838. Nürnb. 1839. 8.

Von dem historischen Verein von Unterfranken:

Archiv desselben VI. Bd. 1 Heft. Würzburg 1840. 8.

Von der Kreisbibliothek zu Bayreuth:

Catalog über die von Schriftstellern und Schriftstellerinnen in und aus Oberfranken herausgegebenen Bücher. Bayreuth 1840. 8.

Von der pharmaceutischen Gesellschaft Rheinbayerns:

a. Jahrbuch für praktische Pharmacie 1.—4. Quartals-Lieferung. Kaiserslautern 1838. 8.

b. Desselben Jahrbuches II. Jahrgang 1. 2. u. 3. Lieferung.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Professor Dr. Ahrens in Augsburg:

Versuch einer analytischen Geometrie, angewandt auf Curven und Flächen zweyter Ordnung. Nürnberg 1840. 8.

Von Herrn Professor Dr. A. Buchner in München:

Geschichte von Bayern, aus archivalischen und andern Quellen bearbeitet. VI. Buch. München 1840. 8.

Von Hrn. Dr. Koch in Erlangen:

Rehlings Deutschlands Flora V. Bd. 1. Abthlg. Frankfurt a. M. 1839. 4.

Von Hrn. Dr. Kumpf, k. Appellationsgerichts-Accessisten in Ansbach:

Gesetzes-Statistik von Mittelfranken und den vom vormaligen Rezatkreise getrennten Gerichten. Ansbach 1840. 8.

Von Herrn Staatsrath von Maurer:

Das Stadt- und Landrecht Rupprechts von Freysing. Stuttgart und Tübingen 1839. 8.

Vom Herrn Regierungsdirector von Raiser in Augsburg:

Chronicon antiquissimum Ottenburanum, mit historisch kritischer Analyse des Urtextes. Augsb. 1839 4.

Von Hrn. Dr. Herberger zu Kaiserslautern:

Die menschliche und thierische Milch (aus dem Jahrb. für practische Pharmacie). 1839. 8.

Von Herrn Stadtpfarrer Dr. A. Mayer in Eichstädt:

Abhandlungen über verschiedene im Königreiche Bayern aufgefundene römische Alterthümer. München 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nr. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels in the Transcaucasian provinces of Russia and along the southern shore of the lakes of Van and Urumiah in the autumn and winter of 1837.

(Schluß.)

Sembat II. starb kinderlos im Jahre 989 und ihm folgte sein Bruder Kakig I., unter welchem die Kathedrale vollendet wurde. Ani ward nun auch bis zum Jahre 1064 der Sitz des Katholikos. Neben der Kathedrale errichtete zu derselben Zeit der Katholikos Sarkis I. (992—1019) der heiligen Hrhipsime eine Kirche, nach dem Musterbilde der Kathedrale zu Walarschapat, deren Erbauung dem Katholikos Narses (364—384) zugeschrieben wird. Auf Befehl des Königs ward auch die im Jahre 1000 vollendete prachtvolle Kirche Gregorius des Erleuchteten, des Apostels Armeniens erbaut. Der Styl dieser großentheils noch vorhandenen mit Gemälden aus der heiligen Schrift und dem Leben des Erleuchters verzierten Kirche gleicht durchaus demjenigen der Gotteshäuser zu Etschmiadsin (Wilbraham 287), welche nach dem Berichte der Augenzeugen äußerst geschmackvoll und mit reichen Verzierungen geschmückt seyn sollen.

Der Sohn und Nachfolger Kakig I, König Johannes der Bagratide, auch Sembat III. genannt, der im Jahre 1020 den Thron seiner Väter bestiegen hatte, ward von den vielen innern und auswärtigen Feinden, namentlich von dem verwandten Könige von Georgien so in die Enge getrieben, daß er den Katholikos Peter I. (Gesch. der arm. Literatur 141) zum Kaiser von Byzanz Basilius II. sandte, mit der Botschaft: er wolle nach seinem Tode Ani den Griechen übergeben lassen, wenn ihn Basilius aus den Händen der Feinde erretten wolle (Wartan bey Indschidschean Alt-Armenien 423. Cedrenus II. 761). Der Kaiser ward hoch erfreut über die Aussicht, die Länder des Hauses der Bagratiden, nach denen man in Byzanz schon lange mit lüsternen Augen hinblickte, so leichten Kaufes mit dem Reiche vereinigen zu können. Es wurden die Georgier schnell gezüchtigt und Johannes Ruhe verschafft in dem Lande seiner Väter. Der schwache Fürst starb und ihm folgte im Jahre 1042 sein Brudersohn Kakig II., ein Knabe von 14 Jahren. Die armenischen Großen, an deren Spitze Wahram stand, der sein Geschlecht auf die Arsaciden zurückführte, weßhalb er auch der Parther oder Arsacide genannt wird, hielten sich durch das einseitige Versprechen ihres verstorbenen Königs nicht für gebunden. Vergebens verlangte Michael IV. die Uebergabe der Stadt, vergebens ward sie von den Byzantinern belagert, — die Griechen waren nicht im Stande, die königliche Residenz der Bagratiden mit Gewalt zu erobern. Verrätherey und List traten nun an die Stelle der Gewalt. Konstantin Monomachos machte sich durch Belohnungen und noch größere Versprechungen für die Zukunft, eine Parthey unter den armenischen Fürsten, welche von jeher in Haß und Zwietracht gegen einander lebten (maximis imperiis interjecti, et saepius discordes sunt. Taciti Annal. II. 56). Kakig ward nach Byzanz gelockt (1046), und Ani nun, wie alles Land der Bagratiden mit leichter Mühe von den Byzantinern in Besitz genommen, um es alsbald wiederum an die Seldschuken, von Alp-Arslan oder dem kühnen Löwen angeführt (1064) auf immer zu verlieren.

Die Königsstadt Ani ward in den folgenden Jahrhunderten mehrmalen von den Georgiern (1124

1161. 1174), Persern, Türken (1126) und endlich von Tscharmagan, einem Generale der Mongolen im Jahre 1239, eingenommen und furchtbar behandelt. Die Bewohner dieses Ortes flüchteten nach allen Gegenden der Erde, namentlich nach den Donauländern, der Moldau, Wallachey bis hin nach Polen. Im Jahre 1319 ward überdieß die ganze Provinz Ararat, und namentlich auch Ani, durch ein gewaltiges Erdbeben verwüstet, worauf die wenigen noch vorhandenen Bewohner die Stadt verließen und sich in Polen und Rußland, in Indien und Persien ansiedelten. Es erhielt sich aber noch bis nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Kloster innerhalb der großartigen Ruinen, zu welcher Zeit es von den räuberischen Lesgiern überfallen und zerstört wurde (Tschamtschean Ausführliche Gesch. Armeniens III. 317, 318). Die Königsstadt Ani ist den Griechen (τὸ Ἀνίον bey Cedren. II. 595), den Syrern, Persern, Arabern (St. Martin I. 111), den Reisenden und Chronikenschreibern des spätern Mittelalters, wie Ruysbrök und Vincenz von Beauwais, *) wohl bekannt; sie zeugen sämmtlich von ihrer Pracht und Herrlichkeit. Zu den Zeiten des Marco Polo und Abulfeda war der Ort, der vielen Zerstörungen wegen, die er erfahren, natürlich schon sehr verfallen, weßhalb sie ihn nicht erwähnen in ihrer Beschreibung Groß-Armeniens (Il Milione di Marco Polo II. 24 folg. ed. Baldelli. Abulfeda in Büschings Magazin V. 305), worin sie mehrere andere Plätze namentlich aufzählen.

Die Ruinen Ani's wurden am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von dem großen Kenner der armenischen Sprache, dem Missionär Villotte (Gesch. der arm. Literatur 273) besucht, dann in neuerer Zeit von dreyen Engländern, Monteith, Hamilton und Wilbraham, die sie uns sämmtlich, ohne daß einer von der Beschreibung des andern Kunde hatte, beschrieben haben. (Hamiltons Beschreibung der Ruinen wurde gedruckt im ersten Bande der Transactions of the Institute of british Architects 1839.) Zwey Geistliche aus Etschmiadsin, Chadschadur und Hohan oder Johannes genannt, besuchten ebenfalls gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts diese Ruinen, kopirten mehrere armenische, in geschichtlicher Beziehung bedeutende Inschriften, die uns Minas in der bereits mehrmalen erwähnten Geschichte Ani's und seiner Bewohner (S. 73 folg.) mittheilte. Diese beyden Geistlichen sahen hier gleichwie Monteith mehrere griechische Inschriften, die sie aber zu lesen verhindert waren. Wilbraham fand auch arabische und türkische Inschriften unter den Ruinen, welche wohl, so wie die griechischen, spätere Reisende aufzeichnen und bekannt machen werden. Minas theilt uns noch Inschriften aus Halpat und andern, in der Umgegend von Ani gelegenen Oertern und Klöstern mit, die sämmtlich ein historisches Interesse haben, und die armenischen Geschichtschreiber theils erläutern, theils ergänzen. Tournefort, der sehr nahe bey diesen Ruinen vorbeykam, ohne sie zu sehen, (III. 214 nach der englischen Uebersetzung. London 1741), weil ihn nämlich seine Führer nicht darauf aufmerksam machten, suchte sich über diese Versäumniß damit zu trösten, daß er meynte, sie möchten doch nichts Bedeutendes enthalten. Nur die Ruinen griechischer Städte, fügt er hinzu, verdienen untersucht zu werden, weil man dort doch Inschriften fände, wodurch schwierige Punkte der alten Geschichte und Geographie aufgeklärt werden könnten. Nun enthalten aber die Ruinen Ani's, wie wir jetzt wissen, eine Menge Inschriften in viererley Sprachen, wovon die beyden erwähnten Geistlichen aus Etschmiadsin bloß einige sehr ausführliche im haikanischen Idiome abgeschrieben haben!

*) Die Namen bey Vincenz sind sehr verdorben, weßhalb wir die Stelle hieher setzen und verbessern wollen. In Armenia est civitas nobilis, quae Am (l. Ani) vocatur, ubi sunt mille ecclesiae, ac C. milia familiae, quam Tatari ceperunt in 12 diebus (nämlich unter Tscharmagan 1293), et etiam ibi prope eam mons Arach (l. Ararat). Ibi requievit Arca Noae et in pede montis illius est prima civitas, quam aedificavit ibi Noe et vocatur haec civitas Laudumie (l. Nachtschuan), circa illam defluit fluvius Arathosi (l. Eraseh, Araxes dieß ist nicht gegründet), qui fluit per medium Mongam (l. Mogan) ubi sunt in hieme Tatari usque in mare servanicum (l. Hibernicum, das kaspische Meer). Speculum Historiale XXX. 97. Vincenz erhielt, wie man sieht, seine Nachrichten von den übertreibenden Armeniern.

Die gebirgigen Gegenden an dem obern Laufe des Dschoroch und Araxes, die jetzigen Paschalike Achalzik und Kars, die zehen Sandschak, welche den Russen im Frieden zu Adrianopel verblieben mit eingeschlossen, gehörten in den ersten Zeiten der arsacidischen Könige Armeniens zu dem Lande der Haik. Es waren dieß die Provinzen Kukark, bey Strabo und Ptolemäus Γωγαρήνη, Daik, von den hier wohnenden Daä oder Dahä sogenannt *) und einige Districte der Provinz Ararat. Wilbraham durchzog, ohne sich irgendwo längere Zeit aufzuhalten, diese Länderstriche und kam nach Kars, welche Stadt, nachdem sie die Armenier in Folge des letzten Friedens mit der Pforte verlassen hatten (vrgl. meine Geschichte der Uebersiedlung von vierzig tausend Armeniern. Leipzig 1834), jetzt der elendeste Ort ist den man sich denken kann. „Vor einigen Jahren,“ sagt unser Reisende, „war Kars eine blühende Stadt, aber die gewaltsame Wegführung der Armenier zerstörte deren Handel und beraubte sie ihrer reichsten und thätigsten Einwohner.“ Die Stadt zählt jetzt nach Brant (Journal VI. 199) kaum 1500 — 2000 Familien und ist wenig besser als ein Schutthaufen (The town is now little better than a heap of ruins). Kars oder Karis kalaki, fügen wir hinzu, sind Worte der georgischen Sprache und bedeuten Stadt des Einganges oder der Gränze. Dieser Ort bildete nämlich lange Zeit die Gränze zwischen Georgien und Armenien. Sie heißt bey den haikanischen Skribenten auch Karuz, was ein armenischer Genitiv Pluralis ist, so wie das aus Karis zusammengezogene Kars ein Genitiv Singularis der georgischen Sprache; es muß nämlich hiebey immer das georgische Kalaki, im Armenischen Kaghak oder Stadt verstanden werden. Die Schreibart Chars ist unrichtig. Der Ort wird von Konstantinus Porphyrogeneta, von Cedrenus und Johannes Kuropalat erwähnt. Das Kastell, welches die Türken im Jahre 1828 so tapfer gegen die Russen vertheidigten, ist sehr alt; es wird schon von Johannes Katholikos und Thomas dem Ardsrunier im achten Jahrhundert erwähnt. Die Herausgeber des Journals der königlichen geographischen Gesellschaft zu London glauben fälschlich, es sey erst von Murad III. errichtet worden. (IV. 199). Hier ward, wie der armenische Geschichtschreiber Aristakes von Lastiwert berichtet (Indschidschean Armenische Alterthümer I. 219), während der Jahrhunderte des spätern Mittelalters ein bedeutender Handel getrieben, den die Einnahme des Ortes und seine Zerstörung durch die Mongolen im Jahre 1239 nur auf kurze Zeit zu unterbrechen vermocht hatten. Die Kaufleute von Kars, sagt dieser treffliche Geschichtschreiber, sind reich an Gütern, die sie durch ihren See- und Landhandel erwerben. Ueber Kars gieng eine Handelsstraße von Indien durch Persien nach den Häfen am schwarzen Meere. Die Genueser, welche bereits im dreyzehnten Jahrhundert mit ihren Kauffahrteyschiffen die kaspische See befuhren (e nuovamente i mercanti Genovesi han comminiciato a navigare per quello. Marco Polo 5 II. 30. ed. Baldelli), erkannten auch die Wichtigkeit dieses Ortes für ihren Handel. Sie legten während des dreyzehnten Jahrhunderts, von Trapezunt aus über Kars nach Bagdad, in einem Zwischenraume von fünf zu acht Meilen, Kastelle an, um die Karawanen gegen die räuberischen Ueberfälle der Kurden und Turkomanen zu schützen. Tanti Genovesi vi (zu Kars) trovano negozio, sagt Serra nach den Urkunden im Archive seiner Vaterstadt, che avendo le colonie ottenuto due posti nel maggior Consiglio di Genova l'anno 1257, uno di quelli fu dato a un mercatante di Kars. Girolamo Serra, La storia della antica Liguria e di Genova. Torino 1834 IV. 33. Kars ward im zehnten Jahrhundert die Hauptstadt eines mehr denn hundert Jahre dauernden Kö-

*) Xenophon nennt sie im vierten Buch der Anabasis Taochier, weil er nicht wußte, daß das k, oder nach einer mildern Aussprache, das ch, nicht zum Wortstamm gehört, sondern bloß die Mehrheit bezeichnet. Ein gleicher Fall findet statt bey den Karduchen, den Korduk der Armenier, — die heutigen Kurden. Die Namen der Gauen und Länder der Erde sind aber gar häufig aus dem Plural der Namen der Völker und Stämme, welche sie bewohnen, hervorgegangen. R. Forster glaubt mit Unrecht, daß die Taochier mit einer gewissen georgischen Provinz Taochir zusammenhängen. Siehe seine Geographical dissertation in Spelman's Uebersetzung der Anabasis. The Expedition of Cyrus. Cambridge. 1823. S. 151.

nigreiches, eine Sekundogenitur des Hauses der Bagratiden. König Aschot III. überließ nämlich, wie bereits oben berichtet wurde, im Jahre 961 seinem Bruder Muschech die Stadt Kars mit der ganzen umliegenden Landschaft Wanant als eine dem Reiche Armenien tributpflichtige Herrschaft, weßhalb er und seine beyden Nachfolger auch Könige von Wanant heißen. Dem Muschech folgte im Jahre 984 sein Sohn Abbas und diesem 1025 dessen Sohn Kakig. Kars ward im Jahre 1053 von den Seldschuken unter Togrul Beg (so berichtet Aristakes bey Indschidschean Alt-Arm. 435) eingenommen. Kakig konnte sich nicht mehr in seinem Lande halten und war froh, es im Jahre 1064 gegen eine Besitzung in Klein-Armenien an Constantin Dukas zu überlassen. Dieser unglückliche Fürst ward später von den Griechen ermordet.

C. Fr. Neumann.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß der seit der letzten allgemeinen Sitzung an die Akademie eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

II. Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften.

Von der k. Akademie d. W. zu Berlin:

a. Abhandlungen aus d. Jahre 1837. Berlin. 1839 4.
b. Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen derselben aus dem Jahre 1839. Berlin 8.

Von der Academia Caes. Leopold. — Carolina Naturae Curiosorum Bonnae:

a. Nova Acta. Tomus XIX. Vratislaviae et Bonnae 1839. 4.
b. Glocker de graphita moravica et de phaenomenis quibusdam originem graphitae illustrantibus commentatio. Vratislaviae 1840. 4.

Von der Academie Royale de peinture, sculpture et architecture à Bruges:

Programme d'une exposition des produits des beaux arts proposée pour 1840. Bruges 1839. 8.

Von der Académie R. des sciences et belles lettres de Bruxelles:

a. Catalogue des principales apparitions d'etoiles filantes. Bruxelles 1839. 4.
b. Nouveaux mémoires de l'Académie royale des sciences etc. Tome XII. Bruxelles 1839. 4.
c. Sur la longitude de l'observatoire royale de Bruxelles. Extrait du Tome XII. Bruxelles 1839 4.
d. Annuaire de l'Académie royale etc. 6. Année. Bruxelles 1840. 12.

Von der königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

a. Jahresversammlungen 1838 — 1839. Copenhagen 1839. 8.
b. Annalen u. Mémoires. Erste Reihe. Copenhagen 1837. 8.
c. Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord 1836 — 1838. Copenhagen 1838 8.

Von der K. K. Universität in Dorpat:

Observationes astronomicae institutae in specula universitatis caesarea Dorpatensis Vol. VII. seu novae seriei: Vol. IV. Dorpat 1838. 4.

Von der Société de Physique et d' histoire naturelle à Genève:

Mémoires de la société etc. Tome VII. I. u. II. Partie. Genève 1838. 4.

Von dem Ferdinandeum in Insbruck:

Neue Zeitschrift desselben für Tyrol und Vorarlberg. VI. Bändchen Innsbruck 1840. 8.

Von der R. Astronomical Society of London:

Memoires Vol. X. London 1838. 4.

Von der R. Society of Literature of the United Kingdom:

Transactions III. Part. II. London 1839 4.

Von der Linnean Society af London.

The Transactions. Vol. XVIII. Part II. London 1839. 4.

Von der Zoological Society of London:

Proceedings Part VI. London 1838. 8.

Von der Société Impériale des Naturalistes de Moscou:

Oryctographie du gouvernement de Moscou. (avec 62 planches.) Moscou 1837. gr. Fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels to the City of the Caliphs, along the shores of the Persian gulf and the mediterranean. Including a voyage to the coast of Arabia, and a tour on the island of Soçotra. By J. R. Wellsted Esq. author of „travels in Arabia." In two volumes. London 1840.

Den Verfasser der „Reisen in Arabien" haben wir schon früher einmal auf den Wegen seiner glücklichen Forschungen begleitet. Das, was uns J. R. Wellsted in dem hier vor uns liegenden Werke giebt, ist nicht ganz die Geschichte seiner eignen Reisen, sondern es ist zum großen Theil eine fremde Gabe, welche dem Herausgeber aus Freundeshand zukam. Denn der erste Theil enthält die Reiseberichte des Hrn. Ormsby, Lieutenants bey der indischen Flotte, welcher schon im neunzehnten Lebensjahre allen Vortheilen und Bequemlichkeiten seiner äußern Stellung entsagte, um drey Jahre lang die Gefahren und Mühseligkeiten einer Reise durch Gegenden des Morgenlandes zu übernehmen, in denen sich fortwährend ein großer, noch unerhobener Schatz aus dem Gebiet der Völker- und Länderkunde findet. Zu dem, was der jugendliche Reisende als Frucht seiner heldenmüthigen Ausdauer von jenem Schatze mit sich brachte, hat Wellstedt Vieles aus dem Reichthum seiner eigenen Anschauungen und Forschungen hinzugelegt, indem er zugleich der Erzählung ihren eigenthümlichen Charakter ließ, der sich durch eine ganz besondere Frische der Auffassung, so wie durch Lebendigkeit und Wärme der Darstellung auszeichnet. Wir theilen im Nachstehenden einige Auszüge aus Hrn. Ormsby's Reiseberichten mit.

Man kann sich kaum ein wunderlicheres Gebäu von Menschenhand denken, als jenes der arabisch-indischen Schiffe ist, auf deren einem Lieutenant Ormsby im Frühling des Jahres 1830 seine Reise von der Küste Ostindiens nach Maskat antrat. Der beständige Anblick europäischer Schiffe, mit ihrer für die Seefahrer so geschickten und zweckmäßigen Einrichtung hat bey den Schiffszimmerleuten des Morgenlandes noch keine Nachahmung gefunden; ihre Fahrzeuge behalten noch dieselbe Form bey, welche sie, wie dieß alte Abbildungen bezeugen, vor Jahrhunderten hatten; man könnte ihre Gestalt mit dem Brustbein eines Vogels vergleichen, nach unten zulaufend in eine keilförmige Schärfe, nach oben breit und niedrig; im Ganzen so beschaffen, daß ihnen schon eine Ungunst der Witterung, die dem europäischen Seemann als eine geringfügige erscheint, die größten Hemmungen und Gefahren bringt, und daß sie während der S.W. Monsuns gar nicht auslaufen können, sondern alsdann Monate lang ungebraucht am Lande liegen. Der 25. August unsers Kalenders ist für die Seefahrer und eingebornen Küstenbewohner jener Länder ein ganz besonders festlicher Tag; es erscheinen dann zwey Sterne über dem Horizont, welche die Araber und Perser Saël nennen; sie erscheinen als Verkündiger der Freude und glücklicher Unternehmüngen; man begeht den Tag mit feyerlichen Gebräuchen und läßt dann die Fahrzeuge vom Stapel laufen, denn die günstige Zeit der Seefahrt nimmt nach der Meynung der Schiffer mit diesem Tag ihren Anfang.

Das malerisch Schönste an einem arabisch-ostindischen Schiffe ist das mächtig große, weiße Segel, das ungewöhnlich hoch in der Luft wallet und wie ein schwimmender Schwan sich ausbreitet. Un-

ter dem Schall der Pauken und anderer laut lärmender Instrumente, zu welchem ein Theil des Schiffvolks jauchzte und tanzte, war das Segel ausgespannt; ein günstiger Wind führte das Schiff vom Lande. Unser Reisender sahe sich jetzt als der einzige Europäer und einzige Christ unter der Schaar von fremdem Volk und fremdem Glauben. Der Capitän des Schiffs war ein Perser; der Steuermann ein Hindu, unter all den übrigen gab es nur drey Seeleute, die allenfalls den Compaß von einem Stück Holz oder Stein zu unterscheiden wußten. „Dennoch,“ — so antwortete der Kapitän unserm Reisenden, als dieser sein Bedenken äußerte, — „sind sie alle Seeleute, denn sie verstehen das Schwimmen.“ „Dann könnt ihr sie eben so gut Fische, als Seeleute heißen, Ali Mansur,“ erwiederte Herr Ormsby. Der Kapitän lächelte und bot dem witzigen Fremdling seine Pfeife an.

Ein Greis mit eisgrauem Bart, der unter dem übrigen Schiffsvolk in großer Achtung stand, weissagte bald nach der Ausfahrt einen unglücklichen Ausgang des dießmaligen Unternehmens, weil ein Sclave, der sich auf dem Schiffe befand, von einer giftigen, plattschwänzigen Seeschlange, auf deren Fang er ausgieng, war in den Arm gebissen worden, und an den Folgen dieses Schlangenbisses in Zeit von 24 Stunden starb. Solche giftige Seeschlangen sind an der Küste von Indien so häufig, daß sie von den Schiffern als ein sicheres Anzeichen der Nähe des Landes betrachtet werden.

Der Contrast zwischen den Verhältnissen, in denen sich unser Reisender noch unmittelbar vor seiner Abfahrt in Ostindien befunden, und zwischen denen, in welche er jetzt auf seinem arabisch-ostindischen Schiffe eingetreten, war ein sehr auffallender und bedeutender. Statt der knapp anliegenden Uniform eines englischen Offiziers umgab ihn jetzt das weite Gewand des Orientalen; statt einer Dienerschaft, die noch gestern auf seinen Wink gewartet, statt der freundlich ihn beachtenden Landsleute, sah er jetzt eine Schaar von hochmüthigen, unduldsamen Bekennern des Islams vor sich, welche ihn als ein Ding von niedrerer unreiner Art betrachteten. Denn obgleich man von den gebildeten Moslems des Morgenlandes, wenn sie mit einem Christen in gutem Vernehmen stehen, je zuweilen die Aeußerung hört: „Sollte es möglich seyn, daß der Allmächtige, Allgütige solche weise und ehrbare Wesen als die Christen sind, nur zur ewigen Verdammniß erschaffen hätte?“ so legt ihnen dennoch ihr Glaube die Verpflichtung auf, an jenem Vorurtheile fest zu halten. Ueberdieß gehörten auch die Leute, mit denen Hr. Ormsby unter Segel gegangen war, keinesweges zu den gebildeten Mohamedanern. Ein armes Volk, das die Hälfte des Gewinns, den die Handelsreise abwirft, statt des Fahrlohnes dem Kapitän und seinen Leuten überlassen, und auch von der andern Hälfte noch manchen Abzug für etwaige Auslagen erleiden muß, so daß es während der ganzen Fahrt zunächst nur auf den Genuß von Hirsebrod, das täglich frisch auf den erhitzten Steinen gebacken wird, beschränkt ist, wozu etwa wöchentlich einmal ein Gericht von Reis kommt, ohne Butter, im Wasser gekocht; außer diesem gesalzene Fische und ein wenig Kaffee. Den einzigen Zeitvertreib gewährt dieser meist nur müßig dasitzenden Schaar das mühsame Heraufziehen des Tabakrauches durch die mit Wasser gefüllte Kocosnußschale.

Wir erwähnten vorhin der plattschwänzigen Wasserschlangen als einer Anzeige von der Nähe des ostindischen Festlandes, worauf noch zu Niebuhrs Zeiten die Seeleute ein großes Gewicht legten. In neuerer Zeit hat man ein besseres, sicheres Merkmal für die Entfernung des Landes: dieß ist die Messung der Meerestiefe. Die Beobachtung hat nämlich gezeigt, daß vom Festland Ostindiens eine Bank allmählich sich abwärts senke, welche bis zu einer Weite von 100 Meilen hingehet. Sie scheint ein Ansatz vom Lande aus, welchen die Regenströme, die Flüsse und andere zerstörende Fluthen dem Meere zuführten. Wenn man von weitem her der Küste sich nähert, braucht man nur zu messen, wie viele Faden die Meerestiefe beträgt, um daraus bestimmen zu können, an welchem Punkte der allmählig anwärts steigenden Bank man sich befinde.

Ein günstiger Wind hatte das Schiff bis zu einer Entfernung von 500 Meilen vom Lande begleitet, ihm folgte eine anhaltende Windstille, bey welcher das Segel schlaff am Mastbaume hieng und

das Meer so glatt erschien wie ein Spiegel. Da hörte man von allen Seiten Gebete zu Allah um guten Wind; einer aber unter der Schaar, dahingerissen von Ungeduld, rief aus „o Gott, gieb uns doch statt dieser Windstille lieber einen Sturm." — Dieser Wunsch gieng nur zu bald in Erfüllung; am 12ten Tage seit dem Anfange der Windstille erhob sich die Sonne roth und feurig, Wolken rollten gegen Indiens Gebirge hinan „wie die Wellen der Zeit zur Ewigkeit." Der Sturm begann. —

Anfangs mußte sich der Christ, mitten unter den Bekennern der einzig wahren Religion des Islams, manchen scheelen Blick gefallen lassen; fast schien ihm ein Schicksal des Jonas zu drohen, man betrachtete die Anwesenheit des Ungläubigen als die Ursache des allgemeinen Unglückes. Indeß war er es, der Ungläubige allein, der bey dem Anblick des nahen Todes weder den Muth, wie alle seine in Verzweiflung dahingestreckt liegenden, mohamedanischen Mitreisenden, noch die Geistesgegenwart und Thatkraft, wie der Hindusteuermann verlor, welcher in regungsloser Ergebenheit das Ende erwartete. Als das alte gebrechliche Schiff, nach einem fast zweytägigen Kampfe mit dem Sturm und den Wogen schon dem Untergang nahe war, suchte Hr. Ormsby den Kapitän auf, welchen er, todtbleich vor Furcht, zwischen zwey Kisten liegend fand. „Es ist Alles hin, sagte der Kapitän, als er den Engländer erblickte; wohl, Gott ist groß." „Keineswegs, antwortete Ormsby, ist alles hin, wenn ihr nur die Waarenballen daran geben wollt." — „Ungläubiger, so kreischte jener ihn an, sind unsere Leben nicht in Gottes Hand; ist unser Schicksal nicht unabänderlich bestimmt? Doch geh und thue, was du magst." Der englische Seemann machte alsbald von dieser Erlaubniß Gebrauch, gieng mit seinem Beyspiel voran; bald schwammen die Ballen mit Zimmt und die andere werthvolle Ladung im Meere; nur die Negersclaven suchten von den Zuckerhüten noch so viel als möglich in ihre Mägen zu retten; sie aßen davon mit bewunderungswürdigem Appetit. Welches besondere Glück es übrigens für jenes Schiff und seine Menschenschaar gewesen, daß sich bey diesem Sturm ein unternehmender Engländer auf ihm befunden, dieß zeigte sich erst später in Maskat. Alle andern Fahrzeuge von derselben Art und Bestimmung, welche an der Zahl 26, gleichzeitig von Ostindien nach Maskat abgesegelt waren, hatten mit den auf ihnen befindlichen 1000 ja vielleicht 1500 Menschen dem Sturme unterliegen müssen, nur das eine, auf welchem der Ungläubige sich befand, war gerettet worden, und bis auf den Verlust der Waaren, glücklich zum Ziel gelangt. Maskat war übrigens nicht der erste Landungsplatz, den das vom Sturme übel zugerichtete Schiff erreichte. Nachdem das Ungewitter sich gelegt hatte, mußten die Reisenden noch drey Tage lang Hunger, Durst und Hitze erdulden, eine Zeit, welche wohl dem Hindu-Steuermann am schwersten fallen mochte, da die Wasserfässer des Schiffsvolkes bey dem Sturme ins Meer gerollt waren und man nun das Wassergefäß des armen Hindu entdeckt und benützt hatte. Eine solche Verunreinigung des Wassers durch die Hände eines Andersgläubigen ist für jeden ächten Hindu so schlimm, als eine Vergiftung desselben; denn er wird lieber verdursten, als von einem Wasser trinken, aus welchem auch ein Nichthindu seinen Antheil genommen hat. Auf so seltsame Weise machen die Menschen, von denen keiner rein ist, gegenseitig einander unrein und verwerflich. — Mit Mühe, denn das Steuerruder war gebrochen, näherte man sich endlich der Küste bey dem Vorgebirge von Ras el had, wo Herr Ormsby Beduinen vom Stamme der Beni bu-Ali fand. Diese, sobald er sich ihnen als Engländer zu erkennen gegeben, empfiengen und bewirtheten ihn mit herzlicher Freundschaft; es sind dieselben Beduinen, von denen Wellstedt in seiner Reise nach Arabien erzählt; dieselben, welche aus den tapfersten, zugleich aber bittersten Feinden der Engländer in treue Freunde von diesen umgewandelt wurden, bloß deßhalb, weil man das an ihnen begangene Unrecht nach Billigkeit wieder gut zu machen gesucht und die nach Ostindien gefangen geführten Häuptlinge mit Geschenken in ihr Land zurückgesendet hatte. Erst am Abend trennte sich Herr Ormsby von seinen neuen Freunden und kehrte auf das Schiff zurück, das endlich nach vielen Schwierigkeiten, welche vornehmlich der Mangel des Steuerruders herbeyführte, am 10. May den Hafen von Maskat erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß der seit der letzten allgemeinen Sitzung an die Akademie eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Société royale des Antiquaires de france à Paris.

Mémoires et dissertations sur les antiquites nationales et étrangéres. Nouvelle Serie Tome IV. Paris 1838. 8.

Von der Académie des Sciences à Paris:

a. Comptes rendus hebdomadaires des séances. Premier Semestre. Paris 1839.
b. — — Deuxième Semestre 1—12.
c. — — Deuxième Semestre 13—23. Septbr.
d. — — Troisiéme Semestre 24—30. Sptbr.

Von der k. rußischen Academie in Petersburg:

Beyträge zur Kenntniß des rußischen Reiches und der angränzenden Länder.

a. 1. Bd. Wrangels Nachrichten über die rußischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika.
b. 2. Bd. Helmersen's Nachrichten über Chiwa, Buchara, Chokand und den nordwestlichen Theil des chines. Staats.
c. 3. Bd. Sur les ressources territoriales et comerciales de l'Asie occidentale. St. Petersbnrg 1839 8.

Von dem Corps des ingénieurs des mines de Russie (durch Herrn von Cancrin.)

Annuaire magnétique et meteorologique etc. Année 1837. St. Petersburg 1839. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm:

a. Ärsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi etc. Stokholm 1837. 8.
b. Ärsberättelse om Technologiens framsteg etc. Stokholm 1837. 8.
c. Ärsberättelse om botaniska Arbeten och Uppstäckter etc. Stokholm 1838. 8.
d. Königl. Vetenskaps-Academiens Haudlingar för Ar 1837. Stokholm 1838 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Turin:

Memoire della reale Academia delle scienze di Torino. Torino 1839. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von Herrn Cavaliere Amadeo Avogrado in Turin:

Fisica de corpi ponderabili Tomo II. Torino 1838 8.

Von Herrn J. F. Benzenberg in Hamburg:

a. Die Sternschnuppen. Hamburg 1839 8.
b. Die Gemeinde-Ausgaben der Städte Düsseldorf, Elberfeld, Bremen ꝛc. Bonn 1835 8.

Von Herrn B. Biondelli in Milano.

Sullo Studio comparativo delle lingue, osservazioni generali. Milano 1839 8.

Von Herrn Joh. Friedr. Böhmer:

Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern und seiner Zeit. Frankfurt 1839 4.

Von Herrn John Briggs k. großbrittanischen Major: (durch d. k. Min. d. J.)

a. Ferishta ein historisches Werk in hindostanischer Sprache von Mahomed kanin of Astrabad. 2 Bde. Fol.
b. Die englische Uebersetzung desselben Werkes. 4 Bde. 8.

Von Herrn Dr. T. Catullo in Padua.

Trattato sopra la costituzione geognostico-fisica, dei terreni alluviali e post diluviani delle province Venete. Padova 1838. 8.

Von Herrn Geh. Rath Fried. Creuzer in Heidelberg:

a. Ein alt athenisches Gefäß mit Malerey und Inschrift. Leipzig und Darmstadt 1832 8.
b. Zur Geschichte alt römischer Cultur am Oberrhein und Neckar. Leipzig und Darmstadt 1833 8.
c. Zur Gemmenkunde, antike geschnittene Steine am Grabmal der hl. Elisabeth. Leipzig u. Darmst. 1834 8.
d. Zur Gallerie der alten Dramatiker; Auswahl unedirter griechischer Thongefäße. Heidelb. 1839 8.
e. Deutsche Schriften, neue und verbesserte Auflage; I. Abtheilung, Symbolik und Mythologie. 2 Bds. 1. Heft. Leipz. u. Darmstadt 1840 8.

Von demselben, den Herrn Thiersch u. Dr. Zell.

Ueber das Verhältniß der Philologie und der alten Studien zu unserer Zeit. Manheim 1840 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels to the City of the Caliphs, along the shores of the Persian gulf and the mediterranean etc.

(Fortsetzung.)

Keine andere Stelle der Erde kann einen wildromantischeren Anblick gewähren, als die Bay von Mascat. Sie wird durch eine enge, tiefe Schlucht gebildet, welche sich in das nackte schwärzliche Gebirge hineinzieht; auf jedem Felsenvorsprunge steht ein hochgemauertes Bollwerk; die Stadt mit ihren weißen Minarets und sarazenischen Gebäuden, zwischen denen sich vereinsamt das Gebäude der vormaligen portugiesischen Cathedrale erhebt, liegt am Abhange des innersten Winkels der Bucht, und spiegelt sich in einem Meere, so klar und still, als man an wenig Orten es findet. Der Reisende, welcher zum erstenmal dieser Stadt sich naht, die den Eingang zum persischen Meerbusen so mächtig schützt und vertheidigt, wird nicht wenig überrascht, wenn er in ihren Bazars eine Fülle der Lebensmittel und aller lieblichen Früchte des Landes findet, und sie alle um einen so wohlfeilen Preis zu erkaufen vermag, wie in keiner Küstengegend seiner europäischen Heimath; denn in der verödeten Nachbarschaft der Stadt selber zeigt sich weder Baum noch Gebüsch, sondern nur einige grüne Flecke am Boden, benetzt von sparsam rinnenden Quellen. Aber die düstern Felsenwände der Bucht mit der Decoration ihrer Burgen und sarazenischen Häuser, sind nur der Vorhang, hinter welchem die Bühne der ewiggrünenden Palmenwälder, Pflanzungen und Auen des glücklichen Landstriches sich verbirgt, der tiefer im Innern liegt. Dort gesellen sich zu den Gaben des Oelbaumes und Weinstockes, jene des Getreides so wie der Gemüse und aller Obstsorten der warmen Länder; aus den Felsenritzen träufelt der Honig von wilden Bienen, gewürzt von den aromatischen Kräutern Arabiens hervor; auf den Bergen, wie in den Wäldern weiden die zahlreichen Heerden der Rinder, Schaafe und Ziegen, denen es niemals an Futter mangelt, da man sie in der dürren Zeit des Jahres mit gesalzenen Fischen und zerstossenen Dattelkernen so reichlich nährt, daß sie alsdann noch fleischiger werden und mehr Milch geben, als in den Monaten des frischen Grüns, weil der starke Durst, den die Salzfische bey den Thieren erregen, ohne Aufhören durch Süßwasser gestillt wird. Wie in dieser Gegend selbst die Heerden der Hausthiere von den Fischen leben können, so noch vielmehr die Menschen, denn der Vorrath an dieser Art von Lebensmitteln ist unerschöpflich. Die Bucht von Maskat wimmelt von Schaaren der wohlschmeckendsten Fische, während wenigstens unser Verfasser gerade jenen, der den Menschen die meiste Gefahr bringt, den Haifisch nicht unter ihnen bemerkte.

Von diesem Tiger des Meeres erzählt Ormsby bey dieser Gelegenheit eine merkwürdige Geschichte: Ein Hayfisch verschlang Papiere, die man aus einem Sclavenschiffe über Bord geworfen hatte; das Schiffvolk in einem königlichen Schiffe erlegte nach hartem Kampfe das ungeheure Thier, welches zum Tode verwundet, die verschlungene Beute von sich gab. Man untersucht die Papiere. Ihr Inhalt giebt nur zu sehr das schändliche Gewerbe kund, auf welches jenes andre Schiff ausgieng; man bemächtigt sich seiner, die Papiere werden dem Gerichtshof vorgelegt und hinreichend befunden zum Zeugniß gegen die Sclavenhändler und zur Einleitung des Prozesses, der ihre Strafe herbeyführte.

Von der Macht und den trefflichen Eigenschaften des Iman von Maskat war schon an ei-



nem frühern Ort dieser Anzeigen, in dem Auszug aus Wellstedt's Reisen, die Rede. Dieser treffliche Fürst gab noch vor Kurzem einen neuen Beweis von seiner Ergebenheit gegen England, als er der jetzt regierenden Königin mit den Glückwünschen zu ihrer Thronbesteigung ein Geschenk von allerhand Kostbarkeiten des Morgenlandes zusendete, dessen Werth sich auf 50,000 Pfund belief. England hat jedoch auch alle Ursache die Wichtigkeit einer fortwährenden freundschaftlichen Verbindung mit jenem Fürsten anzuerkennen. Wäre Napoleons Unternehmung bey Akre von günstigem Erfolg gewesen, dann würde er, so lag es in seinem Plan, vom Euphrat abwärts nach Basra gezogen seyn, und diesen wichtigen Punct besetzt haben; von dort aus hätte er Buschir, Basrain, Mascat und alle andern bedeutenden Kolonien an den Küsten des persischen Meerbusens mit Kampf überzogen und ohne Schwierigkeit sich ihrer bemächtigt. Derselbe Plan möchte auch noch jetzt irgend einer fremden Macht als der zunächstliegende und ausführbarste erscheinen, um sich den englischen Besitzungen von Ostindien auf ihrer am leichtesten verwundbaren Seite zu nähern. Deßhalb ist die neuerliche Besetzung der Insel Khäräck, die vor dem Hafen von Buschir liegt, durch englische Truppen von großer Wichtigkeit.

So sehr die Lage von Mascat unter den Europäern als ungesund ausgeschrieen ist, wagte es dennoch Hr. Ormsby, im Vertrauen auf seine, durch die orientalische Schiffsdiät gestärkte Gesundheit in der Stadt selber in einer Karavanserey zu wohnen; hier traf er mit Kaufleuten aus Bokhara zusammen, die ihm manche Aufmerksamkeit erwiesen; er entschloß sich mit ihnen in ihr Land zu reisen, denn es war ja sein Wunsch, nicht nur auf der allbekannten Heerstraße der andern Reisenden einherzuziehen, sondern die Natur in ihren abgelegenen, noch unbesuchten Wohnsitzen zu besuchen. Die Bokharaner nahmen ihn willig in ihre Reisegesellschaft auf, doch konnte dieß nur unter der Bedingung geschehen, daß er an ihrem Geschäft, welches für ihn das widerlichste von allen war: an dem Sclavenhandel Theil nahm. Ein Knabe und ein Mädchen, beyde von etwa 15 Jahren fielen auf seinen Antheil; er nahm sie jedoch nur mit dem Vorsatz, ihnen an dem ersten günstigen Orte, den er erreichen werde, ihre Freyheit zu schenken.

Der Schat el frat, jenes Schiff, auf welchem unser Reisender nach Mascat gekommen war und das er durch seine Geistesgegenwart gerettet hatte, war jetzt wieder ausgebessert und mit einem neuen Mast versehen worden; man hatte es auch von Neuem mit Kaufmannsgütern beladen; am 10 Juny konnte es den Hafen von Mascat verlassen. Schon am darauffolgenden Tage sah man sich in der Nähe des Einganges zum Innern des persischen Meerbusens; hier zeigte sich gegen Norden das Hochgebirge des Gambrun, das selbst noch jetzt in den Sommermonaten den Schnee auf seinem Gipfel trug; vor ihm, zu seinen Füßen die weitberühmte Insel Ormuz, der gegenüber sich der Aramis (Minau) Fluß in den Meerbusen ergießt, da wo einst Alexander und Nearchos sich begegneten. Das Schiff steuerte durch den Kanal, welcher sich zwischen den beyden Felseninseln beym Vorgebirge Maceta findet, die wir in Nearchos Reisebericht so genau beschrieben finden. Die hier eintretende Windstille ward kein Hinderniß der Fahrt, da dieser die Strömung zu Hülfe kam, welche durch den engen Kanal sich ergoß. Der Felsenkanal wird von den Seefahrern jener Länder als der eigentliche Eingang in den Meerbusen betrachtet; eine Schiffersitte findet hier statt, welche auch bey der Einfahrt in das rothe Meer geübt wird: die Nachbildung eines Schiffes aus einer Kokosnußschale mit einem kleinen Segel, aufgeputzt durch schöne Bänder, beladen mit etwas Reis und getrockneten Blumen wird mit lauten Begrüßungen ins Meer geworfen: es soll ein versöhnendes Opfer für die feindlichen Mächte seyn, welche Verderben drohend in der Tiefe wohnen.

Der Insel Ormuz ist von ihrer früheren Gestalt nichts als das Skelet geblieben. Die reiche Stadt, in deren 4000 Häusern gegen 40,000 Menschen, ohne die Fremdlinge aus den verschiedensten Ländern wohnten, ist verschwunden; nur das Kastell der Portugiesen, das auf einem Felsen steht, der von der Insel durch einen Graben abgesondert ist, hat dem Untergang getrotzt; in ihm hält der Iman eine kleine Garnison. Außer dieser wohnen

noch mehrere Familien auf der Insel, die sich mit dem Einsammeln des Salzes beschäftigen; zusammengenommen beträgt die ganze Bewohnerzahl des Eilandes mehr nicht denn 300. Der Boden der Insel, sowie ihre Hügel erscheinen meistens von Eisenoxyd roth gefärbt. Anderwärts geben die derben Massen des Kochsalzes und seine zarten Efflorescenzen den Höhen den Anschein und die Färbung des Eises und des Schnees. Ormuz war der letzte Haltpunct, den die Gebern oder Feueranbeter im Meere inne hatten, von hier zogen sie nach Indien, wo sie unter dem uns bekannteren Namen der Parsen noch jetzt fortbestehen.

Unter den Inseln, welche in und am persischen Meerbusen liegen, ist Kischen die größte und ansehnlichste. Während Ormuz nur 12 englische Meilen im Umfange hat, misset die Länge von Kischen 54, seine größte Breite 20 Meilen. Die Stadt, an dem östlichen Ende der Insel gelegen, zählt noch immer gegen 2000, die ganze Insel aber gegen 5000 Bewohner, welche meist geschickte Seeleute sind, dabey aber auch vom Ertrag ihres Bodens und von ihren kunstreichen Handarbeiten reichlich sich nähren. Denn Kischen wird gerühmt wegen seiner vortrefflichen Trauben und seines guten Weines, den die Einwohner öfters in Ziehbrunnen aufbewahren; getrocknete Früchte aller Art, Seiden- und Baumwollenwaaren, vor allem aber Teppiche, so fein wie Seide und von den schönsten Mustern wie Farben sind in Menge zu haben. Nach der Sage des Alterthumes fand sich auf dieser Insel das Grab des Erythras, von welchem der ganze Meerbusen seinen griechisch-römischen Namen bekam. Die vorherrschende Felsart scheint Sandstein, welcher hier, so wie in manchen andern Gegenden, jene isolirt stehenden pfeiler- oder tafelartigen Massen bildet, die nach oben breiter sind als an ihrer Basis und deren Ursprung nur das Werk einer großen allgemeinen Fluth seyn kann. In der Mitte der Insel finden sich Bruchstücke von Glimmertafeln umhergestreut, die zuweilen mehrere Zolle, ja einen Fuß groß sind; an der Südseite zeigen sich Hügel von Steinsalz. Der nördliche Theil der Insel ist der fruchtbarste und angebauteste; außer der Stadt Kischen finden sich auf ihr noch mehrere Ortschaften, unter denen Loft und Bäsidoh die bedeutendsten sind. Loft ist so gut befestigt, daß seine Bewohner im Jahre 1809 im Krieg mit den Seeräubern den ersten Sturm der Engländer kräftig abschlugen. Die damalige Besetzung der Insel von englischen Truppen hat Mißverhältnisse erregt, deren neuerer Ausbruch bey der jetzigen Lage der Dinge, nach der Meynung unsers Verfassers sehr leicht möglich ist.

Nach einem Aufenthalte auf Kischen von einem Monat segelte der Schat-el-frat nach Gomron oder Bender Abbas, wo unser Reisender mit seinen Handelsgefährten und Sclaven ans Land gieng, während das Schiff seine Fahrt nach Basra fortsetzte. Gomron ward im 17. Jahrhundert ein sehr wichtiger Ort für den Handel, seitdem Schach Abbas im Jahre 1622 die Portugiesen aus Ormuz vertrieben und dafür den Hafen von Gomron den Schiffen der auswärtigen Nationen eröffnet hatte. Engländer, Holländer und Franzosen besaßen hier bedeutende Factoreyen, doch war dieser große ausländische Verkehr nur von kurzer Dauer, denn schon vor dem Schluße des 17. Jahrhunderts machten ihm die innern Zerrüttungen, welche das persische Reich trafen, ein Ende. Dennoch ist auch jetzt noch der Handel von Gomron so bedeutend, daß der Iman von Mascat, dem der Hafen gehört, 8000 bis 10,000 Dollars Einkünfte davon bezieht. Die Ausfuhr besteht vornehmlich in persischen Teppichen und ähnlichen Arbeiten, in Tabak und getrockneten Früchten: die Einfuhr in Chinawaaren, indianischen Zeugen und europäischen Arbeiten. Die Stadt liegt an einem Abhange, besteht meist aus Hütten, unter denen sich nur einzelne, schlecht gebaute Häuser finden; ihre 4000 bis 5000 Bewohner sind ein Gemisch von Persern, Arabern und Kurden, zu denen noch eine geringe Zahl von Armeniern und Beduinen kommt. Von dem ehemaligen englischen Factoreygebäude stehen nur noch einzelne Theile, dagegen hat sich das holländische so gut erhalten, daß es der Iman, so oft er hinkommt, zu seiner Residenz wählt.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß der seit der letzten allgemeinen Sitzung an die Akademie eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von Herrn Anatole de Démidoff.

a Voyage dans la Russie meridionale et la Crimée. 1 Livraison. 8.

b. Voyage dans la Russie meridionale et la Crimée. 1 Livraison (Planches).

c. — — 12 et 13te Livraison.

d. — — 19 — 21 Livraison.

e. — — 22 Livraison.

f. — — 23 Livraison (Preface et Titre pour le premier Tome).

Von Herrn S. Dutot in Paris.

De l'expatriation considerée sous les rapports économiques politiques et moraux Paris. 1840 8.

Von den Herren Leovigildo Paolo Faria und Francesco Zantedeschi in Venedig.

Esperienze intorno alle correnti elettro fisiologiche negli animali a sangue caldo. Memoria I. Venezia 1840 8.

Von Herrn D. Fittons:

A Review of Mons. Lyells „Elemens of Geology“ etc. From the Edinbourgh Review 1839.

Von Herrn Regierungsrath Graff in Berlin:

Althochdeutscher Sprachschatz IV. Theil. Berlin 1838. 4.

Von Herrn. Dr. Jules Guerin in Paris.

a. Mémoire sur l'extension sigmoide et laflexion
   1 Mémoire: Sur les difformites du systéme osseux. Paris 1839. gr. 8.

b. Mémoire sur une nouvelle méthode de traitement du torticolis ancien.
   3 Memoire: Sur les difformités etc. Paris 1838 gr. 8.

c. Mémoire sur l'étilogie génerale depieds-bots congenitaux.
   4 Memoire: Sur les difformités etc. Paris 1839 gr. 8.

d. Memoire sur les variétés anatomiques du pied bôt congenital
   5 Memoire: Sur les difformites etc. Paris 1839. gr. 8.

e Memoire sur les caractéres generaux du Rachitisme
   6 Memoire: Sur les difformites etc. Paris 1839. gr. 8.

f. Memoire sur les deviations simulées de la colonne vertebrale etc. Paris 1839. gr. 8.

Von Herrn Dr. Häser in Jena.

Historisch pathalogische Untersuchungen als Beyträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. I. Theil. Dresden und Leipzig. 1839. 8.

Durch Herrn Hofrath und Professor Dr. Hausmann in Göttingen:

a. dessen Commentatio de usu experientiarum metallurgicarum ad disquitiones geologicas adjuvandas Göttingen 1838. 4. — Von Hrn. Prof. Marx:

b. Zum Andenken an J. F. Blumenbach. Eine Gedächnißrede, gehalten in der Sitzung der k. Akademie in Göttingen. Göttingen 1840. 4.

Von Herrn L. Ritter v. Heuffler u. Med. Dr. Stotter in Innsbruck.

Geognostisch-botanische Bemerkungen auf einer Reise durch das Oetzthal und Schnals. Innsbruck 1840. 8.

Von Herrn Fr. Jos. Grafen von Hohenwart in Laybach.

a. Beyträge zur Naturgeschichte, Landwirthschaft und Topographie des Herzogthums Krain. I. u. II. Heft. Laibach 1838. 8.

b. Die Eröffnung des Landesmuseums in Laibach am 4 Oktober 1831. Laibach 1832. 4.

c. Jahresfeyer der Eröffnung des Landesmuseums im Herzogthume Krain. Laibach 1832. 4.

d. Leitfaden für die das Landes-Museum in Laibach Besuchenden. Laibach 1836. 8.

e. Landes Museum im Herzogthume Krain. 1836 — 1837. Laibach 1838. 8.

Von Herrn Prof. Van der Hoeven und Herrn de Vriese:

Tydschrift voor natuurlijke Geschiedenis en Physiologie zerd Deel. 3 u. 4 Stck.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels to the City of the Caliphs, along the shores of the Persian gulf and the mediterranean etc.

(Fortsetzung.)

Das Klima von Gomron wird mit Recht für sehr ungesund gehalten, ihm unterlag schon mancher Europäer, namentlich verlor hier Pietro della Valle seine treue liebenswürdige Gemahlin. Auch unsre Reisenden mußten jetzt in der heißen Zeit des Jahres die Ungunst dieses Himmelsstriches erfahren. Von den Sclaven starb in kurzer Zeit die Hälfte und auch etliche von den Handelsleuten raffte plötzlich ein heftiges Fieber hin. Den Herrn Ormsby erhielt, wie er selber glaubt, nur seine geistige Regsamkeit und Geschäftigkeit munter; er wendete die Zeit des mehrwöchentlichen Verzuges in der Stadt zum Erlernen einer afrikanischen Sprache von seiner Negerin, und zur Uebung im Sprechen des Arabischen an.

Endlich war die Ursache des Verzugs gehoben, 60 Maulthiere zum Transport der Reisegesellschaft und ihres Eigenthums waren herbeygeschafft; am 8. Juny begann die Landreise. Der Weg zog sich anfangs über eine weite Ebene hin; am zweyten Tage der Reise kam man zu einem heißen Quell, dessen Wasser sich an den, noch immer sehr kränklichen Sclaven so heilsam erwies, daß die Handelsleute 2 Tage hier zu verweilen beschlossen, während Hr. Ormsby bey einem, in der Nähe wohnenden Perser sich einmiethete und an dem Genuß der kühlenden Wassermelonen, wie an den Vergnügungen der Jagd sich erquickte. Am 12. Juny zog sich der Weg in dem Bett eines Winterstromes hinan auf ein Gebirge, dessen Höhe 3000 Fuß betrug. Hier in der erquickenden kühlen Luft der Höhen nahm man das Nachtlager. Ein fanatischer persischer Mullah brachte hier unsern Reisenden in große Lebensgefahr. Dieser hatte vergeblich darauf gedrungen, daß Hr. Ormsby ihm seine junge Sclavin ablassen solle, über deren Erziehung und künftige Beglückung der junge Engländer sich schon so manchen Plan entworfen hatte; seitdem der Mullah, der die Züge eines Opiophagen an sich, trug seinen Wunsch unerfüllt sah, dachte er nur an tödtliche Rache, die er an dem Ungläubigen nehmen wollte. Dieser aber hielt dem Schwert des Wüthenden seine Pistole entgegen, und auch den Versuch, ihn zu vergiften, entdeckte und vereitelte er glücklich. Mit Ausnahme dieses einzigen betrugen sich die übrigen Reisegefährten gegen den Christen mit so großer Duldsamkeit, als ob er ihres Glaubens sey, er war in ihrer Mitte sicher und durch nichts beeinträchtigt.

Das Hochland, über welches die Reisenden auf ihrem Wege von der Seeküste nach Kerman jetzt kamen, ist eben so erhaben schön in seinen Formen, als reitzend durch die Fruchtbarkeit seiner Thäler. Nach allen Richtungen hin zeigten sich Ortschaften mitten in den grünen Feldern, oder im Schatten der Bäume; die Bewohner dieser Ortschaften benahmen sich mit der zuvorkommendsten Gastfreundlichkeit gegen die Reisenden, sie brachten diesen überall wo sie hielten, Milch und Obst, so wie Datteln; doch auf alle diese Süßigkeiten stellten sich gar bald auch Bitterkeiten ein. Das Gerücht von einem Aufstand der im Lande ausgebrochen sey, bestätigte sich nur zu sehr; Hassan Ali Chan, der sich vor Kurzem gegen den Fürsten von Kerman empört hatte, war mit seinen aufrührerischen Schaaren in diese Stadt eingezogen; die Reisenden waren noch kaum in den Bereich derselben gekom-

men, da hieß man sie absteigen und zum Chan kommen. Sie fanden diesen im Hause des Scheikh, umgeben von Dienern, bewacht von einem unregelmäßigen Militär; er selber, der Chan, ein wohlgestalteter Mann, im grünen goldgestickten Gewand, auf seinem Turban eine Agraffe von Perlen; der goldne Griff seines Schwertes funkelnd von Diamanten, ein Kaschmirschawl als Binde um seinen Leib gewunden. Osman Aga, der Führer der Karawane der Reisenden nahte ihm als Sprecher, knieete vor ihn hin und küßte den Saum seines Gewandes. Der Chan, dem einer seiner Secretäre einen Brief vorlas, während er selber mit seinem Stocke spielte, schien den Knieenden nicht zu bemerken; auf einmal, als fiele zufällig sein Blick auf ihn, fährt er ihn mit donnernder Stimme an: „Räuber, wie wagtest du durch das Land zu ziehen ohne meine Erlaubniß?“ Er gab ein Zeichen mit seinen Fingern, zwey Gerichtsdiener drangen sich herzu und schleppten den armen Osman hinaus. Die übrige Reisegesellschaft ward von dem Chan keiner weitern Beachtung gewürdigt; man stieß sie hinaus und schloß hinter ihnen die Thüre. Sie fanden sich jetzt in den Händen der Soldaten, die sogleich anfiengen, sie zu plündern. Zum Glück hatte Herr Ormsby seine Goldstücke so geschickt in das Futter seiner Stiefeln hineingenäht, daß man nur wenige, zu den täglichen Ausgaben bestimmte Münze bey ihm fand; einer der Soldaten, mit so gutem Humor, daß unser Engländer ihm nicht darüber zürnen konnte, nahm diesem seine schöne türkische Mütze und setzte ihm dafür seine eigene schmierige Kappe auf's Haupt. Umringt und begleitet von einem Haufen Pöbelvolkes, welches namentlich über den Fremdling, der keinen Bart hatte als über einen Unreinen spottete, kamen sie zu ihrem Lager, dieses aber, ihre Sclaven und alle ihre Güter waren verschwunden; man hatte ihnen alles genommen und hinweggeschleppt. In Verzweiflung zerrissen sich die Kaufleute ihre Kleider und rauften sich das Haar, sie wollten sich beym Chan beklagen, zu ihrem Glücke ließ man sie nicht vor; endlich folgten sie dem Rathe des Fremdlings und giengen mit ihm in ein Kaffeehaus, wo sie beym Rauchen des Tabaks und Schlürfen des Kaffees einen Theil ihres Leides vergassen. Die mitleidigen Bewohner der Stadt versorgten sie mit einem reichlichen Abendbrod, bestehend aus Brodkuchen, und aus Gurkenschnitzen in Buttermilch. Am meisten unter allen hatte Herr Ormsby verloren, denn sein Verlust war kein bloß äußerlicher, pecuniärer; ihm war mit einem Male die Hoffnung geraubt, Bokhara zu erreichen und seine Neigung zu Zerna, der unglücklichen Sklavin, deren Wohlthäter er so gern geworden wäre, war nicht nur die eines Kaufmanns zu seiner Waare.

Am andern Morgen verließ der Chan mit seiner Rebellenbande die Stadt, um andere Gegenden des Landes zu plündern; Osman fand Gelegenheit aus dem Gefängniß, in das man gestern ihn geworfen, zu entkommen; er suchte seine Reisegesellschaft auf. Dieser blieb jetzt nichts übrig, als wieder umzukehren nach Gomron. Hier entschlossen sich die andern, die Seefahrt von Mascat nach Bombay einzuschlagen und von da zur Heimath zurückzukehren, Herr Ormsby allein trat mit dem Kapitän eines Fahrzeuges in Unterhandlung, das für Buschir bestimmt war, vorher aber nach Ras el Khaima steuern wollte. Unser Reisender war durch den bräunenden Einfluß der Sonnenstrahlen und durch seine Kleidung so entstellt, daß der Kapitän ihn wirklich, so wie er sich ihm angab, für einen Kaufmann aus Bokhara hielt und deßhalb mit 5 Dollars für die Ueberfahrt sich zufrieden stellen ließ.

Wahrhaft schaudererregend ist die Beschreibung der Sonnenhitze jener Küstengegenden; ihre Wirkung, namentlich auf Europäer ist furchtbar. Als im Jahre 1821 die Fregatte Liverpool von Mascat nach Buschir segelte, starben an einem heißen Tage 3 Lieutenants und 30 gemeine Soldaten an den plötzlichen Wirkungen des Sonnenstiches, obgleich man das Verdeck beständig naß hielt und durch ein doppeltes Zeltdach beschattete. Unser Reisender indeß, der zum Schutze gegen die Gluth der Sonnenstrahlen nichts hatte, als ein Stück Leinwand, das zwischen 2 Stangen ausgespannt war, blieb gesund, weil er statt der reichen Kost eines englischen Linienschiffes täglich nur einige Stücklein gedörrten Fisches und ein wenig Reis oder etliche Datteln genoß. Auch die Nächte, mit ihrem häufig

wie ein Regen niederfallendem Thau, dem er ohne allen Schutz ausgesetzt war, brachte ihm keinen Nachtheil, obgleich in jenen Ländern selbst der Glanz des Mondes etwas Wehethuendes und Stechendes hat, so daß man sich, wo möglich eben so vor seinem Strahl zu schirmen sucht, als vor dem der Sonne.

Zu Ras el Khaimah legte sich das Fahrzeug auf mehrere Tage vor Anker; während dieser Zeit miethete sich Herr Ormsby an dem Ufer unter dem Obdach eines Schuppens ein. Hier fand er Gelegenheit, mit dem Volke des Landes, dem Stamme der, vor wenig Jahren durch ihre Räubereyen noch so furchtbaren Johassan-Araber genauer bekannt zu werden. Die Macht der Engländer hat dem grausamen Geschäft dieser Küstenbewohner ein Ende gemacht. Zwar, ihre zerstörten Orte sind wieder gebaut, sie haben wieder eben so viel, ja noch mehrere Fahrzeuge, als vorher, wo sie mit Jedermann in beständigem Kampfe lebten, aber sie wenden jetzt ihre Zeit und Kräfte zu dem friedlichen Tagwerk der Perlenfischerey und des Handels an, und scheinen in allmähliger Gewöhnung an diese Geschäfte sich wohl zu befinden. Doch mag es wohl seyn, daß nur die Furcht vor der großen, fremden Macht den so tief in ihrer Natur liegenden Hang zur Räuberey in Zaum hält, und daß dieser ohne jene Furcht, gar bald wieder ausbrechen würde. Die Zeit des Perlenfischfangs dauert vom Juny bis September, in den übrigen Monaten der Jahreszeit giebt der Müssiggang den meisten Männern dieser Fischerküste die Neigung und den Anlaß zu wechselseitigen blutigen Händeln. Das Volk ist kräftig und wohlgebildet; die Gesichtszüge der Männer ernst und fast düster. Außer den Datteln und dem selbsterbauten Getreide dienen diesen Küstenbewohnern die Fische zur Hauptnahrung, die sie nach der Weise der alten Babylonier an der Sonne dörren, dann klein stossen, durch ein feines Sieb seihen und mit dem Brode so wie gleich diesem zu Kuchen backen.

Auf seiner Weiterfahrt durch den persischen Meerbusen befand sich Hr. Ormsby in jener Meeresgegend, welche seit alten Zeiten vor allen andern durch ihre kostbaren Perlen berühmt und reich ist. Die Perlenmuscheln finden sich in mehr oder minder großer Menge die ganze Küste entlang; am meisten und angelegentlichsten beschäftigen sich mit ihrer Fischerey die Bewohner der Piratenküste und der Insel Bahrain. Nach einem Uebereinkommen haben sich die Perlenfischer dieser beyden Gegenden so gegen einander abgegränzt, daß die des Piratendistricts ihre Fischerbote niemals weiter als bis zur Insel Halul gehen lassen, während die Bewohner von Bahrain ihr Wasserrevier zwischen Halul und dem Hafen von Katif haben und nur hier ihr Geschäft betreiben. Die Perlen, welche vor allen andern von der ausgezeichnetsten Qualität sind, werden bey den Inseln Khäräk und Borgo gefunden. Die Masse dieser Perlen, sagt man, besteht aus 8 Lagen oder Schichten, während andere Perlen nur 5 solche Lagen haben. Doch ist das Herausfischen dieser ausgezeichnetsten Perlen wegen der großen Tiefe des Wassers mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und überdieß maßt sich der Scheikh von Buschir über jene Inseln und ihre Nachbarschaft ein Eigenthumsrecht an. Die Gesammtzahl der Fahrzeuge, welche in den obenerwähnten Gegenden des persischen Gebietes auf die Perlenfischerey ausgehen, beträgt nicht weniger denn 3000; nicht selten geschah es, daß unser Reisender auf seiner Fahrt auf Flotten von 200 — 300 solcher Schiffe stieß. Nach Major Wilsons Bericht über diesen Gegenstand theilen die Perlenfischer die ganze Zeit ihres Geschäftes in 2 Perioden, in die der kurzen und kalten und in die der langen oder warmen. Das Tauchen, so wie das Auffammeln der Muscheln vom Meeresboden kann durch die Temperatur des Wassers eben so sehr erschwert als erleichtert werden, denn so lang das Wasser kälter ist als die Luft, sind die Taucher in ihrer Arbeit sehr gehemmt und gehindert.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß der seit der letzten allgemeinen Sitzung an die Akademie eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von Herrn Domdekan Jaumann in Rottenburg a. N.:
Colonia Sumlocerme Rottenburg am Neckar unter den Römern. Stuttg. u. Tübing. 1840. 8.

Von Herrn Ludwig Ideler in Berlin:
Ueber die Zeitrechnung der Chinesen. Berlin 1839. 4.

Von Herrn M. Jomard in Paris:
Etudes géographiques et historiques sur l'Arabie. Paris 1839. 8.

Von Herrn Lehmann Professor in Hamburg:
Novarum et minus cognitarum stirpium, Pugillus I. — VI. Hamburg 1828 — 1834. 4.

Von den Herrn Lehmann und Petersen in in Hamburg.
Ansichten und Baurisse der neuen Gebäude für Hamburgs öffentliche Bildungs = Anstalten. Hamburg 1840. 4.

Von Herrn Letronne in Paris:
Sur l'origine du zodiaque grec. Paris 1840. 4.

Von Herrn Dr. C. Löwig in Zürch:
Allgemeine organische Chemie. Zürich 1840. 8.

Von Hrn. Dr. Macblelland in Calcutta durch Buchhändler Richardson in London.
a. Indian Cyprinida. 1 Vol. 4.
b. Some inquiries in the Province of Kemaon, relative to Geology and other branches of natural Sciences 1 Vol. 8.

Von Herrn Ritter von Morgenstern k. ruß. Staatsrath in Dorpat.
Heinrich Carl Köhler. Zur Erinnerung an den Verewigten. Petersburg 1819. 4.

Von Herrn Professor Nordmann in Odessa.
Symbolae ad monographiam staphylinorum Petropoli 1837. 4.

Von Herrn Benedict Pillwein in Linz:
Das Herzogthum Salzburg oder der Salzburger Kreis. Linz 1839. 8.

Von Herrn Professor Possart in Ludwigsburg:
a. Das Kaiserthum Rußland. I. Theil. Statistik. Stuttgart 1840. 8.
b. Das Königreich Polen und der Freystaat Krakau. Stuttgart 1840. 8.

Von Herrn. Alois Putterlik in Wien.
Synopsis pittosporearum. Vindobonae 1839. 8.

Von Herrn Hofrath Warnkönig in Freyburg:
Messager des sciences et des arts de la Belgique Tome IV — VI. Gand 1836 — 38. 8.

Von Herrn Richer Ingenieur in Paris;
Mémoire sur la machine à diviser la ligne droite, Paris 1839. 8.

Von Herrn Professor Dr. Roß in Athen.:
Kritios, Nésiotés, Kresilas et autres artistes grecs. Athenes 1839. 8.

Von Herrn Geheimen Rath v. Savigny in Berlin:
System des heutigen römischen Rechts. Erster Band. Berlin 1840 8.

Von Herrn Dr. C. A. Den Tex in Amsterdam.
Encyclopaedia Jurisprudentiae. Amsterdam 1839. 8.

Von Herrn Augustin Thierry in Paris:
Récits des temps mérovingiens précedés de considérations sur l'histoire de France. Tome premier et deuxiéme. Paris 1840. 8.

Von Hrn. M. Dr. Virey in Paris:
Philosophie de l'histoire naturelle etc. Paris 1835. 8.

Von Herrn Bartolomeo Zanon in Belluno:
a. Della solidificazione dei corpi animali. Belluna 1839. 8.
b. Sulla nuova dottrina del Sign. G. Pelletier osservazioni etc. Belluna 1840. 8.

Von Herrn Francesco Zantedeschi in Venedig:
a. Saggi dell Elettro-magnetis. Venecia 1839. 8.
b. Ricerche sul Thermo-ellettricismo dinamico etc. Milano 1836. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Travels to the City of the Caliphs, along the shores of the Persian gulf and the mediterranean etc.

(Fortsetzung.)

Während des Junymonates, wo dieses in den größeren Tiefen der Fall ist, wird deßhalb die Perlenfischerey nur längs der Küste im seichten Wasser betrieben; erst dann, wenn im July, August und in den ersten Tagen des Septembers das Meerwasser auch in größern Tiefen eine Wärme erreicht, welche der der Luft gleich ist, ja zuweilen dieselbe noch übertrifft, können die Taucher die Fischerey an den Bharainbänken beginnen, bey denen das Wasser eine Tiefe von 7 Faden (Klaftern) hat. Der Werth des Gesammtertrags der Perlenfischerey im persischen Meerbusen mag sich unfähr auf eine halbe Million Pfund Sterlinge belaufen; die Bewohner jener Länder, nach ihrer alles übertreibenden Weise, schlagen ihn sogar auf 3 Millionen- an. Man kann mit Recht fragen: wohin kommen denn die vielen Perlen, welche man nicht nur im persischen Meerbusen, sondern in so vielen andern Gegenden der Erde findet, wenn man sich ihrer blos als Gegenstand des Schmuckes bedient? Allein die Perlen haben für den Orientalen ihren Werth keineswegs bloß als Schmucksache; Asien, das die meisten Perlen an seinen Küsten erzeugt, verzehrt auch dieselben zum großen Theil und zwar in der Form von Arzneymitteln, denn namentlich die sogenannten Saatperlen, d. h. die von minderer Größe, werden (so wie noch heut zu Tage manche Edelsteine) zu Pulver gestossen und in mancherley Formen, von Kranken, wie von Gesunden eingenommen, weil man ihnen aufregende Kräfte zuschreibt.

Während uns das, was wir so eben vom Werth der Perlen des persischen Meerbusens und von der vielfachen Benutzung derselben berichteten, in diesem Zweige der menschlichen Geschäftigkeit einen allgemeinen Quell der Wohlhabenheit für alle Bewohner jener Küstengegenden könnte vermuthen lassen, müssen wir vielmehr diese Schätze der Tiefe für das ganze ärmere Volk als eine drückend schwere Zulage zu den gewöhnlichen Beschwerden und Mühseligkeiten des Lebens betrachten. Die eigentlichen Gewinner der Perlen, die Taucher und Aufsammler, sind noch ungleich bedaurungswürdiger als unsre ärmsten Bergleute, deren Broderwerb, so spärlich er auch seyn mag, wenigstens durch die Gesetze und Ordnung einer geregelten Staatsverfassung gesichert ist, und deren Geschäft noch bey Weitem nicht so gefährlich und nachtheilig für die Gesundheit ist, als das der Perlenfischer. Die letzteren stehen ganz in der Gewalt der Capitalisten und Besitzer der Boote, die in träger Ruhe den Gewinn der Arbeit ziehen, während der Arbeiter kaum für sich und die Seinigen satt zu essen hat. Die meisten Perlenfischer, besonders jene, welche Familien haben, stehen schon in der Schuld ihres Kapitalisten, der ihnen für ihren Haushalt und ihre Ausrüstung Geld oder Lebensmittel in Geldeswerth, mit 100 Procent Zinsen vorstreckt; außer diesem gehört ein Theil der ganzen Ausbeute dem Eigenthümer des Bootes, so daß wenn 10 Mann ein Boot gemiethet haben, der 11te Theil der Perlen an ihn abgeliefert werden muß; 5 Mariatheresiathaler oder ägyptische 20 Piasterstücke muß jeder Perlenfischer an den Scheikh der Insel, in dessen Nähe er sein Geschäft treibt, abgeben, so bleiben dem Arbeiter, wenn er beym Anfang der Fischerey seinem Handelsherrn 25 Thaler schuldig war, die er am Ende demselben mit

50 vergüten muß, auch dann, wenn er, was übrigens selten ist, wirklich 100 Thaler an Perlen gewonnen haben sollte, für seinen Haushalt auf die übrige Zeit des Jahres höchstens 35 Thaler übrig. Dazu tritt aber noch der Umstand, daß der Handelsherr, der die Perlen sämmtlich in Empfang nimmt, ihren Werth nach Belieben, d. h. zu den möglichst niedrigen Preisen anschlägt, daher kommt es, daß der arme Fischer in den meisten Fällen immer tiefer in die Schuld seines Kapitalisten geräth und immer abhängiger von demselben wird. Uebrigens kann es auch unter mehreren hunderten von Fällen einmal geschehen, daß die Ausbeute des Perlensammlers so groß ist, daß der Fischer sich schuldenfrey machen und zu dem Besitz eines Bootes, ja selbst eines kleinen Kapitals gelangen kann, welches seltene Glück er alsbald dazu anwendet, um sich gleichfalls an seinen ärmern Standesgenossen durch Zinsennehmen und Schiffsvermiethen zu bereichern. Außer den Perlen, die meist zwischen den Schließmuskeln der Schaale liegen, wird auch die Schaale der größeren Muscheln zu Perlmutterarbeiten benützt; das Fleisch der Thiere wird von Menschen nicht gegessen.

Fünf Tage nach der Abfahrt von Ras el Khaimah kam unserm Reisenden die Maudes Inselgruppe zu Gesicht. Die kleinern Eilande, aus denen sie besteht, gleichen in ihren Umrissen vulkanischen Gebilden, sie enthalten eine Menge Schwefel, Gyps, Spiesglanz und Eisen; die schroffen Klippen, aus denen namentlich die Insel Seir Banias besteht, zeichnen sich, von fern gesehen, durch eine merkwürdige Farbenverschiedenheit aus; einige von ihnen sind schwarz, andere grün, grau, braun oder auch rein weiß. Eine Lagune tritt tief in jene Insel hinein; sie liegt so geschirmt vor Winden, daß sie vielen Barken der armen Perlenfischer einen sichern Landungsplatz gewährt. Unfern jener Insel ragt die sandige Landzunge Ras Rekkan, bey welcher ein kühner kriegerischer Stamm der Beduinen wohnt, ins Meer hinaus.

Als einer der wichtigsten und interessantesten Landungsplätze, nicht nur auf dieser Seefahrt, sondern im ganzen persischen Meerbusen erscheint die Insel Bahrain. Sie ist fruchtbar und gut angebaut, die Zahl ihrer Bewohner wird auf 5000 geschätzt; die Hauptstadt der Insel, Manama genannt, liegt an ihrer Nordseite. Von jenem Flusse, welcher nach dem Berichte arabischer Geographen an der Küste, die Bahrain gegenüber liegt, ins Meer münden soll, erwähnen zwar neuere Reisende nichts, doch hat jene Gegend auch außer der Regenzeit einen Ueberfluß an Süßwasser, namentlich dringt in der Nähe von Bahrain ein Quell unter dem Meere aus dem Felsen hervor, dessen wohlschmeckendes Wasser so gewonnen wird: daß ein Taucher mit einem leeren Schlauche sich hinabläßt, die Mündung des Schlauches an die Oeffnung des Felsens hält, aus dem der Quell heraussprudelt, und wenn der Schlauch gefüllt ist, ihn zubindet. Zur Zeit der Fluth liegt dieser Quell 12 Fuß tief unter dem Meeresspiegel.

Der Eindruck, den die öde Küste von Persien mit ihren dürren Kalkbergen auf den Reisenden macht, wenn er bey Buschir derselben sich nähert, ist kein angenehmer; er wird noch widerwärtiger, wenn man in die Stadt selber kommt und das planlose Gehäuse ihrer Hütten und unförmlichen Häuser, durchkreuzt von engen, schmutzigen Gassen, sieht. Im ganzen gleicht die Bauert dieser, von 30000 Menschen bewohnten einzigen Hafenstadt von Persien jener der meisten andern orientalischen Küstenstädte, nur ist sie noch roher als die der arabischen, und als etwas Neues erscheinen dem Auge des Fremden jene nach allen Seiten offnen Thürme, die sich über den Häusern erheben und welche durch ihre kunstreich angelegten Scheidewände den Seewind auffangen, und ihm eine solche Richtung geben, daß er als kühlender Lufthauch das ganze Haus durchdringt. Buschir ist eine, erst in neuerer Zeit begründete Stadt; seine Bewohner sind Araber, welche von der gegenüber liegenden Küste hieher zogen, durch ihre Vereinigung aber mit den Persern schon Vieles von ihrem Nationalcharakter verloren haben. Indeß ist ihnen doch eine Eigenschaft ihres Volkes geblieben, jene, wodurch sie die Oberhand in der persischen Seestadt gewonnen haben: die Neigung und Geschicklichkeit zu dem Geschäfte der Seefahrt, woran es den Persern ganz fehlt. Der jetzige Herrscher hat es sogar bequem

befunden, seine unmittelbare Oberherrlichkeit über Buschir aufzugeben und sie auf eine Familie der arabischen Scheikhs zu übertragen, weil es leichter ist, durch diese die Abgaben aufzutreiben, als durch persische Beamte. Der Handel von Buschir ist übrigens sehr zum Vortheil der ostindischen Compagnie; denn die Einfuhr beläuft sich auf eine Million Pfund Sterlinge, die Ausfuhr nur auf eine halbe Million.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Buschir, wo damals der, bis zum Uebermaß strenge Scheikh Abdar Russul, den bald nachher die Hinterlist des persischen Hofes nach Schiras auf die Schlachtbank führte, sehr vortreffliche Polizey hielt, kam unser Reisender auf seiner weitern Seefahrt zuerst an die Insel Khäräck, welche in frühern Perioden sowohl im Besitze der Portugiesen als auch der Holländer war und in der neuesten Zeit von den Engländern besetzt worden ist, weil das Klima hier ungleich leichter von den Europäern zu ertragen ist, als das der Euphratmündungen. Die Insel Khäräck ist auch dadurch für die fremden Seefahrer wichtig, daß sie ausschließlich von jenen des Weges kundigen Bootsmännern bewohnt wird, welche den Schiffern zu Führern hinein in die Mündungen des Euphrat dienen können; denn die niedere Ebene jener Küstengegend bietet keinen Anhaltspunct dar; die Piloten erkennen nur aus der Beschaffenheit des eingeschwemmten Grundes, den sie mit dem Anker aus dem Meere heraufziehen, jene Mündung, in deren Nähe sie eben kommen.

Die Landschaft der Euphratmündungen gleicht an Fruchtbarkeit, so wie durch ihre niedrige Lage dem Nildelta; das lichtere Grün der Wiesen, Felder und Gärten, wechselt mit dem dunklen der hohen, reichen Palmenwälder. Die Stadt Bosrah liegt 86 englische Meilen an dem schönen Strome aufwärts. In ihrer Nähe (nur 8 englische Meilen von der jetzigen Stadt entfernt) liegen die noch immer imposanten Ruinen des alten Balsora, mit den von allen Mohamedanern hoch und heilig gehaltenen Grabmählern der beyden Kämpfer für den Islam: Talha und Zobei. Ungleich wichtigere Werke als diese Ruinen sind jedoch die hochgemauerten Kanäle und Wasserleitungen aus den Zeiten der assyrisch-persischen Monarchie, deren noch jetzt ansehnliche Reste hin und wieder in den fruchtbaren Ebenen gesehen werden. So ist dieses schöne Land von Jahrhundert zu Jahrhundert immer tiefer im äußern Wohlstand herabgesunken statt zu steigen, denn auch in der jetzigen neuen Stadt Bosrah sind die ältesten Häuser die am besten gebauten und ansehnlichsten. Die Bewohner, deren Zahl auf 30000 geschätzt wird, sind zwar ein Gemisch von verschiedenen Völkern, doch herrscht an ihnen der Charakter der Bürger von Bagdad; der fremde Reisende sieht sich und sein Eigenthum hier mit Vergnügen wieder unter türkischem Schutz, welcher bey allen seinen Rohheiten immerhin als ein besserer, polizeylich geordneterer erscheint, denn die barbarische Oberherrlichkeit der persischen und arabischen Städte. Herr Ormsby fand sich in Bosrah unter Landsleuten und bey dem Genuß mancher vaterländischen Bequemlichkeiten fast so behaglich wie in einer europäischen Stadt. Unter andern traf er auch hier mit einem merkwürdigen vielgereisten Manne zusammen, dessen Namen er nur durch den Anfangsbuchstaben W. bezeichnet, der jedoch damals als Perser unter dem Namen Rustan Beg reiste und bey seiner Fertigkeit im Sprechen des Persischen und Arabischen seine angenommene Rolle so gut spielte, daß er sich überall als eingebornen Perser geltend machte.

Nach einem Aufenthalt von einem Monat erhielt Hr. Ormsby durch einen Kurier die Einladung zu Colonel Taylor, dem brittischen Residenten nach Bagdad zu kommen. Schon nach 7 Tagen war die Wasserfahrt im Strom aufwärts bis zur Stadt der Kalifen vollendet, und willig übernahm unser Reisender den Auftrag des Herrn Taylor zu einer Untersuchungsreise auf und an dem Euphrat, so wie seinen Nebenflüssen. Mit Hinweisung auf einen ausführlicheren Bericht über die englischen Euphratexpeditionen der neuern Zeit gibt Hr. Ormsby nur einige, meist geographische Notizen. Da wo der Euphrat und Tigris sich vereinen, liegt Kurna, jene zur Zeit des Kalifats so ansehnliche Stadt, welche jetzt zu einem türkischen Wachtposten und Zollamt herabgesunken ist und nur noch aus 30—40 Hütten besteht. Hier fand unser Reisender

jene angebliche Flotte der Türken vor Anker liegen, die nur dem Schein nach aus Schiffen, eigentlich aber aus Wraks besteht, denn sie ist noch ein Ueberrest jener Flotte, welche im Jahre 1651 gegen die des Schach Abbas im persischen Meerbusen mit gutem Erfolg manövrirte. Seit jenen Tagen ihrer Macht und ihres Ruhmes haben diese veralteten Bauwerke eine fast 200jährige Ruhezeit im Euphrat genossen, sind aber selbst hier so gebrechlich geworden, daß vor etlichen Jahren eines von ihnen untersank, als es, vor Anker liegend, aus seinen Kanonen eine Ehrensalve geben wollte. Der englische Reisende machte dem türkischen Admiral auf seinem Schiff (von etwa 400 Tonnen) einen Besuch, und dieser war so gefällig, ihn auf die andern Schiffe zu begleiten. Noch immer wird mit großen und vergeblichen Kosten die volle Besatzung auf diesen Fahrzeugen erhalten, die, kaum noch zu einer kurzen Spazierfahrt brauchbar, der Anstrengung des Krieges, noch ehe sie den Feind gesehen, erliegen würden.

Oberhalb der Vereinigung der beyden Ströme, bey Kula finden sich manche künstlich gegrabene Kanäle, welche den Tigris mit dem Euphrat vereinen. Einer von diesen Kanälen ist der Hayefluß, der auf seinem 100 (englischen) Meilen langen von Nord nach Süden gehenden Verlaufe durch das Gebiet des Scheikh der Montifige-Beduinen fließt, welche der mächtigste Stamm in Mesopotamien sind. Obgleich das Land, so wie das Nilthal, seine große Feuchtigkeit nur der Bewässerung durch seine Kanäle verdankt, wird diese dennoch nicht durch das regelmäßige natürliche Anschwellen der Flüsse, wie am Nil, sondern nur auf künstliche Weise durch Wasserräder oder Gräben unterhalten; statt der regelmäßigen periodischen Ueberschwemmungen treten dagegen, wenn das Wasser zuweilen die künstlichen Dämme durchbricht jene unregelmäßigen und verheerenden ein, deren eine im April des Jahres 1831 das ganze Land zwischen Bosrah und Bagdad in einen See verwandelte, in dessen Fluthen viele tausend Menschen mit ihren Heerden den Tod fanden.

Der ansehnlichste Ort am Haye-Canal ist Suck-Scheikh mit 7000 Einwohnern, die vom Handel mit den Gütern ihres eigenen Landes, sowie nebenbey vom Raube leben. Der lebhafte Verkehr dieses Ortes zieht gewöhnlich eine Menge von Fremden zu ihm hin, welche selbst die von den Beduinen erbeuteten, fremden Güter oft um sehr wohlfeilen Kauf an sich bringen, da sich dieses Volk sehr wenig auf den Werth solcher Gegenstände versteht. So fand unser Reisender einen Dolch mit kostbarem Handgriff, denn er wenige Tage vorher am Ufer des Flusses verloren hatte, und welcher 70 Dollars werth war auf dem Bazar um etliche Dollars zum Verkauf ausgeboten; er erhandelte den Dolch sammt einem seidenen Tuch um 6 Dollars.

Der Wunsch, die Ruinen von Wastud zu sehen, veranlaßte Hrn. Ormsby, sein Fahrzeug zu verlassen und in Begleitung seines treuen Dieners Jussuf, so wie einiger Araber eine kleine Landreise anzutreten. Eine Wanderung in dem Lande eines Volkes, dessen Hand ist gegen Jedermann, bedarf vieler Vorsicht; als die Reisenden in der zweyten Nacht durch eine Gegend kamen, die ihnen nicht ganz sicher schien, wagten selbst die Araber nicht ein lautes Wort zu reden oder Taback zu rauchen, dessen Geruch sie den feinen Sinnen der Söhne der Wüste hätten verrathen können. Um Mitternacht kam man zu einem Beduinenlager; nach der Sitte dieses Volks ist Jeder, auch der ungeladene, sich selber hinzudrängende Gast, als solcher ein Schutzverwandter seines Wirthes, man nahm deßhalb zutraulich seine Richtung nach dem, vom Mondschein beleuchteten größtem Zelte des Lagers, nach dem des Scheikhs. Der Sohn desselben, ein 10 jähriger Knabe trat alsbald hervor und hielt Hrn. Ormsby die Steigbügel; geleitete ihn dann freundlich hinein ins Zelt. Die Araber bedürfen so wenig Schlaf als ihre edlen Rosse; drinnen im Zelt saß noch ein Kreis von Männern, der bey dem Eintritt des Reisenden nur auf einen Augenblick sich erhub, um mit tiefer Stimme den Gruß des Friedens zu sprechen, dann von Neuem sich setzte und in seiner Berathung fortfuhr, wie man den Scheikh, den die Türken in Bagdad eingesperrt hielten, erlösen könne.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels to the City of the Caliphs, along the shores of the Persian gulf and the mediterranean etc.

(Schluß.)

Der Rath eines graubärtigen Alten fand den meisten Beyfall: die Summe von 500 Dollars, die der Scheikh als Lösegeld (oder Strafe) zu bezahlen hatte, für ihn zu entrichten, dafür aber, sobald derselbe wieder an ihrer Spitze sey, an der ersten, aus den Thoren von Bagdad hervorziehenden Karawane sich schadlos zu halten. Während dieser Berathung hatte der Sohn des Scheikh für seine neuen Gäste, sowie für alle Anwesende ein treffliches Mahl bereitet; als dieses vorüber war und der Kaffee seine Runde machte, trat noch ein neuer Gast zu den andern; ein arabischer Scheikh, den Hr. Ormsby schon in Bosrah kennen lernte, und welcher wegen eines glücklichen Kampfes mit einem Löwen der Löwenscheikh genannt war. Dieser hatte den Auftrag, vom Pascha zu Bagdad, dem großen, nicht weit von hier wohnenden Emir oder Scheikh der Montifigen ein Khelat oder Ehrenkleid als Geschenk zu überbringen. Kaum erblickte der Träger des Gewandes unsern Engländer, da bat er ihn, den vornehm aussehenden, türkisch gekleideten Mann, das Ehrenamt für ihn zu übernehmen, denn bey jenen Beduinen werde ein Geschenk um so höher geachtet, je vornehmer der Ueberbringer sey. Ormsby versprach dieß zu thun, wenn man dagegen nach den Ruinen von Wasud ihn begleite. Nur mit Mühe ließen die Beduinen hiezu sich bewegen; gegen zwanzig gaben ihm an andern Morgen das Geleit; erst gegen Sonnenuntergang kam man zu den Ruinen von Wasud, dieser vormals mit Kufa und Balsora in gleicher Blüthe stehenden Stadt. Huleikan, der Enkel des Deschenpisken zerstörte sie. Nur noch das Gewölbe einer Moschee tritt wohlerhalten über die Trümmer der Säulen und Architraven hervor. Mitten im Geschäft des Besehens und Durchforschens jener Ruinen sahen sich die Reisenden von einer Schaar der bewaffneten Araber umringt. Sie zogen sich auf einen Damm zurück und als die Araber ihnen zuriefen, sie sollten sich ergeben, oder man würde Feuer auf sie geben, verlangten sie ein Zweygespräch. Der Scheikh von der Schaar, begleitet von einigen seiner Männer trat hervor, ihm trat Herr Ormsby mit seinem Diener und dem Löwenscheikh entgegen. „Was hast du hier zu suchen," fragte der Hauptmann der Feinde, nnterwirf dich und komm mit zu unsern Zelten!" Unser Reisender wußte wohl, daß mit dieser Einladung nicht bloß jede Gefahr vorüber, sondern daß auch mit ihr der leichteste und beste Weg zur Ausgleichung aller Feindseligkeiten eingeschlagen sey, während ein Reisender, welcher sich zur Wehre setzt, und, wie dieß kurz vorher einigen englischen Offizieren geschahe, das Unglück hat, einen Beduinen zu tödten, hiedurch selber sich den Untergang bereitet. Es geschah jetzt so, wie dieß die Sitte der Beduinen erwarten ließ: die Gefangenen, nachdem man ihnen die Waffen genommen, wurden in die Zelte geführt, hier aufs Reichlichste bewirthet, und, als Ormsby, von dem man verlangte, er solle nach Bagdad schreiben, daß man ihn auslöse, sonst werde man ihn als Gefangenen behalten, dagegen erklärte, daß er in Bagdad niemand habe, der ihn auslösen müsse, und daß es ihm hier im Lager seiner Gastfreunde so wohl ergehe, daß er gern zu bleiben gesonnen sey, so lange man ihn zu behalten wünsche, gab man den Reisenden, als sie genug

gegessen und ausgeruht hatten, am Ende Alles zurück, was ihnen genommen war und ließ sie in Frieden ihres Weges ziehen.

Noch glücklicher als der Besuch von Wasud war für unsern Reisenden jener bey dem großen Scheikh der Montifigen, vor welchem er die Rolle eines türkischen Gesandten durch Stillschweigen meisterhaft spielte, (ein Spruch des Korans setzt das Sprechen dem Silber, das Schweigen dem Golde gleich) während der Löwenscheikh den Sprecher machte. Herr Ormsby und seine Gefährten wurden auf's ehrenvollste empfangen, aufs prachtvollste bewirthet, während, wie der Löwenscheikh versicherte, ein Bote wie er, der ein bloßer Araber und geringer Scheikh sey, ohngeachtet des Ehrengeschenkes, eine sehr kalte Aufnahme und schlechte Bewirthung empfangen haben würde. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir einiges über die Montifigen Araber, welche jenen Theil des untern Mesopotamiens bewohnen, der zwischen Bosrah und Bagdad liegt. Sie bestehen eigentlich aus einer Verbindung von mehreren Stämmen, über welche der große Scheikh, dem eben jetzt das Ehrengeschenk des Pascha überbracht wurde, die Oberherrschaft führt. Ihre Anzahl mag sich auf 200000 Mann belaufen, von denen 70000 waffenfähig sind. Der damalige Oberscheikh, Agyl genannt, hielt während der Zeit, welche Hr. Ormsby bey ihm zubrachte täglich für 300 — 400 Mann offene Tafel; 30 — 40 Sclaven waren ohne Unterlaß mit Kaffee-Rösten und Stoßen beschäftigt. Etliche Monate nachher kam der große Scheikh mit einem ansehnlichen Gefolg nach Bagdad; der Pascha ließ ihm eines der prächtigsten Häuser zu seiner Wohnung anweisen, der Scheik schlug jedoch sein Zelt im Vorhofe auf und wohnte hier, während seine Leute, mit all ihrem Schmutz sich in die Zimmer auf die rothsammtnen, perlengestickten Divans lagerten, ihre Mahlzeit auf dem Marmorpflaster kochten und die großen, kostbaren Spiegel in Stücke schlugen, damit jeder von ihnen einen kleinen Spielgelscherben mitnehmen könne.

Nach einem 7tägigen Aufenthalt bey dem großen Scheikh, setzte Hr. Ormsby seine Untersuchungsreise weiter fort. In Sambauva hatte er eine schöne, unter den Ruinen von Orka gefundene Statue gekauft; sie wurde ihm jedoch von den Weibern des Orts unter vielem Geschrey und gewaltsam wieder abgenommen, weil dieselben (gegen die Sitte der Mohamedaner) die Statue für ein Schutzbild hielten, das ihrem Orte Glück und Wohlstand bringe. Zwischen Sambauva und Lemlum findet sich auf eine Ausdehnung von 40 Meilen ein sumpfiges Land, das von Räuberhorden durchschwärmt wird. Die Bewohner dieser Niederung, deren Zahl auf 15000 geschätzt wird, haben sich eben so unabhängig von den Türken, als von der Herrschaft des mächtigen Montifigen Scheikhs gemacht. Ihre kleinen Ortschaften, deren gegen 80 seyn sollen, liegen, um der Ueberschwemmung zu entgehen, auf Erdwällen und Hügeln.

Lemlum, eine kleine Stadt mit 1600 Einwohnern ließ unsern Reisenden in vollem Maße die Unsicherheit und das Ungemach erfahren, welche das Verweilen unter einem solchem Räubervolke mit sich führet. Er wurde schon in der Nähe des Ortes seiner Waffen und seines Eigenthums beraubt, sein Schiffsvolk ergriff die Flucht, er und sein Diener blieben allein. Sie besaßen leider nichts mehr, als die Kleider, welche sie trugen und einige wenige Goldstücke, die der Engländer in den seinigen verborgen trug. Mitten in dieser verdrießlichen Lage begegneten sie in der räuberischen Stadt einem Engländer, Namens Elliot, der damals als Derwisch Ali jene Länder bereiste. Dieser Landsmann begleitete die Reisenden zu dem Scheikh, bey dem sie ihre Klage anbringen wollten. Statt des gehofften Rechtsspruches gab der Scheikh den Befehl die verdächtigen Leute ins Gefängniß zu werfen. Zwar entließ man sie aus diesem nach etlichen Tagen, ein persischer Kaufmann zu Lemlum, der früher mit der brittischen Residentschaft zu Bagdad in Verbindung gestanden war, schoß dem Hrn. Ormsby gegen Anweisung auf Bagdad 100 Dollars vor, man kaufte Lebensmittel und schaffte sie ins Boot, da kamen die Araber von Neuem und trugen alle die gekauften Vorräthe hinweg; mit den 6 von Hunger und Elend erschöpften Ruderern, die man zur Fahrt gemiethet hatte wurde diese weiter bis nach Devamara fortgesetzt. Der Euphrat hat dort eine Breite von 200 Yards; seine Ufer sind häufig von Ortschaften und Landhäusern besetzt.

Hillah, eine Stadt von 25000 Einwohnern, nächst Bagdad und Bosrah, die dritte am Range im Paschalik zeichnet sich durch ihre schön gebauten Moscheen und großen Bazars aus. Das Material zu diesen Bauwerken ist meistentheils aus den, in der Nachbarschaft gelegenen Ruinen des alten Babylon entnommen. Der Euphrat, der mitten durch Hillah fließt, hat hier eine Breite von 385 Fuß, eine Schiffbrücke führt über ihn. Von hier machte Herr Ormsby zu Pferd eine Reise nach der Stätte des alten Babylon. Unter den an der Westseite des Euphrat gelegenen Ruinen ist der Hügel des sogenannten Birs Nimrod, der noch immer in seinem, wie durch Feuer herbeygeführten Zusammensturz 180 Fuß über die Ebene emporragt, die bedeutendste; auf der Ostseite erheben sich drey mächtige Trümmerhaufen, deren einer die Stätte der alten assyrischen Herrscherburg bezeichnet. Von dem Birs Nimrod auf der westlichen bis zu einem der drey Trümmerhaufen auf der östlichen Seite ist eine Entfernung von 13 englischen Meilen. Uebrigens findet sich in den sehr kurzen Beschreibungen jener Ruinen, so wie sie Herr Ormsby uns giebt, nichts, das sich nicht schon als bekannt betrachten ließe.

Bagdad, dieser vormalige Mittelpunct der sarazenischen Herrschaft, ist noch in seinem jetzigen Verfall die ansehnlichste Handelsstadt des südwestlichen Asiens. Seine mehr denn 100 Moscheen mit ihren Minares geben der Stadt ein stattliches Ansehen; die Mauern würden freylich den Angriffen einer europäischen Artillerie sehr bald erliegen; gegen die Anfälle der Wechabiten und Perser sind sie jedoch fest genug. Unter den Moscheen ist die älteste die des Scheikh el Gazel, welche im Jahre 1285 erbaut wurde. Die Bazars sind von mächtiger Ausdehnung und in verschiedene Viertel getheilt, unter denen das von el Harra das reichste und Bedeutendste ist. In diesem finden sich die Verkäufer von Kleidungsstücken mit ihren Kaschemir-Schawls, Muslinen von Surat und allen Gegenständen der Art, von den Bedeckungen des Kopfes an bis zu der bunten Pracht der Schuhe; selbst, für die Auszierung des Mannes die köstlichsten Waffengeräthe. Man muß sich, wenn man mit den Kaufleuten von Bagdad Geschäfte machen will, auf's Handeln wohl verstehen; sie bieten nicht selten ihre Waare 3mal so hoch aus, als die Summe ist, um die sie zuletzt sie ablassen. In den übrigen Gassen, ausser den Bazars sieht man nichts, denn leere Wände der Häuser, weil sich die Fenster nur nach innen hinein in eine Art von Hof öffnen, in welchem etwa einige Palmen oder ein Springbrunnen sich finden. Ein bedeckter Säulengang zieht sich bey den Häusern der Vornehmen inwendig um diese Höfe herum, von da kommt man in die Zimmer, deren hinterste, von der Straße am weitesten abgelegenste zu dem Aufenthalt der Frauen bestimmt sind. Ein ganz eigenthümlicher Theil der Häuser in Bagdad sind jene unterirdischen Gewölbe oder Keller, von denen man den Zutritt der atmosphärischen Luft so sorgfältig als möglich abzuhalten sucht, und in die sich die Besitzer des Hauses bey heißem Wetter zurückziehen, denn die Hitze steigt hier zuweilen, wenn der Wind der Wüste wehet auf 122° Fahrenheit (40° Reaumur).

Herr Ormsby rühmt an den Bewohnern von Bagdad ihre Geschäftigkeit, die Lebhaftigkeit und Heiterkeit ihrer Unterhaltungen, ihre Gastfreundschaft und große Duldsamkeit gegen die Fremdlinge aus andern Ländern; die Zahl der Bewohner wurde vor der großen Pest, welche im Jahre 1831 das Land verheerte, auf 120,000 geschätzt; ein Drittel von diesen waren Christen und Juden, die andern 2 Drittel ein Gemisch von Persern, Türken und Arabern. Die hiesigen Christen sind zum großen Theil Armenier, außer diesen Jacobiten und Nestorianer. Von all diesen Bewohnern ließ die schon erwähnte Pest im Jahre 1831 nur 20000 übrig, die andern waren theils der Seuche unterlegen, theils vor ihr entflohen. Als die Krankheit ihre höchste Höhe erreicht hatte starben einige Male täglich 1000 Menschen an derselben; 500 Todte an einem Tage hatte Bagdad in jener Zeit öfters.

Auf seiner Weiterreise von Bagdad nach Damaskus kam unser Reisender, indem er dem westlichen Ufer des Tigris folgte zuerst in einer Entfernung von 3 englischen Meilen von der Stadt zu der Kasminmoschee, dem Grabmale des 11ten unter den 12 von den Schiiten anerkannten Imans.

Er hält diese für das schönste Grabgebäude

von Mesopotamien. Noch ehe die kleine Karawane die Stadt Hil am Euphrat erreichte, gerieth sie durch ihre eignen Kameele in eine nicht geringe Gefahr; denn es war jetzt der Monat April, in welchem jene, sonst so geduldigen Thiere von einem Anfall des Naturtriebes zu wilden Bewegungen hingerissen werden; sie eilten im unaufhaltsamen Laufe davon, ihre Reiter retteten sich mit Mühe durch ihr zeitiges Herabspringen; die wenigen mitgenommenen Geräthschaften giengen zu Grunde. Abdallah, der Beduinen Scheikh zerbrach seinen Arm.

Die Stadt Hil liegt rings um einen Hügel herum, an dessen Abhängen sich die steinernen Gebäude, eines über dem andern erheben. Aus uralter Zeit, schon bey Ezechiel 10. 15. erwähnt, und in den Zeiten Alexanders des Macedoniers bekannt, finden sich hier noch sehr ansehnliche Wasserleitungen. Nahe an der Stadt sind Quellen von dickflüßigem Erdöl, welches an der Luft sehr bald zu festem Asphalt verhärtet und noch jetzt in Mesopotamien zum Bauen angewendet wird, weil es zur Errichtung von Gebäuden, welche dem Andrang des Wassers ausgesetzt sind, das beste ist. In Hil leben noch einige Familien der Sabäer, angebliche Christen und Verehrer St. Johann des Täufers, eigentlich aber Heiden.

Die Wüste, welche zwischen diesen Gegenden des Euphrat und zwischen Damaskus sich ausdehnt, ist an vielen Puncten durch große Heerden von Gazellen und Vögeln belebt. Sie würde dem Naturforscher eine Ausbeute an vielem Neuen gewähren, während dasjenige, was unser Verfasser in einigen Zügen von seiner weitern Reise über Damaskus, Tripolis, Baalbeck uns mittheilt, unserm Leser, wenn wir im Auszug es gäben, nur zum geringsten Theil als etwas Neues erscheinen würde.

Savitri. Eine indische Dichtung; aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. Joseph Merkel, Professor und Hofbibliothekar in Aschaffenburg. — Aschaffenburg bey Th. Pergay (C. Krebs.) 1839.

Wenn man in Erwägung zieht, wieviel seit Nathanael Brassey Halhed, welcher in Europa der Erste die Kenntniß des Sanskrit sich erwarb, für das Verständniß dieser Sprache und Literatur geschehen ist; wenn man den umbildenden Einfluß, welchen die indischen Studien innerhalb einiger fünfzig Jahre auf Sprachforschung, Geschichte und Philosophie gewonnen, mit unbefangener Prüfung würdigt: so muß die Betrachtung so riesenhaft beschleunigter Fortschritte, wie sie in der Geschichte der classischen Philologie kaum ihres Gleichen finden; uns mit der größten Bewunderung erfüllen. Der entschieden wissenschaftliche Geist, welcher das Studium der heiligen und Gelehrten-Sprache von seinem ersten Erwachen an beseelte, und demselben, vor den übrigen Sprachen des Orients, welche dem Dienst der Bibelerklärung und Verbreitung des Christenthums sich gewidmet, die Unabhängigkeit von praktischen Interessen treu bewahrte — diese rein humanistische Tendenz war es auch, welche vor allem nach dem poetischen Theile der für uns noch unbegränzten Literatur, als dem Herzen und Heiligthum aller Hinduweisheit Bahn zu brechen in jugendfrischer Begeisterung sich bemühte. Die heiligen Schriften und Gesetzbücher, das Epos in seinen eigenthümlichen Gestalten, bald als heroisches, bald als philosophisches sich offenbarend, das Drama, kurz, ein neuentdecktes Land war Gegenstand der eifrigsten und erfolgreichsten Durchforschung geworden, so daß seit Ende des verflossenen Jahrhunderts kein Jahr vergangen noch vergeht, in welchem nicht bedeutende Erscheinungen dieser Literatur an das Licht treten.

Aber nicht im beschränkten Kreise der Gelehrten gebannt soll bleiben der Geist altindischer Poesie. Eine eigenthümliche, doch heimisch-befreundete Erscheinung soll er herausschreiten aus enger Schranke, um Gemeingut der deutschen Nation, wenigstens des gebildeten Theiles derselben zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nr. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

In der Sitzung am 4. April d. J. hielt Hr. Prof. Spengel Vortrag über das siebente Buch der aristotelischen Physik, wovon hier der Inhalt im Auszuge mitgetheilt wird, die Abhandlung selbst bleibt den Denkschriften der Akademie vorbehalten.

Die Aristotelische Physik ist nicht das, was wir mit diesem Worte bezeichnen, sie ist nur die allgemeine Grundlegung von Principien, wie Aristoteles sie in der Natur zu erkennen glaubte; der Anwendung dieser zur Erklärung der Erscheinungen jeder Art in der Natur ist eine große Reihe nachfolgender Schriften gewidmet, welche dem entsprechen, was wir Physik nennen. Aehnlich ist das Verhältniß der Ethik zur Politik und den Politien; ein Staat ohne ethische Grundlage war den Alten undenkbar; vielleicht beabsichtigte man dasselbe, als die Kategorien an die Spitze der logischen Bücher gestellt wurden.

Wir prüfen hier nicht den Werth und innern Gehalt dieser Principien, sondern betrachten nur die äußere Form des Werkes, da uns in diesem Buche ein denkwürdiges Beyspiel, welchen Aenderungen der griechische Text unterworfen war, überliefert ist.

Aus der Physik ist eine bedeutende Anzahl, Begriffsbestimmungen über Zufall, Vermögen, Kraftthätigkeit, über das Unendliche, über Veränderung und Bewegung in die Metaphysik K, cap. 9 — 12 p. 1065, 5 — 1069, 14 *) übergetragen; eine nähere Vergleichung lehrt, daß dieser Auszug von ungeschickter Hand gemacht, und hiemit ein zuverläßiges Beyspiel von dem gegeben sey, was die alten Erklärer bey Ammonius p. 519 Brand. zur Metaphysik behaupteten:

Ὁ δὲ τρόπος τῆς συντάξεως ὅτι ἐστιν ἡ παροῦσα πραγματεία οὐχ ὁμοίως ταῖς ἄλλαις ταῖς τοῦ Ἀριστοτέλους συγκεκροτημένη οὐδε τὸ εὔτακτόν τε καὶ συνεχὲς ἔχειν δοκοῦσα, ἀλλά τινὰ μὲν λείπει ὡς πρὸς τὸ συνεχὲς τῆς λέξεως, τὰ δὲ ἐξ ἄλλων πραγματειῶν ὁλόκληρα μετενήνεκται, καὶ πολλάκις τὰ αὐτὰ λέγει. ἀπολογοῦνται δὲ ὑπὲρ τούτου, καὶ καλῶς ἀπολογοῦνται, ὅτι γράψας τὴν παροῦσαν πραγματείαν ἔπεμψεν αὐτὴν Εὐδήμῳ τῷ ἑταίρῳ αὐτοῦ τῷ Ῥοδίῳ εἶτα ἐκεῖνος ἐνόμισε μὴ εἶναι καλὸν, ὡς ἔτυχεν ἐκδοθῆναι εἰς πολλοὺς τηλικαύτην πραγματείαν. ἐν τῷ οὖν μέσῳ χρόνῳ ἐτελεύτησε καὶ διεφθάρησάν τινα τοῦ βιβλίου, μὴ τολμῶντες δὲ προσθεῖναι οἴκοθεν οἱ μεταγενέστεροι διὰ τὸ πολὺ πάνυ λείπεσθαι τῆς τοῦ ἀνδρὸς ἐννοίας, μετήγαγον ἐκ τῶν ἄλλων αὐτοῦ πραγματειῶν τὰ λείποντα ἁρμόσαντες, ὡς ἦν δυνατόν. οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ ἐν τούτοις σωζομένην εὕροι ἄν τις τὴν τῶν λεγομένων ἀκολουθίαν.

*) Dieses alles wörtlich; nur daß, was auf die Physik bezogen ist, und für die Metaphysik ungeeignet schien, übergangen wurde, daher manchmal Mangel alles Zusammenhanges; schon Kapitel 8 ist theilweise nach dem II. Buche der Physik.

So einleuchtend es aber ist, daß jene Wiederholung nicht von Aristoteles habe ausgehen können, so hat doch Alexander Aphrodisiensis (p. 798 b 130) kein Bedenken an der Aechtheit getragen, und Brandis hat zuerst das richtige kurz angedeutet. *) Ja noch mehr, als Alexander seinen Commentar zur Physik ausarbeitete, wußte er noch nicht, daß dasselbe in verkürzter Gestalt in der Metaphysik zu lesen wäre; eben so wenig Themistius, Simplicius, Philoponus; nirgends ist bey diesen Erklärern eine Berufung oder Hinweisung auf jene, die um so weniger fehlen würde, da sie sonst ähnliches vorzubringen gewohnt sind, und die Verschiedenheit des Textes nicht selten von Bedeutung und Entscheidung ist. Wichtig wäre zu wissen, in welcher Zeit dieser Auszug verfertigt worden ist, ob er mit der bekannten Auffindung der Bibliothek des Philosophen in Verbindung stehe, oder viel früher von den Peripatetikern gegeben worden, denn wahrscheinlich rührt von derselben Hand die Ergänzung nicht bloß dieser Stelle, sondern der gesammten Metaphysik her.

Die Physik selbst steht im Allgemeinen, dem Inhalt nach in genauem Zusammenhange, der nicht durch Fremdartiges unterbrochen ist, nur daß schon von den Alten der eine oder der andere Beweis als eine unnöthige Wiederholung betrachtet, oder als ungeeignet gehalten wurde, wie z. B. IV. 8. p. 216, b. 18 — 20. IV. 9 p. 217 b. 12—16. Auffallender, doch ohne das Ganze zu stören, ist der Schluß des fünften Buches; ihm ist in mehreren Handschriften eine ἀπορία zugetheilt, welche den bereits erledigten Gegenstand wieder aufnimmt, ohne zu einem andern Ergebniß zu gelangen, als im Frühern ausgesprochen ist. Porphyrius und Themistius haben sie daher übergangen, Alexander aber mit der Bemerkung, daß sie in einigen Handschriften fehle, einer Erklärung gewürdigt. Man sieht daraus, daß zu jener Zeit der Zustand des Textes kein anderer war, als wie er uns überliefert ist, und da in einigen der vorhandenen Exemplare die ἀπορία aufgenommen, in andern übergangen ist, so können wir diese billig, wie auch aus vielen andern Stellen erhellt, als verjüngte Abschriften derer betrachten, die bereits Alexander gekannt und gebraucht hatte. Ich trage kein Bedenken die Aechtheit auch jener ἀπορία anzuerkennen; aber die Frage, welches der Gegensatz der κίνησις sey, und wie sich die ἠρεμία zu dieser verhalte, so wie die möglichen Einwürfe sind nicht in dem erforderlichen Zusammenhange beantwortet und mit Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß Aristoteles das jetzt vorhandene (p. 230, b, 10 — 231, 17) nicht in dieser Folge zu geben im Sinne hatte. Aspasius scheint das unpassende der jetzigen Ordnung gefühlt zu haben, er schloß das Buch mit p. 230, b. 21.

*) Abhandlung über die Aristotelische Metaphysik (1834) p. 10.

Einzig aber nicht nur in den Schriften des Aristoteles, sondern in der gesammten alten Litteratur, ist die Erscheinung, welche das siebente Buch darbietet, und die hier eine genaue Betrachtung verdient.

Neunundzwanzig Jahre (1526) nach dem Erscheinen der ersten griechischen Ausgabe (1497) bey Aldus wurde bey demselben der vortreffliche Commentar des Simplicius, welchem zugleich der griechische Text begegeben ist, gedruckt; hier erscheint das zweyte und dritte Kapitel des siebenten Buches, in auffallend abweichender Gestalt von dem der Ausgabe; nicht der Gegenstand, nur die Form und der Ausdruck ist geändert, und man kann sich nicht genug wundern, wie dasselbe auf zweyfache Art mit verschiedenen Worten dargestellt ist. Bey dem großen Eifer, der damals für Aristotelische Philosophie überall rege war, konnte dieses nicht lange unbeachtet bleiben, und schon die zweyte Gesammtausgabe der Aristotelischen Werke, welche Desiderius Erasmus (1530) in Basel besorgte, hat den frühern Text der Editio princeps, mit dem, welcher im Commentar des Simplicius gegeben ist, vertauscht. Ob Erasmus selbst es bemerkt hat, ist zu bezweifeln; wahrscheinlich war es, nach seinen eigenen Worten zu urtheilen, der durch seine philosophischen Studien für Plato und Aristoteles bekannte Simon Grynäus, der dem berühmten Humanisten diese Mittheilung gemacht hat. Erasmus erklärt sich in der Vorrede über die Vorzüge der neuen Ausgabe vor der des Aldus:

Non prorsus idem nobis prodiit Aristote-

les, sed multo quam antea fuit, emaculatior, idque potissimum studio vigilantia fideque Simonis Grynaei viri in omni genere litterarum haud quaquam vulgariter eruditi; at non sine praesidiis fidelium exemplariorum, siquidem in Dialecticis adhibitus est emendatissimus codex.. in Physicis auscultationibus consulta sunt Simplicii commentaria et in hujus argumenti libro septimo pro Themistiana paraphrasi reposita sunt ipsius Aristotelis verba idque ex auctoritate Simplicii, ut confidamus in his duobus operibus aut nihil aut quam minimum fore quod lector desideret.

Dieses ist die erste mir bekannte Stelle, welche die Verschiedenheit des Textes erwähnt, und in welcher zugleich die Behauptung aufgestellt wird, das früher Edirte sey nichts als die Paraphrase des Themistius; als solche nun hat sie sich auch fortwährend von Erasmus an bis Bekker geltend gemacht und niemand hat, so leicht auch das Gegentheil davon bewiesen werden konnte, an der Richtigkeit dieser Aussage gezweifelt. Ja man würde wohl nie finden, auf welche Autorität sie gegründet sey, gäbe nicht die zweyte Baseler Ausgabe (1550) (wie zu erwarten aus derselben Quelle wie die erste d. h. von Simon Grynäus) nachstehende nähere Erklärung zu VII. 2:

Ne mirere locum mutatum esse nonnihil, verba sunt haec Aristotelis ipsius quae propter obscuritatem liberius paulo pro sua industria Themistius mutarat, cujus rei si quis nobis fidem deroget, audiat Simplicii testimonium, cujus haec sunt verba: *Ἰστέον δὲ ὅτι Θεμίστιος, ἐν οἷς ἀνέγνων ἐγὼ βιβλίοις ἀπὸ ταύτης τῆς ῥήσεως τῆς λεγούσης Ἅπαν δὴ τὸ φερόμενον ἢ αὐτὸ ὑφ' ἑαυτοῦ κινεῖται ἢ ὑπ' ἄλλου ἤρξατο τοῦτο τὸ βιβλίον παραφράζειν τῶν μέχρι τοῦδε ῥηθέντων ἐν αὐτῷ καταφρονήσας καὶ οὐδὲ ἐν τοῖς ἑξῆς τὴν συνέχειαν φυλάττει.*

Auf diese Worte des Simplicius fol. 245 also ist der nachfolgende Text für **eine Paraphrase des Themistius** erklärt, und auch in neuerer Zeit mit einer allen Glauben übersteigenden Zuversicht behauptet worden; *) und doch ist das ganze nichts, als ein arger kaum zu entschuldigender Mißgriff, den eine oberflächliche Ansicht des Themistius und außerdem jedes Blatt des Simplicius leicht aufdecken konnte. Themistius nämlich hat in seiner uns erhaltenen Paraphrase der Physik das erste Kapitel des siebenten Buches und den Anfang des zweyten, den Beweis, daß die Bewegung (*κίνησις*) nicht ins Unendliche fortgehen könne, völlig übergangen, weil der Inhalt desselben im achten Buche wiederkehrt, er beginnt das siebente Buch sogleich mit der *φορά* und deren Eintheilung. ...

Dieses bedeuten obige Worte des Simplicius, die nicht die geringste Beziehung auf die Verschiedenheit des Textes haben, und damit wäre jene allgemeine Annahme schon genügend zurückgewiesen, könnten wir auch nicht einen größern historischen Beweis dagegen anführen. Jenen Text nämlich, welchen man die Themistische Paraphrase zu nennen pflegt, kannte schon Alexander von Aphrodisias, und erwähnt ihn wiederholt bey Simplicius. Wie kann nun der von Julianus begünstigte Themistius das verfaßt haben, was mehr als hundert Jahre früher Alexander als alte Ueberlieferung anführt? Aber so befangen hielt der Glaube an Themistius als Verfasser, daß selbst der neueste Herausgeber der Scholiensammlung nicht beachtete, die vom Simplicius aus Alexander notirten Abweichungen seyen nur jenem andern Texte entnommen.

Wenn nun durch diese einfache Bemerkung der von und seit **Erasmus** verdrängte Text wieder zu höherer Ehre gelangt, so ist die erste Frage, ob nicht die alten Commentatoren sich über das Verhältniß dieser Doppelgestalt, die sie recht wohl kannten, ausgesprochen haben. Gleich der Anfang des Commentars von Simplicius fol. 242 giebt die merkwürdige Auskunft, daß **das ganze siebente Buch der Physik im Alterthume in doppelter Form dem Inhalte nach ganz gleich, den Worten nach aber verschieden, vorhanden war.**

Ἔστι μὲν ἕβδομον τοῦτο τῆς φυσικῆς ἀκροάσεως βιβλίον, ὅπερ Η ἐπιγράφειν ἔθος ἐστὶ τοῖς ἐκ τοῦ περιπάτου· διχῶς δὲ φέρεται κατὰ τὴν λέξιν μόνην ἔχον ὀλίγην τινὰ διαφοράν· τὰ γὰρ προ-

*) von Buhle praefatio I. pag. XXI.

βλήματα καὶ αἱ ἀποδείξεις αὐτῶν ἐπὶ τῆς αὐτῆς τάξεως ἐν ἀμφοτέροις τὰ αὐτὰ φέρεται. ὅπερ δὲ ἐπ' ἀμφοῖν οἱ τοῦ Ἀριστοτέλους ἐξηγηταὶ σαφηνίζουσι, τοῦτο κἀγὼ νῦν προεχειρισάμην.

Jede Abweichung erwähnt im Folgenden Simplicius mit den Worten: ἐν τῷ ἑτέρῳ βιβλίῳ und überall ist diese, so weit sie uns erhalten ist, mit der sogenannten Themistischen Paraphrase gleichlautend. Wenn aber ursprünglich, wie wir jetzt wissen, das ganze Buch in jener zweyten Form vorhanden war, so haben wir nur noch das zweyte und dritte Kapitel pag. 243 — 48 aus dieser Quelle übrig.

Diese Entdeckung ist eben so unerfreulich als unerwartet; denn was wollen wir von einem doppelten Aristoteles halten; und wenn ein volles Buch in anderem Kleide erscheint, warum nicht die ganze Physik, ja vielleicht auch andere Werke? Wie sollte jenes Buch allein die Ehre erlangt haben, in zweyfacher Gestalt auftreten zu dürfen? Es muß daher die Frage, welcher ist der ächte Text, oder, sind beyde von der Hand des Philosophen und haben wir eine Umarbeitung, welche ist die ältere, welche die jüngere Form, genau erörtert werden, denn das sieht jeder, daß, weil man einmal an dem Gedanken festhieng, Themistius sey der Verfasser des einen, leicht das was verworfen worden, das ächte, was hervorgehoben und aufgenommen, das unächte seyn kann. Wenn wir jetzt mit etwas mehr Zuverläßigkeit darüber sprechen können, als vordem gegönnt war, so verdanken wir es der Umsicht und Thätigkeit Immanuel Bekker's, der die fragliche Stelle mit mehr als zwanzig Handschriften verglichen hat.

Wir werden die Beweise, daß nur das eine als aristotelisch, das andere aber als eine spätere Umarbeitung zu betrachten sey, in der Abhandlung liefern, hier genüge die Bemerkung, daß das Verdienst zuerst darauf hingedeutet und das ächte aristotelische hergestellt zu haben, obschon nicht richtige Einsicht, sondern nur der Zufall, daß man den zweyten Text irrthümlich für eine Paraphrase des Themistius ansah, dazu geleitet hatte, dem Erasmus oder Grynäus gebühre. Hätte man aber den Commentar des Simplicius mit der erforderlichen Aufmerksamkeit gelesen, so würde sich gezeigt haben, daß der Umfang der Paraphrase noch bedeutend erweitert werden mußte. Da wir nämlich aus Simplicius wissen, daß einst das ganze siebente Buch der Physik in doppelter Gestalt vorhanden war, zu seiner Zeit die beyden Formen des Buches noch abgesondert und unvermischt, nicht wie fast in allen unsern Exemplaren zusammengeworfen, bestanden, und er überall durch die Bezeichnung γράφεται ἐν τῷ ἑτέρῳ ἑβδόμῳ βιβλίῳ eine sorgfältige Unterscheidung macht, so ist von seiner Seite ein Irrthum und eine Vermischung beyder Texte undenkbar; er kannte und schied genau den einen von dem andern. Betrachten wir dagegen seine Bemerkungen zum ersten Kapitel und den Anfang des zweyten, d. h. bis zu der Stelle, wo die Paraphrase beginnt, pag. 243, 10 Bekk., so sehen wir nicht ohne Erstaunen, daß der Commentar mit dem uns überlieferten bekannten Texte nicht übereinstimmt; öfter werden in demselben die eigenen Worte des Aristoteles angeführt, die in unsern Ausgaben nicht zu finden, und wofür wir ähnliches, aber nicht dasselbe lesen. Obschon nun in diesem Abschnitte keine Berufung auf das andere siebente Buch angezogen ist, wodurch die Sache auch augenfällig entschieden würde, so kann doch nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, daß der griechische Text in des Simplicius Commentare untergeschoben und in allen unsern Ausgaben, auch in der neuesten des Imm. Bekker der zweyte Text, d. h. die Paraphrase gegeben ist, die ächten Worte aber des Aristoteles verschwunden sind.

Wie nun? hat sich also von diesem Theile gar keine Spur in unsern Handschriften erhalten?

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philologisch-philosophischen Classe.

In der Sitzung vom 4. April d. J. hielt Herr Professor Spengel Vortrag &c.

(Fortsetzung.)

Als der fleißige Morell 1561 die Physik nebst andern Schriften des Aristoteles ähnlichen Inhalts herausgab, fügte er die Lesearten eines Codex hinzu, welcher wie wenige, nicht die Paraphrase, sondern den ächten Text enthält und wahrscheinlich mit b bey Bekker identisch ist. Diese Ausgabe muß sehr selten seyn, sie ist weder in München noch in Berlin; aber Sylburg lieferte einen vollständigen Abdruck davon; dort lesen wir pag. 191 zum Anfange des siebenten Buches folgende Bemerkung des Morell:

> Hujus libri initium ad tres usque paginas in codice manuscripto ab impressis et ipsa etiam veteri tralatione diversum est; si quis requirat, subjicio.

Und wer sollte es glauben? diese drey Blätter, welche folgen, enthalten den ächten Text des Aristoteles, denselben, welchen Simplicius commentirt, dessen Angaben alle vollständig mit ihm übereinstimmen; Morell dachte nicht daran, welches Verdienst er sich durch diese Mittheilung erwerben würde, wie schon seine Worte si quis requirat, subjicio ausdrücken. Zur völligen Ueberzeugung, und weil in beyden manches zu berichtigen ist, werden wir in der Abhandlung die doppelte Form des Textes sammt den einschlägigen Bemerkungen des Simplicius als Anhang beygegeben.

Daraus ergiebt sich nun folgendes: die beyden Texte des siebenten Buches, die im Alterthume noch zur Zeit des Simplicius getrennt waren, und wovon wir nur den einen, A, für aristotelisch erklären können, den andern aber, B, als eine Paraphrase des ersteren betrachten, wurden später, wir wissen nicht wann, noch warum, der Art gemischt, daß der größte Theil unserer Handschriften mit der Paraphrase anfängt und die einen in der Mitte des zweyten Capitels p. 244, b, 5 an der dort bezeichneten Lücke, andere und zwar die meisten erst mit dem vierten Capitel p. 248, 10 den Uebergang zum ächten Texte bilden; nur sehr wenige Codices sind von dieser Vermischung rein geblieben und geben die eigentlichen Worte des Aristoteles, wie der Morell'sche, und bey Bekker die der Pariser Bibliothek 1859 (b) 1861 (c) und 2033; denn es kann nicht bezweifelt werden, daß in diesen wie in dem des Morell auch der Anfang des Buches nach A, nicht nach B gegeben ist; sie sind nur nicht untersucht worden, weil man der irrigen Meynung war, die Paraphrase beginne erst im zweyten Capitel p. 243, 11 und nur von da an, nicht vom Anfange des Buches die Vergleichung anstellte. Dagegen hat sich von der zweyten Hälfte des Buches, Capitel 4 und 5. keine Handschrift erhalten, welche uns die Paraphrase mittheilte, Simplicius erwähnt jedoch auch in diesem zweymal das andere siebente Buch.

So zuverläßig und keinem Bedenken unterworfen die bisherige Untersuchung ist, so unsicher und von keiner haltbaren Spur unterstützt wird die weitere Forschung über das Alter und Entstehen dieser Paraphrase. Nicht einmal die Frage, ob

nicht vielleicht die gesammte Physik einst auf diese Art umschrieben worden sey, können wir beantworten: die Ueberlieferung spricht nur von dem siebenten Buche und Simplicius kannte nicht mehr; wir dürfen daher auch nicht weiter gehen. Wären nur die in ihm enthaltenen Gegenstände von einem allgemeinen Interesse, wie z. B. im vierten Buche die Lehre von Zeit und Raum oder ähnliches, was für sich besteht, so würde eine eigene Umschreibung solcher Parthien wenig befremden, aber das siebente Buch bildet keinen solchen für sich bestehenden abgegrenzten Inhalt. Schon die Alten haben über dieses Buch verschieden geurtheilt. Weil der Beweis, daß alles, was bewegt wird, von etwas bewegt wird und es ein erstes Bewegendes gibt, im achten Buche strenger geführt, wiederkehrt, hielten einige das ganze siebente Buch für überflüßig; Simplicius ist der Meynung, Aristoteles habe das zuerst von ihm entworfene in späterer Zeit weiter und sorgfältiger ausgeführt; nach seinem Tode habe man auch diesen Entwurf in die Physik aufgenommen fol. 242.

Gegen diese Kritik haben wir entscheidende Gründe vorzubringen; sie macht, was nur von dem ersten Kapitel, dem oben angeführten Beweise gelten kann, zu rasch die Anwendung auf das ganze Buch; nur jenes übergeht Themistius, wie er auch VI. 7 überspringt, weil das nämliche VIII. 10 behandelt wird. Der fernere Inhalt des Buches, daß das κινοῦν und κινούμενον immer unmittelbar in Verbindung stehe, ob alle Bewegungen mit einander vergleichbar seyen, das Verhalten der Bewegung zur Kraft und Zeit cap. 2 — 5. haben im folgenden Buche nichts ähnliches. Allerdings ist es auffallend, daß Aristoteles VIII. 4 — 6 des früheren Versuches keine Erwähnung macht, auch erinnere ich mich aus den übrigen Schriften unseres Philosophen keiner Stelle, welche eine ent- entscheidende Beziehung und Berufung auf das siebente Buch ausdrückt, aber eben so wenig wird man eine finden, welche dem daselbst vorgetragenen widersprechen würde, wie denn Gehalt und Form zuverlässig aristotelisch sind.

Erwägt man dieses und ähnliches, so wird die Bemerkung des Simplicius, daß Eudemus das siebente Buch völlig ignorirt habe und von dem sechsten sogleich auf das achte übergegangen sey, von größter Wichtigkeit erscheinen. Eudemus, Schüler und Freund des Aristoteles, hatte mehrere Schriften seines Lehrers commentirt; wir besitzen noch die Ethik, welche uns zugleich ein deutliches Bild solcher Umarbeitungen giebt, die Physik erschien von ihm wahrscheinlich nach dem Tode des Aristoteles und die vielen von Simplicius mitgetheilten Fragmente zeigen, wie genau er sich an die Lehren des Meisters gehalten habe. Wie konnte er nun den Inhalt des ganzen siebenten Buches stillschweigend übergehen? kannte er es nicht und war dieses wirklich, wie Simplicius glaubt, erst später aus dem Nachlasse des Philosophen der Physik einverleibt worden? oder ist vielleicht unsere Paraphrase das Werk des Eudemus und hat sie irgend ein Zufall aus dessen Physik in die des Aristoteles hinübergespielt? Dadurch wäre eine passende Ergänzung hergestellt, wir hätten den Verfasser des zweyten Textes entdeckt und den Eudemus träfe nicht der Vorwurf, eine wichtige Parthie umgangen zu haben: auch ließe sich manche Stelle vorbringen, daß er die Worte seines Lehrers nur umschrieben habe; wer aber alle vorhandenen Fragmente näher betrachtet hat, wird ein solches Verfahren das ganze Buch hindurch von einem der vorzüglichsten und würdigsten Schüler des Aristoteles unglaublich finden und diese ausgleichende Vermuthung sogleich wieder fallen lassen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse.

In der Sitzung am 11. July d. J. hielt

1. Hr. Hofrath von Schubert nachstehenden Vortrag über die organischen Fündlinge am Ufer des todten Meeres.

Ein stärkerer, augenfälligerer Contrast kann wohl schwerlich noch sonst wo auf Erden zwischen zwey nachbarlich bey einander liegenden, in vielfacher Hinsicht sich verwandten Gegenständen gefunden werden, als der ist zwischen dem See von

Tiberias in Palästina und dem todten Meere oder Salzsee. Beyde empfangen den Hauptzufluß ihres Wassers aus dem Jordan, der durch den ersteren See seinen Lauf, im zweyten sein Ende nimmt; beyde stehen unter einem gleichartigen Einfluß des Klima's, der Landesart so wie der besaamenden Kräfte der organischen Natur, und dennoch trägt der eine von ihnen an allen seinen Ufern das Gepräge des frischesten Lebens, der andere jenes des unbesiegbarsten Todes; denn der See von Tiberias wetteifert an Fruchtbarkeit seiner nächsten Umgebung mit den gesegnetsten Gegenden des Nilthales, die Ufer des todten Meeres sind noch verödeter als die wasserleereste Wüste des peträischen Arabiens.

Forscht man in der Nachbarschaft von beyden nach den Spuren vulkanisch zerstörender Kräfte, so werden diese fast deutlicher noch am Tiberiassee als am todten Meere ins Auge fallen; denn an jenem finden sich die zahlreichen heißen Quellen, die warmen Bäche, die Basalte und Mandelsteine; bis in die neueste Zeit sind seine Ufer und Nachbarberge der Tummelplatz der furchtbarsten Erdbeben; während der Kesselrand des todten Meeres vorherrschend durch Kalkgebirge gebildet wird und die gewöhnlichen Züge des Charakters dieser Umgebung an sich trägt.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit haben beyde Seen mit einander gemein: das ist die tiefe Lage ihres Wasserspiegels unter dem Niveau des Meeres. Konnte irgend ein Reisender im Voraus gegen die Anerkennung dieser Thatsache eingenommen seyn, so war ich dieß; ein Unterschied von 600 ja vielleicht 700 Pariser Fußen zwischen dem Niveau des Mittelmeeres und des verhältnißmäßig so nahe bey diesem gelegenen Salzsees wäre mir, wenn jemand gegen mich die Vermuthung geäußert hätte, als eine völlige Unmöglichkeit erschienen, ich hätte eine solche Voraussetzung als Unnsinn verlacht.

Und dennoch hätten schon frühere Beobachtungen von allgemein bekannter Art auf einen solchen Schluß hinführen können, namentlich die, daß in der Landschaft von Jericho und in der ganzen zwischen den beyden genannten Seen gelegenen Jordansaue die Ernte um ein so Merkliches früher eintritt als in den unter gleicher Breite liegenden Küstenstrichen vom Mittelmeere, und daß überhaupt dort wie am Tiberiassee die Vegetation alljährlich der von Jaffa und Ptolomais voreilt; daß sich Formen unter ihr finden lassen, welche einem wärmeren Clima zugehören, als das der gleichbreitigen Mittelmeeresküsten ist. Hiezu kam noch eine andere Bemerkung, die sich wohl jedem, nur einigermaßen aufmerksamen Reisenden aufdringen mußte, die Bemerkung, daß man, etwa von der Küste bey Akre oder Caipha herkommend gegen Osten hin so wenig ansteigt und dennoch so auffallend tief und steil nach Tiberias und seinem Seeufer hinabzusteigen hat.

Ich hatte, wie ich dieß bereits an einem andern Orte berichtete, drey Barometer aus dem hiesigen physikalischen Apparat der königlichen Akademie, eines dann noch, das von vorzüglicher Vollkommenheit erschien, von Wien mit mir auf die Reise genommen. Von diesen vier Instrumenten hielt nur eines das Ungemach der ganzen Reise aus, die andern drey sind, noch ehe wir Palästina erreichten, jenen unvermeidlichen Verheerungen erlegen, welche ein heftiger, plötzlich ausbrechender Meeressturm und das Straucheln eines Kameels unter diesen Geräthschaften anrichteten. Als wir, schon in der Gegend des vormaligen Jericho, noch mehr aber am Ufer des todten Meeres dieses eine, noch übrig gebliebene Barometer beobachteten, sahen wir zu unserm größesten Staunen das Quecksilber so hoch über die oberste Gränze der Scala hinaufsteigen, daß wir seinen Stand nur nach dem Augenmaß bestimmen konnten. Der eben damals herrschende Wind- und Witterungszustand hätte eher einen niederen Barometerstand als den etwaigen mittleren voraussetzen lassen; die zunächst liegende Vermuthung war die, daß auch jenes letzte uns noch erhaltene Instrument durch einen unserer Aufmerksamkeit entgangenen Unfall möge gelitten haben, wobey vielleicht Luft zwischen dem Quecksilber eingedrungen seyn konnte. Als jedoch bey unserer Zurückkehr nach Jerusalem der Stand unsers Barometers sich ganz wieder als derselbe zeigte, der er vor unserer Reise nach dem Salzsee gewesen, als sich uns später am See von Tiberias, wenn auch im minder auffallendem Maße, die gleiche Erschei-

nung darbot, da blieb nichts andres übrig, als anzunehmen, daß der überraschend hohe Barometerstand in der Jordansaue und an den beyden erwähnten Seen derselben eine Folge ihrer ungemein tiefen Lage sey; eine Annahme, welche durch weitere Beobachtungen, die bald nach uns von andern Reisenden gemacht wurden, sich vollkommen bestätigt hat. Indem ich hier unsrer an sich unbedeutenden Barometer-Beobachtungen gedenke, sey es mir erlaubt, noch einmal meinen Dank gegen den Physiker auszusprechen, welcher durch seine sorgfältigen Berechnungen und durch die Prüfung unsers Barometers sowohl vor als nach der Reise jenen Beobachtungen erst ihre Bedeutung gab: gegen den Herrn Professor Dr. Steinheil.

Wenn wir zuerst noch einmal unsern Blick auf den Einfluß richten, den die auffallend tiefe Lage der Jordansaue und ihrer beyden größern Seen auf das Klima derselben haben muß, so finden wir, daß dieses dem Klima des Nildelta und der südlichen Araba gleich zu schätzen sey. Denn nach der gewöhnlich angenommenen Voraussetzung hat eine Erhöhung über oder eben so auch, bis zu einer gewissen Gränze, eine Erniedrigung unter das Niveau des Meeresspiegels, welche 100 Mètres beträgt, einen ähnlichen Einfluß auf die mittlere Temperatur einer Gegend als die Differenz der geographischen Lage von einem Grad der Breite. Daß aber wirklich die Jordansaue vom todten Meere an bis zum nördlichen Ende des Sees von Tiberias eine gleiche Begünstigung des Klima's genieße, als das untere Aegypten oder die Bucht des rothen Meeres bey Akaba, dieß bezeugt uns die Uebereinstimmung der Vegetation. Die Dattelpalme reift ihre Früchte in der Gegend des alten Jericho und bey Tiberias eben so vollkommen und gut als in Aegypten und am rothen Meere, obgleich die Verheerungen der spätern Zeiten nur wenig Gelegenheit zur Beobachtung dieser den Alten wohl bekannten Thatsache übrig gelassen haben; der Balsamstrauch wächst bey Jericho in derselben Fülle wie bey Matariah unweit Kairo; für die Mimosen des Jordans, in der Gegend des Pilgrimbades, eine Meile nordmärts vom Salzsee würde die Gegend der in gleicher Breite gelegenen Meeresküste noch kein angemessener Standort seyn; sie erscheinen in der Jordansaue als Fremdlinge, deren eigentliche Heimath um 2 Grade südlicher, am rothen Meere liegt. Namentlich würden die ungemein fruchtbaren Ufer des Tiberiassees, wenn ihnen einst ihr altes Recht wiederführe, ein natürliches Treibhaus bilden können, in welchem sich eben so wie vormals, die Gewächse Aegyptens und des nördlichen Arabiens ziehen ließen. Denn obgleich die Nachbarschaft des mit beständigem Schnee bedeckten Dschebel el Scheikh im Winter nicht selten durch rauhe Winde sich merklich macht, so wird dennoch dieser ungünstige Einfluß durch die Dämpfe der heißen Quellen, die in den Seekessel hinabströmen, großentheils wieder aufgehoben. Burckhardt, welcher die ganze Landschaft einst in einem Ueberblick zusammenfaßte, sagt von dieser Ansicht: nördlich sey der mit Schnee bedeckte Dschebel el Scheikh, östlich prangten die fruchtbaren hohen Ebenen von Dscheban, während die welkende Vegetation im Gher die Wirkung einer tropischen Hitze zu seyn scheine.

Welkende Vegetation als Folge einer tropischen Hitze — sie ist noch immer etwas Besseres als gar keine Vegetation, als die furchtbare Verödung des obern, gegen Jericho hin gelegenen Endes des todten Meeres. Denn dieses nördliche und nordwestliche Ende des Salzsees ist doch vornämlich der Punkt, dem sich die Beobachtung der alten wie der neuen Zeit, auf fast ausschließende Weise genähert hat. Und wo könnte man irgend wo anders eine Ufergegend selbst des salzigen Gewässers finden, die so leer und verlassen von den Arten, sowohl der Meeres- als der Landgewächse wäre, denn diese. Ueberall am Saum des Sees sieht man dort zwischen den Kalksteinen nur Geschiebe von Gyps und Stinkstein, durchdrungen oder überzogen von dem schwärzlichen Asphalt, welcher, wie man sagt, der östlichen Küstengegend entquillt; im Wasser des Sees lebt kein Tang, keine Zoophytenart, es bewegt sich in ihm keine Qualle, keine Muschel oder Schnecke, noch weniger ein Fisch.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nr. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse.

1. Ueber die organischen Findlinge am Ufer des todten Meeres von Hofrath v. Schubert.

(Schluß.)

Kein Wasservogel sucht in dieser bittersalzigen Fluth nach Nahrung, obwohl es eine Uebertreibung der Reisenden war, wenn sie behaupteten, es flöge kein Vogel über den Asphaltsee hin, denn wer sich diesem See mit jenem selbst unter den Arabern verbreiteten Vorurtheil naht, nach welchem seine Nähe beständig ein stinkender Aushauch verpesten soll, der wird sich enttäuscht finden. Wir wenigstens, so wie auch manche andre Reisende, sahen weder noch rochen wir schwefliche oder bituminöse Dämpfe; die Atmosphäre erschien uns rein und leicht athembar für die Lungen, nur beschwerte uns die große Hitze und vielleicht auch der ungewöhnliche Druck der Luft, ohne jedoch den Genuß zu stören, welchen der Anblick der wahrhaft erhaben schönen östlichen Ufergegenden gewährte.

Die Bestandtheile des Wassers des todten Meeres darf ich hier als bekannt voraussetzen; sie sind von solcher Art, daß sie es begreiflich machen wie der Asphaltsee weder dem Fischfang noch den Fischen bequem und günstig seyn könnte. *) Begreiflich und glaubwürdig wird Marmonts Beobachtung, nach welcher in dem Wasser, das derselbe aus dem todten Meere mit sich nach Alexandria gebracht hatte, Seefische nach wenig Minuten starben. Und dennoch sehe ich mich genöthigt, jeder mir selber einleuchtenden, alt- wie neuanerkannten Wahrscheinlichkeit entgegen, einer Beobachtung zu gedenken, die ich mit eignen Augen gemacht habe.

*) Unter den 24 1/2 Prozenten Salztheilen, die das Wasser enthält, finden sich nach Gmelins Analyse 11 Procent salzsaure Magnesia, 7 Pr. Kochsalz, 3 Pr. salzsaure Kalkerde; das spezifische Gewicht des Wassers ist = 1,212.

Wenn schon die Alten erwähnten, daß es in dem See von Tiberias so wie in einer Quelle bey Capernaum Fische gäbe, welche zu den Arten gehören, die sich in Aegypten im Mareotissee finden, so ließ sich diese Uebereinstimmung eben sowohl als die der Pflanzenformen aus der Gleichartigkeit des Klima's beyder Gegenden erklären. Leider war es in jener Zeit, in welcher wir Palästina besuchten, den Reisenden unmöglich gemacht, die Fische des Tiberiassees kennen zu lernen, denn auf diesem ganzen See, auf welchem in der alten Zeit so viele Fischerbote und Schiffe fuhren, gab es damals nicht ein einziges Fahrzeug; man zog die Fische, welche schaarenweis den nördlichen Theil des Sees erfüllen, nur mit Hamen und kleinen Netzen oder mit Angeln, unmittelbar am Ufer stehend, aus dem Wasser. Noch weniger als bey Tiberias war am todten Meere eine gründlichere Untersuchung möglich, denn obgleich gerade damals etliche Engländer ein Boot hatten bauen und ans Ufer des Salzsees bringen lassen, in der Absicht dieses eben so interessante als undurchforschte Gewässer zu befahren, wurde dennoch von Mehemed Ali, aus unbekannten Gründen, die Ausführung dieses Unternehmens verboten. Namentlich hier blieb uns demnach nichts übrig, als nur die genaue Betrachtung des Ufers und jener Gegenstände, welche das Wasser ausgeworfen hatte, das so spezifisch schwer ist, daß in

ihm der Menschenleib nicht unterzutauchen oder unterzusinken vermag.

Jene Schaalenthiere, welche Legh im (oder am?) todten Meer beobachtete, sahen wir ebenfalls. Nicht jedoch als lebende Thiere, sondern nur die leeren Schaalen, welche das Wasser ans Ufer getragen hatte. Es war die Melanostoma costata; in jener Varietät, welche Dr. Roth als jordanica beschreibt; wir sahen sie öfter noch lebend am Tiberiassee und am Jordan, dessen Strömung sie hineingeführt haben mochte in den Salzsee. Merkwürdiger jedoch als jene Schneckenschaalen erschienen uns die todten, von der Salzmasse durchdrungenen, durch die Sonnenhitze getrockneten Fische, welche wir, so wie schon vor uns andre Reisende, am Ufer des todten Meeres liegen sahen. Es ist der Sargus Salviani, ein Fisch welcher zu den gemeinsten des Mittelmeeres gehört, und welcher nicht im Flußwasser, sondern nur im Meerwasser zu leben vermag. Wie ist er hieher gekommen ins todte Meer? — Hineingeführt aus dem Jordan? — Dieß kann nicht seyn, denn er ist ein Bewohner des salzigen, nicht des süßen Wassers. Haben ihn, so wie alle die mit ihm gleichartigen Fündlinge, welche wir auflasen, etwa Pilgrime mitgebracht, die hier ihr Mahl hielten? Wie käme es dann, daß diese, auch wenn ihre Schaaren schon so viele Wochen vor dem orientalischen Osterfeste hieher gekommen wären, nicht nur gerade diesen kleinen, armseligen, grätenreichen Fisch mit sich geführt, sondern ihn genau dahin gelegt hätten, wo die Fluthgränze des Sees ist, an der wohl kein Pilgrim sich lagern und der Benetzung durchs Wasser aussetzen würde. Oder sollten ihn Sevögel aus dem Mittelmeere so viele Meilen weit gerade bis hieher getragen haben? Wer möchte dieses wahrscheinlich finden! Es bleibt uns mithin bey einer solchen vereinzelt stehenden Beobachtung nichts anders übrig als die Frage an künftige weitergehende und glücklichere Beobachter: ob nicht vielleicht in solchen Buchten des todten Meeres, in denen namentlich der Jordan und andere Bäche ihr süßes Gewässer mit der bittersalzigen Fluth vermischen, jenes aufhöre ein todtes zu seyn und ob es nicht dort dem organischen Leben sein gebührendes Recht einräume, überall hervorzutreten und zu herrschen, wo sich Nahrung und die Herberge eines ihm angemessenen Elementes für dasselbe finden. Wie sich in manchen Schluchten sowohl des östlichen als des westlichen Ufers, durch welche ein Quell des Süßwassers strömt, das Grün der Gebüsche und Rohrgewächse bis ganz nahe zum verödeten Ufer des Asphaltsees hinunterzieht, so könnten auch lebendige Wesen des Meeres noch da gedeihen, wo durch die Einströmung des Flußwassers die Fluth des Salzsees jene Mischung empfängt, welche der des gewöhnlichen Meerwassers gleich oder nahe kommt. In jedem Falle darf es wohl als eine der Beachtung werthe Thatsache gelten, daß sich am Ufer des Salzsees Fündlinge von Fischen zeigen, welche nur im Salzwasser leben können, so sehr auch jede weitere Folgerung daraus unserer vorgefaßten Meynung vom todten Meere widersprechen möge.

---

2. Herr Conservator Dr. Vogel, Secretär der Classe, las über die Auflöslichkeit des Silbers in schwefelsaurem Eisenoxyd.

Da das Silber aus seiner neutralen salpetersauren Auflösung durch Eisenvitriol nicht vollkommen ausgeschieden wird, was mit der bis dahin angenommenen Meynung in Widerspruch steht, so wurden zur näheren Erläuterung noch einige Versuche über diesen Gegenstand angestellt.

Ein polirtes Stück reinen gewalzten Silbers in eine verdünnte und kochende Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxyd getaucht, wurde sogleich davon angegriffen und bedeckte sich mit einem schwarzgrauen Ueberzug.

Nachdem das Kochen der Eisenauflösung einige Zeit fortgesetzt worden war, hatte sich das Silber gänzlich aufgelöst. *) Die Alkalien brach-

*) So wie die farblose Eisenauflösung mit dem Silber ins Kochen kam, nahm sie eine gelbe Farbe an und wurde durch das Erkalten wieder farblos. Die Veranlassung zu diesem Farbenwechsel rührt aber nicht vom Silber her; denn eine farblose Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxyd ohne Zusatz von Silber bis zum Kochen erwärmt, wurde

ten in der mit Silber gekochten Eisenauflösung schwarzbraune Niederschläge hervor und durch Salzsäure entstand in derselben ein weißes Pulver, welches sich bey näherer Untersuchung ganz wie Chlorsilber verhielt. Durch Kaliumeisencyanid entstand in der Flüssigkeit ein tiefdunkelblauer Niederschlag, woraus hervorgeht, daß sich durch das Kochen mit Silber Eisenoxydul gebildet hatte, und daß folglich schwefelsaures Silber hier mit Eisenoxydulsalz in einer Auflösung zusammen bestehen kann, ohne davon eine Zersetzung zu erleiden.

Keine dieser Erscheinungen wird wahrgenommen, wenn man Silber in eine kochende Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxydul bringt. Das Silber wird nämlich davon nicht angegriffen und die Flüssigkeit verändert ihre Farbe nicht.

Aus der concentrirten Auflösung des Eisens mit Silber setzt sich beym Abkühlen ein weißgelblicher Niederschlag zu Boden, welcher sich aber nicht wie das von Lavini beschriebene Doppelsalz aus Silberoxyd und Eisenoxyd mit Schwefelsäure verbunden, sondern nur als ein Gemeng aus schwefelsaurem Silber mit etwas basisch schwefelsaurem Eisenoxyd und reducirten Silber verhielt.

Daß die oben erwähnte silberhaltige Eisenauflösung durch Salzsäure weiß gefällt wird, ist nur dem darin enthaltenen Silber zuzuschreiben; dieser weiße Niederschlag zeichnet sich aber dadurch aus, daß wenn er in der Flüssigkeit schwebend erhalten und mehrere Stunden den Sonnenstrahlen ausgesetzt wird, er seine weiße Farbe nicht merklich verändert. Die Auflösung des schwefelsauren Eisenoxyds ist deßhalb gewissermassen als ein Schutzmittel gegen das Schwarzwerden des Chlorsilbers zu betrachten. Hievon kann man sich schon bis auf einen gewissen Grad dadurch überzeugen, daß wenn man zu einer Auflösung, welche schwefelsaures Eisenoxyd mit salpetersaurem Silber enthält, etwas Kochsalz bringt und das entstandene Chlorsilber den Sonnenstrahlen aussetzt, es nun viel länger weiß bleibt, als dieß ohne Zusatz von schwefelsaurem Eisenoxyd der Fall ist.

ebenfalls röthlich gelb und behielt diese gelbe Farbe während des Kochens, ohne daß ein veränderter Oxydations-Zustand in derselben wahrgenommen werden konnte und beym Abkühlen wurde sie wieder farblos, was ja auch mit mehreren gefärbten Metalloxyden der Fall ist, welche bey höheren Temperaturen andere Nüancen annehmen, ohne dadurch eine merkliche Veränderung zu erleiden.

Eine ähnliche Erscheinung findet nach Gay-Lussac statt, wenn in dem Silbersalz, welches durch Kochsalz gefällt wird, etwas Quecksilber enthalten ist; in diesem Fall wird das Chlorsilber nicht mehr schwarz an der Sonne.

Außer den Quecksilbersalzen und denen des Eisenoxyds scheint die Eigenschaft, das Schwarzwerden des Chlorsilbers an der Sonne zu verhindern, keinem andern Salze anzugehören, wenigstens gewähren schwefelsaures Kupfer, schwefelsaurer Zink und schwefelsaures Manganoxydul, wenn sie mit salpetersaurem Silber versetzt und dann durch Kochsalz niedergeschlagen werden, dem Chlorsilber gegen die Sonnenstrahlen keinen Schutz; es wird hier eben so schnell schwarz, als wenn es mit Wasser vermengt der Sonne ausgesetzt wäre.

Wenn nun das schwefelsaure oder essigsaure Eisenoxyd, so wie die Quecksilbersalze dem Schwarzwerden des Chlorsilbers entgegen wirken, so ist doch dieser Schutz nicht als ganz absolut zu betrachten, sondern erscheint nur vergleichsweise mit andern Salzen auffallend, denn nach einigen Tagen intensiver Sonnenstrahlen gehen die weißen Niederschläge von Chlorsilber doch etwas ins Graue über, was freylich mit dem Chlorsilber, welches Quecksilber-Chlorür enthält, in einem geringeren Grade statt findet, als dieß mit den Eisenoxydsalzen der Fall ist.

Eben so wie durch schwefelsaures Eisenoxyd wird Blattsilber auch von einer Sublimat-Auflösung angegriffen; der metallische Glanz des Silbers verschwindet sogleich, wobey sich zuerst ein graues, dann durch Aufkochen der Flüssigkeit ein weißes Pulver bildet, welches an der Sonne nicht schwarz wird. Dieß weiße in Wasser unauflösliche Pulver nimmt auf Zusatz von Ammoniak eine schwarze Farbe an, und aus der von dem schwarzen Pulver abgegossenen Flüssigkeit schlägt reine Salpetersäure ein weißes an der Sonne schwarz werdendes Pulver nieder, welches sich wie Chlorsilber verhält.

Das im Sublimat durch Silber entstandene weiße Pulver in einer Glasröhre erwärmt, sublimirt sich zum Theil und der nicht flüchtige in Ammoniak auflösliche Rückstand schmilzt bey erhöhter Temperatur zu einer gelblichen durchscheinenden Masse. Demnach besteht obiges Pulver aus Quecksilber-Chlorür, (Calomel) und aus Silberchlorid. Man sieht, daß das Silber dem Sublimat nur einen Theil des Chlors entzieht, woraus die beyden genannten Chlorverbindungen hervorgehen.

Man kann durch anhaltendes Kochen dahin gelangen, die Sublimatauflösung gänzlich zu zersetzen, wenn man einen Ueberschuß von Blattsilber anwendet, so daß sich nun kein Sublimat mehr in der Auflösung befindet, indem er gänzlich in Chlorsilber und in Quecksilber-Chlorür verwandelt wird. *)

Weiter geht die Zersetzung des Sublimats von Seiten des Blattsilbers indessen nicht, denn wenn man Silberblättchen in kochendes Wasser bringt, in welchem sich Calomel schwebend befindet, so verlieren sie dadurch nicht merklich von ihrem Glanz. Man sieht also, daß im ersten Fall der Sublimat 1 Aequivalent Chlor an das Silber abtritt, mit dem andern Aequivalente aber in einer durch Silber nicht zersetzbaren Verbindung beharrt.

Es ergiebt sich aus den angestellten Versuchen:

1) daß das Silber durch eine kochende Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxyd aufgelöst wird;
2) daß sich in diesem Falle kein Doppelsalz aus den Oxyden des Silbers und Eisens bildet, sondern daß hiebey reines schwefelsaures Silberoxyd entsteht, welches von dem gebildeten schwefelsauren Eisenoxydul nicht reducirt wird, sondern neben demselben bey Gegenwart des Eisenoxydsalzes in der Auflösung bestehen kann;
3) daß das Chlorsilber, welches sich in einer Auflösung von schwefelsaurem oder essigsaurem Eisenoxyd befindet, den Sonnenstrahlen länger widersteht, als dieß in den übrigen metallischen Salzen, mit Ausnahme der Quecksilbersalze der Fall ist;

*) Die kochende Auflösung des Sublimats erleidet durch Goldplättchen keine dergleichen Veränderung.

4) daß die Sublimatauflösung vom Silber bis zur Hälfte zersetzt wird, indem der Sublimat an das Silber 1 Aequivalent Chlor abgiebt, woraus Chlorsilber und Quecksilber-Chlorür entstehen.

---

3. Der gedachte Secretär der Classe theilte folgendes, an ihn gerichtetes, Schreiben von Herrn Hofrath Osann in Würzburg mit:

„Heute veranlaßt mich eine Erfindung, welche ich vor Kurzem gemacht habe, an Sie zu schreiben. Es ist mir nämlich geglückt, Abdrücke von Münzen und andern erhabenen Gegenständen ohne Anwendung des hydro-elektrischen Stroms hervorzubringen. Ich bediene mich hiezu des durch Wasserstoffgas reducirten halb kohlensauren Kupferoxyds. Es beruht dieß Verfahren theils auf der außerordentlichen Feinheit und Zusammendrückbarkeit des mit Wasserstoffgas reducirten Kupferoxyds, theils auf der Eigenschaft dieses Kupfers, durch Wärme zusammen zu sintern und die Festigkeit des geschmolzenen Kupfers anzunehmen. Ich werde eine Darlegung des Verfahrens entweder durch eine kleine Schrift oder auf eine andere Weise bekannt machen. Ich lege zwey Abdrücke einer Silbermünze bey, von welchen der eine für Sie, der andere für die k. Akademie bestimmt ist. Haben Sie die Güte, sie in meinem Namen der Akademie vorzulegen. Das Vortheilhafte dieses Verfahrens besteht erstlich darin, daß nach einmal dargestelltem Kupfer Abdrücke von jeder beliebigen Dicke gemacht werden können, und zweytens, daß nicht bloß Leiter der Electricität, sondern überhaupt jeder beliebige Gegenstand dazu verwendet werden kann. Sie werden sich überzeugen, daß diese Abdrücke hinsichtlich der Schärfe der Form nichts zu wünschen übrig lassen. Dieß Verfahren hat ferner eine Merkwürdigkeit, wodurch es sich sehr empfiehlt. Diese besteht darin, daß die Abdrücke schärfer sind, als das Original, was darin seinen Grund hat, daß das Kupfer beym Brennen sich ungemein zusammenzieht. Beyde beyliegende Abdrücke sind von derselben Münze, nur einer stärker gebrannt, als der andere.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nr. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Extracts from the literary and scientific Correspondence of Richard Richardson, M. D. F. R. S. of Bierley, Yorkshire; illustrative of the state and progress of Botany, and interspersed with informations respecting the study of antiquities and general literature in Great Britain, during the first half of the eighteenth century. Yarmouth (printed by Charles Sloman) 1835. 8.

Das gegenwärtige Buch ist nicht in den Buchhandel gekommen. Dawson Turner, Banquier in Yarmouth, welcher in frühern Jahren gründliche Forschungen über die Kryptogamenflora von Groß-Brittanien angestellt, und sich durch seine treffliche Historia Fucorum ein Denkmal unter den ausgezeichnetsten Systematikern gesetzt hat, verwendet nun die Mußestunden des Alters auf eine Literärgeschichte der Botanik in England, als Fortsetzung von Pulteney's Sketches of Botany, und die vorliegenden Briefe, welche er auf seine Kosten hat drucken lassen, bilden einen Theil des zu jenem Zwecke vereinigten Materials. Richardson war in North Bierley, dem Landsitze seines Vaters am 6. Sept. 1663 geboren und starb daselbst am 21 April 1721. Er hatte seine Schulbildung in Bradfort erhalten, dann in Oxford und Leyden Medizin studiert, aber die Heilkunde niemals ausgeübt, sondern immer auf dem Lande gelebt, blos mit naturhistorischen, numismatischen und allgemein literärischen Studien beschäftigt. Ausgebreitete Kenntnisse in den verschiedensten Fächern des Wissens, rastlose Thätigkeit im literarischen Verkehr, großmüthige Unterstützung jeder wissenschaftlichen Bestrebung und eine heitere, ruhige Gemüthsart waren Eigenschaften, die ihm einen bedeutenden Einfluß auf den Betrieb der Wissenschaften verleihen mußten. Es ist daher dankenswerth, daß wir nun durch Vermittlung des Herausgebers Einsicht in das innere Treiben jener Epoche erhalten, welche unter dem Einfluße einer glänzend entfalteten schönen Literatur stand, und in Beziehung auf die Naturwissenschaften schon in soferne Interesse gewährt, als in ihr die vorlinneische Periode in Ray, Petiver, Plukenet und Sherard repräsentirt wird. Einige der hier abgedruckten Briefe sind früher in Nichols Illustrations of the literary History of the eighteenth Century, in Sir James Smith's Selection from the Correspondence of Linnaeus, in Lhwyds Lithophylacium Brittanicum und Thoresby's Correspondence bekannt gemacht; bey weitem die meisten aber erscheinen hier zum Erstenmale gedruckt. Es sind im Ganzen 174 Briefe, welche der Herausgeber aus der gesammten nachgelassenen Correspondenz (zwölf Folio Bänden, jetzt in dem Besitze einer Miß Currer, die von Richardson abstammt) aus der von Hearne in der Bodleianischen Bibliothek, und aus der von Sir Hans Sloane im Brittischen Museum ausgewählt hat. Das Ganze ist chronologisch geordnet. Die letzten 22 Briefe sind an Richardson's Sohn, den Erben des Vermögens und der wissenschaftlichen Richtung seines Vaters, geschrieben. Der Herausgeber hat sich die verdienstliche Mühe gegeben, die wichtigsten biographischen und literarhistorischen Notizen über die verschiedenen Briefsteller in Noten beyzubringen, welche manche sehr schätzbare Nachweisungen enthalten; ein Register über die Briefe, über ihren Inhalt und über den Inhalt der Noten erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Von einer Tochter Richardson's, Dorothea, ist eine Notiz über die Geschichte der Familie ausgearbeitet worden, welche,

zuerst in Nichol's Illustrations bekannt gemacht, hier wieder abgedruckt worden ist.

Die meisten der hier mitgetheilten Briefe beziehen sich auf Botanik. Die wichtigsten rühren von Petiver, Sir Hans Sloane, Dr. W. Sherard und dessen Bruder James, Lhwyd, Knowlton und J. F. Gronovius her. Sie lassen uns Blicke in den damaligen Stand der Wissenschaft überhaupt thun, und zeichnen uns die Charaktere der Männer, von denen sie ausgegangen, in pragmatischer Schärfe. Wir lernen den wohlwollenden, großmüthigen Charakter Richardson's, die Emsigkeit und Liberalität von Dr. Will. Sherard, der längere Zeit brittischer Consul in Smyrna war und seinen dortigen Aufenthalt zum besten der Naturwissenschaften nutzbar machte, die selbstische Verschlossenheit seines Bruders, die edle Offenheit und literarische Betriebsamkeit von Sir Hans Sloane, den rüstigen Fleiß Hearne's, den Sammlergeist Thoresby's den Feuereifer unsers Landsmannes Dillenius den honneten Trieb des ungebildeten, aber dennoch sehr fruchtbarthätigen Knowlton, die Grämlichkeit Brewer's erkennen.

Ganz besonders wichtig erscheinen diese vertraulichen Mittheilungen, sofern sie den Geist der Wissenschaft bezeichnen, welcher damals, gerade vor dem Auftreten des Linneus, herrschte; und man wird nicht leicht eine glänzendere Lobrede auf diesen großen Genius finden, als sie sich bey der Vergleichung des chaotischen Zustandes darbietet, worin sich damals noch die Kenntniß der einzelnen Naturkörper, ohne systematische Uebersicht, und insbesondere ohne die so einfache und zweckmäßige Nomenclatur des Linneischen Systems, befand. Ray gilt mit Recht als der größte Systematiker, welchen England jemals hervorgebracht hat. Seine Leistungen sind aber noch die unmittelbare Fortsetzung derjenigen Richtung, welche die Gebrüder Bauhin, und namentlich Caspar in seinem Pinax, eingeschlagen hatten. Die Anordnung des ganzen Pflanzenreiches geht noch von einem halbbewußtlosen Zusammenstellen des nach äußerem Ansehen Verwandten und von der Charakteristik mittelst Phrasen, die zugleich Namen sind, aus. Man kann hier deutlich bemerken, daß vor Linné selbst das Analysiren der Blüthen und Fruchttheile großentheils ein principienloses Umhertappen war. Erst mit Tournefort, Micheli und Vaillant erhebt sich die Systematik aus jener Unbestimmtheit und Unbeholfenheit, die auch in Ray's und Sloane's außerdem so vielfach verdienstlichen Werken liegt; aber diese Richtung auf eine gründliche Analyse und ein Auffassen von tiefgreifenden, wesentlichen Merkmalen, wie sie in den drey erwähnten Männern dem schöpferischen Werke Linnés präludirt hat, scheint damals in England wenig Einfluß gewonnen zu haben. Man kann daher sagen, daß in der Epoche Richardson's noch die alte Methode von C. Bauhin vorgeherrscht und mit Ray culminirt habe. W. Sherard unterhält in mehreren Briefen von seinem großen, mühevollen Werke, einer neuen Bearbeitung des Pinax von Bauhin. Dieselbe ist aber niemals herausgekommen. Im Oxforder botanischen Garten befindet sich das Manuscript. Es ist sehr ausgedehnt und enthält in zwölf Packeten etwa 150 Bücher in Quart, jedes von 120 Seiten. Sherard, der Gönner und Freund des Dillenius, wollte diesen mit der Fortsetzung des Werkes betrauen. Dieser hingegen, welcher bald eine tiefere Einsicht in die von Linné der Wissenschaft gegebene Richtung erhielt, scheint keinen Theil an jenem Werke genommen zu haben. So sehen wir die rüstige Thätigkeit eines ganzen, fast ausschließlich der Wissenschaft gewidmeten Lebens im Grunde unnütz verschwendet: ein bedeutsames Memento mori, eine eindringliche Lehre, daß der Fleiß des Einzelnen nur dann gute Früchte tragen kann, wenn er mit dem Zeitgeiste geht, und nicht umgekehrt hinter ihm zurückbleibt.

Im Allgemeinen läßt sich noch von dem Geiste der damaligen botanischen Studien bemerken, daß sie eine zu große Achtung vor dem geschriebenen Buchstaben hegten, und darum sich oft anstatt unmittelbar durch Selbstanschauung an der Natur zu stärken und zu läutern, vorzogen aus Büchern zu ergänzen und zusammenzutragen.

Die Folge dieser gelehrten Bemühungen war daher gar häufig eine Verkennung des Wesentlichen und Eigenthümlichen, und eine höchst unkritische Zusammenhäufung verschiedenartiger Naturproducte.

Eben so zeigt sich uns in jener Richtung ein Mangel an leitenden allgemeinen Ideen. Das Mannichfache ist nur selten von großen, durchgreifenden Principien der Theorie beherrscht. Fassen wir jenen Zustand ins Auge, wie erhaben, wie herrlich und genußreich muß uns dagegen die Beschäftigung des Systematikers in der Gegenwart vorkommen! Was ehemals in todter, kalter Sonderung, ohne inneres Verständniß vor dem Beobachter lag, das findet jetzt volle, befriedigende Aufklärung durch das Verwandte, und wird durch die Berücksichtigung von Gesetzen des Lebens als ein bewegtes, harmonisch gegliedertes Ganze begriffen. Erfreulich ist bey einer solchen Betrachtung vom Gange der Wissenschaft die Ueberzeugung, daß jede einzelne Leistung, die wirklich nicht hinter dem Geiste des Jahrhunderts zurück geblieben war, als eine Verbreitung der künftigen Erfolge mitgewirkt hat. So also ist die mit C. Bauhin begonnene, mit Ray endigende Richtung die Vorbereitung für Tournefort und seine Zeitgenossen (Magnol, Knaut, Micheli, Rivinus) gewesen, und während die letztere mit Adanson culminirte, that sich Linné's Schöpfung hervor, welche selbst wieder als Vorbereitung für die gegenwärtige Epoche wirksam war. Linné's Methodik schuf zuerst den einzelnen Bildungen in der Blüthe und Frucht eine allgemein systematische Geltung; aber sie betrachtete Alles noch als ein Fertiges, während die neueste Periode den Entwickelungsgang, die allmälige Darstellung der Gestalten ins Auge faßt, und die Naturbeschreibung zur Naturgeschichte fördert.

Auffallend ist es nun in Beziehung auf den Geist jener Zeit, welche durch Richardsons Briefwechsel repräsentirt wird, daß eine solche höhere Ansicht von Werth und Geltung der Gestalten und von der Verknüpfung der Mannigfaltigkeit zu einem systematischen Ganzen damals in England noch gar nicht Wurzel gefaßt hatte. Ja, es zeigt sich sogar, daß die holländische naturhistorische Schule, wie sie damals durch Hermann, Gronovius, Burmann, Boerhaave und van Royen gebildet wurde, an Ideen reicher und einer pragmatischen Einsicht in die Natur mehr befreundet war, als der Standpunct der gleichzeitigen englischen Naturforscher; so wie auch andererseits der literärische Verkehr in Holland lebhafter gewesen seyn möchte, was unter Anderm der Umstand darthut, daß die Engländer durch Vermittlung der Holländer von dem literarischen Treiben auf dem Festlande Kunde erhielten. Hievon liegt mehrfache Zeugschaft in der Correspondenz, welche Gegenstand dieser Anzeige ist.

Linné hat sich unter den Gelehrten Großbritaniens erst später Bahn gebrochen, indem er die mächtige Autorität Ray's und seiner Anhänger, Petiver, Plukenet und anderer systematischer Stimmführer zu besiegen hatte. Es ist interessant, zu vernehmen, wie wenig Geltung Linné bey seinem ersten Auftreten unter den Engländern gewinnen konnte. Knowlton spricht sich in einem Briefe vom 31. October 1736 geradezu dahin aus, daß es unmöglich sey, über Ray und Tournefort hinauszugehen; diese Männer hätten bereits die Blume und Frucht für die Systematik des Pflanzenreiches benützt, und eine Berücksichtigung einzelner Theile in der Blüthe würde kein genügendes Resultat haben (Letter CXL. S. 349). Das günstigste Zeugniß für Linné giebt noch Dillenius, (Letter CXXXIX. S. 347), welcher ohne Zweifel höher stand, als irgend einer seiner Zeitgenossen in England.

In einem Postscript zu dem Briefe d. d. 25. August 1736 läßt er sich folgendermassen vernehmen: Ein neuer Botaniker ist im Norden aufgestanden, der Erfinder einer neuen Methode „a staminibus et pistillis;“ sein Name ist Linné. Er hat Fundamenta botanica, Bibliotheca botanica, Systema Naturae herausgegeben, und ist nun daran, in Holland seine Characteres und eine Flora lapponica zu drucken. Er ist ein Schwede, und hat Lappland durchreist, er hat eine tiefe Einsicht und Kenntniß in der Botanik; aber ich fürchte, seine Methode wird sich nicht halten. Er kam hierher und blieb etwa acht Tage, ist aber nun nach Leyden zurückgekehrt.“ Mit Richardson scheint Linné nicht in Berührung gekommen zu seyn, aber der Letztere nennt ihn unter den lebenden Naturforschern „e quibus insignia artis ornamenta maxime sunt speranda.“ Dagegen ist Gronovius ganz durchdrungen von den Verdiensten des schwedischen Naturforschers. Er schreibt d. d. 22. July 1738: „Ohne Zweifel haben Sie von dem großen

Aufschwung der Botanik während der letzten drey Jahre durch Dr. Linneus gehört, dessen Methode mir sehr wohl gefällt. Dieser Mann hat wunderbarlich gearbeitet. Dr. Lawson und ich waren die Ersten, die ihn hier hielten und, als wir seine Tafeln gesehen, entschlossen wir uns, sie auf unsere Kosten zu drucken. Nachdem überließen wir ihn an Hrn. Cliffort, um einen Katalog seines Gartens „juxta methodum sexualem" zu schreiben, welcher nun gedruckt ist, aber von Cliffort nur verschenkt wird. — Verflossenen Winter hatten wir einen sehr schönen Clubb, jeden Sonnabend, ich, Lawson, Van Swieten, und Andere, (Lieberkühn, Joh. Kramer, Bartsch) unter Linné's Präsidium. Wir untersuchten Mineralien, ein andermal Blüthen, Insecten oder Fische. Wir sind nun so weit gekommen, daß wir mit Hülfe seiner Tafeln sagen können: dieser Fisch, diese Pflanze oder dieß Mineral gehört zu dieser oder jener Gattung, wenn wir auch keine Art derselben vorher gesehen hatten. Ich denke, diese Tafeln sind so nützlich, daß sie, wie eine Tabula geographica, in einem jeden Zimmer hängen sollten. Boerhaave schätzte alle diese Werke sehr und unterhielt sich täglich mit ihnen."

Außer diesen Nachrichten enthalten die Briefe noch Mancherley über Sherard, Vaillant, dessen Sammlungen der Erstere kaufen wollte, worin ihm aber die französische Regierung zuvorkam, über Dillenius, Catesby, Collinson, Lhwyd, Haller, Scheuchzer, Bern. de Jussieu, Morison, Sloane u. s. w. Die Verdienstlichkeit der Herausgabe wird besonders denen einleuchten, welchen es darum zu thun ist, eine pragmatische Geschichte der Botanik zu schreiben. Sie finden hier, unter manchen kleinlichen nur momentan wichtigen Notizen eine Menge der schätzbarsten Angaben. Es wäre sehr zu wünschen, daß irgend ein Literat Großbrittaniens eine eben so verständige Wahl aus der ungleich reicheren Verlassenschaft des einflußreichen so überaus thätigen Sir Hans Sloane bekannt machte. Die literarischen Briefe an diesen großen Gelehrten füllen 34 Bände, und unter den 1793 (!) Correspondenten finden sich fast alle großen literarischen Namen jener Epoche. Ein Verzeichniß der Briefe ist von Ayscough in seinem Catalogue of the Manuscripts of the British Museum II. p. 765 — 787 gegeben worden.

Ω.

Savitri. Eine indische Dichtung; aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. Joseph Merkel, Professor und Hofbibliothekar in Aschaffenburg. —

(Fortsetzung.)

Die Universalität deutschen Geistes, deutscher Literatur heischt ihren ungeschmälerten Antheil an den neuen, aus dem Wunderlande heimgebrachten Schätzen; und welche Sprache dürfte mit größerem Rechte diese Forderung stellen, als eben die deutsche, die in so vielen unverkennbaren Zügen sich verkündigt als die Tochter, die würdigste Tochter der Ehrfurcht gebietenden Mutter, deren Herrlichkeit, gleichsam einer spätgefühlten Pflicht genügend, jene im verjüngten Bilde darzustellen kindlich dankbar sich bemüht. Ihr allein, deren Perfectibilität hierin ins Unendliche zu gehen scheint, ist es möglich, eine in Stoff und Form gleich fremdartige Ideenwelt in sich aufzunehmen und gleichsam wie im Spiegel sehen zu lassen.

Die deutschen Uebersetzungen poetischer Werke der orientalischen überhaupt und der Sanscrit-Literatur insbesondere theilen sich, ihrer inneren Beschaffenheit gemäß, in drey Classen. Zu der ersten gehören jene Uebertragungen, welche den Charakter freyer Bearbeitung an sich tragend, je nach dem eine größere Umbildung des Inhaltes oder der Form vorwaltet, in zwey Unterabtheilungen zerfallen. Von beyden diesen haben Herder, Göthe und Rückert, jeder in seiner Weise, classische Proben gegeben. Gegenüber stehen diesen, die zweyte Classe bildend, die strengen, dem Originale gleichsam auf dem Fuße nachfolgenden Uebersetzungen, welche man vorzugsweise gelehrte nennen könnte, indem sie mehr geeignet erscheinen, das Studium des Originals beleuchtend und von ihm wiederum Licht empfangend zu begleiten, als zu geistigem Genuße heiter einzuladen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Am Vorabend des Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs, den 24 August (weil auf den 25. die Feyerlichkeit der Einweihung des Universitäts-Gebäudes anberaumt war) hielt die Akademie die alljährliche öffentliche Sitzung zur Feyer jenes Festes, der Se. Exc. der K. Minister des Innern, Herr von Abel, sowie die Gesandten von Oestreich, Frankreich und Sardinien beywohnten.

Der gegenwärtige Vorstand der Akademie, Herr Geheimerath von Schelling eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten:

„In der letzten öffentlichen Sitzung, zur Stiftungsfeyer dieser Akademie, haben wir einer neuen Anstalt wissenschaftlicher Forschung erwähnt, welche die Akademie der Municifenz Sr. Majestät des König's demnächst verdanken werde. Heute dürfen wir jene Anstalt als eine nun bereits vorhandene und in voller Thätigkeit begriffene ankündigen, und an dem Tage, wo die Akademie das Namens- und Geburtsfest ihres Erhabenen Beschützers feyert, ziemt ihr wohl vor Allem öffentlicher Dank für diese neue Erweiterung ihrer Thätigkeit, für den Antheil, den ihr die Weisheit und das Wohlwollen des Monarchen an einer großen, weitgreifenden Untersuchung geben wollte.

Zu allgemein sind durch verschiedene Mittel und Wege naturwissenschaftliche Kenntnisse heutzutag verbreitet, als daß man sich veranlaßt finden könnte, umständlich die Wichtigkeit und den Belang jener Untersuchung über den Erdmagnetismus darzulegen, die in diesem Augenblick in den verschiedensten und von einander entlegensten Theilen der Erde gleichzeitig nach dem größten Maaßstabe begonnen hat. Denn höchstens ihre unmittelbare Wichtigkeit für Deutschland ließe sich bezweifeln.

Mit Macht strebt eben jetzt der Deutsche, seiner Ströme völlig Herr zu werden, nach Besiegung der natürlichen Hindernisse, die sich ihrer Beschiffung entgegensetzten, auch die äußeren Schranken zu überwältigen, welche einer durch sie vermittelten Verbindung mit der See bis jetzt sich entgegenstellten. Durch den festen Willen unseres großgesinnten Königs sind die Donau, der Main und der Rhein im Begriff, eine zusammenhangende Wasserstraße zu werden, durch die man aus dem Innersten Deutschlands in die Meere gelangen kann, worein seine beyden großen Ströme sich ergießen. Dennoch ist die Zeit schwer vorauszusehen, wo deutsche Flotten mit Hülfe der Magnetnadel ihren Weg durch entfernte Meere suchen werden. Der Deutsche ist schon durch seine geographische Lage darauf an-

gewiesen, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu suchen, und Deutschland, das am wenigsten durch seine Weltstellung und durch unmittelbar einleuchtenden Vortheil zur Erforschung des Himmels hingezogen schien, Deutschland ist es, dem Europa jenen Johannes Keppler verdankt, den Entdecker der Gesetze auf denen die Wissenschaft der Astronomie noch heute beruht, von dem eigentlicher noch als von Newton Haller's prachtvolle Worte gelten dürften:

Er schlug die Tafeln auf der ewigen Gesetze,
Die Gott Einmal gemacht, daß er sie nie verletze.

Nur von seiner Einen Seite hat Deutschland Beziehungen zum Orient, und wie schwach sind seine Berührungen mit demselben in Vergleich mit der ausgedehnten und tiefgreifenden Macht, welche anders gestellte Völker auf Asien ausüben! Dennoch ist kein Volk in den Geist des Orients, in den Sinn seiner dunkeln und verwickelten Religionen, in die Philosophie seiner mannichfaltigen Sprachen tiefer oder so tief als das Deutsche eingedrungen.

Noch vor nicht allzulanger Zeit war der Magnetismus überhaupt den Meisten nur eine vereinzelte Erscheinung. Was damals denkende Männer zwar mit großer Zuversicht, aber doch nur vorausschauend erkannten, das sieht und erkennt jetzt auch der, welcher nur dem Zeugniß der fünf Sinne zu vertrauen gewohnt ist. Die Stelle, welche der Magnetismus unter jenen großen Potenzen der Natur einnimmt die das allgemeine Leben der Erde unterhalten und bestimmen, sein Zusammenhang insbesondere mit der Elektrizität, den der frühere Forscher nur etwa in den Fällen erkennen mußte, wenn ein heftiges, über den Scheitelpunct seines Beobachtungsorts hinweggehendes Gewitter, *) oder ein

*) Vrgl. von früheren Beobachtern Wallot in den Commentatt. Academ. Theodor.-Palatinae. Vol. VI. Physic. p. 312.

entferntes, an Ort und Stelle vielleicht nicht einmal sichtbares Nordlicht ihm die zufällig beobachtete Magnetnadel in Unruhe oder unregelmäßige Schwankungen versetzte; dieser Zusammenhang ist jetzt durch Erfahrungen und Versuche, welche anzustellen in der Macht eines Jeden steht, eben so unzweifelhaft gewiß, als die weitere Verzweigung der Elektricität mit den chemischen Erscheinungen, und demnach mit den innersten Vorgängen aller materiellen Bildung und Erzeugung.

Seitdem ist es es erlaubt, in den Zuckungen der — nie in Einem Zug, nur unter stetem Vor- und Zurückgehen nach einer Richtung fortschreitenden Magnetnadel wahre Pulsschläge eines inneren Lebens der Erde zu sehen, Regungen, durch die sie einen Wechsel wirklicher innerer Zustände zu erkennen giebt, dem man selbst eine Beziehung auf den verschiedenen Charakter der Jahre, auf den von Zeit zu Zeit auffallend sich verändernden Genius der Krankheiten, und so zuletzt selbst auf menschliches Leben abzugewinnen hoffen mag, in wiefern man voraussetzen darf, daß diesen periodischen Abweichungen des allgemeinen Gesundheitszustandes kosmische und tellurische Veränderungen wenigstens parallel gehen. Ja es hat von diesem Punct aus die Ahndung sich noch weiter gewagt; denn schon hat man die, nach bis jetzt unerkannter Regel, von Zeit zu Zeit erscheinenden Weltkrankheiten, dergleichen eine auch unsere Zeit gesehn, mit den jeweiligen großen, geistigen, moralischen und geschichtlichen Vorgängen in der Menschheit in Verbindung zu setzen gesucht *): denn, unaustilglich ruht im menschlichen Bewußtseyn der Glaube, daß das Physische mit dem Geistigen gehen müsse, und daß selbst unter dem Schein dieser äußeren Trennung der Natur und des Menschen noch immer ein innerer geheimnißvoller Bezug zwischen beyden fortdaure.

*) Dr. Schnurrer's bekannte Schriften.

Waren doch beyde für einander geschaffen! Wohl konnte der Mensch über dieser ersten Welt und Schöpfung eine neue und zweyte erheben, deren alleiniger Urheber er selbst wurde, diese Welt der Geschichte, die jetzt allein die Gegenwart erfüllt, indeß jene frühere, die Nichts Neues hervorbringt, und immer in demselben Cirkel von Erscheinungen umläuft, gegen sie nur wie eine sich stets wiederholende Vergangenheit erscheint. Denn nicht eben so gelang es dem Menschen, die Natur mit in seine Geschichte hineinzuziehen und fortzureissen; der Baum der Erkenntniß, nach dessen Frucht er gegriffen hatte, blieb ihm fortan unverwehrt, aber nach dem Baum des Lebens, dem ursprünglichen Seyn, der Natur, durfte er nicht ebenso die Hand ausstrecken; diese trat in ihr eigenes, von ihm unabhängiges Leben zurück, in dem sie fortwährend gegen ihn beharrt. Seitdem achtet sie des Menschen nicht mehr, und geht unbekümmert um ihn ihren ewiggleichförmigen Gang nur auf ihre eigenen Gesetze horchend, unbeirrt durch die mächtigsten und stolzesten seiner Werke, über die sie schonungslos hinwegschreitet; und nur durch List und Kunst, auch da nicht, ohne ihren Gesetzen sich zu unterwerfen, gelingt es dem Menschen, in einem engumschriebenen, äußerst beschränkten Kreise sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. —

Hat der Mensch indeß für die gegenwärtige Natur offenbar aufgehört, Zweck zu seyn, so würde sie doch ein Räthsel ohne Auflösung, ein sinnloses, unbegreifliches Ganze seyn, hätte nicht am Ziel ihres ursprünglichen Werdens als höchster Zweck der Mensch gestanden. Und so fühlt sich der Mensch dennoch durch eine unauflösliche Sympathie zu der Natur gezogen, wie er mit Begierde jedes Zeichen ergreift, wodurch die sonst so gleichgültige und theilnahmlose Natur eine Art von Mitempfindung bey menschlichen, wenigstens bey außerordentlichen Ereignissen kund zu geben scheint.

Man kann es nicht behaupten, und man kann sich eben so wenig entschließen, zu verneinen, daß bestimmten Perioden des Menschengeschlechts und seiner Geschichte bestimmte Perioden der Natur entsprechen. Um so anziehender sind alle Erscheinungen für den Menschen, welche auf bestimmte, große Zeiträume im Leben der Erde deuten. So lauscht er auch gern der stummen Sprache der Magnetnadel, ob sie ihm die Räthsel der Vergangenheit und Zukunft deute. Außer der täglichen und jährlichen Abweichung der Magnetnadel, in welcher sie, wie bereits früher aus Beobachtungen geschloßen wurde, vom scheinbaren Lauf der Sonne abhängig ist, giebt es eine sich mit jenen durchkreuzende, die man, weil sie zu ihrem vollständigen Verlauf Jahrhunderte fordert, die säculare nennen könnte. Durch directe Beobachtungen und ältere Aufzeichnungen, deren Bekanntmachung wir Cassini verdanken, *) wissen wir, daß die Magnetnadel auf der Sternwarte zu Paris im Jahre 1666 keine bemerkliche Abweichung vom Pol zeigte, nachdem sie noch im Jahre 1664 0 Grad 30 Minuten gegen Osten abweichend war. **) In welche Zeit ihre größte östliche Abweichung fiel, wissen wir nicht: denn es finden sich nur vereinzelte Aufzeichnungen, deren beglaubigtste, wie es scheint, bis ins Jahr 1580 zurückgeht, wo die mittlere Declination in Paris nach Sennertus Angabe nur 11 Grad und 30 Minuten östlich war, indeß die seitdem eingetretene und beobachtete westliche Abweichung über 22 Grad betrug. Denn derselbe Beobachter, ***) der

*) S. dieselben in Gren's (älterem) Journal der Physik, Band VII. und VIII.

**) Gren VII. S. 419. Gewöhnlich wird jetzt dieses Zusammentreffen des magnetischen mit dem wahren Meridian auf 1663, drey Jahre früher, gesetzt, wahrscheinlich nach Thevenot's Beobachtung, ohne auf die Bemerkung von le Monnier (ebendas. S. 421) Rücksicht zu nehmen.

***) Picard.

in dem genannten Jahr die Abweichung = 0 gefunden hatte, fand schon im Jahre 1673 die Nadel einen Grad 30 Minuten nach Westen abweichend und in dieser Richtung ist sie bis vor Kurzem fortgeschritten; erst seit 1814 glaubte man eine Verminderung der westlichen Abweichung wahrzunehmen, die jedoch, inzwischen eingetretener Schwankungen wegen, noch immer keinen entschiedenen Rückgang zum Nordpol behaupten läßt.

Die neueren Methoden, die sinnreichen von Gauß angegebenen Vorrichtungen, welche den Beobachtungen der Magnetnadel die Schärfe astronomischer Beobachtungen zu geben erlauben, mögen den künftigen Forscher in den Stand setzen, die ganze Dauer einer solchen großen magnetischen Periode noch vor dem wirklichen Ablauf einer neuen durch Calcul zu bestimmen, und wie der Astronom den Stand des Mondes oder eines Planeten für jeden gegebenen Zeitpunct der Geschichte zu berechnen vermag, ihm etwa auch möglich machen, auf die Fragen zu antworten: Wo stand die Magnetnadel im Mittagspunct römischer Macht und Herrlichkeit, zur Zeit Julius Cäsars, zur Zeit des Augustus? wo, als bis dahin vom Schauplatz der Weltgeschichte entfernte Völker plötzlich, wie von einem unsichtbaren Hauch bewegte Fluthen, die westliche Welt überströmten und das römische Reich zertrümmerten? wo zur Zeit der Kreuzzüge, wo zur Zeit der Entdeckung Amerika's?

Im Anblick der Ereigniße, die unter unsern Augen sich vorbereiten; in dem Augenblick, da selbst die Pforten des uralten, der übrigen Welt bis jetzt verschlossen gebliebenen, aus seinen eigenen Katastrophen stets unverändert hervorgegangenen Reiches, dessen Beständigkeit wirklich der des Himmels zu gleichen schien, gewaltsam erbrochen werden, und ein neues breites Thor sich öffnet, durch welches europäische Sitte, Wissenschaft und Bildung, vor Allem christliche Religion über eine bisher von ihnen ganz unberührte Welt sich ergießen werden, — ist es verstattet, zu denken, daß die Weltgeschichte sich aufs Neue dem Orient zuwende, und die letzten Bestimmungen der Menschheit und des Christenthums dort sich zu erfüllen eilen.

In welchem Maß das christliche, durch Wissenschaft erhobene Europa zum Bewußtseyn seiner gemeinschaftlichen Mission, einer gemeinschaftlichen Aufgabe gelangt ist, — und in der That ist dieses Bewußtseyn während eines 25 jährigen Friedens so erstarkt, so sehr zur allgemeinen Stimmung geworden, daß jeder im Mittelpunct dieses Welttheils ausbrechende Krieg, wenn er je möglich wäre, nur wie ein Bürgerkrieg empfunden, wie ein Bürgerkrieg verwünscht werden könnte — davon legt unter Anderem auch die Vereinigung verschiedener europäischer Länder zu gemeinschaftlichen Erforschungen von großem und allgemeinem Belang, — legt auch diese Verabredung ein Zeugniß ab — zu gleichzeitigen, über einen großen Theil der Erde sich erstreckenden, Jahre lang, täglich je von 2 zu 2 Stunden, fortzusetzenden Beobachtungen des Ganges der Magnetnadel.

Eine würdige Feyer des heute von uns zu begehenden Tages wird es seyn, wenn die Einrichtungen mitgetheilt werden, welche, in Folge der Freygebigkeit unseres allem Großen zugewandten Königs, die hiesige Sternwarte sich geben konnte, um jenen Beobachtungen als ergänzendes Glied einer Kette sich anzuschließen, die von Vandiemens-Land, durch das Himelaja-Gebirg, Rußland hindurch bis zu den brittischen Inseln, von der Südspitze Afrikas bis in die Steppen Siberiens sich fortsetzen wird.

Ich ersuche Hrn. Dr. Lamont, Conservator der Sternwarte, über jene Einrichtungen in dieser feyerlichen Versammlung Bericht zu erstatten."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 24. August.

(Schluß.)

Hierauf las Herr Dr. Lamont seinen Vortrag über das magnetische Observatorium der k. Sternwarte, der demnächst, mit einer ausführlichen, und durch Zeichnungen erläuterten Beschreibung der Einrichtung im Ganzen, so wie der hauptsächlichsten Vorrichtungen im Einzelnen gedruckt erscheinen wird.

Nach Beendigung dieses Vortrags wurde die Sitzung mit folgenden Worten des Vorstandes geschloßen.

„Seit der letzten an eben diesem Tag gehaltenen feyerlichen Sitzung hat besonders die mathematisch-physikalische Classe viele bedeutende auswärtige Mitglieder durch den Tod verloren. Es genüge hier statt Aller Zwey derselben zu nennen, den ehrwürdigen Olbers, Entdecker zweyer Planeten, und den nicht minder ehrwürdigen Blumenbach, der ein halbes Jahrhundert hindurch der Lehrer Dentschlands zu heißen verdiente. Beyden sey auch von uns und an dieser Stätte ein Wort des ehrendsten Andenkens nachgerufen!

Um die entstandenen Lücken soweit möglich zu ersetzen, hat die genannte Klasse, und hierauf die Gesammtakademie eine Zahl neuer auswärtiger Mitglieder gewählt. Se. Majestät der König haben geruht, diese Wahlen zu bestätigen, welche ich die Ehre habe, hiemit öffentlich bekannt zu machen.

Zu correspondirenden Mitgliedern unserer Akademie in der mathematisch-physikalischen Classe wurden gewählt:

1. Hr. Thomas Graham, Professor der Chemie an der Universität in London.
2. Hr. Wilhelm Weber, ehemals Professor der Physik in Göttingen.
3. Hr. Dr. John Lindley, Professor der Botanik an der Universität in London.
4. Herr Georg Biddel Airy, Vorstand der Sternwarte zu Greenwich.
5. Hr. Dr. Wilhelm v. Siebold in Holland.
6. Hr. Dr. Carl Gustav Carus in Dresden.

Wir beschließen diese Sitzung mit dem feurigsten Wunsche, der in diesen Tagen aus allen bayerischen Herzen einmüthig hervorbringt: Gott erhalte den König! Er lasse Ihn die Früchte Seiner edeln Bemühungen sehen, viele lange Jahre in Herzenseinigkeit mit seinem Volke genießen! Er verleihe Ihm und dem ganzen Königlichen Hause Glück und Heil!“

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Jahrgang 1839. Mit 10 Tafeln und 12 eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart. E. Schweizerbart's Verlagshandlung 1839.

Der vorliegende Band des Jahrbuches ist nicht minder reich an gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen in dem betreffenden Gebiete, wie die frühern in diesen Blättern angezeigten Bände. Die Mineralogie gewinnt fortwährend an Bereicherungen, und es sind diese gegenwärtig um so werthvoller, als eine reine naturgemäße Entwicklung der Elemente der Wissenschaft durch die zahlreichen, zum Theil sehr mühevollen krystallographischen und chemischen Arbeiten zu einem gewissen Abschluße gekommen ist, der eine feste Basis für das wachsende Gebäude sichert. Die Leitpuncte für die Beurtheilung, Reihung und Anordnung alles in diesem Gebiete Kommenden sind vorhanden und die Wege angezeigt, welche zu neuen oder ergänzenden Entdeckungen führen können. Es lassen sich eine große Menge von Spezien voraussehen, deren Vorkommen höchst-wahrscheinlich ist, wenn sie auch bis jetzt nicht aufgefunden wurden und es ist angezeigt, wie und wo sie gesucht werden müssen. Die Chemie leistet hiebey bey weitem das Wichtigste und namentlich ist es Herr Rose, welcher durch seine und die Analysen seiner Schüler interessante und schwierige Aufgaben in Beziehung auf die Kenntniß der chemischen Constitution vieler Mineralien glücklich gelöst hat. Von den Mineralogen der fälschlich sogenannten naturhistorischen Methode ist eigentlich nur Breithaupt zu nennen, welcher noch immer fortfährt, mit kleinen Differenzen in Winkeln, spec. Gewicht und Härte neue Species aufzustellen, über deren eigentliches Wesen wir gelegentlich durch einen Chemiker belehrt werden. Aber auch Breithaupt würdigt die Mischung nun mehr als sonst und es ist dieses auch sehr nothwendig, denn nachdem man durch die Erfahrung belehrt worden ist, wie viele der naturhistorisch bestimmten Species nichts weiter waren, als Varietäten oder Gemenge, so hat man auch auf dergleichen weniger geachtet, wenn nicht ihr krystallographischer Charakter sie interessant machte und so muß wenigstens eine qualitative Analyse als eine Art von Paß mitgegeben werden, will man gegenwärtig eine Species bey der Mehrzahl der Mineralogen eingeführt und beachtet sehen.

Es ist klar, daß bey diesen Anforderungen die Wissenschaft ein tieferes Studium verlangt, als sonst, und daß ein Mitarbeiter im Oberflächlichen sich von selbst zurückweist. In der Geognosie und namentlich in der Geologie ist es zur Zeit noch nicht so weit gekommen. Gediegenes und Unhaltbares mischen sich oft wunderlich und Curiosa, welche in der neuern Mineralogie, die Holger'sche Pathologie mit ihren normalen und nicht normalen Krüppeln ausgenommen, nicht vorkommen, sind dort keine ungewöhnlichen Erscheinungen. Das Jahrbuch liefert für das Gesagte mancherley Belege.

Krystallographisches betreffend, so hat Breithaupt zur Kenntniß der regelmäßigen Verwachsungen der Krystalle verschiedener Species Beyträge geliefert. Seit lange sind solche Verwachsungen von Disthen und Staurolith bekannt. Breithaupt zeigt eine regelmäßige Verwachsung von Quarz und Feldspath am Schriftgranit. Eine Fläche der Pyramide des Quarzes ist parallel einer Fläche des vertikalen Prisma's des Feldspaths. Ein ansehnlicher Feldspathkrystall erschien auf diese Art regelmäßig mit Quarzkrystallen besetzt, welche bey ihrer Durchwachsung mit dem Feldspath Schriftgranit bilden. Der hexaëdrische Eisenkies sitzt mit den Hexaëderflächen auf den makrodiagonalen Flächen des prismatischen Eisenkieses. Der sogenannte gestrickte Asbest von Sterzing liefert ein Beyspiel regelmäßiger Verwachsung von drey Species. Die Amphibolkrystalle liegen mit ihren prismatischen Kanten parallel den Scheitelkanten des mit ihnen verwachsenen Bitterspaths und zuweilen finden sich noch Blättchen von Chlorit so mit diesen beyden Mineralien verwachsen, daß der vollkommene Blätterdurchgang des Chlorits die Lage einer basischen Fläche des Bitterspaths hat, und daß die Rhomboëderflächen

des Chlorits die Lage haben, wie die Rhomboëderflächen jenes Minerals.

In einer gewißen Art übereinstimmend sind die mitgetheilten Bemerkungen von Frankenheim über einige Beziehungen der Chemie zur Krystallographie. Die krystallisirten Körper äußern ein Bestreben nach paralleler Stellung gegen ihre krystallinische Unterlage; dieses geht nach ihm so weit, daß sich bey einigen nicht nur ihre gewöhnliche Krystallform, sondern zuweilen auch das Krystallsystem ändert. So erscheint Jodkalium, dessen gewöhnliche und, so zu sagen, constante Form der Würfel ist, in der Gestalt von Oktaëdern, wenn man es auf Glimmer krystallisiren läßt; eine Fläche des Oktaeders ist dann immer der vollkommnen Theilungsfläche des Glimmers parallel. Das Krystallsystem des Salpeters, bekanntlich ein prismatisches, ändert sich in ein rhomboëdrisches, dem Kalkspath isomorphes um, auf einer Unterlage aus einem Mineral dieses Krystallsystems. Dieser Fall ist um so interessanter, als es bisher immer auffallend erscheinen mußte, daß der Natrumsalpeter, der nach unsern Erfahrungen mit dem Kalisalpeter isomorph seyn sollte, rhomboëdrisch krystallisirt. Es zeigt sich also hier ein Dimorphismus dieser beyden Salze, wie er von Kalkspath und Arragonit bekannt ist, es ist aber ein anderes Element, als die Temperatur, welche bey jenen die Verschiedenartigkeit des Systems hervorruft.

Eine interessante Notiz über die Krystallform des Dioptases giebt Credner. Er beobachtete an Krystallen dieses Minerals aus der kleinern Kirgisensteppe die Flächen zweyer Rhomboëder von abnormer Stellung. Die Combination ist ∞ P 2. — 2 R. R^3. — 2 R^4. Die Flächen der beyden letzten Gestalten treten nur halbzählig auf und Friedr. Hausmann besitzt Krystalle, an welchen von R^3 die Hälftgestalt an dem einen rechts, an dem andern links gewendet erscheint. Es ist Aehnliches nur an Bitterspath-Krystallen bisher bemerkt worden, vielleicht auch an Quarzkrystallen.

Einen durch seine Spaltbarkeit interessanten Baryt hat Breithaupt beschrieben. Er stimmt hierin ganz mit dem Anhydrit überein. Breithaupt stellt ihn unter dem Namen barytischer Anhydrit oder Allomorphit als eine besondere Species auf.

Auf galvanischem Wege mit sehr schwachen Strömen hat Croße folgende Substanzen krystallisirt erhalten: Kupferoxydul, Kupfer und Silber in Würfeln und Oktaëdern; arseniksaures und kohlensaures Kupferoxyd, phosphorsaures Kupferoxyd, Schwefelkupfer und Schwefelsilber, kohlensaures Bleyoxyd, gelbes Bleyoxyd, kohlensauern Kalk und schwarzes Eisenoxyd (Magneteisenstein?) warzenförmig, Schwefeleisen, Schwefelantimon und Schwefel.

Die Krystallisation des Schilfglaserzes, welches zuerst von Freinsleben beschrieben wurde, hat Hausmann ausführlich untersucht. Es werden Vergleichungen mit den Angaben von Breithaupt und Phillipps hierüber zusammengestellt. Wöhler hat es analysirt und folgende Mischung erhalten:

Silber	23,76
Bley	30,08
Antimon	27,05
Schwefel	18,71
Eisen } Kupfer }	Spuren
	99,60

Er leitet daraus die Formel ab:

$$(\acute{A}g^3\ \overset{\prime\prime\prime}{\bar{S}b} + 2\,\acute{P}b^3\ \overset{\prime\prime\prime}{\bar{S}b}) + (\acute{A}g^2\ \overset{\prime\prime\prime}{\bar{S}b} + \acute{P}b\ \overset{\prime\prime\prime}{\bar{S}b})$$

Wenn die Formel richtig ist, so ist das Mineral zusammengesetzt aus Antimonsilberblende, Boulangerit, Zinkenit und einer neuen Verbindung von Schwefelsilber und Schwefelantimon, welche bis jetzt nicht isolirt gefunden wurde.

Heß berichtet über die Zusammensetzung des Vesuvians. Nach der von Ivanov vorgenommenen Analyse eines schönen Krystalls von Slatoust besteht er aus

Kieselerde	37,079
Thonerde	11,159
Kalkerde	30,884
Eisenoxydul	16,017
Talkerde	1,858
	99,997

Er zieht daraus die Formel $2\dot{R}^3\dddot{Si} + \ddot{\bar{A}l}\dddot{Si}$, so daß der Vesuvian, dessen Mischung andere Chemiker als mit der des Granats allgemein überein-

stimmend gefunden haben, dadurch von diesem unterschieden wäre, daß das Silicat $R^3 \ddot{Si}$ zwey Mischungsgewichte betrage, während die Granaten nur eines enthalten. Dadurch veranlaßt hat Varrentrapp dasselbe Mineral analysirt und mit Magnus übereinstimmend gefunden, daß der Vesuvian von Slatoust von den Mischungen anderer bekannten Vesuviane nicht abweiche. Seine Analyse gab nämlich das von der Joanovs's merklich verschiedene Resultat:

Kieselerde	37,55
Thonerde	17,88
Kalkerde	35,56
Eisenoxydul	6,34
Talkerde	2,62
	99,95

Ch. T. Jackson analysirte den Chiastolith von Lancaster in den vereinigten Staaten. Wir wollen hier seine Analyse mit einer von demselben Mineral gleichen Fundorts von Bunsen zusammenstellen.

	Bunsen	Jackson.	
Kieselerde	39,09	33,0	
Thonerde	58,56	61,0	
Manganoxyd	0,53	—	
Kalkerde	0,21	—	
Flüchtige Stoffe	0,99	1,5	Wasser.
	99,38	4,0	Eisenoxydul.
		99,5	

Ohngeachtet diese Analysen nicht übereinstimmen, sind doch beyde Chemiker der Ansicht, daß der Chiastolith zum Andalusit gehöre. Die Analyse des Chiastoliths von Arfvedson giebt aber 11,3 pr. Ct. Kali an. Vielleicht ist der Andalusit derselben eigenthümlichen Krystallverwachsung fähig, wie der Chiastolith. —

Aus den Annales de Chimie et de Phys. wird eine Arbeit von Regnault über die Diallage mitgetheilt. Die anal. Var. sind von Traunstein, aus Piemont, vom Gulsenberg in Steuermark, vom Ural und vom Ulten in Tyrol. Die Var. von Traunstein (?) zeigte sich nach zwey Analysen zusammengesetzt aus:

Kieselerde	51,25	51,51
Kalkerde	11,18	14,42
Talkerde	22,88	21,78
Eisenoxydul	6,75	5,82
Thonerde	3,98	2,46
Wasser	3,32	3,32
	99,36	99,31

Sowohl nach diesen, als nach den Analysen von Köhler werden in Zukunft zwey Specien von Diallage zu unterscheiden seyn, welche sich vorzüglich durch einen Gehalt oder das Fehlen der Kalkerde charakterisiren. Wahrscheinlich giebt der Grad der Schmelzbarkeit ein gutes Kennzeichen für beyde.

Der sogenannte Valencianit, welchen Breithaupt wegen kleiner Winkeldifferenzen vom Adular getrennt und als eigene Species aufgestellt hat, ist von Plattner analysirt und als ein gewöhnlicher Kalifeldspath erkannt worden.

Als neue Mineralien werden angegeben:

1. Der Tombazit Breithaupts. Es ist ein in Würfeln krystallisirender Kies von bronze tombackgelber Farbe. H. 5 — 6. Spec. G. = 6,637. Nicht magnetisch. Besteht nach Plattner aus Arsenik und Nickel, gegen 41 pr. Ct., wenig Schwefel und Spuren von Kobalt und Eisen. — Vorkommen auf der Grube: Freudiger Bergmann zu Klein-Friesa bey Lobenstein.
2. Der Serbian oder Miloschin Breithaupt. Entdeckt von dem verstorbenen Oberberghauptmann Fr. v. Herder bey Rudnjak in Serbien. Scheint eine Art Thon oder Bolus zu seyn.
3. Der Herzinit v. Zippe. Hat nach den angeführten Eigenschaften viele Aehnlichkeit mit einem eisenhaltigen Korund. Vorkommen bey Natschetin und Hoslau, unweit der Stadt Ronsberg im Klattauer-Kreise. Wird dort als Smirgel verkauft.
4. Der Anauxit Breithaupt. Ein Glimmerähnliches Mineral, welches Kieselerde, Thonerde, Talkerde, Eisenoxydul und 11,5 prCt. Wasser enthält. Von Bilin in Böhmen.
5) Der Trombolith Breithaupt. Nach Plattner ein phosphorsaures Kupferoxyd-Hydrat. Amorph, von Rezbanja in Ungarn.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, rc.

(Fortsetzung.)

Eine fossile harzähnliche Substanz ist von Johnston analysirt und Guyaquilit genannt worden. Sie besteht aus:

Kohlenstoff	76,665
Wasserstoff	8,174
Sauerstoff	15,161
	100,000

Vorkommen zu Guyaquil in Süd-Amerika. —

Seit einigen Jahren hat man angefangen, auch gemengte Felsarten, welche mineralogisch nicht als Species betrachtet werden können, zu analysiren, um die Natur des Gemenges einigermassen kennen zu lernen, wo die Untersuchung mit der Lupe nicht mehr ausreicht. Solche Analysen sind sehr mühsam, denn sie sind meistens zusammengesetzt aus einer besondern Untersuchung der in Säuern unmittelbar löslichen und der unlöslichen Theile, sie sind auch undankbar, weil es öfters unmöglich ist, aus den Resultaten eine höhere Folgerung zu ziehen, sie haben aber oft in anderer Beziehung, als der, die zusammengemengten Mineralspezien kennen zu lernen, großen Werth.

Dufrénoy hat mehrere Laven vom Vesuv, von der Somma und vom Palo analysirt. Es ergiebt sich daraus eine wesentliche Verschiedenheit der Laven der Somma und des Vesuvs in der Art, daß man wohl annehmen kann, daß beyde von verschiedenen Heerden abstammen. Die Laven der Somma wiederstehen fast ganz der Einwirkung von Säuern, jene des Vesuvs sind großentheils lösbar, ungefähr in dem Verhältnisse von 4 : 1. Man erkennt in den letztern, außer den Augitkrystallen, zwey wesentlich verschiedene Mineralkörper: der eine ist lösbar in Säuern, enthält 9 — 10 prCt. Natrum und 2,5 bis 3 prCt. Kali; der von Säuern nicht angegriffene Theil enthält jene Alkalien ungefähr in gleicher Menge, von jedem 6 bis 7 prCt. Die übrigen Mischungstheile, Kieselerde, Thonerde rc. sind ebenfalls in ungleichen Verhältnissen enthalten. Die Augite, welche in den beyderley Laven vorkommen, sind ebenfalls verschieden. Die Analyse gab a. von dem Augit der Somma b. von dem des Vesuvs:

	a.	b.
Kieselerde	50,27	51,44
Kalkerde	12,20	21,47
Eisenoxydul	20,66	6,21
Talkerde	10,45	12,21
Thonerde	3,67	4,87
Verlust	2,75	3,80
	100,00	100,00

Diese chemischen Untersuchungen bestätigen die Resultate geognostischer Forschung, daß die Somma, der Bimssteintuff und der Vesuv drey verschiedenen Arten vulkanischer Phänomene angehören. —

Von H. Braconnot wird im Auszug eine Untersuchung mitgetheilt, Anzeigen betreffend von organischen Resten in den ältesten Gesteinen der Erde und Mittel, die Trappe von den Basalten zu unterscheiden. Die verschiedenen Gesteine wurden der trocknen Destillation unterworfen. Der Trapp von Raou-l'Etape in den Vogesen, der Trapp von Chaume de Tendon, der Eurit oder Trapp von

Senones und von Rotabac, welcher die andern Gesteine bis zu den höchsten Gipfeln der Vogesen durchsetzt, gaben alle in einer kleinen Glasretorte destillirt ein ammoniakalisches und empyreumatisches Produkt, welches gerötheres Lakmuspapier bläute und die Gesteine erhielten dabey eine dunklere Farbe, so daß Kohle ausgeschieden worden zu seyn schien. Ein Versuch mit dem sogenannten Basalt von Essey im Meurthe-Departement gab dasselbe Resultat; letzterer gehört zu diesen Gesteinen. Nun wurden Versuche mit wirklichen Basalten angestellt. Der von Clermont in Auvergne, bis zum Rothglühen in einer Glasröhre erhitzt, wirkt nicht auf gerötheres Lakmuspapier, so daß die organische Materie, welche zur Zeit seiner Bildung schon existirt hat, durch die bey seiner Bildung thätige Hitze zerstört worden seyn muß. „Hiemit besitzt man also einen Charakter, mit dessen Hülfe man leicht und schnell die vulkanischen Basalte von den Trappen wird unterscheiden können," und „welcher die Verwirrung endigen wird, die in der Bestimmung der mit dem Namen Basalte bezeichneten Gesteine noch herrscht."

Alter Granit von Géradmer bey Rochepou und von der Bresse gaben ein ähnliches Resultat und ägyptischer Syenit lieferte ebenfalls Ammoniak. Daraus folgt, daß diese als die ältesten Gesteine der Erde betrachteten Bildungen organische Reste einschließen, und wie sie auch entstanden seyn mögen, dabey keiner hohen Temperatur ausgesetzt gewesen seyn können. Grüner Porphyr (Ophit) von Giromagny und von Sainte-Marie und Serpentin der Vogesen bläuten ebenfalls gerötheres Lackmus, ohne ein empyreumatisches Erzeugniß zu geben. Granitische Hornblende von Tillot in den Vogesen gab eine ammoniakalische Flüssigkeit von bestimmt empyreumatischem Geruch, welcher eine minder alte Formation als Granit anzudeuten scheint. — Gneiß von Freyberg lieferte ohne brenzlichen Geruch eine (Fluß-) Säure, welche die Oberfläche des Glases matt machte. Der bunte Sandstein der Vogesen zeigte keine Spur von organischen Theilen.

Resinoid-Lava (Wackit) von Essey gab Ammoniak und starken brenzlichen Geruch, kann daher keine Lava seyn. Der Basalt von Bedon gab eine brenzliche, Lackmus röthende Säure.

Mehrere Granite gaben Ammoniak. Muschelkalk und muschelführender bunter Sandstein gaben nur Spuren von Ammoniak, ebenso einige Uebergangsschiefer, dagegen andere mehr.

Hiemit liegt also wieder ein neues Räthsel für die Geologie vor, denn wenn man auch annehmen will, die erkannten organischen Substanzen seyen auf irgend eine Weise, mechanisch oder durch Wasser, in die Urgesteine nach ihrer Bildnng gekommen, so bleibt immer höchst auffallend, warum sich keine dergleichen im Vogesensandsteine finden, welcher vermöge seiner Struktur und Bildung, wie jeder andere Sandstein, am ehesten dergleichen enthalten sollte.

An Voriges anschließend, erwähnen wir der neuern Arbeiten über fossile Infusorien. Ehrenberg hat darüber ein besonderes Werk herausgegeben. Die meisten Polirschiefer, Trippel und Kieselguhren enthalten dergleichen. Ihre Panzer, aus Kieselerde bestehend, erhalten sich sogar in der Hitze des Porcellan-Ofens. Die Gewässer des Berliner-Thiergartens sind handdick mit Milliarden dieser Thiere bedeckt, so daß man leicht in einem Tage 1/4 — 1/2 Zentner davon sammeln kann. Sie finden sich ebenfalls in der dort ausgeschöpften Moorerde, welche zu 2/3 aus Infusorien besteht. Ein Kubickzoll dieser Erde schloß 1 1/2 — 5 Millionen solcher Thiere ein. Sie kommen vorzüglich da vor, wo die Vegetation unterdrückt ist. Das über 28' mächtige Lager der Lüneburger Haide bey Ebsdorf enthält 14 Arten derselben. — Das im Jahre 1686 in Curland vom Himmel gefallene „Meteor-Papier" fand Ehrenberg ebenfalls zum Theil aus Infusorien bestehend. Unter den 29 Arten fanden sich nur 8 kieselschalige. Er schließt, daß diese Masse durch Sturm aus einer Curländischen Niederung abgehoben und weggeführt, daß sie aber auch aus einer sehr fernen Gegend gekommen seyn könne, da selbst aus dem Mexikanischen die bey Berlin lebenden Formen eingesendet worden, und daß die vielen inländischen Infusorien dafür sprechen, daß ihr Vaterland weder die Atmosphäre, noch Amerika, sondern wohl Ostpreußen oder Curland war. — Nicht minder merkwürdig, als die Kiesel-Infusorien, sind diejenigen, deren Panzer größtentheils aus Eisenoxyd bestehen. Sie sind von Ehrenberg in stehenden Wässern gefunden worden, welche einen Eisenabsatz bilden. Reinigt man sie vom Sande,

so findet man darin dieselben Bestandtheile, welche der Raseneisenstein enthält, so daß man verleitet wird, diesen als aus einem solchen Sediment gebildet anzunehmen. Sie enthalten 75 prCt. Kieselerde, Kalkerde und phosphorsaures Eisenoxyd. Beym Trocknen reducirt die organische Substanz nach und nach das Eisenoxyd zu Oxydul. Digerirt man sie mit Salzsäure, so wird das Eisenoxyd extrahirt und die Kieselerde bleibt in der Form der Thiere zurück. —

Auf diese Erfahrungen hin hat nun Keferstein eine neue oder wenigstens renovirte Theorie über die ursprüngliche Bildung der Erde aufgestellt. Diese Theorie wird die organische genannt, denn sie betrachtet das ganze anorganische Mineralreich als ein Product der Organismen, welche daher früher als alle chemischen Mineralstoffe vorhanden waren. Linné und Gleichen sind mit ähnlichen Ideen vorangegangen. Nun ist durch Ehrenberg erwiesen, daß die Kieselguhren, Trippel, Feuerstein, Halbopal 2c. großentheils aus Infusorien-Skeletten bestehen, es wird daher sehr wahrscheinlich, „daß alle Kieselerde ein Produkt der Thiere oder wenigstens des organischen Reiches ist." Eisenocker von Quellen-, Sumpf- und Morasterz bestehen, wie oben erwähnt, ebenfalls aus Infusorien-Skeletten, „aus geognostischen Gründen wird es wahrscheinlich, daß alle Eisensteine, die wir im Schooße der Erde finden, durch Umbildung aus solchen Massen entstanden sind" und daß also alles Eisen aus dem Organischen stammt. — Die mikroskopischen Meeresconchylien lassen ein Körnchen von kohlensauerm Kalk zurück, der Kalkstein entsteht durch Aggregation solcher Pünktchen, man wird daher zu der Annahme geführt, daß aller Kalk aus dem organischen Reich stamme. Die Kohle endlich ist längst als Product des Pflanzenreiches angesehen. Wenn nun Kieselerde, Eisen, Kalk und Kohle den Organismen entstammen, so wird es um so mehr wahrscheinlich, daß alle chemischen Stoffe ebendaher stammen. Woher nehmen aber die Organismen jene chemischen Stoffe? „Man möchte glauben, es sey Bestimmung der Vegetation, durch ihre lebensthätigen Functionen Wasser und Luft in eine Reihe chemischer Stoffe zu verwandeln, die dann durch den Uebergang in das Thierreich anderweit verändert werden." Zum Schluße wird die ganze Theorie kurz zusammengefaßt, lautend: Als Wasser und Luft geschaffen und zu diesem das befruchtende Licht getreten war, erfüllte sich das Gewässer mit den niedersten, einfachsten und kleinsten Organismen, zuerst wohl mit dem Anfängen der Vegetation und dann mit den Infusorien; durch die Lebensfunctionen derselben entstanden die ersten festen chemischen Mineralstoffe und mit ihnen wohl die Axendrehung der Erde, durch welche die festen Massen eine äußere Kruste bildeten. Mit dieser Landbildung seyen die höhern Thiere erschienen, deren Reste in die mit einander abwechselnden Meer- und Landbildungen kamen. Das Materielle der Erde ist nicht als todte träge Materie erschaffen, auf welche sogenannte Kräfte mechanisch und chemisch einwirken, sondern die Erde ist organischen Ursprungs und daher selbst wohl als Organon in der Hinsicht zu betrachten, daß sie die Bedingungen aller Veränderungen in sich selbst trägt. Die innere Erdwärme ist „Resultat innerer Thätigkeit" 2c. Man sieht, daß Letzteres mit dem von demselben Verfasser bereits angenommenen Athmungsproceß der Erde zusammenhängt, wodurch wie bey den Organismen Sauerstoff absorbirt wird und irrespirable Gasarten, Stickgas, Wasserstoffgas und kohlensaures Gas, ausgeschieden werden. Wie oben in Beziehung auf Verwandlung chemischer Elemente ist auch damals angenommen, daß diese Gasarten sich sogleich wieder der athmosphärischen Luft assimiliren 2c. — Die Entdeckung der Fährten vorweltlicher Thiere ist mannigfaltig bereichert worden. B. Cotta hat deren im bunten Sandsteine bey Pölzig zwischen Ronneburg und Weissenfels gefunden. Sie sind ganz eigenthümlich und hufeisenförmig. Eine ebenfalls neue Art zehenartiger Eindrücke beschreibt Laspe aus dem bunten Sandsteine von Gera. Ueber eine andere ebenfalls neue Art berichtet Plieninger. Diesen Fährten fehlen die gewöhnlichen netzförmigen Bildungen. Sie stehen stets zu zweyen, die eine hinter der andern und alterniren in zwey parallelen Reihen so, daß die in der rechten Reihe befindlichen bey gleichem Umrisse die entgegengesetzte Stellung gegen die in der linken Reihe bilden. Die auf einander folgenden Fährten haben genau die Entfernungen von 5 — 6 Zoll. Das Thier scheint Schildkröten-ähnlich gewesen zu seyn. Die Steinplatte, welche

diese Fährten enthält, gehört der Kalamiten-führenden Schichte des Keupers an. Duval beschreibt dergleichen Fährten in einem Quarzit, welcher in der Gemeinde Gueprey im Dept. der Orne in fast vertikal aufgerichteten Schichten über horizontale Juragebirgsschichten ansteigt. Der Quarzit müßte also zur Zeit, als er diese Eindrücke empfing, in teigigem Zustande, in dem der Kieselgallerte, gewesen seyn.

Buckland hat zweyerley Thierfährten in einem Sandstein von Liverpool gefunden, auf der Halbinsel zwischen dem Dee und dem Mersey. Die einen gehören Chirotherium, die andern einem kleinen Thiere an. Ueber dieselben und andere Fußspuren jenes Gesteins erstattet die naturforschende Gesellschaft zu Liverpool Bericht. Es finden sich auch welche mit Schwimmhäuten zwischen den Zehen darunter. — Ph. Grey Egerton beschreibt Abdrücke des Hinterfußes eines Riesen-Chirotherium im New-red-Sandstone von Cheshire, welches er Chirotherium Herculis nennt. —

(Schluß folgt.)

Savitri. Eine indische Dichtung; aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. Joseph Merkel, Professor und Hofbibliothekar in Aschaffenburg. —

(Schluß.)

Zur dritten Classe endlich zählen wir jene Uebertragungen, welche die Vorzüge der beyden angeführten, nämlich Treue und Abhängigkeit, mit Freyheit und Würde am glücklichsten vermählend sich annähern dem Ideale dieser Kunst, daß nämlich die Uebersetzung selbst gleichsam als freye Schöpfung, als Wiedergeburt des Originals, die Seele mit der Totalität des fremdartigen Eindrucks erfülle. Hat nun gleich der Verfasser oben angeführter Schrift nicht das Höchste erreicht, so hat er doch begeistert und so glücklich darnach gerungen, daß wir seinen Versuch unter den bisher in dieser Weise gewagten die erste Stelle unbedenklich anweisen dürfen. Von der richtigen Ueberzeugung ausgehend, daß es nicht genüge, in der deutschen Sprache ein Analogon für die fremdartige Form, wie geistreich dieß auch geschehen möge, aufzufinden; sondern daß jede neue Form dem widerstrebenden Elemente erst abgerungen werden müsse; hat der Verfasser den epischen Sloka, allerdings nach dem Vorgang anderer Gelehrten, beybehalten, denselben jedoch dem Originale in einer Vollendung nachgebildet, welche alle früheren Versuche weit hinter sich zurückläßt. Auch hier scheint nach schweren Kämpfen, nach völliger Bewältigung des spröden Sprachstoffes, jetzt erst die Grazie der Form geboren worden zu seyn. Anlangend den eigenthümlichen Ton der Erzählung, müssen wir ein Gleiches rühmend erwähnen. Jenes parataktische Element, welches in der Sprache des homerischen und altdeutschen Epos hervortretend, in den uralten epischen Gedichten der Inder als ein zur vollen Entfaltung gekommenes, nicht allein Sprache und Satzbau, sondern sogar Entwicklung und Fortgang der Erzählung selbst belebend durchdringt, auch dieses hat der Verfasser mit glücklichem Erfolge nachzubilden und durch die einfachste Verknüpfung würdige Einfalt, selbst einen flüchtigen Anstrich des Alterthümlichen der Sprache zu geben gewußt. Dieß geschah durch die ungezwungensten, oft unmerklichen Mittel, durch die möglichste Enthaltung von Fürwörtern, welche auf die Construction Einfluß haben, durch überraschende Anwendung von Participien, so wie durch das Vermeiden kühner, Dunkelheit verursachender Versetzungen. Betreffend den Ton des Originals, ist der Verfasser jener hohen Simplicität des Ausdrucks, welche die Quelle von Würde und Anmuth, dem Inhalte des ernstmilden Eidyllions gar sehr angemessen ist, mit musterhafter Mäßigung treu geblieben.

Die Erzählung selbst ist aus dem dritten Theile des Mahabarata genommen, welcher den Aufenthalt der Pandawas, der Helden dieses Epos, in der Wüste besingt. Dort besucht sie der Brahman Markandhejas und erzählt ihnen nebst andern merkwürdigen Sagen auch die Geschichte der Sawitri, Tochter des Aswapatis, Königs in Madras. Die Erzählung enthält eine Verherrlichung ächt weiblicher Gattenliebe; minder reich geschmückt zwar als jene von Nalas und Damajanti, steht sie ihr an Innerlichkeit und Fülle der Poesie nicht unwürdig zur Seite. Noch erwähnen wir, als einer gewiß willkommenen Beygabe, der Anmerkungen, in welchen vorzugsweise das wichtigste Mythologische kurz, aber treffend erörtert, und einige schwierige Stellen, in deren Erklärung der Verfasser mit Glück, wie uns scheint, von Bopp's Ansicht abgewichen, ins richtige Licht gestellt werden. Ein freudiges: macte virtute tua Herrn Prof. Merkel zurufend schließen wir, überzeugt, daß er die zwar spät, aber unter den günstigsten Auspicien betretene Bahn nicht mehr verlassen und auf den Kranz des Verdienstes, welcher seinem Streben hier entgegen blüht, nicht gleichgültig verzichten werde.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, rc.

(Schluß.)

Unter den geognostischen Aufsätzen heben wir hervor eine geognostische Skizze des Königreichs Sachsen von C. Naumann. Das eigentliche Hauptgebirg des Landes ist das Erzgebirg. Mit steilen Gehängen auf der Südostseite aus den Thälern der Eger und Biela aufsteigend senkt es sich auf der Nordwestseite allmählig bis an den südlichen Rand des erzgebirgischen Bassins, einem Walle vergleichbar, dessen Brustwehr nach Böhmen gewendet ist, während seine äußere Böschung in das Königreich Sachsen fällt. In ziemlich paralleler Richtung mit dem Erzgebirge streicht nördlich von ihm ein kleineres Gebirge, für welches der Name sächsisches Mittelgebirg vorgeschlagen wird. Es erstreckt sich von Leuben bis Glauchau. Zwischen beyden Gebirgen dehnt sich das erzgebirgische Bassin aus. Es beginnt bey Hainichen und zieht sich mit allmählig zunehmender Breite über Chemnitz nach Glauchau und Zwickau. Als eine dritte, den beyden vorhergehenden ziemlich parallele und ihnen nördlich vorliegende Gebirgspartie ist das Oschatzer Grauwacken-Gebirge zu nennen. Zwischen ihm und dem sächsischen Mittelgebirge öffnete sich ehemals ein fast 2 Meilen breites Bassin, welches jedoch in den gegenwärtigen Zügen dieses Landstriches weniger zu erkennen und durch spätere Bildungen und Porphyrmassen fast gänzlich erfüllt ist. Im östlichen Theile des Königreichs tritt das Lausitzergebirg auf, welches sich an das Riesengebirg anschließt. Zwischen ihm und den nordöstlichen Enden der erstern Gebirge liegt das Bassin des Elbthales. Nordöstlich, nördlich und nordwestlich von den 3 letzt genannten Gebirgspartien breitet sich das sächsische Niederland aus.

Die Glieder der Urschieferreihe, Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiß und Granit bilden die eigentlichen Grundlagen des Erzgebirges. Die Form betreffend, so erscheint es als eine einseitig emporgetriebene Flarde der Erdkruste; die steile Böschung auf böhmischer Seite entspricht der hervorgetretenen Bruchfläche, die sanfte Böschung auf sächsischer Seite der aus ihrem ursprünglichen Niveau etwas heraufgerückten Oberfläche dieser Erdscholle. Es ist wahrscheinlich, daß die Erhebung zu wiederholten Malen, allmählig und in verschiedenen Theilen ungleichmäßig statt gefunden habe.

Ein mächtiges Gneißdepot bildet das Innere des nordöstlichen Gebirgstheils. In ihm liegen die wichtigsten Erzgänge des Freyberger-, Marienburger- und Annaberger Bergbaues.

Eingelagert erscheint Granit und Serpentin und als spätere Formationen dieses Gebietes sind besonders Porphyr, Quadersandstein und Basalt zu nennen. Die südwestliche Hälfte des Erzgebirges bildet Granit. Die größte Partie desselben bildet der Eibenstocker-Granit. Diese Granite, sowie das Gneißdepot werden von Glimmerschiefern oder Glimmerschiefer ähnlichen Gesteinen umhüllt.

Thonschiefer mit mehr oder weniger bedeutenden Einlagerungen von Kieselschiefer, Quarz, Grünstein und Kalkstein zieht sich in einem mächtigen Streifen an der nördlichen Gränze des Gebirges hin. Das Sächsische Mittelgebirge besteht wesentlich aus einem Kern feldspathiger Gesteine und einer Hülle von Glimmerschiefer und Thonschiefer.

Der Collenberg, der durch seine Höhe und isolirte Lage am meisten hervortretende Theil des Oschatzer-Gebirges besteht aus Grauwacke und Grauwackenschiefer. Unter und neben diesen Uebergangs-Gesteinen erscheinen um Lübschütz und Klingenhain Granit, Gneiß und Glimmerschiefer. Im Lausitzergebirge ist Granit die vorherrschende Felsart. Zwischen dem nordwestlichen Abfalle des Erzgebirges und dem südöstlichen Abfalle des Mittelgebirges erstreckt sich von Hainichen über Chemnitz nach Werdau ein uraltes, nach Westen in das große thüringische Bassin ausmündendes Längenthal, das unmittelbare Resultat der Gebirgserhebungen und nicht erst das Werk der thalbildenden Gewässer. Es ist das erzgebirgische Bassin, in dessen Tiefen zunächst Uebergangsgebirge, Grauwacke, Grauwackenschiefer und Kieselschiefer anstehen. Sie werden auf der nördlichen Seite durch das ältere Steinkohlen-Gebirge bedeckt und verschwinden bey Niederwiesa unter dem neuern Steinkohlengebirge und unter dem Rothliegenden. Diese nächst dem Uebergangsgebirge im erzgebirgischen Bassin abgelagerten Bildungen sind aber näher bestimmt folgende:

1) das ältere Steinkohlengebirge zieht sich von Pappendorf über Hainichen, Frankenberg und Ebersdorf bis nach Borna und besteht größtentheils aus Konglomeraten von Thonschiefer- und Grünsteinschiefer-Geschieben und nur zum kleineren Theile aus Sandstein und Schieferthon mit Kohlenflötzen.

2) das neuere Steinkohlen-Gebirge. Es beginnt bey Flöha und läßt sich bis nahe bey Chemnitz verfolgen. Bey Zwickau erscheint es wieder. Es besteht vorherrschend aus Sandstein und Schieferthon mit wenigen Konglomeraten;

3) das Rothliegende. In abweichender, zum Theil übergreifender Lagerung auf das neuere Kohlengebirge folgend;

4) der Zechstein und darüber 5) der bunte Sandstein.

Außer diesen finden sich noch mehrere plutonische und eruptive Bildungen deponirt, bestehend in Thonstein, Porphyren und Mandelsteinen.

Das nördliche oder Mügeln-Geithaimer Bassin ist, wie erwähnt, durch spätere Bildungen dermassen verhüllt und maskirt worden, daß es sich kaum noch erkennen läßt. Porphyre verschiedener Bildung erfüllen den nördlichen und nordwestlichen Theil, während auf der Nordostseite und auf der Südwestseite sich keine Porphyre finden, sondern die Bildungen des Rothliegenden, des Zechsteins und bunten Sandsteins.

Die Formationen des Elb-Bassins bestehen aus Thonschiefer, Granit, Syenit, Porphyren und Sandsteinen, mit Quadersandstein und Plänerkalk. Die Tiefen des Bassins sind zunächst über dem Pläner mit Ablagerungen von Diluvial-Geröllen bedeckt, über welchen Diluvialsand liegt. Das Niederland zeigt eine fast ununterbrochene und sehr mächtige Bedeckung von aufgeschwemmtem Lande.

Das Jahrbuch enthält in größeren Aufsätzen noch eine mineralogisch-geognostische Beschreibung der Umgegend von Schrießheim, mit besonderer Rücksicht auf die an der Bergstraße auftretenden Porphyre von G. Leonhard und eine geognostische Beschreibung des Höhenzuges zwischen Gotha und Arnstadt von H. Credner.

Eine Untersuchung der brennbaren Grubengase in den preußischen Steinkohlen-Gruben theilt G. Bischof mit. Er untersuchte solches Gas, welches im Gerhards-Stollen und in einem alten verlassenen Stollen zu Wellesweiler aus Spalten hervorströmt. Daneben prüfte er auf mancherley Weise die Davy'sche Sicherheitslampe und bestätigt ihren hohen Werth für den Bergmann.

Die Menge des im Wellesweilerer Stollen ausströmenden Gases beträgt in 24 Stunden wenigstens 18 Kubikfuß, die des Gases vom Gerhardsstollen gegen 360 Kubikfuß in 24 Stunden.

In Beziehung auf die Entstehung dieser Gase ist der Verfasser der Ansicht, daß sie nicht von einer durch Glühen der Kohlenflötze herrührenden trocknen Destillation ihren Ursprung nehmen. Er glaubt dieses aus chemischen Gründen folgern zu können, indem alle brennbaren Gasarten, welche durch trockne Destillation der Steinkohlen und anderer Kohlenwasserstoff-Verbindungen erhalten wer-

den, nicht-permanente Dämpfe enthalten, welche durch Schwefelsäure absorbirt werden. Dergleichen ließen sich in den analysirten Gasen nicht finden. Ferner enthalten durch trockene Destillation erzeugte Gase dieser Art Kohlenoxydgas, welches im Grubengase ebenfalls nicht aufgefunden werden konnte. Auf der andern Seite macht die Aehnlichkeit dieser Gase und des sogenannten Sumpfgases es höchst wahrscheinlich, daß beyde gleichen Ursprung haben. Der Hauptbestandtheil ist Kohlenwasserstoffgas mit geringer Menge von Kohlensäure und Stickgas, wie im Sumpfgas. Sowie das Sumpfgas durch einen Fäulniß-Proceß aus organischen Ueberresten sich entwickelt, so mag auch das brennbare Grubengas durch denselben Proceß aus den Steinkohlen sich bilden, in welchem Falle der Zutritt von Wasser nothwendige Bedingung ist. Es deuten auch manche Erscheinungen darauf hin, daß nur da Gas-Exhalationen statt finden, wo Wasser mit den Steinkohlen in Berührung kommt. Die Entwicklung dieser Gasarten dürfte daher das Product des noch fortdauernden Verkohlungsprozeßes der ursprünglichen Pflanzenfaser auf nassem Wege seyn, eine Ansicht, welche schon Karsten in seinen Untersuchungen über die kohligen Substanzen des Mineralreichs ausgesprochen hat. Daß übrigens die innere Erdwärme einen bedeutenden Antheil an diesem Proceße nimmt, wenn die Kohlenflötze bis zu solcher Tiefe reichen, wo schon eine merklich erhöhte Temperatur herrscht, ist nicht zu bezweifeln, denn es ist bekannt, daß auch die Entwicklung des Sumpfgases in der warmen Jahreszeit besser, als in der kalten vor sich geht. Uebrigens führen die Veränderungen, welche Stein- und Braunkohlen in der Nähe von plutonischen Gebilden erlitten haben, zu dem Schluße, daß zu jener Epoche wohl trockne Destillationsprozeße im großartigen Maßstabe vorgekommen seyn müssen, welche dieselben Gase erzeugt haben, wie sie bey der künstlichen Destillation erhalten werden. Diese Gase konnten durch die Klüfte solcher schon erhärteter plutonischer Gesteine getrieben werden und mußten dabey dieselben Zersetzungen erleiden, wie es der Fall ist, wenn wir sie durch glühende Röhren leiten. Der Verf. hat mehrmals solche Zersetzungen vorgenommen, indem er Grubengas durch eine glühende Porzellanröhre strömen ließ und er erhielt dabey als Absatz eine schön metallglänzende Kohle, welche dem Graphit vollkommen ähnlich war. Sehr nahe liegt daher der Gedanke, ob nicht mancher Graphit, den man auf Gängen und Adern in Granit, Gneiß, Porphyr rc. findet, einen solchen Ursprung habe. Die liquiden Producte der trocknen Destillation, die empyreumatischen Oele, mögen theils durch weitere Einwirkung der heißen plutonischen Massen zersetzt worden seyn, theils konnten sie den Bitumengehalt benachbarter Schichten geliefert haben. Der Verf. geht hierauf zu Betrachtungen über den sogenannten brennenden Berg bey Duttweiler und glaubt aus seinen Beobachtungen schließen zu dürfen, daß daselbst die Steinkohlenflötze nicht wirklich brennen. Er vermuthet, daß die bedeutende Wärme der Gruben entweder von der noch fortdauernden durch früheres Brennen hervorgerufenen hohen Temperatur herrühre oder von der Oxydation des Schwefelkieses in den dortigen Alaunschiefern. —

Die brieflichen Mittheilungen betreffen meistens Geognostisches und Petrefaktologisches. Es finden sich darunter interessante Notizen von Russegger rücksichtlich der Gegend von Kairo bis zum Siani, der Gegend von Nazareth und Beobachtungen über Euböa, Rumelien und den Peloponnes.

Eine Abhandlung des Grafen G. zu Münster betrifft mehrere neue Versteinerungen in den lithographischen Schiefern von Bayern, worunter eine ganz neue Art von Pterodactylus, welche sich von den bekannten durch den dünnen und sehr langen Schwanz auszeichnet, beschrieben wird. Der Verf. nennt ihn Pterodactylus longicaudus. Das Individuum soll aus den Solenhofer Brüchen herstammen. —

Unter den Karten und Durchschnitten ist eine Skizze der Tertiär-Gebirge in Nordfrankreich, Belgien und England vom Vicomte d'Archiac zu einer enthaltenen Abhandlung gehörig besonders ausgeführt. — Vom Jahrgange 1840 sind bereits vier Hefte erschienen.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXXXVII. (Zweyte Reihe Bd. XVII.) 1839.

Wir fahren fort, H. M. Faradays Experimental-Untersuchungen, und zwar hier die XII. Reihe derselben an die Spitze der gegenwärtigen Auszüge zu setzen, obschon wir das Bedauern nicht unterdrücken können, daß die Elektricitätslehre beynahe alle übrigen Theile der Physik verschlingt, wie man sich besonders aus den gegenwärtigen Auszügen wieder überzeugen wird.

Hr. Faraday fährt (33 — 54. 271 — 289. 529 — 562) in dieser XII. Reihe fort, die interessanten Ergebnisse über Vertheilung darzulegen, und die von ihm aufgestellte Theorie an den großen Thatsachen, und zwar hier an den Erscheinungen bey der Entladung zu prüfen. Zu diesem Zwecke unterscheidet er eine Entladung a) der Leitung, b) eine elektrolytische Entladung, c) eine Entladung in Funken und Lichtbüscheln, (zerreißende Entladung).

Was die Leitung betrifft, so erklärt Hr. F., daß sie nach seiner Ansicht von derselben Molecantar-Action abhänge, und als gleicher Art betrachtet werden müsse mit der Vertheilung, und daß eben so Vertheilung und Isolation die Wirkung derselben Kräfte sind, welche die Theilchen in einen Spannungs- oder Polarisations-Zustand versetzen. In diesem Zustande befindlich haben die an einander gränzenden Theilchen ein Vermögen oder eine Fähigkeit, ihre Kräfte einander mitzutheilen. Dadurch werden letztere geschwächt und es tritt Entladung ein. Wie wir daher das schwache Eindringen der Elektricität in Isolatoren als Folge ihres Leitungsvermögens ansehen, so ist der Widerstand der Metalle Folge des Isolirungsvermögens. Es besteht demnach die erste Wirkung eines erregten Körpers in Polarisirung ihrer Theilchen (Vertheilung). Bleibt diese ungeschwächt, so erfolgt Isolation, erfolgt Mittheilung an die angränzenden Theilchen, Leitung. Ein Isolator hält daher den Polarisations-Zustand fest, ein Leiter nicht.

b) Die elektrolytische Entladung ist bedingt durch vorläufige Vertheilung (Polarisation), so daß sie erst dann erfolgt, wenn die Theilchen einen gewissen relativen Zustand erreicht haben, und die Entladung ist dann eine wirkliche Zerfällung in die Bestandtheile. Daher hängt diese Entladung nothwendig von der Nichtleitung des Di-elelektricums als Ganzes ab. Es entsteht nämlich zuerst die Polarisation der Theilchen, dann eine Schwächung der Kräfte durch die Trennung, hierauf Vorrücken in entgegengesetzten Richtungen, und Wiedervereinigung der Elemente. Diese Ansicht bestätiget vorzüglich die schon früher nachgewiesene Vertheilung in krummen Linien, und die divergirende Wirkung der Linien der Vertheilungskraft. Hr. F. läugnet übrigens nicht, daß es in der elektrolytischen Entladung manche Puncte gebe, welche noch genauere Untersuchung fordern. Allein er glaubt, daß sie mit seiner Ansicht nicht im Widerspruche stehen.

c) Die zerreißende Entladung geschieht in Gestalt von Funken, Lichtbüscheln und Glimmen, welche, wie bekannt, zwey durch einen Nichtleiter (gewöhnlich Luft) getrennte Leiter (gewöhnlich Metalle) voraussetzt. Vor der Entladung sind alle Wirkungen vertheilender Art. Nach H. F.'s Voraussetzung befinden sich nämlich die Theilchen des di-elektrischen Körpers während der Vertheilung in einem Polarisations-Zustande, und die Entladung tritt ein, wenn die Spannung der Theilchen den höchst möglichen Grad erreicht hat, welches schon geschehen muß, wenn irgend ein Theilchen bis zum Umkehrungspunct (Sturzpunct, overturing point) gebracht ist, indem dann alle nachgeben müssen, weil sie dadurch ihren Stützpunct verloren haben. Der Gesammteffect zwischen einem geladenen und einem entfernten Leiter entspringt daher durch eine Wirkung, die von Theilchen zu Theilchen fortgepflanzt wird, durch welche sie streben, aus ihrem Zwangszustande in den natürlichen zurückzukehren. Daher wächst die Vertheilung sowohl mit der Abnahme der Entfernungen, und die Entladung kann dann bis zu einer geringeren Ladung eintreten, als mit der Zunahme der Leitungsfläche, weßwegen die Vertheilungseffecte an einer Spitze einer großen Fläche gegenüber stärker sind, als gegenüber von Kugeln. Durch Verdünnung der Luft wird zwar die Intensität der vertheilenden Wirknng nicht geändert, aber die Entladung muß schon bey einer kleineren Elektricitätsmenge erfolgen. Wärme bewirkt nach Hrn. F. in Uebereinstimmung mit Hrn. Harris's Resultaten als solche nichts, sondern nur, in so weit sie Luftverdünnung verursacht.

Hr. F. untersucht nun insbesondere, wie in Gasarten, die zur Isolation und Zerreissungs-Entladung erforderliche Vertheilungs-Spannung unterhalten wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nr. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Histoire physique, politique et naturelle de l'Ile de Cuba par M. Ramon de la Sagra, Directeur du jardin botanique de la Havane; M. M. Alcide d'Orbigny, Cocteau, G. Bibron, A. Lefebvre, F. E. Guérin Méneville, Martin Saint-Ange, Montagne; et M. Sabin Berthelot, pour la traduction de l'histoire physique et politique. — Mammifères par M. Ramon de la Sagra, traduction par M. S. Berthelot. Paris 1840. XLV. und 18 S. 8. mit 8 illuminirten Kupfertafeln in fol. — Ornithologie par Alcide d'Orbigny. Paris 1839. XXXI. und 328 S. 8. mit 31 illuminirten Kupfertafeln in fol.

Ramon de la Sagra, Director des botanischen Gartens von Havanah, beabsichtigt im vorliegenden Werke eine vollständige Beschreibung der Insel Kuba nach ihren naturhistorischen, physikalischen und politischen Verhältnissen zu liefern, und hat sich deßhalb mit den genannten pariser Gelehrten in Verbindung gesetzt. Da diese Beschreibung auch unter einem spanischen Titel angekündigt ist, so wird sie wahrscheinlich ebenfalls in dieser Sprache erscheinen, was dem Herausgeber wenig Kosten verursacht, da die Tafeln unverändert bleiben und ihnen nur ein spanischer Text zuzufügen ist. Bis jetzt sind uns 13 Lieferungen zugekommen, die gut ausgestattet sind, im Ganzen sollen es ungefähr 50 Lieferungen, jede zu 12 Fr., werden. Der Text hat Octav-, die Tafeln Folio-Format; letztere sind kolorirt und in der gewöhnlichen französischen Manier gearbeitet. Der Text hat zugleich mit mehreren Partieen begonnen; vollendet ist aber bisher nur die Beschreibung der Säugthiere und Vögel, daher sich auch unser Referat zur Zeit allein über diese erstrecken kann.

I. Die Säugthiere sind von Ramon de la Sagra bearbeitet; die Anzahl ihrer Arten ist auffallend gering. Zuerst befaßt er sich in der Einleitung mit der Deutung der von den Entdeckern genannten Thiere auf Kuba. Darunter am wichtigsten ist der kleine Hund (Gozques oder Gozquejos), der den Spaniern deßhalb auffiel, weil er nicht bellte und dessen schon Columbus erwähnt. Die späteren Naturforscher sind der Meynung gewesen, daß dieser Hund durch das heiße Klima von Kuba seine bellende Stimme verloren hätte; er ist indeß eine von unserem Hunde ganz verschiedene Art, nämlich der Canis cancrivorus, der ursprünglich in Guiana zu Hause ist, und von da wahrscheinlich erst nach den Antillen gebracht wurde. Gegenwärtig sind diese Hunde daselbst nicht mehr zu finden, indem auf Kolumbus zweyter Reise eine Hungersnoth die Spanier zwang, selbige zu schlachten. Weit schwieriger zu deuten sind 6 andere Thiernamen, welche Oviedo und andere ältere Schriftsteller angeben, und über die auch Ramon nicht völlig ins Klare gekommen ist.

Als Hausthiere wurden durch die Spanier eingeführt der Hund, die Katze, das Pferd, der Esel, das Rind, der Hirsch, das Kaninchen, die Ratten und Mäuse. Für den Naturforscher ist es wichtig, die Veränderungen kennen zu lernen, welche diese europäischen Thiere unter einem ganz verschiedenen Klima erlitten haben.

Der Hund hat sich auf Kuba so gut als die

Menschen, die ihn hinbrachten, naturalisirt; jedoch leiden die Hunde aus kälteren Gegenden von der Hitze des Sommers. Ein großer Theil hat sich verwildert und lebt truppweise. Diese Hunde, die man Cimarron's oder Jibaro's nennt, sind von mittlerer Größe, einerley rothbrauner Farbe, haben eine spitze Schnautze, kurze und gerade Ohren.

Hie und da trifft man einige verwilderte Katzen. Die Hauskatzen sind sehr gemein und haben denselben Pelz als in Europa beybehalten, doch sieht man keine so schönen als in Frankreich. Sie haben das Miauen fast ganz verloren, und lassen es selbst nicht in ihren Kämpfen zur Brunstzeit hören.

Das Pferd ist nicht verwildert, sondern wird im Hausstande gehalten, lebt jedoch bis zur Benützung in fast völliger Freyheit auf den Landgütern. Die gewöhnliche Farbe ist die rothbraune, die Größe ist mittelmäßig, zum Laufe ist es kräftig und leicht; die üblichste Gangweise ist der Paß.

Der Esel ist nicht häufig und das Klima von Kuba scheint ihm nicht zuzusagen; er wird nur zur Zucht der Maulthiere gebraucht, welche in Menge gehalten werden, und bey dem schlechten Zustande der Strassen unentbehrlich sind.

Das Rind hat sich ungemein vermehrt, wird allgemein zu den Feldarbeiten und zum Transport verwendet, ist schön, kräftig und von großer Korpulenz, aber ungelehrig, was von der harten Behandlung, die es durch die Neger erduldet, herrührt.

Das Schwein wurde im zweyten Jahre der Entdeckung nach St. Domingo gebracht, und verbreitete sich bald so außerordentlich, daß man seiner Vermehrung Schranken setzen mußte, wegen seiner Verwüstungen in den Zucker-Plantagen. Die Geschichtschreiber geben den Schweinen die fast völlige Ausrottung der auf den Antillen einheimischen vierfüssigen Thiere Schuld. Was auf St. Domingo sich zutrug, geschah auch auf Kuba; die Schweine vermehrten sich in erstaunlicher Menge. Man unterscheidet zwischen den verwilderten, ganz im Freyen lebenden, und den auf den Landgütern gebornen Schweinen, welche etwas beschränkter gehalten werden; erstere sind kleiner und wilder, letztere größer und liefern viel Speck.

Die Schafe haben sich nicht sehr vermehrt, und wird auf ihre Zucht keine Sorgfalt gewendet, da man die Wollzeuge nicht benützt. Die Wolle fällt in großen Stücken freywillig ab, und es treiben glänzende Haare, ähnlich denen der Ziegen hervor.

Die Ziege ist eines der nützlichsten Thiere auf der Insel, theils ihrer Milch wegen, theils weil sie von den Weißen zur Ernährung der Kinder gebraucht wird, da man Bedenken trägt, sie Sklaven-Ammen zu überlassen. Viele weiße Frauen sind außer Stande, ihre Kinder selbst zu stillen und benützen deßhalb die Ziege, die mit bewundernswerther Geschicklichkeit sich hierzu gebrauchen läßt. Sobald sie das Kind schreyen hört, läuft sie herbey, stellt sich mit Vorsicht und reicht ihm die Zitzen, welche das Kind ergreift. Diese Ziegen sind aus den kanarischen Inseln eingebracht, von großem schönem Wuchse und ungemein milchreich.

Hirsche wurden zu Anfang dieses Jahrhunhunderts auf einigen Landgütern eingeführt, haben sich aber nicht sehr vermehrt. Auch die Kaninchen sind nicht häufig, da sie von den Ratten gefressen werden. Die Ratten und Mäuse sind zahlreich auf den Antillen.

An wilden Thieren hat Kuba auffallend wenige Arten aufzuweisen; im Ganzen giebt es nur 5 Arten Fledermäuse, 1 Insektenfresser, und 2 Arten Nager. Die ersteren sind: Phyllostoma perspicillatum, Vespertilio (Nycticejus) Blossevillei, Vespertilio lepidus, Vespertilio Dutertreus und Molossus obscurus. Als Nager sind nur Capromys Furnieri und prehensilis aufgeführt. Nachträglich wird bemerkt, daß neuerdings noch ein Insektenfresser, die Gattung Solenodon, auf Kuba aufgefunden worden sey.

II. Die Vögel sind von d'Orbigny bearbeitet, und ihre Zahl ist weit ansehnlicher als die der Säugthiere. Schon Vigors hatte, nach einer von Mac Leay ihm zugekommenen Sendung, 45 Arten auf Kuba angegeben; durch R. de la Sagra ist diese Zahl aufs dreyfache gebracht worden, indem d'Orbigny 129 Arten aufzählt. Der letztgenannte

hat sich nicht bloß mit Beschreibung der Arten befaßt, sondern giebt auch eine sehr ansprechende Darstellung ihrer geographischen Verbreitung, woraus wir das Hauptsächlichste entlehnen.

Die Lage Kuba's ist von der Art, daß es zur Aufnahme nord- und südamerikanischer Vögel geeignet ist. Erstere können hier ihre temporäre Winterquartiere, letztere ihre Standquartiere finden. In Bezug auf die geographische Verbreitung bringt d'Orbigny die Vögel Kuba's in 6 Abtheilungen.

1) Kubanische Vögel, welche zugleich auch Südamerika bewohnen. Dieser sind 14 Arten, die sich nach den Ordnungen also vertheilen: Accipitres 3, Passeres 2, Scansores 3, Gallinae 1, Grallatores 3, Natatores 2. Unter diesen ist wohl der weitverbreitete Polyborus vulgaris den Karaiben auf ihren Wanderungen vom Kontinente nach den Antillen gefolgt. Von Singvögeln, die Winterwanderungen anstellen, kommt aus Südamerika keiner nach Kuba, denn die daselbst lebende Fringilla dominicana und Coereba cyanea, gehören warmen Gegenden an, wie das auch mit den übrigen Arten der eben genannten Ordnungen der Fall ist. Alle diese Vögel haben hier ihre äußerste Grenze als Standvögel gefunden, ohne auf das benachbarte Florida überzugehen.

2. Kubanische Vögel, die aus Nordamerika ankommen. Im Ganzen 49 Arten, nämlich Accipitres 1, Passeres 33, Scansores 4, Gallinae 2, Grallatores 6, Natatores 3. Diese kommen im September und October an, um der Winterkälte in den nördlicheren Gegenden auszuweichen, und ziehen im Frühjahre wieder selbigen zu, um dorten zu brüten. Es sind dieß also Wandervögel, die auf Kuba nicht, oder nur sehr zufälliger Weise nisten.

3. Kubanische Vögel, die sich zugleich in beyden Hälften des amerikanischen Kontinents finden. Ihrer sind 26 Arten, von denen 15 Stand-, die andern 11 Zugvögel sind. Die ersten 15 Arten (Cathartes aura, Falco sparverius, Columba carolinensis, Aramus guaraona, Phoenicopterus americanus, Ibis rubra, Porphyrio dominicana, Colymbus carolinensis, Pelecanus fuscus, Sula fusca, Tachypetes Aquila, Phaëton aethereus, Sterna stolida, cayanensis und fuliginosa) sind zum Theil in den kalten wie in den warmen Gegenden Amerikas zu finden, andere sind mehr auf die warmen Gegenden beschränkt. Die andern 11 Arten, welche wesentlich Zugvögel sind (Vireo gilvus, Hirundo purpurea, Ardea candidissima, leucogaster, virescens und exilis, Platalea ajaja, Tantalus loculator und flavipes, Anas arborea und discors) beschränken sich nicht bloß auf die gewöhnlichen Wanderungen aus den kalten in die warmen Gegenden einer einzigen Hemisphäre, sondern wandern jährlich aus einer Hemisphäre in die andere, indem sie im März von Norden her Kuba passiren und nach Südamerika sich begeben, zur Zeit, wo daselbst die Ueberschwemmungen aufhören und eine reichliche Nahrung ihnen zurücklassen.

4. Kubanische Vögel, welche sich zugleich in der nördlichen Hälfte der alten und neuen Welt finden. Es sind folgende 8 Arten: Falco cyaneus, Totanus Bartramia, Tringa Temminckii, Charadrius Squatarola, Gallinula chloropus, Anas marila, Halieus graculus und Larus atricilla. Mit einziger Ausnahme des Raubvogels sind alle andern Sumpf- oder Wasservögel, die im hohen Norden brüten und im Winter bis nach Kuba herabkommen, ohne jedoch weiter südlich zu gehen, oder auf dieser Insel zu nisten.

5. Kubanische Vögel, die beyden Hälften Amerikas und Europa gemeinschaftlich sind. In Allem nur 5 Arten: Ardea alba und Nycticorax, Scolopax gallinago, Fulica atra und Sterna anglica; sämmtlich Wasservögel, die noch gleichgültiger sind gegen die Temperatur-Veränderung und (gleich dem einen Theil der dritten Abtheilung) in der neuen Welt aus der nördlichen in die südliche Hälfte während des Winters ziehen, wobey sie Kuba passiren, ohne daselbst zu nisten.

6) Kubanische Arten, die der Insel oder den Antillen eigenthümlich sind. Hieher 25 Arten, nämlich: Accipitres 3, Passeres 13, Scansores 6, Gallinae 5. Wie unter Nr. 4 und 5 sich keine Singvögel finden, dagegen fast lauter Wasservögel vorkommen, so fehlen umgekehrt in dieser 6ten Abtheilung die letzteren ganz und die ersteren sind vorwiegend.

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß Kuba, was auch seine geographische Lage schon erwarten läßt, den größten Theil seiner Vögel aus Nordamerika erhält. Mit Südamerika theilt es nur die Arten, welche der heißen Zone eigenthümlich sind; alle andern gelangen dahin nicht einmal auf ihren Wanderungen, oder finden sich überhaupt nur auf den Antillen. Zugleich ersieht man, daß auf Kuba die meisten Vögel nur während des Winters vorkommen, was, namentlich für die Singvögel, im gemäßigten Europa der umgekehrte Fall ist.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXXXVII. (Zweyte Reihe Bd. XVII.) 1839.

(Fortsetzung.)

Ein Apparat, der ihn die Funken weite für + und — Elektricität in einer Gasart und in der atmosphärischen Luft zugleich messen ließ, gab ihm als Resultat für Gasarten den kleinsten Abstand, wenn der Funke immer in ihr, den größten, wenn er immer in der Luft erschien. So z. B. war

		kleinster		größter		mittlerer
in Sauerstoff	+	0,41	.	0,60	.	0,505
	—	0,50	.	0,52	.	0,510
in Wasserstoff	+	0,30	.	0,44	.	0,370
	—	0,25	.	0,30	.	0,275
in Kohlensäure	+	0,56	.	0,72	.	0,640
	—	0,58	.	0,60	.	0,590
in Salzsäuregas	+	0,89	.	1,32	.	1,105
	—	0,67	.	0,75	.	0,720

Aus der Beachtung dieser mittleren Zwischenräume geht hervor, daß die negativen Mittel immer kleiner sind, als die positiven, daß die Gase unter gleichem Druck besondere Beziehungen zur Isolation, also auch zur Vertheilung haben, indem die Unterschiede von 37 bis 110 steigen, und daß diese Verschiedenheit nicht mit dem specifischen Gewichte zusammenhängt, woraus ein neuer Grund für die Theorie der molecularen Vertheilungs-Action hervorgeht, indem alle Resultate sich dahin neigen, daß die Vertheilung eine Wirkung angrenzender Molecule sey.

Auch die Erscheinungen flüssiger und starrer Di-elektrica widersprechen dieser Theorie nicht; denn wir finden, daß die Intensität der Induction in den Flüssigkeiten mehr als in den Gasen, und in den starren mehr als in den Flüssigkeiten nach dem Grade der Beweglichkeit ihrer Theilchen und der Fähigkeit zur Annahme des Polarisations-Zustandes erhöht werden muß, um eine Entladung zu bewirken.

Die Entladung in Funken geschieht durch eine Schwächung des Polarisations-Zustandes vieler di-elektrischen Theilchen durch eine besondere Wirkung einiger wenigen diese Theilchen, die einen sehr kleinen und beschränkten Raum einnehmen. „Meine Meynung, sagt Hr. F. ist, daß die wenigen Theilchen, welche am Orte der Entladung befindlich sind, nicht bloß bey Seite gestoßen, sondern in einen eigenthümlichen temporär höchst aufgeregten Zustand versetzt werden." — Die Bahn des Funkens hängt von dem Spannungsgrad ab, den die Theilchen in der Entladungslinie haben, indem für dieselben Alles durch die vorausgegangene Vertheilung unter den Theilchen vorbereitet ist. — Der Moment der Entladung wird wahrscheinlich durch dasjenige Theilchen des Di-Elektricums bedingt, welches in seiner Spannung am schnellsten auf das Maximum der Intensität gesteigert ist. Daher ist es nicht die ganze übergehende Menge, was die Entladung bedingt, sondern bloß der kleine Kraftantheil, welcher das entscheidende Molecul auf sein Maximum von Spannung bringt, deren Ueberwältigung der ganze Rest folgt, er mag so groß oder so klein seyn, als er will. — Die verschiedene Farbe des Funken in verschiedenen Gasen schreibt Hr. F. einer direkten Relation der elektrischen Kräfte zu den Theilchen des Di-elektricums zu.

Die Zerreißungs-Entladung in Lichtbüschel läßt sich auf verschiedene Weise erhalten; die Grundform aber ist immer ein Kegel, dessen Spitze (Wurzel) in einem Puncte des elektrischen Körpers liegt, welcher (nach Hrn. Wheatstone) aus einer Reihe intermittirender Entladungen besteht, aus deren wiederholtem Laut ein knisterndes Geräusch entsteht. Gewöhnlich ist der Büschel eine Entladung zwischen einem Leiter und Luft, welche successive fortschreitet, indem die Entladung an der Wurzel beginnt, und sich nach und nach auf alle Theile des elementaren Kegels ausdehnt, bis der ganze Büschel vollendet ist.

Dem Hergange dieser Erscheinung gemäß zerfällt die Entladung in Verzweigungen, und geht von diesen aus durch Luftstrecken, die rücksichtlich der erlangten Polarisation und Spannungsstufe ihrer Theilchen ganz oder nahe gleich sind, ohne daß deßwegen eben ein Strom des Mediums, in dem der Büschel erscheint, nothwendig wäre, oder alle Lufttheilchen in der Nähe des elektrisirten Conductors auch außer der Richtung der Verzweigungen elektrisirt würden. Jedes Theilchen wirkt vielmehr auf seinem Wege als ein Centrum von Vertheilungskraft auf jeden ihm nahe kommenden Körper.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Histoire naturelle des Poissons d'eau douce de l'Europe Centrale. Par Ls. Agassiz. 1. Livraison contenant les Salmones. Neuchâtel 1839. 27 Tafeln mit eben so viel Textblättern in Querfol.

Von dieser seit mehreren Jahren angekündigten Naturgeschichte der mitteleuropäischen Süßwasserfische ist nun das erste Heft erschienen, die Abbildungen der zu den Untergattungen Salmo und Thymallus gehörigen Arten der Lachse enthaltend. Der beschreibende Text fehlt noch, und es ist bloß jeder Tafel eine kurze Notiz der auf ihr abgebildeten Gegenstände in französischer, deutscher und englischer Sprache beygegeben. Zunächst kann also auch nur von den bildlichen Darstellungen die Rede seyn *), wobey ich Rücksicht nehmen werde auf eine in den unten näher angegebenen Annals of Natural History erschienene Anzeige, welche von einem in der englischen Ichthyologie wohl bewanderten Verfasser herrührt.

1) Der Salmo Salar ist auf 4 Tafeln abgebildet. Tab. 1. ist der Milchner, nachdem er schon einige Zeit in den Flüssen verweilt hat; tab. 1 a giebt die Umrisse desselben Fisches, und besondere Darstellungen von den Strahlen der Flossen und von den Schuppen. Tab. 1 b stellt den Roggner nach der Laichzeit, tab. 2, denselben vor der Laichzeit dar; ersterer fällt auf durch seinen eingefallenen, daher sehr schmächtigen Leib.

2) Für Salmo Fario sind 6 Tafeln bestimmt. Tab. 3. zeigt die gemeine Bach-Forelle in ihrer gewöhnlichen Färbung; tab. 3 a giebt die Umrisse des Fisches mit dem Detail der Flossenstrahlen und Schuppen. Von tab. 3 b ist die obere Figur eine junge Bachforelle, an der man deutlich die schwarzen Querstreifen sieht. Dieß ist der Salmo salmulus. Agassiz rechnet auch den Parr der Engländer hierher, was indeß der angeführte englische Recensent nicht zugiebt, sondern denselben für eine verschiedene Art erklärt. Die mittlere Figur stellt ein etwas älteres Individuum vor, an welchem die Querstreifen zu verschwinden anfangen; die Farbe des Fisches ist alsdann sehr hell und die rothen Flecken äußerst grell. Dieß ist der Salmo punctatus Cuv., oder Salmo alpinus Bloch. Die 3 untern Figuren stellen einen monströsen Kopf dar, an dem der Oberkiefer und Schädel verkrüppelt ist. Merkwürdig ist es, daß dieselbe Monstrosität constant in verschiedenen Ländern vorkommt; dem Referenten ist eine solche aus der Umgegend von München bekannt und der angeführte englische Recensent bemerkt, daß Yarrell eine ähnliche abgebildet habe, und daß sie in mehreren Seen von Wales und Schottland vorkomme. Tab. 4. stellt eine häufig vorkommende Varietät dar, mit dunkel gelbem Bauche, vielen schwarzen Flecken auf dem Rücken und blauer Einfassung der größern rothen Flecken. Wenn sich die schwarzen Flecken allenthalben kreuzen, so hat man den Salmo marmoratus Cuv. Die untere Figur ist der Salmo sylvaticus Schranck, d. h. die

*) Zu gleicher Zeit mit der Arbeit von Agassiz sind über die Lachse zwey englische Werke erschienen, die mir bis jetzt nur aus der Anzeige in den Annals of natural history. Jan. 1840 p. 329 bekannt sind, nämlich: 1) Natural History and Illustrations of the British Salmonidae. By Sir William Jardine. Part. I. Elephant Folio. Edinb. 1839; ein Prachtwerk. 2) On the Growth of the Salmon in Freshwater. By W. Yarrell, with 6 coloured Illustrations of the Fish of the Natural Size. Lond. 1839. Oblong. Fol.

gemeine Bachforelle von sehr dunkler, fast schwarzer Farbe mit wenigen rothen Flecken, wie man sie in dichtbeschatteten Bächen findet. Tab. 4 a zeigt noch 2 dunkle Abänderungen und Tab. 5. einen alten Milchner der gewöhnlichen Forelle.

3) Salmo Trutta ist auf 4 Tafeln dargestellt. Tab. 6. giebt die Abbildung einer noch nicht volljährigen Lachsforelle, in welchem Alter die Schwanzflosse noch stark gabelig ist. Tab. 7. stellt einen alten Milchner und tab. 8. einen alten Roggner dar; letzterer ist der Salmo lemanus Cuv. Auf tab. 7 a sind die Details, wie bey den vorigen Arten, abgebildet.

4) Salmo Umbla (S. Salvelinus) hat ebenfalls 4 Tafeln. Tab. 9. stellt junge Exemplare dar: die obere Figur ist von einem Fisch, der noch nicht gelaicht hat; die mittlere Figur ist von einem jungen Roggner vor dem Laichen und dieß ist Salmo alpinus Meidinger. Tab. 10. ist ein alter Milchner; diese sind ausgezeichnet durch das kohlenartige Aussehen an den Seiten des Kopfes und Bauches. Tab. 10 a giebt die gewöhnlichen Details. Tab. 11. ist ein ausgewachsener Roggner zur Laichzeit. Der angeführte Recensent ist der Meynung, daß die englischen Salblinge 2 Arten angehören, die sich durch die verschiedene Größe in der Beschuppung unterschieden.

5) Salmo Hucho ist auf 3 Tafeln abgebildet. Tab. 12. ist ein junges Individuum, wo die dunkeln Querstreifen noch bemerklich sind, die mit zunehmendem Alter in einzelne Flecken sich auflösen. Tab. 13. ist ein alter Milchner; tab. 13 a stellt die Details dar. Diese Art kommt in England nicht vor.

6) Salmo lacustris ist auf 3 Tafeln dargestellt. Tab. 14. ist ein junges Individuum (Salmo Schiffermülleri Bloch.), das sich durch eine größere Menge Flecken von den alten unterscheidet. Tab. 15. ist ein alter Milchner aus dem Bodensee (Salmo Ilanca); tab. 15 a enthält die Details. Von den englischen Naturforschern ist bisher S. Trutta und lacustris mit einander verwechselt worden; die stets gabelige Schwanzflosse des letztern unterscheidet ihn von dem erstern.

7) Thymallus vexillifer (Salmo Thymallus), mit 3 Tafeln. Tab. 16. ist ein junger Roggner vor der Laichzeit, wo die Farben noch nicht den Glanz zeigen, den der alte Milchner zur Laichzeit, tab. 17., hat; die Farben des letztern sind äußerst schimmernd; indeß bleichen sie bald nach dem Laichen und der Fisch bekommt eine aschgraue Färbung. Tab. 17 a enthält die auf diese Art bezüglichsten Details.

Der englische Recensent macht die Bemerkung, daß während der Huchen in England fehle, dagegen daselbst 2 andere Lachsarten vorkämen, die Agassiz unter den seinigen nicht aufgeführt hätte; dieß sind der Bull Trout des Tweed-Flusses (S. eriox einiger Autoren, aber nicht Willughby's) und die große Forelle der schottischen, irischen und nordenglischen Seen (S. ferox).

Was die artistische Ausführung von Agassiz's Abbildungen betrifft, so ist dieselbe in Bezug auf Lithographie und Kolorit von ausgezeichneter Schönheit und Treue. Die Fische sind nicht nach verbleichten Weingeist-Exemplaren, sondern nach dem Leben gemalt. Da das Format in Querfolio ist, so kann man den Abbildungen eine ansehnliche Größe, für viele Fische die Lebensgröße, geben. Durch dieses Werk wird also eine leichte und sichere Kenntniß der mitteleuropäischen Süßwasserfische herbeygeführt. Nur ein Umstand ist es, der der Verbreitung dieser ausgezeichneten Arbeit hemmend in den Weg tritt: dieß ist der hohe Preis. Das einzige Heft, das wir hier angezeigt haben, kostet an Ort und Stelle 75 Francs, kommt uns aber hier mit den Bezugskosten auf 45 fl. zu stehen. Und doch sind erst 7 Arten abgebildet. Es wird daher in Deutschland und Frankreich dieses Werk nur in die Hände sehr weniger Privaten gelangen, und selbst die wenigsten Bibliotheken bey uns sind im Stande, sich selbiges anzuschaffen. Es ist daher im Interesse der Wissenschaft sehr zu wünschen, daß die bereis sicher gekannten Arten gar nicht, oder doch bloß die characteristischen Details von ihnen abgebildet werden, damit der Preis nicht allzu übermäßig ausfalle.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXXXVII. (Zweyte Reihe Bd. XVII.) 1839.

(Fortsetzung.)

Der Büschel ist daher „ein Funke gegen die Luft, eine Ausbreitung elektrischer Kraft auf Materie, nicht durch Leitung, sondern durch Zerreissungs-Entladung, ein verdünnter Funke, welcher zu der schlecht leitenden Materie übergehend nur einen kleinen Theil der im Leiter angehäuften Kraft entladet."

Die Krümmung der Verzweigungen erläutern sehr schön die gekrümmte Form der Linien der Theilungskraft, wie die Lage der Eisenfeile die magnetischen Curven, und zugleich den voraus gehenden Zustand der Theile des Di-Elektricums zwischen den Entladungsflächen.

In verschiedenen Gasen hat der Büschel specifische Charactere. So ist er z. B. in Luft bey gewöhnlichem Druck vom bekannten Purpurlichte, in verdünnter Luft sehr lang und von schöner Purpurfarbe, und während es sehr schwer ist, ihn in Salzsäuregas zu erhalten, giebt ihn Stickgas am schönsten und leichtesten, was wahrscheinlich nicht ohne Beziehung auf die Entstehung des Blitzes in der Atmosphäre ist.

Die Verschiedenheit eines positiven und eines negativen Büschels besteht im Allgemeinen darin, daß die negativen in Vergleich zu den positiven sehr ärmlich erscheinen. Die Ueberlegenheit des positiven über den negativen Büschel erreicht aber das Maximum im Stickgas und in der Luft „und diese, wie alle übrige Erscheinungen sprechen für die Ansicht, welche die Resultate auf eine directe Relation der elektrischen Kräfte zu den Theilchen des in der Wirkung begriffenen Körpers bezieht."

2. In Betreff des Kampfes zwischen der Contact- und der chemisch-galvanischen Theorie haben wir von Hrn. E. Lenz eine umfassende Arbeit zu hoffen, indem er sich entschlossen hat, die Gründe und Gegengründe ohne Vorurtheil und Partheilichkeit zu untersuchen, und so zu einem allgemeinen Resultate und einer endlichen Entscheidung zu gelangen.

Zu diesem Zwecke verschaffte er sich allererst vollkommene genaue und empfindliche Apparate, und beschäftiget sich gleichsam als Einleitung (584 — 593) mit solchen Untersuchungen, welche der beabsichtigten Beantwortung der wichtigen Frage vorausgehen müssen, nämlich a) dem von Hrn. Fechner zuerst erkannten Widerstand bey dem Uebergange aus einer Flüssigkeit in Metall, und umgekehrt, welcher mit dem Grade der Verdünnung (der Salzsäure) wächst, und der Strom einer Kette wächst zwar mit der chemischen Wirkung der Elemente, aber die größere chemische Wirkung ist durch Verminderung des Leitungswiderstandes, nicht durch Vermehrung der elektromotorischen Kraft verursacht; b) hieraus gieng die Wahrheit der häufig (vorzüglich außer Deutschland) verkannten Ohm'schen Formel $F = \frac{A}{L}$, wo A = Summe aller elektromotorischen Kräfte L = Summe sämmtlicher Leitungswiderstände, oder aufgelöst in den Widerstand der verbindenden Drähte L, der Flüssigkeit l, und des Ueberganges λ, $F = \frac{A}{L + l + \lambda}$ hervor, und c) die Untersuchung über die Veränderung der Metalle in elektromotorischer Hinsicht, wenn sie in Flüssigkeiten tauchen.

b) Indessen bleibt Hr. Schönbein immer der chemischen Theorie getreu, und sucht (117 — 123) die Behauptungen des H. Pfaff, welche er gegen diese Theorie (XXXXIV. Bd.) aufgestellt, zu widerlegen. Wir heben daraus nur folgende allgemeine Bemerkungen aus: „Sollte denn, sagt Hr. Sch., bey dem chemischen Processe, in welchem die dabey thätigen Materien in eine so innige Wechselwirkung treten, und eine so bedeutende Veränderung in ihrer Molecularconstitution erfahren, nur Wärme, höchstens Licht, nie aber Elektricität sich entwickeln können? — Wie mir scheint, sind die elektrischen Erscheinungen eben so gut als die Licht- und Wärme-Phänomene eigentliche Bewegungszustände, und diese drey Arten der Erscheinungen können wohl durch eine und dieselbe Ursache in den Körpern veranlaßt werden ... Die nächste Generation vielleicht schon wird über unseren Glauben an die Existenz einer eigenthümlichen elektrischen Materie eben so lächeln, als manche Physiker bereits diejenigen bemitleiden, welche heutigen Tages von einem Wärme- oder Lichtstoff reden, und mit demselben umspringen, wie der Chemiker mit seinem Sauerstoff und Wasserstoff."

3. Hrn. F. C. Henricis frühere Versuche (XXXXVI. Bd.), hatten denselben zu der Meynung geleitet, daß auf die elektrische Polarisation der metallischen Leiter die chemische Natur der Flüssigkeit bedeutenden Einfluß habe, und eine theilweise Zersetzung derselben und Anlagerung des elektronegativen Bestandtheiles an den + Elektricität einführenden, des positiven Bestandtheiles hingegen an den ableitenden statt finde. Mit vielen Flüssigkeiten (431 — 444) angestellte Versuche bestätigen diese Meynung, und lassen analogisch auf andere schließen. Diese Meynung gewinnt noch durch die von Hrn.

Faraday angegebene Vorrichtung zur Sichtbarmachung schwacher elektrochemischer Zersetzungen, indem eine zwischen Lakmus- und Curcumäpapier liegende Salzlösung immer, wenn der Strom einer wenig wirksamen Elektrisirmaschine vom Lakmus- zum Curcumäpapier gehen mußte, Röthung des ersten, und Bräunung des zweyten veranlaßte, und nun die leitenden Platindrähte eine nicht selten bedeutende Ablenkung der Multiplicatorsnadel verursachten, in einer Richtung, welche einen Strome vom Curcumä- zum Lakmuspapier zu erkennen gab, während durch eine entgegengesetzte Richtung des Stromes die Farben der Reagentienpapiere wieder hergestellt wurden.

Aus dieser Ansicht glaubt Hr. Henrici die rasche Abnahme einer geschlossenen galvanischen Kette, die theilweise Wiederherstellung der ursprünglichen Wirkung durch die kurze Oeffnung des Schließungsbogens, die Ladungs-Erscheinungen bey hydro-elektrischen Combinationen, und die vielbesprochenen sogenannten Passivitäts-Erscheinungen bey der Einwirkung der Säuren auf Metalle erklären zu können.

b) Hr. C. F. Schönbein fährt fort, seine Untersuchungen über die Polarisation fester und flüssiger Leiter mitzutheilen, und stellt sich selbst die Frage, ob die secundären Ströme der Elektroden, welche durch die einer Stromwirkung ausgesetzt gewesenen elektrolytischen Flüssigkeiten erregt werden, nicht eine gewöhnliche chemische Action zur Ursache haben. — Nachdem er die von ihm beobachteten Thatsachen aufgeführt und über dieselben Betrachtungen angestellt, zieht er folgende Sätze daraus:

1. Es giebt keine eigentliche Volta'sche Polarisation, und alle secundäre Ströme, welche durch sogenannte polarisirte Körper erregt werden, haben ihre Quelle in einer gewöhnlichen chemischen Action; 2) durch keinen Elektrolyten können sehr schwache Ströme gehen, ohne daß jene eine Zersetzung erleiden; 3) bey Elektrolyten ist Stromleitung und Elektrolysation dieselbe Sache; 4) daß beste und sicherste Kennzeichen, an welchem das Stattgefundenhaben der Elektrolysation erkannt wird, ist der sogenannte polarisirte Zustand der Elektroden.

4. Hr. Prof. Fechner beschreibt (1 — 32) die bis jetzt zu wenig beachteten Phänomene, welche die Einwirkung der Flüssigkeiten auf eingetauchte Metalle in elektromotorischer Hinsicht erzeugen. Die Schließung des Zinkes mit Zinn in starker Silberlösung erzeugt vom Momente des Eintauchens Ablenkung der Nadel des Multiplicators, welche in fünf Phasen so wechselt, daß in auf einander folgenden kurzen Zeiten +, dann —, hierauf wieder + u. s. w. Ablenkung eintritt, deren Dauer nach der Verdünnung der Silberlösung verschieden ist. Aehnlichen Wechsel des + und — zeigen auch andere einfache Ketten z. B. Zinn, Bley, Kupfer. Besonders bemerkenswerth sind die Erscheinungen bey einer Kupfereisenkette, bey welcher die Kraft abwechselnd in 190 Minuten verschiedene Maxima und Minima erreicht. Aber allgemein ergiebt sich, daß in den Fällen, wo zwey Metalle in einer Flüssigkeit das den normalen entgegengesetzte elektromotorische Verhältniß zeigen, sich ein solcher Verdünnungsgrad der Flüssigkeit finden läßt, daß die Combination bey Schließung darin erst das normale Verhältniß zeigt, welches sich aber allmählich in das entgegengesetzte umkehrt. Nur Kupfer mit Eisen macht eine bemerkenswerthe Ausnahme.

Platin pflegt man gewöhnlich als ein durch fast alle Flüssigkeiten unveränderliches Metall anzusehen. Indessen deuten Hrn. F.'s Erfahrungen offenbar darauf hin, daß dasselbe in den verschiedensten Flüssigkeiten und selbst in der salpetersauren Silberlösung bald nach dem Eintauchen ein ganz anderes elektrisches Vermögen äußert, als späterhin, und es scheint, wie Hr. F. meynt, so unwahrscheinlich übrigens diese Annahme erscheinen mag, „das Platin erfahre im Moment seines Eintauchens eine Aenderung, durch die es beträchtlich an Negativität zunimmt; allein diese Negativität mindert sich fortgehends mit der Zeit."

Unläugbar scheint wohl, daß diese Veränderung der Metalle durch Flüssigkeiten bey der berühmten Becquerel'schen Kette nicht ohne Einfluß seyn könne.

5. Der Hr. Herausgeber der Annalen macht (123 — 131) aufmerksam auf Versuche von Hr. Walker, die er mit einer kräftigen Batterie angestellt hat, und aus welchen Hr. Becquerel auf ein Maximum der Wirkung zu schließen scheint, obschon dieß doch selbst durch eine andere Reihe von Walker's Versuchen widerlegt wird. Diese und manche andere Behauptung würde längst nicht mehr gehört werden, und so manchen unnützen Versuchen wäre vorgebeugt worden, wenn Hrn. Ohm's Theorie diejenige Anerkennung gefunden hätte, welche sie so sehr verdient.

6. Gewöhnlich leiden die Oberflächen der sogenannten negativen Metalle, in welche der Strom aus einer Flüssigkeit übergeht, eine Veränderung des elektromotorischen Zustandes. Indessen ist die entgegengesetzte Erfahrung nicht selten, und man findet dieß vorzüglich bey concentrirter Schwefelsäure, Auflösung von kohlensaurem Kali und Natron, Schwefelleberlösung, und einer sehr verdünnten Lösung des caustischen Kali's, in welchen die genannte Veränderung auf das positive Metall fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



System der Pterylographie von Christian Ludwig Nitzsch. Nach seinen handschriftlich aufbewahrten Untersuchungen verfaßt von Hermann Burmeister. Halle 1840. XII. und 226 S. mit 10 Kupfertafeln. 4.

Nitzsch hat die Herausgabe seiner Pterylographie nicht mehr erlebt; der Tod übereilte ihn, ehe er zum Abschluße mit ihr gekommen war. Zwar hatte er schon im Jahre 1833 eine kleine Schrift unter dem Titel Pterylographiae avium pars prior verfaßt, die er an Freunde in einzelnen Exemplaren vertheilte, aber weder erschien dieser noch ein zweyter Theil im Buchhandel; ja als fortgesetzte Untersuchungen ihm zeigten, daß manche seiner, in jener kleinen Schrift ausgesprochenen Behauptungen modificirt werden müßten; stund er mit der weiteren Publication an, und gedachte erst noch mehr Material zu untersuchen, ehe er Endresultate ziehen wollte. So stellte sich der treffliche, durch die Genauigkeit seiner Untersuchungen bekannte Naturforscher in übergroßer Bedenklichkeit das Ziel zu weit und kam deßhalb nicht zu Ende. Er wollte den Gegenstand in allen Details erschöpfen, während ein alter Ausspruch schon sagt, daß unser Wissen nur Stückwerk sey. Dieses Zaudern verbitterte dem lieben, uns Allen, die wir ihn näher kannten, unvergeßlichen Manne die letzten Stunden seines irdischen Daseyns; er bereute innig seine Unentschlüßigkeit in der Publication seiner Untersuchungen und hielt alle Arbeit seines Lebens für verloren, da er noch sterbend an der Möglichkeit zweifelte, daß ein anderer die Früchte seiner angestrengten und vieljährigen wissenschaftlichen Thätigkeit der Welt vorlegen könne.

Zum Vortheile der Wissenschaft, wie zur fortwährenden Erinnerung an den ausgezeichneten Naturforscher sind die Besorgnisse des Sterbenden wenigstens für den größeren Theil seiner Leistungen nicht in Erfüllung gegangen. Einer seiner kenntnißreichsten Schüler, zugleich sein Amtsnachfolger in Halle, Burmeister, hat die Durchsicht der hinterlassenen Manuskripte übernommen und aus ihnen zuerst die vorliegende Pterylographie publicirt. Das Material derselben ist so reichhaltig, die Zahl der untersuchten Arten so ansehnlich, daß wohl jeder andere als Nitzsch, selbst bey einer viel geringern Anzahl von Untersuchungen, ohne alle Bedenklichkeit die Früchte seiner Arbeit der Oeffentlichkeit übergeben haben würde.

Mit dieser Pterylographie ist für die Ornithologie ein ganz neuer Moment der Betrachtungsweise eröffnet worden. Die Anordnung des Gefieders auf dem Körper des Vogels ist bisher so ganz außer Acht gelassen worden, daß die von Nitzsch in dieser Beziehung gefundenen Resultate jeden Naturforscher durch ihre Neuheit, wie durch ihre Gesetzmäßigkeit überraschen werden.

Es kann hier meine Absicht nicht seyn, in eine umständliche Auseinandersetzung des reichen Details einzugehen, das uns in dieser Pterylographie vorgelegt wird; nur in der Kürze will ich den Inhalt derselben andeuten, damit der Leser, der sich für die Ornithologie interessirt, im Voraus weiß, was er von diesem Werke zu erwarten hat.

Nachdem Nitzsch zuerst die einzelnen Theile, die sich an einer vollständigen Feder finden, dargestellt und auf die Unterschiede zwischen federnartigen, dunenartigen und fadenartigen Bildungen aufmerksam gemacht hat, handelt er von den verschiedenen Arten von Federn, deren er 4 annimmt:

Konturfedern, Dunen, Halbdunen und Fadenfedern. 1) Die Konturfedern sind die mit einem steifen und vollkommenen Kiele versehenen Federn, welche der Lichteinwirkung auf der Oberfläche ausgesetzt, die äußern Umriße des befiederten Körpers bilden. Wenigstens der obere Theil ihrer Fahnen besteht aus Aesten und gewöhnlich auch aus Strahlen von federnartiger Bildung; der untere dagegen hat gewöhnlich diese Theile dunenartig. Man findet aber auch mangelhafte Konturfedern. 2) Die Dunen erkennt man an der dunenartigen Bildung aller Theile, und sie sind von den Konturfedern oder wenigstens den zusammengefalteten Flügeln bedeckt. Eine merkwürdige Art der Dunen nennt Nitzsch Puderdunen, weil sie beständig Staub ausschütten. 3) Die Halbdunen haben den längeren steifen Kiel der Konturfedern und die dunenartigen Aeste und Strahlen der Dunen. Sie stehen niemals wie ächte Dunen zwischen Konturfedern, sondern am Rande oder Ende der Federsluren, oder nehmen ganz deren Stelle ein, doch werden sie von Konturfedern bedeckt; 4) Die Fadenfedern haben einen steifen, langen, fadenförmigen Kiel, der gewöhnlich so dünn ist, daß er kaum erkennbar ist; die Fahne fehlt entweder ganz, oder es finden sich nur etliche Aeste am obern Ende des Schaftes. Einer jeden Konturfeder des Kopfes, Halses und Rumpfes stehen eine oder zwey Fadenfedern ganz nahe.

Hierauf folgt die Betrachtung der Vertheilung des Vogelgefieders in bestimmt begrenzte Fluren, was die Hauptsache des Buches ausmacht. Zuerst von der Federnstellung im Allgemeinen. Nur bey sehr wenigen Vögeln, wie Aptenodytes, den Kasuaren, Palamedea cornuta und Chavaria, stehen die Konturfedern, wie die Haare der Säugthiere, gleichmäßig in ununterbrochener Folge über den ganzen Körper; bey den meisten Vögeln dagegen findet sich ein lückenhaftes Federkleid, indem die Konturfedern am Halse, Rumpfe und den Vordergliedmassen mehr oder weniger in die Länge gezogene schmale Streifen bilden, und von andern nackten oder wenigstens nur von Dunen bedeckten Streifen begrenzt werden. Diese befiederten Stellen sind es, welche Nitzsch Federnfluren (Konturfedernfluren, pterylae), die nackten oder wenigstens nicht mit Konturfedern besetzten dagegen Federnraine (apteria) nennt.

Solcher Fluren unterscheidet Nitzsch neun: 1) die Rückgrathflur, 2) die Schulterfluren, *) 3) die Oberschenkel- oder Lendenfluren, 4) die (einfache oder doppelte) Unterflur. Bey sehr wenigen Vögeln finden sich 5) Halsseitenfluren; die übrigen noch von Konturfedern bedeckten Theile würden folgende Fluren, wenn man sie wegen der gleichmäßigen Befiederung dafür halten darf, ergeben: 6) die Kopfflur, 7) die Flügelfluren, 8) die Unterschenkelfluren und 9) die Schwanzflur.

Als Raine unterscheidet Nitzsch acht: 1) die Halsseitenraine, 2) die Rumpfseitenraine, 3) den Unterrain, wozu entweder gewöhnlich oder seltner noch kommen, 4) der Rückgrathrain, 5) die obern Flügelraine, 6) die unteren Flügelraine, 7) die Unterschenkelraine und 8) die Kopfraine.

Anhangsweise handelt der Verfasser noch von der Bürzeldrüse, die bekanntlich eine ölartige Flüssigkeit absondert, mit welcher die Vögel ihre Federn einschmieren.

In der Anordnung dieser Federnfluren hat uns Nitzsch durch eine zahlreiche Menge von Beobachtungen eine solche Gesetzmäßigkeit nachgewiesen, daß sie zur Feststellung der Familien oder höheren Gruppen ein sehr wesentliches Moment abgeben. Dieß erhellt schon daraus, daß es unter den Vögeln ganze Familien und eine Menge von Gattungen giebt, welche von anderen ähnlichen durch kein äußeres Merkmal besser unterschieden werden können, als durch die Gestalt und Bildung ihrer Federnfluren. Ist dagegen die Anlage derselben innerhalb gewisser Familien, wie z. B. der Cuculinae, Lipoglossae und Amphibolae, wenig übereinstimmend und kaum für Aufstellung eines allgemeinen Familiencharacters brauchbar, so sind dafür in dieser Beziehung die Gattungen desto besser unterschieden. Wenn aber ein sehr bestimmter Familientypus der Federfluren auftritt, wie bey den Gruppen Passerinae, Limicolae, Longipennes, Steganopodes und Unguirostres, so verschwinden Gattungsunterschiede, wenn

*) Der Plural soll andeuten, daß die Flur stets paarig oder doppelt ist.



auch nicht ganz, doch mehr und mehr. Die Arten einer und derselben Gattung, wenn anders diese eine natürliche Begrenzung hat, stimmen gewöhnlich in der Anlage der Federnfluren mit einander überein. Hat aber die Gattung, wie bey Falco, Alcedo, Bucco, einen zu weiten Umfang und enthält zahlreiche, einander unähnliche Arten, so wird es nicht auffallen dürfen, daß auch in Hinsicht der Federnfluren Unterschiede, die den Gruppen der Arten entsprechen, sich finden lassen.

Für diese allgemeinen Sätze werden nun im zweyten Theile, der speciellen Pterylographie, durch Untersuchung der Ordnungen, Familien und Gattungen die Belege beygebracht, welchem reichen Detail wir hier nicht nachfolgen wollen. Es sind die Ergebnisse einer mehr als dreyßigjährigen Beschäftigung mit dem Studium der Vögel; für die systematische Anordnung derselben vom höchsten Belang, und der Name Nitzsch wird dadurch, so lange wissenschaftliche Studien blühen werden, im unvergeßlichen Andenken bleiben.

Noch sind einige Worte über die 10 Kupfertafeln beyzufügen. Nur die letzten 9 rühren von Nitzsch her und sind von ihm selbst gezeichnet; sie stellen die Federnfluren nach seiner systematischen Anordnung der Vögel vor. Die erste Tafel hat Burmeister entworfen und auf ihr die einzelnen Theile und Arten der Federn abgebildet.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXXXVII.

(Fortsetzung.)

Hr. P. S. Munk af Rosenschöld untersucht diese Ergebnisse (418 — 429) genauer, und unter verschiedenen Modificationen, kann aber nicht der Meynung seyn, daß die Veränderung der Oberfläche des Zinkes durch eine gewöhnliche chemische Einwirkung erzeugt werde, weil eben der chemische Angriff der Flüssigkeit das Mittel ist, den veränderten Zustand aufzuheben, er glaubt vielmehr, es müße der Veränderung des elektromotorischen Zustandes der Oberfläche des Zinkes in den alkalischen Auflösungen eine Molecularwirkung eigener Art zum Grunde liegen.

7. Hr. K. W. Knochenhauer in Meinungen bringt (444—451) seine Gründe an, welche ihn an der Richtigkeit der aus den Experimenten gezogenen Folgerungen in Betreff des Gesetzes, daß zwey mit gebundener Elektricität geladene Körper sich gegenseitig abstoßen, zweifeln lassen, und schließt aus seinen Versuchen, daß a) wenn zwey entgegengesetzte Electricitäten sich je nach ihrer Distanz vollständig bilden, sie alle Wirkung nach Außen verlieren, und allein in einer Beziehung auf einander stehen, welche sich vorzüglich als gegenseitige Beziehung äußert, und b) daß der Ueberschuß von freyer Elektricität, der sich auf der einen Seite findet, und nach außen wirkt, seine Wirkungssphäre nach der zweyten Fläche zu, auf der nur gebundene Elektricität vorhanden ist, nicht über dieselbe hinaus erstreckt. In dem Zwischenraume zwischen beyden Flächen ist dagegen die Wirkung der freyen Elektricität noch vorhanden.

8. Durch eine einfache Kette von ähnlicher Construction, wie sie von Hrn. Daniell zur Erlangung eines Stromes von unveränderlicher Intensität angewendet wird, erhielt (430) Hr. Golding Bird aus Lösungen von Kupfer, Eisen, Zink, Wismuth, Antimon, Bley und Silber schöne ausgebildete Krystalle von starkem Metallglanz und Festigkeit, welche einen merkwürdigen Contrast zu den weichen schwammigen Massen bildeten, in denen sie durch starke Batterien erhalten werden. Selbst Nickel und Silicium im reducirten Zustande, und Amalgame von Kalium, Natrium und Amonium wurden auf diese Weise gewonnen.

9. Hr. Pet. Rieß untersucht (55 — 76) die Wirkung einer elektrischen Batterie auf Magnetisirung und Wärmeerregung, und fand a) daß der Schließungsdraht bey der Entladung in einem nahe stehenden Drahte einen Strom erregt, der mit der Entladung selbst gleichlaufend ist, b) daß derselbe, wenn er in einer bestimmten Zeit die angehäufte Elektricitätsmenge einer Batterie entladet, durch Vertheilung in einem nahe stehenden Drahte, eine proportionale Elektricitätsmenge erregt, welche, wenn ihr ein Kreislauf gestattet ist, in einer Zeit circulirt, welche jener Zeit proportional ist, c) daß die im Nebendrahte erregte Elektricitätsmenge unter sonst gleichen Umständen der wirksamen Länge des Schliessungsdrahtes proportional ist.

B. Elektromagnetismus.

Die HHrn. AU. E. Lenz und M. Jacobi verbanden sich miteinander, die bis dahin nur durch beyläufige Versuche ausgemittelten Gesetze des weichen Eisens durch galvanische Spiralen festzusetzen. Um die Stärke des Stromes zu messen, bedienten sie sich einer abgeänderten Bequerel'schen Wage, welche ihnen ein Maaß in Kilogrammen gestattete. Die Ströme wurden erzeugt durch zwey wollaston'sche Batterien von Platin und

amalgamirten Zink von 12 Paaren mit einer Oberfläche von 576 Quadrat Zollen. Zur Flüssigkeit bedienten sie sich gewöhnlich verdünnter Schwefelsäure, bisweilen mit Zusatz von Salpetersäure. Die Stärke des erregten Magnetismus zu messen, wendeten sie die schon früher unter anderen Umständen gebrauchte Methode der magnetischen Induction an.

Nach vielen mühevollen Correctionen gieng bey der Untersuchung mit Eisencylindern von 1/2, 1, 1 1/2, 2, 2 1/2, 3 Zoll Durchmesser das Gesetz hervor, daß a) der im weichen Eisen durch galvanische Ströme hervorgerufene Magnetismus diesen Strömen genau proportional ist. Versuche mit verschieden dicken Spiraldrähten zeigten b) daß die Dicke und Form bey gleicher Stärke des Stromes und gleicher Anzahl der Windungen völlig gleichgültig, auch c) die Weite der Windungen ohne Einfluß, und d) die Totalwirkung sämmtlicher einen Eisenkern umgebenden Windungen = der Summe der Wirkungen der einzelnen Windungen ist.

Aus der Ohm'schen allgemeinen Formel für die Stärke des Stromes $F = \frac{A}{L + l}$, wo A die Summe der elektromotorischen Kräfte, L den ganzen Leitungs-Widerstand der Kette, und l den Widerstand des in sie eingeschalteten Körpers (Spirale) bezeichnet, lösen die HH. L. und J. die Aufgabe, die vortheilhaftesten Bedingungen zur Construction eines Elektromagneten, und zur entsprechenden Anordnung des galvanischen Apparates zu finden, wenn einerseits ein bestimmter Eisenkern, anderseits eine bestimmte Zinkoberfläche mit entsprechender Kupferfläche gegeben ist, und entwickeln daraus Formeln für die Erreichung des, oder Annäherung zum Maximum, woraus unter anderen die praktische Schlußfolge hervorgeht, daß bey einem gegebenen Eisencylinder für eine bestimmte Zinkoberfläche dasselbe Maximum des Magnetismus auf unendlich verschiedene Weise erlangt werden kann, wenn man die Dicke des Drahtes in gehöriges Verhältniß zur Anordnung der Kette setzt, der Verbrauch des Zinkes aber in einer bestimmten Zeit immer derselbe bleibt. (225 — 265)

Wie für weiches Eisen, so muß auch für Stahlstäbe angenommen werden, daß sich die temporäre Modification in der magnetischen Vertheilung, welche sie durch elektromagnetische Spiralen unter gleichen Umständen erfahren, wie die Stärke der Strömme verhalte. Die unmittelbarste praktisch höchst wichtige Folgerung daraus ist, daß sich die Anziehung der Elektromagnete verhält, wie das Product aus den magnetisirenden Strömen, also, wenn diese für beyde Individuen gleich wären, wie die Quadrate derselben, was vier Versuchsreihen mit geradlinigten Stäben unter verschiedenen Verhältnissen angestellt, so genau nachwiesen, daß der wahrscheinliche Fehler immer nur zwischen 0,41 und 0,6 beträgt. Aus der Vergleichung der dritten und vierten Versuchsreihe geht weiter hervor, daß für gleiche magnetische Ströme die Anziehung zwischen zwey Elektromagneten etwa viermal stärker ist, als zwischen einen Elektromagnet und Eisen.

Aehnliche Versuche wurden auch zur Verallgemeinung dieses Gesetzes mit hufeisenförmigen Stäben gemacht; allein sie führten nicht zu dem erwarteten Resultat und zeigten, daß hier ein viel zu complicirtes Phänomen hervortrete, als daß ein so einfaches Gesetz wie das quadratische oder das einfache demselben genügen könnte, was aber dem Gesetze selbst keinen Eintrag thut, und nur dahin deutet, daß man sich hüten müsse, hufeisenförmige Eisenstangen als Maaß anzunehmen, wenn aus der Tragkraft auf die magnetische Intensität oder von dieser auf jene schließen will. (401 — 418)

b) Seit Salvatore Dal Negro in Padua haben Jacobi, Stratingh, Becker, Page, Callan, Dovenport u. a. sich mit der Meynung getragen, den Elektromagnetismus als bewegende Kraft anwenden, und ihn für Dampf substituiren zu können, während andere das ganze Projekt als eine vollständige Ungereimtheit verwarfen. Hr. Pr. O. C. Vorsselmann de Heer nimmt aber die Sache in Schutz, und beschreibt (76 — 101) einen von ihm angegebenen Apparat, der wenigstens, wie er sagt, unter den Spielereyen der Physiker einen Platz erhalten mag, und dem er den Namen „elektromagnetischer Haspel" geben zu können glaubt. Bey einem Modelle, sagt Hr. de H. läßt die Geschwindigkeit und Regelmäßigkeit der Bewegung nichts zu wünschen übrig, obschon es zu klein und zu unvollkommen ist, um aus seinen Wirkungen ein bestimmtes Resultat ableiten zu können. — Ob aber auch im Großen dieser Apparat anwendbar, und mit Vortheil vor der Anwendung des Dampfes gepaart sey, läßt sich in diesem Augenblicke nicht entscheiden, und hängt von einigermassen in's Große getriebenen Versuchen ab. Ein paar tausend holländische Gulden, meynt Hr. de H., würden hinreichen, das Ganze in's Reine zu bringen. (?)

G. Thermo-Elektricität.

Noch ist die Thermo-Elektricität in ihrer anfänglichen Heranbildung, und die Erscheinungen derselben sind aus Mangel tauglicher Apparate von vielen Seiten noch unzugänglich. Daher ist jede Angabe solcher Hülfsmittel, wenn sie von einem bewährten Manne kömmt, ein dankenswerther Beytrag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 18ten July d. J. wurde folgende Fortsetzung der Historischen Erinnerungen auf einer Reise nach Oesterreich und in die Nachbarschaft, von dem Herrn Leg. Rath v. Koch-Sternfeld vorgelegt.

Referent glaubte wahrnehmen zu können, daß diese Erinnerungen, deren Abdruck in Nr. 21 der Gelehrten Anzeigen begonnen, und in Nr. 24 abgebrochen wurde, einiges Interesse erregt hätten; daher er sie nun mit einem weitern Artikel fortsetzte: Ungarns und der untern Steyermark längst verschollenes IX. Jahrhundert, bezüglich auf ihre Kirchen- und Kulturgeschichte.

Zu jener Zeit, als Carl der Große, seine Prinzen und Heeresfürsten, auf den über einhundert teutsche Meilen von Süden nach Norden ausgedehnten Ostgränze, zunächst gegen die Slaven und ihre Dränger, die Hunnen und Avaren, in den Krieg zogen; waren ihre Hauptquartiere einigermassen anders gestaltet, als — heut zu Tage. Anstatt einer Unzahl von buntbefiederten und reichdressirten Ordinanzoffizieren, Galopins und Volontärs, sah man da neben dem Feldherren, Mark- und Gaugrafen, nur Bischöfe und Prälaten aus den rückwärts liegenden Landschaften in Thätigkeit, hinter und unter denselben mehrere herzhafte, des Schreibens, fremder Sitten und Sprachen kundige Mönche: und ein und den andern wegen seiner Frömmigkeit und christlichen Wandels selbst im Volke, gegen das man zog, hochgeachteten Priester. Die Aebte und Mönche waren zugleich die Feldcapläne und Historiographen; wofür z. B. ein Mönch von St. Gallen mit seiner sehr umständlichen Beschreibung der hunnischen Bollwerke und Ringe ein Gewährsmann ist. Anstatt der heutigen Kriegscommissäre und Armeelieferanten leitete gewöhnlich ein königlicher Gastaldius en Chef die Verpflegung des Heeres; unter ihm standen die Verwalter der königlichen Domainen und der gräflichen Ambachte; neben diesen die Hausmayer und Schaffer der Abteyen: auch nicht zu vergessen aus den an der Donau, am Inn und an der Salzache gelegenen Städten der Großfrächter jener Zeit, der Schiffmeister, mit ihren wohleingeübten Seßthalern und Schärlern. Bey der aus ältester Zeit herstammenden ungemein lebhaften Schiffahrt zu Thal und Berg in jenen Jahrhunderten war diese Classe von Gewerbsleuten, bis tief ins Pannonien hinab, allbekannt, und eben so zahlreich als wohlhabend. Das norische Salz und Eisen, das bayerische Tuch (vom Loden bis zum Scharlach) und hinwieder Honig, Wachs und Rauhleder aus Polen und Mähren, Sklaven, Pferde und Kupfer aus Ungarn — waren zu Wasser und Land im täglichen Verkehr. Der Wagenburg standen einige ehrsame Gilde- oder Zunftmeister vor; unter ihnen alle Arten von nothwendigen Handwerkern, vielfältig Familienväter, mit ihren rüstigen Söhnen zur Hand. Der ganze Troß, aus den Leibeigenen und Knechten des Landadels und der Geistlichkeit aufgeboten, und der Feldarbeit wohl kundig und gewohnt, war strenghörig, jeder seinem Herrn; aber bey solchen Zügen oft eines bessern Looses gewärtig, und daher ein sehr taugliches, in unsern Tagen ganz unbekanntes Element, um alsobald, sicher und gedeihlich seine

Colonien zu gründen und nebstbey wiewohl unter günstigern persönlichen und dinglichen Verhältnissen, in der Clientel und Schutzverwandtschaft zur heimathlichen Herrschaft, weltlich oder geistlich, zu bleiben. An der heutigen Beweglichkeit und Disciplin *) ermangelte es den damaligen Truppenmassen freylich, aber hierin ersetzte dem heutigen Camaschendienst gegenüber, das Virtuelle der Individuen wieder viel das Ritterliche. Hierin das Geheimniß z. B. der Dynasten von Andechs, Playen, und Beilstein, von Falkenstein, von Vohburg von Scheyern, von Lambach und Pütten rc. — der Bischöfe von Passau, Salzburg, Freysing, Regensburg; — der Abteyen Niederaltach, Osterhofen, Tegernsee, St. Emmeram, St. Peter im fernen Ostlande schnell fremdes Gebiet zu erwerben und zu bevölkern; es trotz der vielfältigen Einfälle, Unfälle und Verheerungen, immer wieder zum Nachwuchs und Wohlstand zu bringen, und es sich durch lange Jahrhunderte zu bewahren. Aber neben dem königlichen Sinn eines Carl, neben dem Heroismus der Markgrafen Feldobersten und Ritterschaft, neben der Weisheit in Rath und That und bey dem Nachhalt der Kirche, (der Bischöfe und Aebte) in geistigen und leiblichen Hülfsmitteln bedurfte man in Hauptquartieren damals, wie heute, doch auch des Geldes und des Credits —: also der Hofjuden? Nein; dafür waren stets ein paar jener großmögenden Patricier, aus den ersten Geschlechtern von Achen und Regensburg u. s. w., die eben so wohl mit den Moskowitern als Byzantinern, wie mit den Venetianern und Genuesern, in Buch und Rechnung standen, vorhanden. Mit einem Worte: es galt auch im VIII. und IX. Jahrhundert bey den Kriegszügen nach Osten, und gegen die Unglaubigen, wie sechs Jahrhundert früher bey den Zügen der allgewaltigen Roma über den Rhein und gegen die Donau, das: ubi Romanus vicit, ibi habitat, noch im vollsten Sinne; mochte nun der eroberte Boden als „stipendium, als beneficium, als ministerium," oder sogleich „in plenam potestatem et perpetuam proprietatem" ein- und zugewiesen werden. Land und Leute zu Kirchen und Stiftungen widmen, hieß insbesondere: „in eleemosinam *) dare."

*) Die damaligen Gesetze für Kriegszucht waren streng; ja zu streng, daher sie selten in Vollzug kamen: z. B. das Abhauen der Hand, wenn der Mann im Lager seinen Nebenmann bestahl. Das in den drey letzten Jahrhunderten so hochgeachtete, und überall gehandhabte Disciplinarclement, der Corporalstock, that eine ganz andere Wirkung.

*) Vorzüglich galt dieser Ausdruck seit K. Otto I., und zunächst bey Sicherstellung eines der ersten materiellen Volks-Interessen: der Salzwerke, wie wir es in der Geschichte derselben (München 1836) nachgewiesen haben.

Die teutsche, und vorzüglich die bayerische Geschichte bietet diese Thatsachen auf jedem Blatte, und indem wir lediglich darauf hinweisen; deuten wir, hier zur leichtern Uebersicht des Ganges der Ereignisse im Osten, und der daraus abgeleiteten Eroberungs- und Verwaltungs-Principien aus der Zeit Carl des Großen und seiner nächsten Nachfolger nur einige Momente an.

Bereits Tassilo II., der letzte Beherrscher Bajovariens aus dem Hause der Agilulfinger, pflegte bey seinen Anordnungen zur Bezähmung und Civilitation der Slaven stets die benachbarten Aebte und Bischöfe beyzuziehen. So stand im Jahre 769 zu Botzen der Bischof Alim von Seben, als es sich um die Errichtung der Abtey Innichen im Pusterthal (auf den Trümmern des alten Agunt) bis wohin sich die Slaven ausgebreitet hatten, handelte, zur Seite, und Atto, der Dynast und Abt von Scharnitz,**) nachher Bischof zu Freysing, war es, der zuvörderst den Herzog zu dieser nach Zeit und Oertlichkeit wohl berechneten Stiftung vermochte. Was zum gleichen Behufe vom Herzog Tassilo im weitern Carantanien angeordnet wurde, unterlag wesentlich dem Rath und der Ausführung des Bischofs Virgil von Salzburg. Dieser ausgezeichnete Kirchenfürst und Staatsmann hatte bereits dem Herzog Odilo, dem Vater Thassilo's, zur Errichtung der Abtey Mondsee, wo am Gränzpuncte von vier Gauen, an der einen Pforte zu den norischen Eisen- und Salzwerken, schon seit der Römerherrschaft norische, slavische und germanische Bevölkerung sich einander den Vorsprung abzugewinnen

**) S. unsere Geschichte der Longobarden und Bajoarier; S. 140.

suchte, (darum der Herzog das Mehrtheil der Fundation aussen, im Donaugau und im Rotthal und Vilsthal anwies;) mit Rath und That beygestanden; auch Vivilo, der von den Bulgaren aus Lorch nach Passau vertriebene Bischof, dessen Sprengel an der Matich herauf bis Mondsee gränzte.

Aus Mähren, über Stein und die nördliche Crems, zu Mautern über die Donau, und von dort, unter den Mauern des hohen, und weithin schirmenden Gothwich, *) und der Burg Melk vorüber; zur Enns und Traun; dann gegen das südliche erzreiche Alpenland hin, (die Eisenwurz!) wieder einer Crems **) folgend, und durch das Innere der carentanischen Hochgebirge (über Spital am Pyrn) einst nach Rom, später nach Venedig, als zum Hauptmarkt des abendländischen Welt- und des levantischen Frucht- und Gewürzhandels führend, bestand seit grauer Vorzeit der lebhafteste Verkehr. Seit dem Vorrücken Samo's, in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts, hatten sich die Slaven dieses gewinnreichen Frachtenzuges ganz und gar bemächtigt; ihrer Uebermacht, rohen Sitte und ihrem Ländererwerb, waren die Herzoge des christlichen Bajoariens nicht mehr gewachsen. Da rieth Bischof Virgil, an der Seite des öfter diese Gegenden durchziehenden Herzogs Tassilo, eben an der Crems, auf einem der Stapelplätze am Eingange ins Bergland, ein stattliches Münster in Ehren st. Salvators zur Civilisirung der slavischen Bevölkerung aufzurichten, und es mit Mönchen von Niederaltach zu besetzen. Wie vollkommen Tassilo diese Idee auffaßte, und wie großartig sie alsobald ausgeführt wurde, ist urkundlich bekannt. ***) Von den

*) Gothwich, auch „Kotobig" Calles P. 1. B. VI. p. 371. In der Anschauung dieses Horts finden wir die Idee, daß ihm die Gothen den Namen gegeben haben mochten, keineswegs ungereimt.

**) Crems. In Mähren, in Oesterreich, in Steyermark, Kärnthen ꝛc.: an Brücken und Flüssen, überall finden sich diese slavischen Stapelorte und Ausspannen: Crems.

***) Im I. Bande unserer Beyträge zur teutschen Länder- und Völkerkunde S. 161 ꝛc. „über den Wendepunct der slavischen Macht im südlichen Bajoarien." Warum geben doch die heutigen gründlichen Forscher Oesterreichs die Bearbeitung ihrer so wichtigen Topographie mehreren Theils sehr untergeordneten Capacitäten, welche öfter nicht einmal erträglich und correct compiliren können, und vom Quellenstudium kaum eine Ahnung haben, preis?!

vier großen Abteyen in Oberösterreich sind Mondsee und Cremsmünster eben sowohl politische als religiöse Schöpfungen, die, wenn sie ihre Zeit ausdauern sollen, sich immer wechselseitig halten müssen: st. Florian ist später durch die Bischöfe von Passau geistig gehoben, und durch adeliche Vermächtnisse links der Donau wohlhabend geworden; aber die Gründung einer längst vergessenen, ihrer Lage nach größten und wichtigsten dieser Abteyen, die am Traunsee, oder zu Traunkirchen, beruht im Dunkel des hohen Alterthums, und ward bisher nur allzulange verkannt. Die milde Wahrung und Gebarung eines der ersten Landinteressen aller Volkswirthschaft: das Salzregale war, nach dem Untergang der noch überall erkennbaren Römerherrschaft auch hier im Ischel- und Ausseeland, wie an der bayerischen, fränkischen und sächsischen Saale, wie an der Elbe und Lünn ꝛc. der christlichen Kirche *) anvertraut worden, der zur Seite in lehenbarer Eigenschaft ein dynastisches Geschlecht jenes Wald- und Felsengebiet schirmte. Ernst der Noriker, und Hallgraf an der Traun, ist unstreitig diesen geheimnißvollen See-Thälern entsprossen. Auch in Unterösterreich hatten dann diese Abteyen Ländereyen erworben, und damit einen ausgebreiteten moralischen Einfluß auf die dortige Bevölkerung.

Wir kehren in die Tage Carls des Großen zurück. Es ist nicht genau zu ermitteln, welche Gränzlinie die Avaren, mit Tassilo II. befreundet, zur Zeit seiner Entthronung gegen Bajoarien einnahmen.

Da bey der Gründung der Abtey Cremsmünster (778), wie Ref. in diesen Blättern (Nr. 23.) früher erörterte, der Herzog auch über slavische Insassen in Grunzwiti verfügte, und die gleichnamige Curtis dieses weiten vom Donaugau bis

*) Geschichte der Salzwerke B. II. S. 241 zur Vorgeschichte des k. k. Salzkammerguts.

nach Pannonien hinabreichenden Verbandes am östlichen Abhange des cetischen Bergzuges lag, so darf man annehmen, daß damals die Avaren noch hinter den Ruinen von Carnunt, und südlicher, des gleich alten Budinum, (heute Püten) hielten.

Noch mehr südlich, längs der östlichen Gränze von Carantanien und Istrien war die blutsverwandte bayerische und slavische Bevölkerung ohnehin gegen die Avaren in gemeinsamer Stellung, was sich deutlich und urkundlich aus den raschen Bekehrungserfolgen, unter Leitung des Bischofs Virgil und seines Gehilfen Modest um Salzburg her ergiebt: und die Herzoge von Friaul, nun seit dem Uebergang der longobardischen Herrschaft in die fränkische, dieser streng verpflichtet, bewahrten ihre von jeher wichtige Vorhuth so wachsam und schlagfertig wie früher. *)

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXXXVII.

(Fortsetzung.)

Als solchen muß man die Beschreibung einer thermoëlektrischen Säule betrachten, welche Hr. Prof. G. W. Munke (451 — 461) liefert, und welcher in die kleinsten Details und die kleinsten Berücksichtigungen bey der Verbindung des Antimons mit Wismuth eingeht. Die Wirkungen der von Hr. M. angegebenen Construction in Verbindung mit einem Inductions-Multiplicator sind a) grünliche Funken beym Oeffnen der Kette, b) merkbare Erschütterung zwischen den mit Wasser benetzten Fingern, und größere bey dem Berühren der Zunge mit den Drahtenden, c) so starke magnetisirende Wirkung, daß Hr. M. meynt, der thermoëlektrische Strom würde zur Telegraphie sich am besten eignen.

*) Geschichte der Longobarden 2c. I. und II. Abschnitt. Auch Aquil. Jul. Caesar, Annales Styriae etc. und in dessen Kirchen- und Staatsgeschichte der Steyermark, I. 244 ist der Ansicht, daß Gisulf und seine Nachfolger in Friaul auch noch das benachbarte Pannonien und Noricum zu bewahren hatten.

D. Magnetismus.

1) Hr. M. Faraday untersuchte die Meynung, daß sämmtliche Metalle bey großer Kälte magnetisch werden durch Thilorier's schönen Apparat und ein sehr empfindliches astatisches System von zwey Nadeln, und fand sie durchaus ungegründet. (218 — 220).

2) Die englische Regierung hat auf Hrn. Alexander von Humboldts Antrag die Kosten zu einer Expedition, um die Curven der magnetischen Abweichung, Inclination und Intensität bis gegen den Südpol zu bestimmen, bewilliget. In den magnetischen Stationen werden ausschließlich die sichern Apparate und Beobachtungsmethoden des Hrn, Hofrath Gauß angewendet werden. Die dazu bestimmten Schiffe sind der Terror und Erebus, welche am Anfange Aprils 1839 den Befehl erhielten, in die See zu gehen. Die Unternehmung ist dem ausgezeichneten Capitain James Roß übertragen. Drey Jahre sind für diese Unternehmung anberaumt; während welcher unter der Leitung von Artillerie- und Ingenieur-Offizieren an den magnetischen Stationen beobachtet werden soll. Die sämmtlichen Observatorien sollen zu Anfang 1840 in Thätigkeit seyn. (215 — 217).

E. Meteorologie.

Im vorigen Bande wurde schon eine vorläufige Notiz von Hr. Forbes Untersuchungen über die Farbe des Wasserdampfes mitgetheilt. Die weitere Beobachtung (593—599) eines Dampfstrahles aus einem vortrefflichen Hochdruckdampfkessel gab bey verschiedenem Druck zum Resultat, daß a) der Wasserdampf in reiner Gasgestalt farbelos ist, b) bey einer besondern Stufe der Verdichtung aber orangefarbig wird, ohne daß c) der Grad der Spannung einen wesentlichen Einfluß darauf hat; und d) daß derselbe aus einem Spectrum ganz denselben Theil fortnimmt, wie das salpetrigsaure Gas. Hr. F. glaubt deßwegen nicht zweifeln zu dürfen, daß die Farbe des Wasserdampfes unter gewissen Umständen die hauptsächliche oder einzige Ursache der an Wolken beobachteten rothen Farbe sey, da keineswegs Dampf von hoher Spannung zur Farbenerzeugung nothwendig ist, obschon natürlich bey geringer Spannung eine größere Dicke zur Hervorbringung ähnlicher Wirkungen angewendet werden muß.

2) Hr. Prof. Moris in Turin unterscheidet im Klima Sardiniens die untere sehr ungesunde Region der Ebenen, die intermediaire, deren jährliche mittlere Temperatur ungefähr 13°,3 beträgt, und die der Berge, deren höchster Genargento 1917, Mt. d'Oliena 1338, Mt. Limbara 1313, und der Linas 1242 Mèter hoch seyn soll. (222—224).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July d. J.

(Fortsetzung.)

Die Entfernung Tassilo's aus seinem Erblande und seines Hauses Entsetzung, war für die Avaren das Signal, mit großer Macht einerseits durch Grunzwiti, über den cetischen Bergzug heraufzudringen, und anderseits über Friaul gegen die Lombardey vorzubrechen; dort, um den Griechen von Unteritalien her die Hand zu reichen. Aber allenthalben siegten die auf ein solches Ereigniß schon gefaßten Franken und Bayern: Die Avaren erlitten schwere Niederlagen sowohl in Friaul, als diesseits der Alpen, an den Gränzen des Oberwienerwaldes, und zunächst an der Donau. Wenn jedoch die fränkischen Annalen in der Bezeichnung der Wahlstatt zwischen campus Iborae und Ibosae schwanken, so bedarf es nur einer lebendigen Anschauung der Landschaft selbst, um sich zu überzeugen, daß die Franken und Bayern den ersten Anfall der Avaren auf dem Plachfelde an der Ips brachen, und den zweyten noch ungestümern Andrang auf dem links von der Donau und rechts von den Schluchten und Bollwerken der Comagena (Kumberg) bedrohten Tulnerfelde niederschlugen (788). Die Bischöfe Arno von Salzburg und Simpert von Regensburg, bey K. Carl hochbetraute Männer, waren mit in den beyden Hauptquartieren der fränkischen Heerführer, Audaker (Audulf) und Grahman, der Patriarch Paulinus von Aquileia hatte sich dem Zuge von Friaul angeschlossen; und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese weltlichen und geistlichen Machthaber vorerst bemüht waren den eroberten Boden alsobald wieder mit den entflohenen Eigenthümern zu besetzen.

Seinen eben so tapfern als frommen Schwager Gerold, einem Grafen von Bussen aus Alemannien, *) hatte Carl zuerst die Statthalterschaft über Bajoarien und damit auch die Gränzhuth der Ostmark anvertraut; während Audulf in dem Nordgau und gegen die Normannen berufen wurde, **) und Bischof Arno war und blieb mit Gerold zugleich königlicher Sendgraf. Diese und andere, übrigens die bayerische Verfassung möglichst schonende Einrichtung hatte Carl von Regensburg aus getroffen.

Ein paar Jahre darauf, während Carl mit ganz andern Angelegenheiten seines abendländischen Reiches beschäftigt war, erschienen zu Achen Gesandte der Avaren vor ihm, um Streitigkeiten auszugleichen, welche der Gränzen wegen zwischen ihnen und den Bayern entstanden waren: und schon während dieser Verhandlungen selbst waren die Avaren wieder gegen die Enns heraufgerückt. Diese Nach-

*) Gerold, ein Ahnherr des heutigen k. Hauses Wirtemberg; öfter schon in diesen Blättern besprochen.

**) Audulf der Franke: durch seine Gemahlin Gaila, welche ihm um Aerding, an der Semt und Isen großes Besitzthum zugebracht, und so ihn und sein Geschlecht als Bayern nationalisirt hatte. S. unsere Beyträge zur teutschen Länder- und Völkerkunde Bd. II. S. 29 und Geschichte der Longobarden S. 141. Der bald nachher im Ostlande aufgestellte Markgraf Gotram (auch Koteram) war gleichfalls an der Semt begütert, zu Ward, und, unserer Ansicht nach, ein Bruder oder Neffe der Gaila. Dubuat ist es, der die Heimath Gotrams ausgemittelt: origines boicae domus. Norimbergae 1764. P. I. p. 79. 90. Solche Notizen werden beytragen, die uralten Rechte der Dynasten von Semt und Ebersberg in der Ostmark, und ihre dortige Reihenfolge aufzuklären.

richt bestimmte den König Carl zu dem festen Entschluß, jene Barbaren ein- für allemal mit aller Macht zu bekriegen. Im Frühjahre 791 setzten sich, von Regensburg aus, drey Heeresabtheilungen gegen das Ostland in Bewegnng. Sachsen, Friesen und Thüringer unter Anführung des Grafen Theoderich, und des Kammerherrn Meginfred, (Mainhart?) zogen auf der Nordseite der Donau durch den bayerischen und Passauerwald hinab, über die Mühel und gegen die Camp, auf den dichtbewaldeten Hochebnen, welche einst die Markomannen inne hatten, und worin dann slavisches Volk unter bayerischem Adel siedelte. Rechts der Donau führte Carl selbst die Franken und Alemanen. Die mit der Donau längst und wohlvertrauten Bayern hatten sich auf derselben eingeschifft; und dazu Mundvorrath und Rüstzeug aller Art. Nach kurzem Stillstand an der Enns waren die Verschanzungen der Hunnen jenseits an der Camp, und diesseits an der Stadt Comagena, schnell genommen, und rasch war das Land jenseits über die March hinaus bis zu den Carpathen, und diesseits über die Leitha bis zur Rab, wieder erobert, aber auch zum Theil verheert. Die Hunnen selbst hatten sich hier nicht auf angestammten Boden gefühlt, und keinen hartnäckigen Widerstand geleistet. Die Sachsen und Friesen kehrten über Böhmen zurück; die Franken unter Carl nach Bayern; sein Sohn Pipin sollte mit den Bayern und Longobarden den Krieg gegen die Avaren fortsetzen. *) Jene befehligte Gerold, des Landes Statthalter; die Wälschen von Friaul aus der den Bayern und Longobarden gleich verwandte Herzog Erich. **) Sein Namensvetter Chadaloh schirmte Carentanien; ***) und jenseits der Donau, im Marchland und in den Vierteln Ober- und Unter-Manhartsberg, vermuthen wir bereits

*) Sieh unten in den Noten.

**) Erich: seiner Abkunft und Stellung nach erst jüngst wieder in diesen Blättern besprochen.

***) Chadaloh, slav. Cazil, oder Chozil. bey Megiser, annales Carinthiae, Cadoleus etc. auch bey Schönleben bekannt; wie in den Urkunden von Freysing und Regensburg; denn die Chadalohe des Chiemgau's vergassen nirgends ihrer Heimath, (unsere Beyträge II. S. 79) befehligte im heutigen Steyermark und Kärnthen.

einen andern Zweig dieses überaus mächtigen Hauses, die aus dem Chiemgau über Regensburg und Passau eingewanderten Plagienses, (Playne). Die Jahre 793 bis 795 wurden von den Bayern und Longobarden mit neuen-Rüstungen zu einem der blutigsten Kriege in der Weltgeschtchte nun im Hunnenlande selbst benützt, während unter Leitung der Bischöfe und Prälaten die norischen und bayerischen Colonien nur behutsam vorrückten.

Inzwischen waren im Jahre 795, die unter Tolma tief ins Carantanien vorgebrochenen Hunnen vom Grafen Chadaloch zurückgetrieben worden. Mit dem Frühjahre 796 überschritten nun die Bayern und Longobarden von der Rab, Szala (Sale) und Sarviz aus, in der Linie zwischen Gran und Baja die Donau, gegen die Theiß; denn es galt jetzt die Eroberung des hunnischen Rings, eines neunfachen, seit 200 Jahren, auf einem Durchmesser von mehr als sechs und dreyßig teutschen Meilen, zirkelförmig aufgebauten Bollwerks, mit dem darin hausenden Volk, und den unermeßlichen Schätzen, welche diese Barbaren bisher den abendländischen und morgenländischen Nachbarn geraubt hatten. Die Schlag auf Schlag ausgeführte Erstürmung dieser Bollwerke gelang vollständig; sie war zunächst die Waffenthat Erichs und der Seinigen; *) und eine allgemeine Flucht der Hunnen unter dem Rest ihres Adels, hinter die Theiß (einst Tibiscus) die Folge davon.

Denn die hunnischen Fürsten hatten um Gnade angefleht. Hier gebot Pipin Stillstand. Die Waffenruhe ward diesseits zu neuen Rüstungen benützt. Gegen das Ende des Jahres 797 gieng Pipin zu seinem Vater nach Sachsen; mit ihm eine hunnische Gesandtschaft mit reichen Geschenken, um sich, wie unsere einheimischen Nachrichten melden, den großen Strich Landes zwischen der Donau und Rab als fränkisches Lehen zurück zu erbitten. Darein wil-

*) „Ille dux de Histria, ut dictum est nobis, ibidem benefecit cum suis hominibus:“ so lakonisch schrieb Carl d. Gr. an seine Gemahlin Fastrada über diesen Sieg; wie in unsern Tagen Napoleon in seinen Bulletins, über die Großthaten seiner Marschälle sich auszudrücken pflegte. Aber es genügte.

ligte Carl, um nicht weiter die Colonisationen und die Mark bloß zu stellen, nimmermehr. Vielmehr sendete er den Pipin alsobald wieder zum Heere in Pannonien ab, um alles Land zwischen der Rab, Drau und Donau womit nordwestlich die Gefilde des heutigen Neusiedler- und südöstlich die des Plattensees begriffen waren, förmlich in Besitz zu nehmen. Pipin vollzog, wie befohlen und übergab einsweilen die kirchliche Einrichtung des Landes, und die Bekehrung der Ungläubigen und Abtrünnigen in demselben, dem Bischof Arno von Salzburg. *)

*) Cod. diplomat. zur Juvavia (1784) Nr. III. p. 10, 13, 15. Anonymus de conversione Carantanororum et Avarorum. „Item Anazefaleos de Avaris. Sed nunc, qualiter huni inde expulsi sunt, et sclavi inhabitare ceperunt, et illa pars pannonie ad diocesim juvavensem conversa est edicendum putamus.“ — „Igitur Karolus Imperator anno nativitatis domini dccxcvi Aericum comitem destinavit hunos exterminare.“ Eodem igitur anno misit Karolus pippinum filium suum in hunia cum exercitu multo, qui perveniens usque ad celebrem eorum locum, qui dicitur rinch, ubi iterum omnes eorum principes se reddiderunt pippino.“

„Qui inde revertens, partem pannonie circa lacum pellissa inferioris, — (man übersehe nicht, daß pannonia superior damals über dem cetischen Bergzug heraufreichte) ultra fluvium, qui dicitur hrapa, et sic usque ad dravum fluv. et eo usque, ubi drauus fluit in danubium, prout potestatem habuit, prenominavit cum doctrina et ecclesiastico officio procurare populum, qui remansit de hunis et sclavis in illis partibus Arnoni juvavensium episcopo etc.“ „Postmodum ergo anno dccciii Karolus imperator bagoariam intravit et in mense Octobris Salzburch venit etc.“

„Similimodo etiam Arn episcopus successor Virgilii sedis juvavensis deinde curam gessit pastoralem — undique ordinans presbiteros et mittens in sclaviniam, in partes videlicet quarantanas, (Steyermark und Kärnthen) atque inferioris pannonie etc.“

„Hunis rejectis — ceperunt populi, siue sclani, vel bagoarii inhabitare terram etc.“

Und nun erst konnten begreiflicher Weise die Bevölkerung dieser verheerten und verödeten Landschaften, und die Einwanderung von fernen Colonisten einen raschen und sicherern Gang nehmen; und nun erst mochte das Sumpf- und Steppengebiet jenseits der Leitha, wie der Neusiedlersee diesen neuen Namen geschöpft haben. *) Es ist dieses im Mittelalter, nicht weiter hinauf gerechnet, die erste Periode eines wohlgeregelten und großartigen, d. h. eines christlichen Colonisationssystems von Westen her. Die zweyte zählen wir vom XI. Jahrhundert an. Nichts ist interessanter, als mit der Geschichte in der Hand, diese mehrmalige Wiedergeburt Unterösterreichs, Oberungarns, und der Steyermark, inmitten des Landes und Volkes selbst zu verfolgen. — Uralte Wahrzeichen, vermengte Laute und Erinnerungen, mochten da manches norische und lombardische Geschlecht auf uraltes Erbe zurückgeführt haben. **)

Die Erwerbungen der regensburgischen und salzburgischen Kirchen in Niederösterreich sind zum Theil vorausgegangen. ***)

*) Fertö — nennen die Ungarn dieses ihr westliches, zur Wieselburger-Gespanschaft gehörige Gränzgebiet, woraus vielleicht der Name Feyerfeld entstanden. Ob eben dieser Neusiedlersee Peiro (Plinius) lucus Pelipa geheissen, ist nichts weniger als gewiß. Daß die gemischten Colonien umher nur allmählig, und nicht auf einmal statt fanden; also auch in späteren Perioden; darüber belehrt schon die örtliche Anschauung, und ein gesundes Verständniß der Ortsnamen, der Kirchenpatrone zc. Diese Anschauung läßt aber auch nicht verkennen, daß man bisher auf diesen Theil der deserta bojorum ein allzu pedantisches Gewicht legte.

*) In der Geschichte der Longobarden und Bajoarier durften wir solche Thatsachen nicht übergehen: z. B. im VI. Abschnitt S. 158. und im Anhang.

*) Sollte der einst nach Regensburg grundpflichtige locus Simaningen in finibus orientalis regni, ao. 1028; Ried cod. diplomat. ratisb. I. 147, heute die bekannte Simeringer Haide unter Wien, mit dem Namen Simpert in Verbindung stehen? Bezüglich auf Ober-, Mitter- und Unter-Arnsdorf, (Arnesdorf) rechts der Donau, und die dortigen salzburgischen Besitzungen, ist diese Analogie

Man darf hier nicht vergessen, daß von Aquileia und Byzant her Pannonien, wie Noricum gleichzeitig, wo nicht früher Kirchen und Klöster erhalten hatte; es glimmte noch viel christliches Element in diesem, seit dreyhundert Jahren mit Blut und Asche gedüngten Boden; und es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, daß selbst die Masse der Hunnen fort und fort nicht aus dem Steigbügel gekommen. Ein kleiner Theil davon trieb zwischen den Slaven bereits dießseits der Donau, und ein größerer jenseits, zwischen den Ringen Ackerbau und Viehwirthschaft, wie es klar aus der Beschreibung des Mönchs von St. Gallen zu entnehmen ist; und vollends dienen Alcuins, Carls Lehrer und Rath Mahnung an seinen geliebten Bischof Arno: „et esto predicator pietatis, non decimarum exactor" zum Beweis hierüber. Woher denn Zehenten ohne Ackerbau? Diese Anordnungen bestätigte Carl (798) nicht nur, sondern er ließ nun dem inzwischen zum Erzbischof beförderten, und auch in Pannonien zu seinem Missus ernannten Arno das dortige Kirchenwesen für sich und seine Nachfolger durch den Grafen Gerold sammt und sonders überantworten; mit dem Befehl, anstatt des Zehnten in allen christianisirten Districten den dritten Theil der Einkünfte der Kirche und ihren Stiftungen ein- und zuzuweisen.

---

zum Bischof Arno, auch der Zeitfolge der Urkunden nach, nicht zweifelhaft; so anlockend es für den Beschauer an Ort und Stelle seyn möchte, diese sehr beengten fruchtbaren Fluren zwischen den Felsenschluchten der Donau und gegenüber dem schroffen Dürnstein (Tyrnstein) in der Wachau als Ar- oder Ornovia entgegen zu stellen. Die freysingischen Erwerbungen in Oestreich beginnen erst in der zweyten Hälfte des X. Jahrhunderts. Behufs der bayerisch-österreichischen Culturgeschichte hätte diese Landschaft längst eine besondere, aus Autopsie und urkundlichen Quellen geschöpfte Bearbeitung verdient, wozu es dort auch an trefflichen Talenten nicht fehlte. Vielleicht kämen wir dann daran, aus dießseitigen Quellen, und unseren Wahrnehmungen, auch einige Notizen beyzutragen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXXXVII.

(Schluß.)

3) An die Untersuchungen über die Bodentemperatur von Brüssel von 1834 und 1835 reiht Hr. Quetelet (220—222) nun auch die Resultate von 1838 verglichen mit dem Gesammtresultate des ganzen Lustrums, woraus in

Tiefe	das mittlere Minim.	Maxim.	Schwankung
von 0,58 p. F.	2,76	16,65	13,89
1,38	3,66	16,48	12,82
2,31	4,28	16,34	12,06
3,08	5,94	16,38	10,44
12,00	9,69	14,31	4,61
24,00	11,71	12,62	1,48

sich ergab.

4) Herr Pentland hat die Messung des Berges Illimani in Peru unter günstigeren Umständen wiederholt, und die Höhe desselben um ungefähr 100 Mèter niedriger = 7275 Mèter (22396 p. F.) gefunden. Die Schneegränze in dem West- und Südabhange fand er in 4823, 4736, 4782, 4775 Mèter, an der Nordseite (1827) selten unter 5200, an den Bergen von Vilcanota (14°33 S. B.) 4928, am Illimani (16° 40′ S. B). 4720 Mèter (224).

5) Im westlichen Theile der Cap-Colonie etwa 15 engl. Meilen von Tulbagh ereignete sich am 13. Oktober 1838 morgens 9 Uhr ein Meteorsteinfall mit einer furchtbaren Explosion auf einen Raum von 40 — 50 Ellen ins Gevierte. Die gefallene Masse wurde zusammen auf 5 Cubikfuß geschätzt. Ihre Bestandtheile waren nach Faraday 6,5 Wasser, 4,24 Schwefel, 28,9 Kieselerde, 5,22 Thonerde, 33,22 Eisenoxydul, 19,2 Bittererde, 1,64 Kalk, 0,82 Nickeloxyd, 0,7 Chromoxyd ohne eine Spur von Kobalt und Natrum. (S. 384).

6) Hr. Juben, Lieutenant der französischen Marine hat ein Stück eines bey Potosi (in Bolivia) gefallenen Meteoreisens mitgebracht. Es ist porös, zuweilen von rhombisch-dodecaëdrischer Form, hin und wieder gefüllt mit olivinartiger Substanz, ungemein zähe, läßt sich hämmern und feilen und oxydirt nicht an der Luft. Es besteht nach der Analyse eines Hrn. Morren aus 90,241 Eisen, und 9,759 Nickel ohne Spur von Kobalt, Kupfer oder Mangan. (470)

7) Hr. Prof. Bessel hat sich überzeugt, daß das vermuthete Aufsteigen der Sternschnuppen in keinem einzigen Fall erwiesen, und eine Annahme ist, welche auf die Resultate einen verderblichen Einfluß hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July d. J.

(Fortsetzung.)

Von den westlichen Carpathen bis zum Einflusse der Drau in die Donau, östlich von Essek, hatte nun die Erzkirche Salzburg zu gebieten: aber einzelne und große Dotationen gehörten auch jenseits der Drau bis zur Save, zwischen Carentanien und Slavinien hinab, nach Salzburg, wie wir hören werden. Regensburg scheint uns damals, links der Donau in den Carpathen selbst, um das alte Posonium, um Durnava und Nitruna über eine Landschaft von mehr als 1100 Quadrat Meilen eingewiesen worden zu seyn.

Der südöstliche Theil dieses weiten salzburgiburgischen Sprengels war jedoch wie gesagt um nicht viel mehr als eine starre Wüste, auf welcher die Avaren immer wieder mit Macht vorzudringen suchten. Vergebens. Zwar fiel Gerold, der Statthalter, der sich eines Tages zu weit vorgewagt hatte, von einem feindlichen Pfeil durchbohrt; aber die Gränzgrafen Werinher, Gotram und Gotfried, als deren Nachfolger Albrich Adelbert und Gerold der Franke, genannt werden, vernichteten jede hunnische Masse, die neuerdings auf dem Kampfplatz erschien. In Istrien, zu Tersaz, war der tapfere Erich durch Meuchelmord umgekommen. Carl berief den Chadaloch aus Carentanien an seine Stelle, während der südliche Theil dieser Provinz, nämlich Carentaniens, den eingebornen slavischen Fürsten, welche seit Bischof Virgil, und dem dort vom Volke so allgemein hochgeachteten Statthalter Ingo *) auf der Fürstenschule zu Herren-Chiemsee in Bayern erzogen worden waren, und salzburgische Priester zur Seite hatten, anvertraut wurde. Die bayerischen Grafen Helmowin, Albgar und Pabo schirmten nach einander die Gränzen auf dieser Seite.

Erzbischof Arno übersah das ihm als Kirchengebiet zugewiesene weite verödete und versumpfte Blachfeld, worauf wir heute fünf reichsfundirte ungarische Bisthümer zählen, in der höhern Weihe seines Berufes; und er säumte nicht, einige ausgewählte Priester zur Seite, das Land nach allen Richtungen zu durchwandern, und in demselben vordersamst jene Wohnstätten aufzusuchen, wo schon früher, seit der Herrschaft der Römer in Pannonien, unter günstigen örtlichen Verhältnissen höhere Urbanität gewaltet, und selbst Kirchen und Klöster bestanden hatten. Darum sind es allenthalben **Kirchen**, der schönste Ankunftstitel, wovon die ältesten Urkunden sprechen. *) Daß es aber bey dem Kirchenbaue allein nicht geblieben, daß dabey, nach dem kirchlichen Totalbegriffe, zugleich Spitäler, Klöster, Rechtspflege u. s. w. auf- und eingerichtet wurden das versteht sich von selbst. **)

*) Cod. diplomat. juv. p. 13. „Quorum (Comitum) unus Ingo vocabatur.“ Er war selbst ein Eingeborner (Engi) der Alpen, wie früher jener heilige Inguin, Bischof zu Seben; s. „die Tauern und das Gasteinerthal.“

*) Kirchen: einst. Heutzutage spricht man nur von Blockhäusern, Bivouaquen und Kasernen, die aber für sich allein zum Zwecke nicht als hinreichend erscheinen. Mit dem XI. Jahrhundert beginnt sich in Bayern und Oesterreich der Name Neukirchen (auf alten Kirchstätten!) zu vervielfältigen, wie wir schon öfter angedeutet haben.

**) Wäre es möglich, bey solchen Principien der Vorzeit nicht manchesmal einen Blick in unsere an Principien, Rudimenten und Grammatiken so reiche Gegenwart zu werfen? Indessen, — die Zeit

Diese Oasen der pannonischen Wüste bezeichnete Arno vorerst als jene pfarrlichen Besitze, von welchen aus sich allmählig die Kirchensprengel erweiterten; indem nun erst das eingeborne, in die Berge und Wälder verscheute Volk es wagte, zahlreicher sich wieder um diese Kirchen zu sammeln, und, neben den von Westen wohlgemuthet beygeführten oder vorgeschobenen Landleuten, und im Schutze der von edlen Geschlechtern wieder aufgerichteten oder neugegründeten Burggebieten (Castella), als erbsässige und stammgehörige, kleinere und größere Dorfschaften zu bilden. *) Von der einödigen, (sporadischen) Bewohnung und Cultur des Landes konnte da, unter dem climatischen und fremdartigen Einflusse und in der feindlichen Umgebung keine Rede seyn. Die Mark- und Gränzgrafen, auch für sich selbst sorgend, eigneten sich bey dieser Gelegenheit manche den Kirchen gewidmeten Ortschaften zu, wovon die späteren Urkunden ausdrücklich sprechen. Dieser Gang der Cultur und Civilisation Pannoniens im IX. Jahrhundert wird bey der Beschauug des Landes mit Hülfe der Urkunden und in der Bedeutung der Topographie alsobald klar. — Erzbischof Arno hatte den Priester Theoderich zum Bischof geweiht, und ihn über Pannonien aufgestellt.

Vielleicht möchte man hier fragen, warum die Bischöfe von Passau, in Kraft der ältern, von Lorch her ererbten Anrechte ihrer Hochkirche auf Pannonien an den Erwerbungen Regensburgs und Salzburgs nicht theilzunehmen suchten? — Passau, dessen bisheriger, östlicher Sprengel unter diesen Einfällen eben am meisten gelitten hatte, sah die Fortschritte seiner jüngern Nachbarn keineswegs gleichgültig an, und insbesondere nicht die auf Salzburg übergetragene Metropolitanwürde. Aber Arno stand bey Carl und dem Papste zu hoch, und so wandten die Bischöfe von Passau einsweilen ihr Augenmerk auf die Consolidirung ihres Sprengels in Oberösterreich, und im Waldgebiete zwischen der Donau und Böhmen; während die Bischöfe von Regensburg ihren Sprengel auch in Böhmen zu erweitern suchten. *)

Als Carl im Jahre 803 zu Regensburg weilte, um da das aus Pannonien zurückkehrende Kriegsheer in Augenschein zu nehmen, erschienen vor ihm auch ein Fürst Zodan (Sultan?) und andere Primaten Pannoniens, und huldigten ihm. Hierauf im October, gieng Carl nach Salzburg und bestätigte dem Erzbischof Arno und seinen Nachfolgern wiederholt alle Gerechtsamen und Widmungen, die bereits Pipin im Ostlande an Salzburg übertragen hatte. Aber auch Bischof Balderich von Passau ward nun für seine Kirche förmlich in jene Sprengel eingewiesen, die Passau nach dem Abzug der Hunnen an der Bielach, Erlaf und Trasen, und jenseits des cetischen Gebirgs, an der Leitha rechts der Donau; links aber an der Närden, und in der Wachau, wieder bevölkert hatte. Damit war jedoch der zu Passau im Jahre 804 aufgetretene Bischof Urulf keineswegs zufrieden, und wanderte, als er auch bezüglich auf die Metropolitanwürde gegen Salzburg nichts ausrichten konnte, auf eigene Rechnung links der March hinauf und über die Carpathen hinab, und predigte dort das Evangelium. Man hält diesen Urulf für den ersten Gründer der Bisthümer zu Olmütz und Neitra in Großmähren und zu Altenburg und Faviana in Pannonien. **)

schreitet fort, und sie kann nicht zurückgeschraubt werden, sagen unsere Zeitapostel, und so schrauben sie sich denn selbst und Andere manchesmal auf eine leider allzu kostspielige Weise.

*) Castella. Nirgends findet man noch so viele solcher Familiengebiete, als in Ungarn. Mancher reichere Magnat besitzt deren wohl an 150 — 200. Ueber den Ursprug und den Zweck dieser primitiven Jurisdictionen scheint man aber da keine Skrupeln zu hegen.

*) Sollten die uralten Rechte der Kirche Regensburg auf Pannonien schon in der vita primogenia st. Ruperti angedeutet seyn: „per alveum danubii usque ad fines pannonie inferioris spargendo semina vite navigando iter arripuit.“ (584). Cod. diplom. juv. p. 8? Die uralten Stiftungen st. Emmerams zu Neitra wurden dann von Gisela, K. Stephans Gemahlin, wieder erneuert. Auch in der Wachau war Regensburg früher, als Salzburg, begütert. Salzburg lag abseits, während die Donau Regensburg und Pannonien unmittelbar und enge verband.

**) Ueber Passau als Metropole von Pannonien 2c.

Der mit Carls Gunst um diese Zeit (805) statt gefundenen Einwanderung und Ansiedlung eines hunnischen Fürsten, als Christ Theodor genannt, und seines Volkes, zwischen Carnunt und Sabaria, haben wir bereits früher gedacht. Er war von den böhmischen Slaven, die mit Macht über die March und gegen die Carpathen vordrangen, vertrieben worden. Darum ließ sie Carl züchtigen. Zwey Jahre nach einander durchzogen die Alemannen und Bayern, vom Nordgau her unter dem Markgrafen Audulf, und von der Ostmark her, unter Werinher die böhmischen Wälder, wobey die bayerischen Bischöfe und Aebte ihren Schaaren zur Seite standen.

Die gleichzeitige Schenkung der Curtis Grunzwita jenseits des Kahlenberges, mit XV. Mansen, und den dazu gehörigen Leibeigenen, beyderley Geschlechts, mit den Gebäuden, Ländereyen, Weinbergen, Weiden, Wäldern, Gewässern, Mühlen 2c. — all das gab Carl auf stets und ewig seinem getreuen Witigomo, zum vollen und sichern Leibeigenthum; die Erinnerung an viele solche Schenkungen mag mit den Urkunden verloren gegangen seyn! — weiset bedeutsam auf die nunmehrigen sichern Fortschritte der Kultur und auf die Nachhaltigkeit des Markenbannes hin: denn, wie wir schon anderwärts nachgewiesen haben, Witigomo stamunte aus dem Salzburggau von jenen Dynasten, welche später unter dem Namen der Grafen von Beilstein in Unter- und Inner-Oesterreich auftraten, und die gegen Ungarn eine Kette von Bollwerken zu hüten hatten. Vom July 810, datirt sich die Urkunde, womit Carl zu Achen den zwischen Aquileia, (der Patriarch Paulinus hatte früher keinen Einspruch gemacht, aber nun Ursus, dann Maxentius,) und Salzburg, (Erzbischof Arno) den Zwist über die beyderseitigen Diöcesen entschied. Fortan sollte die Drau als Gränze in der Art dienen, daß jenen Kirchen, welche unmittelbar am Fluße stunden, und jenseits ihr Witthum hatten, solches ungeschmälert verbleiben mußte. Aquileia hatte seine uralten Rechte auf das untere Pannonien und Carentanien nachgewiesen. Zugleich ordnete Carl abermals einen Heerzug nach Pannonien ab, um die zwischen den Hunnen und Slaven obgewalteten Streitigkeiten zu schlichten. Bey so rohen Völkerschaften mußte die bewaffnete imponirende Macht auch stets der geistigen zur Seite stehen. Daß damals die Bekehrer und die Zubekehrenden öfter hart an einander geriethen: beweisen unter anderen zwey an den später von Salzburg aus nach Carantanien und Liburnien abgeordneten Bischof Oswald, an den Slavenapostel, erlassene päbstliche Decrete (Nicolaus I.); vermöge des erstern wurde ein Priester, der aus Nothwehr einen Heiden erschlug, suspendirt; in Folge des zweyten, sollte ein Priester, der sich vom Zorn zu einem solchen Morde hinreissen ließ, für immer von diesem Amte ausgeschlossen bleiben: dergleichen Fälle mochten sich wiederholt haben. *) Wenn übrigens auf den Synoden der bayerischen Bischöfe zu Anfang des IX. Jahrhunderts unter Genehmigung K. Carls wieder allenthalben von der Erhebung und Vertheilung des Zehnten die Rede, und derselbe nun auch im Ostlande und in Pannonien üblich ist: so dürfte das eben eine Folge der zahlreichen teutschen Einwanderungen und alter norischer Insassen seyn. — Carl starb am 26. Jänner 814.

Einige Jahre darauf brachte Liutwit, Herr in Niederpannonien und um Siscia die Slaven in Kärnthen und Krain zu einem so furchtbaren Aufstande, daß ihn drey fränkische Heermassen, aus Italien, Bayern und Ostfranken kaum zu überwältigen vermochten; der Rebelle fand endlich in Servien seinen Tod, aber das Land hatte wieder viel gelitten. 819 — 824.

Inzwischen war auch der Erzbischof Arno dahin geschieden: (821) Adalram, bisher Erzdiakon, sein Nachfolger, nachdem der greise Abt Amilonius von st. Peter seine Erhöhung nur um sechs Monate überlebt hatte. Von beyden rühmt es die einheimische Geschichte, daß auch sie schon die Ar-

mögen Hansiz, germaniae sacrae Metropolis Laureacensis, und die Wiener Jahrbücher der Literatur Bd. 69 und 70, worin der gelehrte Hr. Professor Filz dagegen auftrat, nachgelesen werden.

*) Auch andere Disciplinarvergehen mußten geahndet werden. Hansiz II. p.131 führt solche päbstliche Entscheidungen an.

beiten des Erzbischofs Arno im Ostlande persönlich und mit Eifer unterstützt hätten. Aber nun war der Bischof Reginher von Passau mit erneuerten Ansprüchen, sowohl auf die Metropolitanwürde, als auf einen großen Theil des salzburgischen Kirchensprengels in Avarien und Hunnien, hervorgetreten; als Ludwig, der Kaiser sein Augenmerk wieder auf die, neue Gefahr drohenden Nachbarn von Dacien und Niederpannonien hin richten mußte. Es waren die Bulgaren und ihre Nachbarn, die sich gegenseitig vor dem Kaiser über gewaltthätig verrückte Gränzen beklagten, und die Machelm, der Agilolger von Wels, selbst an den Hof des Morad Chan abgeordnet, vergebens zu vermitteln bemüht war. Während dieser mehrjährigen, in der bayerischen Geschichte umständlich erzählten Verhandlungen, *) schiffte ein großes Bulgaren-Heer auf der Donau herauf; überraschte die Markgrafen, verjagte die nordischen Herzoge in Carentanien, den kraftlosen Balderich aus Friaul, und verheerten das Land bis an die Mur. Erst im Jahre 829 konnte diesen wiederholten und mörderischen Einfällen ein Ziel gesetzt werden. Erzbischof Adalram war mit im Hauptquartier des jungen Ludwig, Königs von Bayern, dem fürder nun auch die Mark Friaul unterstand, die jenes südöstliche Land, Kärnthen, Krain, Görz und die windische Mark, unter schwankender Begränzung, überhaupt mitbegreifend, von vier Grafen in Ambacht genommen wurde. Sie waren, wie bemerkt: Helmowin, Albigar, Pabo, und Salacho; sämmtlich bayerischen und verwandten Geblütes wie mit ihnen Thiemo, des jungen Königs Pfalzgraf: Bertharich, ein Longobarde, war der des Kaisers. **) Der Franke Gerold blieb noch einige Zeit in der obern Ostmark im Amte.

Und nun erst entschied der Kaiser zu Regensburg über die künftigen Diöcesangränzen zwischen Passau und Salzburg in Pannonien, offenbar jetzt günstiger, und mit Rücksicht auf die inzwischen von Urulf dort gegründeten Kirchen, für den hl. Stephan zu Passau. Denn es ward bestimmt, daß westlich und nördlich von der im Unter-Wienerwald in zwey entgegen gesetzten Richtungen abfließenden Spiraza, (heute die Sprezabäche) *) und nordöstlich von dem Arabo (Rab) das Kirchenwesen nach Passau gehören, daß diesseits dieser Flüsse aber bey Salzburg verbleiben sollte. Damit fiel zunächst Faviana, wo unstreitig Salzburg das erste Kirchlein, (zum hl. Rupert) erbaut; wo aber dann Urulf einen Rethfred als Bischof bestellt hatte, an Passau; und st. Stephan ward also bald auch der Patron der werdenden Hauptstadt des Ostlandes, und sogar der ungarischen Könige. **) Zugleich bestätigte der fromme Kaiser, von den außerordentlichen Erlittenheiten der passauischen Diöcese im Ostlande ergriffen, derselben viele ältere Besitzungen diesseits der Donau und jenseits, längs dem Manhartsberg, wo, an der großen Camp, damals ein Bischof Annocor sein Mensalgut hatte, ***) und gar manche Ortschaft, die sich früher und jetzt die Markgrafen, namentlich Theodorich, Gotfried, Rapoto rc. selbst zugeeignet hatten, mußte der Kirche wieder zurückgestellt werden. Auch Regensburg (st. Emmeram) holte an der Erlaf und auf dem Tulnerfelde das Versäumte nach. ****)

Erzbischof Adalram hatte vorerst für den eben verstorbenen Bischof Theoderich den Priester Otto als Bischof in Pannonien eingewiesen; dann folgte er in nordöstlicher Richtung über die Donau und Wag (Vagus) der Einladung einiger christlicher Unterthanen des Fürsten Privina, (in den salzburgischen Nachrichten auch Bruno genannt).

*) In Buchner B. II. §. 19. gut zusammengestellt. Bey diesem Zuge soll sich schon eine Horde Magyaren angeschlossen haben.

**) Bertharich (Bertarit,) Bruder Sigfrids des Stifters der nachmaligen Grafen von Lucca, wieder ein Beweis, wie sich der lombardische und bajoarische Adel längst in einander verzweigt hatte.

*) Nicht Veistriz, wie Spiraza gedeutet worden. Hansiz I. 155.

**) Hansiz II. 125. Da erscheint auch ein Bischof Agnus ohne nähere Bezeichnung seines Sitzes.

***) Annocor — Annogor, ist nichts anders als der slavische Laut von Anno, welcher Geschlechtsname in Bayern wohl bekannt ist, s. Meichelbeck.

****) Hansiz I. 155. Cod. diplom. ratisb. (Ried.) I.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July d. J.

(Fortsetzung.)

Mähren ward damals von zwey Herzogen beherrscht: der westliche Theil, an der March hinauf diesseits der Carpathen, von Moymar, der östliche, in den Carpathen über die Gran, (granus) bis zur Eipel, (Ipola) von Priwina. Hier, zu Neitra, weihte Erzbischof Adalram eine Kirche ein, *) und wahrscheinlich weilte er auch zu Tyrnau. Denn in den Westcarpathen scheint sich norische und boische Bevölkerung seit uralter Zeit erhalten und fortgepflanzt und wie gesagt, von Regensburg her den ersten christlichen Unterricht erhalten zu haben. Bald darauf wurde aber Priwina von Moymar und seinen Slaven vertrieben, vom Markgrafen Rapoto aber, der an Gerolds Stelle getreten, freundschaftlich aufgenommen, dem König Ludwig vorgestellt, und in der salzburgischen st. Martinskirche zu Trasmauer getauft. Dort sollte er einsweilen unter Aufsicht des Markgrafen, der mehrern Theils zu Tuln residirte, wohnen. Erzbischof Adalram wandte sich aber nach dem verwüsteten Carantanien, wo er am Einflusse der Gurniz in die Gurk, neuerdings colonisirte, und von K. Ludwig die Gegend umher zum Eigenthum erhielt (831). **) Im Jahre 836 starb Adalram, und Luipram folgte ihm auf dem erzbischöflichen Stuhl und im weiten Sprengel über die östlichen und südlichen Gränzmarken. Inzwischen war Priwina, in Folge eines Zwistes mit Rapoto, mit seinem Sohn Hezilo (Heinrich) *) ins Bulgarien zum Herzog Ratimar entflohen, der, als K. Ludwig den Markgrafen mit einem Heere gegen ihn abordnete, selbst eine Niederlage erlitt, und die Flucht ergriff. Priwina trennte sich daher von ihm; gieng mit seinem Gefolge über die Save zurück, und ward durch Grafen Salacho mit Rapoto wieder ausgesöhnt. Auch bey König Ludwig fand Priwina warme Fürsprecher, so, daß ihm derselbe ein lehenbares Gebiet in Niederpannonien anweisen ließ, zu dessen Cultivirung nun Priwina mit seinem zahlreichen Gefolge alsobald schritt.

Diese merkwürdige Colonie breitete sich zwischen Pettau und Cilly an der San aus, welche zwischen Schyra und Lack in die Save fällt. Die wilden, vom Gebirge herabfallenden Gewässer bildeten hier einen weiten Sumpf, (Köding) von finsterer Waldung umgeben, und schon Erzbischof Adalram hatte, mit großer Sorgfalt, hier Colonien

*) Hansiz II. 124 in oppido Nitrava.

**) Cod. diplom. juv. p. 80.

*) Cod. diplom. juv. p. 15. 16. Durchaus Chezilo oder Hezhil muß gelesen werden: und nicht Chozil oder Kazilo (Cadaloh!) wie wir bereits längst und mehrmalen es angeregt haben. Eben diese Verwechslung zwischen Chezilo und Chozilo hat die bayerischen und österreichischen Geschichtsforscher und Genealogen zu den seltsamsten Combinationen verleitet. So z. B. machte Dubuat aus diesem Hezilo einen Onkel K. Arnulfs, einen Bruder der Luitsmunda, K. Carlmanns Ehegenossin, also den Priwina zum Bruder Herzog Ernst des Norikers rc. zu einem Ahnherrn Luipolds, und nimmt die Moosburg unten an der San, und jene oben in Kärnthen für ein und dieselbe an. Neuere verwechselten aus gleichem Anlasse drey Zwentibolde, wovon der jüngste nicht mehr und nicht weniger als der legitime Sohn des bayerischen Dynasten Adalberts, nachher Erzbischof von Salzburg, ist.

eingeführt, und sie zum Landbau angeleitet. *) Priwina erbaute nun in der Mitte der Sümpfe seine neue viel Volk umfassende, und wohlbefestigte Stammburg, und darin in Ehren der Gottesmutter Maria eine Kirche, welche Erzbischof Luipram selbst einweihte (840). **) Dieser großen Feyerlichkeit, wobey der Erzbischof auch den Hofcaplan Priwina's, den Priester Dominicus, zum Oberhirten dieses Sprengels einsetzte, ***) wohnte der benachbarte bayerische und slavische Adel zahlreich bey. Gleichzeitig schritt der Erzbischof nun auch zur Einweihung der von den Priestern und Landeigenthümern Sandrat und Erimbert in der Gegend erbauten Kirchen, welche Hezil, des Fürsten Sohn, und Hengedik und seine Söhne, förmlich und reichlich mit Ländereyen und Waldungen ausgestattet hatten. Priwina's und seines Sohnes Colonisirungsweise hatte, weithin nach Osten, in Avarien, bis an die Saale (Szala) und an den Platensee so viel Gedeihen, daß der Erzbischof schon nach ein paar Jahren wieder in jene Landschaft hinab wanderte, dort, ad Salapuigin (heute Szalanar) nördlich der Drau an der Westbucht des Platensee's die Kirche in Ehren des hl. Rupert einweihte, und auch diesen wohl fundirten Sprengel aus den Händen Priwinas für die Erzkirche in Obhut nahm. In seiner Hofburg selbst hatte Priwina einen neuen Kirchenbau unternommen, wozu ihm der Erzbischof Künstler und Handwerker aller Art zusendete. Die Gebeine des Martyrers Adrianus wurden in dieser Kirche niedergelegt, und neben an wieder eine andere zu Ehren des hl. Johann des Täufers eingeweiht. Diese Burg war bereits zu einer Stadt erwachsen; und bald entstanden auch in der näheren und ferneren Umgebung eigene Pfarrsprengel: denn durch die Aufstellung eines eigenen Statthalters für Carantanien, in der Person Carlmanns, des Königs ältern Prinzen, der von einem zahlreichen Landadel umgeben, in der obern Moosburg Hof hielt, hatte dort auch die Sicherheit des Landes gewonnen. Der Urtext über diese von den teutschen Geschichtschreibern nur oberflächlich und ungewiß berührten, von den ungarischen Historikern und Topographen bisher ganz und gar übergangenen kirchlichen Fundationen lautet also: „Et foris civitatem, (Priwinae) in Dubleipin, in Usitin, ad Businiza, ad Betobiam, ad Stepiliperch, ad Lindolveschirchen, ad Beatuschirchin, ad Keisi, ad Weidhereschirchen, ad Isangrimeschirchen, ad V. Basilicas, — — et ad Otachereschirchen, et ad Paldmunteschirchen, caeterisque locis, ubi Priwina et sui voluerunt populi.“ *) Alle diese Gegenden und Städte hatten durch die Völkerwanderung außerordentlich gelitten: was half zunächst, sie wieder aufzurichten? Nur die christliche Kirche.

*) In terra illa, cui quondam Adalramus — — Cod. juv. 16.

**) „Aliquam inferioris Pannonie in beneficium partem circa fluvium, qui dicitur Sana. Tunc cepit ibi habitare et munimen edificare in quodam nemore et palude Sellede fluminis et circumquaque populos congregare etc.“ Von Cilly bis Canissa und den Ballaton- oder Platensee hinab hat man diese verschollene oder verschwundene „urbs paludarum“ anzudeuten versucht; s. Calles I. 179. 220. und Jul. Aq. Caesar II. S. 164. 177. Das schätzbare topographische Lexicon von Steyermark, (von Schmutz) meldet von dieser Colonisation Priwina's gar nichts. Da der Urtext auf die Sane klar hinweiset, so nehmen wir die Sellede, (slav. überhaupt Sun wie Sadel,) für die heutige Köding (d. h. Kothwasser) an, welcher Bach zwischen Ober- und Untercilly in die San mündet. In der Nähe liegen auch die Ruinen einer großen Burg, Namens Anderburg: Adrianburg?

***) Vielleicht derselbe Priester Dominicus, dem K. Ludwig im Jahre 844 juxta rivulum — Sevira, (Zevring) in marca etc. ab elemosinam — die Güter, welche früher Ratpero clericus inne hatte, zum Eigenthum verlieh. Cod. juv. p. 89. Die Jahrzahlen des Annonymus aber p. 16 hat Hansiz berichtigt.

*) Cod. diplom. juv. 16. Das: „foris civitatem“ heißt hier nicht etwa nur außerhalb der Stadt Priwina's die, im Laufe der Zeit mit der alten römischen, inzwischen aber in der Völkerwanderung untergegangenen Celia zur heutigen Stadt Cilly wieder erstanden seyn möchte: es ist von einer weiten Landschaft in Untersteyer und Ungarn die Rede. Denn Dubleipin (richtiger Dudleipin, obgleich sich im slavischen Etymon auch ersteres erklären ließ) ist die Herrschaft Leibnitz, wie sich unten aufklären wird; Usitin, (auch Usenteyn) möchte, wenn nicht Uistriz (Windisch Veistriz) oder Risitin, (Ritscheinthal im Grätzer Kr.

Im beyläufigen Umriß möchte also dieses neugeschaffene Kirchengebiet begriffen haben: Das Leipnitzerfeld, später zugleich der Comitatus Dudleipin in Slavinia, links und rechts der Mur; südlich der Kainach und obern Raab; die Gefilde der obern und untern Bösnitz, mit den windischen Büheln zwischen der Mur und Drau; mit der Marchburg, Pettau und Luettenberg, Fridau hinab bis Legrad; die sogen. Insel (Werd), jenseits der Drau das Draufeld, Windisch-Beistriz, östlicher die Thäler der Drau, Cilly, Tüfer, hinab über Beilstein gegen Lichtenwald und Rain an der Save: dort von Krayn und Croatien benachbart. Szalavar am Platensee, nordöstlich und fernhin südöstlich, Fünfkirchen weisen ziemlich sicher den Umfang dieser neugebildeten Sprengel im tiefern Ungarn, heute in den Gespannschaften Szalad, Wesprim, (Weisbrunn) Schümegh, Tolna und Bacanya, bis zur Gränze Slaviniens nach. Der weite Sprengel dieß und jenseits der Raab, heute in den Gespannschaften Raab, Comorn, Oedenburg, Eisenburg, Wieselburg ꝛc. war, wie gesagt schon früher gebildet, und an Salzburg übergeben worden. Die Pfarrkirche St. Aegydien zu Rust am Neusiedler-See stammt unstreitig von Carl d. Gr. her. Als nun der fromme König Ludwig von diesen neuen durch den Fürsten Priwina und die Metropoliten Salzburgs in Avarien und Slavinien vollbrachten kirchlichen und bürgerlichen Stiftungen uud Anstalten vollständigen Bericht erhalten hatte; war er darüber hocherfreut, und übergab, im Oktober 869 zu Regensburg, in einer feyerlichen Versammlung von Bischöfen und Großen seines Reichs: (darunter die Prinzen Carlman und Ludwig, Ernst der Noriker, Rapoto, Werinhar, Pabo ꝛc. die Mark- und Gränzgrafen,) an den Erzbischof Luipram von Salzburg für seine Hochkirche, auf stets und ewig, auch diese Landschaften in die geistliche Obhut; dem gottesfürchtigen Fürsten Priwina aber, seinem Hanse, und seinen Getreuen, bestätigte er als Reichslehen die weltlichen Herrlichkeiten und Gerechtsame in dieser weiten Provinz mit Ausnahme aller der von der salzburgischen Kirche schon früher erworbenen, oder noch zu erwerbenden unmittelbaren Güter. *) Dafür widmeten Luipram, und sein Nachfolger, Erzbischof Adalwin, dahin auch fortan große Sorgfalt: gelehrte und im frommen Wandel vorleuchtende Kirchenvorstände, wie Schwarnagel, Alfrid, magister cujusque artis, Richbald, — leiteten nacheinander die Seelsorge. — Im Jahre 875, im Herbste, besuchte Erzbischof Adalwin abermals diese Diöcese, und celebrirte in der Burg Hezilos, nun Moosburg genannt, („nouiter Moseburch uocato“) das hohe Amt; und weihte in den folgenden Tagen wieder wohl fundirte neue Kirchen ein; als auf Widimar's Herrschaft eine zum hl. Michael; eine andere zum hl. Paul im Werd (Insel) auf Hezilos Gebiet **). Von da an wandte sich zu gleichem Zwecke der Erzbischof nach Oberpannonien, gen Terenberg, Fischa, Spitz: (heute in Niederösterreich) und ordnete für jede Kirche einen eige-

zu lesen wäre) oben im Bruckerkreise um Utschthal zu suchen seyn. Businiza ist die obere und untere Bösniz, zwischen der Mur und Drau. Betabia, die von den Gothen zerstörte Stadt Pettau, (slav. Ptuja.) Stepiliberch ist eine von den vielen Stephanskirchen. Der Name Lindolueschirchen und Beatuschirchen sind verschollen, wenn nicht um Lindek und Batskofen Keisi, Geissen, im Gr. Kr. St. Oswald die Pfarr: Weidhereschirchen, Weittersfeld an der Mur; Disangrimschirchin Dechantskirchen oder (Isangrim) möchte auf Eisenstatt rathen lassen: ad V Basilicus, ohne Zweifel heute der Bischofsitz Fünfkirchen, das alte Scarabantia oder Serbinum. Otachereschirchen, vielleicht um Ottokberg an der untern Mur; Paldmunteschirchen Pallersdorf in der Wieselburger Gespannschaft?

*) Cod. diplom. juv. p. 17. Wahrscheinlich stammten die Herren von Soneck, dann Grafen Cilly, von Priwinas Hause ab.

**) Dieses überall gesuchte Werd ist jener auf der Vischerischen Karte mit „Die Insel“ bezeichneter Strich Landes, ein Dreyeck 5 Meilen in der Länge, zwischen der Mur und Drau, östlich von der Brosica, deren eine Arm nördlich und der andere südlich fließt, und zugleich die Gränzen zwischen Ungarn und Steyermark bildet, abgeschnitten, zu 2 Meilen in der Breite. Tschakathurn (Csáktornya, vom einstmaligen Tavernicus Csàk) und Legrad am Zusammenfluß der Drau und Mur sind die Hauptorte; das einst wohlbefestigte Stridonia gilt hier für die Geburtsstätte des Kir-

nen Priester an. Und bald darauf erschien er abermals in Unterpannonien, um da dem Predigeramte und der Seelsorge Vorschub und Regelmäßigkeit zu verschaffen; bey welcher Gelegenheit wieder neuerbaute Kirchen eingeweiht wurden: als „ad locum Cellaprium, ecclesia Mizatonis; in Ehren St. Peters; um Ober- und Unterzellnitz im Marb. Kr. ecclesia Stradach; in Ehren St. Stephans; Hohen- und Niederstenden an der Stantz zunächst Ungarn; iterum in Werd, in Ehren des Apostelfürsten. Noch drey andere Pfarrkirchen, mehr landeinwärts, erhielten die Weihe: in Quartinaha (Ober- und Unterschwarza im Grätzer Kr.) zum hl. Johann dem Evangelisten: ad Muzziliches chirchen (Mutzenfeld) et ad ablyanza (Aflenz ob d. Mürz) jede auch ihren Geistlichen. Seit Carl dem Großen, seit vollen fünf und siebenzig Jahren, durften nur die salzburgischen Oberhirten, und kein anderer Bischof, bey den Völkerschaften des östlichen Pannoniens, die Kirchen wahren und pflegen: kein fremder Priester, woher er auch immer kommen mochte, durfte ohne Genehmigung des in der Provinz von Salzburg aus bestellten Archidiacons über drey Monate verweilen. *)

Inzwischen hatten aber die Mährer den Vater Hezilo's den Fürsten Priwina erschlagen. — Der Kürze halber berufen wir uns hier wieder auf die allgemeine teutsche und bayerische Geschichte; bezüglich auf die seit 844 mit den Slaven an der Elbe, in Böhmen und Mähren ausgebrochenen Kriege; — wie Rastiz, (855) und später Zwentibold (auch Swatopluck) sein Neffe, (869) ein großmährisches Reich zu errichten, und zu dem Ende längs den Carpathen, auch die Völker Pannoniens zu gewinnen, oder zu überwältigen suchten; bezüglich auf die innern blutigen Zwiste des carolingischen Hauses, und auf die auch die Ruhe in jenen östlichen Landschaften sehr gefährdenden Partheyungen der Mark- und Gränzgrafen; während die Ungarn oder Magyaren bereits als eine Macht aus Nordosten, vorerst den Marhanen gegen die Teutschen zu Hülfe kamen, und dann, als Verbündete K. Arnulfs (895) auf dem Marchfelde selbst erscheinen. — Diese Ereignisse hatten, seit dreyßig Jahren, auch den kirchlichen Anstalten in Unterpannonien und Slavinien mannigfaltige Gefahren, und, wie bemerkt, dem Priwina, der für seinen König und für sein eigenes Fürstenthum ausgezogen war, den Tod gebracht. Erzbischof Adalwin war aber im J. 872 verstorben; Adalbert I. überlebte ihn nur ein Jahr (873) dem jetzt Dietmar I. ein vieljähriger und kraftvoller Kirchenfürst folgte. Auch er säumte nicht, den fernen Sprengel in Pannonien zu bereisen, und weihte (874) da abermals in Pettau eine Kirche ein. Einige Jahre später drang aber Zwentibold aus Großmähren selbst bis in diese Gegenden vor; denn Bratislaw, der Herzog Unterpannoniens, Hezilo's Sohn, war ihm unterlegen. (883.)

Indessen war eine viel größere Gefahr, denn Fehden und Kriege um Land und weltliche Herrschaft, — dem römisch-lateinischen Gottesdienste, und sohin der salzburgischen Hochkirche in Pannonien erwachsen: durch zwey aus Griechenland und Bulgarien herauf gewanderte, mit dem Geist der slavischen Bevölkerung innig vertraute Priester Namens Cyrillus und Methodius. Zu ihrem Zwecke hatte Cyrillus um das Jahr 855 für die slavische Sprache eine eigene Schrift erfunden, in selbe die Evangelien und Kirchenbücher übersetzt und allmählig auch die Liturgie hiernach umgewandelt. *)

---

chenlehrers Hieronymus. Jenseits der Bröſica wird, um Luettenberg der Champagner der Steyermark, gebaut. Die Hauptkirche in Legrad, 1778 durch Erdbeben eingestürzt, war dem hl. Michael geweiht. Auf dem Berge St. Paul bey Tschakathurn hatten sich die Pauliner angesiedelt.

*) Cod. juv. p. 18.

*) „Usque dum quidam Grecus, Methodius nomine noviter inventis sclauinis litteris etc. Hoc enim ibi observatum fuit usque dum nova orta est doctrina Methodii Philosophi." Cod. diplom. juv. p. 17. 18. Nähere Aufklärung und Nachweisung über dieses Ereigniß findet sich in des geh. Archivars Chmel, öster. Geschichtsforscher, Heft III. 1838; von dem gelehrten Hrn. J. Kopitar, ersten Custos an der k. k. Hofbibliothek unter dem Titel: „Pannonischer Ursprung der Slavischen Liturge" auch besonders abgedruckt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July d. J.

(Fortsetzung.)

Die Diöcesanen von Salzburg und Passau wandten sich klagend nach Rom, wo Methodius strenge Prüfungen bestand, und endlich als Erzbischof von Pannonien anerkannt wurde (870). Der siegreiche Zwentibold, Beherrscher von Großmähren und zur Zeit auch von Pannonien, schirmte die Reformatoren, und Welherad ward zunächst der Sitz derselben. Rasch, über alle Erwartung, wandten sich nun auch die slavischen Pfarrgemeinden Pannoniens von den lateinischen Priestern ab, und zu dem Gottesdienste in slavischer Zunge des Methodius und seinen Gehülfen, so, daß dem salzburgischen Archidiacon Richbald nichts anderes übrig blieb, als mit dem größten Theil seiner Geistlichkeit jene weite Diöcese zu räumen, und nach Salzburg zurückzukehren. Nur den näher an Carantanien gränzenden Strich Landes mit neuer überwiegender norischer Bevölkerung hatte Fürst Bratislow (885) wie seinem Hause, so auch in kirchlicher Hinsicht dem Erzbischofe Dietmar zu bewahren vermocht.

Bereits dem Erzbischof Luipram und seinen Nachfolgern, hatte K. Ludwig (im Nov. 851) die volle Freyheit ertheilt, Güter und Leute, wo sie immer liegen mochten, für andere, ihrer Hochkirche näher und nutzbarer gelegene Realitäten um- und einzutauschen, *) und viel mochte seither, (seit Arno!) insbesondere in Niederösterreich und Oberpannonien, mit den Bischöfen und Aebten von Passau und Regensburg und in der nordischen Mark mit Aquileia ausgewechselt worden seyn. Wofür nun aber ein solcher Ausweg nicht erzweckt werden konnte; — zunächst in jenen fernen, oft bedrohten, östlichen Marken; — da suchten die Erzbischöfe einsweilen ihre Gerechtsame durch königliche Briefe, in welchen jene Kirchengüter bald mehr, bald minder sorgfältig aufgeführt waren, zu wahren und zu fristen. So entnehmen wir z. B. aus einem Diplom K. Ludwigs, vom November 861, *) unter andern folgende für die Geschichte und Geographie des ungarischen Gränzlandes gleichwichtige Schankungen und Bestätigungen: „tradimus itaque ad praedictam casam dei (juvavensem) sabariam civitatem et peinihhaa, sicut Odalricus Comes noster et missus, de ipsis rebus eas circuivit, ceterique nostri fideles et praedictum venerabilem archiepiscopum de ipsis rebus vestivit, — jure perpetuo etc.“ Es ist hier von der Stadt Sabaria, heute Steinamanger, (ungarisch Szambathely) **) und vom Flecken Pinkafeld (Pinkafej);

*) Cod. diplom. juv. p. 91. „apcius et utilius, atque congruensius — commutare et ad opus sedis sue subiicere etc.“

*) Cod. dipl. juv. N. XXXVIII. p. 95.

**) Plinius lib. III. Cap. 24. „Noricis junguntur lacus Peiso et deserta Bojorum.“ (s. oben p. 446. die Note) „Jam tamen Colonia divi Claudii Sabaria, et oppido Scarabantia julia habitantur.“ Sabaria war ohne Zweifel die Geburtsstätte des hl. Martin, Bischofs von Tours, daher auch so viele Martinskirchen umher, und unsern Raab, der sacer mons Pannoniae Szent Marton, d. i. die Erz- oder Großabtey st. Martin. Wie aber Ovidius Naso dazu kam, sich hier begraben zu lassen, ist nicht zu begreifen. Der Tod habe den Poeten auf der Heimreise ex ponto hier überrascht, meynen die Bürger von Stein am Anger.

beyde Ortschaften liegen an den gleichnamigen aus Oesterreich kommenden Gewässern, in der Eisenburger-Gespannschaft, die Rede; mit dem merkwürdigen Nachweis, daß diese Stiftungen bereits aus dem Erbeigenthum des Dynasten Odalrich, und der dortigen Ministerialität des Königs hervorgegangen. Hierauf bestätigt das Diplom namentlich mehrere frühere Schankungen, „curtes“ in Niederösterreich, dieß- und jenseits der Donau, und rückt dann der ungarischen Gränze wieder näher: „ad ecclesiam ellodis,“ (wahrscheinlich, Edliz oder die scheiblig Kirchen) „ad ecclesiam Minigonis presbyteri,“ (Mönigkirchen) beyde zwischen den Quellen der Leitha und Pinka im Gebirg: „ad Kundpoldestorf,“ (Gumpendorf, heute bereits innerhalb der Linien von Wien: das nahe Gumpoldskirchen wird einem gleichnamigen Bischof von Passau zugeschrieben) „ad rapam“ (Raab) „ad siccam sabariam“ (an der dürren Sabar bey Steinamanger) „item ad peinicaha,“ (auch an der Pinka) ad salapiugin, (Szalarur am Platensee, schon oben erklärt), „et ecclesiam ad Muartinaha;“ (an der Schwarza, hinter Wiener Neustadt, wo im Jahre 1073 auch die Pfalzgrafen von Rot begütert waren) „ecclesiam ad Kensi“ (die ungarische Freystadt Güns, (Köszög) in der Eisenburger Gespannschaft an der ans Oesterreich kommenden Güns, mit Alt- und Neugüns) „ecclesiam ad Ternberh,“ (Ternberg an den Quellen der Güns; ein anderes in Oberösterreich an der Enns) „ecclesiam Gundaldi“ (vielleicht Günzelsdorf an der Trinsting), „ecclesiam ad sabnizam“ an der kleinen Sau und Saven, zwischen der Lafniz und Feistriz, heute im Grätzer Kreise), „ad Nezilinpach,“ (Nestelbach am Eibiswald im Marburger Kreise), „Item ad rapam,“ *) (an der obern Raab, im heutigen Untersteyer); „ad Dudleipin,“ (zu Leibnitz, bey Seckau); „ad sulpam,“ (an der Sulm, wo dann die salzburgische Herrschaft Sausal); „ad labantam,“ (an der Lavant; nun folgen wieder Kirchen und Gebiete im Innern von Kärnthen und Steyermark, an der Gurk, Mur, Mürz, Launiz rc.)

*) „Ad rapam etc.“ bezüglich auf die Raab ist, zur richtigen Deutung dieser Urkunde, wohl zu unterscheiden, daß ihre Quelle 5 Meilen von der ungarischen Gränze entfernt in Steyermark liegt, daß sie 7 1/2 Meile auf steyerischem, und 18 Meilen auf ungarischem Boden fließt. Sabaria oder Steinamanger ist 6 Meilen von der teutschen Gränze entfernt.

Im Jahre 863 schenkt K. Ludwig an Salzburg „quasdam res proprietatis nostre — in pannonia, id est ad Lubenza, ad Wisitindorf“ zur Sicherung einer Colonie sieben Höfe, und von dem umliegenden Forst einen erklecklichen Theil, jedenfalls an der Lafniz, zunächst der ungarischen Gränze, etwa Weissen- oder Wiseldorf in Steyermark.

Nach mancherley Erwerbungen der salzburgischen Kirche unter K. Ludwig III. und K. Arnulf, theils im Innern des Erzstifts, theils in Carantanien, an der Mur, Lavant und Gurk rc., zeichnet sich das arnulfische Diplom aus dem Palast zu Matighofen vom 20. Nov. 890 durch eine vollständigere und namentliche Aufzählung der salzburgischen Güter und Hrrlichkeiten, insbesondere im Ostland, in Carantanien und Pannonien aus. Wir entnehmen daraus wieder nur, was dem heutigen Ungarn näher, oder in demselben liegt. *)

„Ad rapam, **) Ad Sabariam, civitatem et ecclesiam, cum decimis (sic!) et theloneis, vineis, (überall Weinbau) agris, pratis, pascuis, forestibus, montibus, cunctisque ad eundem civitatem juste et legitime pertinentibus:“ also die das ganze einstmalige römische Municipium umfassende Herrschaft, mit dem Zollregale. „Ad siccam Sabariam, ad Peininchaha, ad Mosaburch abbaciam, ***) ubi s. Adrianus martir christi requiescit, quam antecessores nostri ad jam dictum monasterium tradiderunt; et nos firma-

*) Cod. dipl. juv. p. 112. Nr. LIV.

**) Daß hier die heutige bischöfliche Residenz Raab, von der Raab, Rabnitz und Donau umgeben, bey den Römern Arrabo, später Jaurum ad Scaurum, ungarisch Nagy-Györ, gemeynt sey; geht wohl aus dem ganzen historischen und urkundlichen Zusammenhang hervor; obgleich ihre Kirchengeschichte nicht weiter, als auf K. Stephan zurückgeht, der die Cathedralkirche zu U. L. Frau erbaut haben soll.

***) Das Stadtdekanat zu Cilly führt auch noch den Titel einer Abtey.

mus, ac nostra ex parte augmentamus. Nonam quoque de omnibus nostris Curtibus inibi cum thelonco in civitate, et piscina adjicimus.“ Diese Thatsachen sprechen eben so wohl für die Fortdauer der getreuen Dynastie Priwina's, als für die, nach Bezwingung von Großmähren, in Pannonien wieder hergestellte Autorität der teutschen Könige, wozu die zahlreiche norische und bajoarische Bevölkerung daselbst unstreitig, und selbst auch wieder für den römisch-lateinischen Cultus mitgewirkt hat. „Ad Salapuigin curtem cum CCC mansis et tutidem vineis, vel quicquid ibi habuimus. Dreyhundert Anwesen, jedes, wie noch heute, mit Weinbau; die bildeten doch wohl eine respectable Domaine! „Aecclesiam ad quartinaha, aecclesiam ad Gensi, ad V aecclesias, cum theloneis ac vineis, forestibus, — et cum omnibus, que ab antecessoribus nostris antea beneficiata fuissent, firmamus in proprium.“ Rechtzeitig war doch immer dem Lehen das Eigen gefolgt. Auch die nutzbaren Regalien in jenen fernen Gegenden wurden zweckmäßiger lokalen Anstalten und Geschlechtern gewidmet. „Ad Ruginesfeld, quicquid ibi habuimus.“ Dieses aller Orten gesuchte Ruginesfeld ist der nordöstliche Theil der einstmaligen Grafschaft Dudleipa, das weite Gebiet um Ringersburg, zwischen den Flüssen Beistriz, Ilz, Ritschein und Raab, heute im Grätzer Kreise in Untersteyer. „Ad Durnavva aecclesiam, que est constructa in honore sancti Ruodberti, ceterorumque Sanctorum quam plurimorum martirum cum monte parauuoz nominato, cum vineis, agris, pratis, silvis et cum omnibus, que ibi videmur habere circa montem sitis:“ d. i. die heutige Herrschaft Dornau, nordöstlich bey Pettau, mit der Hauptkirche st. Peter und Paul, st. Ruprecht, Allerheiligen, Adriangen rc. und die heutigen Commenturen des Teutschordens Meretinza und Grossonntag in der Nähe.

Die Gemeinde Pernwang umgiebt die Anhöhe Porawoz. *) „Ad Pettoviam aecclesiam cum decima, et duas partes civitatis, cum bannis, theloneis et ponte, (über die Drau) que ab antecessoribus nostris illo tradita fuerunt, et ex parte nostra addimus tertiam partem civitatis, que proprietas Carantani fuit, illique dijudicatum est eo, quia reus magestatis nostrae criminatus est constare exceptis subnotatis rebus, quas uxori illius propter fidele servitium concessimus, id est in superiori civitate in origentali parte civitatis ipsius curtilem locum, ubi nova ecclesia incepta est; atque in inferiori civitate in occidentale parte civitatis ipsius illa curtilia loca, que in potestate tunc habuit eum hobis C et vineis X.“ Von dem Allem liest man in der heutigen Topographie und Geschichte von der uralten Stadt Pettau nichts; wohl aber von ihren römischen Denkmälern, Erbherren, und anderen Merkwürdigkeiten. Wer mochte jener, wegen Hochverrath an K. Arnulf verurtheilte „Carantaner“ seyn, dem der dritte Theil der Stadt angehörte; dessen Gemahlin aber ihrer treuen Dienste wegen ihr Besitzthum behielt. — Diese Frage dürfte sich hier aufdringen? Allen Umständen nach ist hier Engelschalk gemeynt, einer der Söhne des gleichnamigen geächteten Markgrafen des Ostlandes. Dieser jüngere Engelschalk hatte bey dem Prinzen Arnulf in Kärnthen Schutz gefunden, eine seiner natürlichen Töchter nach Mähren entführt, und sie dort geehlicht. Von K. Arnulf dann wieder zu Gnaden aufgenommen, lohnte er jedoch dieselbe bald mit neuem Hochverrath gegen die Person seines Schwiegervaters selbst; Engelschalk und seine blutsverwandten Mitverschwornen wurden gefangen und abgeurtheilt: ersterer geblendet, andere enthauptet. „In Zistanesfeld, ubi nunquam antecessores nostri,“ (fährt K. Arnulf fort), „alicui quicquam

*) Cod. dipl. juv. p. 112. 113. So glauben wir, nach dem Laut der Urkunde, und den Zeitverhältnissen nach commentiren zu müssen. Hr. v. Kleinmayr, der unsterbliche Verfasser der Juvavia, der übrigens, begreiflich nach seinen damaligen Hülfsmitteln den größern Theil der von uns erklärten Gegenden und Ortschaften unberührt und unerörtert läßt, (s. §. 270) nennt zwar „Dürnau in Ungarn“ also Tyrnau in den westlichen Carpathen, wo zur Zeit ein Theil des Domcapitels von Gran weilt, und welches seiner vielen Kirchen wegen das kleine Rom genannt wird. Allein im Jahre 890 hatte Salzburg in diesem Durnowa, die Wortdeutung ist dieselbe, lange nichts mehr anzusprechen.

dederunt, propter fidele seruitium praenominati Archiepiscopi (Erzbischof Dietmar hatte das volle Vertrauen des Königs, stammte selbst von dem hohen norischen Adel, und fiel mit Liupold im J. 907 gegen die Ungarn) tribuimus ad praefatum monasterium, (juvaviense) sicut acervos (Bühel), duo prope Travum positi sunt, ex summitate terminis, qui Wagreini dicitur, et ita, sicut ille Wagreini tendit usque dum Trewina (Drän) fluit in amnem Travum." Der Name dieser Herrschaft Zistenfeld ist in dem von Trausfeld und windisch Bühel, zwischen der Drau und Drän, im Cilleyer Kr. untergegangen.*) „Ad Sulpam civitatem Zuip vocatam cum omnibus juste ad eandem civitatem pertinentibus (heute der Flecken Sulb) cum quercetis (Eichenwaldung,) et campis, sicut illa fossa, que incipit de Muora et tendit usque ad Luonznizam (Löschniz, jene im Marb. Kreis) et ut Luonzniza et Sulpa (die schwarze und weiße Sulm) de alpibus fluunt, (von den Schwanberger Alpen;) quicquid inter has duas amnes habemus etc. et forestum Susel cum panno sicut in potestate antecessorum nostrorum et nostra. (Sausal bey St. Nikolas)**) venationemque in dulcis vallibus, quam populus cum sacramentis in potestatem nostram affirmavit (zwischen den Süßen Bergen bey Obermureck;) — ad venandos ursos et apres" (die berühmte Bären- und Schweinsjagd jederzeit einige Wochen um Martini.) „Ad Lumnicham juxta rapam (Lungitz im Grätzer Kr.) quicquid ibi habuimus. Ad Nezelinpah ad Sabnizam ecclesiam et curtem cum mansis L. (Sabofzen im Marburger, wo nicht Ober- und Untersafen im Grätzer Kr.) Item ad rapam (oben im Steyerm.) ad Tudleipin, ad Labantam ecclesiam sti. Andreae — cum decima ut ibi consuetudo est, et de curtibus nostris adicimus decimam, ut in sacris codicibus habetur etc." Hier geht das Diplom wieder auf das südwestliche Carantanien rc. über.

Einige Monate später, unterm 9. März 891, zu Regensburg bey Gelegenheit, als K. Arnulf die durch den Tod seiner Mutter Liutswinda erledigte Domäne Aerding an der Semt dem Erzbischof Dietmar zu seiner Erzkirche schenkte, fügte er unter andern auch wieder fromme Widmungen im fernen Slavinien bey. „In partibus sclaviniensibus vero in comitatu dudleipin vocato (besagt das Diplom) in Ruginesveld, sicut chozil dux quandam in ibi ad opus suum habere visus est, et veluti Reginger in eodem comitatu juxta aquam, que dicitur Knesaha in beneficium habebat," Diese Nachricht bestätigt noch mehr unsere oben gegebene Aufklärung von der Lage der einstmaligen Grafschaft Dudleipin auf dem Leibnitzerfelde, um Sekau links und rechts der Mur, und vom Ruginesfeld; denn die Knesaha, vulgär Gnaas, fließt links der Mur am Rande her, neben der Stanz bey Rackersburg, in jene ein. Noch merkwürdiger ist aber die bisher ganz übersehene, und völlig mißverstandene Notiz von Chocil dux; denn sie weiset nicht etwa auf Priwina's Sohn, Chezil unten bey Cilly; sondern volle hundert Jahre zurück auf jene tapfern oben aufgeführten Befehlshaber Chadaloh (slav. Chocil) in Carantanien, dem dann nach Erichs Tod, von Carl dem Großen die noch wichtigere Vorhut von Friaul anvertraut wurde.

Zweyer arnulfischer Urkunden, für die ostländische Geschichte nnd Geographie jener verhängnißvollen Zeit wichtig, wollen wir hier noch gedenken.

(Schluß folgt).

---

*) Windisch-Feistriz ist der Hauptort des alten, von der Bulska durchflossenen Zisten- oder Zitilinesfeldes.

**) Sausal, Susel von sus, also war schon den Römern dieses Wildschweingehege bekannt. Ueber Zuip hat Hr. Wartinger im historischen Taschenb. des Hrn. v. Hormayer 1820 S. 301 verdienstlich commentirt. — Alle im diplomatischen Codex der Juvavia und im chronicon lunaelacensi enthaltenen Ortschaften, Landschaften, Völkerschaften rc. an die 1400 Artikel, wovon in dieser Abhandlung nur ein kleiner Theil vorkommt, sind bereits in einer selbstständigen topographischen Matrikel vom Ref. bearbeitet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July d. J.

(Schluß.)

Im April 892, in der Stadt Salzburg weilend, schenkt K. Arnulf einem Vasallen des Erzb. Dietmar, „Theotrich — in comitatu Aribonis in loco Medelicha — sieben königliche Huben mit aller Zugehör zu Dorf, und Feld und Wald zum vollen Eigenthum. Es ist hier nicht von Melk, sondern von Mödling am Brühl, der östlichern Gränzhut gegen Pannonien die Rede. Und bald darauf schenkt K. Arnulf in demselben Gau Grunzwiti, und unter demselben Markgrafen Aribo, seinem Mundschenken Heimo volles Ober- und Nutzeigenthum mit der Bewilligung, zur Sicherung von Land und Leuten da eine Stadt zu erbauen. Denn nähern Inhalt beyder Diplome haben wir bereits in diesen Blättern Nr. 21 — 24 commentirt. *)

Und schon ist jener welthistorische Zeitpunkt eingetreten, von dem an die Herrschaft der Magyaren in Europa, oder das heutige Königreich Ungarn in der Staatengeschichte beginnt; und worauf wir zum Schluße dieser Erörterung um so mehr einen kurzen Rückblick werfen müssen, als die von nun an sprechenden ungarischen Annalisten, Chronisten und Topographen, bis in unsere Tage herein, von All' dem, was die teutsche Kirche und insbesondere die salzburgische Erzkirche in ihrem Lande, und zunächst demselben für Bodencultur und Humanität gegründet und besessen und gestiftet hatte, nichts melden.

*) Cod. diplom. juv. p. 116. 117. 118.

Um das Jahr 680 nach Chr. zogen die Magyaren, ein friedliches Jäger- und Fischervolk, in Gesellschaft der Chazaren, aus Asien nach Europa. *) Lange, ungefähr 200 Jahre hindurch, verweilten sie zwischen dem Don und Dnieper, und in den dortigen Steppen. Allmählig westlicher rückend erscheinen sie in den Kriegen der Bulgaren mit den Byzantinern; einzelne Horden streiften mit jenen an der Donau und Sau herauf. Raffisz (Raffizlaw) Herzog in Mähren ruft sie aus Polen zu Hülfe, und führt sie durch Böhmen bis an die östlichen Gränzen Teutschlands (862). Um endlich die lange bekämpfte Uebermacht der Mähren zu bezwingen, verbindet sich König Arnulf mit denselben Magyaren, die jetzt (889) in Masse die Carpathen übersteigen, auf dem Marchfeld die Mähren überwältigen helfen, und, mit einem Blicke auf das weite, fruchtbare, volkreiche aber unter verschiedene Machthaber zersplitterte Pannonien, mit der Idee vertraut werden, sich daselbst zu setzen.

So dachte die gereifte Weisheit in ihrem Fürstenrath; zunächst Almus. Aber die wieder in Bewegung gerathene Masse dieses kriegerischen berittenen, und nun auch der trefflichen pannonischen Stutterenen theilhaftig gewordenen Volkes konnte die Natur eines Bergstammes nicht verläugnen. Wie früher die Gothen, dann die Heruler, dann die Longobarden, in derselben Richtung; so brach nun auch, und schon im Jahre 900, das junge brausende Geblüt gen Süden vor, und plünderte, wiewohl unter mancherley Niederlagen, Italien und Gallien durch. Dort hatte ihnen der Kampf zwi-

*) J. 680. Wohl in Folge einer allgemeinen Bewegung der Völker im Osten, auch schon in Nieder-Pannonien bemerkbar, bis wohin um dieselbe Zeit der hl. Rupert gekommen.

schen Lothar und Berengar freyeren Spielraum gelassen; und die nachfolgenden teutschen Könige hatten auch darum, Carls des Großen Warnung und Beyspiel vergessend, Pannonien mehr aus den Augen verloren.

Arpad, sein Sohn, und Zoltan, Toksony, Geisa rc. die Häupter der sieben magyarischen Stämme, die sie ohne Säumen aus Nordosten und Südosten vorführen und Land und Volk unerwartet schnell, ohne viel Blut, weit mehr durch Verträge und Schonung der eingesessenen Dynasten erobern.

Der Durst nach Blut und Beute wächst mit dem Genusse beyder. Die verwilderte Masse der Magyaren tobte nun geradezu gegen das teutsche Ostland an; ihre Fürsten mußten dahin voran. Im Jahre 907, in jener blutigen Katastrophe an der Enns, wo der teutsche und zunächst der bajoarische, weltliche und geistliche Adel auf dem Schlachtfelde blieb, wurden die Magyaren, von den Teutschen Ungarn genannt, für ein halbes Jahrhundert Meister der teutschen Gaue, bis zum Lech; nicht wohl verwahrte, offen gelegene Flecken, Klöster und Kirchen giengen also bald sammt und sonders durch Feuer und Schwert unter. Wenn wir die Geschichte von Ungarn in dieser Periode recht verstehen; so waren die neuen Herren dieses Landes keineswegs fanatisch, auf Mord, Entvölkerung und Kirchenstürmerey ausgegangen; aber wie ein aus seinen Ufern getretener Strom immer tobender, und bey jedem Widerstand verheerender wird, bis er ausgetobt; so auch die Ungarn in Teutschland: teutsche Parteyungen hatten sie ja auch gelockt.

Ungarn *) spricht man seither gemeinhin in Beziehung auf Pannonien, und auf die Magyaren, die, für sich nur einige Hunderttausende zählend, durch ihre Oberherrschaft jenen Gemeinnamen über ein Land verbreitet, das übrigens gleichzeitig Millionen längst da seßhafter Einwohner, insbesondere slavischen Geblüts, begriff, wobey jedoch keinem vernünftigen Menschen einfällt, zu glauben, daß, dieses zufälligen Namens halber jene Millionen urplötzlich verschwunden: und die heutigen Ungarn, in Masse, ein nagelneues Element wäre?

Jetzt schweigen die bayerischen und salzburgischen Urkunden bis zum Jahre 970 von irgend einer kirchlichen Angelegenheit oder Besitzung im Ostlande. Inzwischen hatten die Ungarn in der Völkerschlacht auf dem Lechfelde (955) gegen Teutschland ihre Uebermacht für immer eingebüßt: aber noch standen sie feindlich diesseits des cetischen Gebirges, auf der Burg Melk und längs der Trasen ein Menschenalter hindurch. Da erhielt im Jahre 970 der salzburgische Erzbischof Friedrich I. vom K. Otto I. „quaedam praedia in comitatu Marchmurdi Marchionis, in plaga origentali — nämlich: curtem Udulenidnor in lingua slavonica, theodisce Nidrinhof et L regales hubas, ubi cunque ad curtem mensurandas, pariterque ut contignum nemus Susil et ad civitatem Ziub, que modo suis colonis inhabitatur, quicquid — regiminis — etc. atque juxta situm locum civitatis Lipniza etc." um Leibnitz, und längs der Sulm. *) Und bald darauf, im Jahre 974 ertheilte der Papst Benedict VI. eine, allem Anscheine nach, nachgesuchte Bulle, worin es heißt: „Concedimus itaque vicem apostolicam Friderico antistiti Salzburgensis ecclesiae in tota norica provincia, et in tota pannonia superiori scilicet, et inferiori, quomodo sui antecessores eandem potestatem a nostris habuerunt antecessoribus, ita, ut nulli liceat sibi usurpare in praefatis provinciis pallium — atque episcopos ordinare, neque ullum officium, quod ad archiepiscopum pertinet, preter juvavensem archiepiscopum." Man sieht es der Bulle an, daß sie aus einem viel ältern Kanzleyformular, mit verständlicher Hindeutung auf das Bisthum Passau, welches damals eben wieder selbst in großer Zerrüttung seyn mußte, verfaßt war. Die Umstände hatten indessen die Aufstellung eines neuen Metropoliten für jene Provinzen, freylich zum großen Theil in partibus in-

*) Ungarn „Gens Hungarorum" (bey Regino) auch Saraguri, Urogi, Hunogori nach Priscus und Jornandes. Calles L. IV. in initio: „Hungari, Hunorum stirps indubitata etc."

*) Cod. diplom. juv. p. 186. 189. 236. 239. 243. Die civitas Lipniza, die Lindenstadt, meynt Büschnig, dem slavischen Etymen zufolge, wird hier 970 zum erstenmal genannt.



fidelium, und zwar in der Person des ausgezeichneten Erzbischofs Friedrich, der, wie die meisten seiner Vorgänger, selbst dem ersten norischen Adel angehörte, sehr räthlich gemacht. Erzbischof Friedrich erhielt dann vom K. Otto II. in den Jahren 978, 979, 982, auch von Pabst Johann XIV. mehrere sehr umständliche aber augenfällig aus den hundert Jahre früher ertheilten Privilegien verfaßte Diplome über die sämmtlichen Besitzungen und Gerechtsame des Erzstifts; wenn aber hierin, mit buchstäblich gleichem Texte, auch noch der salzburgischen Kirchen in Ungarn, z. B. ad rapam, ad sabariam civitatem, ad siccam sabariam, ad Penninchaha, — ad Salupiugin etc. erwähnt wird; so gilt dieser Laut der Diplome nicht für wirklichen Besitz, sondern nur als die gewöhnliche Wahrung rechtlicher Ansprüche für mögliche Regredienzfälle. Wir wollen darum nicht in Abrede stellen, daß, mit Beginn des XI. Jahrhunderts unter König Stephan dem Heiligen, der die alten Cathedralen und Klöster Ungarns wieder aufrichtete, und neue gründete; der auch den großen wieder seßhaft gewordenen und mit slavischen, teutschen und lombardischen Geblüt in vielfache Verwandtschaft getretenen Land-Adel zu ähnlichen Stiftungen aufmunterte, die Erzkirche Salzburg aus jenen Verwahrungen nicht noch einigen Nutzen gezogen habe. Auch die spätern Heerzüge der teutschen Könige gegen Ungarn, und, in ihrem Gefolge, die Rückkehr manches norischen Dynasten in jene Gränzmarken, wovon wir vielleicht ein andermal noch nähere Kunde geben werden, mochten dazu beygetragen haben.

Daß jedoch das Erzstift Salzburg, welches sich vor hundert Jahren zwischen der Mur, obern Raab und Drau um Leibnitz und Pettau, mittels der Grafschaft Dudleipin, und der Herrschaft Rüginesfeld, Zistenfeld u. s. w. so vollständig zu consolidiren suchte, nun (982) wirklich wieder im ruhigen Besitze war; wie im innern Carantanien; daran ist nicht zu zweifeln, und dafür bürgt auch ein Diplom vom October 985, womit der unmündige K. Otto III. „ab interventum Heinrici Karigentinorum ducis," ein Sohn des Scheyrer Bertholo dem Grafen Rachwin nun Razwaj und im Gau Zitilinesfeld 15 königliche Höfe zum vollen Eigenthum anwies. Razwaj (heute Roßwein) liegt aber rechts der Drau, Marburg gegenüber; und der Gau Zitilinesfeld, (früher Zistanesfeld) breitete sich wie nachgemessen rechts der Drau, zwischen derselben und der Drän aus, und wahrscheinlich erhielt eine neue starke Gränzhut gegen Ungarn, Rakersburg, vom Grafen Rachwin ihren Namen. *)

Was indessen immer die Erzbischöfe von Salzburg in jenen östlichen und südlichen Ländern, in der obern und untern Steyermark, und in Kärnthen, bisher und noch später, für ihre Metropole erworben und gerettet hatten: das gaben sie wieder und zwar mit einer Uneigennützigkeit und Großherzigkeit, die in der teutschen Kirchen- und Staatengeschichte nicht Ihresgleichen hat, für die Kirche und ihre mannigfaltigen Stiftungen hin: insbesondere giengen daraus die Bisthümer Gurk, Seckau, Lavant und Leoben, mit den denselben untergeordneten Domcapiteln, Abteyen, Collegien, Spitälern, nach heutiger Schätzung, mit mehr als einer halben Million reiner Renten hervor. **)

Und nun dürfte es hohe Zeit seyn, einen Artikel zu schließen, dessen wesentlicher Stoff unstreitig ein integrirender Theil der Vor- und Culturgeschichte vom heutigen Ungarn und dem westlich benachbarten Gränzlande ist; wovon uns aber selbst die neuesten, ungarischen, übrigens trefflichen Geschichtswerke, z. B. die des J. Chr. v. Engel, (1809) und des J. Grafen von Mailath, (1828—31) durchaus nichts melden. Freylich beginnen diese Cele-

*) Razway mag sich gleichfalls auf Rachwin beziehen. An viele andere Analogien in den Ortsnamen in Niederösterreich und Oberungarn zu den da in dieser Periode aufgetretenen Notabilitäten brauchen wir kaum zu erinnern: z. B. an Rapotenkirchen, Sighartskirchen, Rapotenstein, Gumpoldskirchen, Göttelsbrunn (Gottfried), Dietrichstein, Gerasdorf, (Gerolzdorf) Götzeldorf, Dietrichsberg, Grametneusiedel, Guntramsdorf, Amstätten (Amilonis locus) Erpersdorf, (aribonis) ꝛc.

**) Der Abtey Admont in Steyermark allein widmeten die Erzbischöfe Gebhart und Thiemo an Gütern und Rechten — ein Fürstenthum, Cod. dipl. juv. p. 260, 281. In den letzten dreyßig Jahren des Fürstenthums und Erzstifts Salzburg, (Zeitschrift für Bayern 1816) haben wir z. B. die Erträgnisse des Bisthums Gurk in Kärnthen näher besprochen.

britäten ihre Erzählung unmittelbar erst mit dem Ein- und Auftreten der Magyaren in Pannonien. *) Haben doch bisher selbst die auch einheimischen bayerischen und österreichischen Geschichtsforscher und Topographen eben über jene Landschaft in der Kenntniß und Deutung der Urkunden in sichtbarer Ungewißheit, und, vielfältig, in auffallenden Mißverständnissen geschwebt. Wir wünschen daher, daß, wenn der Zufall diese Blätter etwa in jene fernen Gegenden und nach Ungarn selbst, wo es an tüchtigen Forschern eben so wenig gebricht, führen sollte, dort die von uns angedeuteten Quellen ihrer wesentlichen Vorgeschichte zu einer vollständigern Bearbeitung dienen möchte.

*) Die vorliegenden „Bemerkungen über ungarische Geschichtforschung und Geschichtschreibung" im I. Bande der Geschichte des Königreichs Ungarn von J. C. v. Engel lassen uns schließen, daß auch derselbe, wiewohl sonst bey einer ausgebreiteten Quellenkunde, den Cod. diplom. juv. und seine mannigfaltige Beziehung auf Ungarn nicht gekannt habe. Engel erwähnt in der Vorzeit Ungarns nur der teutschen Ansiedler (Theotonici) um Veszprim, und tiefer unten, der Italiener, (Romani) die Carl der Große zur Beschützung der Gränzen gegen die Avaren habe kommen, und sie dort ihre Sitze — um die fettesten Weiden! — habe aufschlagen lassen. Die Nachkommen jener Teutschen werden heute dort Hienzen geheissen: — (vielleicht von Hans, die Hansen?) In der „Geographie des Königreichs Ungarn von K. G. von Windisch, Preßburg 1780. II. Thl.," sonst unstreitig eines der besten Handbücher, auch in topographischer Beziehung, verlautet sonst bey vielen historischen Notizen auch aus der Römerzeit, doch nicht ein Wort aus dem IX. Jahrhundert und von den damaligen kirchlichen Anstalten und Stiftungen von Salzburg, Regensburg und von Bayern her.

Das Mineralbad zu Neumarkt in der Oberpfalz des Königreichs Bayern, beschrieben von Dr. J. B. Schrauth, Militär-Unterarzt im k. b. Chevauxlegers Regiment Herzog Maximilian, praktischem und Bad-Arzte zu Neumarkt. Nürnberg 1840. 197 S. 8.

Zu den vielen Segnungen, mit denen unser deutsches Vaterland beglückt ist, gehört die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Heilquellen. Auch in Bayern haben wir eine ziemliche Anzahl derselben, wenn gleich nur wenige zu denen ersten Ranges gehören und eines europäischen Rufes sich erfreuen. Indeß sind auch Mineralquellen von minderer Kraft eine Wohlthat für Viele. Nicht bloß sind eine Menge Leiden glücklicher Weise der Art, daß zu ihrer Beseitigung gerade nicht Heilquellen ersten Ranges nöthig sind, sondern es hat auch nicht Jeder, der ein Mineralbad sucht, Zeit und Lust eine weite Reise zu unternehmen und nicht immer die Mittel, um den kostspieligen Aufenthalt in den großen Bädern zu bestreiten. Für solche sind Bäder mindern Ranges, die in ihrer Nähe befindlich sind und ihren Leiden zusagen, eine wahre Wohlthat, und mit Recht werden solche Anstalten von der Regierung unterstützt.

Das Mineralbad zu Neumarkt gehört allerdings nicht zu denen ersten Ranges in Deutschland; in Bayern nimmt es jedoch unter den eisenhaltigen Schwefelquellen einen der ersten Plätze ein. Nach Vogels Analysen haben wir nur 3 Quellen, die Neumarkt im Gehalt an Schwefelwasserstoffgas übertreffen. Diese sind der Stinkergraben bey Kreuth, und die Quelle zu Schwaighof bey Egern, welche beyde Wässer nach Kreuth verfahren werden, endlich Höhenstadt bey Passau, welches wieder an Eisengehalt und fixen Bestandtheilen der Neumarkter Quelle nachsteht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nr. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Die Sprachphilosophie der Alten, von Dr. Laurenz Lersch. Zweyter Theil. Nebst Anhängen über Aristoteles Poetik und Rhetorik. Bonn, H. B. König 1840. 295.

Auch unter dem Titel:

Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an der historischen Entwicklung der Sprach-Kategorien von Dr. Laurenz Lersch, Privatdocenten an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität.

Der Verfasser hat seiner Schrift: die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streite über Analogie und Anomalie der Sprache (vergl. gel. Anz. 1838 Nr. 208.), die für sich besteht und ein abgeschlossenes Ganzes bildet, einen zweyten Theil, der weder in der Anlage begründet ist, noch im frühern Werke angekündigt war, hinzugefügt, in welchem er die allmählige Entwicklung der Redetheile der Sprache — denn diese sind unter jenen Sprachkategorien verstanden — nachzuweisen, also eine Geschichte der Grammatik zu liefern versucht. Wir sollen sehen, wie die eigene Sprache in das Bewußtseyn des menschlichen Geistes getreten ist, und durch diese Anatomie mit Anstrengung das errungen worden, was uns jetzt so leicht erscheint; wir gebrauchen hier wie in allen Fällen, nur die Resultate, wenig bekümmert um die Forschungen, durch welche man mit Mühe zu jenen gelangt ist; aber gerade diese sind zur Erkenntniß und richtigen Würdigung des Gegenstandes von Bedeutung, und es wäre zu wünschen, daß von den Sprachen des Orientes, welche sich selbstständig und in einem hohen Grade entwickelt haben wie das Sanskrit, eine Geschichte der Grammatik gegeben werden könnte; von denen des Occidentes kann begreiflicherweise nur die griechische und die ihr folgende lateinische einigen Aufschluß gewähren. Hier sind die Nachrichten namentlich über die älteren Zeiten, von so großem Umfange auch das Material ist, doch sparsam und zu fragmentarisch, um eine zusammenhängende und genügende Darstellung erwarten zu können. Aber auch das erhaltene, sorgfältig zusammengetragen, ist willkommen und kann durch spätere Untersuchungen noch vielfach ergänzt werden. Von den Vorgängern des Herrn Lersch ist Classens mit Einsicht geschriebene Abhandlung: de grammaticae graecae primordiis vorzüglich zu rühmen; ihm folgt unser Verfasser oft, ohne ihn zu nennen. Die Schrift von R. Schmidt Stoicorum Grammatica auf welche H. L. sich S. 26 und sonst beruft, eben so die von Séguier la philosophie du langage exposée d'après Aristote. Paris 1838, ist uns unbekannt; die Stoiker haben die Grammatik vielfach erweitert und es würde sicherer und ersprieslicher gewesen seyn, wenn auf ähnliche Art einzelne Schulen und Männer behandelt worden wären, als daß jetzt alles zusammengenommen erscheint. Hier ist auch der Hermes des feinsinnigen James Harris zu erwähnen; seine philosophische Untersuchung über allgemeine Grammatik, (a philosophical inquiry concerning universal grammar. 1751) ist fast ganz auf Aristoteles und dessen Schule gebaut, mit solcher Kenntniß der Sache, daß mancher Abschnitt als der beste Commentar zu den Schriften des Philosophen zu betrachten ist; was z. B. über die Zeit gesagt wird p. 82 — 99, ist aus dem vierten Buche der Physik, aber mit einer Klarheit und richtigen Anschauung, die man kaum bey den alten Erklärern findet. Eine Fortbildung der Grammatik in diesem Sinne ist sehr wünschenswerth; so wie aber Harris nicht eine geschichtliche

Zusammenstellung geben wollte, sondern die bestehende Grammatik in ihren einzelnen Theilen auf die alten Ansichten von welchen sie ausgegangen, zurückführen, ihren Werth und ihre Bedeutung aufdecken, eben so wenig ist es die Absicht unsers Verf. im Sinne Harris in das Innere einzudringen und die Begründung aufzufinden; nur was jeder eigenes in der Grammatik gegeben hat, so weit es aus den Quellen nachweisbar ist, wird zusammengetragen. Daher finden wir hier mehr Namen als Erklärung, wie man zu dieser oder jener Bestimmung nothwendigerweise gekommen ist. Niemand wird das Verdienstliche einer solchen Arbeit verkennen, sollte die Kritik auch an dem was Hr. L. von dem seinigen mitgetheilt hat, noch so viel zu ändern haben und zuletzt nichts als die Sammlung der Stellen aus den Alten übrig bleiben.

Eine besondere Schwierigkeit das allmählige Entstehen grammatischer Entwicklung an den Personen nachzuweisen, liegt darin, daß häufig das, was frühere erdacht haben, in unsern Quellen nicht angegeben ist und bey spätern Nachfolgern zuerst erscheint. Hier sind wir nur allzugeneigt, das was wir zuerst bey einem Autor finden, als von ihm ausgehend und ihm eigenthümlich zu betrachten; so theilt Hr. L. die grammatische Ausscheidung von Nomen und Verbum, *ὄνομα* und *ῥῆμα*, dem Plato zu, der selbst erst allmählig im Cratylus diese als Hauptbestandtheile der Sprache erkannt und abgesondert haben soll. Der Verf. hat diese Bemerkung stillschweigend aus Classen herübergenommen, und Classen hat seine Vermuthung zwar scharfsinnig, doch für uns nicht überzeugend begründet. Wenn nämlich Protagoras die Genera des Nomen, des Masculinum, Föminimum, Neutrum, zuerst grammatisch der Art ausgeschieden hat, daß er die Anwendung auf das Widerstrebende machte und dieses zu verbessern suchte, wodurch er nothwendig zur Erkenntniß des Nomen an sich, wie des Artikels gelangt seyn mußte, wenn er es gewesen, der alle Sätze der Sprache in *εὐχωλή*, *ἐρώτησις*, *ἀπόκρισις* und *ἐντολή* theilte und dadurch die möglichen Modi des Verbum aufstellte, so ist es unmöglich, daß Begriff und Unterschied des Nomen und Verbum als der vorzüglichsten Redetheile, dem Protagoras nicht eben so bekannt und klar gewesen seyn sollte als dem Plato.

Ueberhaupt fällt aller Anfang der Grammatik den Sophisten anheim; ihre doppelte Thätigkeit, die rhetorische und dialectische, führte sie unwillkührlich zur Erforschung der Sprache. Hätten wir nur eine Uebersicht, wie bey ihnen sich die Logik bildete; denn nirgends mußte der Kampf des Gedankens mit der Sprache deutlicher hervortreten, als in der allmähligen Begründung der Logik — selbst was wir aus Plato und Aristoteles darüber gelegentlich erfahren, ist schon bedeutend und verdiente eine sorgfältige Bearbeitung — es würde niemand zweifeln, daß die Sophisten es gewesen, welche die Sprache in ihre ersten Begriffe zerlegt haben; sie haben sich mit geringem wie mit bedeutendem, mit den Buchstaben und ihrer Eintheilung in Vokale, Consonanten u. s. w. wie mit der Synonymik beschäftigt; und in diesen ersten Anfängen konnte die Begründuug niemals ausbleiben. Mir ist daher sehr wahrscheinlich, daß die oben erwähnte Eintheilung der Sprachsätze, die von Protagoras ausgeht, von ihm nicht ganz nackt hingestellt war, wie wir sie jetzt bey Diogenes lesen, sondern gehörig motivirt, und dieses ist, da auch die Peripatetiker dieselben, nur mit dem unnöthigen Zusatze eines fünften, *κλητικὸς λόγος*, angenommen hatten, im Grunde vielleicht auf dieselbe Art geschehen, wie wir es bey Ammonius zu Aristoteles Schrift *περὶ ἑρμηνείας* finden. Hr. L. beruft sich zwar auch p. 202 auf Ammonius, ist aber zufrieden die technischen Ausdrücke daraus anzuführen; die geistreiche Begründung übergeht er; dagegen hat Harris die Stelle vollständig mitgetheilt und die richtige Anwendung davon zu machen nicht versäumt.

Eben so wenig können wir billigen, was Hr. L. als dem Aristoteles eigenthümlich zuschreiben will:

> Jener Fortschritt aber, den Aristoteles theils in der Begriffsbestimmung, theils in der Eintheilung in Unterarten gegen seine Vorgänger gethan, und der in den oben angeführten Definitionen gegen die platonischen erkennbar ist, ist um es kurz zu sagen, das Moment der Zeit, das *ποτὲ* im Verbum, welches Aristoteles aufdeckt, ein Moment, woraus alle spätere Conjugationslehre sich entwi-

ckelt; im Nomen aber das des Beugefalles. Damit aber stimmte er noch mit Plato überein, daß er jenes als Prädicat des Nomens auffaßte; καὶ ἔστιν ἀεὶ τῶν καθ' ἑτέρου λεγομένων σημεῖον.

Er mag den Ausdruck τὸ τὸν χρόνον προσσημαῖνον zuerst gegeben haben, welchem die römischen Grammatiker das adsignificare nachgebildet haben; die Sache ist den sophistischen Sprachlehrern den οἱ περὶ τούτων δεινοὶ wie Plato sie nennt, gewiß nicht entgangen, ihnen wird er auch die Bemerkung verdanken, daß nur drey Substantiva auf ι, fünf auf υ ausgehen. Von Beugung ist bey ihm zwar öfter die Rede, im ausgedehnteren Sinne als wir annehmen, nicht nur Declination und Conjugation, sondern auch die Derivation umfassend; so ist δικαίως eine πτῶσις von δίκαιος, aber wer wird daraus schließen, daß er der erste gewesen, der die πτῶσις bemerkt habe? Gelegentlich giebt er eine Menge Sprachbemerkungen, z. B. über den Comparativ, der oft weniger aussage als der Positiv, über das Adjectivum verbale, καυστὸς sey passiv, was fähig ist κάεσθαι, καυστικὸς activ, was fähig ist κάειν und so alle ähnlichen Verba, oder βουλητὸν sey τὸ ἁπλῶς ἀγαθὸν, βουλητέον aber τὸ ἑκάστῳ ἀγαθὸν, eben so φιλητὸν und φιλητέον; aber nur einmal, in der Poetik, spricht er von der Sprache an und für sich; darum ist die Stelle besonders beachtungswerth.

Zu diesen und ähnlichen Einwendungen geben vorzüglich die ersten Anfänge Veranlassung; von den Zeiten der Alexandrinischen Grammatik an werden auch die historischen Ueberlieferungen über Sprache reichhaltiger, welche der Verfasser mit großer Sorgfalt zusammengestellt hat. Wenn Aristoteles, wie Plato, nur zwey Redetheile ὄνομα und ῥῆμα, angenommen, sein Schüler Theodectes einen dritten, σύνδεσμος, hinzugesetzt hat, so haben die Stoiker — ob nicht auch hier zwischen Theodektes und den Stoikern eine uns unausfüllbare Lücke besteht, und manches besprochen worden, vermögen wir nicht nachzuweisen — außer der ihnen eigenen Eintheilung des Nomen in nomen proprium, ὄνομα, und appellativum, προσηγορία, zu diesen dreyen noch den Artikel, ἄρθρον, später auch das Adverbium, πανδέκτης, als wesentliche Theile der Sprache betrachtet. Wer das Pronomen, ἀντωνυμία, das vordem die einen zum Nomen, andere zum Artikel zählten, ausgesondert hat, ist nicht überliefert; Hr. L. vermuthet den Zenodotus, weil in dessen Recension der homerischen Gedichte der Gebrauch des Artikels und Pronomens strenge geschieden erscheine; dieß ist freylich kein Beweis; aber immerhin waren es die Alexandrinischen Grammatiker, welche das fehlende ergänzten und nachholten, wie nach Quintilianus I, 4 Aristarchus die acht Kategorien bereits angenommen hat, also die übrigen zwey, Präposition und Participium entweder durch ihn oder bereits vor ihm als selbstständige Theile festgestellt waren. Weitläufig erklärt sich der Verf. für die Aechtheit der Grammatik des Dionysios Thrax, welche Fabricius in der Bibliotheca graeca zuerst bekannt gemacht, Bekker in die Anecdota aufgenommen hat, S. 64 — 103; alte Erklärer und einige von den neuern wie Göttling haben sie dem Schüler des Aristarchus abgesprochen, Classen aber mit trifftigen Gründen in Schutz genommen; für uns ist sie das älteste Werk der Grammatik, wir finden diese hier völlig abgeschlossen und vollendet, nicht anders als wie sie sich bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Von Apollonius Dyskolus wird das auf die Reidetheile bezügliche S. p. 111 — 41 was sich in seinen Schriften oder bey andern, besonders Priscaan, dessen stetes Vorbild er ist, erhalten hat, n chgewiesen. Von den Römern (S. 142 — 170), welche dem in ihrer Sprache fehlenden Artikel die Interjection substituirten, werden Varros, Plinius, Suetonius, Terentius, Scavius, Donatus und Probus Urtheile und Ansichten nachgewiesen. Hier ist, nach H. L., das Verfahren des ersten, des M. Terentius Varro, von allen andern abweichend; zwar sind seine Bücher darüber nicht vollständig, doch zeigt auch das vorhandene, daß er nicht die acht Redetheile einzeln für sich betrachtet nach der gewöhnlichen Weise, vielmehr scheint er eine höhere und gleichsam natürlichere Eintheilung vorgezogen zu haben, wornach alle Wörter in solche zerfallen, welche entweder einen Casus, oder ein Tempus, oder beydes (Participium) oder keines (Adverbium, Conjunctio) in sich tragen. Dieses folgt nicht, wie Hr. L. glaubt, aus IX. p. 162 Bip., dort wird diese Zer=

gliederung nur auf die der Flexion fähigen Wörter angewandt, wie der Zusammenhang der Stelle deutlich lehrt: prima divisio in oratione quod alia verba nusquam declinantur ut vix, mox, alia declinantur . . secunda divisio est de his verbis quae declinari possunt, quod alia sunt a voluntate, alia a natura . . tertia divisio est quod verba declinata natura dividuntur in partis quatuor, in unam quae habet casus neque tempora ut docilis, facilis; in alteram quae tempora neque casus ut docet, facit; in tertiam quae utraque ut docens, faciens; in quartam quae neutra ut docte, facte. Also die vom Verbum gebildeten Adverbia sind ebenfalls declinirt und nicht mit den eigentlichen Adverbien, wie mox, zu vergleichen.

(Schluß folgt.)

Das Mineralbad zu Neumarkt in der Oberpfalz ꝛc.

(Schluß.)

Das Verhältniß zu den bekanntesten bayerischen Schwefelwasserstoffhaltigen Quellen bezeichnet am besten nachfolgende Tabelle nach Vogel's Analysen:

Name.	Schwefelwasserstoffgas.	Kohlensäure.	Salze und Erden.	Eisen.
Stinkergraben .	1,35	2,62	16,55	0,12
Schwaighof .	0,62	0,81	12,46	0,18
Höhenstadt . .	0,6	1,2	2,97	Spur
Neumarkt . . .	0,4	1,5	6,85	0,10
Wipfeld . . .	0,3	2,5	16,0	Sp.
Abbach . . .	0,3	1,5	3,30	—
Bocklet . . .	0,2	21,5	4,60	0,40
Deeon . . .	0,2	2,5	1,28	0,06
Eschelloh . . .	0,2	—	7,5	0,2
Partenkirchen .	0,1	—	2,21	Sp.
Rosenheim . .	0,1	—	2,23	0,01
Sulz	0,1	—	1,60	0,10
Kreuth	0,05	—	5,87	0,06

Das Bad zu Neumarkt steht also durch seinen Gehalt an Schwefelwasserstoffgas den meisten bayerischen Bädern ähnlicher Art voran, und seine Heilkraft hat ihm deßhalb auch seit geraumer Zeit einen guten Ruf verschafft. Die Zeit seiner Entdeckung ist unbekannt; der Stadtphysikus Rumel veranlaßte zuerst den Magistrat zu Neumarkt ein öffentliches Badehaus daselbst zu gründen, damit, wie er in seiner „gründlichen Beschreibung des neuerbauten minerischen Bads der Churfürstlichen Stadt Neumarkt in der obern Pfalz 1598“ sagt, „damit solch edel Kleinod nicht aus Unachtsamkeit verlassen, und neben Undankbarkeit gegen Gott versäumet werde.“ Von dieser Zeit an war das Bad in steter Benützung, obgleich die Baulichkeiten nicht immer im guten Stande erhalten wurden. Im Jahre 1682 gab der Stadtphysikus Schäffler Rumel's Beschreibung nochmals im Druck heraus. Eine dritte Beschreibung erschien i. J. 1777 vom Stadtphysikus Schaller, der überhaupt um die Badeanstalt große Verdienste sich erwarb.

Die neueste Beschreibung des Neumarkter Bades ist die, welche uns gegenwärtig vorliegt, und die in einer sehr zweckmäßigen Weise abgefaßt ist. Sie besteht aus 4 Abschnitten. Der erste giebt im Kurzen eine Geschichte und Topographie der Stadt Neumarkt und ihrer Badeanstalt, welche bis zum Jahre 1830, wo sie an den gegenwärtigen Besitzer verkauft wurde, städtisches Eigenthum gewesen war. Der zweyte Abschnitt enthält eine Beschreibung der Quellen und ihrer chemischen und physikalischen Verhältnisse. Dieser Abtheilung ist beygegeben ein kurzer, vom Direktor v. Voit verfaßter Abriß der geognostischen und oryktognostischen Beschaffenheit der Gegend von Neumarkt; ein Verzeichniß der daselbst gefundenen Petrefakten, eine Schilderung der Flora, deren Arten der Verfasser aufzählt und endlich eine kurze Uebersicht über die Fauna mit einem Verzeichnisse der vom Vikarius Alt aufgefundenen Schmetterlinge und Vögel. Der dritte und vierte Abschnitt behandeln das Medizinische; jener giebt Rechenschaft über die Wirkungen des Neumarkter Mineralwassers, dieser Belehrungen über das Diätetische und Oekonomische. Die seit alten Zeiten erprobten Heilkräfte des Bades werden ohne alle Uebertreibung geschildert und die Fälle bezeichnet, in welchen dasselbe nicht angewendet werden darf oder auch ein stärkeres Wasser nöthig ist. Wie gewöhnlich sind einige Krankengeschichten beygefügt, aus denen der Laie, der im Neumarkter Bade Hülfe gegen seine Leiden sucht, selbst bemessen kann, welche Hoffnungen er sich für seine Wiederherstellung machen darf.

Wir empfehlen dieses gut geschriebene und zweckmäßig abgefaßte Büchlein der Aufmerksamkeit unserer Leser, besonders derer, welche vom Neumarkter Bade Gebrauch machen wollen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nr. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Die Sprachphilosophie der Alten, von Dr. Laurenz Lersch. Zweyter Theil. Nebst Anhängen über Aristoteles Poetik und Rhetorik. Bonn, H. B. König 1840. 295.

(Schluß.)

Eben so wenig beweist die zweyte Stelle V. p. 61; denn auch dort ist wie hier, die Rede von den verborum declinatus. Dagegen scheint entscheidend VII. p. 114; denn hier werden nicht wie oben, nur die durch Declination geänderten Wörter angedeutet, sondern die Sprache ist als Ganzes dargestellt: quod ad partis singulas orationis, deinceps dicam; quoius quoniam sunt divisiones plures, nunc ponam potissimum eam qua dividitur secundum naturam in quatuor partis, in eam quae habet casus, et quae habet tempora, et quae habet neutrum, et in qua est utrumque. Has vocant quidam appellandi, dicendi, adminiculandi, iungendi: appellandi dicitur ut homo, Nestor; dicendi ut scribo, lego; iungendi ut ac, que; adminiculandi ut docte, commode. Aber auch hier bemerke man, wie er von mehreren Eintheilungen, die er kennt, nur jetzt (nunc ponam) diese eine anführen will und wie er im nächsten sogleich diese verläßt, und eine andere stoische, welche das Participium nicht anerkennt, und das vierte quae neutra habet in Adverbium und Conjunction (adminiculandi und iungendi) theilt, substituirt und nach ihr den fernern Beweis liefert. Auch das beachte man, daß Varro in diesem Buche von p. 110 an gegen die Analogie nicht in seinem, sondern im Sinne der Gegner dieser spricht. Es ist daher keineswegs gegründet, wenn H. L. als unzweifelhaft annimmt, das Hauptwort, Zeitwort, Participium und Adverbium seyen diejenigen Redetheile gewesen, welche Varro wirklich gebilliget habe. Eben so unrichtig ist, wenn er ihn für den Erfinder dieser besondern Theilung ausgiebt. Varro hat alles aus griechischen Vorbildern gezogen, wo er nicht selbst bestimmt, was seine eigene von den andern abweichende Ansicht sey, und dieses ist höchst selten; daß er auch dort Vorgänger hatte, kann man leicht darthun. In der Einleitung zum VII. Buche — und diese wie das IX. (X.) Buch ist der Art, daß dort das angegeben ist, was er selbst billigt, nicht bloß wie in den in der Mitte liegenden Büchern, anderer Ansichten, mit welchen er keineswegs immer einverstanden ist — lesen wir folgende Bemerkung: Quarum rerum declinationes oriuntur, partis orationis sunt duae, si item ut DION in tris diviserimus partes res quae verbis significantur, unam quae adsignificat cassus, alteram quae tempora, tertiam quae neutrum. De his Aristoteles orationis duas partes esse dicit, vocabula et verba ut homo et equus, legit et currit. Hier haben wir also einen Vorgänger und dadurch, daß bey diesem der vierte Theil quae utramque, das Participium, fehlt, giebt er sich als den Stoiker Dio, nicht als den Akademiker zu erkennen. Schwerlich war Varro der erste, der die Ergänzung gemacht hat. Vielmehr also möchte man aus dieser Angabe, wo er im folgenden nichts als das Nomen und Verbum berührt, schließen, er habe wie Aristoteles nur diese zwey Haupttheile anerkannt, wie in den etymologischen Büchern beyde allein hervorgehoben werden und das Adverbium nebenbey dem Verbum sich anreiht. Indessen wollen wir offen gestehen, daß uns dieses bey einem so umfangreichen Werke wie das de lingua latina war, das wenigstens aus XXIV. Büchern bestand, eben so unsicher als H. L. Viertheilung erscheint,

und daß wir uns darüber in dem erhaltenen Theile vergebens um Belehrung umsehen.

Nicht weniger als 170 Seiten brauchte Hr. L., um die Nomenclatur der partes orationis, der höchsten Eintheilung der Grammatik bey den Alten, aufzufinden; da aber mit dieser generellen Angabe noch nichts von der weiteren Entwicklung der Sprachlehre gegeben ist, so beschäftigt sich die zweyte Hälfte des Buches mit den Verhältnissen in den Redetheilen bey den Griechen und Römern (obwohl auch hier diese ganz von jenen abhängig sind und nichts neues hinzugethan haben). Nur was dem Nomen und Verbum zukommt, ist vollständig durchgeführt, die übrigen sind kurz abgefertigt; von ersterem Genus, Numerus und Casus, von letzterem Genus, Modus, Tempus, Numerus, Persona und Conjugatio. Noch werden dem Nomen εἴδη und σχήματα zugetheilt; für erstere haben die meisten lateinischen Grammatiker nach andern Quellen qualitas, ποιότης, doch giebt Priscianus species; noch andere fügen die comparatio hinzu, bey Diomedes ist aber p, 306 wie die Ausführung lehrt, dieses Wort ein falscher Zusatz.

So verdienstlich diese Arbeit des Hrn. L. ist, so wird er doch vielleicht selbst fühlen, daß sie nicht das ist, was wir bedürfen; lästig ist die allzu große Ausdehnung, bey manchen herrscht große Unsicherheit, oft bemerkt man ein gänzliches Fehlgreifen; endlich ist mit all diesem nur einzelnes behandelt; wir aber haben eine geschichtliche Entwicklung nicht bloß einzelner Theile, sondern der gesammten Grammatik nöthig; dazu brauchen wir nichts als die nackten Stellen der Alten ohne weitläufige Darlegung und Erklärung; das etwa nöthige kann in Noten unter dem Texte, einzelnes in kurzen Excursen dargestellt werden. Die Behandlung könnte nach den Personen gegeben werden, weit bequemer und richtiger aber würde es seyn, wenn man die alte Grammatik zu Grunde legte, und die einzelnen Artikel historisch erläuterte, d. h. die geschichtliche Entwicklung aus den Stellen der Alten darlegte. Man glaube nicht, daß dieses eine so leichte Arbeit sey, zu der jeder berufen sey; es wird eine umfassende Kenntniß der alten Grammatik und ein sorgfältiges kritisches Studium der einzelnen Schriften gefordert. Zwar wird, wo nur die alte Ueberlieferung reden soll, der Verfasser selbst wenig zur Schau getragen werden, aber Fähigkeit, Geist und Kenntniß wird nicht minder in der Ausführung hervorleuchten, und das Werk als höchst lehrreich seinen dauernden Werth behalten. Vor allen andern halten wir Herrn L. dazu berufen; einen Beweis von aufmerksamer Lectüre giebt die Ausscheidung einer eigenen philosophischen Secte, der Dialectiker, p. 46 — 55, die vor ihm Niemand beachtet hat; es ist der Karthager Klitomachus, Karneades Schüler, der sich von der Akademie trennte und das Haupt einer neuen Schule wurde. Was Kritik betrifft, wovon gar vieles abhängig ist, können wir nicht umhin, den Verfasser an eine bessere Benutzung der vorzüglichsten Ausgaben und größere Beachtung des Zusammenhanges zu erinnern.

Von den zwey Anhängen ist der erste S. 257 — 80 eine Erklärung des 20. Capitels der aristotelischen Poetik, worin bey Gelegenheit der poetischen Diction Aristoteles auf die ersten Anfänge der Sprache zurückgeht, und eine grammatische Entwicklung der Theile giebt, aus welchen ein vollständig in Worten ausgedrückter Satz oder Gedanke, λόγος, besteht. Veranlassung zu diesem Excurse gab die neueste Ausgabe des Herrn Ritter in Bonn, der durch seine gänzlich verfehlte Hyperkritik nun auch in der Nähe einen Gegner gefunden hat; ihm ist außer vielen andern auch jenes Capitel nur das schlechte Machwerk eines spätern Peripatetikers, der das ächte Werk des Meisters verstümmelt und dann mit unnützen Dingen eigener Erfindung ergänzt hat. Hier bedarf es, um dem Angegriffenen das Seinige zu retten, nur des Beweises, daß das, was angefochten ist, verständig genug und mit dem, was Aristoteles in andern Schriften behauptet, in vollem Einklange sey. Dieses kann nicht geschehen ohne zugleich zu zeigen, wie wenig sich Hr. Ritter die Mühe genommen, Geist und Charakter seines Autors aus dessen erhaltenen Schriften zu begreifen und erkennen; Referent hat sich über diese unerhörte moderne Kritik in diesen Blättern deutlich genug ausgesprochen und erwartete von andern eine ins einzelne gehende Beurtheilung; aber weder Bernhardy's noch Stahr's Anzeige kann einiger-

massen genügend genannt werden; Knebels Programm Meletematum Aristoteliorum specimen I. de Ritteri censura poeticae Aristoteliae brevis disputatio kenne ich nicht. Um so achtungswerther ist Hrrrn Lersch's Untersuchung; hier ist der Beweis, daß der Inhalt ganz aristotelisch sey, aus Aristoteles selbst geführt; und auf ähnliche Art können alle Bedenken des Herrn Ritter entfernt werden. Hätte dieser nur seine Vorgänger gehörig benutzt, so würde er manche Blöße vermieden haben; von den Worten XX. 12. εἶς δ'ἐστὶ λόγος διχῶς· ἢ γὰρ ὁ ἓν σημαίνων ἢ ὁ ἐκ πλειόνων συνδέσμῳ οἷον ἡ Ἰλιὰς μὲν συνδέσμῳ εἷς, ὁ δὲ τοῦ ἀνθρώπου τῷ ἓν σημαίνειν hat schon Victorius bemerkt, daß derselbe Gedanke in der zweyten Analytik wiederkehrt II. 10. und Tyrwhitt giebt noch mehreres mit dem ausdrücklichen Beysatze quae loca omnino cum hoc conferenda sunt. Die Schwierigkeit der Exegese des XX. Capitel liegt in der Definition der Conjunction und des Artikels; auf Letzteres verzichtet auch H. L.; für erstere hat er eine neue Erklärung, wornach das Wesen der Conjunction nicht in einer Definition umfaßt wird, sondern getheilt erscheint, je nachdem sie Sätze oder Wörter verbindet. Läge dieses nur einigermassen in den Worten des Originals! aber der Satz φωνὴ ἄσημος ἐκ πλειόνων μὲν φωνῶν μιᾶς, σημαντικῶν δὲ ποιεῖν πεφυκυῖα μέαν σημαντικὴν φωνήν. zeichnet genau Bedeutung der Conjunction überhaupt. Vrgl. Harris p. 193, nicht zu gedenken, daß eine solche Trennung wie Hr. L. will, nicht in der Art des Aristoteles liegt. Der Text ist uns hier, wie sonst, ungenau überliefert. Herr Ritter aber geht von dem Gedanken aus, daß der Verf. alles so geschrieben habe, wie es vorliege, um dann nach Herzenslust dessen Unwissenheit zur Schau zu stellen. Hier hätte einige Bekanntschaft mit dem Zustande der aristotel. Bücher leicht das richtige gelehrt; sind doch einzelne, namentlich kleinere Schriften in einem fast trostlosen Zustande vorhanden, wo nur, wer mit der Sache und Sprache des Autors wohl vertraut ist, sich durchfinden kann; andere sind unerwartet rein und unversehrt erhalten; wieder andere stehen in der Mitte. Zu diesen Letztern gehört die Poetik; sie ist nicht so verdorben, wie manches von der Eudemischen Ethik, aber auch nicht so vollständig wie das Organon oder die Thiergeschichte; was Wunder also, wenn einzelne Stellen an einem größeren Verderbnisse leiden? bleibt doch auch sonst noch gar vieles wegzuräumen, was Hr. R. nicht bemerkt hat. Von H. Lersch können wir die S. 260 ausgesprochene Meynung, daß Kap. VI. §. 18. keine Beziehung auf §. 4. enthalte, nicht billigen; man verstehe die Worte nur richtig; daß damit eine Berufung auf die (sehr zweifelhafte) πραγματεία τέχνης ποιητικῆς ausgedrückt seyn sollte, scheint uns sehr abentheuerlich; die vom Simplicius angeführte Stelle S. 20 stand, wie wir jetzt wissen, in der Abhandlung über die Komödie.

Der zweyte Anhang handelt über die Rhetorik an Alexander, welche Hr. L. für ein Product des Aristoteles hält, das durch das größere Werk neu bearbeitet worden sey. Es ist nicht zu zweifeln, meynt er, daß es die Absicht des Verfassers gewesen ist, in dem jüngern Werke den wissenschaftlichen Fortschritt darzustellen, den die Rhetorik zwischen dem Erscheinen des ältern kleinern und des neuern in drey Büchern abgefaßten durchlaufen hatte, das Veraltete auszuscheiden, das Complicirte zu vereinfachen, das Neue an das ältere Lehrgebäude anzulehnen und mit diesem zu verarbeiten, überhaupt ein systematisch geordnetes ausführliches Ganze zu geben. Dieses ist ganz unrichtig und verkehrt. So wenig in der Poetik mit Fug und Recht etwas nachgewiesen werden kann, was der Sprache und dem Inhalte nach nicht aristotelisch wäre, eben so wenig kann von diesem Buche etwas angegeben werden, was dem Geiste und der Darstellung unsers Philosophen auch nur ähnlich sähe; dieß wird jedem klar, der sich mit den Gedanken und der Ausdrucksweise des Mannes auch nur ein wenig befreundet hat. Schon Erasmus hat in der Vorrede zur Basler Ausgabe 1530 diese Rhetorik für unächt erklärt. Aber hier sind wir durch eine entscheidende Bemerkung des Quintilianus so glücklich, zu bestimmen, wem das Werk gehöre; dieses hat Victorius zuerst aufgefunden und die nahmhaftesten Philologen fanden nicht nur den negativen Beweis, daß die Schrift dem Aristoteles nicht gebühre, das konnte jeder leicht erkennen, son-

dern auch den positiven, daß Anaximenes der Verfasser sey, für vollgültig; nur eines stand entgegen, daß nach Quintilianus Anaximenes zwey Gattungen der Rhetorik angenommen habe, das δικανικὸν und δημηγορικὸν, der Autor unsers Buches aber drey erwähnt τὸ μὲν δημηγορικὸν, τὸ δὲ ἐπιδεικτικὸν, τὸ δὲ δικανικὸν. Diesen Widerspruch hat Referent gehoben, nicht durch eigenmächtige Aenderung, wozu man übrigens von selbst berechtigt gewesen wäre, sondern indem er nachgewiesen, daß Syrianus der offenbar den Anfang unsers Buches abschreibt, nur jene zwey von dem Römer angeführten Gattungen bezeichne, die dritte, das ἐπιδεικτικὸν nicht kenne und dadurch mit Quintilianus völlig gleichlautend stimme; woraus denn nothwendig folgt, daß unser Text durch eine spätere leicht zu erklärende Interpolation geändert worden sey. Das will Hr. L. nicht glauben, er meynt jene drey Gattungen, die in unserm Texte stehen, seyen durchaus nothwendig, weil sie in der Ausführung wiederkehren. Aber dieses ist nur ein Irrthum des Verfassers, welcher zeigt, daß er in diesem Gebiete noch wenig bewandert ist; die ausführliche Darstellung jenes rhetorischen Büchleins hat mit den γένη nichts zu thun, und ist einzig und allein auf die sieben Species, εἴδη, gegründet, wodurch alle Einwendungen von selbst wegfallen. Wenn derselbe von einem andern Grunde den Referent gegen die Aechtheit des Werkes angeführt hatte, daß diese Rhetorik nach dem Vorgange des Isokrates die Lehre aufstelle, die narratio soll brevis seyn, während die ächte aristotelische gerade diese Regel persiflire, zeigen wollte, hier liege nur ein Mißverständniß und eine Verwechslung der Hauptarten von Seite des Unterzeichneten, so fällt der Vorwurf, die Sache nicht gehörig betrachtet zu haben, auf den Verfasser zurück; wir haben uns darüber in einem philologischen Blatte umständlicher geäußert. Die große Heftigkeit, mit der Hr. L. seine Ueberzeugung vorträgt, halten wir wie billig dem jugendlichen Eifer zu gute, rathen aber zu größerer Vorsicht; denn leicht könnte jemand, nicht wie wir von der redlichen Absicht des Verfassers durchdrungen, auch nicht mit gleicher Ruhe ihm Rede und Antwort stehen.

Spengel.

Die Oestraciden — Bremsen — der Pferde, Rinder und Schafe. Eine naturgeschichtlich-thierärztliche Abhandlung zur Erinnerung an das fünfzigjährige Bestehen der K. Central-Veterinär-Schule in München von Dr. K. L. Schwab. München 1840. 83 S. 4.

Der Verfasser, durch geschätzte Arbeiten aus dem Gebiete der Veterinär-Wissenschaft rühmlichst bekannt, hat bey Gelegenheit der Feyer des fünfzigjährigen Bestehens der hiesigen Veterinärschule eine werthvolle Abhandlung über die Bremsen publicirt. Um zu einer genauern Kenntniß mit diesen merkwürdigen Insekten, die dem Thierarzte von ganz besonderer Wichtigkeit sind, zu gelangen, hatte der Verf. in den Frühlings- und Sommermonaten der Jahre 1837 und 1838 seine Musestunden der Sammlung von Bremsen-Larven und ihrer Erziehung zum vollkommenen Insekt gewidmet. Die bey dieser Gelegenheit erlangten Erfahrungen, mit Zuziehung der auf diese Thiere bezüglichen Litteratur hat er nun in vorliegender Abhandlung niedergelegt und in einer sehr gründlichen Weise die Naturgeschichte der Bremsen der Pferde, Rinder und Schafe, wie auch die Wirkungen der Bremsenlarven auf den Organismus bearbeitet. Hiedurch ist diese kleine Schrift dem Naturforscher, wie dem Thierarzte von gleichem Interesse; letzterem werden insbesondere auch die Versuche des Verfassers über die Lebenszähigkeit der Larven des Oestrus gastricus major von Wichtigkeit seyn. Wir wollen nicht näher auf den Inhalt dieser trefflichen Abhandlung eingehen, sondern uns begnügen, in diesen Blättern auf sie aufmerksam zu machen und zur Beachtnng zu empfehlen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Ritusanhâras, id est, Tempestatum Cyclus, Carmen Sanscritum, Kâlidâso adscriptum, edidit, latina interpretatione, germanica versione metrica, atque annotationibus criticis instruxit P. a Bohlen. Lipsiae 1840.

Dieß ist der Schwanengesang des erst in diesem Jahre verstorbenen Herausgebers, der, obzwar ein ὀψιμαθής, durch anhaltenden Fleiß und Eifer ein dauerndes Verdienst um die Indische Literatur sich erworben; sein Altes Indien, was man auch alles daran aussetzen mag, wird allem Anschein nach noch nicht so bald übertroffen und unnütz gemacht werden, es müßte sich denn Prof. Lassen entschließen, ein dergleichen Werk dem Publicum zu schenken; außer Lassen ist jetzt keiner im Stande, etwas Besseres von Bedeutung zu geben. Schade, daß Bohlen nicht wenigstens eine zweyte und verbesserte Ausgabe seines Hauptwerkes hat liefern können; ohne Zweifel hätte er darin vieles berichtiget, gemildert, anders gestellt und in bessere Harmonie gebracht. Denn ein Gebrechen hat es mit manchen andern Werken der neueren Sprach- und Literaturforschung gemein, die Ueberschätzung dieser jungen Literaturen, die von manchen und, was das unbegreiflichste, sogar Schulmännern, als neue Bekannte den alten und bewährten Freunden, wenn nicht vorgezogen, so doch nahebey an die Seite gesetzt werden; — sie eben sollten aber am besten wissen, quid distent aera lupinis. Bey Bohlen mag mancher Zug der Art eben aus seiner ὀψιμάθεια erklärt werden können. Wer den vielgerühmten wissenschaftlichen Reichthum Europas in den mannichfaltigsten Zweigen sich aneignet, wer alle dessen Vorzüge in allen Lebenseinrichtungen, in Kirche und Staat, geradeweg aufnimmt, und die geschichtliche Vermittlung nicht beachtet, in dessen Augen verlieren die einfachen, nüchternen und besonnenen Griechen, Römer und Hebräer leicht gegen die überschwänglichen, hitzig berauschten Inder, Perser, oder selbst gegen die legalen, stumpfsinnigen, verschmitzten Sinesen u. a. Orientalen. An einzelnen, bedeutsamen, hellen, ja glanzergießenden Gedanken und Empfindungen fehlt es ihnen durchaus nicht; desto mehr aber fehlt es an Consequenz, an verständiger Entwickelung, richtiger Ableitung und besonnener Durchführung bis in alle Besonderheiten und Modificationen herab! Dieser Mangel liegt in den angeblichen wissenschaftlichen Werken, in Philosophie, Medicin u. s. f. soweit sie bisher bekannt geworden sind, zu Tage, nicht minder aber auch in allen bürgerlichen und rechtlichen Lehren und Einrichtungen, die nicht nöthig haben, einzig und allein auf gelehrtem Wege kennen gelernt zu werden. Mögen dort Grund und Boden und die Elemente, woraus in Europa das schönste und beste erwachsen ist, dessen wir uns heute rühmen, den schönsten und besten europäischen noch so viel gleichen, ja sie übertreffen: es kommt zu keinem verständigen, consequenten Fortschritt; nicht z. B. bey den Phönıziern gegen die Hellenen, nicht bey Parthern, Persern, Türken und Afghanen ge-

gen die Germanen gehalten; sie haben die alten Meister und Lehrer verschmäht, haben, wie die Araber, wohl etwa ihre Werke übersetzt, dann aber die Originale verbrannt; graeca sunt; non leguntur. Dasselbige Gebrechen drückt auch den glänzendsten Theil beynahe jeder orientalischen Literatur, die Poesie, die durch diese Ausgabe mit einem Stück mehr bereichert wird. Es ist ein descriptives Gedicht, mit etwas Erotik durchwoben; die sechs Indischen Jahreszeiten aus je zwey Monaten bestehend, z. B. der Winter (ssisira) von Mitte Januar bis Mitte März, werden sehr lebendig geschildert, und man bekommt ein sehr helles Bild von dem Pflanzen- und Thierleben in jeder dieser Perioden, so wie auch von allen Naturveränderungen und Erscheinungen, wie sie da jedesmal vorkommen. So anziehend, reich und glänzend an und für sich diese Naturschilderungen sind, und so sehr sie durch eingewobene Empfindungen der Liebe und Zuneigung hätten belebt und gehoben werden können: so ist dieß letztere doch nicht geschehen; es ist von diesem Belebungsmittel der Landschaft zu wenig Gebrauch gemacht; die guten Alten, nicht allein die griechischen und römischen, auch unsere Minne-Sänger haben immer den Menschen und menschliche Verhältnisse zur Hauptsache erwählt und vorangestellt, landschaftliche und jahrzeitliche Schilderenen aber nur zur Verzierung und Hebung jener ersteren angewendet. Hiedurch fällt ein Hauptpunct hinweg, an dem sich die Eigenthümlichkeit der Zeiten und Völker unter einander bemessen ließe. Indessen so viel oder wenig von Erotik eingemischt ist, es verräth sich überall als sinnliche Liebe, wie überall nicht anders da erwartet werden kann, wo Polygamie herrscht, und das weibliche Geschlecht auch im Hause nicht geachtet und beschäftiget ist; auch das reinste Naturgefühl schlägt da mehr nach der bloß äußerlichen Seite.

Eine mehr scheinbare als wirkliche Ausnahme, aber doch eine fast überraschende Ausnahme macht die angehängte Elegie, zumal, wie sie im Deutschen wiedergegeben ist. Das Werkchen nämlich giebt S. 45 den Sanskrittext des Ritusanhâra so gut, als es die Hülfsmittel gestatteten, über welche die Vorrede Auskunft giebt. Der Styl in diesem, wie vermuthlich in allen indischen Werken dieser Gattung ist wie auch im Ghatakarparum, im Meghadûta, in Gita-Gowinda, vielfältig sehr gekünstelt und durch die Zusammensetzungsfähigkeit sehr erschwert, deren sich die Sanskritsprache in allen Redegattungen ohne Unterschied und gleichmäßig bedient, während die griechische von ihr nur in der Lyrik und den tragischen Chorgesängen, dann in der alten Komödie Gebrauch macht, und auch da mit mehr Maß, als bey den Indern geschieht. Die Römer, deren alte Sprache zu Zusammensetzungen, so bequem als irgend eine, sich hergab, beschränkte den Gebrauch derselben späterhin sehr, eben wie die deutsche, und nur Komiker wie Plautus und unser Fischart erlaubten sich hierin über das Maß hinauszugehen, um den augenblicklichen Effect zu verstärken. Ohne Zweifel bedarf der vorliegende Text noch hie und da einer Berichtigung, sey es aus Handschriften, sey es aus Conjectur; indessen diese hat auch darum Bedenken, weil die indische Metrik und Prosodie noch nicht genug aufgehellt sind. Hinter dem Sanskrittext folgt v. S. 49 bis 69 die wortgetreue lateinische prosaische Uebersetzung, eine zum leichteren Verständniß sehr dankenswerthe Beyhülfe, wenn man auch im Einzelnen nicht immer beystimmen mag. Die von Seite 73 bis 114 darauffolgende deutsche Uebersetzung ist metrisch, und demnach mehr eine Nachbildung oder Bearbeitung nach dem Original, als eine Uebersetzung, wie sie jetzt die Gelehrten, — nicht aber das Volk — begehren; sie wird daher von jedermann gerne gelesen werden, da leicht und einfach verdeutscht ist, ohne das fremde Colorit zu verwischen; vielen

Lesern werden dabey verwandte Züge und Schilderungen bey Alten und Neueren, zumal aus den lateinischen Elegikern und Anthologien, aus Pope, Thompson, Kleist u. dgl. ins Gedächtniß kommen und sie zu mancherley ästhetischen und dergleichen Reflexionen veranlassen. — Die Annotationes criticae von S. 117 bis 147 geben die abweichenden Lesarten der Londoner Handschriften und Abschriften, die Hr. von Bohlen dem ihm vorangegangenen Rosen und dem Professor Stenzler verdankte. Unter diesem kritischen Apparat finden sich auch einige, zumal botanische rc. Erläuterungen eingestreut; denn Bohlen in allen seinen philologischen Arbeiten neigte zur Seite der Real-Erklärung hin, nicht selten zu schnell, und ehe die grammatische Erklärung feststand. Angehängt ist endlich die oben erwähnte Elegia in mortem uxoris von dem Panditarâja, Jagannâtha, (j ist wie im Englischen, d. i. wie dsch auszusprechen) im Original und in deutscher Nachbildung; von dieser letzteren sagt Bohlen in der Vorr. S. VII auf VIII, lusum potius facere, quam accuratam et rei Indorum metricae accommodatam versionem tentare studuimus; quis enim in his Rückertum vellet imitari! Indessen die Leser werden ihm auch für seine Uebersetzung Dank wissen, und sich freuen, unter was immer für einer Zone, in was immer für einer Nation und Zeitalter ein besseres menschliches Gefühl zu finden. Doch den Glauben an dieses und die Voraussetzung desselben bringt wohl jeder Leser schon mit zu wenn auch noch so fremden Werken poetischer und prosaischer Gattung, wenn sie Menschen und menschliche Verhältnisse darstellen; und die Inder der alten und der mittlern Zeit sind den wenigsten mehr ganz fremde; wir kennen sie aus demjenigen, was bisher in der Sanskritliteratur durch die Druckerpresse veröffentlicht ist, ziemlich genau. Was aber aus jener Literatur bekannt geworden, ist fast alles Poesie, nicht nur so weit auch z. B. das Gesetzbuch des Manu und Lehrbücher metrisch abgefaßt sind, sondern eigentliche Poesie ist bisher zumeist mitgetheilt: der ganze Ramayâna durch W. v. Schlegel; viele und beträchtliche Stücke aus dem Mahâbhârata, der ganze Nalodaya und andere epische Stücke. Auch die dramatische Literatur der Inder kennen wir vorläufig genugsam aus Wilson's Theatre of the Hindus, und aus den Texten, die Chezy, Lenz, Lassen u. a. geliefert haben. Desto begieriger muß die Erwartung auf Werke in andern Gebieten gespannt seyn.

Darum möchten gewiß viele mit dem Recensenten wünschen, daß doch auch bald wissenschaftliche Werke aus jenem Lande gedruckt werden möchten. Zwar für die Geschichte hat man sich, als die ersten Entdeckungen bekannt wurden, sehr viel versprochen; nach allem aber, was man bisher erfahren hat, ist wenig oder nichts zu hoffen, weder für die mittleren Zeiten, da die Chronik von Kaschemir erst unter dem Einfluß der muhammedanischen Eroberer gearbeitet worden, noch viel weniger für die vorchristliche und Urzeit; außer in so fern die epischen und andere ältere Dichterwerke Züge des indischen Lebens und Treibens darstellen. Aber daraus setzt sich keine Geschichte zusammen; diese hat nur aus Inschriften und Münzen einige Erhellung zu hoffen; möge sich hiezu ein Vaillant oder Eckhel finden! Ein solcher gänzlicher Untergang der einheimischen Geschichte bey einem literaten Volke ist unerhört und einzig in seiner Art.

Die Perser der heutigen Tage wissen durch Firdewsy und Mirkhond mehr, wenn auch großentheils höchst fabelhaftes, von ihrer alten Geschichte, als die Inder; und Perser haben doch Sprache und Religion und Schrift und auch die Bevölkerung weit mehr gewechselt als Indien. Es leuchtet ein, daß diese Erscheinung nicht sich einzig

und allein aus dem phantastischen und poetischen Geiste des Volkes erklären läßt, daß vielmehr ganz andere Vorgänge hiezu beygetragen und stärker mitgewirkt haben müssen, als alles, was man bisher zur Erklärung beygebracht hat. — Was die Arithmetik, Algebra, Geometrie und Astronomie betrifft: so werden uns da allerdings mehrere Werke genannt, aber kaum eines und das andere sind in Uebersetzungen oder Auszügen mitgetheilt worden, so daß immer noch streitig bleibt, wie viel die Inder hier eigenes, wie viel sie von den Arabern und muhammedanischen Eroberern, oder aber diese von ihnen gelernt haben. Das gleiche läßt sich von ihrem naturhistorischen und medicinischen Wissen sagen; daß die heutigen Inder hierin weit zurückstehen, daß auch diese Zweige den allgemeinen Verfall des dortigen Lebens getheilt haben, dieß verkünden uns alle Berichte der Engländer. Möchte doch Hr. Doctor Heßler in Nördlingen wenigstens einige Abschnitte des Ayurvedas bekannt machen; möchte er seiner Uebersetzung derselben auch einige Originaltexte in lateinischer Umschreibung beygeben! An der Buchstabenform liegt nichts, und die Sanskrittexte lassen sich im lateinischen Charakter leicht und mit wenigen Nachhülfen wie schreiben so drucken, ohne daß sie theurer kommen als z. B. griechische Autoren mit lateinischer Uebersetzung zur Seite. —

Auf eben diese Weise, ist zu wünschen, mögen uns auch namhafte philosophische Werke, von denen man bis jetzt mehr rühmt, als daß eine sichere Einsicht eröffnet wäre, mitgetheilt werden, und die älteren ja nicht ohne die einheimischen Commentare; eben diese zumal aber können ohne alles Bedenken mit lateinischen Lettern abgedruckt werden. Ohne Commentare der Einheimischen bleiben uns die alten indischen Meister — Gurús — gerade an den wichtigsten Stellen unverständlich und undurchdringlich. Was Colebrooke in seinen Versuchen über die philosophischen Systeme bey den Indern, was Othmar Frank, der Veteran der Sanskritliteratur in Deutschland, was Lassen und Windischmann durch die Herausgabe einiger Originalschriften geleistet haben, ist alles Dankes werth; aber diese Originalschriften, wenn auch Jahrhunderte alt, sind doch nur Sútrás, Fäden, Leitfäden zu Vorlesungen, nicht aber reine wissenschaftliche und untersuchende Werke. Daß die indischen Gelehrten statt aller methodisch entwickelnden fortschreitenden Werke nur immer Aphorismen und Leitfäden aufgesetzt haben sollen, ist doch kaum glaublich, wiewohl jene Form dem commentirenden Geiste derselben eben vornehmlich zusagen mochte. Aber damit auch nur der commentirende Geist sich entwickelte und festsetzte, mußten doch einige Werke vorangehen, die den Anfang und die Grundlage ausmachten, und die ohne Zweifel frey und für sich dastanden; — und eben solcher wären eines und das andere zu wünschen; denn, wie gesagt, den Inhalt und Werth der poetischen Productionen kennen wir vorläufig hinlänglich; Poesien weiset uns zudem jedes nicht verwilderte Volk, und oft gar vorzügliche, in seinen Liedern; aber wissenschaftliche Werke in den Zweigen der Geschichte, der Medicin, der Mathematik, der Astronomie und Physik, in der Moral, Gesetzgebung und Philosophie, diese erst geben uns einen Maßstab an die Hand, den Grad und die Art der Bildung und des Verstandes einer Nation zu ermessen und zu schätzen.

P. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nr. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Heinrich Karl Ernst Köhler. Zur Erinnerung an den Verewigten, von Karl Morgenstern, Ehrenmitgliede der Akademie. St. Petersburg 1839. 4.

Es giebt Männer, die zwar nicht im Stande sind in hoher ursprünglicher Begeisterung eine neue, vorher nie betretene Bahn zu eröffnen und gleichsam in schöpferischer Kraft die Erfinder einer Wissenschaft zu werden, die aber wohl vermögen, da, wo der Weg einmal angebahnt ist, mit der Schärfe ihres Verstandes und der Klarheit ihres Forschens das Unebene zu ebnen und das Dunkle aufzuhellen. Nicht mit einem freyproducirenden Geiste, dagegen aber mit großem Scharfsinne begabt müssen sie, um zu eigenem Forschen veranlaßt zu werden, zumeist einen Anstoß von außen erhalten, ist aber einmal solches geschehen, haben sie ihre Aufmerksamkeit nur erst irgend einem Gegenstande zugewendet, dann ruhen sie nimmer, bevor sie nicht das Zweifelhafte sich klar gemacht und das Dunkle bis auf den Grund erforscht, und indem sie solches thun und hier umstoßen und dort aufbauen, erblüht unter ihrer prüfenden Hand eine neue, selbstständige Arbeit.

Zu den Männern dieser Art gehörte auch Heinrich Karl Ernst Köhler, dessen Andenken Karl Morgenstern in vorliegender Schrift feyert und dessen Erinnerung auch in diesen Blättern einige Zeilen gegönnt seyn dürften, da Köhler nicht bloß der gelehrten Welt überhaupt, sondern auch unserer Akademie der Wissenschaften insbesondere angehört hat.

Köhler, geboren den 25. August 1765 zu Wechselburg in der Grafschaft Schönburg, kam, nachdem er in Wittenberg und Leipzig seine Studien vollendet, auf Empfehlung des Professors Eck in Leipzig im Jahre 1790 als Hauslehrer zu einem Kaufmanne nach St. Petersburg. Ob ihm dort seine tüchtigen und gründlichen Kenntnisse frühzeitig einen literarischen Namen erwarben — zum erstenmale trat er im Jahre 1794 als Schriftsteller auf —, oder ob es ein hochgestellter Gönner gewesen, welcher ihn der Wissenschaft und Kunst liebenden Kaiserin empfohlen, ist unbekannt; genug, schon im Jahre 1795 wurde ihm die ehrenvolle Stelle anvertraut, die er dann bis an das Ende seines Lebens bekleidete, nämlich die Direction der ersten Abtheilung der k. Hermitage, welche die Bibliothek ausländischer Werke, die Gemmensammlung, das Medaillenkabinet und die Antiken umfaßt.

Daß das Vertrauen, welches die Kaiserin in den damals noch jungen und unbekannten deutschen Gelehrten gesetzt, gegründet, daß Köhler an seinen rechten Platz gerufen worden war, zeigte die Folge, denn Köhler, mit gründlicher Kenntniß der klassischen Sprachen und der gesammten Philologie zugleich genaue technische Kenntnisse, besonders der Stein- und Stempelschneidekunst verbindend, erwarb sich bald, zumal nachdem er auf zwey wissenschaftlichen Reisen nach Taurien und den angränzenden Ländern und durch einen längeren Aufenthalt in Deutschland, Frankreich und Italien Gelegenheit gefunden, die bedeutendsten Denkmäler des Alterthums, theils an Ort und Stelle, theils in den Sammlungen, selbst zu sehen und zu preisen, einen solchen Namen in der literarischen Welt, daß ihm als Archäologen überhaupt, vor allem aber in der so schwierigen Gemmenkunde eine der ersten und entschiedensten Stimmen zuerkannt wurde.

Tölken, obwohl er, und mit Recht, von der Gemmenkunde bemerkt, sie sey der Art, daß selbst

unter den gründlichsten Archäologen nur sehr wenigen ein wirkliches Urtheil über Aechtheit und Bedeutung zustehe, Tölken nimmt keinen Anstand unsern Köhler „einen der ruhmgekröntesten Alterthumsforscher zu nennen, der durch Gelehrsamkeit und amtliche Stellung eine der ersten Stimmen im Gebiete der Gemmenkunde in Anspruch nehmen darf," und schon früher schrieb Böttiger in gleichem Sinne: „Der Staatsrath von Köhler in St. Petersburg ist seit langen Jahren gleichsam im Besitz, über die alte Glyptik in oberster Instanz ein entscheidendes Urtheil zu fällen."

In vorliegender Schrift nun unternahm es der rußische Staatsrath Karl Morgenstern in Dorpat, seinem vieljährigen Freunde ein kleines Denkmal zu setzen, indem er in einigen allgemeinen Zügen ein Bild von Köhlers Charakter entwirft; etwas ausführlicher aber bey seinen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft verweilt. Morgenstern war, hätte ihn auch nicht, wie er sich ausdrückt, „mehr als eine Stimme, vorzüglich aber eine gewichtige, welche er nicht überhören durfte," hiezu veranlaßt, vor vielen Andern berufen, solches zu thun; denn selbst mit archäologischen Forschungen sich beschäftigend und als Schriftsteller in diesem Fache rühmlichst bekannt, zugleich aber Köhlers Freund, mit dem er mehr als dreyßig Jahre hindurch mündlich und schriftlich verkehrte, so besaß er wie die Geschicklichkeit so, und vielleicht Er allein, die Kenntnisse, die zu solch einer Arbeit erforderlich gewesen.

Wenn wir hier von Kenntnissen reden, die es nur wenigen möglich gemacht hätten, dem verewigten Köhler ein Denkmal zu setzen, so verstehen wir darunter nicht bloß eine Kenntniß seines Charakters als Mensch, den natürlich nur ein solcher zu schildern im Stande ist, welcher persönlich ihm näher gestanden, sondern zunächst eine Kenntniß seiner literarischen Leistungen, und so befremdend es scheinen mag, daß gerade diese gründlich zu besprechen nur Wenigen möglich seyn sollte, da ja ein Mann der Wissenschaft nicht bloß Wenigen, sondern Vielen angehört und namentlich von Köhler bereits schon bemerkt worden, er habe sich als Archäolog einen ehrenvollen Namen erworben (man nannte ihn geradezu den Petersburger Archäologen): so ist es dennoch also und es beruht dieß auf einer Eigenthümlichkeit Köhlers, die ihn auf eine nicht unmerkwürdige Weise charakterisirt. Seine Druckschriften nämlich sind viel weniger bekannt als man erwarten sollte, nicht bloß darum, weil sie theilweise in solchen größeren Werken enthalten sind, die man nur in öffentlichen Bibliotheken, nicht leicht in Privat-Büchersammlungen findet, sondern vorzüglich, weil er einen großen Theil derselben anonym herausgab und, wunderlich genug, ihre Seltenheit selbst zu befördern suchte. Sogar seine nächsten Bekannte und Freunde hatten hierüber nur mangelhafte Kenntnisse, und eine vollständige Sammlung all seiner Schriften wird sich kaum in irgend einer Bibliothek, nicht einmal in seiner eigenen finden. Von dem Werke z. B., welches Köhler anonym unter dem Titel: „Serapis oder Abhandlungen betreffend das griechische und römische Alterthum" in zwey Bänden drucken ließ, den ersten Band zu St. Petersburg im Jahre 1822, den zweyten ohne Titel mit fortlaufenden Seiten und Bogenzahl, von diesem Werke berichtet Morgenstern, nur der erste Band liege in einigen hundert Exemplaren bey Köhlers ältestem Sohne vorräthig, den zweyten Band aber habe auch dieser nicht vollständig, sondern nur einzelne Partieen hievon, die zum Theil auch an auswärtige Freunde gelangt seyen.

Es war daher eine verdienstliche und mit großem Danke anzuerkennende Arbeit, daß Morgenstern in vorliegender Schrift uns ein chronologisch geordnetes Verzeichniß sämmtlicher von Köhler geschriebenen größeren und kleineren Werke mit kurzer Angabe, hie und da auch mit einer kleinen Kritik ihres Inhaltes, mitgetheilt hat.

Die Zahl dieser verschiedenen vom Jahre 1794 bis 1833 von Köhler dem gelehrten Publikum übergebenen Druckschriften beträgt fünf und zwanzig, darunter zwar einige, die nur wenige Blätter umfassen, die meisten jedoch von größerem Umfange. Einige dieser Schriften sind numismatischen Inhalts und handeln besonders von Münzen des Pontus und Bosporus; in andern werden einige vorher unbekannte Inschriften mitgetheilt, unter denen hier

nur an das höchst merkwürdige Denkmal erinnert werden soll, das die Königin Comosarge, die Gemahlin des Pairisades I., Beherrschers des Bosporus, zufolge eines Gelübdes den mächtigen Gottheiten Anerges und Astara errichtete, ein Denkmal, welches Köhler auf dem Isthmus zwischen dem See Temrjuk und dem Meerbusen von Taman, in der Nähe des alten Phanagoria entdeckte und mit solcher Umsicht erklärte, daß Böckh in seinem Corp. Inscript. Graec. hievon sagen konnte: quo antiquitatum Bosporanarum jecit fundamenta. Mehrere Schriften handeln über geschnittene Steine und enthalten Untersuchungen theils über die Steine selbst theils über die auf ihnen vorgestellten Bilder; es sind aber auch andere Gegenstände aus dem reichhaltigen Gebiete des klassischen Alterthums nicht ausgeschlossen; wir nennen hier nur die am meisten bekannte und mit allgemeiner Anerkennung aufgenommene Abhandlung: „Geschichte der Ehre der Bildsäule bey den Griechen", abgedruckt in den Denkschriften der Münchner Akademie der Wissenschaften.

Köhlers Schriften zeugen alle von seltener Belesenheit und tiefer Gelehrsamkeit. Nicht selten ist mit dem Belehrenden auch das Unterhaltende verbunden. Ist auch ein nicht geringer Theil derselben rein polemisch, so gegen Bruckmann über den Sarder, Onyx und Sardonyx, dann gegen Raoul-Rochette und Köppen über die Alterthümer im Pontus und Bosporus, — denn Köhler wollte, selbst den bedeutendsten Autoritäten, wie Lessing, Winkelmann, Eckhel, Visconti, gegenüber, von einer einmal gefaßten Ansicht nicht leicht wieder abstehen — so hatte doch die Wissenschaft hievon nur Gewinn, indem solche Polemik nur Anlaß gab, den zweifelhaften Gegenstand von allen möglichen Seiten zu beleuchten und der Sache auf den Grund zu gehen.

Und selbst wenn Köhler hie und da, namentlich in seinen Behauptungen über die geschnittenen Steine, zu weit gieng, und als ausgemacht und unzweifelhaft hinstellte, was doch höchstens nur wahrscheinlich genannt werden konnte; wenn er sogar sich beykommen ließ, den Baron Stosch, einen von seinen Zeitgenossen, wie Winkelmann und Cardinal Albani, hochgeschätzten Ehrenmann, ohne vollgültigen Beweis der Einfälschung von Künstlernamen in geschnittene Steine zu zeihen: so haben doch, dieß läßt sich nicht verkennen, solche Wagnisse die Archäologen gleichsam aufgeschreckt, um dem Studium der antiken Gemmen eine erneuerte Kritik zuzuwenden, und nach dem Unterscheidungszeichen der wirklich antiken und der für antik ausgegebenen geschnittenen Steine mit geschärftern Blicken zu forschen, wie denn auch Köhler es gewesen, der keinen Anstand nahm, über den berühmten Steinschneider Natter die Meynung zu äußern, er habe sich, um seines Unterhaltes willen, oft genöthigt gesehen, eigene Arbeiten für Werke alter Künstler auszugeben. Er rechnet dahin den Carneol mit dem Bilde des eine Schale, worauf ein Widderhaupt liegt, haltenden Merkurs und dem Namen Dioscorides, vorzüglich aber einen Granat mit dem vorwärts gewendeten Siriushaupte und dem angeblichen *ΓΑΙΟΣ ΕΠΟΙΕΙ* am Halsbande, ein Werk, das er übrigens für das schönste und vollkommenste der neuern Steinschneidekunst hält und zugleich für das bey weitem schwierigste, so alte und neue Steinschneider jemals unternommen.

Uebrigens scheinen jene, aus lebendigem Eifer für die Wahrheit, nach welcher er in der Wissenschaft stets forschte, und aus einem angebornen Widerwillen gegen alle Halbheit und jeden trügerischen Schein hervorgegangenen Reibungen mit anderen Gelehrten seines Fachs, wenn gleich zunächst nur die Wissenschaft berührend, doch auch auf sein Gemüth einigen Eindruck gemacht und in ihm ein gewisses Unbehagen in der Sphäre, in welcher er sich bewegte, erregt zu haben, denn gewiß ist es auffallend, daß er keinen seiner vielen Söhne denjenigen Studien, die er selbst doch mit solchem Eifer bis an sein Greisenalter unermüdlich verfolgte, zuwenden und ihm, da er doch sogar von Kaiser Alexander hiezu aufgefordert wurde, die Anwartschaft auf einstige Nachfolge in seine Stellen verschaffen wollte, daß er sich vielmehr darüber freute, daß keiner seiner sieben Söhne — es sind das seine eigenen Worte, — seinem Rathe folgend, sich für den Katheder oder für die Akademie ausgebildet hat. Die Hauptursache hievon war, wie sein Biograph sich ausdrückt, das ihn zuweilen anwandelnde Gefühl der Lebensmühe so verwickelter und weit-

läufiger, zugleich kostbarer Studien, wie die seinigen es gewesen.

Köhler starb, nach langem Krankenlager, am 3. Februar 1838, in einem Alter von beynahe 73 Jahren, nachdem er den in der ersten Abtheilung der kaiserlichen Hermitage enthaltenen Sammlungen 40 Jahre vorgestanden. Noch in seinen letzten Jahren war sein thätiger Geist voll von vielfachen Planen, zu deren einstiger Ausführung er schon mehr oder weniger vorgearbeitet hatte. Zu bedauern und ein wahrhaft großer Verlust für die Wissenschaft ist, daß Köhler von dem Tode überrascht wurde, bevor er jenes Werk, das er seit dreyßig Jahren mit aller Liebe vorbereitet hatte und zu dessen Vollendung er vor vielen andern tauglich gewesen, dem Publikum übergeben hatte, um so mehr zu bedauern, als es nunmehr für immer verloren zu seyn scheint.

Köhler beabsichtigte nämlich eine „Ausführliche Anleitung zur genaueren Kenntniß der Gemmen des Alterthums in zwey Bänden mit einigen hundert Abbildungen“ herauszugeben. Es sollte diß ein Werk werden über das Material und die Technik der antiken geschnittenen Steine und eine damit verbundene scharfe Prüfung aller wichtigen, bis jetzt bekannt gewordenen Cameen und Intaglien in den verschiedenen Daktyliotheken Europas. Schon vor zwölf Jahren machte Böttiger auf dieses Werk aufmerksam, mit dem Beysatze, hiezu sey ihm (Köhler) durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn aller innerer, durch seine Stellung als Oberaufseher des kaiserlich russischen Kabinets geschnittener Steine und der damit verbundenen Tassieschen Sammlung aller äußerer Beruf, durch eine Kunstreise in Deutschland, Italien und Frankreich die erwünschteste Gelegenheit zu der hier durchaus unerläßlichen Autopsie und Schärfung des Kennerblicks, gleichsam die letzte Weihe gegeben worden.

Eine Probe hievon gab Köhler im Jahre 1828 in einem Aufsatze „über die Gemmen mit den Namen der Künstler,“ eingerückt in Böttigers Zeitschrift: Archäologie und Kunst. Schon damals scheint Köhler auf Schwierigkeiten gestoßen zu seyn, die der Herausgabe dieses Werkes im Wege standen, denn damals schon äußerte Böttiger sein Bedauern, wenn das ganze völlig ausgearbeitete Werk keinen Verleger in Deutschland finden sollte, und den Wunsch es möchte eine unserer Akademien der Wissenschaften zu dessen Herausgabe eine angemessene Unterstützung bewilligen. Die Herausgabe unterblieb damals. Sieben Jahre später knüpfte Köhler hierüber Unterhandlungen mit einem Buchhändler in Berlin an, auch diese zerschlugen sich; erst im Jahre 1837 begann der wirkliche Druck der genannten ausführlichen Anleitung in St. Petersburg selbst und sollte noch im Herbste des nämlichen Jahres fertig werden. Der Collegienrath von Reichel hatte bereits über 200 Zeichnungen der berühmtesten Gemmen, welche in Kupfer gestochen die Schrift gemeinnütziger machen sollten, vollendet. Das Werk selbst war im Drucke biß zum siebenten Bogen vorgerückt. Fünf Bogen, nämlich ein Bogen Vorbericht und vier Bogen Einleitung, waren fertig, der sechste und siebente bereits als Correkturbogen gesetzt, als plötzlich unsern Köhler die Vorboten des nahen Todes überraschten und, nunmehr steht zu befürchten, dieses vielverheißende und lang erwartete Werk sey für die gelehrte Welt gänzlich verloren. Das Manuskript selbst war vollendet, ein Petersburger Gelehrter hat, wie Morgenstern berichtet, die Reinschrift desselben mehr als einmal bey Köhler gesehen, aber — unter Köhlers literarischem Nachlaß fand sich nur ein sehr fragmentarisches, in mehreren Heften und einzelnen Blättern enthaltenes Brouillon hievon; bloß die zum Kupferstich bestimmten Abbildungen finden sich, wahrscheinlich vollständig, in den Händen seiner Söhne. Ob etwa die Reinschrift bey dem einem Monat vor Köhlers Tod stattgehabten Brande des Winterpallastes verloren gieng? denn damals wurde seine ganze, in seiner Amtswohnung der Hermitage aufgestellte Bibliothek auf die Straße herab geschafft, wo sie die Nacht bis zum Abende des folgenden Tags in Haufen hingeworfen liegen blieb, und damals soll trotz der aufgestellten Wache manches verschwunden seyn. Etwas Gewisses ist nicht bekannt geworden, nur so viel ist gewiß, das reingeschriebene Manuskript ist seit dieser Zeit nicht mehr zum Vorschein gekommen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nr. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis Parmenides, cum quattuor libris Prolegomenorum et Commentario perpetuo. Accedunt Procli in Parmenidem Commentarii nunc emendatius editi. Cura Godofr. Stallbaumi. Lipsiae 1839. 1026 S. gr. 8.

Die Bearbeitung dieses Platonischen Dialoges ist von Hrn. Stallbaum nach einem ganz andern Maßstabe eingerichtet als die der andern Gespräche, die der verdienstvolle Herausgeber bisher theils einzeln, theils insgesammt besorgt hat; — Dissimillimus enim hic est fratribus illis suis, heißt es gleich zu Anfang der Vorrede, quum neutiquam veste accincta utatur, sed lautiore quodam apparatu instructus incedat. Der Putz — ornatus — besteht, außer dem reinen Text, in den 4 BB. Proll. bis S. 343; auf diese folgt der Text mit meistentheils kritischen, oder aber exegetischen Anmerkungen S. 347 — 467; den übrigen Raum des dickleibigen Bandes, — die größere Hälfte — nimmt der Commentar des breiten und diffusen Meisters Proklus ein. Von S. 469 bis 967 hat dieser wunderliche Heilige — (als ein Heiliger wurde er von seinen Schülern und Anhängern verehrt, s. Vita Procli autore Marino cc. 28 sqq.) in sieben Büchern, von den 40 Seiten, welche der Platonische Text mitsammt der lat. Uebersetzung in der Ausgabe des H. Stephanus füllt, nur erst 15 — 16 Columnen, nach seiner Art — überhirnig — ausgelegt. Noch weitschweifiger hatte er den Timäus des Plato zu erklären angefangen, aber auf 348 Folioseiten eines engen griechischen Druckes auch erst 27 Columnen, etwa ein Drittheil jenes Dialoges, commentirt; er scheint weder den einen noch den andern Commentar jemals vollendet zu Stande gebracht zu haben; für den zum Parmenides vorliegenden, der im 7ten B. abbricht, hat sich ein Fortsetzer gefunden, der die noch übrige größere Hälfte dieses Gespräches mit seinen Erklärungen versah; sie reichen von S. 968 bis 1010; aus der geringen Seitenzahl kann man schon abnehmen, wie überaus kurz, wenn auch nicht mit besserem Sinn und Verstand, den letzten Theil der Unbekannte abgefertiget hat. Wer mag dem unförmlichen weitschweifigen Commentar des Proklus dieses ganz unähnliche Endestück angesetzt haben? Allem Anscheine nach hätten wir blutwenig gewonnen, wenn wir seinen Namen gleich mit größester Zuverläßigkeit erführen. Zwar die Pariser wie die Münchner Handschriften bemerken am Rande, daß von da an, wo Proklus ausgeht, die weiteren dürftigen Erklärungen κατὰ Δαμάσκιον gegeben seyen; allein damit ist nicht gesagt, daß dieser, der letzte Lehrer der Platonischen Schule zu Athen, diese Erläuterungen geschrieben habe; wenigstens so, wie wir sie hier lesen, in keinem Falle; sie könnten allenfalls aus seinen exegetischen Vorlesungen geschöpft, oder aus einem Werke desselben ausgezogen seyn, wenn anders die berührte Randanmerkung mehr als bloße Vermuthung seyn will. Es ist viel wahrscheinlicher, daß Damascius, der dem Proklus an Gelehrsamkeit, Auslegungskunst (wie sie damals von seiner Secte getrieben wurde) und hohem hyperphysischen Fluge nichts nachgiebt, an Besonnenheit — für seine Zeit — und an Dialektik aber ihn wohl noch übertrifft, den Platonischen Parmenides auf eigene Faust und nach seinem eigenen Verständniß ausgelegt, und — nach Lichtenbergs Ausdruck — bestrichen —, als daß er den Proklischen Commentar, zumal in der Weise, wie wir ihn hier vor uns haben, fortgesetzt und zu Ende gebracht habe; s. Damascii Quaest. de Princ. praef. p. XII. sq. Diese seine Untersuchungen — ἀπορίαι καὶ λύσεις περὶ τῶν πρώτων ἀρχῶν — sollen

ja schon selber nichts als eine Erklärung des Platonischen Parmenides geben; sie wollen augenscheinlich nur eine tiefere Begründung, strengere Entfaltung und universellere Ableitung der Theologie und Ideologie darlegen, die in unserem Dialoge, wie ihn die Spätlinge der Neuplatonischen Schule in Athen ansahen, nur im Großen und zum Theil räthselhaft angedeutet, aber noch gar nicht ausgeführt war, weder von Plato selber, noch von einem der vielen nachgekommenen Akademiker bis herab auf Damascius; seine ἀπορίαι και λύσεις hangen mit seinem ὑπόμνημα εἰς τὸν Πλάτωνος παρμενίδην unstreitig zusammen, wiewohl die Lücke, die zwischen beyden augenfällig klaffet, in keinem Codex ausgefüllt zu seyn scheint; der Münchner Codex kündigt klar eine Erläuterungsschrift des Parm. an; nur ist diese selbstständiger gehalten, als die meisten zu seyn pflegten. Da Rec. seit vielen Jahren eine Abschrift auch dieses Theiles aus den Handschriften der Münchner und der Hamburger Bibliothek sich genommen hat, so kann er über diesen noch ungedruckten Abschnitt hier soviel wenigstens mit Bestimmtheit sagen, daß der wirkliche Damascius mit dem Continuator des Proklus nichts gemein hat. Dazu kommt noch, daß dieser ungenannte und unbekannte, geistesarme und an Gelehrsamkeit dürftige Fortsetzer sich hier Seite 970 = S. 258 Vol. VI. ed. Cousin auf Moses beruft, obzwar auf keine für sein Glaubensbekenntniß entscheidende Weise, ob er Christ, Jude oder Heide gewesen, doch jedenfalls so, wie es der ächte Damascius schwerlich je gethan hat; denn er war ein eifernder Heide und bitterer Feind der neologen christlichen Philosophie, die er immer nur verdeckt, und ohne sie zu nennen, angreift; hartnäckig auf dem vermeyntlichen alten Glauben beharrend, der jedoch unter der Bearbeitung seiner gleichgesinnten Vorgänger und Zeitgenossen gerade erst all seinen Grund und Boden verloren hatte, wanderte er mit mehreren seiner Freunde und Schüler unter Kaiser Justinian, der die Platonische Schule in Athen aufgehoben und ihr Stiftungsvermögen eingezogen hatte, nach Persien aus, bey dem Könige Khosroes Schutz und Zuflucht gegen Verfolgungen suchend. Ein so hochfahrender Geist, dergleichen Damascius einer gewesen, läßt sich schwerlich dazu herbey, einen wenn auch noch so weit berühmten, wenn auch von ihm selbst überaus werthgeschätzten Proklus fortzusetzen und auf die Weise zu Ende zu führen, wie hier geschieht.

Doch sey der Fortsetzer weß Namens und Standes immer gewesen, es liegt desto weniger daran, je unbedeutender und gehaltloser diese Ergänzung an und für sich selber ist.

Obgleich Rec. nicht nur von ihr, sondern auch von dem Commentar des Proklus wenig hält, so kann er doch nicht anders als es billigen und loben, daß derselbe, da er erst einmal, nur erst vor noch nicht zwey Jahrzehenden von Cousin mit andern Schriften desselben Philosophen zum erstenmal bekannt gemacht worden, hier abermals, und in einem an manchen Stellen — durch Conjectur — verbesserten Abdruck erscheint. Rec. hat vor vielen Jahren aus diesem Commentar, den die Münchner Bibliothek in zwey Handschriften besitzt, Auszüge gemacht, und einzelne Stellen sich abgeschrieben, und hat bey einigen Vergleichungen, die er mit dem vorliegenden Abdruck anstellte, gesehen, daß nicht unbeträchtliche Berichtigungen von dorther erhoben werden können; freylich lohnt sich die Mühe kaum, indessen Hr. Stallbaum wünscht in der Vorr. p. V., daß dieser Proklische Commentar neuerdings mit einer guten Handschrift verglichen und das Ergebniß ihm mitgetheilt werden möchte; und allerdings ist es der Mühe werth, diesen einflußreichen, weithin und lange nachwirkenden Neuplatoniker in allen Beziehungen gründlich kennen zu lernen. Denn abgesehen von manchen schätzbaren literarhistorischen Notizen und anderweitigen Beyträgen zur philosophischen Terminologie und Speculation, und überhaupt zu der gesammten gelehrten und wissenschaftlichen Bildung oder Verbildung seines Jahrhunderts und der beyden vorhergegangenen, so stellt uns Proklus hierorts wie anderwärts an sich selbst ein überaus lehrreiches Beyspiel, exegetischer Verirrungen namentlich, vor Augen; — ein auffallendes Zerrbild der Vernachlässigung aller grammatischen und historischen Kritik und Hermeneutik, ergeht sich Proklus, ein Held zuchtloser Dialektik, in dem hohen Dunstkreise überschwänglicher mythisch-mystisch-methaphysischer Phan-

tasmagorien! Es ist zwar nicht erquicklich, aber doch sehr lehrreich, an einem alten, nicht mehr angestaunten Vorbild und Muster sich's deutlich zu machen, wohin die Hintansetzung der grammatischen und historischen Kritik und Auslegung, wohin die herz- und sinnlose Ausspinnung einzelner abgerissener Philosopheme und die Verwebung derselben zu einem erdichteten, fingirten Weltsysteme führet, zumal auch unter uns eine ähnliche Methode hie und da sichtbar wird, welche den alten Philosophen, Physikern u. s. w. allerley neuere Ideen und Gedankenwendungen unterschiebt, und desto müheloser unterschiebt, je fragmentarischer die Werke derselben, oder je mehr die spärlichen Nachrichten über ihre Lehren zerstreut sind; man will da schlechterdings Antworten auf solcherley Fragen herauspressen, die unsere Zeit oder Einzelne in derselben gerade beschäftigen; natürlicherweise thut sich da für eigensinnige und launisch beliebige Combinationen das weiteste Feld auf, wenn nur sonst einiges zeitmäßige Wissensmaterial vorhanden ist, zu dem aber jeder leicht kommen kann. Darum hält es Rec. für verdienstlich, daß diese Arbeit des Neuplatonikers durch den gegenwärtigen Abdruck mehreren zugänglich geworden, ob sie vielleicht hie und dort zur Warnung diene.

Proklus schrieb zwar ungewöhnlich viel und leicht, — weil er nicht weniges auch nur ab- und nachschrieb — manche seiner Schriften liegen noch in dem Staub der Bibliotheken ungedruckt und unbenutzt; — aber er war auch ein erstaunlicher Vielwisser, und theilt dieses sein Wissen, da zumal, wo er nicht in die philosophische Ekstase geräth, einfach und klar mit, wie es nur die Griechen, auch in diesen Zeiten des Verfalls sogar, allein konnten. Eben darum hat er auf seine Zeit und auf die nächstfolgenden Jahrhunderte bis zur Eroberung Konstantinopels herab, und in Westeuropa bis auf Marsilius Ficinus, ja Picus von Mirandula und die Platonische Akademie der Mediceer in Florenz, ja man darf sagen, durch die mittelalterliche Scholastik hindurch, bis nahe auf unsere Tage herab, einen weitaus eindringlicheren und ausgebreiteteren Einfluß gehabt, als selber der von ihm vergötterte Plato; denn des letztgenannten Philosophie ist noch heutiges Tages kaum völlig geschieden von den Zusätzen und Richtungen der Athenäischen und Alexandrinischen Exegeten, und namentlich jenes Spätlinges, durch dessen commentirende Beyhülfe und nach dessen Erklärungen die tieferen philosophischen Dialogen Platons den Occidentalen zuerst bekannt und einigermassen verständlich wurden, wie die Geschichte der Philologie sattsam zeigt.

Proklus war in alle Wege πολυμαθέστατος; in allen möglichen Zweigen des damals auch sehr ausgedehnten menschlichen und göttlichen Wissens und der Afterweisheit, sowohl des einheimisch griechischen — nicht aber des römischen — als selber auch des orientalischen, ägyptischen, persischen und chaldäischen Wissens und Wahnes war er wohlbewandert; und nicht allein in der Philosophie, die, nach seiner Meynung und überhaupt nach der Ansicht seiner pseudoplatonischen Zeitgenossen und Geistesverwandten, mit der Theologie und dem positiven Cultus des allgemeinen Heidenthums zusammenfiel und eins war, sondern auch in der Mathematik, in der (mystischen) Arithmetik, in der Geometrie und Mechanik, in der Musik, Astronomie und Astrologie, in der Nativitätsstellungskunst und Apotelesmatik, in der gesammten Physik und — Magie bis zur Thaumaturgie und Theurgie u. s. w. war er nicht schlecht beschlagen, wie seine Schriften über beynahe alle die eben genannten Disciplinen es beurkunden, und sein Schüler, Freund und Nachfolger auf dem akademischen Lehrstuhl, Marinus, in der oben angeführten Lebensbeschreibung ausführlich erzählt. Endlich war Proklus auch wohlbewandert in dem weiten Umfang der älteren hellenischen Literatur, wie er es durch Anführungen und Citaten zeigt; ja er war selbst Dichter von — nicht den schlechtesten — Hymnen, in Orphischer Weise, s. Brunckii Anall. Gr. II. 441; und wenn eben dieser Pseudoplatoniker, wie es nach dem bisherigen noch immer nicht unwahrscheinlich ist, auch die reichhaltige literarhistorische poetische Chrestomathie abgefaßt hat, die nur in Bruchstücken, aber auch diesen, wie schätzenswerthen! bey Photius und anderen späteren Grammatikern ꝛc. erhalten worden; so dürfte jeder Liebhaber der klassischen Philologie für die Erhal-

tung derselben leichten Herzens die meisten seiner uns übrig gebliebenen gedruckten und ungedruckten Commentare zu Plato, Ptolemäus &c. und mehr anderes dahingeben.

Aus diesen Andeutungen erhellt genugsam, daß Proklus kein gemeiner Kopf gewesen. Allein je umfassender er, von leichter Fassungskraft, wie es scheint, und von einem guten Gedächtniß unterstützt, zu seyn sich bemühte, desto mehr nahm er Schaden an gesundem Verstand, an gerader Ansicht der Dinge, auch der einfachsten und natürlichsten, an ruhiger Besinnung, reifer Ueberlegung und richtiger Urtheilskraft, mit der er schon von Haus aus, wie alle seine Schriften und Fragmente verrathen, nicht sehr gesegnet war; — oder soll man diesen Hauptschaden seiner vielen Vorzüge an Leib und Seele, wie uns dieselben Marinus a. a. O. gleich zum Anfang in einem schönen systematisch akademischen Gemälde vor Augen stellt, soll man seine herzlose Phantastik und gemüthlose Mysteriosophie, seinen wahnschaffenen Aberglauben jeder Art und jeglichen Bereiches lieber seiner Zeit, als ihm selber zur Schuld anrechnen? Jedenfalls fehlte ihm was Quintilian X. 7, 15 vom Redner fordert, und was auch den Philosophen macht: pectus est enim, quod disertos — (philosophos) — facit, et vis mentis. — Ueber seine Zeit aber erhob sich Proklus auch nicht einen Fingerbreit; geschweige daß er sich aus ihr zur Seite hinaus hätte retten, oder ihr widerstehen mögen, folgte er — im Guten wie im Schlimmen — nur ihrem Zug und Anstoß, allerdings als einer der Begabtesten und Vordersten, d. h. mitunter Verrücktesten. Nach den eben berührten Umständen wird man sich nicht zu verwundern haben, daß bey dieser ungeheurem Masse des mannichfaltigsten Wissens auch in dem vorliegenden Commentar, neben allerley Brauchbarem und Gutem, eben so viel, ja noch weit mehr Unrath und wunderliches subtiles Hirngespinnst mitunterläuft, das er nicht einmal aus sich selber herausgezogen, sondern in dem er sich nur befangen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Karl Ernst Köhler. Zur Erinnerung an den Verewigten, von Karl Morgenstern, Ehrenmitgliede der Akademie. St. Petersburg 1839. 4.

(Schluß.)

Morgenstern giebt uns eine ziemlich ausführliche Inhaltsanzeige jener 7 Bogen, für uns um so interessanter, als wir sonst gar nichts von diesem Werke wußten. Es würde zu weit führen, wenn wir hiebey länger verweilen wollten, darum mag es genügen, bloß anzuführen, daß Köhler zuerst von den ägyptischen Scarabäen handelt, indem er die verschiedenen Steinarten angiebt, die hierzu verwendet wurden, dann die vorzüglichsten Scarabäen der verschiedenen Sammlungen beschreibt; dann spricht er von den persischen Cylindern und wendet sich hierauf, wie es scheint als Einleitung zur Kenntniß der geschnittenen Steine der Griechen und Römer, zu einigen allgemeinen Untersuchungen über den Handel mit Edelsteinen, über die Liebhaberey der Griechen und Römer hiefür, über Anlegung von Daktyliotheken, über das Fassen der Ringe, das Schleifen der Gemmen, den Gebrauch des Demantpulvers, der Demantspitze, des Rades, über die griechischen Namen der Siegel und Ringsteine u. s. w. Diesem folgt noch eine Beschreibuug antiker Ringe der kaiserlichen Sammlung, und hier endet der siebente Bogen.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß der gediegene Gehalt von Köhlers Schriften gewiß noch viel allgemeiner anerkannt würde, wären die einzelnen weniger selten und minder schwierig zu haben; und theilen daher vollkommen den Wunsch seines Biographen, es möchte eine wohlgeordnete und mit Einsicht redigirte Sammlung seiner sämmtlichen, sehr schwer zusammen zu bringenden, zahlreichen Schriften, vor allem aber eine würdige Herausgabe und Ausstattung seines schätzbaren Werkes zur alten Gemmenkunde, so weit letzteres aus einzelnen Bruchstücken sich noch herstellen läßt, durch einen seiner Freunde bewerkstelliget werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.
Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis Parmenides, cum quattuor libris Prolegomenorum et Commentario perpetuo. Accedunt **Procli** in Parmenidem Commentarii nunc emendatius editi.

(Fortsetzung.)

Er war nicht der erste, wie eben diese seine Schrift selber genugsam berichtet, noch auch der letzte, der sich namentlich an diesem platonischen Dialog den Kopf zerbrochen, und ihn nach dem Sinn und nach derjenigen Bedeutung erklärt hat, die hier weitläufig aus einander gesetzt ist, und worin er schon viele zum Theil hier namhaft gemachte Vorgänger — aus der römischen Kaiserzeit — gehabt hatte, und nicht minder viele Nachfolger gefunden hat, z. B. den Ficinus, und insbesondere den Engländer Thomas Taylor (the celebrated Platonist), den Uebersetzer Platons, der aristotelischen Metaphysik, und mehrerer Schriften eben dieses unseres Proklus. Doch genug von diesem in mancher Rücksicht beachtenswerthen Gelehrten der späteren griechischen Literatur, dessen Schrift die größere Hälfte dieser Ausgabe des Parmenides füllt; und was bisher gesagt worden, mag hinreichen, um vermuthen zu können, was hier gesucht werden darf; denn in eine nähere Angabe der in derselben zu Grunde liegenden Ansicht von dem Inhalte dieses Dialoges, und eine Anzeige oder Prüfung der darüber gegebenen Erklärungen und Entwickelungen, wäre ganz ungeeignet, und wird man hier um so weniger erwarten, als der aus jeder Geschichte der Philosophie hinlänglich zu erkennende Geist der sogenannten Neuplatoniker und Synkretisten hier sich nur wiederholt und unerquickliche Spinneweben und Fäden mit vieler Willkühr ausspinnt.

Um, wie ich angefangen, das Werk vom Ende herein anzuzeigen, so geht vor dem Commentar des Proklus her der Text des Platonischen Parmenides von S. 348 — 367; unter demselben her laufen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Anmerkungen, die sich in der Mehrzahl mit der deutlichen Auseinandersetzung einzelner Stellen und ihres Zusammenhanges beschäftigen; hin und wieder betreffen sie grammatische und phraseologische Puncte kurz, und meistens mit Verweisung auf anderweitige philologische Arbeiten; selten gehen sie auf die Kritik ein. Hierüber erklärt sich Hr. Stallbaum in der Vorrede S. V mit den Worten: „Ipsa Platonis verba denuo ad Codicum fidem et autoritatem exegimus, ac sane hic et illic deprehendimus, quod mutandum videretur. Noluimus tamen omnem variarum lectionum farraginem repetere, ne aut libri moles, vel sic satis ampla, nimium cresceret, aut dinumerandis rebus minutis ac pusillis nostro ipsorum consilio officeretur, quod ultro fatemur, eo maxime pertinuisse ut mens ac sententia scriptoris aperiretur.“ Vrgl. S. 347, wo dieß dahin näher bestimmt wird: quae ad sententiarum discrimen aliquid valere viderentur, religiose in hac libri enarratione commemoravimus.

All dasjenige nun aber, was irgendwie zur Aufhellung dieses Gespräches, das von jeher für eines der schwierigsten und dunkelsten gegolten hat, alles was zum richtigen und tieferen Verständniß seines Inhaltes nach seinem Zusammenhang sowohl in der dießortigen Stellung, als auch mit den übrigen Dialogen, die dasselbige Problem behandeln, welches hier abgehandelt zu seyn vermuthet wird, all das hat der gelehrte Herausgeber in den ausführlichen Prolegomenen von S. 1 bis S. 343 in

einer fortlaufenden Erläuterung bestens zusammengefaßt.

In den Prolegomenis demnach liegt das vorzüglichste Verdienst, das diese Ausgabe anzusprechen berechtigt ist. Es braucht aber kaum erinnert zu werden, daß die Weise der hier versuchten Auslegung von der vorhin erwähnten des Proklus im Princip und in der Durchführung, im ganzen Verlauf durchhin weit abgeht; denn sie hat sichs nicht zum Ziel gesetzt, den Gedanken — mythisch, mystisch, noch sonst nach einer subjectiv beliebten Rücksicht, weiter zu verfolgen und weiter auszuspinnen, als der Autor selber nach der Voraussetzung, die der Herausgeber durchhin zu rechtfertigen bemüht ist, und von der er ausgeht, theils in diesem, theils in andern Dialogen gethan hat; Hr. Stallbaum läßt sich auf die Rechtfertigung und Entwickelung der hier vorkommenden Begriffe und Sätze nicht weiter ein, als sie nach Maßgabe der übrigen Platonischen Schriften möglich war, und zur Sicherung des richtigen Sinnes und zum Verständniß so des Einzelnen wie des Ganzen unumgänglich zu seyn däuchte; dieser Commentar hat durchweg das sichere grammatische Verständniß zur festen Unterlage, und bemüht sich von diesem aus sorgsamst, durch sinnreiche Combinationen des spärlichen und größtentheils trümmerhaften Materials, das uns für die Geschichte der philosophischen Ideen und Methoden vor und zu Platons Zeiten erhalten ist, dieses Werk vorzüglich von dieser Seite her aufzuhellen, und nach allen seinen Theilen und Bezügen, die es theils in sich selber theils zu andern Dialogen tragen möchte, in volles Licht zu setzen.

Hiezu war dem Herausgeber hin und wieder auch Proklus behülflich; Hr. Stallbaum bemerkt aber S. 327 flg. ganz richtig, daß derselbe gleich andern Pseudoplatonikern einen Theil seiner Meynungen zwar aus unserem Parmenides geschöpft, aber hinwiederum eben so viel und noch weit mehr von seinen Einfällen, Grillen und Grübeleyen zugesetzt habe, so daß in Kraft der von ihm herabstammenden Vorurtheile bis auf den heutigen Tag dieses Platonische Werk auch von den Gelehrtesten nicht sey verstanden worden — (nämlich nicht so wie Hr. St. es versteht.) Hiebey spricht Hr. Stallbaum zugleich über sein Verhältniß als des Erklärers eines Philosophen: Der Ausleger müsse die alten Denker ja nicht im Sinne eines neueren Systemes, was es auch für einen Namen haben möge, zu deuten versuchen; vielmehr habe er vor allem darauf zu sehen, was sein Autor gedacht habe, nicht was er, der Ausleger, dabey denken möge; und in der Note S. 328 fügt er hinzu: Hanc ob caussam etiam nunc audemus contendere, quod jam alibi pronuntiavimus, eos philosophos, qui certo alicui systemati addicti sunt et quasi consecrati, non esse idoneos veterum philosophorum interpretes, sed potius pessimos eorum corruptores. Quanquam nolumus quenquam ad illorum interpretationem accedere, nisi qui sit idonea philosophiae ejusque sobriae neque insanientis notitia instructus. —

Diesem beyfallswerthen und richtigen Grundsatze zufolge sucht Hr. Stallbaum diesen Dialog, wie gesagt, von dem Standpuncte aus, den die Philosophie in ihrer geschichtlichen Entwickelung bey Platons Zeiten, und den Plato selber in ihr eingenommen hatte, zu erklären, und mit eben so viel gründlicher Gelehrsamkeit als Scharfsinn und gewandter Combinationsgabe das von ihm für das allein richtige gehaltene Verständniß endlich herauszustellen. Die Prolegomena sind in reinem Latein klar und einfach geschrieben, und dürfen als eines der erfreulichsten Zeichen von dem Stande der philologischen Studien, und als ein Meisterstück gerühmt werden. In dieses Lob werden ohne Zweifel selber auch diejenigen gerne einstimmen, die es dem Verf. nicht gelungen ist, von der Richtigkeit seiner Deutung dieses Dialoges, sey es im Einzelnen, sey es im Ganzen, so fest zu überzeugen, wie er selber begreiflicherweise es ist. Diese feste Ueberzeugung spricht sich in mehreren Stellen, und manchmal sehr stark und triumphirend aus; z. B. der hochachtbare, scharfsinnige Socher in seinem bekannten Werke: Ueber Platons Schriften, hat der erste, an der Aechtheit dieses Dialoges gezweifelt, er hat ihn vielmehr als einen Angriff der dem Plato befreundeten Megariker auf dessen Ideenlehre angesehen. Diese Ansicht erwähnt Hr. Stallbaum S. 332, und setzt hinzu: Verum ut dicam, quod sentio, tota haec dubitatio Socheri inde orta est, quod ipse Parmenidem ne minima

quidem ex parte intellexit! Das ist viel gesagt; — doch mag sich Socher mit seinem Genossen im Nichtverstehen, Schleiermacher, getrösten, der jedoch einiges über den Zusammenhang dieser Schrift mit den Eleatischen Lehren in seiner Einleitung zur Uebersetzung S. 94 richtig gesehen hat, „licet ne hic quidem viro doctissimo de omnibus plane assentiar: is enim Parmenidem omnino non intellexit! — S. 324. Dieserley Versicherungen und Behauptungen können den Rec. nicht abhalten, gleich von vorne herein offen zu bekennen, daß er von dieser festen Ueberzeugung sich auch gar nichts hat aneignen können; daß er nach wie vor in diesem Gespräch eine andere Tendenz vermuthe, als Hr. St. darin sieht; und glaubt, daß er nicht der einzige seyn werde, dem dieses mit den gelehrten Prolegomenen begegnet. Wenn nun Hrn. St. nicht gelungen ist, durch seinen ausführlichen, das Ganze und Einzelne gleichmäßig verfolgenden Commentar den Rec. für seine Ansicht zu gewinnen; so darf dieser noch viel weniger erwarten, daß er jenes Ueberzeugung auch nur stören werde; denn nicht einer Anzeige sondern eines eben so beträchtlichen Werkes, als die Prolegomena sind, bedürfte es, wenn man dem Interpeten von Punct zu Punct mit den zudringenden Einreden folgen, und eine andere Vermuthung — doch auch nur als plausibel und möglich hinstellen wollte. Rec. findet es in dieser Verlegenheit das Gerathenste, aus den Prolegomena nicht einen genügenden Auszug, aber doch so viel Andeutungen über den Gesichtspunct und die Ausführung mitzutheilen, daß die Leser hienach ermessen können, was sie hier für eine Lösung zu erwarten haben; dieser aber wird er nur wenige Bedenklichkeiten, und diese von außenher genommen, entgegen halten.

Der vorliegende Platonische Dialog besteht bekanntlich aus zwey Theilen; der erste erörtert die Bedrängnisse, in welche die Annahme verwickelt, daß es selbstständige wesenhafte ewige Urbilder der den Sinnen offenstehenden Dinge, d. i. Ideen gebe, und daß diese nur durch jene in ihrem wahren Seyn und Wesen erkannt und begriffen werden können u. s. w. Bezieht sich dieser Theil offenbar auf die Sokratisch-Platonische Begriffslehre oder die Ideen, so nicht minder augenscheinlich der zweyte auf die Parmenideische Lehre von dem Einen Seyenden, von dem ἓν ὄν; in diesem zweyten Theile wird nämlich ausgeführt, einmal, wenn das Eins als seyend vorausgesetzt wird, was daraus für Folgerungen sowohl für das Eins selbst, als auch für sein Gegentheil, das Andere und Viele sich ergeben? Deßgleichen hinwiederum, wenn das Eins als nicht seyend angenommen wird, was dann für es selbst und für das Andere hieraus weiter folge, was über sie prädicirt werden könne und müsse, u. s. w.

In allen unter dieserley Voraussetzungen möglichen Fällen kommen für das Eine wie für das Andere eine hier ausführlich dargelegte Anzahl widersprechender Merkmale heraus, die man ihnen eben sowohl beylegen als absprechen kann, ja muß. Jene Prädicate oder Merkmale halten sich alle in den allgemeinsten Kategorien oder ontologischen Begriffen, in den obersten und, daß ich so sage, durchgängigsten Vorstellungsrahmen oder Gemeinplätzen der Topik; — Dergleicheu sind: Zeit und Raum, Vor und Nach, Anfang, Mitte und Ende; Früher oder älter, und später d. i. jünger; In sich und Außer sich d. i. in einem Andern; Seyn und Nichtseyn; Entstehen und Vergehen; Identisch, Gleich, Aehnlich und Different, Ungleich, Unähnlich; Bewegung und Stillstand oder Ruhe; Eines, Vieles, Ganzes, Theile, Kleines, Grosses, Eins und Anderes; Begränztes und Unbegränztes, Gestalt u. s. w. — Kurz, wie man sieht, eine bunte Anzahl höchst allgemeiner und unbestimmter, theils sinnlicher theils unsinnlicher, theils physischer theils metaphysischer Merkmale werden in dialektischem Wirbel herumgetrieben, ohne daß ein Ziel oder Ergebniß ausgesprochen oder auch nur von ferne angedeutet würde. Die allein deutlich ausgesprochene Absicht S. 135. 136 Steph. weiset uns darauf an, hauptsächlich die hier befolgte Methode ins Auge zu fassen. Der alte ehrwürdige Parmenides nämlich, in seiner anfänglichen Unterredung mit dem damals noch sehr jungen Sokrates hatte eben erst gezeigt, wie bedenklich, in vielen Beziehungen verfänglich und überaus schwierig es sey, selbständige Urformen — εἴδη, —

Gattungsbegriffe der Dinge anzunehmen, und sie auf die eine oder andere Weise mit den uns umgebenden Dingen, den Abbildern jener Idealbegriffe, in einen sachgemäßen und denkbaren Zusammenhang und Verband zu bringen; — Parmenides hatte aber andrerseits auch gezeigt, wenn wir solche Urformen und reale wesenhafte Arten oder εἴδη nicht voraussetzen, so müssen wir auf alle und jede wahre Erkenntniß schlechthin Verzicht thun; denn allgemeine und nothwendig bestimmte und bestimmbare Erkenntniß kann nur angesprochen werden, wenn die Ideen sind, wenn die Idealbegriffe der Dinge schlechterdings real und allgemein gültig an und für sich sind. — Um aus der Verlegenheit und Bedrängniß, in welcher sich hiedurch der junge Sokrates fühlt, herauszukommen, läßt Plato dem Sokrates von Parmenides den allgemeinen methodologischen Rath ertheilen: er solle keinen Begriff, weß Namens er sey, je für sich allein setzen, sondern immer auch zusehen, was sich aus seiner Annahme sowohl positives als negatives für ihn und für seine Negation ergebe, wie vorhin schon erinnert worden; — und diesen methodologischen Rath wendet Parmenides sofort zur Probe auf das nächstgelegene Beyspiel an, auf seine eigene Lehre, auf seinen Begriff des Ἓν ὄν. Allein, wie gesagt, es kommt dabey nichts weiter heraus als — Widersprüche, ohne alle Auflösung oder Andeutung eines weiteren Zweckes. Den Zweck und die Bedeutung dieses zweyten Theiles, und sein Verhältniß zum ersten Theil aufzuspüren, diese Aufgabe macht die Auslegung des gegenwärtigen Dialoges so überaus schwierig, zumal er noch dazu so plötzlich abbricht, daß man ungewiß schwankt, ob dieser rasche Abschluß absichtlich und mit gutem Vorbedacht gegeben, oder ob er nicht vollendet, oder endlich ob durch die Unbill der Zeit am Ende verstümmelt worden? Das letztere hat Ast vermuthet; auch Schleiermacher neigte sich zu dieser Ansicht hin; dagegen verficht H. Stallbaum S. 329 fgg. die Integrität dieses Dialoges; — und allerdings, nach seiner Auffassung desselben, nicht mit Unrecht, so wie sie in den Prolegomenen auseinander gesetzt worden, hauptsächlich im I. Buch. Nachdem über die Berichterstatter und Unterredner einiges erinnert worden, wird der Inhalt und die Gedankenwendung, die in Zeno's vorgelesener Schrift geherrscht haben mag, aus dem hier von Plato gesagten und anderen Nachrichten, zu reconstruiren versucht; es wird gezeigt, wie er das Dogma seines Lehrers gegen die Gegner verfochten haben mag. Parmenides aber verstand in seiner Lehre τὸ ὄν weder vom Himmel, noch von den Göttern, noch von den Platonischen Ideen, noch von den Principien der sichtbaren Welt, auch nicht von der substantia, quam vulgo appellant, quae et materiam et vim divinam per rerum universitatem pertentam complecteretur, ita ut τοῦ ὄντος nomine totam rerum naturam comprehenderit. — Imo ille, si quid video, generalem οὐσίας vim et naturam in animo informatam, cui tamen externam tribuit veritatem, ut quae aequabiliter per omnia esset diffusa, τοῦ ὄντος nomine intelligi voluit, ideoque rerum mutabilium et perpetuae vicissitudini subjectarum naturam ab eo, quod vere esset, subtiliter et constanter distinxit. p. 18. Ueberhaupt werden in jedem Kapitel z. B. K. 4. Erläuterungen und Expositionen der Parmenideischen Fragmente gefunden, die durch die achtsame exegetische Combination anziehen auch wo sie nicht überzeugen. — Unter den Gegnern des Parmenideischen Begriffes vom Ὄν werden S. 22. fgg. insbesondere Anaxagoras und Leucippus vermuthet; — Rec. möchte höchstens Anhänger und Schüler derselben zugeben; jene Alten hatten genug zu thun, ihre eigenen Ansichten, ohne viele Polemik und Rücksicht auf Vorgänger und Nebenmänner, darzulegen; ihre Schriften hatten an der Erklärung der Natur ein nur zu weites Feld.

Im 2. Abschnitt des I. Buches Explicatur Socratis sententia de praedicatorum varietate deque ideis. Dubitationes de ideis Platonicis a Parmenide expositae. — S. 42 wird gesagt: Itaque Socratem putamus optare et expetere hoc, ut ostendatur, ideas quamvis natura sua absolutas, tamen tales esse, ut varias et contrarias ferant attributiones, quae rursus queant discerni atque inter se distingui. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nr. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis Parmenides, cum quattuor libris Prolegomenorum et Commentario perpetuo. Accedunt Procli in Parmenidem Commentarii nunc emendatius editi.

(Fortsetzung.)

Zwey Dinge werden demnach von Sokrates gefordert: erstens, die Ideen sollen selbständig und absolut gesetzt werden; zweytens, es sollen aber gleichwohl in jeder einer und derselbigen Idee mehrere und unter einander verschiedene Bestimmungen nach Maßgabe der Beziehung verbunden und unterschieden werden können. — Hieraus ergeben sich die Bedenken, welche Parm. gegen die Annahme der Idee hervorhebt. Daß sie aber nicht vom alten Parm. schon erhoben seyn können, dieß leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß die Ideenlehre von Sokrates ausging und nur in seiner Schule Gegenstand eifriger Untersuchung von Anfang an war und blieb; daß nach Aristoteles bey Stoikern, Epikuräern und Akademikern bis auf die Zeiten der Neuplatoniker nicht weiter von ihr die Rede ist, so wenig als vor Sokrates von ihr die Rede gewesen. Vrgl. Arist. Metaph. B. I. die ersten und besonders Kap. 6. Jene Einwürfe gegen die Platonische Ideenlehre rühren also her von einem Zweig der sokratischen Schule, von dem Freunde Platons, Euklides, dem Stifter der Megarischen Schule, der die Einslehre des Parm. vom Sokratischen Standpunct aus erneuerte. Offenbar vertritt der Name des alten Parmenides hier die Stelle des Euklides oder eines andern Gleichgesinnten; die Megariker nahmen allerdings als Sokratiker, wie Plato u. m. a. von dem gemeinsamen Lehrer die Ideen an, d. i. die Lehre vom absoluten Seyn und der absoluten Erkenntniß der Idee; denn ob sie mehr als eine Idee angenommen, läßt sich streiten; in obigem Sinne, wohl nicht; die Vielheit entsteht erst aus den vielfachen Beziehungen und Gesichtspuncten. Wir haben aber gerade über die Megarische Schule nur höchst dürftige und trümmerhafte Nachrichten übrig und müssen das Beste über sie wo möglich eben aus Plato schöpfen, eben aus dem gegenwärtigen Dialog, aus dem Sophistes (wo Plato S. 244. 248 c. 35 die neue Eleatische d. i. Megarische Lehre vom Seyn widerlegt) zum Theil aus Theätet und Politikus; — kurz, wo der Eleatische Fremdling mit Sokrates zusammentrifft und das Gespräch führt, da darf und muß man eine Rücksichtnahme auf die Megarischen Freunde Platons vermuthen und voraussetzen. Wie lange diese Freundschaft nach Sokrates Tode gedauert habe, dieß zu wissen wäre höchst wünschenswerth; — in späteren Dialogen, wie in der Republik, Timäus, Philebus u. s. f. läßt sich keine Rücksichtnahme auf die Megariker mit Sicherheit nachweisen. Was wir über sie wissen, das Wenige hat sorgfältig gesammelt Ferd. Deycks: De Megaricorym doctrina ejusque apud Platonem et Aristotelem vestigiis. Bonn 1827.

Es verdient bemerkt zu werden, daß während Plato mit dem alten Eleaten Parmenides und seinen Geistesverwandten, den Megarikern, so viel sich zu schaffen macht und mit beyden säuberlich verfährt, Aristoteles des alten Parmenides zwar öfter, aber immer nur hauptsächlich als Metaphysikers, der Megariker aber namentlich nur einmal gedenkt im 9. B. Cap. 3. der Metaphysik; in den σοφιστικοῖς ἐλέγχοις mag er sie unter drr allgemeinen Benennung der ἐριστικοὶ mitgemeynt haben; — denn er erwähnt da wenig-



stens mehrerer Sophismen, die ihnen beygelegt werden; — aber mit Namen zeichnet er keinen derselben aus. Nicht minder verdiente noch erst genau erwogen zu werden, wie weit denn die Verehrung Platons gegen den alten „großen und ehrwürdigen“ Parmenides gegangen sey; wie viel davon auf Achtung und Schonung der megarischen Freunde und ihrer Ansichten zu setzen sey. Wenn Plato hier gleich beym Beginn des zweyten Theiles S. 137 B. dem Parmenides die Worte in den Mund legt: πόθεν οὖν ἀρξόμεθα; καὶ τί πρῶτον ὑποθησόμεθα; ἢ βούλεσθε, ἐπειδή περ δοκεῖ πραγματειώδη παιδιὰν παίζειν, ἀπ' ἐμαυτοῦ ἄρξωμαι u. s. w., so wird jeder Leser gewiß nicht bloß bey der ersten, sondern auch zweyten und dritten Lesung dabey stutzen. Hr. St. S. 389 in der Note sagt: Lusum hanc disputationem appellat suam, quia nihil nisi suas illas praeceptiones dialecticas ad usum revocaturus est, ut hoc quidem nomine nihil novi sit exquisiturus (doch ja die ganze Ideenlehre! wo Form und Materie eins sind). Eundem vero illum lusum per oxymoron quoddam vocat operosum propter disputationis instituendae amplitudinem ac difficultatem. Wer anders erklärt hat, den trumpft er wie oben Sochern etc. ab, mit den Worten fortfahrend: Nihil viderunt, qui ex hoc loco voluerunt demonstrare, universam quae deinceps agitatur disputationem nihil esse nisi dialecticum aliquod artificium, quo artes Eristicorum, imitatione scilicet delusa, exagitarentur. Dem angeführten Trumpfe zu Trotz glaubt Rec. immer noch etwas der Art vermuthen zu dürfen; er stützt seine Vermuthung eben auf Plato selbst. Im Sophistes gleich zu Anfang S. 217 c. 2. finde ich eine Weisung auf diesen Parmenides; Sokrates, im Sophistes kein Jüngling mehr, frägt den Eleatischen Fremdling, ob er seine Untersuchung über den Sophisten, den Staatsmann und den Philosophen in einer fortlaufenden Rede, oder gesprächsweise in Frag und Antwort führen wolle; οἷόν ποτε καὶ Παρμενίδῃ χρωμένῳ καὶ διεξιόντι λόγους παγκάλους παρεγενόμην ἐγὼ νέος ὤν, ἐκείνου μάλα δὴ τότε ὄντος πρεσβύτου. Hienach ist meines Erachtens der Sophistes später geschrieben als der Parmenides, ja dieser Dialog des jugendlichen Sokrates d. i. Plato scheint von dem älteren und reiferen Verf. des Sophistes gewissermassen beyseitgeschoben und verurtheilt zu werden, wenn ich an den παγκάλοις λόγοις so wenig Anstoß finde, als Hr. St. an der πραγματειώδης παιδιά. Weiterhin im Sophistes S. 242 C. c. 30. sagt der Eleatische Fremdling: Εὐκόλως μοι δοκεῖ Παρμενίδης (natürlich der alte Eleate) ἡμῖν διειλέχθαι, καὶ πᾶς ὅστις πώποτε ἐπὶ κρίσιν ὥρμησε τοῦ τὰ ὄντα διορίσασθαι πόσα τε καὶ ποῖά ἐστι. — Πῇ; — Μῦθόν τινα ἕκαστος φαίνεταί μοι διηγεῖσθαι παισὶν ὡς οὖσιν ἡμῖν u. s. w. Hier und im flg. wird Parm. nicht höher angeschlagen als andere vor und um ihn. Eben daselbst c. 35. S. 248 werden wir belehrt, daß es unter den τῶν εἰδῶν φίλοις mehrere Secten gab, wie ja auch unter den Naturphilosophen es vielerley Secten geben kann; auf die Parmenideische Physik — die schwächste Seite seines Gedichtes, — wird Hr. St. ohne Zweifel die vorhin angeführte Stelle beziehen. Rec. mag darüber nicht rechten, aber davon ist er unumstößlich überzeugt: wir beziehen in der Regel alle Einwendungen und Ausfälle, die bey Aristoteles auf die Ideen allerorten begegnen, auf die Platonische Lehre; — in sehr vielen Fällen ohne Widerrede, mit Recht; ob aber an gar allen Orten? das muß erst noch genauer untersucht werden; denn die Ideenlehre war in jenen Zeiten ein gemeinsames Problem für alle Sokratiker, und selbst innerhalb der Platonischen Schule wichen die unmittelbaren Schüler und Hörer unter sich und von dem Meister in mancherley Puncten ab, die wir großentheils nur aus Aristoteles erschließen können; unter diesen Platonikern und Idealisten jeder Farbe zählte er seine besten Freunde, Eth. Nicom. I. c. 6; auf diese Zeitgenossen nimmt er so viel Rücksicht, als auf Plato selbst, überall da, wo er von den Ideen redet. Kein Begriff und Wort daher verdient so sehr als das εἶδος, εἴδη, ἰδέα, und die damit zusammenhängenden μέθεξις, κοινωνία, παρουσία etc. sammt den gleichzeitig geläufigen und gemeingültigen Reflexionsbegriffen und Schlagwörtern, Eins, Vieles, Seyendes, Nichtseyendes, Identisches, Diffe-

rentes u. s. w. (s. oben) nach Bruckers veralteter Schrift de Ideis in eine neue und gründliche Untersuchung genommen zu werden, so daß der gemeine und insbesondere der philosophische Gebrauch jener Wörter geschichtlich verfolgt und an allen Stellen ihr Sinn genau erforscht und abgegränzt werde; — bis dahin muß uns viele Stellen des Plato und Aristoteles unentwirrbare Dunkelheit verhüllen. Je gewendiger, allerwärts in jeder philosophischen Rede zudringlicher die oben erwähnten Begriffe und mehr andere verwandte leere Wörter ihres Schlages sind: desto leichter mag jeder Erklärer ihnen durch Unterstellung dieser oder jener Beziehung, dieses oder jenes Substrates und seines Verhältnisses im sinnlichen oder unsinnlichen Gebiet, in unserem Dialog und an andern Orten einen erträglichen Sinn abgewinnen und einen leidlichen Zusammenhang heraustüpfeln, der gleichwohl nirgend Stich hält, und nichts aufhellt. Denn keines jener vieldeutigen und wandelbaren Wörter wird in seinen Unterschieden und Marken abgegränzt, keines definirt; gleichwohl fordert dieß Plato sonst ausdrücklich, wie Hr. St. S. 325 auch bemerkt; er hält aber das Verfahren, das hier beobachtet wird, für Megarische Art. Solcherley Wörter — nicht Begriffe, — können nur auf divisivem Wege der Unterscheidung verdeutlicht und festgesetzt werden, wie Aristoteles vom ἓν καὶ ὄν und vielen andern ähnlichen zum öftern erinnert; Plato d. i. sein Parmenides treibt mit diesen unbestimmten Wörtern ein so zügelloses Spiel, als hätte er von der definitiven Methode bey Sokrates nie etwas gehört, nie selber über sie gedacht; eben darum hilft ihm auch die für die Geometrie eben erst gefundene und auf das Gebiet der Philosophie hier übertragene analytisch-hypothetische Methode gar nicht vom Fleck, wie dieß später im Theätet, Sophistes u. a. O. geschieht, wo die definitive und analytische Methode mit großer Geschicklichkeit und Sicherheit gehandhabt werden, und zu dem deutlich vorgesteckten Ziele führen. Jenes ausgelassene Spielen mit den angezeigten Wörtern hat daher vermuthlich eine persönliche Beziehung auf Freunde und Zeitgenossen, auf Megariker; dieß giebt auch Hr. St. zu S. 322 mit Beding: „Quum igitur hoc nomine summa sit ejus, quam a Parmenide institutam vidimus, disputationis similitudo cum Megarica disserendi ratione, tamen summam inter utramque dissimilitudinem intercedere tam certum putamus, quam quod est certissimum. Nimirum Megarici revera tricis gerrisque sophisticis usi sunt, ea in re versati licentius: Parmenides autem Platonicus quantumvis verborum fraudes consectari videatur, tamen, si rem accurate consideres, varia et multiplici eorum significatione sapientissime ad illud explicandum utitur, quod disputatione sua illustrare instituit. — Da sind denn wiederum recht blind und dumm gewesen diejenigen, qui Platonem putarunt in hoc sermone id potissimum egisse, ut artificioso quodam syllogismorum nectendorum lusu, in hoc scilicet sermone omni conspicuo illo atque manifesto, Eleaticorum et Megaricorum artem atque doctrinam perstringeret ac rideret. Nam primum quidem nihil usquam irrisionis videas: imo omnia plena sunt singularis cujusdam severitatis et morosae propemodum austeritatis. Nisi forte illi jocum lusumque in eo quaesiverunt, quod quae ipsi non intellexissent, ea ne ab Eleaticis quidem intellecta esse existimarent. Quod tamen nemini certe probabitur, qui quid sit, quod in hoc libro explicatur, istis evidentius perspexerit.“ u. s. w.

Ob irrisio in dem Gespräche durchscheine oder nicht, das mag dahingestellt seyn; es kommt darauf an, wie eine starke Dosis von Scherz und Spott jemand verlange; dem Rec. genügt schon, daß selbst der ehrwürdige Parmenides auf dem herkömmlichen Wege, da nicht definirt, nicht die analytische Methode streng gehandhabt wird, nichts heraus zu bringen im Stande ist, das nachhielt und Uebereinstimmung und Harmonie erzeugte; es ist Spottes genug, wenn so die Männer mit Achtung behandelt, ihre Methoden aber zu Schanden werden. Däucht Hrn. St. der Spaß zu lang ausgesponnen, zu ernsthaft gehalten, wenn es bloß dialektische Künste gelte: so — ist denn der Spaß im Euthydem und Kratylus kürzer? und wenn er dort offener vorliegt, so bedenke man, daß es hier Freunden gilt, die wohl noch überzeugt werden konnten, die nicht Hohn verdienten, denen nur gezeigt werden sollte, wohin ihre Methode führe; denn die geometrisch

analytische Methode wendet Plato hier im 2ten Theil noch nicht, wie späterhin in seinem Namen, sondern Megarisch, daher noch wenig oder gar nicht zum Besten seiner Ideen an, vielmehr zur Entkräftung der Eleatischen und Megarischen Principien, mit denen der alte Meister nichts zu entwickeln im Stande ist; auch die neuen Freunde jener Principien werden nichts als sophistische und eristische Verfänglichkeiten hervorzubringen vermögen. Wenn Plato diese Prognose seinen Megarischen Freunden gestellt hatte oder hatte stellen wollen: so wurde seine Vorhersagung durch den Erfolg gerechtfertiget; sie ist ziemlich eingetroffen. So wenig irrisio anzutreffen ist, eben so wenig morosa austeritas, sondern ernster Scherz in dem ἀλύπως τε καὶ εὐήνιως προσδιαλεγομένῳ. wie im Sophistes c. 2 geschrieben steht. Die positive Begründung der Ideen verschob Plato auf die späteren Dialogen, vom Theätet bis zum Timäus hindurch, in denen die ihm eigenthümliche Dialektik und Analytik erst eigentlich zu Tage kömmt. Wenn wir im Theätet S. 183 fg. lesen, daß Sokrates in seiner Jugend mit dem greisen Parmenides eine Unterredung gehabt, so ist Rec. dieß dahin zu deuten geneigt, daß unter dem jungen Sokrates nur der jüngere Plato gemeynt sey, der sich eine Zeitlang mit dem Parmenideischen Philosophem seiner Mitschüler Mühe gab. Wie viel Einfluß aber der alte Parmenides auf die Platonische Philosophie gehabt hat, erhellet aus den mehrmals genannten Dialogen; keinen weitern, als daß sie jenen Standpunct des ἓν ὄν überwinden mußte. Aristoteles berichtet uns wohl, welchen Einfluß die Pythagorische, Herakliteische und Sokratische Lehre auf Platons System geübt, Metaph I. 6, aber er merkt den Parmenides nicht besonders an, hebt ihn gar nicht hervor.

Daraus darf man doch wohl schließen, daß er über das Verhältniß des Eleaten zu Plato eine andere Ansicht, wohl gar Erfahrung gehabt habe, als von dem alten Erklärer vorausgesetzt wird. Läßt man sich die vorhin geäußerte Vermuthung, daß Plato unter der Person des jungen Sokrates versteckt sey, gefallen, so liegt auch nichts mehr an dem alten Vorwurf, daß Plato einen starken Anachronismus hier wie anderwärts sich habe zu Schulden kommen lassen. Hr. Stallbaum sucht die Anklage wegen des Verstoßes in der Zeitrechnung auf andere Weise zu beseitigen S. 23, 24; indessen rechnen und zusammenzählen konnten die Alten auch; was aber die vorauszusetzenden Data anbelangt, so waren sie gegen jeden Neueren in einem unendlichen Vortheil, und haben ihre Anklage schwerlich ohne triftige Gründe angestellt. Was lag aber dem Plato an einem solchen Zeitverstoß, wenn er die bekannten Namen zum Behuf minder bekannter, damals aber doch leicht verständlicher, Verhältnisse borgte? Wenn Plato selber diesen Dialog nach seinem positiven und negativen Zweck und Ziel durch die späteren Werke gleichsam cassirte und widerrief, so begreift man, warum nur erst die sogenannten Neuplatoniker von diesem Werke so viel Wesens machen konnten, und in demselben den Kern seiner Theologie und Ideologie nach ihrer Manier fanden. Denn wunderbarer Weise hat keiner der uns erhaltenen Autoren, weder ein Grieche noch Römer vor Chr. Geb., dieses außerordentlichen Werkes jemals gedacht; Aristoteles nicht; freylich er nennt auch andere von uns jetzt besonders hochgehaltene Dialoge nicht; aber in den uns übrigen Schriften findet sich auch nicht Eine Stelle von der Art, daß man sie mit Nothwendigkeit auf unser Gespräch beziehen müßte. Und doch redet er von den Platonischen Ideen, von dem Eins, von dem Vielen, Anderen, Differenten u. a. dergleichen Schlagwörtern dieses Dialogs an unzähligen Stellen, und in ganzen und mehreren Büchern der Metaphysik sehr ausführlich und zieht sie in historisch-kritische und philosophische Betrachtung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

1. P. Ovidii Nasonis Tristium Libri Quinque et Ibis. Ad libros manu scriptos recensuit, Schedis idiographis Nic. Heinsii, Jo. Schraderi, aliorum excussis annotavit et praefatus est Rudolphius Merkelius, Saxo. Berolini, sumptibus G. Reimeri. MDCCCXXXVII. XLII. 475. 8.

2. P. Ovidii Nasonis Tristium Libri Quinque ad veterum librorum fidem recensuit, varias scripturas omnium codicum a superioribus editoribus collatorum, imprimis Heinsianorum, e Burmanni et Heinsii schedis idiographis et aliunde auctas, correctas, expletas, quibus V novae collationes accesserunt, itemque varias scripturas VIII. editionum saeculi XV. apposuit, commentariis instruxit, praefatus est, et indicem addidit, Vitus Loers, Dr. Treviris apud Frid. Lintz. MDCCCXXXIX. XXXII. 554. 8. m.

Der Text der Tristia des Ovidius behielt bis auf die vorliegenden Bearbeitungen fast unverändert die Gestalt bey, welche ihm Heinsius und Burmann nach einer in mehrfacher Beziehung unkritischen Methode gegeben hatten. Dieses wenig verdiente Ansehen behauptete die Burmann'sche Recension darum so lange, weil bey der Dürftigkeit der zu Gebot stehenden Hülfsmittel an eine Umgestaltung derselben kaum zu denken war. Wegen dieser Unzulänglichkeit des kritischen Apparates konnte auch Jahn nur eine Recognition der bis jetzt von ihm behandelten Ovid'schen Texte geben. Man muß daher als das Hauptverdienst der jüngsten Herausgeber dasjenige bezeichnen, was sie zur Bereicherung des kritischen Materials beygetragen, und wodurch nun ein bestimmteres Urtheil in der Kritik dieser Gedichte eingeleitet ist. Den bisherigen Commentar bey Burmann, welchen dieser größtentheils aus dem in seinen Besitz übergegangenen handschriftlichen Nachlaß von Heinsius, aber höchst mangelhaft, gegeben hatte, gibt uns Herr Merkel in ganz neuer verbesserter Gestalt, unmittelbar aus den nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin vorfindlichen Heinsius'schen Autographen, welche aus der Vergleichung einer großen Menge von Handschriften entstanden sind, und auch die Collationen der Codd. Bern. und Seguer. enthalten, aus denen die Ausgaben von Heinsius und Burmann nichts mittheilen. Den Werth dieses aus dem Heinsius'schen Apparate geflossenen Commentars erhöhet Hr. Merkel noch durch die von ihm selbst veranstalteten vollständigen Vergleichungen der Codd. Goth. Guelferb. Berol. Crev. Reland., so wie durch eine Sammlung der Varianten von acht Ausgaben des 15ten und zwey anderen aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Diese Hülfsmittel hat Herr Lörs aus seinen über einen bedeutenden Theil derselben schon vor dem Erscheinen der Merkel'schen Ausgabe angestellten Vergleichungen berichtigt und ergänzt, und durch genaue Collationen des Cod. Buslid. und des Cod. Dresd. oder Combii vervollständigt, aus welcher letzteren Handschrift Heinsius nur Weniges excerpirt hatte.

Das Dresdner Manuskript hält Hr. Lörs nebst den Codd. Pal. I. Hamburg. Vat. I. Goth. Guelferb. Putean. Bern. Maffeian. für die vorzüglichsten, keinem derselben einen entschiedenen Vorzug vor dem andern einräumend. Dagegen über-



wiegt nach Hrn. Merkels Urtheil der Palat. I. XIII. Sec. (?) die Autorität sämmtlicher übriger Handschriften, und seine Recension gründet sich hauptsächlich auf diesen und den größtentheils damit übereinstimmenden Cod. Gothanus. Es ist zu wünschen, daß die hier obwaltende Verschiedenheit der Ansichten eine nochmalige Untersuchung dieses Punctes und überhaupt eine strenge Sichtung des nun so reichhaltigen Materials veranlasse. Wenn wir übrigens Hrn. Merkels Urtheil über den Cod. Palat. I. nicht für so unbegründet ansehen, als Hr. Lörs, so bestimmt uns folgende Erwägung dazu. Der Palat. I. giebt an mehreren Stellen, worauf Hr. Merkel aufmerksam gemacht, entweder allein, oder mit wenigen anderen Handschriften das offenbar Richtige. So Elegie I. 1. 22, wo für das unerklärliche cave aller Handschriften Palat. I. dabis bietet, was früher Conjectur Burmann's schien. Eine zweyte solche Stelle ist I. 4. 15, an welcher Palat. I. und einige andere Sic, quo non voluit, sed quo rapit impetus undae, Aurigam video vela dedisse rati schreiben, statt der Lesart der übrigen Sic non, quo etc.; wo Hr. Lörs die Worte vela dedisse rati, mit Rücksicht auf das vorausgehende Gleichniß, frena remittit equo, richtig erklärt durch vela remisisse; wodurch aber gerade die Vulgata fällt, welche er beybehalten hat. Denn welchen Sinn hat es nach der Vulgata: Der Steuermann läßt dem Schiffe freyen Lauf nicht dahin, wohin er wollte —? Es muß offenbar nach Palat. I. heißen: Er läßt dem Schiffe freyen Lauf dahin, wohin er nicht wollte, sondern die Woge ihn führt. Zu der Stelle I. 8. 33: quid si duntaxat Romae tibi cognitus essem (vulg. mihi cognitus esses) hat Hr. Merkel bereits das Genügende gesagt und mit Recht auf die Identität der hier und Pont. II. 10. angeredeten Person aufmerksam gemacht; bey welcher Identität die Lesart des Palat. I. als richtig anerkannt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Platonis Parmenides, cum quattuor libris Prolegomenorum et Commentario perpetuo. Accedunt Procli in Parmenidem Commentarii nunc emendatius editi.

(Schluß.)

Daß in den nächsten Jahrhunderten kein Grieche dieser Schrift erwähnt, davon findet man wohl den ausreichenden Grund theils in dem allgemeinen Untergang aller philosophischen Literatur dieser Periode, theils in der völlig veränderten Richtung, die im Betreff der hier erörterten Puncte die nachgewachsenen Systeme genommen haben. Aber auch Cicero, der doch den Timäus und mehr andere Dialogen übersetzt hat, und dem unser Gespräch, sollte man meynen, wegen der darin vorherrschenden Dialektik und Topik nicht unbekannt noch uninteressant hätte seyn sollen, auch er — nennt zwar oft den Eleaten Parmenides, nirgends aber dieses Meisterstück. Meines Wissens gedenken zuerst Alkinous und Plutarch mit deutlichen Worten unseres Parmenides, — jener im 6ten Kapitel seiner Einleitung in die Philosophie Platons, der andere im 12. Kapitel seiner Abh. von der Bruderliebe; — diese Stelle kennt auch Hr. St., und indem er sie anführt, berichtigt er zugleich einen Irrthum Plutarchs. Aber auch eine zweyte Stelle Plutarchs in seiner Schrift gegen den Epikureer Kolotes kann auf keinen andern als den vorliegenden Dialog schicklich bezogen werden; dort nimmt Plutarch die Lehre des alten Eleaten gegen die Inzichten des Epikureer's in Schutz und sagt am Schluß im 13. Kapitel: ἦν οὖν ὁ περὶ τοῦ ὄντος ὡς ἓν εἴη λόγος οὐκ ἀναίρεσις τῶν πολλῶν καὶ αἰσθητῶν, ἀλλὰ δήλωσις αὐτῶν τῆς πρὸς τὸ νοητὸν διαφορᾶς· ἣν ἔτι μᾶλλον ἐνδεικνύμενος Πλάτων τῇ περὶ τὰ εἴδη πραγματείᾳ καὶ αὐτὸς ἀντίληψιν τῷ Κολώτῃ παρέσχε. Bekanntlich führt der Platonische Parmenides bey Laertius III. 58 den Nebentitel: ἢ περὶ ἰδεῶν s. εἰδῶν; Marinus aber wollte dafür περὶ θεῶν setzen, weil er die tiefste speculative Theologie darin sah. Ich habe obige Stelle darum hieher gesetzt, weil sie mir bey Hrn. St.

nicht aufstieß, und weil sie anzeigt, wie weit zurück diejenige Auslegung reiche, der H. St. sowohl für den ersten als auch den zweyten Theil des Gespräches zugethan ist. Für den ersten Theil, mit Recht; darüber ist kein Streit; desto mehr über den zweyten, was dann nicht ohne Rückwirkung auf die Ansicht von dem ersten bleiben kann, z. B. bey Socher; — er findet, daß die Ideenlehre hier anders als in allen übrigen Schriften Platons angesehen und in Frage gestellt werde. Dagegen dünkt sich Hr. St. caussam, cur in his libris multa contineantur, quae nusquam alibi in Platone reperias, invenisse satis idoneam atque probabilem. Nam primum in Theaeteto, Sophista et Parmenide de industria explicatur doctrina philosophi metaphysica, quae quidem locos illos de vi et natura eorum, quae vere sunt, deque scientia et cognitione una complectitur ideo, quia de Platonis sententia ejus, quod cogitare dicimus atque esse, summa est conjunctio atque necessitudo plane indissolubilis. Etsi enim plurima de eodem argumento etiam alibi dispersa leguntur, tamen nullus extat liber, quo de illo loco quaeratur sic, ut hoc ipsum potissimum agi protenus appareat." p. 334. In dieser Stelle finden die Leser den Grundgedanken, der in diesem Commentar die Auffassung und Auslegung des Parm. geleitet hat. Hr. St. ist nämlich der Meynung, Plato zeige zuerst im Theätet, daß wahre Erkenntniß und Einsicht nicht in sinnlicher Wahrnehmung noch in richtiger, aber unbegründeter Meynung oder Ansicht bestehe; darauf im Sophistes bestreite er die Eleatische Lehre, demnach alle Realität und Wahrheit nur ihrem ἓν ὄν zukomme; in Parmenide autem docetur, quomodo utraque ratio concilianda et emendanda sit, exposita ipsius Platonis de Ideis sententia.

So fest Hr. St. von seiner Meynung überzeugt seyn mag, nicht minder fest ist Rec. seinerseits überzeugt, daß hier im zweyten Theile Plato den Megarikern nur λογικὰς δυσχερείας zubereitet hat, die er wohl, jene aber kaum zu lösen wußten; daß ferner die Ideenlehre unmittelbar aus der Pythagorischen und Sokratischen Ansicht hervorgegangen, und sich auch ohne Rücksicht auf den alten und neuen Parmenides-Euklides, eben so hätte entwickeln können und müssen, wie wir sie bey Plato finden; wenigstens hat Anaxagoras, nach jenen, nicht geringeren Antheil und Einfluß gehabt als der Eleate. Rec. hat in diesen Blättern schon früher einmal gelegentlich bekannt, daß er Socher's Meynung unbedingt beystimmen würde, wenn nicht die alte Ueberlieferung diesen Dialog ganz unbedenklich dem Plato zuschriebe, und wenn er nicht in ihm selber Spuren fände, die für die Aechtheit Zeugniß geben. Dahin rechnet er außer der wichtigen Stelle S. 135. auch wohl die starken Angriffe auf die Ideen. Aber im zweyten Theil sieht er nur eine besonnene und siegessichere Plänkeley gegen die Megariker, von ihrem vermeyntlichen Vorbild selber ausgeführt; — mit dem innern Gehalt der Ideenlehre hat aber diese Neckerey nicht mehr Zusammenhang als mit jedem andern philosophischen Kapitel. Dinge jedoch, über die nie eine unumstößliche einzigrichtige Ansicht mit Sicherheit aufgestellt werden kann, verlohnen kaum die Mühe und Zeit, die eine conjekturale Beweisführung in Anspruch nimmt; darum unterläßt es Rec. mehr hierüber zu sagen, erklärt sich aber aus all dem, warum Aristoteles den Dialog auch gar nicht berührt, ja nicht zu kennen scheint, während er, indem er Platons Philosophie nach der Schul-Darstellung an den einzelnen betreffenden Stellen bespricht, da doch überall aus Sophistes, Theätet, Philebus und andern von ihm nicht namentlich citirten Dialogen erklärt und erläutert werden kann. Zwar Hr. St. meynt, Aristoteles habe dieß ohne Zweifel darum gethan, quod quae in scholis Platonis audiverat, ea ad totam rem dijudicandam multo utiliora esse putaret, et magis perspicua et vero etiam pleniora et absolutiora, quam quae in Parmenide exponuntur. — Eines so großen Zugeständnißes werden sich die wenigsten Leser nach vielen voraus gegangenen Aeußerungen im Commentar versehen haben. Wer da die feinen und spitzen Erörterungen über die Ideen gelesen, durch die alle von Aristoteles so oft und vielfältig vorgebrachten Einreden hier schon lange beantwortet und beseitiget scheinen, den mußte immer und immer Verwunderung anwandeln, daß der Stagirite nicht gleich auf dieses über diesen

Punct klassische Werk verwies, da er doch so gerne citirt, und hier desto eher es hätte thun sollen, da ja in den Tagen, als er gegen die Ideen schrieb, die wenigsten Leser, wie er, Plato gehört haben konnten; lesen aber konnten ihn alle wie wir. Doch Hr. St. weiß den andern Grund S. 337 flg.; Parmenidem enim, si ad rem suam voluisset adhibere, fieri non poterat, ut simul interpretis partes sibi assumeret, quo negotio se supersedere posse existimavit, adhibitis iis, quae ex ipsius Platonis ore accepisset. — Nun, den Interpreten macht Aristoteles zwar überall, aber freylich nicht den rechten; dieß hat kein Grieche jener Zeiten gethan, vielleicht hätte auch keiner an eine solche Interpretation geglaubt. Aristoteles aber offenbar hat sich selber zwiefach geschadet, moralisch und intellectuell, wenn er aus der Schule redet, aber mit der hier aus dem Parmenides aufgespürten Lehre nicht übereinstimmt. — Je früher und jugendlicher Plato die schriftstellerische Laufbahn betreten und seine Grundanschauungen, noch unentwickelt, ausgesprochen, je vielseitiger er in Umgang mit philosophirenden Freunden und Andersdenkenden, mit Büchern und mit seiner Schule verkehrt hat: desto mehr sah er sich genöthigt, sein System, ohne daß er je dem Grundgedanken untreu wurde, sein ganzes Leben hindurch immer sicherer, bestimmter und allseitiger zu entwickeln, feiner zu zeichnen, und angemessener herauszustellen. An eine Vereinigung aller einzelnen Züge und verlornen Stellen, gleich als wären sie alle für das Endergebniß von gleicher Bedeutung und Wichtigkeit, darf man daher nicht denken. Aristoteles stimmt am meisten mit der letzten Entwickelung und Darstellung, mit dem Timäus. Dieß bringt nicht selten den Schein auf ihn, als habe er mißverstanden, oder vollends geflissentlich verdreht. Aber keines von beyden will sich für den Stagiriten, wie wir ihn kennen, recht schicken; — wiewohl Hrn. Stallbaum bedünkt dieß nicht so unzulässig; denn obgleich Aristoteles da, wo er bloß referire, fide haud quaquam indignus videatur, tamen iis in locis, in quibus simul censoris partes agit, non ea religione versatus est, ut sibi vel ab opinionis errore vel a reprehensionis cupiditate satis caverit p. 338. Rec. sieht die Schuld allein in der durchgängigen, gleichsam apriorischen Verschiedenheit des Platonischen und des Aristotelischen Geistes, in dem vollständigen Gegensatz und Widerstreit ihrer Grundansichten und Denk- und Forschens Wege, und den hieraus fließenden Ergebnissen; daher rührt die nicht an allen Orten treffende Beurtheilung, die Aristoteles von Platonischen Lehren giebt. Allein über den Hauptpunct, mit dem sie stand oder aber fiel, den deßhalb der Stifter schriftlich und mündlich immer und immer wieder durchgearbeitet hat, über diesen Hauptpunct, zumal in seinen Anwendungen, konnte Aristoteles kaum in einem eigentlichen Irrthume oder bloßen Mißverständniß sich befinden und beharren. Jener Angelpunct ist von so weitgreifender, als entscheidender Wichtigkeit, daß Aristoteles immer und allenthalben auf ihn stößt; überall, in der Analytik, in der Topik, in allen ätiologischen, physikalischen Schriften, in der Ethik und Politik, endlich in der Metaphysik, ganze Bücher hindurch, kommen ihm die Ideen Platons in die Quere, und er kann keine dieser Disciplinen aufrichten, wenn er nicht erst diese Ideenlehre geprüft und beseitigt hat: — so sehr und durchgängig erwuchs sein System zwar aus dem seines Vorgängers, aber im grellsten Gegensatz, der auch bis auf den heutigen Tag nicht ausgeglichen, vermittelt, vermählt, versöhnt, überwunden ist, und wie dergleichen Modewörter mehr lauten; nicht ein absoluter Bruch, wohl aber eine absolute Differenz und durchgängige Verschiedenheit vom ersten Ausgangspunct aus besteht zwischen Platonikern und Aristotelikern; — dessen war sich Plato nicht minder als Aristoteles bewußt; dasselbe hat sich in Fichte und Herbart u. a. wiederholt; es ist, wenn irgendwo, zumeist in Kants Kritiken wie hervor gekehrt, so auch ausgeglichen, d. i. zurechtgestellt.

Doch Rec. mag sich nicht weiter in Gegen Erinnerungen einlassen, und auch den Inhalt des ersten Buches, auf dem das eigentliche Kampffeld liegt, nicht weiter anführen, weil er es kaum thun könnte, ohne daß er an unzähligen Stellen seine Einreden vorbringen möchte, diese Anzeige aber schon ziemlich lange geworden ist. In alle Wege jedoch verdienen diese Prolegomena zum Studium empfohlen zu werden.

P. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nr. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

1. P. Ovidii Nasonis Tristium Libri Quinque et Ibis. Ad libros manu scriptos recensuit, Schedis idiographis. etc.

(Fortsetzung.)

Eben so scheint uns II. 404 nach Palat. I. allein richtig, was schon Heinsius in seiner ersten Ausgabe schrieb: Iliacam tetigit qui pede (vulg. rate) primus humum. So oft Ovidius sonst von dem Schicksale des Protesilaus spricht, drückt er sich im Sinne der Lesart des Palat. I. aus, Heroid. XIII. 94: Qui primus Danaum Troada tangat humum; wo tangat hum. so viel als hier pede tang. hum, wie aus V. 99 a. O. ersichtlich, de nave novissimus exi, und dem weiter unten folgenden Gegensatze: Inque tuo celerem litore siste gradum. Ganz übereinstimmend heißt es von Protesilaus Trist. V. 14. 39: Iliacam celeri vir pede pressit humum. Die Vulgata drückt sich an unserer Stelle weder Sach- noch Sprachgemäß aus. Eben so empfehlen sich gleich auf den ersten Anblick die Lesarten des Palat. I. an Stellen, wie IV. 3. 33.: Tristis es: indignor, quia (vulg. quod) sum tibi etc. oder V. 4. 14.: Di facerent utinam — Ne (vulg. Ut non); vergl. auch I. 2. 51. ferner 5. 35; 6. 5. Wie nun der Palat. I. an diesen und andern Stellen allein oder mit der einen oder andern Handschrift das Erforderliche giebt, so hat er an mehren anderen Stellen, wovon wir unten einige behandeln werden, das Richtige mit den bessern Manuscripten gemein; an den meisten Stellen, besonders an solchen, welche durch das Eingangs bezeichnete willkührliche Verfahren ohne Noth geändert wurden, theilt er seine Autorität mit der Mehrzahl; und dieß nothwendig. Weil jene subjective Kritik an so vielen Stellen den der Mehrzahl der Handschriften gemeinsamen ursprünglichen Text verdrängt hatte; so muß dieser, wird er nun wieder hergestellt, sich natürlich auch wieder in der Mehrzahl der Handschriften finden; welche Gemeinschaft aber den Werth der besseren Handschriften nicht mindern kann.

Aus dem Gesagten geht zugleich hervor, daß es hier erstes und minder schwieriges Geschäft der Kritik war, aus den Handschriften und alten Ausgaben den ursprünglichen Text zu restauriren. Was in dieser Beziehung zu thun war, dürfte in der Hauptsache durch die vorliegenden Bearbeitungen geschehen seyn. Was die eigentlich kritischen Stellen betrifft, so erwarben sich zwar auch hier beyde Bearbeiter manches Verdienst; doch kann nach der Natur der Sache das Vollendetere erst von der Zeit erwartet werden. Hr. Merkel ändert in seiner gegenwärtigen Ausgabe den Burmann'schen Text an beynahe 500 Stellen, von welchen Aenderungen wir gegen 400 bey Hrn. Lörs wieder finden; an den übrigen Stellen giebt dieser entweder den Burmann'schen Text oder folgt einer andern Autorität. Diese Abweichung von der Merkel'schen Recension kann zum Beweise dienen, daß Hr. Lörs auch da, wo er mit seinem Vorgänger übereinstimmt, unabhängig urtheilte, und nur durch das Ansehen der Handschriften geleitet zu demselben Resultate geführt wurde.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir darauf über, einzelne Stellen zu besprechen, wobey wir vorzugsweise solche ausheben werden,

über welche die beyden Herausgeber verschiedener Ansicht sind; wir werden hiebey ihre Ausgaben durch M. (Merkel) und L. (Lörs) bezeichnen. Elegie I. 1. 88. liest L. bey gleicher Autorität der Handschriften mit Recht An satis, was auch Palat. I. hat. Die Variante Ut satis kündet sich als Verbesserungsversuch an, welchen man wegen der Abhängigkeit des Satzes von dem vorausgehenden timida m. nöthig erachtete, dabey aber übersah, daß hier timida synonym ist mit dubia, wie weiter unten V. 95: quo te dubitantem et adire timentem. Den vorausgehenden Vers lesen M. und L.: Ergo cave (Burm. nach Cod. Comb. care) liber et timida circumspice mente; durch welche ursprüngliche Lesart sämmtlicher übriger Handschriften der dem Inhalte entsprechende Rhythmus wieder hervortritt. Beachtung rhythmischer Congruenz hätte L. bestimmen können mit M. nach Palat. I. und vielen andern Handschriften I. 2. 47. zu schreiben: Nec levius tabulae laterum feriuntur ab undis, statt laterum tab. f. a. u. Deßgleichen hätte IV. 1. 79. schon wegen des falschen Nachdrucks, welchen das indifferente Pron. se durch den Ictus zu Anfang des zweyten Hemistichion bey Burm. erhält, nach den besten Handschriften mit M. geschrieben werden sollen: nón se texit ovili für sé non t. o. — E. I. 3. 80. lesen die meisten und bessern Handschriften meis statt suis, was bey L. mit der unkritischen Bemerkung abgefertigt wird: Heinsius primus dedit suis, quod mihi, etsi altera scriptura ferri potest, melius videtur. Die Lesart meis scheint uns nicht nur erträglich, sondern der hier geschilderte Abschieds-Moment erhält durch sie seine natürliche Schönheit und erforderliche Beziehung auf das Vorausgehende; während die bey L. versuchte Erklärung der Variante suis wenig Empfehlendes hat. Eben so unkritisch finden wir 11. 23., wo fast alle Codd. und darunter die besten adspexi für adspicio bey Burm. haben, das Urtheil: adspicio loci rationi accommodatius et inter Praesentia est. Die schwierige Stelle am Schlusse dieser Elegie: Vivat, et absentem, quoniam sic fata tulerunt, Vivat et auxilio sublevet usque suo wird bey L. als Synchysis behandelt, welcher Erklärung wir ganz beystimmen. E. 10. 7. war mit M. nach den besten Handschriften pariter für patitur zu schreiben. Das Lob des Schiffes besteht darin, daß der Dichter sagt: der Schnelligkeit, mit welcher es durch die Wogen fliegt, kommt seine Festigkeit gleich, durch welche es zugleich den Wogen trotzt. Die V. patitur entstand durch falsche Beziehung der umgestellten Conjunction que, die aber offenbar nicht das Verbum fert mit einem etwa vorausgehenden Verbum, welches man durch patitur herstellen zu müssen glaubte, sondern das Substantiv aequora assilientia mit dem vorausgehenden Substantiv fluctus verbindet. Im II. B. V. 62 schützt L. mit Recht nominis, was die besten und alle Handschriften bis auf zwey haben, gegen numinis, was M. aufgenommen hat. Die Wiederholung nominis hat auch nach unserem Gefühle nichts anstößiges und numinis scheint bloßer Schreibfehler. Uebrigens ist der vorausgehende Vers wie bey M. zu interpungiren: Quid referam libros, illos quoque, crimina nostra etc., nicht: Quid referam, libros illos quoque c. n., wo quoque keinen Sinn hat. Ebendaselbst V. 498 halten wir iuncti amoris, was L. giebt, für die Hand des Autors, nicht vetiti. In der Variante vincti vieler Handschriften erkennen wir mit L. das ursprüngliche iuncti; auch die Variante victi scheint aus iuncti entstanden. V. 507, Quodque minus prodest, poena est lucrosa poetae gilt allgemein für corrupt, wie wir glauben, mit Unrecht. Schon der Umstand, daß alle Handschriften einstimmig poena haben, (das einzeln stehende plena ist offenbarer Schreibfehler) kann unserm Urtheile zu Statten kommen. Man muß poena nicht als den vollständigen Subjects-Begriff ansehen, sondern mit diesem Worte das Epitheton lucrosa eng verbinden und construiren: poena lucrosa est poëtae, dem Mimendichter wird für solche Vergehen eine gewinnreiche, eine belohnende Strafe, und Ovidius sagt damit: für solche Gedichte, für welche man mich bestrafte, wird der Mimendichter belohnt; was der folgende Vers näher erklärt: der Prätor kauft nämlich seine Verbrechen um einen hohen Preis. Man sieht ohne unsere Bemerkung, daß wir die angefochtene Lesart poena lucrosa als Oxymoron auffassen, bey welcher

Figur bekanntlich der wahre Sinn im Epitheton liegt. Der ironische Ausdruck des Gedankens entspricht sowohl der Ironie der unmittelbar folgenden diesen Gedanken ergänzenden Worte, Tantaque non parvo crimina praetor emit, als überhaupt der bittern Stimmung des verletzten Dichters, welche sich in der ganzen Stelle von 493 — 520 dem Augustus gegenüber freymüthig genug ausspricht. E. III. 3. 39. haben die meisten Handschr. languescent corpora, was L. giebt; Palat I. Guelferb. u. mehrere andere nebst Ed. pr. languescunt. Daß hier das Präsens erforderlich sey, lehrt sogleich der Anfang der Elegie: Haec mea si casu miraris epistola quare Alterius digitis scripta sit: aeger eram: Aeger in extremis etc.; von welchem Zustande sprechend der Dichter an unserer Stelle eben so wenig im Futur sprechen konnte, als V. 13: Lassus in extremis jaceo populisque locisque. Das Futurum languescent ist kritische Sünde der Abschreiber, welche zwischen moriemur V. 37, fient V. 38, erit V. 40. das Präsens languescunt fehlerhaft fanden. E. 7. 28. hat uns die Erklärung, durch welche M. die Lesart ruina zu halten sucht, wenig befriedigt; L. giebt die Conjectur Muret's remissa; welche uns zwar nicht die Hand des Dichters, aber den der Stelle nothwendigen Gedanken herzustellen scheint. Wir wären geneigt, da die Worte facta secuta, fata secuta als Interpolation erscheinen, das, wie uns scheint, der Corruption RUINA näher liegende ALIENA zu vermuthen: Tu quoque sis poenae facta aliena meae, was recht gut zu stimmen scheint zu der V. 11 an Perilla gestellten Frage: Tu quoque dic studiis communibus ecquid inhaeres. E. IV. 1. 97. wäre aus Palat. I. und mehreren der besseren Handschr. vulnera novit für sentit aufzunehmen gewesen, nach der richtigen Bemerkung bey M.: res ipsa clamat, vulgarius dictum pro glossa insolentioris adscriptum fuisse. Dasselbe Verhältniß wurde übersehen E. 2. V. 6, wo für tingat humum aus den ältesten Ausgaben, aus Palat. I. und einigen anderen M. pulset giebt und diesen Sprachgebrauch durch Parallelstellen rechtfertigt. Zu den übrigen emphatischen Ausdrücken dieser Schilderung einer Siegesfeyer, Germania, totus ut orbis, Victa potest flexo succubuisse genu; Altaque velentur fortasse Palatia sertis, Turaque in igne sonent inficiantque diem stimmt nicht das gewöhnliche tingere, sondern das gleichfalls emphatische pulsare. E. 3. 29. lesen wir mit M. peremptum nach Palat. I. Guelferb. und mehreren andern Handschriften. Ein Hector cruentus (was nach dem gewöhnlichen Gebrauch des Wortes cruentus bey Personen, als miles cruentus, Mars cruentus, Antonius cruentus, auch der mit Feindesblut bespritzte Hektor heißen kann) wäre, abgesehen von dem Schielenden des Ausdruckes, für das Gleichniß unpassend. Der verbannte Dichter, conjux amissus, V. 34. kann nicht mit einem Hector cruentus, wohl aber mit einem H. peremptus verglichen werden. E. 7. V. 24. giebt L. statt der schwierigen Lesart rara, was die meisten und besten Handschriften haben, nach dem Vorgang von Heinsius die Variante nulla, welche fast ohne Autorität ist und gegen die ausgesprochene Absicht des Dichters V. 25: mille tamen causas scribendo vince frequenter. Wie konnte der Dichter V. 25 seinen Freund auffordern, aller tausend Hindernisse ungeachtet fleißig an ihn zu schreiben, wenn er vorher V. 24 demselben versichert hätte, daß bey so vielen Hindernissen vielleicht nie ein Brief (l. nulla) an ihn gelangen werde? Er mußte sagen: Bey so vielen Hindernissen kann von noch so vielen Briefen, welche du an mich richtest, nur hie und da einer (l. rara) an mich gelangen. E. V. 8. 30.: Cum poenae venia plura roganda petam; hier tritt L. wie uns scheint mit Recht der Erklärung bey, daß petam statt des erwarteten dabit als Anakoluthie betrachtet werden müsse, hervorgegangen aus dem Bemühen des Dichters, seine Hoffnungen dem Augustus gegenüber bescheiden auszudrücken. E. 10. V. 23. schreiben beyde Herausgeber nach der Heinsius'schen Conjectur, L. est igitur rarus, qui rus colere augeat; M.: est igitur rarus, rus qui c. a. Wir möchten lesen: est igitur raro, rus qui colere audeat. Dadurch würde die Kakophonie — rus rus bey M., so wie das Homöoteleuton im Ictus rarús, qui rús

bey Heinsius und L. vermieden, und das Verschwinden des Wortes rus aus den Handschriften als eine Verschmelzung der Worte raro rus in rarus erklärt. E. 12. 25. finden wir mit L. die Wortstellung carmina nulla nach einigen Handschriften entbehrlich, da die Aufhebung der Position bey carmina scripta nach den meisten und besten Handschriften nichts Ungewöhnliches hat, zumal außer dem Ictus. Den Schluß unserer Bemerkungen mache ein Verbesserungs-Vorschlag zu der corrupten Stelle, welche sich V. 1. 23, 24. findet und in den meisten Handschriften lautet: Quod superest, socios ad publica carmina flexi Et memores jussi nominis esse mei; für mei haben einige Handschriften und die alten Ausgaben sui. Da das Pronomen sui auf socios bezogen, keinen Sinn hat und daher, wenn es nicht schon ursprünglich im Texte war, nicht in denselben kommen konnte, so glauben wir dieses festhalten und socios — mei als Interpolation betrachten zu müssen, für den ursprünglichen Text sehen wir die Spuren in der Variante aus den Codd. Polit. I. und Rottend. animos — sui, wofür wir mimos — sui lesen. Dem ungewöhnlichen und antonomastisch gebrauchten Ausdrucke mimos war jocos zur Erklärung beygeschrieben, was, später als Text geltend, schon des Metrums wegen in socios hinüber gelesen werden konnte, wo dann, um der Stelle einigen Sinn zu geben, sui in mei zu ändern war. Wir haben beyde Varianten für Corruptionen erklärt, weil nicht einzusehen, wie aus animos — socios oder aus socios — animos entstanden wäre, oder wie das eine Wort Glosse des andern seyn soll; zudem giebt animos — sui gar keinen, socios — mei einen an sich gesuchten, der Stelle selbst aber fremden Sinn, wie Hr. Lörs gegen Hrn. Merkel richtig bemerkt hat. Betrachten wir die Beziehung unserer Corruption auf den folgenden Vers und auf die übrigen Worte der Stelle selbst, so sind wir dadurch auf einen das Gegentheil von carmina publica = carmina casta bezeichnenden Ausdruck hingewiesen, als welchen wir mimi = joci vermuthen müssen. So vergleicht unser Dichter II. 497. u. f. seine frühern Gedichte nach ihrem Inhalt und ihrer Anwendung mit den Mimen: An genus hoc scripti faciunt sua pulpita tutum: Quodque licet, mimis scena licere dedit? Et mea sunt populo saltata poëmata saepe, Saepe oculos etiam detinuere tuos; und so nennt er in der letzten E. des 4. Buches V. 46 seine frühere Poesie gleich den Mimen selbst ein Erzeugniß der ausgelassenen Thalia: *) Notaque non tarde facta Thalia mea est. Vielleicht wählte der an dieser Stelle, wie V. 39 — 46 und 80 dieser E., die Aufhebung seiner Strafe deutlich hoffende und diese Hoffnung motivirende Dichter, den Ausdruck mimi, um, indem er von der Umwandlung seiner frühern Poesie zu erlaubter Lectüre spricht, zugleich anzudeuten, daß dieselbe in ihrer früheren Gestalt nichts Schlimmeres enthielt, als die Mimen, deren Verfasser nicht bestraft, sondern belohnt werden; wozu II. V. 495 u. f. zu vergleichen. Zur Erklärung dessen, was carmina publica und ihr Gegensatz sey, vergleichen wir Pont. I. 1. 5.: Publica non audent inter monumenta venire; Ne suus hoc illis clauserit auctor iter. Ah quoties dixi: certe nil turpe docetis! Ite: patet castis versibus ille locus; womit verglichen werden kann III. 167 u. f.

Diese wenigen Bemerkungen mögen hinreichen, das kritische Verdienst und gegenseitige Verhältniß der vorliegenden Ausgaben anzudeuten. Beyde Gelehrte haben mit Recht die handschriftliche Basis als die allein wahre festgehalten; doch hätten wir gewünscht, daß sie öfter, als es geschehen, die Nothwendigkeit ihrer Kritik durch Darlegung der inneren Gründe beleuchtet hätten. An mehreren zweifelhaften Stellen dürfte ein solches Verfahren, so wie Berücksichtigung des Angemessenen in Sprache und Rhythmus zu einem bestimmtern Urtheile geführt und vor Mißgriffen gesichert haben, wie uns deren mehrere bey L. vorgekommen sind.

---

*) Comica lascivo gaudet sermone Thalia. Auson. Id. XX.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nr. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

I. **Rudimenta linguae Oscae.** Ex inscriptionibus antiquis enodata. Scripsit Dr. G. F. Grotefend, Lycei Hannoverani Director. Hannov. MDCCCXXXIX, in Libraria Aulica Hahnii. 58 S. 4.

II. **Rudimenta linguae Umbricae.** Ex inscriptionibus antiquis enodata. Scripsit Dr. G. F. Grotefend, L. H. Dir. Particulae I—VII. 22 u. 34 u. 28 u. 28 u. 32 u. 32 u. 40 S. 4.

III. **Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien,** von Dr. G. F. Grotefend, Director am Lyceum zu Hannover. Erstes Heft. Aelteste Kunde von Italien bis zur Römerherrschaft. Mit einer Karte von Italien nach Skylax von Karyanda. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung. 1840. 52 S. 4.

Es ist keineswegs die Absicht des Unterzeichneten, oben genannte drey, mehr oder minder zusammenhängenden Schriften des gelehrten Mannes über den in seiner Wichtigkeit sich immer mehr an die Untersuchung der Sprachforscher herandrängenden Urzustand Italiens in allen ihren Theilen zu beleuchten,*) so sehr auch das Abwägen der ältesten Sprachverhältnisse Welschlands gewiß für Jeden einen großen Reiz in sich tragen dürfte; sondern nur einen einzelnen, aber der Beachtung gewiß sehr werthen, Gegenstand aus der mehrgestaltigen Untersuchung hervorzuheben, dessen Wiederholung in der dritten der angeführten Schriften, wo auf seine in der ersteren versuchte Lösung fortgebaut wird, um so leichter Irrthum oder unfreyes Urtheil herbeyführen könnte, als es sich um die Selbstanschauung alter Schriftzüge handelt, welche durch Weglassen jeder Nachbildung der gelehrte Herr Herausgeber und Ausleger sowohl in Schrift I. als III. **) nicht möglich gemacht hat. Doch zur Sache!

Dr. Grotefend theilte in Schrift I. als eine „Beschreibung Choniens in Unteritalien, so weit es durch griechische Colonieen bekannt geworden war, in vier elegischen Distichen" (Schrift II. 8.) eine Inschrift mit, welche er folgendem Büchelchen entnahm: ANTONII | GALATEI LICIEN | SIS PHILOSOPHI ET MEDICI | DOCTISSIMI QVI AETA | *te magni Pontani uixit, Liber de* | SITV IAPIGIAE. || Reliqua aversa pagina indicat. || BASILEAE, | Per Petrum Pernam. || M. D. LVIII. 8.

Dr. Grotefend bemühte sich jene Inschrift, seiner hinein- oder herausgelesenen Deutung gemäß, in griechischen Unzial-Buchstaben wiederzugeben. Wir theilen daher, da derselbe, wie gesagt, jede Abbildung unterließ, des Galateus Büchelchen aber selten ist, fürerst den Holzschnitt des Letzteren**) in getreuer Nachbildung mit.

---

*) Nr. II. handelt in ihren 7 Heftchen von den Eugubinischen Tafeln, die bekanntlich auch Lassen, gleich scharfsinnig, seiner Untersuchung (im Rheinischen Museum für Philologie) unterwarf.

*) Während er doch ad I. sonst sehr viele andre Schriftabbildungen fügte und er selber sagt, daß die Abbildung bey Lanzi (saggio II. 620) mutilata sey, die beyden andern aber (bey Galateus und Gruterus) von einander in nicht Unwesentlichem abweichen.

**) In dem Wiederabdrucke des Galateischen Werk-

KΛOHIΧIБΘ OΧORIA·MAR-
ΧAΓIΔOΓ·AΓ· ΧEIBAϚΧA:/
FEINAV VARANIN ΔARAHΘO-
AFAϚΧIϚ· ΧABOOΣ:/ΧONE
ΔONAΣ·ΔAKTAΣ SIFAANEΧOϚIN
OI ΧRII· ONOΧO:/AΣΧABOOΣ·
ΧONEΧOI NIΔAΧIMΛINIBEIΛI·
INI:/INOIREΧΧORIΧOAKA·
ΧAREI HIΧOHIEΧOI HIOΧOEINI
ΘI:/ΔATOHOH HIHI IH ΘIΓ·
AΣΧIMA:/ΔAIБΧAΣ RRAΘEI
HIIII ΘIARΔANNO AΓOΧΧON-
NIHIA·IMARNAIHI:~

Jedermann erkennt in dieser Inschrift sogleich Schriftzüge, die so nahe sie daran streifen, dennoch von den griechischen selbständig verschieden ausgebildet und durchgeführt sind.

Dr. Grotefend nimmt keinen Anstand die Inschrift als ab Achaeo quodam composita und für literis graecis incisa (Schrift I, 54) zu erklären.

Vorsichtiger oder bedächtiger neuerdings Dr. Johannes Franz in seinem eben erschienenen Werke Elementa Epigraphices graecae (Berlin Nicolai 1840. 4.) S. 27: Quae quidem inscriptio, quam pateat Etruscam non esse, cui genti tribuenda sit, non liquet. De origine Pelasgicâ, qui cogitet, ab eo dissensisse nunquam poenitebit."

Antonius Galateus oder Antonius Ferrarii (de Ferrariis) genannt Galateus vom otrantischen Dorfe Galatina, wo er 1444 von griechischen Vorältern stammend, geboren wurde *), nennt die Schrift und Sprache, freylich auch ziemlich unbestimmt, besonders durch Fundörtlichkeit berechtigt, messapisch, in den Worten der angeführten Schrift (S. 97). Has literas incole Saracenicas falso, sed qui Paganas aut ethnicas putant, rectè, meo iudicio sentiunt. Sunt enim (ut cõjicio) literae Mesapiae, quibus ante Idomenei aduentum Japyges, ut dixi, utebātur. Lingua Mesapia seu Peucesia, in qua Brundusium cerui caput significat, tota interijt, ut Aegyptia, et Punica, Osca, Volsca, et Hetrusca, et aliae pleraeque in tam longa uetustate abolitae sunt. Ex ea lingua nihil est reliquum, nisi hae paucae literae: quas ideo exarare uolui, ut extimet quicũque has uiderit, quãsi sit humana ad quã anhelamus gloria: et quod nõ solũ lapides et monumēta fathiscũt, sydera quoque, et quae literis mãdantur esse peritura. Si Carthagineses uicissēt, Latina lingua, ut nũc Punica, nulla esset; si Latina nõ esset, Graeca quoque perijsset: nã si quae sunt literae, à Latinis substētantur. Harũ literarũ exẽplũ, Põtano, *) Hermolao, **) Accio ***) tuo, †) imõ et

chens in Racolta d'opuscoli scientifici e filologici (Venedig, 1732. 12.) VII. S. 171 ist der Holzschnitt ganz weggelassen, obschon der Text ungeändert blieb.

*) Auf dem Titel seines oben angeführten Werkchens heißt er Philosophus et Medicus; er war auch Geograph und Poet, und starb 1517 am 12. November, 73 Jahre alt, zu Lecce (daher er a. a. O. Liciensis heißt). Sein Leben, aus seinen Schriften und Briefen, beschrieb Jo. Baptista Pollidorus in Raccolta d'opuscoli scientifici e filologici. Venedig 1733. IX. 289 etc.

*) D. i. Joh.. (Jovianus Pontanus, geboren 1426 zu Cervato im Spoletischen, Vicekönig von Neapel, gestorben 1503.

**) Hermolaus Barbarus, Enkel des Franciscus Barbarus, geboren 1453 zu Venedig, mehrfach Gesandter seiner Vaterstadt, 1493 an der Pest zu Rom sterbend.

***) Jacobus Sannazarius, als Dichter Accius Sincerus genannt, geboren 1458 zu Neapel, Schüler des Pontanus, Vertrauter der Könige Ferdinand und Friedrich von Neapel, gestorben 1530.

†) Galateus widmet sein Buch ad Clariss. uirum Joannem Baptistam Spinnellum, Comitẽ Choriati.

meo, Chariteo .. et Sūmuntio *) misi, et nōnullis alijs: oēs mecū sensere has esse Mesapias literas.“

Galateus Name selber, noch mehr alle hier von ihm selbst genannten, um den großen Pontanus, nicht nur (wie es auf dem Titel zu Galateus Schriftchen oben heißt) aetate magni Pontani als wissenschaftliche Freunde lebenden Männer bürgt für die Wesentlichkeit der fraglichen Inschrift, wie für die Genauigkeit ihrer von Galateus mitgetheilten Nachbildung wenigstens im Allgemeinen.

Freylich weicht die zweyte uns zugängliche Abzeichnung, obschon sie aus derselben ersten Quelle stammt, bereits in Manchem ab: wir meynen die holzschnittliche Abbildung in Gruters *) Inscriptiones antiquae (auspiciis Scaligeri ac Marci Velseri. Ex officina Commeliniana, 1602. fol.), worin sie nach Gruter's Angabe aus des genannten Pontanus **) Papieren kam: es heißt nämlich dort S. CXLV (n. 5.) rechts am Rande Steph. Pighius exscripsit ex libro Jo. Jouiani Pontani, Neapolitani. Dieser Pighius zu Campen in Ober Yssel geboren, war vierzehn Jahre Secretär des Cardinal Granvella und starb (84 Jahre alt) 1604. Wir theilen auch diese Abbildung wieder mit:

ΚΛΟΗΙΤΙϟΟ ΟϟΟΚΙΑ ΜΑΚΤΑΡΙΔΟΓ·Αϟ·ΤΕΙ ΒΑϟΤΑ
FΕΙΝΑΙΥ ΑΚΑΝΙΝΔΑΚΑΝΟ ΟΑFΑϟ ΤΙϟ ΤΑΒΟΟϟ
ΧΟΗΕΔΟΝΑϟ·ΔΑΧΤΑϟϟΙ FΑΑΝΕΤΟϟΙ ΝΟΙΤΚΙΙ·ΟΝΟΧΟ
ΑϟΤΑΒΟΟϟ ΧΟΗΕΤΟΙ ΗΙΔΑΤΙ ΜΑΙΗΙ ΒΕΙΛΙΙΗΙ
ΝΟΙ ΚΕΧΧΟΚΙΧ ΟΑΚΑΤΑΚΕΙΗΙΧ ΟΗΕΤ ΟΙΗΙΤΟΕΙΗΙΘΙ
ΔΑΤΟ ΗΟΝΝΙΗΙΙΝΟΙΓ·Αϟ·ΤΙΜΑ
ΔΑΧΤΑϟ ΚΚΑΘ FΗΕΙΗΙΙΝΟΙΑΚΔΑΝΝΟΑΓ ΟΧΧ ΟΝΝΙΗΙΑ
ΙΜΑΚΝΑΙΗΙ·

Daß diese Abschrift, durch die dritte Hand nunmehr schon laufend, aber die von Galateus, wie wir oben sahen, an Pontanus mitgetheilte war, geht aus den Worten hervor, welche Gruter mit der Unterschrift des Namens Galataeus seinem Holzschnitte als einleitend vorausschickt, und die fast ganz wörtlich mit Galateus oben zum Theil angeführten Schilderung übereinstimmend so lauten:

„Vasta urbs in Apulia olim celebris, mediocris ambitus et partim in clivo partim in plano, quantum ex ruinis conjectare licet sita, nono ab Hydrunto miliari distans, nunc tamen viculus vix XV: focorum. Extra enim innumera sepulchra sunt, e quibus effodiuntur quotidie multa vasa ossibus plena, in quibus arma aerea vetustate consumpta et annuli aurei rudes nec satis perpoliti. Reperta fuit ibidem ante annos quinquaginta sequens inscriptio marmorea, characteribus ut Ponta-

*) Petrus Summontius, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, dessen Auslegungen des Virgil und Cicero König Ferdinand von Neapel selber mit anhörte. Er gab des Pontanus Werke und des Sannazarus Arkadien heraus.

*) Gruter war 1560 in Antwerpen geboren, zuerst Professor in Wittenberg und Rostock, 1602 Bibliothekar zu Heidelberg, wo er 1627 starb.

**) Nicht des Johann Isaak Pontanus, der zu Gruter's Inscriptiones auch ein Epigramm lieferte. Dieser war Arzt, 1571 zu Helsingör geboren, 1601 Dr. zu Basel und Professor zu Harderwik, wo er 1639 starb.

nus, Herm. Barbarus, Accius Syncerus, Charmeus Summuntius aliique qui tum viderunt illius temporis docti vivi existimarunt, et lingua Mesapia, solae et unicae ex tota illa lingua antiquissimae reliquiae. Hac autem lingua utebantur Japiges, ante adventum Idomenei in Italiam, quae postmodum, inducta Graeca, interiit."

(Schluß folgt.)

1. P. Ovidii Nasonis Tristium Libri Quinque et Ibis. Ad libros manu scriptos recensuit, Schedis idiographis. etc.

(Schluß.)

Letzterer wurde auch, so scheint es uns, durch eine gewiße Geneigtheit vota majora als diplomatische Autorität gelten zu lassen, an mehreren Stellen irre geführt, wie wir hinwiederum bey andern Stellen ein Hinneigen zu jenem früheren subjectiven Verfahren bemerken mußten, wo die Autorität der Handschriften durch ein „aptius est," „melius videtur," „magis convenit" aufgewogen werden soll. Dieser mehr das Einzelne betreffenden Mängel ungeachtet bleibt die Bearbeitung des Hrn. Lörs immer eine höchst dankenswerthe Ergänzung der Leistungen seines Vorgängers, und kann von Niemanden entbehrt werden, der einen vollständigeren Apparat zu Ovidius besitzen will. Für diesen erwarten wir einen neuen weit bedeutenderen Zuwachs durch die von Hrn. Lörs am Ende seines Commentars versprochene Bearbeitung der Fasten und Metamorphosen, so wie durch die von Hrn. Merkel zu hoffende Gesammtausgabe des Ovidius, deren Vorbereitung, wenn wir anders recht unterrichtet sind, ihn gegenwärtig beschäftigt. Das Exegetische bey L. wäre unsers Erachtens an Stellen, wo es in keiner Beziehung zur kritischen Behandlung derselben steht, besser weggeblieben. Uebrigens enthält diese Ausgabe außer der Vorrede, welche sich wie bey M. über den bisherigen Stand der Kritik dieser Gedichte, die jüngst gewonnenen kritischen Hülfsmittel und deren Werth verbreitet, von p. 3 — 20 auch noch Prolegomena, in welchen von dem Titel dieser Elegieen, der Zeit ihrer Entstehung und den Urtheilen über ihren poetischen Werth gehandelt wird. Für den Commentar ist am Schlusse ein Index rerum et verborum beygefügt. In Bezug auf Druck und Papier verdienen beyde Ausgaben, besonders aber die Lörs'sche alles Lob; und wir bedauern nur, daß letztere durch eine Menge von Druckfehlern entstellt wird. Diesem Mangel einer sorgfältigen Correctur ist vielleicht auch der Uebelstand beyzumessen, daß an mehreren Stellen, wo in den Anmerkungen der Burmann'sche Text und zwar mit Recht geändert wird, dieser deßungeachtet unverändert abgedruckt wurde. So lesen wir gegen den Willen des Herausgebers noch die Burmann'sche Recension I. 1. 12. passis statt sparsis; 5. 45. meos si quis casus statt meos casus si q.; 6. 7. neu statt nec; 7. 1. nostri statt nostris; 8. 12. pudor statt timor — II. 147. Princeps statt Caesar; 353. mores distant statt dist. m.; 461. talis furti statt furti t.; 480. ne tuto statt nec t.; 502. e magna statt ex m.; 537. tenerosque Amaryll. statt teneraeque Am. — IV. 2. 26. ipsa statt illa; 3. 42. pectora statt corpora; 6. 40. accedent statt accedunt; 10. 47. iambo statt iambis; 121; rarum statt rarum est — V. 8. 38, vota mihi statt vota meis; 11. 16. quae merui statt qui merui.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nr. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

I. Rudimenta linguae Oscae. etc.

II. Rudimenta linguae Umbricae. etc.

III. Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien, rc.

(Schluß.)

Stimmt die letzte Hälfte dieser ganzen mit Galatäus unterzeichneten Notiz wörtlich zu den oben von S. 98 seines Werkchens mitgetheilten Worten nach dem Holzschnitte, so die vordere Hälfte mit den S. 96 desselben Werkes, die dem Holzschnitte vorausgehen, und worin er über das iapygische, XIX. M. P. vom Promontorium Japygium oder Salentinum (heut zu Tage Cap di Leuca, Cap Finis terre) entfernte Städtchen Basta (jetzt Vasto) also spricht: „Hinc (ab Urbe Sancti Petri) VII. millibus passuum abest Vastae oppidum, totidem ab Hydrunto distans. alij Vastos dicunt, alij Vasten, alij Vastan, et haec nunc viculus est uix quindecim focis habitatum. Vrbs mediocris ac iusti fuerat ambitus: eius pars in humili cliuo, pars in plano posita erat. Extra urbem innumera reperiuntur sepulchra, fictilibus uasculis elegantissimarum formarum, et ossibus, et cineribus hominum plena, et in quibusdam arma aenea uetustate consumpta, et annuli aurei rudes, nec satis perpoliti. Repertus est his annis praeteritis *) lapis insculptus his literis, quas a me in hoc loco praeteriri non patiar: solae enim hae reliquiae sunt tam longae uetustatis. **)

Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß das letzte Wort der zweyten Zeile des oben mitgetheilten Galateischen Holzschnittes, das freylich wie BASTA aussieht, zusammengehalten mit dem Fundorte, der bey Plinius VII, 11. Basta heißt, Dr. Grotefend zuerst auf den Gedanken einer geographischen Inschrift über den Umfang Japygiens oder Messapiens brachte, den er so weit ausbildete, daß, wie wir oben sahen, er uns unwiderruflich schon in Schrift I. S. 54, wiederholt in III. S. 8 zurief: „totius inscriptionis sententia non agnosci nequit. Nam Choniae primum graecae coloniae antiquissimae, inde a Bastae in Apulia finibus usque ad Rhegii confinia, denique fluvii omnes, ad quorum ripas conditae erant coloniae, inde ab Irece sive potius Alece ad Bradanum usque contrario ordine recensentur.“

Wie er aber solches in einem justum ac naturalem ordinem aus dem obigen Holzschnitte hineinzwängt, ist der Mühe werth durch eigenen Augenschein zu vergleichen. Hier seine „octo versus metri elegiaci:“

Χώνης ἴσϑ' ὁρίαν Μαρσάπιδος ἄστεϊ Βάστᾳ

Εἶναι 'Υδρᾶντα, Τάρανϑ', οὗ ἕδρα Μεταβόου·

Χωνεδονὰς δ' ἀκτὰς Σύβαριν τ' Οἰνώτριον, ὅκκου

Αἰσάροος πόντου ὕδασιν ἀντιρέει·

Ἔνϑ' Ἴρηξ ὁρικὸς καταρεῖ ἤ Χωνέτου ἤ τε Νεαίϑου

*) Da Hermolaus 1493, Pontanus 1503, Galateus 1517, Accius Sincerus (Sannaparius) 1530 stirbt, so dürfte die Zeit des Fundes wohl spätestens um 1500 zu setzen seyn.

**) Nach diesen Worten folgt, vor dem Holzschnitt, noch mit kleinerer Schrift (ob eine Baseler Anmerkung?) Litera Dalmaticae ã dio Hieronymo primũm institutae.

Ὕδατα Χωννείᾳ, ἔνθ' Ὑλίας τε νάει.
Ἀκτὰς Κραθιαεῖς, ἔνθ' αὖ Βάρδαννος ἀπ' ὀχθῶν
Χωννεῖαν διαρεῖ ἱμερόεσσαν ἀεί.

Dr. Grotefend wiederholt in Schrift III, S. 8 sehr zuversichtlich die Behauptung: „Mag man auch in dieser bisher fast drey Jahrhunderte hindurch für unerklärbar gehaltenen Inschrift Einzelnes anders lesen; jedenfalls besitzen wir darin die älteste geographische Beschreibung des chonischen Gebietes u. s. w."

Aber wie gelangte er zu diesem Ergebnisse? Geben wir ihm das vermeynte Wort Basta zu: wie vielerley verschiedene Zeichen in Zeile 1 und 2 mußten ihm aber bis er zu jenem gelangte, als S dienen! Man vergleiche nur im vermeynten Μαρ-|σάπιδος und ἄστεϊ mit jenem Βάστα: drey oder vielmehr vier ganz verschiedene Zeichen, und ein und dasselbe dicht dabey einmal (zweymal) für τ, einmal für σ genommen. Das dem Δ ähnliche Zeichen in MARTAΓIΔOΓ und Z. 4 in XONE|ΔONAS nimmt Grotefend hier als δ, in Zeile 3 ΔARANΘO als τ (Τάρανθ'), in Z. 5 (ΔAKTAS) gilt es ihm wieder δ (δ' ἀκτὰς), im wiederkehrenden gleichen Worte Z. 11 (ΔAhTAS) dagegen gar nichts (Ἀκτὰς). Aber das aufmerksame vergleichende Auge wird hier, besser als es das geschriebene oder gedruckte Wort hier aussprechen könnte, viel gewagtere und gewaltsamere Conjecturen oder Injecturen erkennen, so daß das Selbstgeständniß in I. S. 54: quum alia omittenda, alia supplenda, alia transponenda censuerim nur zu wahr wird und als bescheidener Wunsch nahe liegt, was Dr. Gr. jenen Worten folgen läßt: alii aliter legere fortasse malint, auch was totius inscriptionis sententiam betrifft.

Daß dieser Wunsch zugleich ein wissenschaftlich wohl begründeter ist, dürfte aus folgenden Umständen hervorgehen, welche überdieß geeignet sind, die ganze Sachlage zu ändern und der bisher besprochenen und bisher fast drey Jahrhunderte hindurch für unerklärbar gehaltenen Inschrift eine wesentlich andere Bedeutung zu geben.

Der Unterzeichnete hat nämlich bereits im Jahre 1834 in den damals zu München erschienenen Bayerischen Annalen Nr. 25. (XVII.) S. 200 unter der Ueberschrift „Seltsame Inschriften aus Italien" eine zweyte Inschrift überraschend gleicher Schriftzüge und Lautklänge mitgetheilt, welche — wie ihm damals jene bey Galateus und Gruter entgangen war — Dr. Grotefend bis heute unbekannt geblieben seyn muß.

Ein wahrscheinlicher Nachkomme des genannten Pietro Summonte, Johann Antonius Summonte, theilt dieselbe, gerade hundert Jahre nach jener galateisch-summontischen, im Jahre 1601 (also gleichzeitig mit der angeführten Ausgabe von Gruter's Inscriptiones antiquae 1602, obschon, wie natürlich, von ihr ungekannt) in seiner HISTORIA | DELLA CITTA E REGNO | DI NAPOLI, | DI GIO. ANTONIO SVMMONTE | NAPOLITANO etc. (Napoli, Gio. Jacomo Carlino MDCI. 4.) Bd. I. S. 441 mit als eine Iscrittione dell' antico marmo ritrouato nel pozzo appresso la strada de Pellettieri." Diese Kürschner- oder Lederer- (Irschen-) Straße ist noch heut zu Tage, auch Brunnen daselbst, doch war an solchen 1833 keine ähnliche Inschrift mehr zu finden.

An der Aechtheit, noch mehr an der Genauigkeit der summontischen Abschrift aber haben wir wieder um so weniger Grund zu zweifeln, als dieselbe durch die ältere in Schrift und Klang so wie diese durch sie hinlänglich bekräftigt wird. Nachdem J. A. Summonte zuerst, auch hier wieder wie vor hundert Jahren Galateus, der örtlich vermeynten Verbindung mit den Saracenen gedacht hat, und darauf selber die Schrift eine Mischung von griechisch-lateinisch-gothisch-illyrisch-ägyptischen und andern Buchstaben genannt hat, bezeichnet er es als ein Epitaffio difficile und sagt, daß er sie untersucht habe (della quale essendosi fatta) esquisitissima diligentia (per ritrouare la sua dichiaratione, e non essendosi fin hora ritrouata); nach welcher sorgsamer Mühwaltung wir auch auf wesentliche Genauigkeit der Nachbildung schließen dürfen. Wie aber die galateische Inschrift durch die zweyte Inschrift bey Gruterus größere Gewähr und Vergewißerung erhielt, so auch diese zweyte.

Unterzeichneter fand dieselben nämlich 1833 nochmals in der Handschrift Nr. 5249 der vatikanischen Bibliothek zu Rom, in welcher sich eine Menge Inschriften, im 16. 17. Jahrhundert, wie es scheint aus eigener Anschauung gesammelt befinden, S. 77 a mit der Unterschrift A Napoli und zwar zeichen- und zeilengenau mit Summonte's Abdrucke wieder. Diese römische Abschrift bricht nämlich Z. 1. und 2. gleichmäßig in ihren letzten Wörtern ab, Z. 3 bricht eben so das letzte Wort ab und zieht es zu Z. 4 hinüber, wodurch diese bey NINIA abbrechen muß, die 5te Zeile bricht schon bey *ΛOGIN* (mit Punct) ab; Z. 6 bey *ΘIΓ* mit Punct. Nach dem ersten Worte der ersten Zeile steht in römischer Handschrift ein (,), im letzten Worte derselben Zeile ist das zweyte *Δ* ein *Λ* oder schrägfüßiges *Π*. Wir halten aber hier, indem wir dieselben wiedergeben, an der ersten Auflage seiner Geschichte, die uns nicht einmal in Neapel zugänglich war, da die Nachschrift in der zweyten (Neapel, bey Antonio Bulifon 1675. 4. auch S. 441) schon nicht mehr so gut gerathen ist und theils Buchstaben, theils Entfernungen verunsichert:

ΛAKEIΣAKTAS XONEΣONAS·AΓAΣEIBAGΠ-
ΠAΓIΣOΓ ONOXO: ΘIΓ.A SΠIMAΣAΠΠAS
XONEΠOIMIΣAΠIM AINIBEIΛI, OΠOKIA
KAONITIHO NINIA AΓOXXO ONNINIA
VAKANIN SIΓΛANEΛOGIN ΘLΛKIIONΘ
OBES HIHIIN ΘIΓ.ASΠIMA-

Um aber das oben Gesagte so vollständig als möglich zu bestätigen, theilen wir auch den Holzschnitt jener Ausgabe vom Jahre 1675 in treuer Nachbildung mit:

ΠAKEIΣAKTAS XONE ΣONAS AΓAΣEIBAGΠ-
ΠAΓIΣOΓ ONOXO: ΘIΓ.ASΠIMAΣAΠΠAS
XONEΠOIMIΣAΠIMAINIBEIΛI, OΠOKIA
KAONITIHO NINIA AΓOXXO ONNINIA
VAKANIN SIΓΛANEΛOGIN ΘLΛKIIONΘ
OBES HIHIIN ΘIΓ.ASΠIMA-

Jeder sieht sogleich, daß dieses nicht dieselbe, galateische Inschrift von 1500 ist; daß aber wesentliche Glieder desselben, jedoch in veränderter Ordnung, Folge und Verknüpfung wiederkehren, was Alles die sprachliche Bedeutsamkeit beyder Inschriften erhöht, denen man eine gewisse organische Flerionsgliederung auf den ersten Blick nicht absprechen wird.

Indem wir dem Auge des theilnehmenden Lesers das Weitere überlassen, machen wir nur auf folgende Gleichung wie Abweichung beyder Inschriften von V(asta) und N(eapel) aufmerksam.

V. 1: *KAOHITIHO OTORIA* = N. 3. 4. *OΠOKIA* | *KAONITIHO NINIA*

V. 3: VARANIN = N. 5: VAKANIN (mit verschiedenem Vorgange und Folge)

V. 4. 5: XONE|DONAS *ΔAKTAS* = = N. 1: *ΠAKEIΔAKTAS XONE*DONAS (vrgl. V. 11: *ΔAHTAS KRAΘEI*)

V. 5. 6: SI*ΓΔΔNE*TOGIN. | *ΘITRIL ONOXO* = N. 5: SI*ΓΔΔNE*ΛOGIN *ΘLΔKIIONO*

V. 6: *ONOXO* = N. 2: *ONOXO*

V. 10. 11: HIHI IG *ΘΙΓ*|ASTIMA = N. 6: HIHIIN *ΘΙΓ* AS*Π*IMA

V. 10. 11. *ΘΙΓ*. | ASTIMA: *ΔΑ*hTAS = N. 2: *ΘΙΓ*: AS*Π*IMA *ΔΑ*h*Π*AS.

V. 12. 13. *ΑΓ*OXXON-|NINIA = N. 4. *ΑΓ*OXXO ONNINIA.

V. 7: XONETOI *ΝΙΔ*ATIN *ΑΙ*NIBEI*ΑΙ* = N. 3. *ΧΟΝΕΠΟΙΜΙΔΑΔΙΜΑΙΝΙΒΕΓΑΙ*

Diese letzte Zeile wiederholt sich somit ganz, obschon in sehr verschiedener Zeilen-, somit Gedankenfolge. Anders fehlt gegenseitig ganz; so V. 3. FEIN*Α*V; 4. TABOOS, 6. ASTABOOS; 8. REXXO RIXO AKA; 12. *ΑΡΔΑΝΝΟ*, 13; IMARNAIHI (dessen letzten Laute IHI eine Flexion scheinen, wie 9: HIOTOEIHIΘI, 8: IHI IHΘI = N. 3.).

Was Dr. Grotefend in V. 2. *ASTEI BASTA* (eher *ΑΓ. TEIBAGTA*) las, sieht auch in N. 1. eher wie *ΑΓΑΕΙΒΑGΑ* aus; was aber in V. 1. 2. vorhergeht *MAR*|*ΤΑΠΙΔΟΓ* und Dr. Gr. zu *Μαρσάκιδος* machen wollte, folgt in N. auf sein *ἄστεϊ Βάστᾳ* und erscheint nur zur Hälfte als *ΠΑΠΙΔΟΓ* (oder *ΠΑΓΙΔΟΓ*), mit auch nachfolgenden andern Worten.

Doch genug ist durch dieses eben angeführte Beyspiel schon ein Einbruch in das geographische Compendium geschehen, wo werden bey weiterer Prüfung die übrigen chonischen Ortschaften bleiben, obschon wir nicht leugnen, daß, außer *BASTA* die Worte *XONEΔONAS* (V. 4. 5. = N.) und *XONETOI* (V. 7 = N. 3) das gern griechenzende Auge schnell für Großgriechenland gewinnen können; während aber das tiefer dringende Auge ahnen wird, daß wir es in beyden süditalischen Inschriften mit organischem Sprachleben zu thun haben, das ihre, vielleicht sepulkralisch-stereotypen Glieder nach Bedürfniß wechselte und umstellte.

Möge ihnen recht in glücklicher Stunde eine Lösung (vielleicht von Lepsius in den Annali dell' Instituto di correspondenza archeologica zu Rom oder in den Annales publiés par la section française de l'institut archéologique zu Paris) zu Theil werden, die uns ein neues Gebiet altitalischen Sprachidiomes, und nicht nur eine geographische Beschreibung des chonischen Gebietes zuführt.

H. F. Maßmann.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXXXVIII. Zweyte Reihe Bd. XVIII.) 1839.

Elektricität.

1. Auch die Berichte über diesen XXXXVIII. Bd. der Annalen der Physik beginnen wie die frühern, wieder mit Nachrichten über H. M. Faradey's Experimental-Untersuchungen. Wir erhalten nämlich in demselben (269—287. 424—461. 513—540) die Fortsetzung der XIII Reihe dieser Untersuchungen, in welcher wir allererst auf die Frage stossen, was die Ursache des Unterschiedes zwischen positiver und negativer Elektricität sey, und ob derselbe hauptsächlich von den geladenen Leitern oder von dem dazwischen befindlichen Di-elektricum abhange.

H. F. fand nun, daß, wenn eine große Kugel (2" Durchmesser) einer kleineren (0,25" D.) gegenüber positiv vertheilend war, die Funken nur ungefähr halb so lang waren, als im umgekehrten Fall, dagegen bey negativer Vertheilung in beyden Fällen kürzer, und die Unterschiede zwischen den Längen weniger groß waren. Bey einer Entladung in Form von Büscheln aber waren dieselben viel zahlreicher, wenn die entladene Elektricität negativ war.

Die Leichtigkeit der Entladung scheint für + E und — E gleich zu seyn. Aber die wirkenden Kräfte sind an der Oberfläche der kleinen Kugel intensiver als an der großen. Deßwegen bedingen diese auch die Entladung, weil sie zuvor auf den dazu erforderlichen aufgeregten Zustand steigen, und zwey gleiche in Luft befindliche kleine leitende Flächen, die eine positiv, die andere negativ, zeigen, daß die negative sich bey einer etwas kleineren Spannung gegen die Luft entladen kann, und daß bey der Entladung in jeder Zeit weit mehr von der positiven als von der negativen Fläche übergeht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nr. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A treatise on the industry of nations or the principles of national economy and taxation. By J. S. Eisdell, Esq. London, 1839. 2 Bde. gr. 8. von X, 613 u. 435 Seiten.

(Abhandlung über die National-Industrie, oder die Grundlehren der Volkswirthschaft und Besteuerung.) —

Als Ref. in der Vorrede dieses weitläufigen Werkes die Zusage las, es werde sich möglichst frey halten von den verwirrenden Begriffen, welche man mit den Ausdrücken Reichthum, Werth, Preis ꝛc. verbinde, und (S. 20) es nehme alle seine Ausdrücke in ihrer gemeinen und populären Bedeutung, so daß eine nähere Erläuterung derselben unnöthig sey, faßte er kein gutes Vorurtheil für Hrn. Eisdell. Doch las er frisch zu, in der Hoffnung, Kenntniß des Einzelnen und Lebenserfahrung könnte vielleicht den Mangel an Begriffsschärfe ersetzen; etwa wie dieß bey unserm Hamburger Büsch der Fall ist, der sein Buch vom Geldumlauf wie im Großvaterstuhl erzählt, aber dabey so viel lehrreiche Exempel und werthvolle Erfahrungen mittheilt, daß man seine bequeme Unordnung und seine läßige Begriffsbestimmung leicht verzeiht. Ref. hat sich aber in dieser Erwartung getäuscht. Denn statt sich an wirkliche Vorgänge zu halten und von ihnen aus allgemeine Grundsätze und Regeln abzuleiten, will sich der Verf. in populärer Weise allgemein ausdrücken, was ganz verfehlt ist. Feste Begriffe und Kunstwörter erleichtern Gedanken und Ausdruck eben so wie Werkzeuge die Arbeit und wer glaubt, ohne sie allgemeine Sätze klarer und einleuchtender aussprechen zu können, der gleicht dem Eiferer gegen den Maschinengebrauch, den man zur Widerlegung, wie der Pascha von Aegypten die Bewohner eines Dorfes, anhalten sollte, einen versumpften Kanal ohne Werkzeuge bloß mit den Händen zu reinigen. In der That wird der Verf. über seinem Bestreben, deutlich zu seyn, nur zu oft langweilig, ermüdend und der Leser kommt zu keinem Resultate. Vornämlich ist dieß im ersten Bande der Fall, der überhaupt eine gewisse Unbeholfenheit in der Darstellung und gar zu viel fremde Brocken zeigt. Der zweyte Band ist besser und bündiger geschrieben, und behandelt seinen Gegenstand selbständiger. Wir werden das Werk mit Hervorhebung des Anstößigen und Lobenswerthen rasch durchlaufen.

Der Verfasser glaubt im Eingange bemerken zu müssen, die gewöhnliche Erklärung der politischen Oekonomie, als der Wissenschaft von der Production, Vertheilung und Verwendung des Reichthums, sey ungenügend, wenn dieser die materiellen Dinge bedeute, welche man anhäufen könne, und welche Brauchbarkeit und Tauschwerth haben; vielmehr ihr Object: Genuß oder Entfernung eines Uebels durch Industrie, welche (S. 9. „eine Art fingirten Wesens und zwar Quelle des Reichthums, nicht Theil desselben ist“ (Gewiß populär!); ihr Subject die Quelle des Reichthums in Land, Kapital und Industrie, von denen wenigstens die Arbeitskraft, als nicht vertauschbar, kein Gegenstand der politischen Oekonomie sey, wenn diese als Wissenschaft des Reichthums definirt werde, so wie die Dienstleistungen, weil nicht der Aufbewahrung fähig, ebenfalls außer ihrer Sphäre fielen; — als ob es bloß die Befriedigung zukünftiger und nicht eben so gegenwärtiger Bedürfnisse gälte, bloß materielle Dinge, nicht auch immaterielle Leistungen begehrt würden. Es bedarf indeß keiner Erwähnung, daß der Verf.

hierin bloß Längstbekanntes unbestimmter und, weil auf 25 Seiten ausgedehnt, unverständlicher dargestellt hat, als es von Say oder Macculloch (die er kennt) gesagt worden.

Im 2ten Abschnitt bemerkt er: jede Production bemesse sich an dem Genuß, den sie gewähre, und an der Beschwerde, die sie verursache; aber sind dieß nicht unbestimmtere Ausdrücke für Brauchbarkeit und Productionskosten? Der Verf. geht sofort an eine Erörterung über Tauschwerth, Preismaß, Gebrauchswerth, Auslage bey der Production, die schon ihrer Anordnung nach (Tauschwerth vor Gebrauchswerth!) völlig verfehlt ist und schließt: man müße das Gesammtproduct der Arbeit an dem Genuß, den sie gewährt, und der Mühe, die sie koste, schätzen; der Unterschied zeige das reine Vergnügen, oder die reine Beschwerde, die sie verursachte. Hier wären wir also von der bestimmten Auffassung der quantitativen Relationen der Güter, die allein mittels des Tauschwerthes in beständiger Beziehung auf die Brauchbarkeit möglich ist, wieder auf die Genußvollkommenheit unseres Grafen von Soden, d. h. um ein Menschenalter zurückgeschoben!

In dem nun folgenden I. Buch definirt das erste Kap. die Production im ökonomischen Sinne als Hervorbringung neuer Form eines Stoffes, die dem Bedürfniß diene. Aber ist denn eine Dienstleistung an sich nicht schon ein Product? Und ist wohl ein brauchbares paar Schuhe auch dann ein Product im ökonomischen Sinne, wenn es mehr gekostet hat als es werth ist? S. 73 — 108 betrachtet der Verf. den Einfluß von Wissenschaft und Geschicklichkeit auf die Production, S. 108 — 133 den Antrieb zur Arbeit, den insbesondere der Lohn und die Umstände gewähren, unter denen der Arbeiter thätig ist. S. 133 bis 170 ist dann von den Umständen die Rede, welche Gelegenheit oder Mangel der Beschäftigung bedingen.

Hier zuerst begegnen wir einer gegründeten Behauptung, die für die englische Literatur neu, indeß bereits in des Referenten staatswirthschaftlichen Untersuchungen nachgewiesen ist, der nämlich, daß keineswegs das Kapital die Arbeiter beschäftige. Doch vermissen wir bey dem Verfasser gerade den Hauptpunct: daß nämlich das Kapital des Unternehmers immer nur **einmal** und unter der Voraussetzung der Wiedererstattung von Seite des Consumenten des Products den Arbeiter zu lohnen vermag; und daß nur der immer neu dargebotene Gegenwerth des Consumenten eine Production und die bey ihr beschäftigten Arbeiter in Thätigkeit erhält. Die Gründe des Verfassers sind vielmehr nur aus der zufälligen Erfahrung genommen, daß mit Ueberfluß an Kapital Mangel an Beschäftigung zusammentreffen könne und umgekehrt, was selbst einer Erklärung bedarf. Dabey stellt er folgende richtige Zwischenbedingungen fortdauernder Beschäftigung des Arbeiters auf (S. 141): Gehörige Geschicklichkeit und Vertheilung derselben in den verschiedenen Geschäften, freye Bestimmung solcher Preise, wie sie der Käufer für die producirte Masse geben kann und will und mäßige Besteuerung der Lebensmittel. Im VI. Kapitel beschränkt der Verf. den Begriff des Kapitals mit Unrecht auf materielle Dinge, die durch Arbeit hervorgebracht werden, indem dann Kapital aufhörte solches zu seyn, wenn es auf Bodenverbesserung gewendet wäre, und eine Kundschaft nicht darunter gehörte. Das VII. Kapitel handelt von der Anwendung des Kapitals und der Maschinen. In dem folgenden wird die Arbeitstheilung betrachtet, von welcher der Verf. die irrige Behauptung wiederholt, Adam Smith habe ihre Wirkung zuerst wahrgenommen, während Platon bereits mit größter Klarheit auf die Sonderung der Erwerbgeschäfte seinen Staat gründet. Wunderlich ist die Bemerkung des Verf. (S. 203), daß er unter **Arbeitstheilung** auch die **Verbindung** der Arbeit begreife. Im Ganzen scheint uns gleichwohl dieses Kapitel eines der gelungensten. Der Verf. hat hier die Bemerkungen **Babbage's** wohl benützt. Die Scheidung der Arbeiten macht es möglich: mehr Geschicklichkeit zu erwerben, oft das Geschäft Vieler durch Einen zu verrichten (z. B. bey der Post), die geistigen Kräfte besser zu entwickeln, Zeit und Kraft zu ersparen, jede Art von Kraft nach ihrem Maße zu verwenden, angemessene Werkzeuge und Verfahrungsarten zu erfinden, am Kapital und dessen Zinsen zu ersparen, leichter und mit weniger Verderb von Stoff und Werkzeug arbeitsfähig zu werden, und den Stoff bey der Arbeit selbst besser anzuwenden,

die Zeit zu ersparen, welche beym Wechsel der Geschäfte verläuft, jedem Lande die ihm angemessenen Producte anzupassen, und diese auf demselben Boden zu gegenseitiger Ergänzung auszuwählen; endlich erscheint die Arbeitstheilung als Grundlage des ganzen Tauschverkehrs. Die Gränzen der Arbeitstheilung und ihre nachtheiligen Wirkungen erwähnt der Verf. nicht. In dem Kapitel: von der freyen Bewegung der Industrie vertheidigt er die bekannten Grundsätze vielleicht etwas zu unbedingt. Doch gesteht er zu, daß in vielen Fällen einzelne Zweige des Handels (neuerlich der Handel mit englischen Uhren in der Levante) nur dadurch verfallen, daß habsüchtige Fabrikanten oder Kaufleute die Waare so verschlechterten, daß sie nicht mehr angebracht werden konnte, uud findet in solchen Fällen, wo der Käufer sich der Qualität der Waare nicht leicht versichern kann, obrigkeitliche Gewährleistung durch Stempel u. dgl. nöthig. Im X. Capitel unterscheidet derselbe als Arten der Industrie: bloße Besitzergreifung, Landwirthschaft, Gewerbe, Handel. Dienstleistungen vergißt er hier, obwohl er sie früher als Bedürfnisse befriedigend anführt.

In dem XII. Cap., das von der Landwirthschaft handelt, wiederholt der Verfasser die irrige Bemerkung der englischen Schriftsteller über die Bodenrente, daß weil gleichviel Kapital, auf denselben Boden nach einander gewendet, verhältnißmäßig immer geringeren Zuwachs zum Gesammtproduct, oder immer weniger Profit gewähre, der Landbau im Nachtheil stehe gegen die Gewerbe. Vielmehr ist diese stärkere Anstrengung desselben Grundstückes durch Vergrößerung der Auslagen auf seinen Anbau ein Vorzug des Bodenkapitals, der sich bey den Manufacturkapitalen nicht findet, die nur eine bestimmte Auslage zulassen und ein bestimmtes Quantum Producte liefern. Die Kräfte des Bodens sind einer größern Ausdehnung fähig als die jedes andern Kapitals; aber die Masse des Bodens ist beschränkt. Ueberhaupt ist dieses ganze Capitel bloß mit allgemeinem Räsonnement angefüllt, das überall den Mangel an eigener Sachkenntniß durchschauen läßt. In dem unverhältnißmäßig kurzen Abschnitt von der Gewerbs-Industrie finden wir eine zum Axiom gewordene Behauptung wiederholt, daß diese nämlich häufigeren und stärkeren Schwankungen des Absatzes und Gedeihens ausgesetzt sey, als der Landbau. Dieß ist aber offenbar nur der Fall, wenn man die Handelsgewerbe mit der kleinen Landwirthschaft vergleicht, die vorherrschend fürs eigene Bedürfniß Erdfrüchte baut. Hält man dagegen große Oekonomien gegen Ortsgewerbe, die auf unmittelbare Bestellung arbeiten, so findet man die letzteren in fast unverändertem Gange, während der große Landwirth vom Schwanken der Korn-, Wollen-, Hopfen-Preise ꝛc. bald Gewinn, bald Verlust hat.

In der ausführlichen Betrachtung der Handels-Industrie findet man eine Vertheidigung der völligen Freygebung des Handels bis zur Aufhebung jedes Monopols des Mutterlandes in den Colonien. Er verweiset auf den Ausspruch einer Commission über die Lage Westindiens vom Jahre 1832, welche nachwies, daß das Handels-Monopol Englands auf das brittische Westindien eine jährliche Last von 1,392000 Lst. lege, die als Productionskosten der westindischen Producte dem Mutterlande selbst wieder aufgerechnet würden; wo sie denn, so weit man jene Producte im Lande selbst verbraucht, als eine Auflage auf die Consumenten zu Gunsten der Ausfuhr englischer Waaren nach Westindien erscheinen, welche doch nicht den Gewerbs- und Handelsgewinn von dieser Ausfuhr über den durchschnittlichen Satz des Gewinnes zu erhöhen vermag, sondern bloß die Wirkung hat, daß überhaupt Kapital und Industrie in einem Maße sich dem Handel mit der Colonie zuwenden, in welchem es ohne jene Prämie nicht der Fall wäre. Ohne diese Auflage würden die Colonialwaaren wohlfeiler kommen und die Käufer die bisher nutzlos ausgegebene Summe für andere Einkäufe übrig behalten, die Colonien aber bey niedrigeren Preisen nicht verlieren, weil die Productionskosten vermindert wären, vielmehr durch stärkeren Absatz gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich giebt + E einen weit größeren und kräftigeren Funken und mit größerer Leichtigkeit als — E, eine Erscheinung, die gänzlich von der Art abhängt, wie die Theilchen des dazwischen befindlichen Di-electricums sich polarisiren, und welche vielleicht an der positiven Kugel gewisse Effecte hervorruft, die an der negativen Kugel nicht in demselben Grade stattfinden.

Die Resultate der (obwohl nicht sehr genauen) Versuche über das Entladung-hindernde Vermögen der Gase bestätigen den Schluß, daß verschiedene Gase die Entladung in sehr verschiedenem Grade zurückhalten, aber zweifelhaft bleibt, ob die negative Kugel eine größere Leichtigkeit zur Entladung besitze, als die positive, gewiß kann dieses nicht allgemein von der Entladung in Gasarten ausgesprochen werden; denn in Stickstoff und Wasserstoff scheint die positive Kugel, in Sauerstoff, Steinkohlengas und Kohlensäure die negative eine leichtere Entladung zu bewirken.

Die Zerreissungsentladung als Glimmen scheint von einer raschen und fast ununterbrochenen Ladung der Luft dicht bey und in Berührung mit dem Conductor abzuhängen, welches erlangt wird durch Verkleinerung der ladenden Fläche, Verstärkung der Kraft der Maschine, und Verdünnung der Luft. Bemerkenswerth ist der Zusammenhang des Glimmens, der Lichtbüschel und der Funken; aber alle Erscheinungen deuten darauf hin, daß das Glimmen von einer ununterbrochenen Ladung oder Entladung der Luft herrührt, indem es immer mit einem Strome aus oder zu dem Orte des Glimmens verbunden ist. Wenn die umgebende Luft zu dem geladenen Conductor kömmt „und den Ort erreicht, wo die Spannung der Theilchen auf einen hinreichenden Grad gestiegen ist, wird sie geladen, und dann durch den vereinten Effect der auf sie wirkenden Kräfte fortbewegt," und die Umstände, welche die Ladung der Luft zu erleichtern suchen, tragen zur Erzeugung des Glimmens, diejenigen aber, welche diese Ladung zu verhindern suchen, befördern die intermittirende Entladung und Erzeugung von Büscheln und Funken.

Außer diesen Entladungsarten giebt es nach Hrn. F. auch eine, wie er sie nennt, dunkle. Er sah nämlich, daß wenn E von einem positiven zu einem negativen Draht (oder Kugel) übergieng, an jenem einen mit der Entfernung sich verlängernden purpurfarbnen Streif, an diesem aber Glimmen, und dazwischen immer einen dunklen Raum. Daraus folgert er, daß die geladenen Theile sich in dem Zwischenraume begegnen, und sich wechselseitig entladen ohne eine Lichterscheinung hervorzubringen, daß es daher eine dunkle zerreissende Entladung geben könne, daß jede Verästelung eines leuchtenden Büschels „eine dunkle Aussenseite, gleichsam eine Hülle habe, durch deren sämmtliche Theile die Entladung sich erstreckt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es dunkle Entladungen giebt, die in der Form den Büscheln und Funken analog sind, an keiner Stelle aber leuchten." (!)

Diese Schlüsse werden durch die Erscheinungen in verschiedenen Gasarten verschiedenartig bestätiget, woraus eine neue specifische Action der Di-electrica und ein neues Argument der angenommenen Molecular-Theorie hervorgeht.

Die letzte Art der Entladung ist die fortführende, welche durch das Fortwandern der geladenen Theilchen bewirkt wird, keine Mittheilung, sondern eine Vertheilung ist, indem dadurch, daß ein entfernter Leiter durch das dazwischen liegende Di-electricum mit einer positiv geladenen Oberfläche in Beziehung tritt, wodurch seine gegenüber liegende Seiten in entgegen gesetzten Zustand kömmt, die zugewandte nämlich negativ, die abgewandte positiv wird, wobey nothwendig in den beweglichen Mitteln Ströme entstehen.

Aus Allem scheint zu folgern, daß, wie Isolation und Leitung analog, vielleicht selbst identische Actionen sind, so auch das Phänomen der Fortführung in schlechten Leitern nicht ohne Paralleles in den bessern Leitern, selbst in Metallen, seyn werde. Hr. F. glaubt die Wirklichkeit dieser Behauptung nicht bezweifeln zu dürfen, und darin „ein großes Argument" zu Gunsten der Ansicht, welche alle Erscheinungen auf die directe Wirkung der Körpertheilchen bezieht, zu erhalten, obwohl es schwer seyn mag, den Grenzzustand zwischen Leitung und Isolation, der wesentlich mit der Molekular-Theorie der Vertheilung, und der Art und Weise, wie Körpertheilchen ihren Polarisationszustand annehmen und bewahren, zusammenhängt.

Diese XIII. Reihe schließt mit einer Untersuchung der Natur des elektrischen Stromes, welcher (nach H. F.) nichts ist, „als ein gewisser Zustand und eine gewisse Beziehung von als wandernd vorausgesetzten Kräften," dessen Erfolg immer derselbe bleibt, er mag durch Erregung oder durch Entladung erzeugt worden seyn. Er bringt theils elektrolytische Wirkung und ihr analog oder vielmehr identische Fortführung, theils Wärmeerregung hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A treatise on the industry of nations or the principles of national economy and taxation. By J. S. Eisdell, etc.

(Fortsetzung.)

Eben so hält er das Kapital, das der bloße Zwischenhandel zwischen den Colonien und dem Auslande in England erfordert, für nutzlos angelegt; allein er bedenkt nicht, daß großentheils an seiner Stelle dieselben Waarenvorräthe und Magazine in der Colonie selbst angelegt werden müßten, welche jetzt das Mutterland für sie hält, so daß die Aufhebung des Monopols des letztern wohl eine Aenderung des Gangs jenes Handels aber wenig Veränderung in den Handelskosten und den Preisen bewirken würde. Zu wenig beachtet überhaupt der Verfasser, daß das Verhältniß der europäischen Mutterländer zu ihren Colonien nicht wohl aus dem ökonomischen Gesichtspunct allein beurtheilt werden darf; weßhalb denn auch die aus Scrope's politischer Oekonomie angeführten Schlußworte seines langen Räsonnements zu diesen selbst nicht recht passen:

„England sey über die ganze Welt verbreitet durch seine Colonien, die werthvollere Bestandtheile seines Gebietes bilden, als wenn sie mit dem Mutterlande zusammenhiengen. Ihre Entfernung verschwinde durch die Schiffahrt, während doch ihre Lage in allen Erdtheilen und unter jeder Breite einen täglich wachsenden Handel veranlasse, der durch Manchfaltigkeit, Umfang und Unabhängigkeit vom Auslande die Vorzüge des äußeren und inneren Verkehrs verbinde. Indem sie die Zunahme der Bevölkerung im Mutterlande begünstigen, gewähren sie der überwuchernden Volksmenge einen Abfluß, der nur dazu beytragen kann, die Macht des Reiches in politischer und merkantiler Beziehung immer mehr zu vergrößern und zu erweitern.“

Das folgende Capitel betrachtet den Außenhandel überhaupt und legt hierbey die richtige Bemerkung zum Grunde, daß er nur aus einer ins Große gehenden Arbeitstheilung hervorgehe, übrigens alle Vortheile dieser letzteren biete. Klarer hätte der Satz, daß Aus- und Einfuhr eben so gut wie der innere Handel zwey einheimische Werthe *) umsetze, durch die Bemerkung gemacht werden können, daß man nie die Ausfuhr oder die Einfuhr allein betrachten dürfe. Nimmt man aber, wie nothwendig, die Einfuhr als Gegenwerth der Ausfuhr, so ist ihre vereinte Wirkung eine Vermittlung des innern Verkehrs zwischen dem Producenten der Ausfuhr-Artikel und dem Käufer der Fremdwaare, wobey sich vor dem Innenhandel der Vortheil ergiebt, daß während auch zwey einheimische Werthe umgesetzt werden, zugleich das Product eine dem Consumenten besser zusagende Gestalt (nämlich eben die Gestalt der Fremdwaare) erhält, wie dieß Ref. bereits in seinen Untersuchungen dargethan hat. Wo der Verfasser von den Wirkungen des Aufhörens einzelner Erwerbszweige spricht, trägt er nirgend des Umstandes Rechnung, daß Kapitale, die einmal in einem Geschäfte angelegt sind, nie ohne Verlust in andere Anwendung übertragen werden. Dieß giebt seiner übrigens richtigen Darstellung der Vortheile der Handelsfreyheit den Anschein des Unpraktischen. Allerdings ist es gewiß, daß kein Land verlieren kann, das freyen Eingang den Waaren anderer Länder gestattet, die dem Verbotwesen hul-

*) Nicht gerade zwey Kapitale, wie der Verf. sagt, da ein Absatz an den Consumenten seinen Gegenwerth im Einkommen nicht im Kapital des letztern findet.

digen: aber darum handelt sich's weniger, als um die praktische Frage, was zur Aufhebung bestehender und zur Abhaltung neuer Beschränkungen der Ausfuhr unserer Producte nach andern Ländern zu thun sey? Und wie richtig es im Allgemeinen ist, daß der Consument es ist, um dessenwillen der Producent arbeitet, und daß am Ende die Nachfrage über die Fortdauer jeder Production entscheidet, so ist doch der Vortheil des Consumenten durch wohlfeileren Einkauf seines Bedarfs ein bloß ökonomischer, der Verfall eines Gewerbs und die Verarmung von Arbeitern zugleich ein bürgerlicher und politischer Nachtheil, der nach Umständen vielleicht mit einem ökonomischen Verluste nicht zu theuer abgewendet wird. Die Frage, ob man neue Handelsbeschränkungen einführen und die andere, ob man bestehende aufheben soll, möchten daher nicht ganz aus denselben Vordersätzen beantwortet werden können.

Beystimmung verdient dagegen der Verfasser, wenn er den so oft als Meisterstück der Handelspolitik belobten Methuen-Vertrag von 1703 einen ökonomischen Mißgriff auf Seite Englands nennt, das sich zu Gunsten einer portugiesischen Weinhandlungs-Gesellschaft über ein Jahrhundert selbst besteuert habe, um eine Mehrausfuhr an Wollwaaren zu ertragen, die wegen der hierbey stattfindenden freyen Concurrenz von dem darin angelegten Kapitale eben nur üblichen Gewinn abwerfen, folglich in keiner Weise Ersatz für die Vertheuerung der wohlfeileren Franzweine und das Wohlfeilermachen der theurern portugiesischen Weine — im Ganzen also für die Beschränkung der Wein-Consumtion bey gleicher Ausgabe für den Wein bieten konnte, — wie der Vertrag denn auch 1831 von England selbst aufgegeben worden. — Wenn indeß der Verf. die Navigations-Akte Englands wieder allein aus dem ökonomischen Gesichtspuncte betrachtet, so scheint es uns nöthig zu bemerken, daß auch zugegeben, sie hätte die Vermehrung des Reichthumes in England eher gehindert, als befördert, diese Hinderung in politischer Beziehung doch gewiß ein sehr kleines Uebel war, verglichen mit dem Schaden, den Holland erlitt; wie es denn überhaupt die Geschichte gar zu äußerlich auffassen heißt, wenn man die feindliche Stellung zwischen England und Holland, aus der die Navigations-Akte hervorgieng, bloß aus dem Handelsneide erklärt. Sonderbar, daß gerade der Verfasser, der im Eingang andere einseitige Anwendungen ökonomischer Principien vorwirft, eben bey den Fragen, die ohne Berücksichtigung der mitwirkenden andern Ursachen nicht beantwortet werden können, bloß vom ökonomischen Standpuncte ausgeht.

Das sehr ausführliche XIII. Capitel über Ausgebot und Nachfrage wäre wohl besser vor den zuletzt erwähnten gestanden, und vielleicht um zwey Drittheile kürzer geworden, hätte der Verfasser früher die Lehre vom Preise besser begründet. Weitläufiges Räsonnement ersetzt nie den Mangel an Begriffen.

In der hierauf folgenden Betrachtung des Geldes ist bey Darstellung der Entstehung des Geldes der alte Irrthum wiederholt, als ob darum, daß man im Alterthum Tauschgegenstände in Vieh geschätzt, Vieh nothwendig auch Tauschmittel gewesen, etwa so wie jetzt edles Metall. Es läßt sich wohl ein Preismaß denken, das nicht geeignet ist, Tauschmittel zu seyn, wie es eben beym Vieh der Fall gewesen seyn muß, da es zum eigentlichen Tauschmittel nur selten geeignet war. Jedes allgemeine Tauschmittel wird aber von selbst Preismaß und dadurch erst Geld im vollen Sinne des Worts. Ein zweyter Irrthum ist (S. 437), im Ursprung des Geldes zu verkennen, daß was allgemeines Tauschmittel werden soll, vorerst an sich selbst allgemein brauchbar oder erwünscht gewesen seyn muß. Jede Art von Geld, Kupfer, edle Metalle, Salz, Zink, Eisen, Muscheln zu Schmuck, Cacao, Wachs, Pelzwerk wurde zuerst als Gegenstand des Gebrauchs allgemein geschätzt und begehrt, ehe sie durch den häufigeren Umtausch zum Werthmaß und allgemeinen Tauschmittel wurde.

Im Kapitel von der Münze kommt die auffallende Unrichtigkeit vor, daß in Frankreich der Schlagschatz 8 0/0 sey, während er bekanntlich bey Silber nur $1\frac{1}{2}$ 0/0 beträgt; sodann ist ganz allgemein bemerkt, daß England ohne Schlagschatz präge, ohne zu beachten, daß von Silber ein Schlagschatz von 2/31 oder mehr als 6 0/0 genommen wird. Der Abschnitt von den Banken enthält eher

eine Betrachtung über die Banken als eine deutliche Darstellung der Einrichtung der Banken und der bey ihnen obwaltenden Interessen. In der sehr ausführlichen Darstellung der Wirkung der Veränderungen des Geldwerthes finden wir die völlig irrige Behauptung wiederholt, daß das Steigen des Geldwerthes in den letzten 15 Jahren Schuld sey an der allgemeinen Wohlfeilheit. Eben so giebt der Verf. in dem weitläufigen Kapitel von der Bevölkerung alle die meist irrigen Behauptungen, welche Sadler Weyland und Andere gegen einzelne allerdings unbegründete Befürchtungen von Malthus vorgebracht, obwohl deren Unrichtigkeit längst nachgewiesen ist. Wer vor 1838 aus englischen Geburts- und Sterberegistern glaubt Data nehmen zu können, dem müssen die seit 1835 erlassenen Gesetze über die Führung der Geburts-, Sterbe- und Trauungslisten in England, so wie der 1839 erschienene erste Bericht *) über die Resultate dieser Anordnungen unbekannt seyn. Wir führen nur ein Beyspiel der irrigen Folgerungen an, die man aus den ältern völlig unrichtigen Listen erhält. Da früher bey weitem nicht alle Sterbfälle registrirt, wohl aber alle 10 Jahre die Bevölkerung richtig aufgenommen wurde, so erschien die Sterblichkeit in England und Wales weit kleiner, als sie war und der Verf. führt nach Andern S. 544 aus Daten vom Jahre 1831 an, daß unter 58 1/2 Einer sterbe. Nimmt man aber seit 1831 eine jährliche Zunahme der Bevölkerung von $1\frac{1}{2}$ 0/0 an (was wohl zu viel ist) so geben die richtig aufgenommenen und weit zahlreicheren Sterbefälle von 1837/38, daß in England und Wales bereits unter 45.5 Einer stirbt, was den Resultaten gleichkommt, die man in andern Ländern erhält, wo jene Listen seit längerer Zeit genau geführt werden.

Der zweyte Band des Werkes handelt zuerst von der Vertheilung des Reichthums. Bodenrente ist ihm der Ueberschuß des Bodenertrags über die übliche Vergeltung von Kapital und Arbeit. Richtiger bliebe indeß hier die Arbeit weg, weil sie der Unternehmer bereits als Kapitalauslage aufgerechnet hat. Dafür muß aber der übliche Gewinn der außer dem Boden beym Landbau angewendeten Kapitale hier noch in Ansatz kommen. Wenn dann der Verf. weiter findet, daß andere fixe Kapitale, z. B. ein Laden, ganz in derselben Art wie Grund und Boden Rente geben, so hätte er besser nicht von der Bodenrente, sondern von der Rente des fixen Kapitals im Allgemeinen gehandelt und nachgewiesen, daß die Entstehung der Bodenrente nur ein specieller Fall in dem allgemeinen Gesetz ist, wornach sich die Rente des fixen Kapitals bildet. Er vermeidet mit Recht, die Preisbestimmung des Getreides von den Productionskosten aus abzuleiten, und zeigt vielmehr, daß deren erste Wurzel der Bedarf und die Zahlungsfähigkeit der Consumenten ist. Diese setzen die Gränze innerhalb welcher allerdings der Preis durch die Beyschaffungskosten der Quantität Getreid bestimmt wird, welche unter den ungünstigsten Umständen gewonnen oder bezogen werden muß, um den Bedarf zu decken. Fällt der Preis, so bleibt zunächst das Getreid vom Markt, dessen Erzeugung oder Beyschaffung die höchsten Kosten machte. Der Verf. meynt mit Andern, dieß unterscheide den Landbau von den Gewerben; allein auch in diesen kommt oft genug der Fall vor, daß im Preise gleichstehende Producte derselben Art mit ungleichen Auslagen auf denselben Markt kommen, also auch ungleichen Gewinn abwerfen, was zur Folge hat, daß wenn der Preis sinkt, nicht alle, sondern nur diejenigen vom Markte wegbleiben müssen, welche bisher den geringsten Gewinn gegeben haben. Ein täglich vorkommendes Beyspiel sind Producte die mit älteren weniger wirksamen und mit neuen ergiebigeren Maschinen gefertiget werden. — Im Allgemeinen zu behaupten, daß die Grundrente im Laufe der Zeiten zwar an Betrag zugenommen, im Verhältniß zum Werth des Rohproductes aber abgenommen habe, möchte nicht statthaft erscheinen, wenn man dieselben Felder und die erstaunlichen Verbesserungen der Kultur der letzten 50 Jahre ins Auge faßt.

(Schluß folgt.)

*) First annual Report of the Registrar-General of Births, Deaths, and Marriages in England, London, 1839. 8. IV. u. 168. Seiten.



Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Es scheint aber unmöglich, bloß einen Strom von positiver oder einen von negativer Kraft, oder einen als über den andern vorwaltend anzunehmen. Es scheint vielmehr ein „untheilbares Ding, eine Axe von Kraft zu seyn, in welcher in jedem ihrer Theile beyde elektrische Kräfte zu gleichem Betrage vorhanden sind.

Die Geschwindigkeit des Stromes hat (1834) Wheatstone zu messen gesucht, und seine Wirkungen erscheinen nach ihm innerhalb einer Sekunde in einer Entfernung von 576000 engl. Meilen.

Die Richtung des Stromes nach der Seite (die transversale oder magnetische) scheint immer den Character der Polarität zu haben, aber überall ist es die Wirkung der angrenzenden Theile, welche die Erscheinungen erklärt.

2. Hr. Prof. Fechner untersucht (S. 1 — 26 und 225 — 269) die Elektricitätserregung durch gegenseitige Berührung von Flüssigkeiten. Nachdem er die früheren Resultate Nobili's in Erinnerung gebracht, beschreibt er seine eigenen Versuche mittels eines Multiplicators und homogener Platinplatten, aus welchen sich ergiebt, daß in der Bequerel'schen und allen ähnlichen Ketten die elektrische Strömung nicht durch Wirkung der Flüssigkeiten aufeinander, sondern durch ungleiche Wirkung der Flüssigkeiten auf die Platinplatten entsteht entweder vermöge ungleicher Veränderung, also Aufhebung der Homogeneität derselben, oder vermöge Contactwirkung der Flüssigkeiten auf die Platten.

Die Fechner'sche Kette unterscheidet sich zwar von der Bequerel'schen dadurch, daß die Platinplatten nicht in den heterogenen (erregenden) Flüssigkeiten selbst, sondern in einer homogenen, aber mit den heterogenen in Verbindung stehenden (zuleitenden) Flüssigkeit stehen. In so ferne aber in beyden Ketten der Erfolg nur von der Wechselwirkung der heterogenen Flüssigkeiten abhängen soll, kann die Bequerel'sche Kette keinen andern Erfolg geben als die Fechner'sche, wenn diese unter gleichen Umständen in jene verwandelt wird. Allein die Ergebnisse waren ganz andere und zeigten, daß das, was Wirkung der Flüssigkeiten auf einander in Bequerels Kette beträgt, nicht sehr erwähnungswerth ist, gegen das, was homogene Metalle in differenten Flüssigkeiten bewirken.

Wie sehr die Wirkung der Flüssigkeiten auf die Metalle in diesen Ketten in Betracht komme, geht schon daraus hervor, daß man bey Anwendung verschiedener Metalle in denselben Flüssigkeiten und unter ganz gleichen Umständen die verschiedensten Werthe erhält, wie unter vielen andern Erfahrungen die Verbindung concentrirter Schwefelleber- und Brunnenwassers durch eine Röhre voll Brunnenwassers lehrt, bey welcher immer das in Schwefelleber stehende Metall sich als positives verhält, und um so stärker, je näher das Metall dem negativen Ende der galvanischen Spannungsreihe liegt, eine Erscheinung, die sich sicherlich nicht aus der Voraussetzung, die immer gleiche Berührung der Schwefelsäure mit dem Brunnenwasser sey Ursache der Strömung, erklären läßt.

Weitere Versuche zeigten a) daß die Vergrößerung der Berührung hier nichts wirkt, weder zur Erhöhung noch zur Erniedrigung der electromotorischen Kraft; denn zwey oder drey Verbindungsröhren mit derselben Flüssigkeit gefüllt, wirken nicht mehr als eine, b) daß der Leitungswiderstand von einer Flüssigkeit zur anderen = 0 zu seyn scheint, obwohl darüber noch nicht ganz abgesprochen werden kann, c) daß ein Niveau-Unterschied der Flüssigkeiten die Entwickelung der Strömung nicht ändert, d) daß es gleichgültig ist, mit welcher von den differenten Flüssigkeiten (in den erregenden Gefäßen) die Verbindungsröhre gefüllt ist, e) daß unter den untersuchten Metallen Platin die schwächste Wirkung und die schnellste Wirkungsabnahme zeigt, und daher zu Versuchen über Flüssigkeitsketten am wenigsten zu empfehlen ist, f) daß bey verschiedenen Metallen der Erfolg von der Verschiedenheit des Uebergangswiderstandes, also auch von der Vergrößerung der eingetauchten Oberflächen abhängt, und daß g) Flüssigkeitsketten durchaus keine chemische Wirksamkeit äußern.

Was die Richtung und relative Stärke der Strömungen in verschiedenen Flüssigkeiten betrifft, so gaben die verschiedenen Versuchsreihen zwar für dieselbe, aber nicht für andere Flüssigkeiten vollkommen vergleichbare Resultate. Im Ganzen gaben nach der ersten drey Versuchsreihen die salzsauren Salze mit den Säuren und Brunnenwasser die stärkste, die schwefelsauern aber die schwächste Wirkung; nach der 14. und 15. Versuchreihe aber geben Combinationen von Salpeter mit Schwefelleber u. dgl. die allerstärkste Wirkung und eignen sich daher besonders zu Collegienversuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A treatise on the industry of nations or the principles of national economy and taxation. By J. S. Eisdell, etc.

(Schluß.)

Daß hoher Lohn in allen Arbeiterklassen im Interesse des Grundbesitzers sey, weil dieß eine stärkere Nachfrage und Zahlungsfähigkeit für seine Producte zur Folge habe, ist wohl undenkbar, da hoher Sachlohn nur bey dünner Bevölkerung möglich ist, wie in Nordamerika, wo er aber die Productionskosten der Bodenfrüchte so steigert, daß der hohe Preis nur mäßige Rente gewährt. Wo dagegen die Bevölkerung bey hohem Lohne dicht ist, wie in den dortigen Seedistricten, ist der Korn-Preis so viel höher, daß Rente und Werth des Bodens sehr hoch stehen. Freylich ist aber auch hier der Lohn schon weit niedriger als im innern Lande; so daß man wohl kaum Lohn und Rente zugleich hoch finden dürfte. Treffend bemerkt der Verf., daß eine Grundsteuer nur dann den Preis der Producte zu steigern vermöge, wenn sie den Anbau des schlechtesten zur Deckung des Kornbedarfs noch anzubauenden Landes bey den bisherigen Preisen hindern würde.

Mit dem gewöhnlichen praktischen Urtheil der Engländer bemerkt er, daß der Zehent, seit er fixirt worden, in keiner Weise mehr dem Landwirth Schaden bringen könne. Die leeren Declamationen so vieler deutschen Schriftsteller von der Nothwendigkeit der Ablösung auch fixer Grundrenten, z. B. des fixirten Zehents, würden wohl in England völlig unbegreiflich erscheinen. Daß eine Verminderung der Productionskosten der Bodenfrüchte die Bodenrente eher steigern als senken werde, ist in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, unrichtig. Werden Wirthschaftsverbesserungen auf einzelnen Grundstücken angewendet, so steigt allerdings deren Rente so lange nicht eine häufigere Production die Preise der Erzeugnisse und damit von den in solcher Weise betriebenen Oekonomien die Rente drückt, und vielleicht den Anbau des schlechtesten Landes unmöglich macht; kommen Verbesserungen ganz allgemein in Anwendung, so wird das stärkere Ausgebot bald eine Wohlfeilheit der Bodenfrüchte bewirken, welche die Rente im Allgemeinen unverändert läßt, da sie bloß von einer Minderung der Auslagen bey der Production herrührt. Doch werden die bessern Felder eher etwas mehr Rente geben, wenn an ihren Bestellungskosten sich mehr ersparen läßt als an denen der schlechteren, wie es häufig der Fall ist.

Mit Recht bemerkt der Verf. gegen Ricardo, daß nicht ein allgemeines Steigen der Productionskosten die Rente erhöhe, sondern nur die theurere Beyschaffung des durch stärkere Nachfrage begehrten Zuschußes zum bisherigen Kornbedarf. Wenn er indeß glaubt, daß darin das Interesse des Grundbesitzers mit dem der Consumenten übereinstimme, so irrt er offenbar, da es dem letztern gleichgelten kann, ob der hohe Preis den er zahlt, mehr als Lohn und Zins an Arbeiter und Darleiher oder mehr als Rente an den Grundbesitzer gelangt. In der That muß er zugestehen, daß der künstlich erhöhte Kornpreis, den die Einfuhrbeschränkung in England fortdauernd erhält, zum Nachtheil der sämmtlichen Consumenten und zum alleinigen Vortheil der Grundbesitzer ist. So richtig es ist, daß bey freyer und wohlfeilerer Einfuhr der Feldfrüchte die Bevölkerung so wachsen würde, daß die ver-

stärkte Nachfrage die Boden-Rente in England wohl bald auf einen natürlich hohen Stand höbe — ganz wie es dort bey dem Boden in der Nähe großer Städte geschehen, dessen Besitzer in alter Zeit auch gegen die Vermehrung der Landstrassen eiferten, weil sie dadurch in die gefährliche Concurrenz mit entfernten Landwirthen kamen, die wohlfeiler producirten, — so ist doch zu bezweifeln, daß die jetzigen Grundbesitzer, ohne durch die Gewalt der Umstände gezwungen zu seyn, jene bloße Aussicht mit dem gegenwärtigen wirklichen Vortheile vertauschen werden.

Aus der hierauf folgenden Betrachtung des Kapitalgewinns heben wir nur einzelne Bemerkungen heraus. Mit Recht wird S. 104 gegen Mac-Culloch bemerkt, daß nicht bloß der Profitsatz, sondern die Gesammtwirkung des Kapitals in Verbindung mit der Arbeit den Vortheil bestimme, den das Land von seinem Kapital ziehe. S. 107 ist die Ansicht ausgesprochen: hohe Steuern vermöchten nicht den Gewinnsatz zu verringern; wohl aber, wenn sie den Preis der Verbrauchswaaren steigern, haben sie für den Kapitalisten dieselbe Wirkung, als sey bey niedrigerem Preise der letztern der Profit gesunken. Aber allerdings können hohe Steuern indem sie die Kosten aller Production steigern, den Absatz beschränken und damit die Betriebsamkeit selbst lähmen, was dann den Profit selbst senken könne. So in Holland im vorigen Jahrhundert.

Mit Recht wird S. 108 gegen die gewöhnliche Ansicht englischer Schriftsteller geltend gemacht, daß bey niedrigem Zins und vergleichungsweise hohem Lohn es ungewiß sey, ob nicht die Zunahme der Ersparnisse der Arbeiter die Abnahme der Ersparnisse der Kapitalisten ausgleiche. Bündig ist der S. 109 — 112 gegebene Beweis, daß die Anlegung von Kapital im Auslande dem Inlande keinen Schaden bringe. In der zweyten Section dieses Capitels bemerkt der Verf. (was von dem Ref. früher ausführlich dargethan worden) daß während alle anderen Kapitale ihren Gemeinsatz nur innerhalb der Sphäre gleichartiger Anwendbarkeit ausgleichen, Geld, als zu allen Anwendungen tauglich, rasch durchweg einerley Zins bringen müsse. Daß bey starkem Begehr von Anlehen auf ganz kurze Zeit die vorhandene Geldmenge, im Ganzen aber und auf die Dauer die Masse der mit dem Gelde gesuchten Kapitale den Zinsfuß bestimme, möchte den Zusatz bedürfen: daß nicht bloß die Geld- und Kapitalmenge, sondern zugleich der Gewinn, den sie in Aussicht stellen, hier in Anschlag kommen. Das ausführliche Capitel vom Lohne und eben so das darauf folgende von der Consumtion, da sie nichts Neues enthalten, übergehen wir, um noch einige Bemerkungen über den Inhalt des IV. Buches zu machen, das von der Besteuerung handelt. Der Verf. bemerkt: wie richtig es auch sey, daß Steuern die allgemeine Nachfrage nach Producten nicht mindern, nur anders vertheilen, so wie, daß mäßige Abgaben den Besteuerten zum Fleiße anspornen, um den Entgang eines Theils seines Einkommens wieder hereinzubringen, doch hohe Steuern am Ende die Betriebsamkeit lähmen und ein Volk zur Verarmung führen. Es gebe überhaupt nur einen Weg, durch Steuererhebung ein Land zu bereichern: wenn die Steuer zur Schuldentilgung und zu productiven Unternehmungen verwendet werde. In so fern nämlich die Steuer nicht aus dem Kapitale, sondern dem Einkommen gezahlt, in der Hand des Staates aber in dauerndes Kapital verwandelt wird, wirkt sie hier allerdings wie ein Zwang zum Ersparen von Kapital. Doch möchten wir nicht rathen, dieser Bemerkung auch unbedingt eine praktische Folge zu geben.

Die Frage, auf wen zuletzt die Steuer falle, beantwortet der Verf. durch die Regel: „Keine der drey Klassen, Grundbesitzer, Kapitalisten und Arbeiter, vermögen eine direct auf eine derselben gelegte Steuer abzuwälzen." So bewirke eine Grundsteuer eine Schmälerung der Bodenrente und des Bodenwerthes, gleich als ob ein Theil des Bodens Staatsgut geworden. Bey anderem Kapitale ist die Regel nicht ganz richtig, da eine sehr hohe Steuer auf den Zins oder Profit gelegt, das Kapital am Ende ins Ausland treiben, den Zinsfuß im Lande steigern und die Steuer damit auf die andern Klassen überwälzen muß. Eine allgemeine Lohnsteuer dagegen fällt allerdings auf die Arbeiter selbst; nur einseitige Lohnsteuern könnten auf die

Consumenten übergewälzt werden, weil nur bey ihnen der Arbeiter den Ausweg in andere unbesteuerte Geschäfte habe.

Mit Recht tritt in der letztern Behauptung der Verfasser der in englichen Schriften vorherrschenden Ansicht entgegen, als ob alle Lohnsteuer von den Arbeitern ab- und auf die Kapitalisten übergewälzt werden könnte; was voraussetzt, daß die Arbeiter lieber auf die Gründung einer Familie verzichten, als diese in kärglichere Lage kommen lassen wollen, als ihre eigene ist — eine Voraussetzung, die sich zur Zeit nirgends bestätigt hat.

In Bezug auf den Maßstab der Vertheilung der Steuer, stimmt er einer vor längerer Zeit in einer englischen Zeitschrift geäußerten Ansicht bey, daß nämlich das Einkommen aus Vermögen erst dann ein gerechter Maßstab sey, wenn es auf gleiche Dauer zurückgeführt worden; behauptet aber, daß mit ihm Einkommen aus der Arbeit sich gar nicht vergleichen lasse und bemerkt dann weiter, „daß überhaupt die Staatsgesellschaft nicht als gemeinschaftlicher Besitzer“ eines gleichartigen Fonds, sondern als verschiedene Corporationen von besonderem Besitzthum zu betrachten und nach Maßgabe der Kosten des Schutzes dieser verschiedenen Bestandtheile des Gesammtreichthums zu besteuern seyen. Leider vermag er aber der allgemeinen Regel keine recht praktische Anwendbarkeit zu geben. Denn, wenn er räth: den Schutz des Eigenthums müsse das Eigenthum, persönlicher Erwerb den der Person tragen; Localmittel, was Ortschaften zu gute komme, und Corporationen, was sie an Schutz genössen, so leuchtet es auf den ersten Blick ein, daß hierbey Verschiedenartiges vermengt ist. Denn Corporationen, z. B., und Ortschaften genießen außer ihren Vereins-Verhältnissen auch Schutz für Vermögen; wer keinen Arbeitserwerb, nur Einkommen aus Kapital bezieht, der würde an den Kosten des Schutzes der Person gar nicht mittragen; endlich wie lassen sich die Kosten sondern, welche der Schutz des Vermögens und der der Person erfordert?

Wie übrigens der Verfasser seine Regel der Steuervertheilung durchführt, wollen wir in der Kürze darlegen. Den Schutz des Eigenthums gewähren die Anstalten zur Staatsvertheidigung und inneren Verwaltung. Die erstern kommen allem Eigenthum in gleicher Art zu Gut; ihre Kosten veranlassen also eine dem Werth proportionale Besteuerung; die innere Verwaltung dagegen hat mehr zu thun bey der Beschützung des beweglichen Eigenthums; die Kosten dieses speciellen Schutzes muß also eine besondere Auflage auf dasselbe und zwar ein desto höhere ersetzen, je mehr es Angriffen ausgesetzt ist. Dabey vergißt aber der Verf. zu bemerken, daß alsdann nicht mehr, wie jetzt, häufigere Angriffe auf dieses als auf anderes Eigenthum vorkommen dürfen, ohne die Regierung für die Verluste der Privaten ersatzpflichtig zu machen. Um eine proportionale Besteuerung des möglichen persönlichen Erwerbs zu begründen, stellt der Verf. den Satz auf, daß der Anreiz und daher auch die Gefahr einer Unterdrückung durch eine Umwälzung sich verhalte wie das Einkommen dessen einer Factor die Arbeit ist, die daher neben dem Vermögen zu bestimmen sey. Abgesehen von dieser ziemlich künstlichen Ansicht, begegnen wir aber hier einem Grundsatze, den Referent seit längerer Zeit in seinen Vorträgen als eine von den Regeln aufgestellt hat, nach welchen eine dem Einkommen proportionale Steuer eingerichtet seyn müßte: nämlich daß von allem persönlichen Lohne durchweg eine gleiche, dem absoluten Nothbedarf eines gemeinen Arbeiters im Lande entsprechende Summe als steuerfrey abzuziehen, und erst der Rest als proportional steuerpflichtig anzusehen ist. Nur wenn auf diese Weise das Einkommen auf gleiche Verwendbarkeit zurückgeführt ist (denn dieß ist der eigentliche, von dem Verfasser übersehene Grund dieses Abzugs) besteuert man wirklich Gleichartiges. Um übrigens zwischen dem Einkommen aus der Arbeit und dem aus dem Vermögen Gleichartigkeit herzustellen, muß das erstere als Zeitrente auf die Dauer der mittlern Arbeitsfähigkeit betrachtet und zu Kapital angeschlagen werden, welches dann erst wie eigentliches Vermögen besteuert werden darf.

Privatdarlehen will der Verf. nicht direct besteuert wissen, sondern, wie es bey der englischen Einkommen-Taxe der Fall gewesen, dem Schuldner erlauben, die Steuern am Zins abzurechnen. So weit geht noch alles ganz in gewöhnlicher Weise.

Wenn aber der Verf. verlangt, daß sowohl die Ausfuhr als die Einfuhr die Auslage tragen sollen, welche deren Beschützung durch Marine, Niederlassungen, Consuln ꝛc. erfordert und zwar nach Maßgabe, in welchem dieß der Fall sey, z. B. der ostindische Handel mehr als der westindische, so wird er wenig Beystimmung finden. Eben so ist es einseitig und unbillig, ganz allgemein zu verlangen, daß der unterliegende Theil alle Kosten der Rechtspflege trage; da ja die Justiz weit mehr wirkt durch Verhütung von Rechtsverletzungen, was dem ganzen Volke zu Gute kommt, als durch Entscheidung entstandener Streitigkeiten, worin es ihr nicht einmal immer gelingt, das Rechte zu treffen.

Neben diesem objectiven Maßstab der Steueranlage, räth er dann noch, als subjectiven, die Rücksicht auf die Vortheile festzuhalten, welche der Schutz des Staates den drey Hauptklassen bringe, was dadurch ins Werk gesetzt würde, daß Grundbesitz mehr Procente, als andere Kapitale, diese mehr als der zu Kapital erhobene Arbeitsertrag zahlte.

Nachdem der Verfasser noch directe und indirecte Besteuerung verglichen, schließt er mit einer Betrachtung der Staatsschulden.

Diese Abschnitte bieten nichts Neues dar; doch möchte die Bemerkung Beachtung verdienen, daß der Besitz von Staatspapieren vornämlich dadurch gegen den Besitz von Grund und Boden oder productiven Kapitalen zurückstehe, daß diese letzteren immer zu Verbesserungen der Besitzung auffordern, was stets einer Ersparniß gleichkomme; der Staatsgläubiger dagegen in gleichgiltiger Ruhe seine Zinsen ziehe: obwohl dagegen nicht vergessen werden darf, daß die Möglichkeit der Anlegung kleiner Ersparnisse in Staatspapieren unter die wirksamsten Antriebe zur Oekonomie in den Volksklassen gerechnet werden muß, die keine Gelegenheit haben, solche Ersparnisse im eigenen Erwerb fruchtbringend zu machen.

F. B. W. Hermann.



Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Aus den vielen genauen und wiederholten Versuchen scheint nun zu Genüge hervorzugehen, daß auch bey Flüssigen die Electricitätsentwickelung durch die Berührung derselben geschehe, aber unentschieden bleibt noch, ob sich überhaupt Ketten blos aus zwey flüssigen Leitern mit einem festen bilden lassen, in welchen die Electricitätsentwickelung durch Berührung des Flüssigen irgend einen Antheil an der Wirkung hat, es scheint vielmehr, daß eine chemische Wirkung der Flüssigkeiten aufeinander zur Entwickelung der Strömung nicht wesentlich ist. Wenn sich aber auch die Entstehung von Electricität durch Berührung von Flüssigkeiten mit Metallen vermuthungsweise bejahen läßt, so ist doch zu bezweifeln, ob diese Electricität als direct zur Strömung beytragend angesehen werden könne, da auch Versuche mit dem Condensator hierüber nicht entscheiden können. Der Erfolg ist übrigens ein solcher, als wenn die Flüssigkeiten bloß Leiter wären, und Alles von der electromotorischen Wirkung der Metalle untereinander abhienge.

3. Auch Hr. F. C. Henrici theilt (S. 372 — 375) Versuche mit, welche er über die sogenannte Bequerel'sche Kette gemacht hat, und die, wie es scheint, keinen Zweifel übrig lassen, daß der Strom zum bey weitem größten Theile aus der Contactwirkung zwischen Platin und Säure auf der einen und zwischen Platin und Alkali auf der andern Seite entspringt, und daher der Contact heterogener Leiter überhaupt und unabhängig von chemischer Action als die Quelle der galvanischen Ströme, eine dabey etwa auftretende chemische Action aber als etwas hinsichtlich dieses Stromursprunges ganz Indifferentes zu betrachten ist.

4. Wenn es auch noch nicht an der Zeit ist, über irgend eine Theorie der galvanischen Erscheinungen abzusprechen, so ist es doch nothwendig, jeder irrigen Behauptung in dieser Hinsicht auch jetzt schon entgegen zu treten. Dazu zählt Hr. Lenz mit Recht die Ansicht der Anhänger der chemischen Theorie, als haben die aus verschiedenen Quellen erzeugten galvanischen Ströme auch verschiedene specifische Eigenschaften, wogegen schon Moser, Dulk, Ohm und Jacobi gekämpft haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nr. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington etc. Zwölf Bände.

(Fortsetzung von Nr. 163. 64.)

Wenn ehemals in der Geschichte allzuviel auf eine Persönlichkeit geachtet und gewiesen wurde, so geht jetzt das Gegentheil davon im Schwange. Arminius war, nach dem Urtheile des Tacitus, entschieden der Befreyer Germaniens; (liberator haud dubie Germaniae. Ann. II. 88.) das war er nicht, sagt ein neuerer Schriftsteller; auch ohne ihn würden unsere Voraltern der Römer sich erwehrt haben. Die Meynung, in den großen Weltgeschäften komme wenig auf Einen, alles auf die Vielen an, die einen Führer entweder nicht nöthig hätten oder leicht aus sich erzeugen würden, hängt mit Vorstellungen zusammen, die das Bessere überhaupt von der Menge und der Mehrheit erwarten, und zwar nicht als von ihr bloß gebilligt und angenommen, nachdem es ihr vorgelegt worden, sondern als von ihr selbst, vermöge der zu Einem Geiste vereinigten vielen Kräfte, hervorgebracht. Im Frieden ist gegen diese, ganz der neuesten Zeit angehörenden, Vorstellungen kein Widerstand, weil die allgemeine Mittelmäßigkeit, zu der sie führen, nicht unmittelbar schädlich ist; auf das Schärfste hingegen widerlegt sie der Krieg. Das glänzendste Beyspiel des Gewichts, das Einer, der Einzige, da in die Wagschale legen kann, ist Napoleon nach seiner Rückkehr aus Aegypten; ein zwar minder glanzreiches aber wenigstens eben so überzeugendes, Wellington in Portugal.

Zur Unterstützung des Aufstandes in diesem Lande gegen die Franzosen, die unter Junot Meister der Hauptstadt waren, landete dort im Sommer 1808 ein kleines englisches Heer, dem W. zum Anführer gegeben war. Diesem aber eröffnete sogleich darauf der englische Kriegsminister, es sey beschlossen worden, eine größere Kriegsmacht hinzusenden und den Oberbefehl dem Sir Hue Dalrymple, nächst diesem dem Sir Harry Burrard, als älteren Generalen, zu übertragen. W. antwortete:

„Die Regierung wird bestimmen, wie sie mich künftig hier oder anderwärts gebrauchen will. Seyen Sie versichert, ich werde die Operationen nicht beschleunigen, noch einen Augenblick eher als nöthig ist beginnen, um durch den Erfolg Ehre für mich zu erwerben.“ IV. 43.

Auch ließ er sich durch die portugiesischen Behörden nicht bewegen, Züge, welche diesen räthlich schienen, zu gestatten.

„Es giebt nichts thörichteres als, halb disciplinirte Truppen vorwärts zu schicken; die nothwendige Folge ist, wenn der Feind vorrückt, ihr eiliger Rückzug oder ihre Vernichtung. Ich bin entschlossen, nicht einen Mann von meinem Heere auszusenden, bevor ich ganz in Bereitschaft bin, jede Abtheilung, die ich vorsende, zu unterstützen. IV. 50.

Eine sehr feste Stellung des Feindes mußte aber eingenommen werden. Es geschah; in dem Treffen bey Roliça räumten die Franzosen nach dem heftigsten Widerstande das Feld, konnten jedoch wegen mangelnder Reiterey nicht verfolgt werden. Wenige Tage darauf griff Junot die Engländer an und verlor die Schlacht bey Vimieiro. W. schreibt darüber IV. 99.

„Dieß ist das einzige Treffen, dem ich beygewohnt, in welchem alles so geschah, wie die Weisung ertheilt war und kein Officier einen Mißgriff that.“

„Wir hätten die feindliche Armee vernichtet, wenn wir nur einige hundert Reiter mehr gehabt hätten.

Sir Harry Burrard landete spät am Tage mitten im Treffen, und ersuchte mich fortzufahren."

„Wenn Gen. Hill's Brigade und der Vortrab, sobald die Rechte des Feindes geschlagen war, eine Bewegung auf Torres Vedras gemacht hätte, so wäre der Feind von da abgeschnitten worden und wir hätten Lissabon vor ihm erreicht. Allein Sir H. Burrard, der nun auf dem Platze war, hielt nicht für räthlich, über Vimieiro hinauszugehen, und so bewirkte der Feind seinen Rückzug auf Torres Vedras."

Tags darauf kam der neue Oberbefehlshaber, welchem Burrard als Stellvertreter beygegeben war. Nun wurde den Franzosen durch den Vertrag von Cintra freyer Abzug aus Portugal gewährt. Darüber W. IV. 141.

„Die Convention mit Junot ist abgeändert worden, aber nicht so wie ich für räthlich hielt. Unterdessen ist die Armee in ihrer Stellung geblieben, und zehen Tage nach dem Treffen sind wir nicht weiter vorgerückt als nach meiner Meynung in der Nacht des 21. Augusts hätte geschehen sollen. Die Sachen stehen hier nicht gut und es verlangt mich ernstlich die Armee zu verlassen. Ich habe mit ihr zu viel Glück gehabt, als daß ich mit ihr in einem untergeordneten Verhältniß zur Befriedigung ihres Befehlshabers und meiner selbst dienen könnte. Indessen werde ich thun was die Regierung wünscht."

Und was wünschte sie? Er möchte nach Asturien gehen, das Land zu untersuchen und seine Stärke zu erkunden. Das lehnte er doch ab; „er sey kein Zeichner, kein Topograph." Nun wurde er nach England zurück berufen, zu gleicher Zeit auch die beyden älteren Generale, deren Dazwischenkunft so störend gewesen war. Ueber den bereits vollzogenen Vertrag von Cintra, sprach die Regierung nach gepflogener Untersuchung ihre Mißbilligung aus. W. trat wieder in sein Amt als Secretär von Irland.

Während er diesem friedlichen Geschäfte oblag, wurden alle Vortheile, die von den Engländern auf der Halbinsel errungen waren, theils vernichtet, theils bedroht. Nach dem unglücklichen Ausgange des Zuges, welchen Sir John Moore von Portugal aus in das innere Spanien unternommen hatte, griffen die Franzosen Oporto an, und bemächtigten sich dieser wichtigen Stadt. Nun war Lissabon in solcher Gefahr, daß der englische General, der noch mit einer kleinen Macht in Portugal stand, Anstalten zum Abzuge traf. Dieß brachte die brittische Regierung im April 1809 zu dem Entschlusse, Verstärkung hinzusenden und den Sieger bey Vimieiro mit dem Oberbefehle zu bekleiden. Zu gleicher Zeit begehrte ihn die portugiesische Regentschaft zum Befehlshaber ihres kleinen Heeres. Er nahm das Amt nicht an, veranlaßte aber dessen Uebertragung an den General Beresford. Mit diesem traten manche englische Officiere in den portugiesischen Dienst und erhielten dort einen höheren Rang. Ein Umstand, welcher wegen der Unzufriedenheit, die er unter den Officieren der brittischen Armee erregte, W's. Aufmerksamkeit alsbald nach seiner Ankunft in Portugal beschäftigte.

„Ich wünsche," schrieb er an den brittischen Botschafter zu Lissabon, „den Grund solcher Unzufriedenheit beseitigt zu sehen. Warum? der Mensch ist so geartet, daß, wenn er meynt Unrecht zu erleiden, nur die Beseitigung dieses Unrechts ihn zufrieden stellt. Unzufriedenheit in einem Puncte erstreckt sich auch auf andere; und ich würde den Verdruß haben, (ich darf wohl sagen, ich habe ihn, und zwar zum ersten male,) ein unzufriedenes Heer anzuführen. Wir sind von Natur kein militärisches Volk; das ganze Wesen einer Armee im Dienste ist unseren Gewohnheiten fremd und ein Zwang für dieselben, namentlich in einem armen Lande wie dieses. Natürlich erzeugt dieser Zwang eine Stimmung die alle Eindrücke leicht annimmt, aus denen Unzufriedenheit entsteht, und ist diese einmal da, so wird die Aufgabe des Oberbefehlshabers sehr schwierig." IV. 343.

Drey Wochen nach seiner Landung in Portugal war W. in Folge glücklicher Gefechte schon Meister von Oporto. Darauf ging er tief nach Spanien vor, setzte sich mit dem spanischen Heere unter Cuesta in Verbindung und bestand, gegen einen überlegenen Feind, am 27. und 28. July die Schlacht bey Talavera.

„Die Franzosen richteten ihre ganze Macht gegen uns, und ob es ihnen gleich damit nicht glückte und auch künftig nicht glücken wird, so werden wir doch viele Leute verlieren, was wir nicht leicht tragen können. Ich getraue mich nicht, die spanischen Truppen in das Vortreffen zu stellen und damit einen Theil der Last von uns abzuwenden;

sie sind zu elend disciplinirt und ohne tüchtige Officiere. Diese Truppen können das einfachste Manöver nicht ausführen. Sie würden in eine unheilbare Verwirrung gerathen, und die Folge würde seyn, daß alles zu Grunde ginge."

„Unsere Lage ist etwas mißlich: doch hoffe ich mich daraus zu ziehen ohne wieder einen verzweifelten Kampf zu bestehen, der uns so schwächen würde, daß alle Anstrengung vergeblich wäre. In der That könnte ich Alles zum Guten wenden, wäre es nur möglich, den General Cuesta in der Hand zu haben; allein dieß ist unmöglich bey seiner übeln Sinnesart und Stimmung." IV. 523.

War er gleich Meister des Wahlplatzes geblieben, so konnte er doch seine Stellung am obern Tajo nicht behaupten, da er auf das spanische Heer auf keine Weise sich verlassen konnte und das englische nicht halb so stark war als der Feind.

„Es ist erstaunlich daß, wenn eine Nation, wie die spanische, sich zum Kriege entschlossen hat, nach zwey vollen Jahren in keinem Zweige des Kriegswesens aus ihrer Mitte etwas Bedeutendes geleistet worden ist. Sie sind Kinder in der Kriegskunst und thun nichts wie es sich gebührt, außer daß sie davon zu laufen und sich wieder im Naturstande zu sammeln verstehen. Ich glaube wirklich daß die gegenwärtige Regierung Spaniens viel Schuld an diesen Mängeln hat. Sie versuchte das Reich in einem Zustande von Revolution, mit Beobachtung der hergebrachten Ordnungen und Formen, aber mit Hülfe des sogenannten Enthusiasmus zu regieren, der jedoch zu gar nichts behülflich sondern nur eine Entschuldigung für die Unordnung ist, in welcher alles geschieht, und für den Mangel an Botmäßigkeit und Kriegszucht bey den Heeren. Manche Leute sind geneigt zu glauben, Enthusiasmus habe die Franzosen durch ihre Revolution geführt und jene Anstrengungen erzeugt, welche beynahe die Welt erobert haben; sieht man aber genau zu, so findet man, daß Enthusiasmus nur der Name war, Gewalt hingegen das Werkzeug, das unter der Schreckensherrschaft jene ungeheuren Mittel bereitete, wodurch die Verbündeten zuerst gehemmt wurden, und daß die Beharrlichkeit bey demselben Verfahren, das alle Leute und alles Vermögen zum Kriegsdienste verwendet, nachher Europa besiegt hat." V. 85.

„Man sollte sich, denke ich, bemühen, die Spanier sogleich in die National-Uniform zu kleiden. Dieß würde einer Gewohnheit steuern, die leider sehr gemein wird, daß sie ihre Gewehre von sich werfen, davon laufen und sich für Bauern ausgeben. Ganze Schaaren könnten ihre Kleidung, und was sonst den Soldaten auszeichnet, nicht wechseln; und da sie bey dem Wegwerfen ihrer Gewehre auf der Flucht keine Sicherheit, vielmehr größere Gefahr fänden, so würde der Staat nicht so oft Verlust daran leiden. Ein anderer Vortheil wäre, daß der Feldherr die Mannschaften, die sich vor dem Feinde übel halten, auf eine Weise, die bey den Spaniern den meisten Eindruck macht, strafen könnte, nämlich durch Entehrung. Wird ein Haufe Bauern mit Waffen in der Hand, aber in Bauerntracht versammelt, so ist es schwer, die Abtheilungen oder die Einzelnen, die sich übel gehalten haben, mit einem Zeichen zu belegen, das sie zum Abscheu aller ihrer Landsleute macht; und doch ist anerkannt, daß eine solche Strafe zehnmal mehr wirken würde, als die welche kürzlich in der spanischen Armee, wegen des schlechten Betragens einiger Abtheilungen in der Schlacht bey Talavera, vollzogen worden ist, nämlich die Hinrichtung je des zehnten Mannes von den Ausreissern und eines Drittels oder Viertels von den Officieren." — „Die Spanier sollten sich nach meiner Ansicht auf Vertheidigung einschränken, Treffen vermeiden, aber ihre festen Stellungen benützen um sich zu schützen und den Feind zu quälen." V. 11.

Schon der Mangel an Lebensmitteln, da die spanische Regierung nichts that, ihre Verbündeten damit zu versorgen, würde zum Abzuge genöthigt haben.

„Ich wünschte, die Herren von der Junta möchten, ehe sie mich tadeln daß ich nicht mehr thue, selbst kommen oder jemand senden, um dem Mangel unseres Heeres abzuhelfen, das, ob es gleich zwey Tage lang gefochten und einen zweymal so starken Feind geschlagen hat, jetzt ohne Brod ist. In den letzten acht Tagen bekam das brittische Heer nicht den dritten Theil seines Bedarfes. In diesem Augenblicke sind gegen viertausend verwundete Soldaten im Spitale, hinsterbend aus Mangel der gewöhnlichsten Versorgung, die jedes andere Land in der Welt selbst dem Feinde angedeihen lassen würde. Die Junta muß einsehen, daß, wenn sie und das Land nicht eine große Anstrengung macht, um die Armeen zu unterstützen und zu ergänzen, denen die Aufmerksamkeit und Thätigkeit jedes Mannes, ja die Arbeit jedes Thieres im Lande gewidmet seyn sollte, die Tapferkeit der Soldaten, ihr Verlust und ihr Glück die Sachen nur schlimmer machen und unsere Verlegenheit vermehren wird." IV. 519.

„Ich halte für beynahe unmöglich, in Spanien

zu bleiben, ob ich gleich alle Folgen meines Abzuges voraussehe. Aber eine hungernde Armee ist schlimmer als gar keine. Die Soldaten büßen ihre Kriegszucht und ihren guten Geist ein. Sie plündern unter den Augen ihrer Vorgesetzten. Mit dem Heere, das vor 14 Tagen ein doppelt so starkes zurückgeschlagen hat, müßte ich jetzt Bedenken tragen, halb so viele Franzosen anzugreifen." V. 11.

Der Rückzug, unangefochten von dem Feinde, ging vorerst nur bis Badajoz. Von da schrieb W. im November 1809 an das englische Ministerium:

„Während der Fortdauer dieses Kampfes, der unsererseits nothwendig defensiv ist, in welchem keine glänzenden Waffenthaten vorkommen mögen, und worin ich vielleicht unterliegen muß, werde ich zuverläßig die empfindlichsten Schmähungen erleiden und zuletzt vielleicht den kleinen Ruf, den ich erworben habe, einbüßen; aber ich würde nicht redlich gegen die Regierung handeln, wenn ich ihr nicht meine wirkliche Meynung sagte, daß sie Verrath an der Ehre und dem Wohle Englands beginge, wenn sie ihre Anstrengungen auf der Halbinsel nicht fortsetzte, die auch jetzt noch keineswegs hoffnungslos sind." V. 310.

Unterdessen war der Marquis Wellesley, des Generals älterer Bruder, als Botschafter von England in Sevilla angekommen und hatte Einleitungen versucht, den Maßregeln der spanischen Regierung mehr Stetigkeit und Nachdruck zu geben. An ihn schrieb W. im September 1809:

„Daß Sie rathen, die Cortes zu versammeln, beunruhigt mich sehr; nicht als dächte ich, der Schritt, welchen Sie gethan haben, werde nicht mit vieler Zufriedenhet in England aufgenommen werden; sondern weil ich fürchte, die Cortes werden etwas nach schlimmeres seyn als alles was wir bisher hatten."

„Ich gestehe, daß ich eine große Abneigung gegen eine neue Versammlung von Volksvertretern hege. Selbst unsere alte würde gar nicht zu behandeln seyn und in diesen Tagen uns Verderben bringen, hätte nicht das jetzige Geschlecht das Beyspiel der französischen Revolution vor Augen, und beständen nicht für die Leitung des Parlaments und seine Lenkung gewiße Regeln und Ordnungen, deren Kenntniß und Anwendung seinem Verfahren Sicherheit und eine zweckmäßige Richtung giebt."

„Aber wie soll das alles, bey dem jetzigen Zustande Spaniens, in den Cortes wirken? Ich gestehe, wäre ich an Bonaparte's Stelle, so würde ich den Engländern und den Cortes überlassen, Spanien so gut als möglich einzurichten, und würde ziemlich gewiß seyn, daß das Land sehr bald den Franzosen zufallen müßte."

„Gleichwohl muß ich Ihnen darin beystimmen, daß die Sachen jetzt so verzweifelt stehen, daß es damit nicht schlimmer werden kann; daß Spanien keine Männer von nur gewöhnlicher Festigkeit hat, in deren Hände irgend eine, auf kräftiges Wirken berechnete, Regierungsform mit einiger Zuversicht gelegt werden könnte; und daß die Cortes, mit all ihren Gebrechen und den Gefahren, die eine solche Versammlung begleiten, mindestens den Vortheil haben werden, daß das Vertrauen des Landes und das, uns günstige, den Franzosen aber ungünstige Vorurtheil der unteren Classen mit ihnen seyn wird."

„Allein, damit unter einer Versammlung wie diese spanischen Cortes nur einige Sicherheit erzielt werde, müssen die Vorschriften für ihr Verfahren und innere Einrichtung fest bestimmt, und wo möglich ein Theil der Verfassung seyn. Auch sollte bey ihrer Berufung große Sorge getragen werden, sie an dem Orte ihrer Versammlung gegen Anfälle der Volkswuth zu schützen. Uebrigens würde ich, selbst wenn solche Vorsichtsmaßregeln getroffen werden können, zum Regenten einen klugen Bourbon, wenn einer zu haben wäre, lieber nehmen als die Cortes." V. 170.

Erst zu Ende 1809, nachdem abermals zwey spanische Heere die Thorheit ihrer Führer durch schwere Niederlagen gebüßt hatten, wurde der Rückzug fortgesetzt. Schon zuvor hatte W. Anstalten getroffen, sich eine feste Stellung nördlich von Lissabon zu bereiten. Der englische Admiral, der in der Nähe lag, rieth auch das linke Ufer des Tajo zu besetzen, darauf schrieb ihm W.

„In jedem Falle dieser Art muß ich erwägen, nicht allein was wünschenswerth, sondern auch was ausführbar sey. Träfe uns ein großes Mißgeschick, so könnte ich mich nicht damit rechtfertigen, daß die portugiesische Regierung das Unternehmen begehrt oder daß Sie es gebilligt und empfohlen hätten . . . Ich wünschte, ich könnte mehr thun; aber nach einer genauen Berechnung der Umstände, Mittel, und wahrscheinlichen Ereignisse, kann ich nach meiner Ueberzeugung füglich nicht mehr unternehmen, und nicht anders, als mich gegen weitere Unternehmungen erklären." V. 569.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nr. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington etc. Zwölf Bände.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit an einen vertrauten General:

„Wir dürfen den Muth nicht sinken lassen. Ich bin fast gewiß, die Spanier, so schlecht ihre Haltung und ihre Disciplin ist, werden in festen Stellungen ihre Schuldigkeit thun; und selbst wenn sie noch schlechter wären, und die Schwierigkeiten aller Art, mit denen wir zu ringen haben, noch größer, so liegt England und der Welt zu viel an dem Kampfe, den wir bestehen, als daß wir ihn eher aufgeben dürften, als wenn es unumgänglich seyn wird. Seitdem ich die Sachen auf der Halbinsel kenne, sind sie immer gleicher Gestalt gewesen; immer schienen sie verzweifelt, immer die Mittel unzureichend, und es war als läge alles auf uns. Gleichwohl dauert der Kampf nun in das dritte Jahr, und wir müssen ihn so lange fortsetzen, als wir es mit den Mitteln, die das Land uns bietet, vermögen, da uns England größere als bisher offenbar nicht geben kann.“ V. 578.

Indessen hatte W.'s Stillstehen nach der Schlacht bey Talavera, dann sein Abzug aus Spanien den schlimmsten Eindruck auf einen sehr großen Theil des englischen Publikums gemacht. Nicht nur die Opposition im Parlament erklärte sich heftig gegen die Fortsetzung eines zwecklosen, ja, das brittische Heer mit gänzlichem Untergang bedrohenden Kampfes; der Gemeinderath von London gab sogar eine Bittschrift ein, es möchte die dem Feldherrn zugedachte Belohnung nicht bewilligt werden. Die Regierung, eben damals ohnedieß nicht stark, wurde durch diese Aeußerungen einer abgeneigten Stimmung etwas eingeschüchtert. Nicht nur wagte sie den größeren Aufwand nicht, den W. begehrte, sondern sie empfahl ihm auch große Behutsamkeit, und, auf den Fall, daß er sich nicht vollkommen sicher wüßte, gab sie zu bedenken, ob es nicht besser wäre, Portugal zu räumen. Darüber schrieb er im April 1810 an Lord Liverpool:

„Meine Meynung ist, daß, so lange wir Portugal besetzt halten, der Krieg in Spanien fortdauern muß, und daß die Franzosen uns hinauszudrängen wünschen, aber wissen, daß sie dazu eine sehr ansehnliche Macht verwenden müßten; und ich zweifle daß sie das vermögen ohne andere Zwecke aufzugeben und ihre ganze Stellung in Spanien sehr zu gefährden. Sollten sie im Stande seyn, Portugal anzugreifen, und sollte es ihnen nicht gelingen, uns zum Abzuge zu nöthigen, so würde ihre Lage bedenklich werden. Je länger wir ihnen widerstehen und ihre Fortschritte aufhalten können, desto mehr werden sie wahrscheinlich in Spanien Noth haben.“

„Alle Anstalten, die Armee einzuschiffen und wegzuführen, sind bereits getroffen. Meine Absicht ist zu gehen sobald es die Nothwendigkeit erheischt. Aber diese Nothwendigkeit abzuwenden werde ich alles thun was ich vermag. Sollte der Feind mit einer Macht einfallen, die in meinen Augen der unsrigen nicht so überlegen wäre, daß unser Abzug nöthig würde, so werde ich, um das Land zu retten, eine Schlacht liefern; und sollte der Erfolg nicht so günstig seyn, als er nach meiner Ansicht zu erwarten ist, so werde ich immer noch im Stande seyn, den Rückzug und die Einschiffung zu bewerkstelligen.“

„Glauben Sie mir, was Ihnen auch die Leute sagen mögen, ich bin nicht so begierig als diese sich einbilden, verzweifelte Schlachten zu liefern; wäre ich das, so könnte ich es nach Belieben alle Tage. Allein ich habe die Armee sechs Monate lang in zwey Stellungen fest gehalten, troß ihrem eigenen und der Verbündeten Begehren, daß ich manche Gelegenheiten benützen möchte, die der

Feind bot, einen Schlag auf ihn zu führen, worunter einige waren, die für einzelne Operationen sicheren Erfolg versprachen. Aber ich hatte nur die große Wirkung des Behauptens unserer Stellung in Portugal im Auge, und ließ mich davon weder durch die Wünsche unserer Verbündeten, ich möchte thätiger an einzelnen Puncten einschreiten, noch durch die Meynung Anderer, wir sollten das Land vorzeitig räumen, abkehren. Ich habe meine Truppen nicht durch Märsche und Gegenmärsche, nach Maßgabe der Bewegungen des Feindes, ermüdet. Auf der Halbinsel beginnt, glaube ich, die Ueberzeugung zu gedeihen, daß ich Recht habe."

„Ich bin gewiß, daß, wenn die Spanier meinen Rath befolgt hätten, Spanien jetzt außer Gefahr seyn würde, und daß mein Verfahren uns die schlagfertige Armee bewahrt hat, die nun die einzige Hoffnung der Halbinsel ist."

„Alles, um das ich bitte, ist, daß ich, wenn ich verantwortlich seyn soll, auch befugt seyn möge, meinem eigenen Urtheile zu folgen; ich bitte um das aufrichtige Zutrauen der Regierung in Ansehung der Maßregeln, die ich ergreifen werde. Hegt die Regierung Zweifel an deren Zweckmäßigkeit, indem sie die Meynung Anderer über den Stand der Sachen vorzieht, so gebe sie mir ihre Weisungen umständlich, und ich werde sie genau vollziehen. Ich darf indessen wohl versichern, daß, mit Ausnahme des Marschalls Beresford, der mit mir, glaube ich, ganz einverstanden ist, niemand in dem Heere halb so viel Mühe, als ich, darauf gewandt hat, den Stand der Sachen gründlich zu erforschen." VI. 7.

Das Vorrücken der Franzosen geschah so langsam, daß W. Zeit genug behielt, sich in Portugal recht festzusetzen. Von dem Regenten zum Oberbefehlshaber und erstem Mitgliede der Regierung ernannt, schien er da die Sachen in seiner Hand zu haben. Allein er fand sowohl in dem National-Charakter als in den Gewohnheiten der Behörden, auch der obersten, unendliche Schwierigkeiten. Anhänglichkeit war genug da.

„Das Volk in diesem Lande hat fast ohne Ausnahme zu uns Engländern eine solche Zuneigung, daß die Leute sich nicht leicht entschließen, einen Soldaten, der ihnen etwas zu Leide gethan hat, zu verklagen." V. 435.

„Die Portugiesen schicken sich besonders wohl in die brittischen Soldaten. Es ist mir noch nie der geringste Zwist zwischen Officieren oder Soldaten beyder Nationen vorgekommen." VIII. 171.

„Ich erkläre, daß ich kaum Einen Fall kenne, wo ein Portugiese, selbst vom niedersten Stande, sich mit dem Feinde auf eine, mit der Pflicht gegen seinen König oder mit den ihm ertheilten Befehlen unvereinbare, Weise in Verbindung gesetzt hätte." VI. 548.

Aber ein unbezwingliches Uebel war die allgemeine Trägheit.

„Das Volk in Portugal hat einen Hang zur Gemächlichkeit, der noch stärker ist, als seine Furcht und sein Abscheu vor dem Feinde. Es sieht nicht ein, und seine Obrigkeit eben so wenig, daß diese Neigung zur Ruhe, der sie sich hingeben, das größte Unglück für den Staat und die größten Drangsale für den Einzelnen herbeyführen muß. Niemand im Lande will sein Behagen und seine Gewohnheiten, auch nicht für den wichtigsten Gegenstand, gestört sehen, noch sich gebrauchen lassen, Andere darin zu stören. So wird jede Anordnung vereitelt, jedem Befehle der Gehorsam straflos versagt. Die Obrigkeit mag die Einzelnen nicht zwingen, Maßregeln sich zu fügen, die ihren alten Gewohnheiten entgegen sind, so heilsam für den Staat und für den Einzelnen sie auch seyn mögen; und die Regierung mag die Obrigkeiten nicht zwingen, zu thun was ihnen und dem Volke unangenehm wäre." VII. 96.

„Es ist ein eigenes Ding um das Volk auf der Halbinsel. Ich halte sie, namentlich die Portugiesen, für die bestgesinnten Leute und für die herzlichsten Hasser der Franzosen. Allein es ist in ihrer Anlage und Gewohnheit eine Trägheit und eine Unfähigkeit, sich für ihre eigene und des Landes Sicherheit anzustrengen, die allen unsern Berechnungen und Bemühungen Trotz bietet."

„Sie werden kaum glauben, daß die Truppen, die ich jetzt in Alentejo habe, wo die Franzosen Hülfsmittel auf Monate finden und sich zueignen würden, mit der Hälfte ihres Bedarfes auf die Magazine am rechten Ufer des Tajo gewiesen sind. Die Leute wollen an uns nicht verkaufen was sie haben, und was ihnen der Feind, wie man sie oft belehrt hat, abnehmen wird, — weil sie die Aussicht scheuen, später sich nach Lissabon bemühen zu müssen, um den eigenen Bedarf, den sie jetzt an uns verkauft hätten, zu ersetzen. Kann ein solches Volk gerettet werden? Ist es der Rettung werth?" VII. 142.

Die Behörden, statt die bestehende Ordnung zu handhaben, machten Vorschläge zu außerordentlichen Maßregeln. Der Patriarch rieth zu einer

neuen Eintheilung des Königreiches in Districte. Darauf erwidert W.

„Portugal ist bereits auf eine sehr zweckmäßige Weise eingetheilt; die Obrigkeiten reichen zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten vollkommen hin; Gesetze und Verordnungen sind trefflich; was erfordert wird besteht nur darin, daß die Gesetze vollzogen werden und das Ganze in Bewegung trete.“ VI. 3.

Ein anderer schlug vor, Portugal unter das Kriegsgesetz zu stellen.

„Das geschieht nur, war die Antwort, wo es nöthig ist das Volk im Zaume zu halten. Dazu ist in Portugal kein Anlaß. Nöthig ist hier erstens: die Obrigkeiten anzuhalten, ihre Pflicht zu thun. Welche Strafe würde wegen Saumseligkeit durch ein Kriegsgericht ausgesprochen werden, als Absetzung? Diese aber kann die Regierung jedenfalls ohne ein gerichtliches Erkenntniß eintreten lassen. Zweytens: das Volk anzuhalten, seine Schuldigkeit zu thun und zu liefern was gefordert wird. Das Gesetz, welches jene Schuldigkeit auferlegt, und diese Lieferung fordert, enthält auch die Mittel der Vollziehung und des Zwanges, den die Obrigkeit anzuwenden schuldig ist. Ein Bauer, der aus der Miliz ausreißt oder das Getreide, Stroh oder Vieh, das ihm abgefordert wird, nicht liefert, wird nicht kommen, sich vor ein Kriegsgericht zu stellen. Er müßte aufgesucht und abgeholt werden. Sollte das Kriegsgericht an die Stelle der ordentlichen Rechtspflege treten, so müßten die Soldaten gebraucht werden, Verbrecher einzufangen, und würden, wenn der Feind da wäre, mit Sachen der Regierung beschäftigt seyn, statt in das Treffen zu gehen.“ VI. 47.

„Ich zweifle nicht, daß das Land alles was man fordert zu leisten fähig und auch willig sey, wenn nur die Regierung ihre Macht gebraucht, um Einzelne zu ihrer öffentlichen Pflicht mit Hintansetzung ihrer Privatabsichten anzuhalten. Wenn aber die Oberen erwarten, daß Leute aus den niedern Ständen ihre eigenen Angelegenheiten und Geschäfte liegen lassen um der gemeinen Sache zu dienen, so muß damit der Anfang bey den höheren Ständen gemacht werden. Diese müssen gezwungen werden, ihre Pflicht zu thun, und kein Name, so vornehm er sey, kein Schutz, wie mächtig er seyn mag, darf die, welche diese Pflicht versäumen, der verdienten Strafe entziehen.“ VI. 103.

Auf einen Vorschlag, die Stellung von Fuhrwerk durch ein neues Gesetz zu ordnen, antwortete W.:

„Die mir im Entwurfe mitgetheilte Verordnung ist vollkommen unnütz. Alles was erforderlich ist, um die bestehende Ordnung ganz befriedigend zu machen, besteht darin, daß die Gesetze vollzogen werden. Erstens müssen alle Obrigkeiten, die zur Stellung von Fuhrwerk aufgefordert werden, verpflichtet seyn, den Besitzern von Fuhrwerk zu befehlen, solches zu bestimmter Zeit am bestimmten Orte zu stellen. Zweytens müssen sie verpflichtet seyn, von denen, welche diesem Befehle nicht Folge leisten, eine Geldstrafe zu erheben. Drittens müssen die Obrigkeiten bestraft werden, falls sie versäumen, die Geldstrafe zu erheben, wenn das Fuhrwerk nicht nach dem Befehl gestellt wird. Bemerken Sie daß dieß in England Gesetz und Brauch ist. Bekanntlich wird in England mehr Rücksicht auf das Privateigenthum genommen als in irgend einem andern Lande; gleichwohl ist dort jedermann bey Strafe verpflichtet, in Sachen des Gemeinwesens zu helfen, und die Obrigkeiten sind verpflichtet, jeden dazu anzuhalten; thun sie es nicht, so fallen sie in die gesetzliche Strafe.“ VIII. 243.

Als die Gefahr näher kam, beschloß die Regentschaft eine Proclamation an das Volk zu erlassen. Darüber W.

„Wann die Proclamation ausgegeben wird, ist gleichgültig; sie thut gewiß keine Wirkung. Der Fehler an allen diesen Proclamationen auf der Halbinsel ist, daß die Verfasser sich die zum Muster nahmen, die in Frankreich während der Revolution erschienen sind; immer dem Volke geschmeichelt und das Volk betrogen. Was wir bedürfen ist: Darlegung der Gefahr; Angabe der Mittel, die zur Vertheidigung vorhanden sind; Erklärung der Pflichten eines jeden; Ermahnung, diese Pflichten zu erfüllen; Erinnerung, daß wer sie nicht erfüllt ohne Ansehen der Person gestraft werden soll. Dieß muß in einfacher Sprache, ohne Schwulst und besonders kurz gegeben werden. Ausdrücke, wie hier corir sobre nossos inimigos, vermehren nur das bestehende Uebel. Jedermann in Portugal kennt die Gefahr und wünscht sie abgewandt; Enthusiasmus ist genug da; Vivatrufe, Illuminationen, patriotische Feste und Gesänge überall; woran es aber fehlt, ist die einfache, genaue Erfüllung der Pflicht durch Jeden an seiner Stelle, und Gehorsam gegen den Befehl.“ VI. 110.

Zu den Hindernissen, die der Feldherr in der Untauglichkeit der Landesbehörden fand, kam eine bedenkliche Mißstimmung in seiner nächsten Umgebung. Er schreibt VI. 429 an den brittischen Gesandten zu Lissabon:

„Sie scheinen mit der portugiesischen Regentschaft einen scharfen Streit über unseren Operationsplan bestanden zu haben. Diese Leute werden mich endlich nöthigen, sie zu verlassen; dann werden sie sehen, wie sie sich herausziehen. Sie werden dann finden, daß ich allein es bin, der die Sachen in ihrer jetzigen Lage hält. In der That bekümmert mich die Stimmung einiger brittischer Stabsoffiziere mehr als die Thorheit der portugiesischen Regierung. Ich war immer im Besitze des Zutrauens und der Unterstützung der Officiere in den Heeren, die ich anführte; jetzt zum erstenmale, sey es eine Wirkung der Opposition in England, oder geht die Größe der Unternehmung über die Fassungskraft und den Muth dieser Leute, oder haben sie Recht und ich Unrecht, ich weiß es nicht, entsteht in dem Heere eine Gewohnheit zu quaken, die dem Dienste sehr nachtheilig ist, und der ich auf die eine oder andere Weise ein Ende machen muß, damit sie nicht mit uns ein Ende mache. Officiere haben das Recht, über das, was geschieht und angeordnet wird, ihre eigene Meynung zu haben; aber Officiere hohen Ranges oder Berufes sollten ihre eigenen Meynungen für sich behalten; billigen sie den Operationsplan des Befehlshabers nicht, so sollten sie das Heer verlassen. Und dazu muß ich einige anhalten, wenn ich nicht finde, daß ihr eigener besserer Sinn sie abhalte, sich so zu betragen, wie bisher. Glauben sie mir, hätte irgend jemand außer mir den Befehl geführt, und gewußt was ich weiß, so wären die Leute jetzt zu Lissabon oder schon auf der See."

Auch das vermehrte die Schwierigkeit seiner Stellung, daß er über alle Beförderungen erst Bericht erstatten und die Genehmigung abwarten mußte.

„Weder die Armee noch die Fremden kennen die geringe, ich möchte sagen, nichtige Befugniß zu belohnen, die mir beygelegt ist. Ich, der ich das größte englische Heer, das seit langer Zeit im Auslande aufgestellt ist, befehlige, kann nicht einmal einen Gemeinen zum Corporal machen. Für vorübergehende, kleine Züge möchte das hingehen: wer aber, wie ich, die Disciplin eines großen Heeres in einem langwierigen Kriege zu behaupten, und die Offiziere zu leiten und zu ermuntern hat, muß auch befugt seyn, die einzige Belohnung, die hier Statt findet, d. h. Beförderung zu ertheilen." VI. 326.

„Ich möchte wissen, ob je in der Welt ein Mann mit einem so hochwichtigen Geschäft, wie ich dermal, beauftragt gewesen sey, ohne die Befugniß zu haben, den obersten Verpflegbeamten zu ernennen. Hr. O., ein Unterbeamter, ist der tauglichste zu dieser Stelle; er soll sie aber nicht erhalten können, weil er noch nicht fünf Jahre dient. Der Mißbrauch einer unbeschränkten Befugniß zu befördern sollte allerdings verhütet, nicht aber die Befugniß selbst den Dienern der Krone entzogen werden. Durch Anordnungen, welche die Belohnung vorzüglicher Dienstleistungen erschweren, untergraben wir nur die Gewalt der Regierung." VI. 594.

„An mir wird, ob mit Erfolg oder nicht, ist noch ungewiß, der Versuch angestellt, wie gering die Befugniß zu belohnen sey, mit welcher ein Befehlshaber den Dienst zu leiten vermöge." VI. 414.

Aus dieser Zeit ist auch ein Schreiben an seinen Bruder, das ihn gegen den Krämer-Geist eines Theiles seiner Landsleute in einer kühnen und edlen Opposition zeigt.

„Ich hoffe, die spanische Regentschaft werde fest genug seyn, dem Begehren des freyen Handels mit den Colonieen zu widerstehen. Wir haben kein Recht zu diesem Begehren, und es ist von unserer Seite die größte Unklugheit. England hat Portugal durch seinen freyen Handel mit Brasilien zu Grunde gerichtet; nicht nur ist das Zoll-Einkommen Portugals, eine Million Pfund, verloren, sondern auch das Vermögen der Leute, die von diesem Handel lebten; und Cadiz würde dasselbe Schicksal haben, wenn jenes Begehren bewilligt würde. Portugal wäre nun, als unser Verbündeter, ganz anders bey Kräften, würde der Handel mit Brasilien noch über Lissabon geführt. Ist es klug, billig oder gerecht, unseren Verbündeten ihre Hülfsmittel abzuschneiden, bloß um in den Beutel unserer Kaufleute das Geld zu leiten, das sonst in die Schatzkammern dieser Länder floß, und das jetzt zur Erhaltung der Kriegsmacht wider den gemeinschaftlichen Feind würde verwendet werden?" VI. 349.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nr. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington etc. Zwölf Bände.

(Fortsetzung.)

Sechs Monate war der brittische Feldherr in einer guten Stellung, dem Douro näher als dem Tajo, geblieben und hatte sich durch die Unternehmungen der Franzosen gegen die Festungen Ciudad Rodrigo und Almeida nicht bewegen lassen, einen Angriff auf die überlegenen Streitkräfte des Feindes zu versuchen. Als beyde Plätze gefallen waren und der Marschall Massena mit einem großen Heere einbrach, das den Namen: Armee von Portugal führte, und laut seiner Proclamation bestimmt war, die Engländer auf ihre Schiffe zu treiben, trat W. den weiteren Rückzug an. Zuerst nur nach Busaco, wo er dem Vordringen des Feindes ein Ziel zu setzen dachte. Auch wurde dieser, da er die von den Britten besetzten Höhen angriff, mit großem Verlust zurückgeschlagen. Allein er rückte durch einen Paß, der aus Versehen unbesetzt geblieben war, weiter. Nun setzte W. seinen Rückzug fort und gelangte um die Mitte Octobers unversehrt nach Torres Vedras, nördlich von Lissabon, in eine Stellung, die er schon seit vielen Monaten bemüht gewesen war, auf das stärkste zu befestigen. Auch wagten die Franzosen keinen Angriff. Mangel an Lebensmitteln würde sie schnell zum Abzuge genöthigt haben, wären sie nicht im Besitze von Fahrzeugen gewesen, auf denen sie am linken Ufer des Tajo landen konnten. Darüber schreibt W. VI. 494.

„Der Verlust der Boote zu Santarem ist das größte Unglück das uns zustoßen konnte; ganz Alentejo ist dem Feinde preisgegeben. Die Regierung mag sich zu ihrer Anstalt Glück wünschen. Zu rechter Zeit hinwegschaffen was dem Feinde nöthig und nützlich seyn möchte, das wollten diese Leute nicht; sie ließen ihr eigenes Geschäft liegen und bekümmerten sich um das was sie nicht anging; und es giebt keinerley Anstalt die von ihnen zu treffen war und nicht von ihnen versäumt wäre. Eben jetzt lebt der Feind von dem Getreide das er nächst unsern Linien gefunden hat und in den Mühlen mahlt, die in unserem Gesicht sind, und welche die Regierung mehrmals aufgefordert war, unbrauchbar zu machen."

„Ich hege wenig Zweifel an einem glücklichen Ausgange; da ich aber Schlachten genug geliefert habe, um zu wissen, daß der Ausschlag in keiner sicher ist, selbst wo die Vorbereitungen die besten sind, so wünsche ich sehr, daß die Regentschaft zu rechter Zeit Maßregeln nehme, um auf den Fall der Noth die Personen in Sicherheit zu bringen, die von dem Feinde das Schlimmste zu erwarten hätten, wenn sie ihm in die Hände fielen."

Durch zwey Divisionen Spanier unter dem Marquis de la Romana und durch ansehnliche Haufen der portugiesischen Landmiliz verstärkt, hätte W. nun selbst den Angriff wagen können.

„Wir haben eine treffliche Stellung, (schreibt er VI. 555 an Lord Liverpool) die wir täglich noch stärker machen; die Armee ist in guter Ordnung und Stimmung. Ich bin nicht ganz gewiß, daß es nicht besser wäre, ich griffe die Franzosen an; indessen scheint mir das sicherste Verfahren, und das bey dem ich am wenigsten Leute verliere, dasjenige zu seyn, welches mit den Absichten der Regierung am meisten übereinstimmt; daher will ich lieber den Angriff abwarten."

Statt dessen geschah in der Mitte des Novembers der Abzug der Franzosen, jedoch nur bis Santarem. Dort nahmen sie eine Stellung aus welcher W. nicht glaubte sie verdrängen zu können. Er bezog also, ihnen gegenüber, Winterquartiere

südlich von Coimbra. Nun hielt die englische Regierung die Gefahr für abgewandt und wünschte, um die Kosten zu ersparen, ihre Schiffe aus dem Tajo zurückgehen zu lassen. Darauf schrieb W. an Lord Liverpool VII. 52.

„Die Frage, ob ich nicht den Feind in der Stellung, die er jetzt inne hat, angreifen sollte, ist von mir wohl erwogen worden. Ich habe ein um etwa ein Sechstel stärkeres Heer, die Spanier mitbegriffen; und mancher Gebrechen in der Zusammensetzung ungeachtet, würde es mir, denke ich, wohl glücken. Allein der Verlust an Todten und Verwundeten würde nothwendig groß seyn, und ein beträchtlicher Theil des Heeres würde, in Folge der Anstrengungen im Felde bey dieser Witterung, in die Spitäler kommen. Und was wäre wohl gewonnen?

.... „Dieses Jahr habe ich drey französische Korps, die stärksten in Spanien, acht Monate lang wider mich gehabt; Galicien war ganz, Castilien zum Theil frey von dem Feinde. Die Spanier in Galicien rührten sich nicht, weil es an allem fehlte; in Castilien geschah nichts, außer daß die Guerillas thätiger und glücklicher waren.“

.... „Sie werden diese Schilderung unserer Aussichten auf der Halbinsel trübe finden; aber so sind sie. Diese Lage der Sachen ist die Wirkung gewisser Fehler des spanischen National-Charakters, und dazu der falschen Grundsätze, nach denen bisher in diesem Lande gehandelt worden ist. Daher haben die Spanier keine Armee; keine Fähigkeit, eine aufzubringen; keine Gewalt, eine in Zucht zu halten; keine Mittel, sie zu verpflegen, zu bewaffnen und zu kleiden. Der Krieg auf der Halbinsel kann also, so weit Spanien betheiligt ist, nicht regelmäßig geführt werden.“

.... Unsere Aufgabe ist nicht, uns mit den Franzosen zu schlagen, da wir nicht im Stande sind, sie aus Spanien zu vertreiben; sondern, einen so großen Theil ihrer Streitkräfte, als möglich, zu beschäftigen, den Krieg in Spanien aber den Guerillas zu überlassen. So lange die Franzosen nicht unsere Sicherheit bedrohen, scheint es mir gleichgültig, ob sie in Spanien oder in Portugal seyen. Ja, in Rücksicht auf die größere Schwierigkeit, die sie in Portugal finden, halte ich es für besser, daß sie da sind. Ihre Zahl vermindert sich täglich, während sie uns keinen Schaden thun und das ganze nördliche Spanien für die Guerillas offen lassen; wir dagegen sind unsern Hülfsmitteln näher, als je. Sollte aber ihre Armee in Portugal verstärkt werden und nördlich vom Douro oder südlich vom Tajo auftreten, bevor ich mit den nöthigen Vorräthen versehen wäre, so müßte ich entschiedener versuchen, sie wegzudrängen. Das kann allerdings auch mißlingen, oder ich kann durch die Witterung und andere Umstände verhindert werden, es nur zu versuchen. In diesen Fällen wäre es schrecklich, keine Schiffe zum Abzuge zu haben. Ich kann also nicht rathen, diese wegzusenden.“

„Es ist allerdings erstaunlich, daß der Feind in diesem Lande so lang hat bleiben können; ein außerordentliches Beyspiel, was eine französische Armee vermag. Sie brachten keine Vorräthe mit und haben nicht einmal einen Brief empfangen seitdem sie in Portugal sind. Mit all unserem Gelde und der Zuneigung des Volkes zu uns, könnte ich in dem Bezirke, wo sie seit 2 Monaten 60,000 Mann und 20,000 Pferde stehen haben, nicht eine Division unterhalten. Aber sie nehmen alles und lassen die unglücklichen Einwohner Hunger sterben.“

Um diese Zeit verursachte dem Feldherrn das Gerede in Zeitungen, englischen und spanischen, viel Unlust. In einem Briefe an seinen jüngern Bruder VI. 611 sagt er:

„Die Preßfreyheit ist ohne Zweifel eine Wohlthat, und es mag schwer seyn, ihre Gränzen zu bestimmen. Besteht aber die Wohlthat in der Belehrung, welche die Presse einer Nation ertheilt, so scheint es nöthig, daß diese Belehrung auf Thatsachen gegründet sey, und daß Besprechungen militärischer Operationen und der Persönlichkeit der Anführer von einer wirklichen Kenntniß der Begebenheiten und der Umstände ausgehen. In England wird durch thörichte Bemerkungen in allen Zeitungen über das, was hier geschieht, nicht nur mir persönlich, sondern der Armee und dem Lande viel böse Nachrede erzeugt. Aber in England sind wir an solche Verläumdungen und an das Lesen solchen Unsinns gewöhnt, von dem wir annehmen, er mache keinen Eindruck, besonders weil gewöhnlich dieselbe Zeitung ihre erste Angabe bald zurücknimmt oder gegen ihre ersten Behauptungen selbst auftritt. In Spanien hingegen, einem Lande, das an solche Besprechungen nicht gewöhnt ist, wo selbst die besten Leute beargwohnt werden, ist es sehr gefährlich, Männer, wie Romana, dieser Art Verläumdung auszusetzen. Die spanischen Truppen, weder verpflegt noch bekleidet, noch bezahlt, werden einzig durch das Ansehen ihres Führers zusammengehalten, das allein von der guten Meynung, welche sie von ihm hegen, abhängt. Es sollte mich nicht wundern, wenn Romana an einem Morgen käme und mir eröffnete, er müsse gehen, weil die Mey-

nung seines Heeres sey, er dürfe nicht bey mir bleiben; so wie mir Carrera während der Belagerung Ciudad Rodrigo's erklärte, ob er gleich mit mir ganz einverstanden sey und den ganzen Feldzug hindurch mit mir vereint zu bleiben wünsche, so würde doch, wenn wir den Platz nicht retteten, die Meynung seiner Truppen so entschieden gegen uns seyn, daß er genöthigt seyn würde, sich von mir zu trennen; und wirklich am Abend des Tages, wo die Stadt sich den Franzosen ergab, zog er ab."

Ferner an Lord Liverpool VII. 155.

„Ich schicke Ihnen eine Zeitung, worin Sie eine Nachricht von unseren Werken, der Zahl der Kanonen und der Mannschaft in jedem, und von dem Zwecke der Errichtung finden. Man muß gestehen, die welche mit einem Feinde zu thun haben, der all die Kunde besitzt, welche die Franzosen durch unsere Zeitungen erhalten, befinden sich in einem ganz besondern Nachtheile."

Doch einmal wußte er den Zeitungen Dank. Sieben Generale begehrten und erhielten Urlaub, nach England zu gehen. Sie hatten zwar ihre Vertreter; aber, sagt W. VIII. 443, kein Geschäft kann gut von Jemand geführt werden, der es nur vorübergehend zu führen hat. Die Zeitungen ergoßen über die unerwarteten Ankömmlinge ihren Tadel. Darüber W. VII. 381.

„Der Abgang der Generale von der Armee war mir eben so zuwider als er der guten Sache in England nachtheilig gewesen ist. Ich that was ich vermochte, um sie zu bewegen da zu bleiben, aber umsonst; und ich gestehe, daß ich nicht ungern gesehen habe, wie sie in den Zeitungen mitgenommen worden sind. Die Folgen der Abwesenheit einiger von ihnen war, daß ich bey den jüngsten Vorfällen habe General der Reiterey und des Vortrabes und Anführer von zwey oder drey Colonnen seyn müssen, zuweilen alles an einem Tage."

Zu Anfang 1811 starb der Marquis de la Romana.

„An ihm, schreibt W. VII. 190, hat die spanische Armee ihre schönste Zierde, sein Vaterland den aufrichtigsten Freund, die Welt den eifrigsten und tapfersten Verfechter der Sache, für die wir streiten, verloren; ich aber einen Amtsgehülfen, einen Freund und einen Rathgeber, mit dem ich auf dem Fuß des vollkommensten Vertrauens gelebt habe und dessen Andenken ich mein Leben lang verehren und betrauern werde."

Aus dem Winterquartiere erließ W. mehrere Schreiben an das englische Kriegsministerium, von denen eines VII. 195 sehr bezeichnend für die damalige Lage ist.

Die Ergänzung der Armee ist nie gehörig in Betrachtung gezogen worden. Man erwartet, daß Leute in die Linie treten und ihre Familien hungern lassen, während für diese gesorgt wird, wenn die Leute in die Miliz eintreten. Ein Widerspruch, der dem Bedachtlosesten auffallen muß. Die Folge ist, daß nur die schlechtesten Leute in die Armee treten. Besonders schädlich ist jener Unterschied in Irland, wo die Leute von niederem Stande sehr jung heirathen und daher fast die ganze Miliz verheirathet ist. Lassen diese sich für das Heer anwerben, so verlieren sie die Versorgung ihrer Familien; daher widersetzen sich die Weiber, und nur Taugenichtse treten freywillig in die Armee. Dieß ist eine der Ursachen des häufigen Ausreißens und der vielen und großen Frevel."

„Der Staat, sagt man, kann den Aufwand nicht tragen, die Familien der Soldaten zu versorgen. Warum versorgt er aber die Familien der Miliz? Doch angenommen, die Ausgabe aufzubringen sey schwer, sage ich: das Land hat die Wahl nicht, eine Armee oder keine Armee, Frieden oder Krieg zu haben. Es hat eine starke Armee nöthig, die im Stande ist dem Feinde auswärts die Spitze zu bieten, oder es muß gefaßt seyn, ihn in seinem Schooße zu empfangen; dann ist es aus mit allen Berechnungen von größerer oder minderer Ausgabe, aus mit dem Glück und dem Behagen Englands. Gott verhüte, daß ich den Tag sehe, wo feindliche Heere in dem vereinigten Königreiche auftreten; aber ich bin gewiß, ich werde ihn sehen und an seinen Mühen Theil haben, wenn wir nicht unser System ändern, und das Publicum bey Zeit die wahre Natur des Kampfes, in dem wir stehen, einsieht und sich zu dem Aufwande, den er fordert, entschließt."

In einem andern räth er, die Aussichten der Feldprediger so zu verbessern, daß man hoffen dürfte, die brauchbarsten Männer für diesen Beruf zu gewinnen.

„Die Sache liegt mir sehr am Herzen, nicht allein weil ich, wie jedermann, wünschen muß, daß die Armee mit religiöser Unterweisung wohl versehen sey, sondern weil ich in dieser die größte Stütze und Hülfe der Ordnung und Zucht erkenne. Zudem erfahre ich, daß der Methodismus in der Armee um sich greift. Es giebt hier zwey oder drey

methodistische Versammlungen; die Leute kommen Abends zusammen und singen Psalmen; ein Sergeant hält manchmal eine Predigt. Der Feldprediger des Hauptquartiers behält sie im Auge; die Achtbarkeit seines Wandels und Benehmens verschafft ihm bey diesen Leuten einen Einfluß, der sie von Unordnungen abhält. Aehnliche Versammlungen kommen auch bey andern Abtheilungen des Heeres vor; eine im 9. Regiment, woran zwey Officiere Theil nehmen, die der Commandirende noch nicht hat bewegen können, davon abzustehen. Unter solchen Umständen bedürfen wir des Beystandes eines achtbaren Geistlichen, der durch seine Persönlichkeit und mit Hülfe der wahren Religion den Eifer dieser Leute mäßigen und sie vermögen könnte, die Versammlungen einzustellen oder wenigstens das, wodurch sie schädlich würden, entfernt zu halten. Dieß ist die einzige Weise in der wir gegen diese Versammlungen verfahren können. Eine Zusammenkunft von Soldaten in ihren Quartieren, um Psalmen zu singen oder eine Predigt zu hören, ist an sich vollkommen unschuldig und eine bessere Anwendung der Zeit als manche andere, der sie sich ergeben; es kann aber damit anders werden; und dennoch würde, bis der Mißbrauch eine große Höhe erreicht hätte, der Commandirende keine Kenntniß davon erhalten, oder nicht einschreiten können. Auch sein Einschreiten selbst muß sehr besonnen seyn, damit es nicht mehr Böses als Gutes stifte; und nie wird es so wirksam seyn, als eines achtbaren Geistlichen." VII. 231.

Bey der Rüstung auf den nächsten Feldzug war die Unbeholfenheit der portugiesischen Behörden beynahe noch hinderlicher als zuvor.

„Obgleich, wie ich höre, zu Lissabon Lebensmittel genug auf ein ganzes Jahr sind, leiden 12000 Portugiesen Hunger, die ich auf dem rechten Ufer des Tajo habe, weil die Regierung das nöthige Fuhrwerk nicht bezahlen kann."

. . . . „Meine Ansicht war immer, wenn England übernahm, Portugal zu behaupten, so hätten wir seine ganze Staatsverwaltung in Obhut nehmen, seine Mittel auf das Höchste treiben, auf ehrliche Verwendung derselben für den Krieg sehen, und dann das Fehlende, wie hoch es sich belaufen mochte, zuschießen sollen. Ich halte für wahrscheinlich, daß unser Aufwand dabey nicht so groß gewesen wäre als er jetzt ist. Vielleicht könnte man noch jetzt den bezeichneten Weg einschlagen; indessen ist unser Einfluß in dem Lande nicht mehr was er 1808 war, da ich den Ministern jenen Vorschlag machte." VII. 185.

„Don F. kann das Verfahren der portugiesischen Regierung nicht bitterer tadeln, als er es durch seine Erklärung thut, sie könne die 130 Karren, deren sie bedürfe, nicht erlangen. Giebt es keine Gesetze? Kann ein Mann, der sich weigert, auf Befehl der Obrigkeit für den öffentlichen Dienst seinen Karren zu bespannen, dafür nicht gestraft werden? Ist die Regierung da, um die Gesetze zu vollziehen, oder sind die Gesetze nur da, um dem Volke zum Spotte zu dienen? Die Sucht nach Volksgunst, die der Trägheit der Einwohner von Lissabon nachsieht, wird den Verlust des Landes zu Folge haben." VII. 255.

„Ist Ein Beamter bis jetzt wegen Pflichtversäumniß entlassen oder sonst bestraft worden? Ist die mindeste Veränderung in dem alten System eingetreten, das jedem Tölpel gestattet, zu thun was ihm gut dünkt, wenn er nur viva schreyt und den Regierungs-Mitgliedern seine Aufwartung macht?" VII. 476.

In einem Berichte an das englische Ministerium VIII. 6. werden die Gebrechen der Regierungen, mit denen der Feldherr zu verkehren hatte, sehr anschaulich.

„Diese unglücklichen Regierungen auf der Halbinsel waren so abgelebt, daß mir scheint, es gab in Spanien und Portugal, bevor die Franzosen eindrangen, keine Staatsgewalt. Der Einbruch der Franzosen besserte nichts. Seit dem, was man in Spanien die Revolution, in Portugal die Restauration heißt, ist meines Wissens in beyden Ländern kein Verbrechen bestraft worden, außer Anhänglichkeit an die Franzosen. Diese Unterschleife und Pflichtversäumnisse der Beamten, dieser Ungehorsam gegen Befehle, diese Unaufmerksamkeit auf Anordnungen, wodurch alle militärische Plane vereitelt werden und ein im Kriege befindlicher Staat gewisser, als durch alle Verschwörungen von Anhängern der Franzosen, zu Grund gerichtet wird, das alles geht unbeachtet hin; der zahlreichen Beschwerden von mir und Beresford ungeachtet, wüßte ich nicht, daß bis jetzt irgend jemand wäre bestraft oder vom Amte entlassen worden."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nr. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington etc. Zwölf Bände.

(Fortsetzung.)

„Die Ursache dieses Uebels ist der irrige Grundsatz von welchem die Regierung ausgeht. Sie bildet sich ein, die beste Grundlage ihrer Macht sey eine niedrige, gemeine Popularität, die sich in dem Geschrey des Lissaboner Pöbels und in den Aufwartungen und Bücklingen der Beamten äußert, die ihre Zeit wohl besser anwenden sollten. Diesem Dunste zu lieb hat die portugiesische Regierung, so wie die welche nach einander in Spanien aufgetreten sind, die wesentlichen Pflichten jeder Regierung hintangesetzt, die darin bestehen, daß man die, über welche man gesetzt ist, nöthigt, ihre Schuldigkeit zu thun; wodurch jetzt beyde Länder vor aller Gefahr gesichert seyn könnten."

„Ein anderes Uebel steht in enger Verbindung mit dem ersten. Die Regierung bringt ihre Finanzen nicht in Ordnung, weil sie dadurch das eigennützige Treiben dieser und jener Leute stören würde. Sie will neue Steuern nicht auferlegen, weil in allen Ländern der, welcher Steuern fordert, kein Liebling des gemeinen Volkes ist. Sie haben eine allgemeine Einkommen-Steuer, dem Namen nach 10, und in einigen Fällen 20 vom Hundert. Die haben sie so eingerichtet, daß, glaube ich, niemand den hundertsten Theil von dem, was er bezahlen sollte, entrichtet hat. Dann können sie aus Mangel an Geld niemand bezahlen und haben daher natürlich auf die Unterbehörden nicht den Einfluß, den sie haben sollten."

„Nicht genug an den Schwierigkeiten aller Art, die uns überall umgeben, habe ich Mühe mit der alten Feindschaft zwischen diesen zwey Nationen, die mehr als sonst etwas Aehnlichkeit mit der Feindschaft von Hund und Katze hat; worüber, selbst bey Einzelnen, kein Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr, gemeinschaftlichen Vortheils oder Schadens, noch sonst etwas obsiegen kann."

Der Feldzug 1811 war gleichwohl erfolgreich. Im März und April wurde Massena durch eine Reihe wohl berechneter und ausgeführter Operationen genöthigt, Portugal zu räumen. Die Kunde von dieser unerwarteten Wendung erregte in England ein freudiges Erstaunen, dem auch die bisherigen Tadler des Feldherrn sich nicht entziehen konnten. Einer der Vordersten in der Opposition, Samuel Whitbread, bekannte in einem Briefe an W. den Irrthum, worin er befangen gewesen. W. antwortet VII. 585.

„Ich gestehe, ich war sehr bekümmert, daß Männer, für die ich die höchste Achtung hegte und deren Meynung nothwendig großes Gewicht in England und ganz Europa hatte, über die Lage der Sachen in Portugal Aeußerungen thaten, die nach meiner Ansicht irrig waren; wobey ich von der Urtheilskraft dieser Männer eine so hohe Vorstellung hatte, daß ich nicht anders konnte, als diese Aeußerungen, von deren Irrigkeit ich überzeugt war, einem übertriebenen Parthengeiste beymessen. So lieb und werth mir nun der Beyfall ist, der mir von Ihnen und von Anderen zu Theil wird, so ist mir doch das Erfreulichste, was mir die jüngsten Nachrichten aus England brachten, die Ueberzeugung, daß solche Männer nicht ungerecht gegen mich seyn konnten, und daß die Meynungen, welche sie geäußert, Ergebnisse ihres wirklichen Dafürhaltens, in Folge unbefangener Erwägung aller zu ihrer Kenntniß gelangten Umstände, waren. Für einen Mann, der bestimmt scheint, sein Leben im Harnisch zuzubringen, ist diese Ueberzeugung von hohem Werthe."

In einem Briefe an J. Villiers, der früher brittischer Gesandter zu Lissabon gewesen war, bezeugt W. sich selbst, daß nur eine Beharrlichkeit, die man Starrsinn zu nennen pflegt, ihm über so viele Hindernisse den Sieg verschafft habe. VII. 593.

„Niemand kann besser als Sie die Schwierigkeiten würdigen, mit denen ich zu kämpfen gehabt habe; dennoch glaube ich, daß Sie nicht mit allen bekannt gewesen. Ich beharrte bey dem System, das ich für das beste hielt, obgleich alle brittische Officiere im Lande einstimmig der Meynung waren, ich sollte die Armee abführen, während andererseits die portugiesischen Behörden verlangten, der Krieg sollte an die Gränze verlegt werden, wozu es uns nicht nur an den nöthigen Streitkräften, sondern auch an den Mitteln des Unterhalts gebrach. Etwas das über Festigkeit hinausging war, glaube ich, allein im Stande, mich in diesem Streite der Meynungen neun Monate hindurch aufrecht zu halten. Nehmen Sie dazu, daß die Leute in England ihre Meynung mit dem Winde änderten, und Sie werden sehen, daß ich fast allein auf mich verwiesen war."

Die Erwartungen, die man nun in England von weiteren Fortschritten hegte, waren ihm zu hoch. VIII. 51.

„In der That scheint mir unser englisches Publicum durch jeden Vortheil, den wir erringen, so gehoben, und durch jedes vorübergehende Mißgeschick, das uns trifft, so niedergeschlagen, daß mir die Beschreibung des Standes unserer Sache immer etwas schwer wird, und ich immer besorge, die Regierung schlage, was wir leisten, allzu hoch an."

Er blieb dem Grundsatze treu, den er IX. 298 ausspricht.

„Ich war immer unwandelbar der Meynung, die verbündete Armee soll, wenn sie nicht zur Schlacht gezwungen wird, keine liefern, außer unter Umständen die so günstig sind, daß man hoffen darf, sie, und nicht der Feind, werde das Feld behaupten."

Eine ihm vortheilhafte Schwäche in dem Kriegswesen der Franzosen bezeichnet er VIII. 62.

„Bey der Ueberlegenheit des Feindes an Mannschaft und bey der Unbrauchbarkeit der spanischen Truppen schreibe ich das Glück, das wir bisher gehabt haben, großentheils dem Mangel an Kundschaft in dem feindlichen Hauptquartiere zu. Gegenwärtig ist unsere ganze Macht in einer Entfernung einiger Meilen von dem Feinde; gleichwohl weiß dieser nicht wo wir stehen."

Sein Stillstehen auf der spanischen Gränze gab den Gegnern der Regierung abermals zu tadelnden Bemerkungen Anlaß. Er äußert sich darüber VIII. 245.

„Der Kampf ist kostspielig und giebt wenig Aussicht auf Erfolg, außer, daß die Franzosen ermüdet werden. Vernünftigerweise konnte man auf Glück in diesem Kampfe nicht rechnen, nachdem ihn die Franzosen damit begonnen hatten, daß sie die Heere, die Festungen, die Waffenvorräthe, überhaupt die Hülfsmittel der Halbinsel in Beschlag nahmen. Auf diese Umstände sieht man gewöhnlich nicht, sie wirken aber anhaltend fort, und die Thorheit, zum Theil auch Verrätherey der Spanier, in dem Verluste von Schlachten und Festungen, hat unsere Lage noch schwieriger gemacht. Ich bin jedoch immer noch nicht ohne Hoffnung. Wir haben bereits eine gewiße Veränderung in der Art des Krieges und dem Militär-Systeme der Franzosen hervorgebracht; sie verfahren jetzt großentheils vertheidigungsweise. Bald werden sie auf die Hülfsmittel Frankreichs gewiesen seyn, wenn sie es nicht jetzt schon sind; und sobald dieß eintritt, wird der Krieg nicht mehr lange dauern. Wir mögen hier zu Lande zehn Millionen jährlich ausgeben; es ist aber eine ganz irrige Vorstellung, diesen ganzen Aufwand mache der Krieg auf der Halbinsel nöthig. Unser Kriegsstaat hier würde nahe an die Hälfte dieser Summe kosten, wenn er zu Hause wäre; also nur die andere Hälfte kostet eigentlich der Krieg. Ich sage nicht, daß dieser Aufwand nicht groß sey; aber wir müssen ihn tragen, so lange Spanien und Portugal ausharren kann, oder auf unseren Ruf als ein großes Volk verzichten."

Und zu Ende des Jahres 1811.

„Sollte auch Valencia fallen und dadurch Suchet's Heer verfügbar gegen uns werden, so gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, daß der Kampf zu unserem Vortheil enden werde. Bonaparte ist noch immer weit davon entfernt, auch nur den Theil der Halbinsel, den er militärisch besetzt hält, unterworfen zu haben; die Einwohner sind noch immer, bey jeder Aussicht auf Erfolg, zum Widerstande bereit; wir werden bald neue Mittel finden, die Guerillas zu unterstützen; und die Verheerung, die den Feind begleitet, und, wo er irgend stehen bleibt, sich ausbreitet, ist in der That unser bester Freund, und wird zuletzt dem Kampfe ein Ende machen. Das ganze Land zwischen Alentejo und Madrid ist jetzt eine Wüste. Die Leute sagen, es sey besser, rauben, als säen und sich die Erndte rauben lassen. Die Franzosen fangen an zu merken, daß sie für keine Operation, wozu man Zeit braucht, ihre Heere mehr beysammen halten

können, und daß mit kleinen Haufen gegen uns, wenn wir an sie reichen, nichts auszurichten ist. Freylich sind für uns die Schwierigkeiten fast dieselben; mit kleinen Haufen ist nichts zu unternehmen, und große würden verhungern. Doch haben wir Vortheile vor den Franzosen; die Herrschaft über alle schiffbare Flüsse, und unsere Magazine an der Küste."

Um dieselbe Zeit eröffnete sich der englischen Regierung die Aussicht, einen Aufstand in Italien gegen die französische Herrschaft bewerkstelligen zu können. Lord William Bentinck wurde dazu ausgesandt. Auf dessen Mittheilungen hierüber antwortete W.

„Schon lange habe ich für wahrscheinlich gehalten, daß selbst wir noch einen allgemeinen Widerstand in Europa gegen Bonaparte's trugvolle und eckelhafte Tyranney erleben und dabey mithandeln würden; und oft habe ich über die Maßregeln nachgedacht, die einen guten Erfolg sichern möchten. Die, welche sich zu einem solchen Unternehmen entschließen, sollten von dem Gedanken erfüllt und geleitet werden, daß sie das einmal gezogene Schwert nicht dürfen ruhen lassen bevor ihr Zweck vollständig erreicht ist. Sie müssen gefaßt und genöthigt seyn, Alles der Sache aufzuopfern. Unterwerfung unter Kriegsordnung und Zucht versteht sich von selbst; wenn aber ein Volk entschlossen ist, Bonaparte zu widerstehen und abzusagen, muß es gefaßt seyn und sich nöthigen lassen, Ueberfluß und Wohlleben dahin zu geben und Alles zu wagen in einem Kampfe, dessen zuvor wohl zu bedenkender Zweck ist, Alles zu retten oder nichts. Die erste Maßregel ist, eine Armee, und zu deren Unterhalt das nöthige Geld durch Abgaben des Volkes aufzubringen. Vor allem aber die Aufstellung einer Regierung, die so stark ist, daß sie Armee und Volk anzuhalten vermag, ihre Pflicht zu thun. Dieß ist die Klippe, woran Spanien gescheitert ist, und auf deren Vermeidung alle unsere Maßregeln in jedem anderen Lande, das zum Widerstande gegen Bonaparte Hoffnung giebt, gerichtet seyn müssen. Die Begeisterung des Volkes ist eine schöne Sache und nimmt sich in Druckschriften gut aus; aber Wirkung habe ich davon keine erfahren, außer Verwirrung. Was man in Frankreich Begeisterung nannte, war Gewalt und Tyranney, ausgeübt durch Volksversammlungen, die zuletzt Europa umgekehrt und die mächtigste und furchtbarste Gewaltherrschaft, die je war, gegründet haben. In Spanien hat sich die Begeisterung in Vivas und eitle Praleren ausgeleert. Der Glaube daran hat sogar den Versuch, spanische Armeen zu disciplinieren, gehindert, und seitdem immer zum Vorwande gedient, die grobe Unwissenheit der Officiere und das schlechte Betragen der Truppen zu entschuldigen. Ich lege Ihnen daher dringend ans Herz, wohin Sie auch gehen mögen, nichts auf die Begeisterung des Volkes ankommen zu lassen. Geben Sie ihm eine starke, gerechte, und wo möglich eine gute Regierung; vor allem aber eine starke, die es zu nöthigen weiß, seine Pflicht zu thun; und lassen Sie Maßregeln für den Unterhalt der Armee gleichen Schritt mit deren Aufstellung halten." VIII. 482.

Der Feldzug 1812 ward auf das Glänzendste mit der Einnahme von Ciudad Rodrigo, der spanischen Gränzfestung, eröffnet. Bevor die französische Armee zum Entsatze in Bewegung kam, wurde die Stadt, nach einer kurzen Belagerung, erstürmt.

„Bey allen Belagerungen in diesem Lande habe ich mich nur des Kanonenfeuers bedient, hauptsächlich in der Erwägung, daß das Feuer aus Mörsern und Haubitzen nur auf die Einwohner wirkt, deren Empfindungen und Wünsche wenig Rücksicht bey einer französischen Besatzung finden. Die Schwierigkeit und Kostspieligkeit dieser Unternehmungen ist dadurch sehr vermindert worden, und jedenfalls, mit oder ohne Erfolg, thaten sie den Einwohnern keinen Schaden." IX. 11.

Darauf folgte die Belagerung der anderen, noch wichtigeren Gränzfestung, Badajoz.

„Ich hatte mir vorgenommen, die Belagerung zwischen dem 6ten und 8ten März anzufangen, und alle Anstalten waren hiernach getroffen; aber weil die große und reiche Stadt Evora, die im Kriege nichts gelitten hat, kein Fuhrwerk hergab, so konnte ich erst am 17. beginnen, und nun müssen die Truppen unter den Regengüssen des Aequinoctiums, die ich hatte vermeiden wollen, die Belagerungsarbeiten vornehmen." IX. 18.

Nach wenig Tagen wurde auch hier Sturm gelaufen, und die Stadt erobert. Da und in den andern Plätzen die Festungswerke herstellen und verstärken zu lassen, war die erste Sorge des Feldherrn; wie er denn auch (IX. 413) die Linien bey Torres Vedras nördlich von Lissabon immer noch im besten Stande erhielt. Jetzt war es

für ihn Zeit, in Spanien vorzurücken. Die englische Regierung wies zu seiner Verfügung eine beträchtliche Summe an, die er zur Vermehrung der spanischen Streitkräfte verwenden möchte. Dieß veranlaßte ihn zu folgender Erklärung.

„Was die zu meiner Verfügung gestellte Summe betrifft, so werde ich sie keineswegs auf ein Depot von Rekruten verwenden. Allerdings ist die mechanische Abrichtung der Soldaten ein wesentliches Erforderniß bey der Bildung einer Armee. Allein die haben nach meiner Ansicht keine richtige Vorstellung von dem Wesen einer Armee, die annehmen, es bedürfte dazu nur wohl exercirter Rekruten. Subordination und Gewohnheit zu gehorchen ist nöthiger, als die mechanische Abrichtung beym Exerciren; und das können Soldaten nur in dem Maße sich eigen machen, als sie Zutrauen zu ihren Officieren haben; sie können aber keines zu Officieren haben, die in ihrem Berufe unwissend, ohne Subordination unter sich selbst sind und nie einem Befehle gehorchen. Die Verbesserung einer solchen Armee muß mit den Officieren anfangen; und man darf sich darauf verlassen, daß kein Mangel an Abrichtung oder an der Uebung, welche dadurch zu erlangen ist, zu bemerken seyn würde, wenn die Officiere etwas unterrichtet und an Subordination und an Gehorsam gewöhnt wären. Ich gehe noch weiter und bezweifle, daß man durch Einreihung einer Zahl gut abgerichteter Rekruten in die spanischen Regimenter, wie sie jetzt sind, irgend etwas ersprießliches bewirken würde. Der Zweck aller Abrichtung muß seyn, Leute zu lehren und zu gewöhnen, daß sie auf den Befehl ihrer Officiere, wenn sie geordnet vor dem Feinde stehen, das thun, was sie geheißen werden; und man setzt voraus, der ganze Haufe sey darin gleich oder beynahe gleich geübt, und jedenfalls könne der Officier nicht nur befehlen, was zu thun sey, sondern auch beurtheilen, ob es gut oder übel gethan werde. Ist dieß wirklich so in einem der hundert Fälle, wo gut abgerichtete Rekruten aus einem Depot zu einem spanischen Regimente kommen? Gewiß nicht. Die Folge ist, daß der gut abgerichtete Rekrut im Treffen um nichts besser ist, als das Gesindel, worunter man ihn gesteckt hat; entweder vergißt er aus Mangel an Uebung bald was er gelernt hat; oder verachtet es als unnütz, da er sieht, daß die Praler, unter die er kommt, von all dem, was er mit so vieler Mühe gelernt hat, nichts verstehen; oder er verachtet die Unwissenheit sowohl seiner Officiere als seiner Cameraden, und hat zu beyden so wenig Zutrauen als zu sich selbst. Aus diesen Gründen müßte ich Geld, auf die Bildung von spanischen Rekruten verwendet, als hinausgeworfen ansehen.“ IX. 148.

Im Juny 1812 rückte W. auf Salamanca vor, und am 22. July erfocht er in der Nähe dieser Stadt einen vollständigen Sieg über die französische Armee unter Marmont.

„Die Ausdehnung des linken Flügels der Franzosen und sein Vorrücken gegen unseren rechten gab mir, obgleich der Feind eine starke und mit Geschütz wohl besetzte Stellung einnahm, eine gute Gelegenheit zum Angriffe, wornach mich längst verlangt hatte.“

— — „Nie habe ich einen tapfereren Angriff gesehen als den, welchen die schwere Brigade der deutschen Legion auf feindliche Infanterie gemacht hat.“

Später machte ihm die häufige Desertion aus dieser Legion Verdruß. XI. 273.

„Ob ich gleich die deutschen Soldaten nicht ungern habe (und in einer Rücksicht, auf Gesundheit, haben sie den Vorzug vor allen andern, die man uns senden könnte), so thäte es mir doch nicht leid, sie zu verlieren, weil sie so schrecklich ausreißen und damit unsern Leuten ein böses Beyspiel geben. Ich glaube, es ist von den letzten Rekruten, die wir zu der deutschen Legion bekommen haben, kein Mann mehr da. Die Portugiesen gehen zum Feinde nicht über; wenn sie weglaufen, so kehren sie nach Haus zurück.“

Madrid war eingenommen und es fehlte nur noch der Besitz von Burgos, um eine starke Stellung in dem Herzen Spaniens zu nehmen und zu behaupten. Allein die Belagerung dieses Platzes hatte keinen Erfolg und der Sturm mißlang. Die französischen Streitkräfte wurden sehr verstärkt und auf die spanischen war nicht zu bauen. W. entschloß sich abermals zum Rückzuge an die Gränze von Portugal.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nr. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington etc. Zwölf Bände.

(Fortsetzung.)

„Nach dem was ich in Zeitungen lese, besorge ich, das Publikum werde sich durch den Ausschlag des jüngsten Feldzuges getäuscht achten, ob es gleich in der That unter allen Feldzügen eines brittischen Heeres seit hundert Jahren der ist, der am meisten Erfolg gehabt und die wichtigsten Vortheile errungen hat. Wir haben Ciudad Rodrigo, Badajoz und Salamanca, dann den Retiro eingenommen; zu gleicher Zeit sind andere Plätze von Wichtigkeit in die Hände der Verbündeten gefallen. Seit dem Jänner d. J. sind von uns nicht viel weniger als zwanzigtausend Kriegsgefangene nach England geschickt worden; viele Zeughäuser des Feindes haben wir theils in Besitz genommen, theils zerstört, und gegen dreytausend Stück Geschütz in unsere Gewalt bekommen oder unbrauchbar gemacht. Die Belagerung von Cadiz ist aufgehoben und das ganze Land südlich vom Tajo frey von dem Feinde.“

„Wir hätten, denke ich, viel größere Vortheile erlangt und den Winter über Castilien und Madrid behauptet, wenn ich hätte Burgos im October nehmen können, wie es hätte geschehen sollen, oder wenn Ballesteros auf Alcaraz gezogen wäre, wie ihm befohlen war, statt sich mit Ränken für sein größeres Emporkommen zu beschäftigen.“

„Der Fehler, den ich bey der Unternehmung auf Burgos beging, war nicht, daß ich sie mit unzureichenden Mitteln wagte, sondern daß ich dazu anstatt der besten Mannschaft die am wenigsten geübte nahm. Ich ließ zu Madrid die Divisionen, die ich stets unter meinen Augen gehabt, und nahm die erste mit, die sich ungeübt erwies. In der That hätten die Truppen bey dem ersten Versuche die äußeren Linien erstürmen sollen, und hätten sie das gethan, so reichten unsere Mittel hin, den Platz einzunehmen. Sie eroberten die Linien nicht, weil ihr Befehlshaber that, was in unserem Heere nur zu gewöhnlich ist. Er traf keine der befohlenen Anordnungen; statt den Angriff so, wie ihm aufgetragen war, zu leiten, stürmte er vor wie ein Anführer von Waghälsen, und fiel mit einer namhaften Zahl seiner Begleiter. Ich hatte ihm meine Befehle nicht nur aufgeschrieben, sondern auch zweymal vorgelesen und erklärt. Diese Befehle hatte er in der Tasche. Da die Franzosen sie nun in die Hände bekamen und dadurch mit dem Angriffsplane bekannt wurden, so konnte dieser nie mehr ausgeführt werden. Als der Anführer fiel, konnte niemand die Truppen anweisen, weil niemand von ihm Anweisung erhalten hatte. Ich war indessen im Laufgraben und befahl den Rückzug. Bey dem Sturme auf diese Linie, die nicht so stark war als manche bey früheren Belagerungen von uns eroberte, verloren wir unsere Zeit und unsere Munition, auch unser Geschütz, das unbrauchbar wurde.“

„Ich sehe, daß man bereits geneigt ist, die Regierung wegen des Mißlingens der Unternehmung auf Burgos zu tadeln. Die Regierung hatte bey dieser Unternehmung nichts zu sagen. Diese war ganz mein eigenes Thun. Was die Mittel betrifft, so waren deren sowohl zu Madrid als zu Santander genug für die Belagerung der stärksten Festung. Was an beyden Orten fehlte, war Fuhrwerk um Geschütz und Munition fortzubringen.“

„Die Leute in England, so glücklich in jeder Beziehung, so reich an Hülfsmitteln aller Art, im Besitze so vortrefflicher Straßen, werden nicht leicht glauben, daß man hier zu Lande oft in den wichtigsten Schritten davon abhängt, ob man fünfzig bis sechzig Maulthiere mehr oder weniger, oder eine Anzahl Strohbündel zu ihrer Nahrung mehr oder weniger hat, und doch ist es so. Ich habe von Madrid nicht eine Kanone abführen lassen können.“ IX. 565.



Jetzt kam das englische Ministerium auf den Gedanken, dem Feldherrn einen zweyten Befehlshaber, nach alter Gewohnheit, beyzugeben. Dagegen erklärte sich W. sehr nachdrücklich.

„Heutzutage wo man keinen Kriegsrath mehr hält und der Oberbefehlshaber für alles was vorgeht streng verantwortlich ist, gewährt die Stelle eines zweyten Befehlshabers nicht nur keinen Nutzen sondern sie ist schädlich für den Dienst. Ein Mann ohne bestimmten Beruf, außer daß er seine Meynung hinwirft, die er nach Gutdünken wieder aufgeben kann, ist in entscheidenden Augenblicken ein Hinderniß.“ X. 41.

Indem er sich nun auf den neuen Feldzug rüstete, war er vorzüglich bemüht, die Regierungen in Portugal und Spanien zu größerer Anstrengung und Sammlung ihrer Kräfte zu vermögen. In Portugal ging man in dieser Absicht mit dem Verkaufe von Gütern der Krone und der Geistlichkeit um. Darüber IX. 457.

„Die Gefahr für Portugal ist vermindert aber keineswegs ganz abgewandt. Sein Schicksal kann noch immer von dem Erfolge von Kriegs-Operationen abhängen, worauf ich, der ich sie zu leiten habe, niemand rathen möchte, sich zu verlassen. Wer möchte unter solchen Umständen wünschen, Landeigenthum in Portugal zu erwerben? Könnten wir auch den Prinzen Regenten und die Geistlichkeit bewegen, uns ihre Ländereyen veräußern zu lassen, wo fänden sich dazu Käufer? Mögen wir oder die Franzosen zuletzt die Oberhand behalten, so wird, vermuthe ich, der Stand der Sachen in Spanien und Portugal nicht so seyn, daß in den nächsten Jahren Ankäufe in beyden Ländern wünschenswerth seyn werden.“

Ferner über denselben Gegenstand an das englische Ministerium. IX. 497.

„Gegen den Verkauf der Kirchen- und Klostergüter in Portugal gilt alles, was gegen den Verkauf der Krongüter.“

„Ich bin der Meynung, es sey für Spanien und Portugal kein Nachtheil, daß große Stücke Land im Besitze der Kirche sind. Die Bischöfe und die Mönche sind die einzigen großen Eigenthümer, die auf ihren Gütern leben und die Einkünfte davon unter den Leuten verzehren, durch deren Arbeit die Einkünfte aufgebracht worden sind. Bis die Gewohnheiten der andern großen Landeigenthümer hierin sich ändern, wäre die Uebertragung des Kirchengutes auf Laien ein Unglück für diese Länder.“

Schon etwas früher hatte er den Einfall der portugiesischen Regentschaft, sich durch Errichtung einer Bank nach dem Vorbilde der englischen zu helfen, zurückgewiesen.

„Wenn eine Nation Credit zu erlangen, oder mit anderen Worten, wenn sie Geldbesitzer zu vermögen wünscht, ihrer Regierung Capitalien anzuvertrauen, so muß sie damit beginnen, daß sie ihr Einkommen auf gleiche Höhe mit dem festgesetzten Aufwande bringt; und sie muß eine Neigung beweisen, redlich zu verfahren, indem sie ihre Verbindlichkeiten gegen die Gläubiger erfüllt. Dieß habe ich unabläßig der portugiesischen Regierung vorgehalten, und hätte sie darauf gemerkt, anstatt sich müßigen Hoffnungen von Darlehen aus England hinzugeben, so würde der Ausfall in dem Einkommen, der sich auf fünfzehn Millionen Crusados beläuft, gedeckt worden seyn. Ich verlange keine neuen Steuern, im Gegentheile, ich würde deren mehrere aufheben; aber ich fordere die wirkliche und aufrichtige Erhebung derer, welche bestehen sollen.“ IX. 219.

Dieser gute Rath drang endlich durch. Anderthalb Jahre später schreibt W. XI. 364.

„In Portugal sind die Finanzen bereits hergestellt und dieses Land geht aus dem Kriege blühender als das ganze übrige Europa hervor, weil man ein wenig auf den Rath der Vernunft und der Erfahrung achtet und nicht in Finanz-Systemen Hülfe sucht, die nur aus den Köpfen eines Diebs-Gesindels kommen konnten.“

Bey den Spaniern hingegen war nichts auszurichten. W. schreibt zu Anfang 1813 an das englische Ministerium:

„Es ist unmöglich die Verwirrung zu beschreiben, die zu Cadiz herrscht. Die Cortes haben ein Schaustück von Verfassung gemacht wie ein Maler ein Bild. Ich weiß nicht zwey Leute in Cadiz oder sonst wo zu nennen, die in dieser Verfassung die Aufstellung eines Systems erkennen, nach welchem Spanien regiert wird oder werden könnte. Die Cortes haben sich der vollziehenden Gewalt begeben und diese einer Regentschaft übertragen. Beyde Behörden üben außerhalb Cadiz keine Gewalt; die Regentschaft vielleicht keine außerhalb ihres Saales. Beyde hegen Verdacht gegen einander; die Regentschaft, es möchten die Cortes wieder die vollziehende Gewalt an sich ziehen; die Cortes, es möchte die Regentschaft, wenn beyder

Sitz von Cadiz hinweg verlegt würde, den Pöbel zu Granada oder Sevilla, der ihnen noch nicht so bekannt und zugethan ist wie der zu Cadiz, gegen sie aufbringen. Ich wünschte, es möchten einige von unseren Reformern nach Cadiz kommen, um die Wohlthat einer geschriebenen Verfassung, einer souveränen Volksversammlung die man „Majestät,“ und einer Regentschaft, die man „Hoheit“ nennt, die aber unter dem Befehle Ihrer Majestät, der Versammlung, steht, zu schauen“

„Mir scheint es, wir dürfen diese Leute nicht so in ihr Verderben gehen lassen. Bis jetzt, da sie auf Cadiz eingeschränkt waren, hatten ihre Thorheiten wenig auf sich; jetzt ist es anders, da das Unglück der Franzosen das Land für die Cortes öffnet. Einige der leitenden Mitglieder, mit denen ich gesprochen habe, erkennen die Albernheit der Verfassung und wünschen ihre Abänderung, sehen aber keinen Weg dazu und sind in großer Furcht vor den Cadizer Zeitungen.“ X. 53.

An eines dieser besonneneren Mitglieder der Cortes, Diego de la Vega schrieb er ausführlich über die Mängel der neuen Verfassung.

„Ich habe nicht darein zu sprechen, und lege mich nie in Sachen, die mich nicht angehen. Ich werde für Spanien, wie auch seine Regierung beschaffen seyn mag, fechten, so lange es Frankreichs Feind ist. Allein ich kann nicht umhin die Uebel zu sehen und zu beklagen, die dem Lande bevorstehen, so glücklich der gegenwärtige Kampf geendigt werden mag, wenn man von diesen Verirrungen nicht umkehrt. — Ich sage Ihnen also meine Meynung als Privatmann. — Erstens sollte die Regentschaft, mit allen dem Könige durch die Verfassung eingeräumten Rechten, Einer Person aufgetragen werden, einem Mitgliede der königlichen Familie, Mann oder Weib, falls ein dazu taugliches vorhanden ist; wo nicht, dem angesehensten Manne in dem Lande. Dem Regenten sollte ein Regentschaftsrath, wozu er fünf Männer nach Gutdünken erwählte, zugegeben seyn. Dieß wären die Minister, zugleich Mitglieder der Cortes; sie hätten einzeln die Verantwortlichkeit für das jedem zugewiesene Ministerium, in Gesammtheit aber für die allgemeinen Anordnungen zu tragen. Dadurch würde das Ansehen der Regierung und zugleich ihre Verbindung mit den Cortes gesichert. Die bloße Anwesenheit von Ministern thut es nicht, wenn sie auch an der Berathung Theil nehmen dürfen. Sind die Mitglieder der Cortes wie unser Haus der Gemeinen, so können die Minister in dieser niedrigen Stellung nicht nur keinen Einfluß haben, sondern sie werden verachtet und gemieden werden, als wäre der Umgang mit ihnen unehrlich und schädlich. Seyen Sie also versichert, daß keine Verbindung zwischen den Cortes und der Regierung möglich ist, wenn nicht die Mitglieder der letzteren auch Mitglieder der Cortes sind. Zweytens wären die Bestimmungen der Verfassung aufzuheben, nach welchen Abgeordnete nicht wieder erwählt werden können, denn dadurch würde den Cortes die Gabe der Erfahrenheit entzogen. Drittens rathe ich, das ganze siebente Capitel der Verfassung aufzuheben. Der Staatsrath, wie er da eingesetzt ist, dient weder als berathende Behörde für die vollziehende Gewalt ersprießlich, noch kann er zwischen dieser und einer Volksversammlung das Gleichgewicht halten. Sollte die Regierung, wie sie in der Constitution gedacht ist, je in Werkthätigkeit kommen, was ich für unmöglich halte, so würde der nicht verantwortliche Staatsrath in Reibungen mit dem verantwortlichen Justizminister gerathen, und das Land indessen durch die Ernennung schlechter Bischöfe und schlechter Richter, in Folge des Treibens des Staatsrathes, Schaden nehmen. Der größte Einwurf aber, den ich gegen das ganze System der Verfassung zu machen habe, ist, daß in einem Lande, wo fast alles Eigenthum in Grund und Boden besteht, und wo die größten Grundeigenthümer Europa's wohnen, keine Anstalten noch Schranken errichtet worden sind, um das Landeigenthum gegen die Eingriffe sicher zu stellen, denen es jederzeit, am meisten aber im Laufe einer Revolution, ausgesetzt ist. Der Staatsrath leistet eine solche Sicherheit nicht, da er keine Stimme in der Gesetzgebung, kein Vertrauen bey dem Publicum, und darum auch keinen Einfluß hat. Solch eine Sicherheit kann nur durch die Stiftung einer, unserem Oberhause ähnlichen, Versammlung großer Landeigenthümer, die mit den Cortes die gesetzgebende Gewalt zu theilen hat, erzielt werden. Die Theorie aller Gesetzgebung ist auf Recht gegründet, und, wären wir gewiß, daß gesetzgebende Versammlungen nie anders als nach Grundsätzen des Rechts handelten, so bedürfte es der Schranken und der Hemmungen nicht, die wir in den besten Verfassungen angeordnet finden. Allein wir haben leider gesehen, daß solche Versammlungen sich durch Leidenschaften von Individuen bestimmen lassen; ungebunden, werden sie leicht ungerecht und tyrannisch; ja es geschieht sehr oft, daß die ungerechtesten und härtesten Maßregeln bey dem Volke die meiste Gunst finden. Es sind die Maßregeln, wodurch reiche und angesehene Leute ihres Eigenthumes unter dem Vorwande des gemeinen Wohles beraubt werden. Mir ist bange

für ein Land wo, wie in Spanien, kein Schutz für das Eigenthum wäre als die Gerechtigkeit einer unumschränkten gesetzgebenden Versammlung. Ihr solltet also entweder aus dem Staatsrathe ein Oberhaus machen oder aus den Granden eines bilden, das mit den Cortes gleich berechtigt wäre, die jetzt dem Staatsrathe zugewiesene Besetzung der Stellen aber der Krone überlassen."

„Dieser lange Brief wird wenigstens von meiner Theilnahme an dem künftigen Schicksale Spaniens zeugen. Ich würde es beklagen, wenn es nicht gelänge, eine auf Gerechtigkeit gegründete Verfassung aufzustellen, und wenn Spanien unter den erniedrigenden Despotismus zurücksänke, von dem es Aussicht hatte sich zu entledigen. Aber ihr dürfet überzeugt seyn daß, bey allen guten Absichten der Mehrheit in den Cortes, dieses Unglück eurer wartet, wofern ihr euch nicht, anstatt der wilden Theorien des Tages, von der Erfahrung und von dem Beyspiele der Länder, die im Besitze der Freyheit sind, leiten lasset." X. 61.

Zu Anfang des Feldzuges 1813 schrieb er an das englische Ministerium:

„Wenn ich in dem gegenwärtigen Feldzuge etwas Glück habe, so gedenke ich die Cortes zu bestimmen, Cadiz zu verlassen, das die Liberalen als ihre Burg ansehen. Freylich, wohin auch Cortes und Regierung gehen mögen, wird ihnen die Presse folgen, und in Kurzem wird der Pöbel zu Granada oder Madrid so schlecht seyn als zu Cadiz." X. 311.

Gleichwohl verbat er alle Aufträge zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Spaniens,

„Ich rathe unserer Regierung, sich nicht in die inneren Angelegenheiten Spaniens zu mischen, wenigstens nicht unmittelbar. Alle Spanier sind höchst eifersüchtig gegen alles Einwirken von Fremden, und eine Erklärung der brittischen Regierung wider die Liberalen würde diesen mehr Gewicht und Macht verschaffen als sie jetzt haben und wahrscheinlich haben werden." X. 524.

Einige Zeit später sagte er die Hinfälligkeit der Demokratie in Spanien voraus.

„Es ist unmöglich, daß das jetzige System sich halte. Was ich bedaure, ist, daß ich es seyn muß, der es aufrecht hält. Wäre ich nicht da, so fänden sich unter den spanischen Generalen Leute genug, die es stürzten. Ballesteros gieng damit um, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht selbst Castannos dazu bereit wäre. Kommt der König zurück, so wird auch er das ganze Gebäude umstürzen, wenn er nur etwas Muth hat." XI. 91.

Die Rathschläge aber, die er ertheilte, blieben bey den Spaniern ohne Wirkung.

„In Spanien ist großer Mangel an Leuten, die ein öffentliches Geschäft irgend einer Art zu führen verstehen. Die Revolution hat das Uebel noch vermehrt, indem sie ganz unerfahrne Leute in wichtige Aemter geführt und überhaupt falsche Vorstellungen, die mit der Natur der Geschäfte ganz unverträglich sind, verbreitet hat; auch sind alle wirkliche Verbesserungen in der Regierung den Cortes und den Regenten nicht nur gleichgültig sondern verächtlich." X. 554.

„Es thut mir leid, daß die kurze Erfahrung, die das Land von dem Regiment der Cortes gemacht hat, dieser Versammlung keineswegs günstig ist. Sie steht überall in Ungunst und, nach meiner Meynung, verdientermaßen. Nichts kann grausamer, alberner und unkluger seyn, als ihre Beschlüsse, die Personen betreffend, welche dem Feinde einmal gedient haben. Dadurch wird der Staat einiger seiner geschicktesten und redlichsten Diener beraubt."

„Es ist erstaunlich, daß die Revolution in Spanien nicht einen Mann hervorgebracht haben sollte, der die wahre Lage des Landes einsähe. Es scheint als wären alle trunken und sprächen von allem anderen, nur nicht von Spanien." IX. 524.

Die spanische Regentschaft meynte später durch ein Anlehen, wozu ihr die englische Regierung behülflich seyn möchte, dem erschöpften Lande zu Hülfe kommen zu können. W. erwiederte: daß von dort kein Anlehen zu erwarten sey, und fügte bey:

„Will Spanien reich werden, so muß es auf dem Wege umkehren; sich eine vernünftige Regierung geben, zu welcher die bemittelten Leute so viel Vertrauen fassen können, daß sie ihr Vermögen wieder ans Licht bringen; sich nicht von Zeitungsschreibern und Schurken regieren lassen, die nur regieren um ihren Unterhalt zu finden; das Eigenthum heilig halten, das Einkommen aus Steuern auf einen gerechten, ausführbaren Fuß setzen, und die Verbindung mit America zu dessen Zufriedenheit herstellen." XI. 364.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nr. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington etc. Zwölf Bände.

(Fortsetzung.)

Sein Unwille über den verwirrenden und betäubenden Unfug der Tagblätter in Spanien bricht in einem Briefe an Lord W. Bentinck (welcher nachher als General-Gouverneur von Ostindien dort Preßfreyheit eingeführt hat) in die merkwürdige Aeußerung aus:

„Ich fürchte, durch die Frechheit der Presse werde die Stiftung einer freyen Verfassung überall, wo man das versucht, gehindert werden; und darin liege die Antwort auf die Frage: warum es in neuerer Zeit nicht möglich sey, irgendwo Freyheit zu pflanzen?“ XI. 431.

Im Sommer 1813 verloren die Franzosen bey Vittoria die zweyte große Schlacht, konnten aber nicht so lebhaft verfolgt werden als der Feldherr wünschte.

„Die Armee war in der besten Ordnung bis zur Schlacht; die aber hat wie gewöhnlich alle Kriegszucht aufgelöst. Unsere Soldaten haben gegen eine Million Pfund erbeutet. Statt in der Nacht auszuruhen, gingen sie auf Plündern aus, dann waren sie ganz abgeschlagen, als sie den Feind verfolgen sollten. Dazu kam Regenwetter, das sie noch mehr angriff. Jetzt sind aus den Reihen zweymal so viele als die Schlacht uns gekostet hat. Dieß ist die Folge von dem Zustande unserer Disciplin. Wir mögen die größten Siege davon tragen, es wird uns nichts helfen, bis wir eine Einrichtung treffen, die einen jeden nöthigt seine Pflicht zu thun.“ *)

Im November endlich war der Feind aus dem nördlichen Spanien vertrieben und rückte W. in das französische Gebiet ein. Aus St. Jean de Luz schrieb er an das englische Ministerium:

„Britten und Portugiesen haben sich gut betragen, und die Einwohner sind nicht nur nicht unzufrieden über unsere Anwesenheit, sondern wünschen uns alles Glück und versorgen uns mit allem Nöthigen. In keinem Theile Spaniens sind wir besser, ich möchte sagen, so gut empfangen worden als hier. — Ich habe viel Erkundigung über die Stimmung des Volkes gegen Bonaparte eingezogen; sie ist genau so wie ich sie mir vorstellte. Die Leute sind einstimmig darüber, daß ganz Frankreich ernstlich verlangt von ihm entledigt zu werden, in der Ueberzeugung, daß, so lange er regiert, kein Friede zu hoffen sey. Alle sagen, obgleich der Druck unerträglich sey, dürfen sie nicht einmal klagen, sondern müssen sich vergnügt stellen, und können ihr Unglück nur im Stillen bejammern.“

„Dessen ungeachtet halte ich für räthlich, Frieden mit ihm zu schließen, wenn dabey alles erlangt werden kann, was wir mit Recht fordern. Alle Mächte Europa's haben den Frieden fast noch mehr nöthig als Frankreich selbst. Kann Bonaparte sich mäßigen, so wird er wahrscheinlich ein so guter Regent als wir für Frankreich wünschen können; wo nicht, so haben wir vermuthlich in wenig Jahren wieder Krieg; dann aber wird er, wenn anders meine Wahrnehmungen richtig sind, ganz Frankreich gegen sich haben, und bey geringeren Hülfsmitteln wird er nicht mehr vermögen, einen Anhang wie bisher zu gewinnen.“ XI. 305.

Der Kampf 1814 dauerte fort und war im Süden Frankreichs nicht weniger blutig als im Osten. Paris war schon eingenommen als noch bey Tou-

*) An einen spanischen General schreibt er XI. 151: „Le fait est que je commande les plus grands coquins sur la terre, de toutes les nations du monde; et il faut une main de fer pour les tenir en ordre.“

louse die letzte Schlacht geschah. Darauf begab sich W., als Bevollmächtigter Englands, in die französische Hauptstadt, von dort aber nach Madrid, „um zu versuchen, alle Parteyen zu vermögen, daß sie gemäßigter aufträten, und eine Verfassung annähmen, die mehr Hoffnung gäbe, ausführbar zu seyn.“ XII. 4. Allein er traf die Constitution bereits umgestürzt. Er schreibt den 25. May 1814 an einen englischen Minister:

„Sie werden von den hiesigen außerordentlichen Ereignissen gehört, und sich vermuthlich nicht darüber gewundert haben. Nichts kann populärer seyn als der König und seine Schritte zum Umsturze der Constitution. Die Einkerkerung der Liberalen wird von Manchen unnöthig erachtet, und ich glaube mit Recht; gewiß ist sie sehr unpolitisch; aber das Volk in großer Mehrzahl sieht sie gern.“

„Seit der großen Kraftäußerung, wodurch Ferdinand auf den Thron, frey von den Banden einer Constitution, gesetzt worden, ist nichts geschehen, weder um ein neues System zu gründen, noch in irgend einer andern Absicht; und so viel ich urtheilen kann, hat man auch nichts vor. Die, mit denen ich gesprochen habe, Leute, die unterrichtet seyn wollen und auch können, sagen, der König werde gewiß das Versprechen seines Decretes vom 4. May halten, und Spanien eine freye Verfassung geben. Ich werde fortfahren, darauf zu dringen, daß dieses geschehe, als unumgänglich für den Ruf des Königs im Auslande.“ XII. 4.

Von den Rathschlägen, die er ertheilte, giebt ein Schreiben an den spanischen Kriegsminister eine schöne Probe.

„Es mag wohl nöthig seyn, daß der General-Capitän, als des Königs Stellvertreter, auch über die sogenannte hohe Polizey gesetzt und deßhalb an der Spitze der Audienza sey; doch muß ich mir erlauben zu bemerken, daß es höchst wünschenswerth wäre, er würde insbesondere angewiesen, sich aller Einmischung in die Rechtspflege zu enthalten, die in allen wohlgeordneten Staaten nur von Gesetzkundigen verwaltet wird, die von allen anderen Behörden ganz unabhängig sind.“ XII. 33.

Aus der Zeit von der ersten Restauration der Bourbone bis zu ihrer zweyten Vertreibung sind die Mittheilungen weniger ergiebig; namentlich wird die Geschichte des Wiener Congresses, an welchem der Herzog als englischer Bevollmächtigter bedeutenden Antheil nahm, hier nicht bereichert. Einige Tage vor der Schlacht bey Waterloo schrieb er an den Herzog von Orleans:

„Der König hat seinen Thron verloren, weil er nie Herr seiner Armee gewesen ist. Dieß ist eine Thatsache, die Ew. und mir wohl bekannt war und von uns oft beklagt wurde. Ich glaube, es wäre ganz eben das geschehen, wären auch die mancherley Fehler oder vielmehr Thorheiten der Civil-Administration unterblieben. Wir müssen also den König als das Opfer eines gelungenen Aufruhrs seiner Armee, dieser allein, ansehen; denn, was auch die Meynung und Stimmung derer, die an der Revolution hervorstechenden Antheil genommen, was auch die Gleichgültigkeit der großen Masse seyn mag, als zuverläßig dürfen wir annehmen, daß erstere mit dem jetzigen Zustande nicht zufrieden sind, die letzteren aber dagegen aufstehen würde, wenn sie den Muth hätte.“ XII. 448.

Ueber die Schlacht bey Waterloo schreibt er an den Fürsten von Schwarzenberg acht Tage darauf.

„Unsere Schlacht am 18. Juny war eine Riesenschlacht, unser Sieg vollkommen. Gott gebe, daß ich keinen mehr zu erfechten habe; denn ich bin trostlos über den Verlust meiner alten Freunde und Kriegsgefährten.“ XII. 510.

In der Berathung über die Friedensbedingungen erklärte sich der Herzog standhaft gegen die von anderer Seite vorgeschlagenen Schmälerungen des französischen Gebietes. Frankreich, sagt er in einem Berichte XII. 596, habe die Revolution und der Pariser Friede allerdings zu stark für das übrige Europa gelassen, da alle Mächte durch den Krieg, durch die Zerstörung aller Bollwerke in Deutschland und Niederland und durch die Zerrüttung ihrer Finanzen sehr geschwächt seyen. Allein erstens gestatten die Verträge nicht, an dem Besitzstande des Pariser Friedens etwas Wesentliches zu ändern. Die Einwendung, das französische Volk habe diesen Anspruch durch sein Verhalten seit dem 20. März verscherzt, sey unstatthaft. Freylich habe sich das Volk Napoleon unterworfen; es wäre aber lächerlich, zu glauben, die Verbündeten hätten in 14 Tagen nach der Schlacht die Hauptstadt be-

setzen können, wäre das Volk feindlich gegen sie gesinnt gewesen. Zweytens, eine große Abtretung, Frankreich abgedrungen, würde den Zweck des Krieges vereiteln. Dieser Zweck sey gewesen, der Revolution ein Ende zu machen und Frieden zu stiften. Möchte nun der König in eine große Abtretung willigen oder nicht, so bliebe Kriegsstand; im ersten Falle gegen das Volk allein, im letzteren gegen König und Volk. Frankreich in Revolution bedrohe die übrige Welt viel mehr, als wenn es unter einer regelmäßigen Regierung noch so stark gegen außen sey. Er halte für weit räthlicher, Frankreich eine Zeit lang militärisch besetzt zu halten. Diese Zeit würde hinreichen, um in Frankreich inneren Frieden herzustellen und die Mächte in den Stand zu setzen, sich zu erholen und ihre Finanzen, so wie ihre Streitkräfte zu verstärken. Frankreich werde freylich stark, vielleicht zu stark für seine Nachbarn bleiben; wenn aber die Alliirten nur nicht ihre Zeit und ihre Mittel verderben, so werden sie am Ende der Occupation eine Stellung gegen Frankreich einnehmen, die wenig zu wünschen übrig lassen dürfte.

Gleich beharrlich aber bestand W. auf dem Rechte der Verbündeten, die aus Italien und andern Ländern nach Paris gebrachten Kunstwerke hinwegzunehmen und den alten Eigenthümern zurückzugeben.

„Da sie das Museum in ihrer Gewalt hatten, und die Militärconvention ihnen keine Verbindlichkeit auferlegte, dasselbe unangegriffen zu lassen, so konnten sie nicht anders als den verschiedenen Ländern die Kunstwerke zurückgeben, die ihnen, gegen die Gewohnheit civilisirter Kriegführung, waren geraubt worden. Zur Zeit des Pariser Friedens hatte man das unterlassen, aber nur in der guten Absicht, welche nachher durch die Empörung der französischen Armee bitter getäuscht wurde. Die Franzosen wünschen nur aus National-Stolz diese Kunstwerke zu behalten, weil sie ihnen als Siegeszeichen werth sind. Aus demselben Grunde aber müssen die, welchen die Kunstwerke geraubt wurden, jetzt, da das Glück auf ihrer Seite ist, wünschen, sie wieder zu besitzen. Ueberdieß ist es für das Glück der Welt und namentlich Frankreichs wünschenswerth, daß die Franzosen, wenn sie nicht schon fühlen, daß Europa für sie zu stark ist, diese Lehre thatsächlich empfangen, und an einem Beyspiele erinnert werden daß, so übermächtig sie eine Zeit lang seyn mögen, der Tag der Vergeltung zuverläßig komme. Nach meiner Ansicht wäre es demnach nicht nur ungerecht gegen die andern Völker, sondern auch unklug, die fremden Kunstwerke in dem Museum zu lassen, da man damit das Mittel aus der Hand gäbe, den Franzosen eine große Lehre einzuprägen.“ XII. 596.

So groß die Ausdehnung ist, welche Ref. gegenwärtigen Auszügen gegeben hat, so glaubt er dennoch annehmen zu dürfen, sie werden vielen Lesern nicht unwillkommen seyn, da sie von einem der hervorragendsten Männer der neueren Zeit, nicht die allbekannten Thaten wiederholen, sondern „formam ac figuram animi“ zeigen. In dieser Voraussetzung fügt er noch einige der bezeichnendsten Stellen hinzu, die in obige Reihe sich nicht schicken, und die auch als Beyspiele von der großen Mannigfaltigkeit des Inhaltes und zur Erklärung, warum die Sammlung so stark angewachsen ist, dienen können.

An den Herzog von Braunschweig über einen, unter dessen Befehl in Spanien stehenden Officier, der sich im Treffen übel gehalten hatte.

„Beyspiele von Mangel an Muth sind unter den Officieren dieser Armee selten; es bedarf also keines Straf-Exempels für solch ein Vergehen. Ich wünsche den Soldaten und der Welt keinen Anlaß zu der Vorstellung zu geben, daß ein Officier sich dem Feinde gegenüber anders als gut betragen könne; und giebt es einen Unglücklichen, der darin fehlt, so möchte ich ihn lieber entlassen als seine Schwäche zur Schau stellen.“ VIII. 241.

An den Herzog von York über einen Stabs-Officier, der seine Pflicht in der Schlacht von Waterloo nicht gethan.

„Es scheint mir besser, ihn nicht vor Gericht zu stellen, sondern nur zu veranlassen, daß er aus dem Dienste trete. Ich gestehe, daß es mir höchst zuwider ist, das Betragen irgend eines Mannes in einer Schlacht wie bey Waterloo durch ein Kriegsgericht untersuchen zu lassen. Solche Untersuchungen bringen gewöhnlich Umstände zur öffentlichen Kunde, die besser unbekannt blieben; und die Wirkung, die es haben könnte, wird eben so gut erreicht, wenn der, welcher sich schlecht betragen hat, genöthigt wird, aus dem Dienste zu treten.“ XII. 631.

An den Vorstand eines Kriegsgerichts.

„Alle Strafen sind nach meiner Ansicht nur des Exempels wegen zu vollziehen, und die Bestrafung von Militär-Personen namentlich ist nur in den Fällen räthlich, wo das Vorherrschen eines Vergehens oder der aus einem solchen entspringende Nachtheil das gemeine Wohl bedroht. Ein sehr gemeines und sehr beunruhigendes Vergehen ist in unserem Heere der thätliche, zuweilen mörderische Widerstand gegen Unterofficiere und sogar Officiere bey Verrichtung ihrer Obliegenheit. Kein anderes Vergehen setzt die Existenz der Armee so in Gefahr. . . Für mich ist es sehr unangenehm, der Empfehlung zur Begnadigung, welche das Kriegsgericht hier eingelegt hat, mich widersetzen zu müssen; ich bitte aber das Kriegsgericht, zu erwägen, daß, wenn die Straflosigkeit des vorliegenden Verbrechens, wie es wahrscheinlich ist, in anderen Fällen Widerstand gegen die Vorgesetzten erzeugen sollte, das jetzige Mitleiden zur höchsten Grausamkeit ausschlagen und die Armee mancher wackerer Leute berauben könnte.“ XI. 329.

An einen portugiesischen Edelmann.

„Ich habe Ihren Brief erhalten und, nach gepflogener Erkundigung, Ihre Beschwerde, daß das Betragen des . . . . nicht gehörig untersucht worden, ungegründet befunden. In Ihrem Briefe ist noch eine andere unrichtige Angabe, daß Ihr Stall nur groß genug für Ihr eigenes Pferd sey; es hat sich gezeigt, daß er außer Ihrem Pferde und Ihrem Esel, die darin stehen, noch vier Pferde faßt. Da Portugal zu seiner Vertheidigung die Hülfe einer Armee nöthig hat, so müssen die Portugiesen sich gefallen lassen, daß Officiere und Soldaten bey ihnen einquartirt werden, und ich will nur hoffen, daß sie nicht glauben, wir verlassen unsere Wohnungen in England um des Vergnügens willen, bey ihnen in Portugal Quartier zu bekommen. Da jene Nothwendigkeit vorliegt, so thaten Sie übel daran, daß Sie einen Officier hinderten, sein Pferd in Ihren Stall, auf den er gewiesen war, zu stellen. Der Officier hatte jedoch kein Recht, Gewalt zu brauchen um sich selbst zu helfen; wegen dieser Ungebühr habe ich befohlen, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, bey welchem Sie gegen ihn aufzutreten haben; sein Pferd aber muß in Ihrem Stalle bleiben.“ VIII. 591.

An den brittischen Gesandten zu Lissabon.

„Sie haben mir einige Fragen des Polizey-Intendanten zu Lissabon, die Vollziehung des Gesetzes über die Transportmittel betreffend, mitgetheilt. Ich gestehe, daß ich nicht gewußt habe, zu meinen übrigen Geschäften gehöre auch die Auslegung der portugiesischen Verordnungen. Der Zweck des Gesetzes ist die Aufzeichnung der Transportmittel, um sie für den Dienst der Armee gebrauchen zu können; und die erste der gestellten Fragen ist, ob auch die aufgezeichnet werden sollen, die Officieren der brittischen Armee gehören. Diese Officiere halten Pferde für den Dienst bey der Armee; ihre Pferde werden also schon für diesen Dienst verwendet; und der Polizeybeamte fragt, ob sie unter denen aufzuführen seyen, die dafür verwendet werden können. Hätte ich bey der portugiesischen Regierung etwas zu sagen, so würde ich rathen, den Mann, der solche Fragen stellt, von seinem Amte zu entfernen. Ihm ist es mit der Vollziehung des Gesetzes nicht Ernst.“ VIII. 646.

An eben denselben über die, von einer Gesellschaft in England ihm übermachte Summe zur Unterstützung bedürftiger Portugiesen.

„Ich weiß nicht was ich mit dem Gelde machen soll. Reiche wollen an der Unterstützung eben so ihren Antheil wie Arme. Die Dorfpfarrer, an welche man sich halten muß, um die Bedürftigen kennen zu lernen, scheuen sich, in ihren Verzeichnissen irgend jemand auszulassen, der durch den Krieg etwas verloren hat. Ich gestehe, dieß hat mir eine üble Meynung von den Portugiesen beygebracht, und wenn ich nicht ein Mittel finde, die wirklich Bedürftigen kennen zu lernen, so schicke ich das Geld zurück. Bis jetzt haben die Leute nicht viel gelitten. Sie gewinnen viel Geld mit kleinen Diensten, welche sie den Truppen leisten, und in jedem Dorfe, wo solche sind, ist ein Markt. Das ist besser für das Volk als Millionen Almosen.“ VIII. 444.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nr. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Kritische Beleuchtung der Werner'schen Gangtheorie aus dem gegenwärtigen Standpuncte der Geognosie, von F. C. Frhr. v. Beust, k. s. Bergrathe. Freyberg 1840. 135. S. 8.

Es ist nunmehr fast ein halbes Jahrhundert vorüber gegangen, seitdem Werner seine „Neue Theorie von der Entstehung der Gänge“ durch den Druck bekannt machte. An Umfang ist das Schriftchen, in welchem er sie niederlegte, nur klein, aber sein Inhalt ist so weitumfassend und tiefgreifend, daß es eine neue Epoche in der Theorie der Gänge herbeygeführt hat. Auf diese klassische Arbeit des großen Mannes, der der Geognosie zuerst eine wissenschaftliche Gestaltung gab, zurückzukommen, und sie einer kritischen Prüfung von Neuem zu unterwerfen, kann nicht anders als von hohem Interesse seyn.

Die Beurtheilung der Werner'schen Gangtheorie wird natürlich sehr verschieden ausfallen, je nachdem der Beurtheiler von dem Werner'schen Standpuncte, oder von dem seiner Gegner ausgeht, und sobald man weiß, welcher von diesen Ansichten er huldigt, so kann man auch im voraus schon mit ziemlicher Sicherheit angeben, wie die Beurtheilung ausfallen werde. Man könnte in einem solchen Falle eine Kritik schreiben, ohne die Schrift gelesen zu haben, und würde doch nicht sehr irre gehen, was immer noch nicht so gewagt wäre, wie das Wagstück jenes Kritikers, der ein Buch recensirte, das gar nicht in den Druck gekommen ist. Es war nämlich bloß angekündigt und ein flinker Recensent, der mit den Ansichten des auf dem Titel genannten Verfassers bekannt war, setzte sich aus ihnen den Inhalt zusammen und unterwarf denselben einer Recension. Der Uebelstand war nur der, daß die Recension allein und nicht auch das Buch, das ihr den Stoff gegeben hatte, gedruckt wurde; des Recensenten Kritik hätte sich leicht als begründet erweisen können.

Hr. v. Beust hat sich auf den Standpunct von Werner's Gegnern gestellt, und somit weiß man im voraus, daß er in der Werner'schen Gangtheorie zwey Hauptsätze vor allen bekämpfen muß, nämlich erstlich die Behauptung, daß die Gänge sich in der Tiefe auskeilen, und zweytens, daß die Gangmasse durch nassen Niederschlag entstanden, der sich in sie von oben herein füllte. Was sich im Allgemeinen gegen beyde Sätze sagen läßt, sobald man von plutonischen Ansichten ausgeht, ist bekannt und wird auch in dieser „kritischen Beleuchtung“ gefunden. Hiebey wollen wir nicht länger verweilen, sondern sogleich zu dem übergehen, was Beust gegen die speciellen Belege, welche für das Auskeilen der Gänge angeführt werden, gesagt hat.

Die Beantwortung der Frage, ob die Gänge nach der Tiefe sich auskeilen oder nicht, konnte von Werner ohne alle Parteylichkeit vorgenommen werden, da seine Präcipitations-Theorie der Gebirge hiebey in gar keine Berührung kam. In Bezug auf diese konnte es ihm einerley seyn, ob die Gänge sich nach unten verschließen oder nicht, da sie seiner Ansicht nach in jedem Falle von oben her mit der Gangmasse ausgefüllt werden mußten. Mit gleicher Unbefangenheit als Werner kann aber der Plutonist nicht an die Lösung dieses Streitpunctes gehen, da er für ihn eine Lebensfrage ist. Keilen sich nämlich die Gänge wirklich nach unten aus, so ist der Plutonist verloren, weil alsdann ihre Gangmasse nicht aus dem Innern der Erde könnte heraufgetrieben worden seyn. In gleicher Klemme würde

sich Werner befinden, wenn man ihm Gänge nachweisen könnte, die nach oben zu sich auskeilten.

Werner's Behauptung des Auskeilens der Gänge ist aus den durch den Bergbau gewonnenen Erfahrungen entnommen und es ist hierbey ein besonderes Gewicht auf das Verhalten der im alten Flötzkalkstein aufsetzenden Gänge gelegt, die in demselben ihre Endschaft erreichen und die der Bergmann deßhalb verläßt. Beust's Gegenrede besteht nun darin, daß bloß die Erzführung oder die Bauwürdigkeit der Gänge auf den Bereich gewisser Schichten des alten Flötzkalksteins eingeschränkt sey, daß aber die Gangspalten selbst wohl tiefer niedersetzen und sich dabey auch wieder aufthun möchten, wenn gleich vielleicht ohne bauwürdigen Gehalt. Da der Bergmann den Gang verläßt, sobald sich die Erzführung verloren hat, so wird man auf dem Wege der Erfahrung allerdings den Nachweis nicht liefern können, ob die Spalte mit tauben oder später vielleicht auch mit bauwürdigen Mitteln sich noch tiefer fortsetzt oder nicht, und bey dem sonderbaren Verhalten der Gänge, die oft auf lange Strecken verdrückt plötzlich sich wieder aufthun, oder durch Verwerfung an einem entlegenen Orte von Neuem zum Vorschein kommen, wird man freylich das Auskeilen der Gänge mit Evidenz nicht nachweisen können.

Wie überhaupt die Gänge entstanden und ausgefüllt worden sind, davon haben wir zur Zeit noch immer keine klare Vorstellung. Mit Recht hebt Herr von Beust den großen Einfluß hervor, welchen das Nebengestein auf die Gänge ausübt. Von der Chemie haben wir zunächst Aufschlüsse über die merkwürdige Erscheinung der Gänge zu erwarten.

Ueberraschend war für Referenten der Nachweis des Verfassers, daß eine der berühmtesten Gangformationen des Erzgebirges, die durch ihren Erzreichthum auf dem Halsbrücker Spate und auf den Gersdorfer Gängen der ganzen bergmännisch-wissenschaftlichen Welt bekannt und von Werner als die vierte der Freyberger Formationen beschrieben ist, mit den Arkosen des südlichen Frankreichs in vollkommener Uebereinstimmung sey. Daß dagegen diese Arkosen mit ihren mannigfaltigen Bestandtheilen das Product heisser Quellen seyn sollen, die aus dem Erdinnern aufgestiegen wären, wird wohl noch besserer Beweise bedürfen, als den, daß man hie und da die Arkosen gangartig in den Granit eindringen sieht.

Wenn der Verfasser ferner sagt, daß das Werner'sche Lehrgebäude der Geognosie die durchgreifendsten Modificationen erlitten hat, nicht etwa aus verschiedener Auffassung einzelner Erscheinungen, sondern darum, weil eine unendliche Menge vollkommen constatirter und höchst deutlicher Thatsachen mit seiner Theorie schlechterdings unvereinbar seyen, und hierüber jetzt nicht mehr der mindeste Zweifel obwalten könne, so haben wir dagegen in diesen Blättern öfters Gelegenheit gehabt bemerklich zu machen, wie der Zwiespalt mit Werner's Theorie nicht sowohl durch die Thatsachen selbst, als vielmehr durch ihre Deutung hervorgerufen worden sey. Berufen sich denn die Plutonisten nicht, um die Hebung der Schichten zu erweisen, genau auf dieselben Fälle und Thatsachen, auf welche sich Werner zum Nachweis ihrer Senkung sich bezieht? Ist es also hier nicht die Auffassung der Erscheinungen, um welcher halben Werners System aufgegeben werden soll?

Herr von Beust scheint einen unerschütterlichen Glauben an die neuern vulkanischen Theorien zu haben. Niemand, meynt er, wird sich mehr die Mühe geben für die plutonische Entstehung des Basaltes zu streiten, aus demselben Grunde, wie man es nicht für nöthig findet, zu beweisen, daß z. B. versteinerungsvolle Schichten des Lias oder des Muschelkalkes nicht durch Feuer gebildet seyen. Da man nun aber jetzt fast gedrängt wird, für das Letztere zu streiten, so könnte denn doch auch wieder eine Zeit kommen, wo man sich für die erstere Behauptung um Nachweise umzusehen hätte.

Petzholdt in seiner Geologie läßt nämlich die Uebergangs- und Flötzformationen zwar nicht unmittelbar aus dem Feuer hervorgehen, aber doch aus einem durch dasselbe geheizten Urweltmeere, das 80° Hitze und darüber hatte, und das nur allmählig sich abkühlte. Den Vorwurf, daß lebende Wesen in einer solchen Temperatur und in einer Atmosphäre, die des Sauerstoffs ermangelte, nicht hätten bestehen können, sucht er dadurch abzuwenden, daß er zwar zugesteht, daß luftathmende Ge-

schöpfe unter solchen Verhältnissen zu Grunde gegangen wären, daß aber Wasserthiere recht wohl hätten bestehen können, da Wasser vorhanden war, nur hätten sie sich es gefallen lassen müssen in einem etwas heißen Medium zu leben; die Bedingungen des Wasserlebens seyen eben damals ganz andere als heut zu Tage gewesen. Wenn wir nun aber unter den allerältesten Versteinerungen Gattungen, wie die Terebrateln finden, welche noch jetzt Bewohner unserer Meere sind, so wird man es uns nicht glaublich machen, daß diese in der Urzeit fähig waren in einem Zustande, in welchem sie jetzt gesotten werden, fortzuleben; so wenig als man es uns begreiflich machen wird, wie diese nebst den Fischen, die auch der ältesten Periode angehören, der Atmosphäre, wie sie jetzt besteht, ermangeln konnten. Denn nicht blos Säugthiere und Vögel sind luftathmend, wie es Petzholdt meynt, sondern auch die Wasserthiere, und der Fisch athmet nicht das Wasser, sondern die demselben mechanisch beygemengte atmosphärische Luft, aus der er zur Unterhaltung des Lebensprozesses den Sauerstoff sich aneignet. Im Wasser, das der Luft entbehrt, stirbt der Fisch, wie dieß jeder Fischer weiß, und deßhalb in die zugefrornen Teiche Wuhnen haut, um dem Wasser Luft zuzuführen.

Trotz Allem, was bisher zu Gunsten der feurigen Entstehung der Erde gesagt worden ist, hat Refer. von einer solchen Bildungsweise sich nicht überzeugen können. Ganz besonderes Gewicht legt man in neuerer Zeit auf die Erfahrung, welche zuerst im Erzgebirge auf wissenschaftlichem Wege gemacht wurde und auch Wernern wohl bekannt war, daß nämlich im Innern der Erde mit der Tiefe die Wärme zunimmt, und man meynt, daß man nur in eine gehörige Tiefe niederzukommen brauche, um auf das Centralfeuer zu stoßen. Daß diese Wärmezunahme auch von andern Ursachen als von jenem vorausgesetzten Feuerheerde herrühren könne, daran scheint man bisher wenig gedacht zu haben. Insbesondere haben die Geologen ganz und gar die Erklärung übersehen, welche Prechtel von jener Erscheinung schon im Jahre 1822 gegeben hat, und da seine Abhandlung in der geognostischen Welt gar nicht beachtet worden ist, so halte ich es für zeit- und zweckgemäß solche in einem ausführlichen Auszuge hier vorzulegen, damit sie von Sachverständigen geprüft werden könne. Sie findet sich in einem Werke, wo man sie allerdings nicht leicht sucht, und das bey uns auch wenig verbreitet ist, nämlich in den Jahrbüchern des polytechnischen Institutes in Wien (Bd. III. 1822 S. 1 — 40). Der Titel dieser Abhandlung lautet: **Ueber das Gesetz der Zunahme der Wärme mit der Tiefe und über die damit zusammenhängenden Erscheinungen der Vulkanität.** Nachstehendes ist das Wesentliche ihres Inhaltes.

Das Gesetz der Temperatur-Abnahme der Atmosphäre mit der Höhe, sagt Prechtel, hängt von der Bestimmung der Größe der Temperatur-Veränderung ab, welche durch Ausdehnung oder Zusammendrückung der Luft hervorgebracht wird. Denn wenn wir uns vorstellen, die ganze Luftmasse, welche die Atmosphäre bildet, sey in gleicher Dichtigkeit um die Erde herum verbreitet, und nun setze sich diese Luftmasse nach den Gesetzen der Schwere ins Gleichgewicht und bilde um die Erde eine Atmosphäre; so wird diese ganze Luftmasse in einen kleineren Raum zusammengezogen, die unteren Schichten werden immer dichter und dichter, so daß diese Dichtigkeiten mit dem arithmetisch zunehmenden Wachsthume der Höhen in einer geometrischen Reihe abnehmen. In dem Verhältnisse aber, in welchem die Dichtigkeit der unteren Luftschichten durch Druck der obern wächst, wird ihre Wärmekapazität vermindert, oder sie erwärmen sich im Verhältnisse dieser Zusammendrückung. Die Temperatur der Atmosphäre muß daher gegen die Erd-Oberfläche immer mehr zunehmen und diese ursprüngliche Temperatur der Atmosphäre ist also von ihrer Erwärmung durch die Sonne unabhängig.

Nach eignen Versuchen, die mit Gay-Lussacs-Beobachtungen gut zusammenstimmen, hat Prechtel für 1° R. Temperatur eine Ausdehnungsgröße von 0,0215 des Luftvolums gefunden. Eine von ihm entwickelte Formel dient dazu, die Temperatur der Luft in einer bestimmten Höhe der Atmosphäre zu berechnen, was wir hier übergehen können.

Außer der Erwärmung durch die Sonne hängt also die mittlere Temperatur der Erdoberfläche vor-

züglich von dem mittleren Druck der Atmosphäre ab. Gesetzt es befinde sich an einem Theile dieser Oberfläche, dessen mittlere Temperatur 10° R. bey 28'' B. betrüge, ein Thal, dessen senkrechte Tiefe 4973 Klafter ausmachte, oder in welchem das Barometer einen Stand von 88'' hätte, so würde am Grunde dieses Thales die mittlere Temperatur 80° betragen; in einer Tiefe von 11290 Klaftern würde die Luft die Glühhitze (430 ° R.) erreichen.

Nach dieser Erörterung eht Prechtel zur Betrachtung einer Atmosphäre von Wasserdampf über, die sich nach demselben Gesetze, wie jene gebildet hat. Es läßt sich leicht zeigen, daß in jedem Puncte ihrer Höhe die Temperaturen des Dampfes der Elasticität desselben entsprechen müssen.

Ist Wasserdampf mit Luft gemischt, so nimmt derselbe die Temperatur der Luft und die dieser Temperatur entsprechende Elasticität an. Die Temperatur der Luft erhöht sich mit der Tiefe bedeutend schneller als jene des Wasserdampfes; dagegen wächset die Elasticität des Wasserdampfes viel schneller, als die der Luft. In einer Tiefe z. B. in welcher die Luft eine Temperatur von 80° R. bey einem Drucke von 88'' hat, kommt den Wasserdämpfen eine Elasticität von 28'' zu. Bey der Tiefe von 11800 Klaftern, in welcher die Luft eine Temperatur von 430° R. bey einem Drucke von 377'' erreicht, erhalten die Wasserdämpfe durch diese Temperatur eine Elasticität von 14632'' (etwa 522 Atmosphäre), so daß diese daher den stattfindenden Luftdruck noch um 14255'' übertrifft.

(Schluß folgt.)

The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington etc. Zwölf Bände.

(Schluß.)

An den brittischen Kriegssecretär.

„Ich höre daß man damit umgehe, die Kleidung des Heeres abzuändern. Von keinem Gegenstande verstehe ich so wenig als von diesem; und an sich scheint es mir gleichgültig, wie der Soldat gekleidet sey, vorausgesetzt nur, daß die Kleidung einförmig sey und reinlich gehalten werde. Gegen eine Aenderung muß ich mich jedoch bestimmt erklären; dieß wäre, irgend eine Nachahmung der Franzosen. Man kann sich von dem Nachtheile keine Vorstellung machen, den es bringt, wenn man irgend etwas in der Tracht mit den Franzosen gemein hat. Ein Husaren-Piket gerieth vor Kurzem in Gefangenschaft, weil bey dem Regimente die Kappen dieselben sind, wie bey den französischen Jägern zu Pferd; und ich selbst wäre vor einigen Wochen aus derselben Ursache beynahe gefangen worden. In der Entfernung oder im Treffen sind die Farben nichts; die Gestalt der Kappe eines Mannes und sein ganzes Aussehen leitet uns; und warum sollten wir wünschen, daß unsere Leute den Franzosen gleich sähen?“ VIII. 378.

Ein Regiments-Inhaber wird X. 178 auf die Anmaßung eines Ausschusses von Officieren aufmerksam gemacht, der Anfangs nur für die gemeinschaftliche Wirthschaft (mess) aufgestellt war, sich aber weiteren Einfluß zu verschaffen wußte.

„Daß jeder Officier selbständig urtheile und sein Urtheil ausspreche, ist durchaus nöthig, um den guten Geist zu erhalten, der am meisten dadurch genährt wird, daß jeder auf die Achtung der übrigen hält und sich scheut sie zu verlieren. Thun sich mehrere zusammen, so gelangen sie zu einer unrechtmäßigen Macht und gefährden die Subordination“

An einen General, der zum Befehlshaber in Westindien ernannt war.

„Ich habe Ihnen früher mehrmals einen Wink über einen Gegenstand gegeben, den ich mit Ihrer Erlaubniß noch einmal so frey bin zu berühren. Sie sind nun zu einer der einträglichsten Stellen in unserem Dienste ernannt; ich hoffe, Sie werden Ihre Einrichtung auf einen solchen Fuß machen, daß der Besitz, zu welchem Sie gelangen, von dauerndem Vortheile für Sie und Ihre Familie sey. Sie sagten mir immer, und ich zweifle nicht im Mindesten, daß Sie ein guter Haushalter seyen; aber lassen Sie sich gesagt seyn, daß kein Haushalt aus einem wenn auch noch so ansehnlichen Einkommen je einen Ueberschuß behalten wird, wofern nicht der Besitzer sich befleißt, seinen Aufwand auf den niedersten Fuß, den seine Stellung erlaubt, zu setzen.“ XI. 383.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nr. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Kritische Beleuchtung der Werner'schen Gangtheorie aus dem gegenwärtigen Standpuncte der Geognosie, von F. C. Frhr. v. Beust.

(Fortsetzung.)

Die Luft kann also nur bis zu jener Tiefe reichen und Dämpfe enthalten, in welcher die Elasticität der letzteren, durch die Temperatur der unteren Luft bedingt, dem Drucke der Luft höchstens gleich ist. Ueber dieser Gränze wird die Luft von den Dämpfen aufwärts getrieben, indem letztere allein den Raum einzunehmen suchen. Diese Gränze tritt beyläufig bey einem Barometerstande von 122″ ein, bey welchem die Luft eine Temperatur von 120° R. hat (die der Oberfläche = 10°), welche Temperatur einer Elasticität der Dämpfe von etwa derselben Stärke entspricht. Dieser Luftdruck kommt einer Tiefe von etwa 6400 Klaftern zu.

Was geht nun vor, wenn in einen tiefen Schacht oder Erdspalte Luft mit Wasserdämpfen gemischt eindringt? Hat der Schacht eine niedrigere Temperatur, so werden Luft und Dampf ihre Wärme zum Theil an die Wände desselben absetzen, und der durch die Condensirung der Dämpfe entstandene leere Raum wird durch neue Quantitäten von Luft und Dampf, welche von oben nachdringen, ausgefüllt. Die Temperatur-Erhöhung des Schachtes wird so lange andauern, bis dessen Wände mit der anliegenden Luftmasse gleiche Temperatur erhalten. Diese Grenze würde bald eintreten, wenn nicht unaufhörlich die untern Theile des Schachtes durch Mittheilung ihre Wärme nach den höher liegenden verbreiteten, wodurch zwey Wirkungen entstehen: nämlich 1) die Verminderung der Temperatur der untern Theile, und in Folge derselben die Fortsetzung des erwähnten Vorganges zur Herstellung der vorigen Temperatur; 2) die Erwärmung der höher liegenden Luft- und Dampfschichten selbst über jene Temperatur, welche ihnen nach Maßgabe der Tiefe zukommt. Diese Temperatur-Erhöhung der obern Theile hat die Folge, daß nun auch wieder die Temperatur der unteren zunimmt. Nimmt z. B. in der Höhe von 28″ die Temperatur um 2° R. zu in Folge dieser Erwärmung aufwärts, so wird die Temperatur unten bey 122″, statt 120°, wie vorher bey 10° R. oben, nun 125° R.

Indem sich diese Vorgänge unaufhörlich wiederholen, wird sich in diesen tiefen Schachten die Temperatur in den tiefsten Theilen nicht nur allmählig immer mehr erhöhen, so daß sie viel bedeutender wird als diejenige, welche dem Luftdrucke in diesen Tiefen entspricht, sondern sie wird sich auch allmählich nach den höhern Theilen des Schachtes aufwärts verbreiten. Hat der Schacht eine solche Tiefe, daß die Elasticität der Wasserdämpfe den Druck der Luft übertrifft, so muß die Temperaturerhöhung heftiger und schneller erfolgen. In jener Tiefe z. B., welche einem Barometerstande von 171″ entspricht, erhält die Luft eine Temperatur von 180°; der Dampf aber, welcher durch diese Temperatur erzeugt wird, bekommt eine Elasticität von 616″ Quecksilberhöhe, die sonach jene des Luftdruckes um etwa 16 Atmosphären übertrifft. Betrachten wir daher die Luft in diese Tiefe einstürzend und das Wasser, mit welchem sie in Berührung kommt, in Dampf verwandelnd, so wird dieser die Luft zu verdrängen suchen und aufwärts treiben, während er selbst an den kühlen Wänden sich verdichtet und diese erwärmt. Die durch diese Verdichtung entstehende Leere wird neuerdings durch die abwärts dringende, mit Dampf

gemischte Luft ausgefüllt, und dieser Vorgang wird so lange anhalten, bis die Wände der Schachte eine Temperatur von 180° angenommen haben und dieser Theil desselben ganz mit Dampf von dieser Temperatur ausgefüllt ist. Da jedoch in dem Maaße, als diese Temperatur hergestellt wird, die Schachtwände sich nach auswärts erwärmen, durch diese höhere Erwärmung aber sich wieder die untere Temperatur erhöhet, so wird hier keine Grenze der Temperatur-Erhöhung für den Fall statt finden, als der obere Ausgang des Schachtes geschlossen ist.

Auf diese Weise wird es erklärlich, wie von der Oberfläche der Erde bis zu den größten Tiefen, in welche keine Sonnenwärme zu dringen vermag, eine ungeheure Quantität von Wärme wie in einen Feuerheerd hinab- und zusammengeleitet werden kann. Hätte man es in seiner Gewalt, Schachte von 4 — 5000 Fuß Tiefe, am untersten Theile mit einer bedeutenden Erweiterung, herzustellen, so würde man auf diese Art die schwache Wärme der Erdoberfläche in Heerden concentriren, oder Vulkane von schwacher Wirkung erhalten, deren Wasserdampf man periodisch zur Betreibung von Maschinen oder zum Heitzen der Gebäude verwenden könnte.

Sammelt sich im Grunde des Schachtes Wasser, so nimmt dieses die Temperatur der anliegenden Seitenwände an, nämlich die Temperatur des unmittelbar über demselben liegenden Dampfes. Dieses Wasser von hoher Temperatur wirkt nun aber zerstörend auf die Seitenwände, löst ihre Bestandtheile auf und setzt halbflüssige Massen aus ihnen zusammen. Es läßt sich denken, daß glühendes Wasser andere im glühenden Fluße befindliche Körper eben so in sich aufnehme, wie diese im geschmolzenen Zustande befindlichen Körper einander selbst. Es ist wahrscheinlich, daß das Wasser in hoher Temperatur und unter dem derselben zugehörigen Drucke mit den Erden, mit welchen es in Fluß kommt, eigene Verbindungen eingeht, gleich den schon bekannten Hydraten, so daß diese Verbindung bey niederer Hitze schmelzbar ist, und in dieser Hitze das Wasser nur sehr langsam fahren läßt, wie dieses Verhalten schon bey mehreren, in niederer Temperatur gebildeten Hydraten, am ausgezeichnetsten bey denen der Alkalien (besonders bey Barythydrat) stattfindet.

Aus der bisherigen Darstellung erräth man nun leicht, wie Prechtel die vulkanischen Phänomene der Erdfläche erklären werde. Es wird durch die erwähnten Vorgänge in großen Tiefen, vermöge der Wirkung der Luft und vorzüglich des Wasserdampfes, ein glühender Heerd gebildet, der im Zusammentritt mit Wasser alle jene Wirkungen hervorzubringen im Stande ist, welche der Vulkanität zukommen. Die ungeheuere Elasticität der Wasserdämpfe ist ihr Grund, und durch dieselbe werden nicht nur die Decken der Schächte gesprengt und gehoben, sondern auch aus dem tiefsten Grunde die durch heisses Wasser veränderten Steinmassen in die Höhe getrieben, oder mit dem Wasserdampf ausgeworfen.

Im Einzelnen erklärt Prechtel die hauptsächlichsten vulkanischen Erscheinungen nach seiner Theorie auf folgende Weise. Als die Granitmasse (hiezu den Gneuß gerechnet), welche die Erdoberfläche bedeckt, allmählig austrocknete, mußte sie natürlich eine Menge Risse und Spalten erhalten. Die kleinsten wurden mit Gangarten ausgefüllt, die größten und tiefsten bildeten den Heerd der vulkanischen Erscheinungen. In der Periode der Austrocknung der Granitmasse um die Erde trat daher die erste und größte Periode der Vulkanität ein.

Der Auswurf oder die Ausfüllungsmasse der Vulkane ist, wie aus dem vorher Gesagten erhellet, kein im trockenen Fluße geschmolzenes Product, sondern ein Product auf dem nassen Wege bey einer hohen Temperatur des Wassers. Diese Temperatur, die Tiefe, aus welcher die kochende Schlamm-Masse emporgehoben wird, und die Menge des Wassers und der Masse selbst bestimmen unter übrigens gleichen Umständen seine verschiedene Form, so daß derselbe Vulkan porphyrartiges Gestein, schlackige Lava, heißen, an der Luft zu Basalt erhärteten Schlamm, zerstäubten Schlamm (vulkanische Asche) mit Wasserdämpfen, flüssigeren Schlamm, auch selbst heißes Wasser, und endlich nur Wasserdämpfe auswerfen kann. Ohnerachtet des glasigen Ansehens mancher vulkanischen Producte, enthalten sie solche

Bestandtheile, welche die trockene Glühhitze, ohne ihre Form zu ändern, nicht vertragen, ja selbst Wasser, wie der blasige Basalt. Daher ist der Fluß der Lava nicht eigentlich ein trockener glühender Fluß, denn außerdem, daß sie Theile enthält, die diesen Fluß nicht vertragen, stößt sie Wasserdämpfe aus, nach deren Verlust sie fest wird und deren Einschließung sie blasig macht. Die Hitze, welche der glühenden fließenden Lava zukommt, ist geringer als die, welche erfordert wird, sie nach ihrer Erhärtung in trockenen glühenden Fluß zu bringen, denn in den letzteren geht sie erst dann über, wenn sie ihre Eigenschaft als Hydrat verloren hat. Die Lava ist daher durch die Schmelzung mit glühendem Wasser entstanden, und entbindet während des Glühens das Wasser allmählig an der Luft. Es sind die Laven entweder mit einer höheren Temperatur, oder mit Zutritt einer geringeren Wassermenge gebildet als die älteren vulkanischen Producte (Porphyre und Basalte).

Auch die Lichterscheinungen bey Eruptionen weiß Prechtel leicht zu deuten. Ist die Entbindung von Wasserdämpfen in dem unteren Heerd häufig, so werden diese theils aus der aufkochenden Ausfüllungsmasse, theils durch dieselbe hindurch mit einer den Druck der Atmosphäre oft vielmals übertreffenden Expansivkraft in die Höhe getrieben, und indem sie sich in bedeutenden Massen schnell condensiren und Wolken bilden, verursachen sie oft Donner und Blitz auf dieselbe Art als dieses gewöhnlich in der Atmosphäre geschieht. Die Wasserdämpfe, welche in hoher Temperatur in die Luft austreten und sich schnell in dieser verdichten, erscheinen durch die schnelle Entbindung und Ausstrahlung der Wärme leuchtend, gleich der sich schnell ausdehnenden oder der schnell zusammen gedrückten Luft.

Der eigentliche Heerd der Vulkane liegt also, nach Prechtel's Meynung, im Urgebirge, weil die Tiefe der sekundären Formationen viel zu gering ist, als daß sich in denselben ein vulkanischer Heerd bilden könnte. Hieraus erklärt sich sowohl die Art, als das Vorkommen der vulkanischen Gebilde. Aus vulkanischen Heerden, welche hauptsächlich im Granit und Gneuß gelagert sind, scheinen die Porphyrarten; aus dem Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Hornblende, Hornblendeschiefer und Urthonschiefer scheinen die Basalte hervorgehoben worden zu seyn. Prechtel hält es für wahrscheinlich, daß Hornblende und Hornblendeschiefer eine vulkanische Umänderung des Glimmers und Glimmerschiefer sind, durch die Einwirkung des Wassers von hoher Temperatur und Entfernung des Kaligehaltes aus dem Glimmer hervorgebracht. Aehnlich sieht er die Hornblende des Porphyrs als aus der Umänderung eines Theils des Glimmers des Granits entstanden an. Er verwahrt sich jedoch vor der Folgerung, daß jedes hornblendige Fossil ein vulkanisches Product sey, da zur Zeit, als der Niederschlag des Glimmerschiefers statt hatte, durch andere Umstände auch Hornblendeschiefer gebildet werden konnte.

Die Schwierigkeiten, welche entstehen, wenn man die vulkanischen Gebilde als Producte einer trockenen Schmelzung ansieht, hat Prechtel mit seiner Theorie ganz beseitigt. Gemenge von Erdarten, sagt er, welche im trockenen Fluße sich befinden, verhalten sich anders als fließende Laven. Eine im Feuer geschmolzene Gebirgsart stößt nie Wasserdämpfe aus, wie dieß bey den Laven der Fall ist. Irgend ein Gemenge von Erdarten einmal in der Hitze geschmolzen, giebt allemal ein Glas, welches wieder geschmolzen, immer wieder dieselbe Form des Glases beybehält. Die vulkanischen Producte dagegen (Porphyre, Perlsteine, Klingsteine, hornblendige Gesteine, Basalte, Obsidiane und alle neueren Laven) werden nach dem Umschmelzen im trockenen Feuer Producte von ganz anderer Beschaffenheit. Halls Experiment, nach welchem Gebirgsarten, der Schmelzhitze unter einem hohen Drucke ausgesetzt, die krystallinische Form ihrer Gemengtheile beybehalten können, beweise, wie Prechtel zufügt, für die Vulkanisten wenig, da die Laven unter keinem andern Drucke, als dem gewöhnlichen der Atmosphäre erkalten. Er will hiemit nicht läugnen, daß aus dem trockenen Fluße sich keine Krystalle absondern könnten, aber er bemerkt, daß solche Körper ein ganz anderes Aussehen als die ächt vulkanischen Massen haben und die Krystalle in denselben mit wahrer Glasmasse verbunden sind.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Da aber Hr. de la Rive (XXXXV B.) zu Gunsten dieser Ansicht eine neue Untersuchungsreihe unternommen hat, so sah sich Herr Lenz (S. 385 — 423) veranlaßt, das Nichtige derselben darzulegen, was schon darin sich offenbart, daß Herr de la Rive die Stärke der Ströme durch die Erwärmung an der Spirale eines Brequet'schen Thermometers zu bestimmen suchte, dieses Thermometer aber seiner Construction nach dazu ganz unbrauchbar ist. Außerdem behauptet Hr. de la Rive, daß magneto-elektrische Ströme durch heterogene Leiter besser als durch homogene geleitet werden, Hr. L. aber sah bey seinen Versuchen, daß 30 Fuß Eisendraht, und eben so viel Kupferdraht jeder in 10 Stücke geschnitten und entweder so verbunden, daß Eisen auf Eisen, Kupfer auf Kupfer, oder so, daß alternirend Eisen auf Kupfer folgte, immer sowohl gleiche Ablenkung als gleichen Leitungswiderstand gaben.

Hr. de la Rive glaubt, auf den Durchgang magnetisch-elektrischer Ströme durch flüssige Leiter habe die Länge der Flüßigkeiten viel größeren Einfluß als auf den der hydro-elektrischen, und Zwischenplatten wirken auf magneto-elektrische Ströme fast gar nicht. Das erstere findet Hr. L. ganz in der Ordnung, das zweyte aber findet er ganz falsch, was er schon früher im Allgemeinen bewiesen zu haben glaubt, und hier noch besonders in Beziehung auf Zwischenplatten von Platin, auf welche sich Herr de la Rive beruft, untersucht, wobey er durch sorgfältige Versuche mittels einer in eine durch Kupferplatten geschlossene Feuchtigkeitszelle gebrachten Platinplatte fand, daß auch in Hinsicht auf die Wirkung der Zwischenplatten kein wesentlicher Unterschied zwischen einem magneto-elektrischen und einem hydro-elektrischen Strome vorhanden ist.

Auch die Erklärung, welche Hr. de la Rive von dem Phänomen giebt, daß bey tieferem Eintauchen der Platinelectroden zwar eine stärkere Erwärmung aber eine schwächere Wasserzersetzung erfolge, und am Ende beyde aufhören, scheint Hr. L. ganz unzuläßig, indem ihm genaue Versuche zeigten, daß ein magneto-elektrischer Strom an sich ohne Rücksicht auf rasche Widerholung durch verschiedenes Eintauchen der Elektroden eben so modificirt werde, wie jeder andere.

Die Entstehung des schwarzen Pulvers an Platin-Gold- und Iridium-Electroden betrachtet Hr. de la Rive selbst nicht als eine ausschließlich den magneto-elektrischen Strömen angehörende Erscheinung, und es ist daher zu erwarten, daß sie durch Versuche auch bey hydrogalvanischen Strömen werde nachzuweisen seyn.

Hr. de la Rive glaubt aus den Erscheinungen, welche eine magneto-elektrische Kette bestehend aus der Vereinigung einer Zelle von verdünnter Schwefelsäure zwischen Platinplatten mit Metalldrähten gab, auf eine Interferenz, folglich auf eine Wellenbewegung der Ströme schließen zu dürfen. Dagegen zeigt Hr. L., daß, wenn ein galvanischer oder ein magneto-elektrischer Strom durch eine Parallelschließung von 2 Drähten, oder von einem festen und einem flüßigen Leiter geht, durchaus keine Interferenz eintrete, und die Ohm'sche Theorie vollkommen ausreiche zu einer richtigen Berechnung der Resultate.

Aus der ganzen Untersuchung ergiebt sich daher, daß ein magneto-elektrischer Strom in Bezug auf die Fähigkeit, Leiter zu durchdringen, ganz dieselben Eigenschaften habe, wie ein galvanischer Strom irgend eines anderen Ursprunges, die Leiter mögen fest oder flüssig seyn, einfach oder als Parallelschließung auftreten.

5. Hr. W. R. Grove stellt die für die elektrochemische Theorie wichtige Frage auf, ob Elektrolyte ohne Zersetzung elektrische Ströme leiten können, und findet sich (S. 305 — 310) aus Faraday's, Becquerel's und eigenen Versuchen veranlaßt, die Behauptung aufzustellen, daß der schwache Strom eines einzigen Plattenpaares hinreichend sey, die Bestandtheile des Wassers zu trennen, wenn auch nicht diese Entwickelung der Bestandtheile in Gasform fortzusetzen, und daß daher im Wasser keine Leitung ohne Zersetzung stattfinde. Was von dem Wasser gilt, muß nothwendig auch von allen Elektrolyten, bey welchen Wasser das Lösungsmittel ist, gelten.

6. Hr. M. Jakobi untersucht ausführlich (S. 26 — 57) die Wirkungen und Verhältnisse der chemischen und magnetischen Galvanometer, jenes nach der Quantität des in einer gegebenen Zeit entwickelten Gases, und nach dem durch Faraday's und Daniells Versuche als erwiesen vorauszusetzenden Annahme, daß die Wasserzersetzung der Zinkconsumtion in der Batterie entspreche.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



1. Die Wirbelthiere Europa's. Von A. Graf Keyserling und Professor J. H. Blasius. Erstes Buch: die unterscheidenden Charactere. Braunschweig 1840. XCVIII. und 248 S. 8.

2. Europäische Fauna, oder Verzeichniß der Wirbelthiere Europa's, von Dr. H. Schinz. Erster Band. Säugethiere und Vögel. Stuttgart 1840. XXIV und 448 S. 8.

3. Fauna der galizisch-bukowinischen Wirbelthiere. Eine systematische Uebersicht der in diesen Provinzen vorkommenden Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische, mit Rücksicht auf ihre Lebensweise und Verbreitung, von Dr. A. Zawadzki, Professor der Physik und angewandten Mathematik zu Przemysl. Stuttgart 1840. 195 S. 8.

4. Etudes de Micromammalogie. Revue des Musaraignes, des Rats et des Campagnols, suivie d'un index méthodique des Mammifères d'Europe, par Edm. de Selys-Longchamps. Paris 1839. 165 S. 8. mit 3 lith. Tafeln.

Wir stellen hier vier Werke zusammen, die sämmtlich mit Bearbeitung der europäischen Wirbelthiere sich befassen. Die beyden ersten sind bestimmt, alle europäischen Arten aus den vier Klassen der Vertebraten zu behandeln; das dritte beschränkt sich für diese auf Galizien und die Bukowina; das letzte ist von noch enger begrenztem Inhalte, indem es zunächst einer Revision der bisher aufgestellten europäischen Arten von Spitzmäusen und Mäusen gewidmet ist, zugleich aber auch von den europäischen Arten der Säugthiere ein Verzeichniß liefert, um deßwillen hauptsächlich wir es den drey vorher genannten Werken angereiht haben.

Sowohl die von Keyserling und Blasius gemeinschaftlich bearbeitete Fauna der europäischen Wirbelthiere, als auch die von Schinz umfäßt bisher nur die zwey Klassen der Säugthiere und Vögel. Für beyde Werke hatten ihre Verfasser große Hülfsmittel zur Benützung. Den beyden norddeutschen Zoologen stand die reiche zoologische Sammlung zu Berlin zu Gebote, und wie sie selbst berichten, ist ein großer Theil dessen, was sie über die Klasse der Säugthiere und Alles, was sie in Bezug auf die der Vögel mittheilen, Resultat ihrer Studien im Berliner Museum. Wenn auch nicht in gleichem Maaße begünstigt, hat doch der schweizerische Naturforscher ebenfalls ein reiches Material benützen können, indem das seiner Obhut anvertraute zoologische Museum in Zürich fast alle Arten europäischer Vögel besitzt, und die übrigen Sammlungen der Schweiz, unter welchen die des Oberst Frey in Aarau eine der werthvollsten ist, ihm zum wissenschaftlichen Gebrauche geöffnet waren.

I. Graf Keyserling und Professor Blasius haben sich durch ihre (ebenfalls gemeinschaftlich abgefaßte) Arbeit über die europäischen Fledermäuse, die vor zwey Jahren in Wiegmann's Archive erschien, bereits als Meister vom Fache gezeigt. Gestützt auf eine Menge eigener Beobachtungen, in der Natur wie in den Sammlungen angestellt, haben sie mit großem Scharfsinne diese im äußeren Habitus und selbst in der Färbung so auffallend übereinkommenden Thiere von einander geschieden,



und, indem sie Merkmale benützten, auf die ihre Vorgänger keinen oder nur geringen Werth legten, gelang es ihnen, die Arten der europäischen Fledermäuse fest und bestimmt zu charakterisiren; ein Erfolg, um den zu gleicher Zeit mit ihnen Temminck vergeblich sich bemüht hatte. Von ihnen ist es daher im voraus zu erwarten, daß sie ihrer neuen Arbeit eine gleiche wissenschaftliche Haltung gegeben haben werden.

Was die formelle Anordnung der von Keyserling und Blasius herausgegebenen Naturgeschichte der Wirbelthiere Europas anbetrifft, so berichten sie uns gleich in der Vorrede, daß sie dieselbe in mehreren auf einander folgenden selbstständigen Abtheilungen nach verschiedenen Richtungen zu bearbeiten beabsichtigen. Das 1. Buch soll die Merkmale zu einer sichern Unterscheidung der Gattungen und Arten feststellen. Von dieser Abtheilung sind bisher nur die Säugthiere und Vögel erschienen; auf selbige sollen die Reptilien und Fische nachfolgen und das erste Buch beschließen. Das zweyte Buch wird die Beschreibung der Arten enthalten. Da eine sichere Feststellung der Arten nur durch ein umfassendes Studium aller Organe gelingt, so sollen in diesem 2ten Buche die zoologisch anwendbaren Organe durchgängig speciell geschildert und die plastischen Verhältnisse derselben genau auseinander gesetzt werden. Diese speciellen Arbeiten werden die Grundlage abgeben, von der aus die Verfasser in den noch folgenden Büchern zu einer allgemeinen und vergleichenden Betrachtung ihres Gegenstandes, sowohl in physischer als in psychischer Hinsicht, zu schreiten gedenken.

Wir haben es also vor der Hand nur mit der ersten Hälfte des 1. Buches zu thun, welche den europäischen Säugthieren und Vögeln gewidmet ist. Da äußere Umstände die Verfasser verhinderten das zweyte Buch zugleich mit dem ersten herauszugeben, so erachteten sie es für angemessen, ein systematisches Verzeichniß der warmblütigen europäischen Wirbelthiere Europas beyzufügen, in welchem die zur historischen Begründung ihrer Nomenclatur unentbehrlichen Citate, so wie eine allgemeine Angabe des Vaterlandes, so weit es aus zuverläßigen Bürgschaften bekannt war, enthalten ist. Das Gebiet der europäischen Fauna trennen sie von der asiatischen durch das Uralgebirge, den Uralfluß und den Kaukasus. Ref. ist der Meynung, daß der Kaukasus von der europäischen Fauna ganz ausgeschlossen bleiben sollte, da sich in seine Schluchten mehrere mittel- und südasiatische Thiere (z. B. Tieger, Leoparden, Hyänen u. a.) verlaufen, zum Theil auch daselbst heimisch sind, welche, wenn sie in der europäischen Fauna mit aufgezählt werden, derselben einen fremdartigen Charakter verleihen. Daß der Ural die natürliche Grenze zwischen Europa und Asien ausmacht, kann freylich keinem Zweifel unterliegen; die vor ihm herfließende Kama und weiterhin die Wolga kann als äußerste Marke für Europa betrachtet werden. Da aber das Uralgebirge sich im Süden nicht so weit herab erstreckt, daß es auch hier noch als Scheidewand zwischen den beyden Kontinenten dienen könnte, vielmehr eine große Lücke daselbst freyläßt, und in dieser nach Osten, wie nach Westen ein gleichförmiger Charakter der Steppen weithin ausgebreitet ist, so bleibt in dieser Region die Scheidungslinie zweifelhaft. Um nun nicht zuviel ächt asiatische Thiere, die in Nord- und Mittelasien eine weite Verbreitung haben und die diesseits des Urals nicht mehr heimisch sind, höchstens als vereinzelte Flüchtlinge dort erscheinen, (wie z. B. der Zobel, der Kirmyschak, der Kulon) der europäischen Fauna einzuverleiben, möchte es am besten seyn, deren Gebiet im Süden des Urals nicht zu weit östlich vorzurücken, sondern bey Sarepta die Wolga zu verlassen, und den Don bis zu seiner Einmündung in das asowsche Meer als Grenzlinie anzunehmen.

Noch ist ein anderer Punct hier zu besprechen, der das Verzeichniß der Thierarten eines bestimmten Ländergebietes mit mehr oder minder vielen Arten füllen kann. Es fragt sich nämlich bey den Vögeln und Fischen, die zum Theil große Wanderungen unternehmen, und auf selbigen hie und da als verirrte Fremdlinge in weit von ihrem Geburtsorte gelegenen Ländern unerwartet erscheinen, ob man diese alle der Fauna einer solchen Region als angehörig betrachten soll, oder nicht. Schinz glaubt sich darüber nicht besonders rechtfertigen zu müssen, daß er in seine Fauna alle Arten aufgenommen

hat, von denen auch nur einmal ein einzelnes Individuum irgendwo in Europa gefunden worden ist, indem er hinzusetzt, daß was einmal vorkomme, auch mehreremale vorkommen könne, vielleicht schon mehrmals vorgekommen, nur nicht beobachtet worden sey. Dieser Ansicht gemäß sind nicht wenige nordamerikanische Vögel, von denen als erstaunliche Rarität hie und da in Europa (meist nur in England) ein einzelnes Exemplar erlegt wurde, von Schinz in seinem Verzeichnisse europäischer Vögel aufgenommen, und dieß ist auch für mehrere Arten von Keyserling und Blasius geschehen.

Ref. ist in dieser Beziehung anderer Meynung und glaubt, daß man zwischen Insassen und Fremdlingen einen schärferen Unterschied ziehen solle, so daß in einem systematischen Verzeichnisse der Arten einer bestimmten Fauna jenen allein das Bürgerrecht zugestanden, diese nur als ab- und zugehende Gäste, die bey einer Abschätzung nicht mitzählen, aufgeführt werden dürfen. Insassen sind alle Stand- und Strichvögel; ihre Geburt giebt ihnen das Indigenat. Dieß gilt auch für diejenigen Zugvögel, welche ihre Brutplätze bey uns haben. Nicht durch die Geburt, wohl aber durch den ständigen Aufenthalt, den andere Zugvögel, wie z. B. die Saatgans, der Bergfink u. a. während des Winters bey uns nehmen und also die Hälfte ihrer Lebenszeit bey uns zubringen, haben sie durch das Incolat gleiches Bürgerrecht mit den übrigen sich erworben. Etwas anderes ist es aber mit den verirrten Flüchtlingen, die aus fernen Ländern durch Stürme oder ein sonstiges ungünstiges Geschick zu uns geführt werden, wie dieß manchmal der Wandertaube oder der Wanderdrossel begegnet. Solche halten keine Periodicität in ihrem An- und Abzuge ein, wie sie denn auch nicht in Schaaren, sondern einzeln oder höchstens in kleinen Truppen erscheinen. Diesen Fremdlingen kann man zwar in einem systematischen Verzeichnisse der europäischen Fauna das Gastrecht einräumen, man geht aber in der Liberalität zu weit, wenn man solchen Flüchtlingen, auf die man sich gar keine sichere Rechnung machen kann, das Heimaths- und Bürgerrecht zugesteht. Es möchte daher gerathen seyn, dieser Fremdlinge im Verzeichnisse in einer besondern Rubrik zu gedenken, sie aber nicht in der Reihe der ächten Insassen mitzuzählen.

Nach dem systematischen Verzeichniße der europäischen Säugthiere und Vögel werden von Keyserling und Blasius „die unterscheidenden Charaktere“ derselben angegeben, und zwar zuerst der Ordnungen, dann der Gattungen, zuletzt der Arten. An europäischen Gattungen von Säugthieren zählen sie 65, von Vögeln 164.

(Schluß folgt.)

Kritische Beleuchtung der Werner'schen Gangtheorie aus dem gegenwärtigen Standpuncte der Geognosie, von F. C. Frhr. v. Beust.

(Schluß.)

Das Wasser bedingt also, nach Prechtel, die eigentlichen vulkanischen Wirkungen. So lange in den vulkanischen Heerd kein Wasser zutritt, ist die untere hohe Temperatur ohne Wirkung nach oben. Sobald aber solches zufließt, so wird durch dessen Erhitzung und Verdampfung die Vulkanität bald durch eine heftigere Entbindung von Wasserdampf aus der oberen Mündung, oder Losreissung der Decke derselben, oder der im Innern verhärteten Lava eintreten und bey anhaltender Wirkung das Ueberkochen der Ausfüllungsmasse beginnen. Ein ununterbrochener oder häufiger Zufluß des Wassers dagegen (z. B. durch Communication mit dem Meere) wird die Vulkanität schwächen oder aufheben, denn durch Verdünnung der schlammigen Masse wird ihr Aufsteigen und die partielle, zur Erhöhung der Temperatur erforderliche Verschließung derselben verhindert, die Seitenwände werden endlich immer mehr und mehr abgekühlt und zuletzt durch die Ausfüllung des Schachtes die neue Temperaturerhöhung unmöglich gemacht. Daher giebt es keine wirksamen Vulkane im Meere.

Zu heftigen vulkanischen Wirkungen gehört demnach eine gewiße Periodicität, oder eine längere Ruhe des Vulkans, innerhalb welcher er seinen durch den letzten Ausbruch abgekühlten Heerd allmählig wieder erwärmt. Diese Ruhe schafft sich

der Vulkan dadurch, daß er die Lava nicht bloß aufwärts, sondern auch seitwärts treibt, und sonach die Communication mit dem Meere ganz oder größtentheils verstopft. Nach längerer Zeit, binnen welcher die Temperatur des Heerdes sich wieder bedeutend erhöht hat, öffnen sich durch Erweichung des Ausfüllungsmittels und den mitwirkenden Druck des Wassers, wieder diese Communicationen und die Eruption des Vulkans beginnt von Neuem.

Zum Schlusse begegnet Prechtel noch der Meynung, die seitdem die herrschende unter den Geologen geworden ist, daß nämlich die Erde bey ihrer Bildung in einem glühenden Fluße sich befunden, allmählig sich abgekühlt habe, und daß die höhere Temperatur im Innern der Erde noch dem glühenden Kerne zuzuschreiben sey, bis zu welchem die allmählige Abkühlung erst vorwärts geschritten ist. Diese Meynung, bemerkt Prechtel, verliert die Haltbarkeit durch die Betrachtung, daß eine Abkühlung der Erde unter den vorhandenen Umständen gar nicht möglich sey, folglich auch die vorausgesetzte hohe Temperatur nie vorhanden seyn konnte. Denn jede Abkühlung der Erde geht vor sich: entweder durch die Verbreitung der Wärme mittelst der Fortleitung in Körper von geringerer Temperatur, oder durch die Ausstrahlung der Wärme gegen solche Körper. Es mag nun aber die Erde welch immer eine hohe Temperatur haben, so wird in irgend einer Höhe ihrer Atmosphäre eine mehr oder minder niedrige Temperatur constant vorhanden seyn, über welche hinaus eine Fortleitung der größeren Wärme von unten nicht möglich ist, eben so wenig als gegenwärtig die Temperatur von 0° R. in einer Höhe der Atmosphäre von 2500 Klaftern eine erkältende Ursache für die untere Temperatur der Erdfläche von 10° oder 20° R. seyn kann. Eine Fortleitung der Wärme von der Erde aus ist daher nicht denkbar.

Auch durch die Ausstrahlung der Wärme in die Atmosphäre kann, wie Prechtel in seinen Betrachtungen weiter fortfährt, keine bleibende Abkühlung der Erdfläche bewirkt werden, weil durch die Formänderungen der Wasserdämpfe dasjenige, was zu einer Zeit der Atmosphäre an Wärme zugeführt wird, zu einer andern wieder durch Thau und Regen auf die Erdfläche zurücktritt. Von der Ausstrahlung der Wärme aus der Erde in den leeren Raum kann man sich keinen Begriff machen; vielmehr findet diese Ausstrahlung nur dann statt, wenn ein Körper von niedrigerer Temperatur entgegen wirkt. Eine Abkühlung der Erde durch Ausstrahlung könnte also nur durch Gegenwirkung der übrigen Weltkörper stattfinden, wenn diese eine niedrigere Temperatur als die Erde hätten. Allein diese Wirkung ist nach den Annahmen, welche hier erlaubt seyn können, zu unbeträchtlich, als daß sie einigermassen mit der steten Erwärmung der Erdfläche durch die Wirkung der Sonne verglichen werden könnte. Prechtel berechnet, daß, wenn man auch dem Monde eine im Verhältniß seiner Masse geringere Temperatur, also etwa $\frac{1}{10}$ der mittlern Wärme der Erdfläche und dieser selbst eine Temperatur von 360° R. beylegen wollte, doch dadurch die Mondfläche erst um 1° erwärmt werden würde, und wenn endlich auch nach langer Zeit die ganze Mondmasse diese Temperatur-Erhöhung annehme, so würde dadurch die Erdmasse erst um $\frac{1}{10}$° oder um $\frac{1}{3600}$ ihrer vorigen Temperatur abgekühlt worden seyn.

So weit Prechtel. Wir haben hier gerne seine Ansichten in einiger Ausführlichkeit mitgetheilt, um den Nachweis zu liefern, daß man, trotz der vorliegenden Erfahrung, daß mit der Tiefe die Wärme zunehme, deßhalb doch nicht gezwungen sey, zu plutonischen Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen, sondern daß sich auch noch eine oder die andere Erklärung denken lasse, welche mit Werner's Theorie gerade nicht im directen Widerspruche stehe. Ref. bekennt zwar gerne, daß er die Werner'schen Ansichten von der Entstehung der Erde nicht in allen Beziehungen vertreten möchte oder könnte; aber in der Hauptsache bleiben sie ihm doch gültig, sobald man sich nur zu den Modifikationen versteht, welche chemischer Seits gefordert werden, wie dieß Fuchs in evidenter Weise dargethan hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

1. Die Wirbelthiere Europa's. Von A. Graf Keyserling und Professor J. H. Blasius ꝛc.

(Schluß.)

Diese große Anzahl von Gattungen erlangen sie dadurch, daß sie nach der Weise der meisten neueren Systematiker die alten natürlichen Gattungen (wie z. B. der Krähen, Lerchen, Enten ꝛc.) in mehrere zersplittern, wodurch der Uebersichtlichkeit ein großer Eintrag geschieht und der systematischen Anordnung kein Vortheil erwächst. An europäischen Arten von Säugthieren führen sie 175, von Vögeln 490 auf.

Wie von den beyden Verfassern nicht anders zu erwarten war, haben sie mit geringen Ausnahmen (wo ihnen keine Originale zu Gebote standen) durchgängig auf eigene Beobachtungen gefußt, und allenthalben, wo es nur angieng, zu den bekannten unterscheidenden Charakteren neue hinzugefügt, so daß in schwierigen Fällen, wo ein oder das andere Merkmal versagt, noch andere zur Unterscheidung zu Hülfe genommen werden können. Unter den vier im Eingange aufgezählten Werken über die europäische Fauna ist diese diejenige, welche die meiste Selbstständigkeit und Originalität hat, daher auch die größte Beachtung verdient.

Bey den Säugthieren sind häufig zur Charakteristik der Gattungen und selbst der Arten Merkmale vom Knochengerüste und dem Gebiße entnommen worden, und meist in ganz richtiger, scharfsinniger Anwendung. Daß hie und da ein solches Merkmal nicht die allgemeine Geltung hat, wie die Verfasser meynen, soll hier nur im Vorbeygehen erwähnt und mit ein Paar Beyspielen belegt werden. So ist z. B. bey den eigentlichen Luchsen die Zahl der Schwanzwirbel auf höchstens 13 angegeben; diese Angabe ist wahrscheinlich von Daubenton entlehnt, aber falsch, oder doch wenigstens nicht auf alle Arten passend, da Ref. an 2 Skeleten des deutschen Luchses 17 zählt. Die Untergattung Canis und Vulpes wird unter andern Merkmalen auch dadurch unterschieden, daß bey jener die 4 mittlern obern Vorderzähne mit einem Seitenlappen jederseits versehen, bey dieser einfach sind. Allein die Füchse haben ursprünglich diese Seitenlappen ebenfalls, nur nützen sich bey ihnen die Vorderzähne schneller ab, so daß dann von Einschnitten nichts mehr zu sehen ist. Noch mißlicher sind die Merkmale, welche von den relativen Längenverhältnissen der Schädel-Suturen hergenommen sind, da solche nicht bloß nach Individuen abändern, sondern hierin mitunter bey einem und demselben Individuum nicht einmal die eine Seite der andern ganz gleich ist. So ist z. B. von den Luchsen gesagt, daß Stirn- und Zwischenkieferbeine zusammen stoßen, so daß die Nasen- und Wangenbeine einander nicht berühren. Dieß ist im Allgemeinen richtig, erleidet aber gleich durch einen Luchsschädel, den Ref. deßhalb ansah, eine theilweise Ausnahme, indem bey selbigem zwar auf der einen Seite die Stirn- und Zwischenkieferbeine zusammen treffen, auf der andern aber durch das Oberkieferbein geschieden sind.

Unter den Spitzmausarten ist die Aufführung von Sorex alpinus vergessen worden, obgleich dieß, wie Ref. aus Autopsie versichern kann, eine sehr gute Art ist, was auch schon aus den frühern Be-

schreibungen von Schinz, Duvernoy und Longchamps hervorgeht. Mit der specifischen Sonderung der gemeinen Krähe und der Nebelkrähe ist Ref. einverstanden, da ihre specifische Zusammenfassung doch nur auf der Beobachtung beruht, daß beyde mit einander gebrütet haben. Für die Arts-Identität wird aber noch mehr als die Paarung verlangt, nämlich die Zeugung einer unbedingt fruchtbaren Nachkommenschaft, worüber für die genannten Vögel kein Beweis beygebracht ist. Auch liegt in der geographischen Verbreitung der Nebelkrähe so etwas Eigenthümliches, daß dieser Umstand ebenfalls für eine Sonderung von der gemeinen Krähe spricht.

Einer nähern Schilderung der Vorzüge der von Keyserling und Blasius bearbeiteten Naturgeschichte der Wirbelthiere Europa's, glaubt Ref., außer dem bereits Angeführten, mit der Versicherung sich überheben zu können, daß von den nachfolgenden drey Werken keines an wissenschaftlicher Vollendung, Selbstständigkeit der Forschung und kritischer Schärfe mit jenem einen Vergleich aushalten kann.

II. Wenn Keyserling und Blasius allenthalben zur Unterscheidung der Arten neue oder wenig beachtete Merkmale ausfindig zu machen wußten, so bewegt sich dagegen Schinz in der alten Weise fort, und man kann es eben nicht von ihm rühmen, daß er in seiner Charakteristik der Arten auf eine scharfe Unterscheidung derselben Rücksicht genommen hätte. Während bey jenen die kritische Sichtung der Species ein Hauptvorzug ihrer Arbeit ist, hat Schinz diese Kritik sehr vernachläßigt. Dieß ist am auffallendsten bey den Säugthieren, wo es ihm an tüchtigen Vorbildern ungleich mehr als bey den Vögeln fehlte; ganz besonders trifft dieser Tadel seine Bearbeitung der Fledermäuse und Mäuse. Hinsichtlich der erstern ist es allerdings ein Unstern für ihn gewesen, daß er bey Abfassung seines Manuscriptes wahrscheinlich die Abhandlung von Keyserling und Blasius über die europäischen Fledermäuse in Wiegmanns Archive noch nicht zu Rathe ziehen konnte; da sie jedoch in den Nachträgen ihm vorlag, so hätte er in selbigen aus ihr die nothwendigen Correctionen nicht unterlassen sollen. Bey den Mäusen hat Schinz der Autorität von Selys de Longchamps zu viel vertraut und daher mehr Arten aufgezählt, als in der Natur sich finden mögen. An Uebersichtlichkeit verliert sein Werk sehr dadurch, daß er weder Gattungen, noch Arten durch Ziffern oder zweyerley Druck unterschieden, auch die zweifelhaften Arten ohne Weiteres den sicher gestellten angereiht hat.

Um sichere Ausmittelung der geographischen Verbreitung der Arten, was für eine Fauna ein Hauptgesichtspunct seyn muß, hat Schinz nicht immer sich so bekümmert, wie es zur jetzigen Zeit verlangt wird. Wenn er z. B. vom Aufenthalt der kleinen Hufeisennase angiebt: „sehr häufig in England, auch in einigen Gegenden Frankreichs," so muß man aus dieser Angabe abnehmen, daß sie in Deutschland gar nicht vorkomme. Nun aber berichtet schon Schreber, daß diese Fledermaus in großer Menge die Höhlen von Muggendorf bewohne, und wenn wir über ihre Fundörter bey Keyserling und Blasius nachsehen, so finden wir nicht bloß Deutschland, England, Frankreich, Triest, und den Kaukasus, sondern selbst auch die Schweiz angegeben. In der Anordnung der Vögel muß es sehr befremdlich erscheinen, daß Schinz noch die beyden Cuvierschen Ordnungen der Passeres und Chelidones beybehalten und dadurch Schwalben und Segler nebeneinander gestellt hat. Man sollte doch wahrlich mit Dank es annehmen, daß Nitzsch in dem Singmuskelapparat ein Merkmal aufgefunden hat, durch welches man die Singvögel scharf und bestimmt von den Raubvögeln einerseits, wie von den Wied- und Klettervögeln andrerseits unterscheiden kann. Da nun überdieß Keyserling und Blasius schon vor zwey Jahren ein Merkmal in der Bedeckung der Läufe angegeben haben, wodurch auch diejenigen Ornithologen, welche bloß den äußern Habitus berücksichtigen, die Ordnung der Singvögel von den andern unterscheiden können, so darf eine Ordnung Chelidones, welche eine wissenschaftliche Systematik nicht anerkennen kann, nicht länger beybehalten werden, und Schwalben und Segler dürfen so wenig als Krähen und Racken zusammengestellt werden.

Trotz diesen mancherley formellen und mate-

riellen Mängeln, die eine strengere wissenschaftliche Systematik an Schinz's europäischer Fauna rügen muß, wird sie dem Ornithologen doch immer eine willkommene Arbeit seyn, da die europäischen Vögel sehr vollständig aufgeführt und die seltneren Arten auch ausführlich beschrieben sind.

III. Mit ungleich geringeren Hülfsmitteln mußte sich Zawadzki an seine Fauna der galizisch-bukowinischen Wirbelthiere machen. Man kann sich leicht vorstellen, daß in Przemysl weder Sammlungen noch Bibliotheken, wie in Zürich oder gar in Berlin existiren, und somit mußte er die kostspieligen Hauptwerke der neuern Zeit entweder ganz ungenützt lassen, oder hatte von einigen doch nur eine mittelbare Kenntniß. Deßhalb fehlen auch in seinem Verzeichnisse viele Arten, die erst in unsern Tagen unterschieden und noch nicht in den gewöhnlichen Handbüchern aufgenommen sind. Außerdem hatte Zawadzki für die Fauna Galiziens keine Vorgänger, und er mußte daher seine Objecte alle selbst aufsuchen. Daß ein Menschenleben nicht ausreichend ist, um bey der größten Thätigkeit eine genügende Vollständigkeit in der Aufzählung der einheimischen Arten zu erreichen, ist einleuchtend. Ueberdieß konnte er seine Zeit und seinen amtlichen Beruf nicht ausschließlich der Zoologie oder in weiterer Ausdehnung der Naturgeschichte überhaupt widmen. Er nennt sich auf dem Titel Professor der Physik und angewandten Mathematik, und hat also mit Fächern zu thun, die in keinem Zusammenhange mit der Zoologie stehen, so daß durch ihn, wie es scheint, an seiner Anstalt eine ganze mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät zum großen Theil repräsentirt wird; eine Aufgabe, der bey dem großen Umfange dieser Wissenschaften keines Menschen Kraft mehr gewachsen ist.

Obschon mit solchen großen Hindernissen kämpfend, hat doch Zawadzki Alles geleistet, was unter diesen Umständen möglich ist. Seine Anordnung hat nichts Neues, ist aber klar und übersichtlich, und wir wollen wünschen, daß diese Fauna unter den Bewohnern Galiziens und der Bukowina ein reges Interesse für Zoologie erwecken möchte. Sie haben an ihr eine Grundlage, auf der sie weiter fortbauen können. Für uns ist sie zunächst von Bedeutung für Kenntniß der geographischen Verbreitung der Wirbelthiere, und wir sind dem fleißigen Verfasser dankbar für die schätzbaren Beyträge, die er uns in dieser Beziehung geliefert hat.

IV. Selys de Longchamps, ein Belgier, hat sich den Zoologen bereits bekannt gemacht durch sein Essai monographique sur les Campagnols des environs de Liège und seinen Catalogue des Lepidoptères de la Belgique; eine Faune Belge ist von ihm angekündigt, aber noch nicht erschienen. Hier haben wir es nur mit seiner Micromammalogie und dem selbiger beygefügten systematischen Verzeichnisse der europäischen Säugthiere zu thun.

Die Micromammalogie (ein barbarisches Wort, wie sie die Franzosen jetzt oft zusammensetzen) befaßt sich bloß mit den europäischen Arten der Spitzmäuse und Mäuse. Mit großem Fleiße hat sich der Verf. an ihre Bearbeitung gemacht, und außer den französischen Sammlungen in Paris, Lyon und Straßburg, noch die in Frankfurt, sowie die in Pisa unter Savi und die dem Prinzen Karl Bonaparte von Musignano in Rom gehörige benützt, woraus ihm der große Vortheil erwachsen ist, daß er die Original-Exemplare von vielen neu errichteten Arten in unmittelbarer Anschauung miteinander vergleichen und die Synonymik häufig berichtigen konnte. Die Beschreibungen sind sehr vollständig und vergleichend; bey den Spitzmäusen ist die treffliche Arbeit von Nathusius zu Grunde gelegt. Wenn auch die unter der Gattung Arvicola von Selys, Savi und Bonaparte errichteten neuen Arten sich größtentheils nicht halten werden, sondern die von Keyserling und Blasius vorgenommene Reduction als völlig haltbar sich ergeben wird, so ist doch wenigstens auf erhebliche Abänderungen durch Selys aufmerksam gemacht worden. Erwähnung verdient auch eine Anzeige der Micromammalogie in den Annals of Natural History (Febr. 1840 p. 434) wo mehrere gute Bemerkungen über selbige enthalten sind.

Das Verzeichniß der europäischen Säugthiere giebt blos die Namen und den Fundort an. Im Ganzen zählt Selys 196 Arten, worunter 8 ausländische domesticirte sind.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Als magnetischen Galvanometer bediente er sich der Nervander'schen Tangentenbussole mit der Abänderung, daß sich, um das Schwingen eher zur Ruhe zu bringen, unter der Nadel ein kleiner Flügel von Platinblech in sehr reines und feines Oel tauchte.

Aus seinen Versuchen ergab sich die Bestätigung des Gesetzes, daß die Wasserzersetzung der durch das magnetische Galvanometer gemessenen Stärke der Ströme proportional ist. Dasselbe bestätiget auch die Anwendung der elektromagnetischen Wage, so daß man mit Zuversicht annehmen darf, daß die chemischen und magnetischen Effecte des Volta'schen Stromes vollkommen zu einander proportional sind, und, wie complicirt auch die Combinationen der Ströme seyn mögen, die Angaben der Bussole und des Volta'schen Elektrometer immer gleichen Gang befolgen, ein Resultat, welches für elektromagnetische Maschinen sehr wichtig ist.

Sämmtliche Attribute der Elektricität können hervorgebracht werden, ohne einer elektrolytischen Action zu bedürfen, keine elektrolytische Wirkung ist aber ohne magnetische Polarisations-, Wärme- und andere Erscheinung; daher ist offenbar der Chemismus im Nachtheile, wenn vom Rechte die Rede ist, als Ursache der verschiedenen Phänomene aufzutreten, und es ist ein Widerspruch, daß die Ursache sich umgekehrt wie die Wirkung verhalten soll, welches die Ansicht verlangt, welche bey Hydroketten den chemischen Proceß oder die Oxydation als das durchaus Bedingende ansieht. (S. 41)

7. Hr. Rieß hatte (B. XXXXV) eine Formel für die Wärmemenge, welche in einem thermometrischen Draht vermöge des Durchganges der Elektricität frey wird, aufgestellt. Hr. Prof. Vorsselman de Heer suchte dieselbe (S. 292 — 300) zu vereinfachen, so daß sie einen unmittelbaren Vergleich mit den Formeln des Hrn. Ohm erlaubt. Aber Hr. Rieß verwahrt sich (S. 320 — 326) feyerlich gegen diese Umwandlung seiner Formel, indem Hr. de Heer die von Hrn. R. angewandten Bezeichnungen mit anderen vertauscht hat, welche Hr. R. absichtlich vermieden hat, wodurch zu einer neuen Interpretation seiner Formel geführt würde, zu deren Verificirung erst neue noch mangelnde Versuche nothwendig wären.

8. Bekanntlich wirken Säuren mächtig auf käuflichen Zink, nicht aber auf amalgamirten. Hr. W. R. Grove erklärt (S. 310 — 315) aus seinen Versuchen die Unangreifbarkeit des amalgamirten Zinkes für das Resultat einer Polarisation, welche von anderen Polarisationen dadurch abweicht, daß das fortgeführte Element, anstatt auf das negative Metall niedergeschlagen zu werden, mit diesem in Verbindung tritt, und dasselbe dadurch so positiv macht, daß der Strom vernichtet wird, während er in den übrigen Fällen bloß an Intensität verliert.

9. Um aber zu untersuchen, was vorgeht, wenn Zink in Schwefelsäure getaucht wird, ließ sich Hr. M. A. F. van der Vliet (S. 315 — 320) ein Parallelopipedon, einen Würfel und eine Kugel von Zink verfertigen, tauchte sie in einem Glase in eine Flüssigkeit, welche in 2,5 Litre 150 Gr. Schwefelsäure von 1,85 specifischem Gewicht enthielt, und beobachtete die Wirkung eines jeden während einer Stunde von 5 zu 5 Minuten. Es ergab sich ein bedeutender Unterschied in der Quantität des entwickelten Wasserstoffes, indem der Würfel in einer Stunde 238, das Parallelopipedon 90, die Kugel 0,2 Cub. Centim. Gas gab, obschon die Oberfläche der Kugel 3, die des Parallelopipedon 392 Quad. Millim. größer war, als die des Würfels.

Als aber Hr. v. d. Vl. Wasser mit 2 Proc. Schwefelsäure in ein kupfernes Gefäß goß, wodurch zugleich eine Volta'sche und chemische Wirkung statt haben mußte, änderte sich das Ergebniß bedeutend, indem sich das Wasserstoff weit weichlicher und genau im Verhältniß der Oberflächen der Körper entwickelte.

10. Schon Nairne hatte beobachtet, daß dünne Eisen- und Silberdrahte durch elektrische Entladung verkürzt werden. Hr. Edm. Becquerel (der Sohn) untersuchte (S. 546 — 549) diese Erfahrungen neuerdings und genauer an Platindrähten, und fand sie so bestätiget, daß man sowohl in freyer Luft als im luftleeren Raume die Verkürzungen sehr feiner Platindrähte sehr nahe im umgekehrten Verhältniß der Würfel der Durchmesser annehmen kann.

11. Bachhoffner und Surgeon waren wahrscheinlich die ersten, welche die Beobachtung machten, daß die Zuckungen von einer galvanischen Wirkung außerordentlich verstärkt werden, wenn man anstatt eines massiven Eisenkernes in einer Drahtspirale ein Bündel von Drahten anwendet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nr. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Beyträge zur Kenntniß des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens. Auf Kosten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von K. E. v. Baer und Gr. v. Helmersen. Erstes Bändchen. Wrangell's Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Petersb. 1839. XXXVII. und 332 S. 8. mit einer Karte.

Auch unter dem Titel:

Statistische und ethnographische Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt von dem ehemaligen Oberverwalter dieser Besitzungen, Contre-Admiral v. Wrangell. Auf Kosten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben und mit den Berechnungen aus Wrangell's Witterungsbeobachtungen und andern Zusätzen vermehrt von K. E. von Baer. Petersb. ꝛc.

Da seit längerer Zeit kein Archiv für die Kunde des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens besteht, so haben sich von Baer und Helmersen hiedurch veranlaßt gesehen, ein solches zu eröffnen. Es sollen in selbigem die Arbeiten, welche diesen Gegenstand betreffen, gesammelt, und auf diese Weise werthvolle Nachrichten, welche außerdem nicht leicht im Drucke erschienen wären, der Publicität überliefert werden. Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat den Verlag dieser Sammlungen übernommen, und da so tüchtige und rührige Männer an der Spitze stehen, so kann es nicht fehlen, daß diese Beyträge einen eben so bleibenden Werth bekommen, wie die Sammlungen von Müller, Pallas und Storch. Da für diese Beyträge die Herausgeber sich der deutschen Sprache bedienen, auch die französische nicht ausschließen, wenn durch die Beybehaltung derselben eine Uebersetzung vermieden werden kann, so ist ihre Benützbarkeit nicht blos auf das russische Reich beschränkt, wie dieß mit allen in russischer Sprache verabfaßten Werken der Fall ist, von denen das Ausland keine Notiz nimmt, sondern sie machen hiedurch einen integrirenden Bestandtheil des großen literarischen Weltverkehrs aus.

Der erste Band dieser Beyträge,*) ist von Baer, dem geistvollen und kenntnißreichen Naturforscher, herausgegeben. Im Vorworte spricht er sich na-

*) Außer diesem sind zu gleicher Zeit noch zwey andere Bände und eine Abhandlung des vierten erschienen, von denen wir einstweilen nur die Titel anführen wollen, um die Reichhaltigkeit dieser Sammlungen bemerklich zu machen.

II. Band: Nachrichten über Chiwa, Buchara, Chokand und den nordwestlichen Theil des chinesischen Staates, gesammelt von dem Präsidenten der asiatischen Grenz-Commission in Orenburg, General-Major Gens, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gr. von Helmersen. Mit einer Karte (VI. und 122 Seiten). — Gens hat 30 Jahre hindurch in Orenburg und auf wiederholten Reisen in der Steppe an diesen Materialien gesammelt, und dadurch eine genaue Kenntniß der genannten Länder sich erworben.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, le caractère des habitans, leur industrie et leur organisation municipale par Jules de Hagemeister (296 Seiten). — Hagemeister be-

mentlich über die Wichtigkeit anthropologischer Studien aus, und wie es jetzt, wo europäische Civilisation sich immer weiter ausbreitet, höchste Zeit sey, die Eigenthümlichkeiten der von ihr noch nicht erreichten Völker, genauer als bisher, kennen zu lernen, und somit immer reichere und umfassendere Materialien zur Bildungsgeschichte der Menschheit zu sammeln.

„Man wird mir vielleicht einwenden, daß es ja überall geschehe, daß das ganze Wohngebiet des Menschengeschlechts, wo nicht die Gränzen eifersüchtig bewacht sind, nach allen Richtungen durchzogen werde, und daß überall der Mensch nothwendig als allgemeinstes Object der Beobachtung entgegen trete. Allerdings habe ich auch davon erzählen gehört. Man schickt mit großen Kosten Schiffe aus, um irgend eine unbekannte Küste zu verzeichnen. Das ist sehr löblich; aber diese Küste, wenn sie uns sonst nicht näher angieng, hätte auch später untersucht werden können, denn sie bleibt. Der Mensch aber, der die Küste bewohnt, wird bald ein anderer seyn. Hat man es wohl der Mühe werth gefunden, lange genug bey ihm zu verweilen, um seine Sprache zu verstehen, seine Freuden und Leiden, den Gang seiner Gedanken und Begehrungen, seine sittliche und religiöse Bildung zu erforschen? Gegen eine Menge Reisen um die Erde, die ein Paar Jahr verwenden müssen, über das breite Meer hinzusegeln und in bekannte Häfen einzulaufen, dort Wasser und Proviant einzunehmen, um dann vielleicht ein Paar Wochen, oder wenn es hoch kommt, ein Paar Monate in weniger bekannten Gegenden zuzubringen — gegen diese Reisen, die, wie Chamisso sagt, den Beobachter wie eine Kanonen-Kugel um die Erde fortschießen, die überall Felsstücke, trockne Pflanzen und Thierbälge mitnehmen — wie wenige, die den ersten Stufen der Entwickelung des Menschen eine gründliche Untersuchung widmen.“

Halten wir nun gleich den sogenannten Naturstand nicht für den natürlichen und angebornen des Menschen, sehen wir auch nicht in dem Wilden die erste Stufe der Entwicklung, sondern erklären sie für die letzte und tiefste, bis zu welcher der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch hinabsinken kann, so erfreut uns doch wieder die warme Theilnahme, mit welcher der Herausgeber dieser Beyträge sich für Veredlung dieser unglücklichen Völker interessirt, und wir hoffen mit ihm, daß es immer allgemeiner anerkannt werden wird, wie die mündige Welt die heilige Verpflichtung habe, die Erzieherin der unmündigen zu seyn.

I. Wrangell's Nachrichten über die russischen Besitzungen in Amerika eröffnen den ersten Band dieser Beyträge. Der jetzige Gegen-Admiral von Wrangell, der als Marine-Lieutenant durch seine ausgedehnten Fahrten auf dem Polar-Eise sich bekannt gemacht hat, war nach Beendigung derselben vom Jahre 1830 — 35 Oberverwalter der russisch-amerikanischen Besitzungen. Die von ihm daselbst gesammelten Materialien erhielt der Herausgeber zur Benützung und übergiebt sie hier der Publicität. Von jenen Besitzungen, wie sie i. J. 1827 bestanden, haben wir schon durch Lütke's Reise um die Welt eine allgemeine Schilderung erhalten. Diese hat daher Wrangell nicht nochmals geben wollen, sondern neue Beyträge, wie sie ein langer Aufenthalt, die vorgeschrittene Zeit und die amtliche Stellung, der alle Quellen zu Gebote standen, gewährten. Wir können im Nachfolgenden aus diesen Nachrichten nur auf das, was ein allgemeineres Interesse hat, aufmerksam machen.

---

handelt hier die industriellen und commerziellen Verhältnisse von ganz Westasien bis an den Indus und die Westgrenze des chinesischen Reiches, und hat für diesen Zweck die Hülfsmittel der russischen Behörden benützen können.

Der 4te Band, gemischten Inhaltes, wird eröffnet durch eine von Adelung vorgenommene Aufzählung der ältern, im Auslande angefertigten Karten von Rußland, die vom 14ten bis zum Schluße des 17ten Jahrhunderts erschienen sind. Dieses Verzeichniß zählt 75 Karten vom russischen Reiche oder einzelnen Theilen desselben auf.

Ueber die asiatischen Grenzländer liegen, wie die Ankündigung besagt, noch mehr (von Gens gesammelte) Materialien, als ein Band fassen kann, bereit. Zwey künftige Bände sollen die Berichte über Helmersen's Reisen und geognostische Untersuchungen innerhalb des russischen Reichs enthalten. Ueber die russisch-amerikanischen Kolonien sind noch Materialien zu einem Bändchen vorräthig; in diesem soll auch Wenjaminow's Gemälde von den religiösen Vorstellungen der Koloschen in deutscher Sprache erscheinen.

Die Grenzlinie der russischen Besitzungen in Amerika läuft von der Südspitze der Prince of Wales-Insel (unter 54° 40′ nördlicher Breite und zwischen 131 und 133° westlicher Länge von Greenwich) gegen Norden längs des Portland-Sundes bis zu dem Puncte des Festlandes, wo sie den 56° nördlicher Breite berührt; geht dann weiter längs des Gebirgskammes, der sich parallel mit dem Meeresufer nach Norden zieht bis an den 141° westlicher Länge (d. h. bis an den Eliasberg) und von hier endlich bildet die Fortsetzung des Meridians bis an das Eismeer die Grenze zwischen den brittischen und russischen Besitzungen. Alle westlich von dieser Linie gelegenen Länder und Inseln gehören Rußland und werden von der russisch-amerikanischen Handels-Compagnie verwaltet. Es kommen dazu die ganze Inselkette der Aleuten, die Kommodore- und kurilischen Inseln, bis an die Südspitze der Insel Urup. An den Küsten von Neu-Albion (Ober-Kalifornien) hat die Compagnie seit 1812, mit Bewilligung der dortigen Regierung, einen Landstrich am Meerbusen Bodega in Besitz genommen, den Bezirk Roß, von einem Comptoir verwaltet, das seinen Sitz in dieser russischen Niederlassung unter 38° 33′ nördl. Breite hat.

Diese Besitzungen sind der zweckmäßigeren Verwaltung wegen in 7 Bezirke getheilt. Im Sitcha-Meerbusen (Norfolk-Sound), in der Hauptfactorey Neu-Archangelsk hat der Oberverwalter der Kolonie seinen Sitz; dort befindet sich auch das Haupt-Comptoir, welches aus allen übrigen Bezirken Berichte erhält und alle Ausbeute der Jagd einsammelt. Die Lage von Neu-Archangelsk ist sehr gut gewählt; es hat einen vorzüglichen Hafen, Waldungen, die das herrlichste Bauholz liefern, große Höhe der Fluth, Ueberfluß an Fischen, kurz alle nothwendigen Erfordernisse eines guten Hafenortes. Die Seeottern, um derentwillen hauptsächlich der Sitcha-Meerbusen in Besitz genommen wurde, sind freylich schon seit längerer Zeit gänzlich verschwunden.

Der Stand der Bevölkerung in den Kolonien der Compagnie am 1. Januar 1836 ist (nach S. 326) folgender:

Russen .	647	Individuen	männlichen	Geschlechts.
	83	„	weiblichen	„
	730			
Kreolen .	608	„	männlichen	„
	534	„	weiblichen	„
Aleuten .	4463	„	männlichen	„
	4619	„	weiblichen	„
Kurilen .	42	„	männlichen	„
	36	„	weiblichen	„

Die Völker, welche im Bereiche der russisch-amerikanischen Besitzungen, aber unabhängig von der Verwaltung leben, werden auf 50,000 Köpfe geschätzt.

Die Zahl der Bewohner von Neu-Archangelsk belief sich im Jahre 1833 auf 847 Individuen, worunter 406 Europäer, 307 Kreolen und 134 Aleuten und Koloschen. Im Bereiche der Küsten-Batterien liegt ein Koloschen-Dorf, das bisweilen an 1000 Bewohner zählt; mit diesem Volke leben jetzt die Russen in gutem Vernehmen.

Die Kolonie besitzt eine Bibliothek von 1700 Bänden, ungerechnet der periodischen Schriften und Zeitungen in russischer Sprache. In Verbindung mit dieser Bibliothek, die sich in Neu-Archangelsk befindet, steht eine sehr gute Sammlung von Seekarten, Atlassen, astronomischen und mathematischen Instrumenten. Es ist Hoffnung da, daß mit der Zeit ein kleines Observatorium errichtet wird, so wie auch ein Naturalienkabinet, oder eine Sammlung aller der Kolonie eigenthümlichen Thiere, Mineralien und Producte. Dem Wunsche der petersburger Akademie der Wissenschaften gemäß, beschäftigt man sich seit 1833 mit magnetischen Beobachtungen in einem eigens dazu errichteten Pavillon.

Die Ausgaben der Compagnie für den Unterhalt ihrer Kolonie betrug binnen 7 Jahren (von 1826 — 1833) die Summe von 6,608,077 Rbl. 25 Kop.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Eine genügende Erklärung sucht (95 — 106) Herr Gustav Magnus durch Versuche auszumitteln, und überzeugte sich, daß a) gehämmerter Stahl eben so, wie weiches Eisen wirke, b) übersponnene Drähte aber mehr als nicht übersponnene, c) daß die stärkeren Zuckungen nur durch Induction beym Oeffnen der Kette entstehen, d) daß dieselben Drähte durch Rose'sches Metall mit einander zusammengeschmolzen keine stärkere Wirkung geben, als ein einziger Eisenstab vom Gewicht der Drähte, e) eben so, wie eine dünngezogene Messingröhre, f) wenn sie nicht der Länge nach aufgeschlitzt ist.

12. Schon Hr. Fox (Band XXII) hatte das Daseyn eines elektrischen Stromes zwischen zwey durch einen Metalldraht verbundenen unterirdischen Erzpuncten behauptet, welches zwar Hr. v. Strombeck nicht wahrnehmen konnte, aber von Hrn. Henwood in den Gruben von Cornwallis vielfältig bestätiget wurde. Neuerdings ist aber diese Erfahrung von Herren Brendel und Reich als vollkommen wahr nachgewiesen worden. (S. 287 — 292)

13. Nach der Entdeckung Volta's, daß nicht nur zwey Metalle und eine Flüssigkeit, sondern auch ein Metall und zwey Flüssigkeiten eine Elektricitäts-Entwickelung veranlassen, bediente sich Hr. Grove eines porösen Diaphragmas (des Kopfes einer Thonpfeife), füllte denselben mit Schwefelsäure und kittete ihn in ein kleines Glas, in dem sich Salzsäure befand. Ein Goldblatt in die letztere gebracht und durch einen Gold- oder Platindraht mit der Schwefelsäure verbunden, wurde auf der Stelle aufgelöst, während ein anderes nicht verbundenes unangegriffen blieb. Noch wirksamer zeigte sich eine Combination von Platin und Zink. Ein einziges kleines Paar aus einer amalgamirten Zinkplatte von 1'' Länge und 1/4'' Breite und einem Platincylinder von 3/4'' Höhe nebst einem Pfeifenkopfe und einem kleinen Glase bildet eine Kette, welche mit Schwefelsäure gesäuertes Wasser leicht zersetzt. (S. 300 — 304)

B. Licht.

1. Die Entdeckung des Hrn. Daguerre hat bereits ein allgemeines, und man darf wohl hinzusetzen, sagt Hr. Poggendorff, übertriebenes Interesse gefunden und der Hr. Herausgeber der Annalen glaubte, den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn er Hrn. Arago's Bericht (S. 193 — 216) über dieselbe unverkürzt mittheilt, wie er ihn der Deputirten-Kammer vorgetragen, um Hrn. Daguerre für seine Entdeckung eine Pension auszuwirken. „Dieser Zweck wird auch, sagt Hr. Poggendorff, das Prahlerische mancher Phrasen, wenn nicht entschuldigen, doch erklären."

Begreiflich konnte unter diesen Umständen der Bericht nichts über das Daguerre'sche Verfahren, welches damals noch als Geheimniß behandelt wurde, sondern nur eine Geschichte der Darstellung äußerer Gegenstände durch eine Camera obscura von Joh. Bapt. Porta bis auf Daguerre, und eine Lobpreisung der Daguerre'schen Erfindung enthalten. Hrn. Arago's Vortrag hat bekanntlich die beabsichtigte Pension bewirkt, und seitdem ist diese Erfindung Gemeingut geworden. Alle Zeitschriften haben sich damit beschäftiget, und Jedermann kennt nun die Verfahrungsweise und die erscheinenden Wirkungen, welche von dem Lichte auf gehörig vorbereiteten Flächen hervorgebracht werden. Ref. glaubt daher, diesen Bericht des Hrn. Arago nur anzeigen zu dürfen.

2. Hr. M. Dujardin beschreibt (S. 334) einen Apparat, die Linien des Spectrums dem bloßen Auge sichtbar zu machen, welcher aus einem weiten Rohre und einem Systeme von Prismen besteht.

3. Hr. Edm. Becquerel (der Sohn) untersuchte (S. 540 — 546) die Wirkung der Elektricität auf die Stärke der Phosphorescenz verschiedener Körper, und fand, daß der Luftdruck auf die Hervorrufung dieses Phänomens Einfluß habe, aber nicht die Körper z. B. Austernschalen leuchtender mache, sondern den elektrischen Funken ändere.

Eben so untersuchte er die Wirkungen der Temperatur auf die Phosphorescenz, und fand, daß hohe Temperatur dieselbe vermehre, eine niedere aber schwäche, daß die Bestrahlung durch Sonnenlicht nach der Temperatur verschieden wirke, und je niedriger diese ist, desto stärker ein Körper vom Lichte erregt werde.

C. Wärme.

Hr. M. Melloni ist durch seine ununterbrochen fortgesetzten Versuche über die Eigenschaften der Wärme (S. 326 — 331) zu der Annahme einer auswählenden (elective) Absorptionskraft auch in den undurchsichtigsten Körpern geführt worden.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nr. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Beyträge zur Kenntniß des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens.

(Fortsetzung und Schluß.)

In denselben 7 Jahren wurde als Ausbeute an Pelzwerk und einigen andern Gegenständen nach Rußland eine ansehnliche Menge ausgeführt, wovon wir das Verzeichniß mittheilen, da dieß zugleich einen Begriff von der Frequenz der dortigen Thierwelt giebt, die trotz aller Nachstellungen noch immer zahlreich ist:

Seeotter	1ste	Größe	7421	Stücke
	2te	„	1126	„
	3te	„	1306	„
Seeotter-Schwänze	1ste	„	6836	„
	2te	„	1126	„
	3te	„	789	„
Flußotter	1ste	„	2435	„
	2te	„	2530	„
	3te	„	1277	„
Biber	1ste	„	20,450	„
	2te	„	10,072	„
	3te	„	9459	„
Schwarze Füchse	1ste	Güte	2410	„
	2te	„	2833	„
Schwarzbäuchige Füchse	1ste	„	4078	„
	2te	„	3681	„
Rothe Füchse	1ste	„	11,454	„
	2te	„	4882	„
Polarfüchse	dunkle		19,607	„
	weiße		4582	„
Luchse	1ste	Größe	467	„
	2te	„	626	„
Vielfraße	1ste	Größe	330	Stücke
	2te	„	229	„
Zobel			2976	„
Nörze			4335	„
Wölfe			69	„
Bären			1261	„
Bisamratten			505	„
Seebären			132,160	„
Fischbein			830	Pud.
Wallroßzähne			1490	„
Bibergeil			7121	Paar.

Ueber den Fang, zum Theil auch über die Lebensweise der Seeottern, Seebären (Phoca ursina), Seelöwen (Phoca jubata), des Wallroßes und Wallfisches werden von Wrangell lehrreiche Bemerkungen mitgetheilt.

Ein sehr interessantes Kapitel ist das, welches von dem Verkehr der Völker der Nordwest-Küste von Amerika unter einander und mit den Tschuktschen handelt. Diese letztere bewohnen die nordöstliche Spitze Sibiriens, und da selbige gegen Norden beständig mit Eismassen umlagert ist, die nur selten einmal im Sommer, auf eine geringe Entfernung, die Küsten zwischen dem Tschuktschen-Vorgebirge und dem Nordkap verlassen, und im Innern mit Bergen und gefrornen Morästen bedeckt ist, so übertrifft sie an Rauhigkeit des Klimas und Armuth an Producten alle mit ihr in gleicher Breite liegenden Länderstrecken Sibiriens. In diesem rauhen Lande haben die Tschuktschen ihre Freyheit gerettet, deren ihre Stammgenossen, die südlicher wohnenden Korjäken verlustig gegangen sind. Im Besitz unzählbarer Rennthier-Heerden sind sie in Hinsicht auf Nahrung und Kleider sorgenfrey. Ihre Unabhängigkeit hat den Tschuktschen bey den benachbar-

ten Stämmen ein großes Ansehen verschafft, und sie sind hiedurch die Vermittler des Handels zwischen den Völkern Nordasiens und Nordamerikas geworden. Den russischen Kaufleuten in Anadyrsk und Kolymsk führen sie die Felle des an Pelzthieren so reichen waldigen Amerikas und Wallroßzähne von den Inseln im Polarmeere zu; dagegen erhalten sie von diesen im Tauschhandel Tabak, Eisen und verschiedene Putzwaaren. Mit diesen Sachen und mit warmen Kleidungen aus Rennthierfellen versehen sie wieder die Bewohner der Inseln und des nahen Festlandes von Nordamerika, mit welchen sie gegen Süden bis an die Bristol-Bay, gegen Norden bis an das Eiskap in Verkehr stehen. Auf diese Weise gelangen europäische Waaren auf dem langen Landwege durch Sibirien hinüber an die Nordwestküste Amerikas, und Franklin fand sogar bey den Bewohnern der in Europa bis zu seiner Reise völlig unbekannten Nordküste dieses Welttheils Messer von russischer Arbeit, die nur durch die Tschuktschen dahin gekommen seyn konnten.

Zur Kenntniß der wilden Völker an der Nordwestküste Amerikas sind schätzbare Beyträge geliefert; einige, wie die Reise von Glasunow und Klinowsky, beziehen sich auch auf die geographischen Verhältnisse. Für den Naturforscher ist es bemerkenswerth, daß die Kolibri im Frühlinge, zur Zeit der Himbeerblüthe, im ganzen Archipel der Koloschen südlich von Sitcha erscheinen, auch nach Nutscheck kommen, weiter gegen Westen und Norden aber nicht mehr sichtbar sind.

Eine Notiz handelt von zwey hohen Bergen an der Westküste von Cook's Inlet und von der Wirkung des unterirdischen Feuers auf der Insel Unimack. Wrangell hat jene erwähnten Berge gemessen und den Pik Ilämän, der ein Vulkan ist, 12,066 Fuß und den andern Berg 11,270 englische Fuß hoch gefunden. Die hohen Bergkuppen Kamtschatkas, der aleutischen Gebirgskette, der Halbinsel Aläska und der Westküste von Cook's Inlet bilden einen ungeheuern Halbkreis von Vulkanen. Alle Inseln der aleutischen Gruppe beurkunden die Wirkung eines unterirdischen Feuers. Einige von ihnen sind schon ganz erloschene Vulkane, aus dem Schooße anderer steigt noch jetzt Rauch oder Flamme empor; alle ohne Ausnahme sind dem Erdbeben ausgesetzt. Im westlichen Theile der Gruppe ist das Feuer jetzt weniger thätig als im östlichen, besonders hat die Insel Unimack zu leiden.

II. Characterzüge der Aleuten von den Fuchsinseln. Von Joan Weniaminow in Unalaschka.

Weniaminow ist der aus Lütke's Reise schon bekannte ehrwürdige Geistliche, der seit geraumer Zeit unter den Aleuten lebt und mit ächt apostolischem Eifer allen Bequemlichkeiten des europäischen Lebens entsagend, an der Bekehrung derselben mit segensreichem Erfolge arbeitet. Seine Schilderung dieses gutmüthigen Volkes ist höchst ansprechend und einer der werthvollsten Beyträge in diesen Sammlungen.

III. Sprachproben. Wrangell hat eine nicht unbedeutende Sammlung von Wörtern aus den Sprachen der Vorderwestküste von Amerika mitgebracht. Ihre Mittheilung in diesen Beyträgen wird den Linguisten willkommen seyn.

IV. Zusammenstellung amerikanischer Nachrichten über die Völker an der Nordwestküste von Amerika mit den, in dem vorliegenden Buche gegebenen, vom Herausgeber.

Während des Druckes vom vorliegendem Bande erhielt v. Baer den zweyten Band der Archaeologia Americana, in welchem Galatin eine sehr gründliche und umfassende Uebersicht sämmtlicher Indianer-Stämme, welche Amerika nördlich von den spanischen Kolonien bewohnen, geliefert hat. *) Auf diese Abhandlung kommt hier der Herausgeber zurück, mit Bezugnahme auf die Beyträge Wran-

*) Der vollständige Titel dieser Abhandlung heißt: A synopsis of the Indian tribes within the United States east of the Rocky Mountains and in the British and Russian Possessions in North-America. By the Hon. Albert Galatin. Sie ist enthalten in der Archaeologia Americana. Transactions and Collections of the American Antiquarian Society. Vol. II. Cambridge 1836.

gell's. Nach Galatin's historischen und philologischen Untersuchungen lassen sich fast alle Menschenstämme auf dem ungeheueren Länderstriche zwischen dem atlantischen Meere und dem Felsgebirge mit ziemlicher Sicherheit in größere Familien und Gruppen vertheilen, in Bezug auf die Nordwestküste bleiben ihm aber noch die größten Zweifel. Im Ganzen zählt Galatin 81 Sprachen oder Völker auf, die er in 28 (oder 27) Familien gruppirt. Nach seinen Angaben stimmen sämmtliche amerikanische Sprachen im grammatischen Bau so weit überein, daß man Grund hat, eine gemeinschaftliche Quelle für alle anzunehmen. In Bezug auf die russischen Kolonien ergeben sich dem Herausgeber folgende Resultate.

Ein großer Theil der Bewohner der russischen Kolonien in Nordamerika gehört zu der Eskimo-Familie. Ob auch die Aleuten dahin zu zählen sind, darüber eine Meynung auszusprechen, erklärt sich Baer um so weniger berufen, als auch Wrangell mehr den Ueberzeugungen anderer Reisenden folgt, wenn er sie die westlichen Eskimos zu nennen vorschlägt, selbst aber sie für entfernter stehend anzusehen scheint. Die körperliche Bildung erinnert entschieden an Ost-Asiaten, viel entschiedener als die der Eskimos, die wenn sie auch von Asien eingewandert seyn mögen, doch keineswegs die japanische Gesichtsbildung der Aleuten haben. Auch die Sprache scheint keine nähere Verwandtschaft mit den Eskimos nachzuweisen. *)

Viele andere Völker, die theils im Innern zwischen Norton-Sound und dem Kupferfluße, theils von hier aus die Küste hinab nach Süden bis zu einer bestimmten Grenze und jedenfalls über die russischen Besitzungen hinaus wohnen, scheinen auch nur eine Familie zu bilden, die man den Koloschen-Stamm nennen könnte. Was aber weiter im Norden zwischen den Höhen, von welchen der Kwichpack und der Kuskokwim entspringen, und dem Felsengebirge für Volksstämme wohnen, ist noch zu bestimmen.

*) Der gewöhnlichen Meynung entgegen, erklärt Galatin keinen Grund zu haben, den Eskimos einen andern Ursprung zuzuschreiben, als den übrigen amerikanischen Stämmen, d. h. sie einer andern Rasse als der letztern zuzuzählen. Gestalt und Farbe scheinen ihm nicht wesentlich verschieden und vielleicht vom Klima und der Nahrung bedingt; die vollkommene Aehnlichkeit des Sprachbaues und der grammatischen Formen mit denen anderer amerikanischer Stämme, so verschieden auch der Wort-Vorrath ist, geben ihm fast einen vollständigen Beweis, daß sie zu derselben Gruppe des Menschengeschlechts gehören.

V. Ueber das Klima von Sitcha. Resultate aus den meteorologischen Tagebüchern des Adm. Wrangell und Beleuchtung der Frage, welche Gegenstände des Feld- und Gartenbaues in Sitcha und den russischen Kolonien überhaupt gedeihen können. Von dem Herausgeber.

Wrangell führte ein vollständiges meteorologisches Tagebuch, das im Jahre 1831 mit dem 25. November a. St. beginnt und mit dem Februar 1835 schließt; die Aufzeichnungen sind täglich viermal gemacht worden. Aus diesem Tagebuche theilt Baer die wichtigsten Resultate mit, und verweilt besonders bey einer Vergleichung der Temperatur-Verhältnisse der West- und Ostküste Nordamerikas unter gleichen Breiten. Als mittlere Temperatur Neu-Archangelsk hat Baer $+ 7^{\circ},39$ C. oder $+ 5^{\circ}, 91$ R. gefunden; sie ist um mehr als 10° C. höher als in der unter derselben Breite liegenden Kolonie Nain an der Ostküste von Labrador. Der Winter ist hier um 20° C. kälter als auf Sitcha, der Frühling um $11\ 1/2^{\circ}$ C., der Sommer um 6° und der Herbst um $6^{\circ},6$ C. In der Mitte des Kontinents ist der Winter noch bedeutend kälter als an der Ostküste, dagegen der Sommer ansehnlich wärmer als an beyden Küsten. So begünstigt aber auch Sitcha im Verhältnisse zur Ostküste von Amerika erscheinen mag, so hat es doch weniger Wärme als die Westküste der alten Welt unter derselben Breite.

Man baut in den russisch-amerikanischen Kolonien, mit alleiniger Ausnahme der südlicher liegenden Ansiedlung Roß, gar kein Korn, und es ist, wie Baer bemerkt, ein sonderbarer Contrast, durch Kolibris an den Süden erinnert zu werden und nicht einmal Gerste auf dem Felde zu haben,

viel weniger Reis oder Mais. Wie irrig es ist, aus der mittlern Temperatur auf die Fähigkeit zur Kornproduction schliessen zu wollen, zeigt Sitcha recht deutlich. Seine mittlere Temperatur steht nicht sehr weit hinter der von Kopenhagen und Berlin zurück, übertrifft aber die von Bern, Königsberg und noch mehr die von Stockholm, Moskau und Petersburg. Gleichwohl baut man um Moskau Weizen, während auf Sitcha nicht einmal an Korn zu denken ist; die Sommer-Temperatur giebt hier den Ausschlag. Der Sommer von Sitcha (13°,5) ist bedeutend kälter als der von Abo (15°,72), ja er ist sogar kälter als zu Uleaborg im Norden von Finnland (14°,34) und nicht viel wärmer als im Innern von Lappland (12°,8) und auf der Höhe von Jempteland (13°). Es ist hiernach die Sommer-Temperatur Sitcha's genau die derjenigen Gegenden in Europa, wo der Roggen entweder gar nicht oder nur in ganz besondern Localitäten zur Reife kommt. Da nun überdieß der Roggen zur Zeit seiner Blüthe trockener Witterung bedarf, in Sitcha aber feuchtes und regnerisches Wetter vorherrschend ist, so darf man nicht auf das Gedeihen des Kornbaues rechnen. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß die Gerste gedeihen würde, da man sie jenseits Torneo im russischen und schwedischen Lappland bis über den Parallelkreis und an der Westküste des weissen Meeres bey Kem noch baut, auch ihre Blüthe durch die feuchte Witterung so leicht nicht verdorben wird.

Endlich macht Baer noch auf den großen klimatischen Einfluß aufmerksam, den die Stellung der Halbinsel Aläska ausübt. In einer Länge von mehr als 80 Meilen bildet sie eine ununterbrochene Mauer, welche hier die Vermischung des Beringsmeeres und der Südsee verhindert. Eine lange Inselkette setzt dieselbe Scheidewand mit einigen Unterbrechungen fort, in welchen allein beyde Meere zusammen stossen. Ueberdieß ist Aläska und ein großer Theil der Inselkette sehr hoch, wodurch ebenfalls die Temperatur-Ausgleichung in den Luftmassen über beyden Meeren gehemmt wird. Man fühlt daher gewöhnlich, wenn man aus der Südsee durch diese Inselkette in das Beringsmeer fährt, eine plötzliche Abnahme der Temperatur und wird häufig von Nebeln empfangen, die hier an der Grenze zwischen einem wärmern und kältern Meere fast beständig sind; kein Meer ist an Nebeln so reich als das Beringsmeer.

Wohl nirgends auf der Erde meynt Baer, ist ein so bedeutender Unterschied der Klimate in so geringer Entfernung als auf beyden Seiten von Aläska. Diese Halbinsel scheidet zuvörderst die waldigen Ufer von den waldlosen; alle Ufer des Beringsmeeres sind waldlos. Eben so auffallend trennt sie die animalische Welt, denn die eine Seite dieser Erdzunge wird von Wallrossen, den Bewohnern des Polarkreises, die andere von Kolibris, den Bewohnern der Tropen, besucht. An der Nordwestküste von Aläska ist eine Bank, auf welche jährlich einmal Wallroße ankommen; an der Südostküste hat man sie nie gesehen. Etwas weiter gegen W. sind die Pribylow-Inseln ebenfalls von Wallrossen besucht. Diese Inseln liegen in derselben Breitenzone wie Sitcha, und die eine Insel, St. Georg, sogar merklich südlicher als Neu-Archangelsk. Dagegen kommen die Kolibris (Trochilus rufus) bis in die Bucht von Cook's Inlet vor, wo Aläska vom Festlande abgeht. Ist es in der That schon merkwürdig, daß unter demselben Parallelkreise Wallroße und Kolibris leben, so ist es noch auffallender, daß der Verbreitungsbezirk beyder nur um wenige Längengrade aus einander liegt, und daß auf der einen Seite von Aläska die Wallroße bis 56° 30′ nördlicher Breite herabsteigen, auf der andern die Kolibris bis 61° nördlicher Breite (im Sommer) hinaufgehen.

Auch für den Polarfuchs bildet Aläska die Grenze. Er findet sich noch auf der Aleuten-Kette, wenigstens im westlichen Theile, aber jenseits Aläska, auf Kadjack, hat man nie einen Eisfuchs gesehen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer. Eine Preisschrift von Dr. O. F. Gruppe. Berlin, Verlag von G. Eichler 1840. X. 161.

Die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin hat für das Jahr 1839 die Sammlung der Fragmente der pythagoreischen Philosophie, deren Deutung und Verbesserung, als Preisaufgabe gestellt. Eine Bearbeitung dieser Bruchstücke ist höchst wünschenswerth; die oft angeregte Frage, ob sie ächt oder unächt sind, sollte entschieden und ihr Verhältniß zu Platon und Aristoteles Schriften näher als bis jetzt geschehen, bestimmt werden. Der Verf. gesteht, daß er auf seine Concurrenzschrift, welche mit dem Accessit und der dem vollen Preise gleichen Summe beehrt worden ist, im Gedränge der Zeit nicht die nöthige Sorgfalt habe wenden können und der Erfolg bey der Akademie ihm selbst überraschend gewesen ist; letzteres werden die Leser Hrn. Gr. gerne glauben und viele dieselbe Empfindung mit ihm theilen, rücksichtlich des ersteren aber konnte man um so mehr fordern, daß eine sorgfältige Umarbeitung alle Mängel entfernen und mit besserem ersetzen werde, als der Verf. sich selbst nicht genügt hatte; aber nur das dritte und siebente Capitel erlitten einige Aenderungen; auch wurde der Standpunct der Aufgabe nicht fest gehalten, worüber die Vorrede folgende Erklärung abgiebt:

> „Auch hatte ich nur die Hauptsache der Aufgabe ins Auge gefaßt nnd die meisten specielleren Forderungen mit Absicht, und von meinem Standpunct aus, vielleicht mit Grund, zur Seite liegen lassen. Man hatte eine Sammlung der Fragmente erwartet; ich bezog mich meistens auf schon vorhandene Sammlungen, denen ich nur einiges hinzufügte. Man wollte ferner Emendation der Fragmente; mir schienen sie so sehr ohne Werth, ja ohne allen philosophischen Sinn (?), daß von solcher Emendation nicht füglich mehr die Rede seyn konnte. Man wünschte endlich ein näheres Eingehen auf den Dorismus; auch dieß schien sich aus demselben Grunde zu erledigen. In der That entdeckte sich auf den ersten Blick, daß hier die gewöhnlichste Sprache nur in dorische Vocale und Endungen verkleidet sey, und diese weichen in den verschiedenen Fragmenten und Handschriften so erstaunlich von einander ab, daß bey dem gänzlichen Mangel eines Princips sich auf dieser Seite nichts thun ließ. Es war deshalb auch unmöglich, in den angeführten Citaten irgend eine Consequenz der Sprache und Schreibart durchzuführen, und ich muß hoffen, daß das was hier dem überall an Genauigkeit gewöhnten philologischen Auge auffallend bleibt, in dem Hauptresultat zugleich mit seine Erledigung findet. Auf der andern Seite sah ich mich zu einigen Excursen genöthigt, welche nicht vorgeschrieben waren, und manches bedurfte einer allgemeinern Behandlung. Kurz die Akademie hatte mehr auf eine philologische Arbeit gerechnet, ich dagegen hatte nach meiner Neigung, um nicht zu sagen nach der Natur der Sache, mir den Gegenstand mehr auf das Gebiet der philosophischen Kritik gezogen. Ich hätte auf die Behandlung der Aufgabe ganz verzichten müssen, falls ich nicht denjenigen Plan befolgen durfte, der sich mir aus der Lage der Sache und aus dem Lauf der Untersuchung von selbst ergab.

Hätte durch diese Freyheit, die sich der Verf. genommen, der Gegenstand an Klarheit und Ueberzeugung gewonnen, so wäre sie nur zu billigen; dieß ist aber keineswegs geschehen, vielmehr würde eine philologische Kritik in der Art, wie die Akademie sie erwartete, zur genauern Vergleichung aufgefordert und von manchen Irrthümern, an welchem die Untersuchung leidet, frey gehalten haben.

Von den sieben Capiteln, in welche die Abhandlung zerfällt, gibt das erste die Lage der Sache.

Schon Meiners hat die Fragmente fast aller Pythagoreer für unächt erklärt, ebenso Tennemann, in neuester Zeit Hr. Ritter; über die des Philolaus ist durch Boeckh entschieden; die des Archytas haben zuletzt an Petersen und Hartenstein theilweise oder großentheils ihren Vertheidiger gefunden. Wir wundern uns, daß hier das Urtheil des Mannes, dem, da die Entscheidung zumeist von den Schriften des Aristoteles ausgeht, das Wort zu führen, zunächst zusteht, völlig umgangen ist; Hrn. Gr. ist entgangen, daß Brandis in seiner Geschichte der Philos. die pythagoreische Lehre aus den zumeist beglaubigten Quellen am getreuesten zusammen getragen und sich über die Fragmente vielfach ausgesprochen hat; dieses ist um so auffallender, als die drey mittlern Capitel des Verfassers: Philolaus als Kriterium; Charakter und Lehrform des alten Pythagoreismus; Divergenz der pythagoreischen Lehre und Ausartung, eine Berücksichtigung nothwendig machten, und manche Belehrung daraus geschöpft werden konnte; auch Brandis hält fast alles was des Archytas Namen trägt, wie von den übrigen außer Philolaus untergeschoben.

Das zweyte Capitel: Aristoteles als Kriterium ist zur Entscheidung des Gegenstandes das Wichtigste und der Verfasser zeichnet in scharfen Umrissen das Wesentliche; die Fragmente nämlich zeigen eine Uebereinstimmung mit den Schriften des Stagiriten, daß es um dessen Verdienste um die Philosophie geschehen ist, wenn er solche Vorgänger hatte; darum bedarf es einer genauen Kenntniß des Aristoteles, welche sicher das ihm eigene hervorzuheben und im Gegensatze mit frühern auszusondern weiß; nur diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß in neuerer Zeit Vertheidiger der fraglichen Bruchstücke aufgetreten sind. Wenn wir indessen mit dem Resultate des Verfassers einverstanden sind, so billigen wir doch keineswegs die Art und Weise, wie er dazu gelangt ist, auch aus falschen Prämissen kann ein richtiger Schluß gezogen werden; aber gerade die Sicherheit der Prämissen ist es, von denen hier alles abhängt; der Schluß ergiebt sich von selbst. Hr. G. hält sich meist im Allgemeinen, das Eingehen in das Einzelne meidet er, oder wo es geschieht, zeigt er eine auffallende Schwäche; darum ist auch nicht zu erwarten, daß er Petersen oder sonst einen Vertheidiger durch diese Kritik auf seine Seite ziehen werde. So ist es richtig, wenn der Verf. behauptet: Aristoteles sagt uns (Met. 1, 6) sehr deutlich, Plato habe an die Stelle der pythagoreischen Zahlen die Ideen eingeführt: also können pythagoreische Fragmente in denen die Ideen vorkommen, nicht ächt seyn; dieß ist aber mit denen des Archytas der Fall. Aber nach seiner Anwendung durften die Pythagoreer das Wort εἶδος gar nicht gebrauchen, und man sollte glauben, erst Plato habe es erfunden. Wer wird es demnach billigen, wenn er über bedeutende Dinge so schnell sich hinweg bewegt, wie S. 21.

„Ein anderes Fragment bey Stobäus über die Zahlen (Ecl. lib. I. 2) giebt sich, so wenig Inhalt es auch enthält, deutlich genug als unächt zu erkennen: καὶ δοκεῖ ἁ λογιστικὰ ποτὶ τὰν ἄλλαν σοφίαν τῶν μὲν ἀλλᾶν (?) τεχνᾶν καὶ πολὺ διαφέρειν, ἀτὰρ καὶ τᾶς γεωμετρικᾶς ἐναργεστέρα (?) πραγματεύεσθαι ἃ θέλει. καθ' ἃ ἐκλείπει γὰρ ἁ γεωμετρία τὰς ἀποδείξεις, ἁ λογιστικὰ ἐπιτελεῖ. καὶ ὅμως εἰ μὲν εἰδέων τε ἁ πραγματεία καὶ τὰ περὶ τοῖς εἴδεσιν, Die Erwähnung der Ideen in den letzten Worten überhebt uns des nähern Eingehens; man kann wegen derselben fast zweifelhaft werden, ob λογιστικὰ hier die Numeration und Arithmetik, oder auch die Logik und das logische Schließen heißen solle; in beydem Sinne aber klingt die Betrachtung gewiß nicht sehr pythagoreisch.

Hier mußte H. Gr. zuerst den Gedanken und die Bedeutung der letzten corrupten Worte feststellen, ehe er so rasch verurtheilen durfte; daß aber die Arithmetik der Geometrie vorgezogen wird, ist von pythagoreischem Standpuncte aus, wo die Zahlen als Symbole der Dinge erscheinen, leicht begreiflich; auch dem Aristoteles ist sie, aber aus ganz anderm Grunde, ἀκριβεστέρα ἐπιστήμη καὶ προτέρα Analyt. post. I. 27. Metaphys. I. 2. Das Fragment hat also Inhalt genug, man müßte nur, was kein besonnener und der Sprache kundiger Mann kann, hier wirklich, λογιστική für Logik nehmen, es unverständlich machen, und damit weil Logik (im aristotelischen Sinne?) den ältern Pythagoreern fremd gewesen, die Aechtheit bestreiten. Der Verf. hat also für diese Stelle die erforderlichen Beweise nicht geliefert.

Im vierten Abschnitt dieser ethischen Fragmente, sagt H. Gr. S. 10, welche Stobäus unter der

Ueberschrift ἐκ τῶν Ἀρχύτου ἐν τῷ περὶ τῶ ἀγαθῶ ἀνδρὸς καὶ εὐδαίμονος giebt, lautet es unter andern: τίν' ὤν ἐντὶ τὰ τοιαῦτα τῶν ἀγαθῶν, ἅπερ αὐτὰ διὰ ταῦτα αἱρετὰ πέφυκεν ἦμεν, οὐ μὰν δι' ἅτερον; φανερὸν ὅτι ἁ εὐδαιμοσύνα. ταύτας γὰρ ἕνεκα τὰ ἄλλα αἱρεόμεθα, αὐτὰν δὲ ταύται οὐδενὸς ἁτέρω. Dieses ist völlig abgeschrieben aus der Ethik des Aristoteles. Ethic. Nic. I. 5. τελειότερον δὲ λέγομεν τὸ καθ' αὑτὸ διωκτὸν τοῦ δι' ἕτερον καὶ τὸ μηδέποτε δι' ἄλλο αἱρετὸν τῶν καὶ καθ' αὑτὰ καὶ διὰ τοῦθ' αἱρετῶν· καὶ ἁπλῶς δὴ τέλειον τὸ καθ' αὑτὸ αἱρετὸν ἀεὶ καὶ μηδέποτε δι' ἄλλο τοῦτο δὲ ἡ εὐδαιμονία μάλιστ' εἶναι δοκεῖ· ταύτην γὰρ αἱρούμεθα ἀεὶ δι' αὑτὴν καὶ οὐδέποτε δι' ἄλλο. etc. Daß aber umgekehrt Aristoteles von Archytas abgeschrieben, wird kein Besonnener behaupten wollen. Uebrigens kommt in diesen Fragmenten wieder ὑποκείμενον und alles mögliche Unpythagoreische vor.

Die Sache ist richtig; jene ethischen Fragmente sind später als Aristoteles und aus seinen Schriften mit geringen Aenderungen übergetragen; aber der Beweis des Hrn. Gr. ist eben so unrichtig. Es ist nämlich noch sehr die Frage, ob Arist. es gewesen, der zuerst die εὐδαιμονία als das höchste Gut gestellt hat, er giebt es ja selbst als vulgäre Meynung aus; nach Heraklides Pontikus soll schon Pythagoras diese für die ἐπιστήμη τῆς τελειότητος τῶν ἀρετῶν τῆς ψυχῆς erklärt haben und Brandis glaubt I. 492 — 4 diese und ähnliche Ueberlieferungen, als im Geiste der Schule begründet, nicht bezweifeln zu dürfen. Der Gedanke, daß Eudämonie als höchstes Gut Selbstzweck sey und seiner selbst, nicht eines andern wegen erstrebt werde, ergibt sich von selbst, und eine Uebereinstimmung in diesem beweist noch kein Abschreiben. Dagegen mußte Hr. Gr. wenn er die Unächtheit belegen wollte, die Darstellung, welche Stobäus (Ecl. eth. p. 258 — 62. cf. p. 88) von der εὐδαιμονία der peripatetischen Philosophie gibt, anführen; dort findet man dieselben Beyspiele, dieselbe Argumentation a minore ad maius wie in dem angeblichen Fragmente des Archytas.

Im nächsten Abschnitte: **Philolaus als Kriterium** wird bemerkt, wie unähnlich die Fragmente des Archytas denen des Philolaus sind: man sieht auch auf den ersten Blick, sagt Hr. Gr., daß unsere Fragmente nichts mit Philolaus gemein haben, nichts kommt in ihnen vor von einem Centralfeuer, nichts von der Ordnung der Planeten, keine Gegenerde, auch keine vollkommenen harmonischen Zahlen, vollends keine Gnomonen, keine den Göttern zugetheilten Winkel; Philolaus steht noch im Polytheismus, in den Fragmenten herrscht ein ganz abstrakter Monotheismus. Daraus folgt nur, daß wir im Auszuge bey Stobäus keine physischen Excerpte haben, keineswegs aber daß solche gar nicht vorhanden waren. Im übrigen möchte der Verf. um jede weitere Untersuchung aufzuheben, nur zu gerne aus den uns überlieferten Quellen beweisen, Archytas habe nichts schriftliches hinterlassen; er gesteht indessen selbst, daß dieses unmöglich sey. Die auffallende Erscheinung, wie es gekommen, daß im Alterthume bis ins fünfte und sechste Jahrhundert nur die Schriften des Philolaus sich erhalten hätten, die aller anderen Pythagoreer untergeschoben wären, wird stillschweigend übergangen.

In der Darstellung des **Characters und der Lehrform des alten Pythagoreismus** werden die Grenzen viel zu enge gezogen, als daß man die Richtigkeit zugeben könnte; nach Hrn. Gr. hätten die Pythagoreer schriftliches und wissenschaftliches wenig oder vielmehr gar nichts überliefert, weil Aristoteles ihrer nicht erwähnt. Aristoteles pflegt immer im allgemeinen von Pythagoreern zu reden, nicht diese namentlich anzuführen, wie wir merkwürdig genug in seinen Werken auch nicht einmal den Namen des Philolaus finden — die Eudemische Ethik gehört nicht hieher — obschon er selbst in manchem mit dessen Lehre übereinstimmt; wo wir zumeist diesen genannt erwarten, de coelo II, 13, heißt es gleichfalls οἱ περὶ τὴν Ἰταλίαν, καλούμενοι δὲ Πυθαγόρειοι.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Schluß.)

Die Leichtigkeit des Durchganges aber ist größer für Wärmestrahlen aus Wärmequellen von hoher Temperatur als für die nicht zum Glühen erhitzten Körper, so wie die mittlere Brechbarkeit der Wärmestrahlen mit dem Hitzgrad des strahlenden Körpers zunimmt, weßwegen die Diathermanie im Allgemeinen eine Tendenz zur Durchlassung der brechbaren Strahlen ist.

Steinsalz ist bekanntlich eine Substanz, welche gar kein auswählendes Auffangsvermögen hat. Wird aber dasselbe mit einer dünnen Schichte Kienruß mittels einer Kerzenflamme überzogen, so entsteht dadurch ein Körper, welcher Strahlen aus niederer Temperatur in größerem Verhältnisse durchläßt als Strahlen von höherer Temperatur.

Wird einer Steinsalzplatte dritter Theil mit einer Schichte eines diathermen Körpers z. B. Glimmer u. dgl. ein anderer dritter Theil mit Kienruß bedeckt, der übrige dritte Theil aber unbedeckt gelassen, so giebt die erste Schichte einen mit der Temperatur der Wärmequelle steigenden, die zweyte einen mit ihr abnehmenden Durchgang, während die dritte immer eine gleiche Wärme durchläßt.

Weitere Versuche zeigen, daß „die strahlende Fluth der Flammen und der Quellen von hoher Temperatur nicht bloß verschiedene Arten von leuchtender, sondern auch von dunkler Wärme enthält.

D. Meteorologie.

1. a) Einer Nachricht im Chronicon ecclesiae pragensis von Benes Krabice de Weitmil (zum ersten Male edirt 1784 von Pezel und Dobrowski) S. 389. zu folge hat man am 22. October 1366 am hellen Tage Sternschnuppen (stellas cadentes) in ungeheuerer Anzahl gesehen. (S. 612.)

b) Hr. A. Erman glaubt (S. 582 — 601) aus Thatsachen schließen zu dürfen, daß die Asteroiden der Augustperiode sich im Februar, und die der Novemberperiode im May eines jeden Jahres zwischen der Sonne und der Erde auf dem Radius Vector der letzteren befinden.

2. a. Hr. Dr. Ayrer in Harburg erzählt (S. 375 — 378) die am 18. Jul. 1818 am Abend gemachte Wahrnehmung mehrerer Blitze aus einer isolirten gegen Nordwest ziehenden Wolke ohne (trotz der herrschenden Todesstille und der nur etwa eine Meile betragenden Entfernung der Wolke) einen Donner zu hören. Der Tag war schwül, und am Nachmittage ein starkes Gewitter.

b. Dagegen führt Hr. Arago (S. 378. 379) als Gewährsmänner für Donner ohne Blitze Seneca (Quaest. nat. lib. II. §. 28), Thibault de Chanvelon zu Martinique (1751) und James Bruce zu Cosseir (19. März 1768) an.

c. Hr. Arago hat in seiner Abhandlung über die Gewitter die Meynung ausgesprochen, daß es über den 75° N. B. auf offenem Meere und auf den Inseln niemals donnere. Hr. von Baer sammelte aber mit vieler Mühe, und theilt (S. 601 — 611) Nachrichten über die Anzahl der beobachteten Gewitter in sehr hohen Breiten mit, welche beweisen, daß die Gewitter auch hier nicht fehlen, daß es unter 75° und selbst auf Spitzbergen donnere.

3. Bey dem ausgezeichneten Nordlichte am 22. October 1839 beobachtete in Berlin Hr. Galle die sogenannte Krone in 13° 58′ östlichen Azimut von Süd gerechnet, und 66° 20′ Höhe, also in der Gegend, wohin das Südende einer im magnetischen Meridian aufgestellten Neigungsnadel zeigen würde. Gegen 11 Uhr sah Hr. Poggendorff die Bildung einer neuen aber nur kurze Zeit bestehenden Krone. (611. 612).

4. Am 4. Juny (1839) fiel in Brüssel ein so gewaltiger Regen, daß nach Herrn Quetelets Angabe (S. 384.) innerhalb 24 Stunden 50 par. Linien Wasser fiel, während seit 8 Jahren nie mehr als 22,3 par. Linien gefallen waren.

5. Hr. P. Merian hat in der Nähe von Basel bey einer Höhe von 800 par. F. über dem Meere

in der Tiefe von 64. schweiz. F. die Temp. v. 8°,1 R.
214 — — — — — — 9, 1
314 — — — — — — 10, 3
414 — — — — — — 11

gefunden. Da die mittlere Temperatur am Tage = 7°,8 R., so geht daraus für schweiz. 414 F. eine Zunahme von 3°, 3, also für 100 p. F. von 0°,84 hervor. (Zu Pregny bey Genf gaben die Versuche 0°,875).

6. Man kennt vier Bohrlöcher, welche eine Tiefe über 1400 p. F. erreicht haben.

a) Zu Grenelle bey Paris = 1436 par. F. ohne Wasser zu erhalten,
b) Neusalzwerk bey Rehne, ein paar Meilen von Minden in Preußen = 1434, 8 par. F. giebt eine überfließende Soole von 18°, 5 R.
c) Zu Nowe-Brzesko in Polen = 1403,8 p. F.
d) Zu Cessingen bey Luxemburg = 1646, 5 par. F. (S. 382.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nr. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer rc.

(Schluß.)

Indessen Xr. hatte in einer besondern Monographie *) die Pythagorische Philosophie behandelt und wird sich dort mehr über die Leistungen derselben ausgesprochen haben; Hr. Gr. aber kann seine Ansichten von altem Pythagoreismus nicht bekräftigen, ohne sichere und unantastbare Stellen des Aristoteles durch Annahme von Interpolationen auszustoßen, wie er denn der Meynung ist, daß noch viele solche sehr ungeschickte Randglossen in der neuen Ausgabe stehen geblieben seyen.

Im sechsten Kapitel erscheint eine Uebersicht der angeblichen Fragmente des Archytas. Da diese fast allgemein für unächt gehalten werden, so ist vorzüglich die Art der Begründung, wodurch volle Ueberzeugung der Unächtheit erlangt werden soll, zu beachten; dieses kann am leichtesten geschehen, wenn man die Sätze des Xr. als des Originals mit den nöthigen Einleitungen gegenüber stellt, woraus denn von selbst hervorgeht, daß das, was dieser als sich allein eigen ausgiebt, nicht Archytas mit denselben Worten, nur in dorischen Dialect umgeformt, gesagt haben kann. Aber gerade hier treffen wir die schwächste Seite des Verf. und man sieht leicht, daß er sich nie ernstlich mit Plato und Xr. beschäftigt hat. Einige Beyspiele mögen die Richtigkeit dieser Aussage bekräftigen. S. 103 wird ein langes Fragment über den Begriff der Zeit aus Simplicius — dieser selbst kennt es nicht aus dem Buche des Archytas, sondern nur aus der Citation des Jamblichus — mitgetheilt und folgende Bemerkung dazu gemacht:

> Alles dieß ist aus dem vierten Buche der aristotelischen Physik, vornämlich aus dem 13. Kapitel entnommen und kaum verändert. An demselben Ort aber hat uns Xr. ein ächtes Philosophem eines Pythagoreers, des Paron, erhalten, das wir des Contrastes wegen hieher setzen: *διὸ οἱ μὲν σοφώτατον ἔλεγον* (scil. *τὸν χρόνον*), *ὁ δὲ Πυθαγόρειος Πάρων ἀμαθέστατον, ὅτι καὶ ἐπιλανθάνονται ἐν τούτῳ, λέγων ὀρθότερον.* Das eigenthümliche des angeblichen Archytas dagegen ist: daß die Zeit entweder nicht sey, oder daß sie — kaum sey. Ein schönes Philosophem! Aber der Verfasser erkannte selbst, daß das Nichtseyn zu viel gesagt sey.

Das verkehrte Urtheil des Gr. besteht darin, daß er für das eigenthümliche des angeblichen Archytas hält und lächerlich macht, was doch nur wirklicher Ausspruch des Aristoteles ist. Dieser nämlich erhebt Phys. IV, 10, wo er den Begriff der Zeit zu entwickeln beginnt, nach seiner Art vorläufige Schwierigkeiten, *ἀπορίαι*, und sagt: *ὅτι μὲν οὖν ὅλως οὐκ ἔστιν* (*ὁ χρόνος*), *ἢ μόγις καὶ ἀμυδρῶς, ἐκ τῶνδέ τις ἂν ὑποπτεύσειε· τὸ μὲν γὰρ αὐτοῦ γέγονε καὶ οὐκ ἔστι, τὸ δὲ μέλλει καὶ οὔπω ἐστὶν κτλ.* Dieses nun heißt in der Dorischen Paraphrase: *διόπερ ὁ χρόνος*

*) S. Brandis I. 440, der aber irrt, wenn er aus Met. I. 5. *διώρισται δὲ περὶ τούτων ἐν ἑτέροις ἡμῖν ἀκριβέστερον* zu folgern glaubt, Xr. habe in jener Schrift von der Zahlenlehre gehandelt. Diese Worte beziehen sich nur auf das zunächst vorausgehende über die von den Pythagoreern (Philolaus) fingirte *ἀντιχθών* und verweisen auf das Buch *περὶ οὐρανοῦ* II. 13. Ob wohl Hr. Gr., der des Arist. Schrift *τὰ ἐκ τοῦ Τιμαίου καὶ τῶν Ἀρχυτείων* S. 80 (vergl. Brandis p. 438) für untergeschoben erklärt, auch jene Monographie als unächt verwirft?

ἤτοι τὸ παράπαν οὐκ ἔντι ἢ ἀμυδρῶς καὶ μόλις ἔντι· ὠ γὰρ τὸ μὲν παρεληλυθὸς οὐκ ἔντι, τὸ δὲ μέλλον οὐδέπω ἔντι κτλ. Hätte Hr. Gr. im Ar. nur den Artikel über die Zeit ganz durchblättert, er würde diesen Mißgriff nicht gemacht haben. Uebrigens ist Πάρων als Namensform nicht minder auffallend, wie daß Ar. hier gegen seine Sitte nicht mit Πυθαγόρειος zufrieden gewesen wäre; aus Eudemus lernen wir, daß er in ein einfaches παρῶν zu verwandeln ist. Dort wird S. 105 nach Jamblichus ebenfalls aus Simplicius angegeben, Archytas habe die Zeit als διάστημα τᾶς τῶ παντὸς φύσιος definirt; dieß ist aber entschieden die Definition der Stoiker (des Apollodorus bey Stob. Ecl. phys. I. 256, des Posidonius bey Diogenes VII, 141. vergl. Philo περὶ ἀφθαρσ. κόσμου p. 727) und unrichtig wird sie dem Plato bey Stob. ecl. p. 268 und Pseudogalenus zugeschrieben. Ebendaselbst treffen wir folgende Bemerkung des H. Gr.:

> Auch über den Ort theilt uns Simplicius die Ansicht seines Archytas mit ad Categ. f. 135 (?). Τῷ μὲν τόπῳ ἴδιόν ἐστι τὸ τὰ μὲν ἄλλα ἐν αὐτῷ ἦμεν, αὐτὸν δὲ ἐν μηδενί· εἰ γὰρ ἔν τινι τόπῳ ἔσται καὶ ὁ τόπος πάλιν αὐτὸς ἐν ἑτέρῳ, τοῦτο μέχρις ἀπείρω συμβασεῖται. Ἀνάγκα τοιγαρῶν τὰ μὲν ἄλλα ἐν τόπῳ ἦμεν, τὸν δὲ τόπον ἐν μηδενί, ἀλλ' οὕτω ποττὰ ὄντα, ὥσπερ καὶ τὰ πέρατα πρὸς τὰ περατούμενα· ὁ γὰρ τοῦ παντὸς κόσμου τόπος πέρας ἁπάντων τῶν ὄντων ἐστί. Dieß ist genommen aus Aristot. Physik. IV, 3, aber es ist nicht die Ansicht des Aristoteles, sondern des Zeno; der Verf. wechselt also ab, es kommt ihm gar nicht darauf an. Auch die Ehre seines Autors liegt ihm nicht sonderlich am Herzen, denn Aristoteles weist diesen Zweifel des Eleaten ab — ὁ δὲ Ζήνων ἠπόρει, ὅτι εἰ ἔστι τι ὁ τόπος, ἐν τίνι ἔσται, λύειν οὐ χαλεπόν. Hierin scheint die Andeutung zu liegen, daß wir wohl schwerlich in einem Neu-Pythagoreer den Verfasser zu suchen haben, denn dieser mußte immer noch besser unterrichtet seyn, er hätte mehr von Zahlen eingemischt und würde besser für seinen Philosophen gesorgt haben.

Dagegen erwiedern wir, Hr. G. kann unmöglich den Arist. mit offenen Augen gelesen haben, sonst würde er nicht für die Ansicht Zenos, der überhaupt die Existenz des Ortes läugnete, ausgegeben haben, was völlige Ueberzeugung des Stagiriten ist. Arist. erwähnt IV, 1 in den Aporien jenen Zweifel: ἔτι δὲ καὶ αὐτὸς εἰ ἔστι τι τῶν ὄντων, ποῦ ἔσται; ἡ γὰρ Ζήνωνος ἀπορία ζητεῖ τινα λόγον· εἰ γὰρ πᾶν τὸ ὂν ἐν τόπῳ, δῆλον ὅτι καὶ τοῦ τόπου τόπος ἔσται· καὶ τοῦτο εἰς ἄπειρον πρόεισιν (woraus die wörtliche Uebereinstimmung erhellt); aber dem Ar. ist auch IV, 4 der τόπος πέρας τοῦ περιέχοντος σώματος, woraus er IV, 5 alle Schwierigkeiten löst, καὶ ἔστιν ὁ τόπος καὶ ποῦ, οὐχ ὡς ἐν τόπῳ δέ, ἀλλ' ὡς τὸ πέρας ἐν τῷ πεπερασμένῳ. Jene Definition ist demnach ganz im Geiste des Ar., wie denn der Dorische Verfasser überhaupt Sinn und Gedanken seines Vorgängers bündig und richtig auszudrücken versteht und die Schuld wahrlich nicht an ihm liegt, wenn Hr. Gr. etwas daran auszusetzen hat. Aus der oft wörtlichen Uebereinstimmung möchte man vielmehr schließen, es sey ursprünglich gar nicht auf Täuschung abgesehen gewesen, sondern ein Peripatetiker dorischer Zunge habe die aristotelische Philosophie in seinen Dialect übergetragen und erst später seyen solche dorische Schriften durch Mißverständnisse mit den Namen berühmter Pythagoreer belegt worden, welche ein Jamblichus und andere Wirrköpfe seiner Zeit, die grammatisch-historische Kritik noch weniger kannten und achteten als ihre Vor- und Nachwelt, Credit verschafften und damit auch sonst gut beschlagene Leute wie einen Simplicius täuschten. Aber nicht bloß aristotelisches, auch platonisches treffen wir in diesen dorischen Bruchstücken, wodurch die Entscheidung weit schwieriger wird; die Lehre vom menschlichen Erkenntnißvermögen, ist, wie man bereits nachgewiesen hat, oft völlig gleichlautend, aus dem Schluße des sechsten Buches der platonischen Republik genommen, und es ist eitle Mühe, wollte man, wie Petersen gethan, diesen Abschnitt περὶ νοῦ καὶ αἰσθήσεως dem Archytas vindiciren.

S. 121.

> Endlich führt noch Proclus zum Timäus an, daß Archytas fünf Elemente angenommen habe: σαφῶς τὸν κόσμον ἐκ τῶν τεσσάρων φησὶ συνεστάναι στοιχείων ὡς τὸ πέμπτον σῶμα δηλονότι οὐχ ἡγούμενος τὸ ὑπ' Ἀριστοτέλους καὶ Ἀρχύτου εἰσαγόμενον. Von Aristoteles giebt es auch Diogenes an V, 1, 32, doch waren hierüber seine Ausleger in Streit.

Ob aber diese Angabe für Archytas Grund habe, ist schwer zu sagen.

Vielmehr sehr leicht; wenn schon sein Vorgänger, Philolaus, fünf Elemente, *πέντε σώματα*, angenommen hat (Stob. phys. p. 10), außer den bekannten vieren noch den Aether, *ἁ τᾶς σφαίρας ὁλκάς*, warum sollte Archytas sie nicht gleichfalls beybehalten haben? Aber die Autorität des Neuplatonikers Proclus macht die Aussage wieder zweifelhaft; es ist nämlich wenig glaubbar, daß dieser andere Schriften des Archytas benutzt habe als Jamblichus und die übrigen Mystiker, und damit werden wir wieder auf verfälschte erst aus Ar. verfertigte Bücher zurückgewiesen. Was aber diesen betrifft, so ist vielleicht kaum eine Angabe so vielfach bewährt, wie das *πέμπτον στοιχεῖον* des Ar. Ich will nur die Stellen anführen die der einzige Stobäus darüber uns erhalten hat Ecl. phys. p. 308, 344, 486, 500, 512, 534, 554, 564 und doch wird man diesen Ausdruck aus ihm selbst nicht belegen können; in den Büchern *περὶ οὐρανοῦ* und *περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς* wo etwas davon stehen müßte, findet sich nichts; man hat es aus seinen Schriften nur geschlossen, weil er den *οὐρανός*, wo die Gottheit wohnt, als etwas außer unser Region befindliches setzt; auch kann er das *ἄφθαρτον* nicht den *φθαρτά* gleich setzen, wie ihm die vier Elemente sind, die nicht ewig, und aus einander entstehen; er selbst spricht daher nie von einem *πέμπτον στοιχεῖον*, wohl aber wie de coelo I, 3. Meteor. I, 3 von einem *πρῶτον σῶμα* oder *πρῶτον στοιχεῖον*, nämlich dem *ἄφθαρτον* im Gegensatze von den *φθαρτά*.

Es giebt nur wenige unbezweifelte Fragmente von Archytas Schriften, z. B. zwey bey Eudemus in seiner Paraphrase der aristotelischen Physik, die wir aus Simplicius kennen (vergl. Brandis I. p. 477); aber Hr. Gr. sucht mit einer ihm eigenen Kritik auch dieses wenige zu verdächtigen S. 116 — 117.

Im siebenten Abschnitte der wie die Vorrede sagt, einer neuen Umarbeitung unterworfen wurde, S. 123 — 161: **Werke der übrigen Pythagoreer; wahrscheinlicher Verfasser**, lehrt Hr. Gr. daß alle uns erhaltenen dorischen Fragmente philosophischen Inhaltes nur einen und denselben Verfasser haben und aus manchen Gleichnissen, Bildern und Redensarten glaubt er durch Vergleichung mit der Sprache der Septuaginta ganz unfehlbar einen alexandrinischen Juden zu erkennen der sich Philo zum Muster genommen habe. Auch die Zeit der Abfassung wird auf folgende Art noch näher bestimmt: in der Abhandlung *περὶ δικαίου καὶ ἀδίκου* (pag. 218 sqq. Or.) wird aus Beyspielen und Dichterstellen bewiesen, daß Täuschung und Unrechtthun manchmal erlaubt sey: *ἐπὶ δὲ τὰς τέχνας τρέψομαι καὶ ταῦτα ποιητῶν· ἐν γὰρ τραγῳδοποιΐᾳ καὶ ζωγραφίᾳ ὅστις πλεῖστα ἐξαπατῇ ὅμοια τοῖς ἀληθινοῖς ποιέων οὗτος ἄριστος· θέλω δὲ καὶ ποιήματα τῶν παλαιοτέρων μαρτύριον ἐπαγαγέσθαι· Κλεοβουλίνης ἦν πάλαι ταῦτα·*

ἄνδρ' εἶδον κλέπτοντα καὶ ἐξαπατῶντα βιαίως,

καὶ τὸ βίᾳ ῥέξαι τοῦτο δικαιότατον.

Αἰσχύλου δὲ ταῦτα·

ἀπάτης δικαίας οὐκ ἀποστατεῖ θεός·

ψευδῶν δὲ καιρὸν ἔσθ' ὅποι τιμᾷ θεός.

Hr. Gr. hält das Distichon der Kleobuline für untergeschoben, betrachtet es als ein Räthsel, sucht darin einen verborgenen Sinn, der auf die von den Römern schwer gedrückten Juden paßt, und findet nun nichts geringeres, als daß der Verfasser mit jenen zwey von ihm gemachten Versen auf Flaccus, den römischen Statthalter von Aegypten, der die Juden in Alexandrien mit schwerem Druck sein Vorurtheil empfinden ließ und wovon uns Philo so viel zu erzählen weiß, gedeutet habe: S. 149

Hoffentlich hält man nun auch die Zeit für entschieden; ich wenigstens glaube mich bey jener Annahme beruhigen zu können. Sie ergiebt das Jahr 39 nach Christus, denn um diese Zeit war es, wo Caligula die Regierung antrat und Flaccus das Gratulationsschreiben der Juden unterschlug. Da nun aber bald darauf Flaccus seine verdiente Strafe fand, so bezeichnet sich die Zeit, zu welcher jene Dialexis des Anonymus verfaßt worden, nur noch bestimmter, und da die übrigen Stücke augenscheinlich von derselben Hand sind, so mögen sie auch nicht viel früher oder später entstanden seyn. Mit

der so gefundenen Zeitbestimmung scheint nun aber auch die Sprache, welche mitunter schon an das neutestamentliche erinnert, in gutem Einklange, und überhaupt ist dieß vielleicht diejenige Zeit welche sich für dergleichen große Unterschiebungen am besten eignet, denn früher war wohl die Kritik noch zu wachsam, und später dürfte das Interesse für die einzelnen Pythagoreer nicht mehr so groß seyn. Der Name des Fälschers läßt sich freylich nicht nennen; aber was liegt daran; wir können in der That wohl zufrieden seyn, wenn Ort, Zeit und Nationalität sich hat ermitteln lassen.

Ja wohl, wäre nur dieses sicher ermittelt! aber Hrn. Gruppe's bodenlose Kritik und ganz eigenthümliche Beweisführung wird niemanden behagen und fällt in sich zusammen. Mit diesen Fragmenten steht in engster Verbindung das Buch des Okellus Lucanus περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως; Hr. Gr. muß consequenter Weise auch dieses Werk demselben Verfasser zuschreiben, aber Philo kennt schon dieses und führt es namentlich als altes Product an: de aetern. mundi p. 728 Col. ἔνιοι δὲ οὐκ Ἀριστοτέλη τῆς δόξης εὑρετὴν λέγουσιν, ἀλλὰ καὶ τῶν Πυθαγορείων τινάς· ἐγὼ δὲ καὶ Ὠκέλλου συγγράμματι Λευκανοῦ γένος ἐπιγεγραμμένῳ περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως ἐνέτυχον ἐν ᾧ ἀγέννητόν τε καὶ ἄφθαρτον οὐκ ἀπεφαίνετο μόνον· ἀλλὰ καὶ δι' ἀποδείξεως κατεσκεύασεν τὸν κόσμον εἶναι. Wenn nun aber Philo und schon andere vor ihm das Werk kennen, wie kann sein Verfasser sich jenen Juden zum Muster genommen haben? Daß aber Philo der Vorgänger unsers Falsarius ist, wird aus einzelnen Gleichnissen, die bey beyden wiederkehren, bewiesen, z. B. durch das Bild von Licht und Auge in Beziehung auf Geist und Seele, worüber Hr. Gr. zwey Seiten lang 140 — 141 spricht, ohne zu wissen, daß bey Plato und Aristoteles dieses Gleichniß wiederholt vorkommt und Philo es diesen Philosophen abgeborgt hat. Wie sehr sich der Verfasser durch seine Lieblings-Idee, überall den alexandrinischen Juden zu schauen, — wodurch er nur zum unglücklichen Nachahmer Valckenaers und Böckhs geworden ist — verrücken und täuschen ließ, kann man auf jeder Seite lesen, am deutlichsten aber aus folgender Stelle, womit wir unsere Anzeige beschließen, erkennen: S. 139

Deßgleichen ist auch die Elternliebe in unsern Fragmenten ein beliebtes Thema, wie z. B. schon die Ueberschrift der dem Pempelos untergeschobenen Bruchstücke (bey Orelli p. 344) zeigt, und auch hier treten die Eltern in Beziehung zu dem patriarchalischen Gott: διόπερ οὐδὲν ἂν θεῷ ξόανον ἢ ἱερὸν ἔχοιμεν ἐν χρημάτων κτήσει πατέρος ἢ καὶ προπάτερος γήρᾳ παρειμένων ἢ καὶ ματέρων τὴν ἰδίαν δύναμιν ἐχουσῶν· Ὁκόταν γὰρ ἀγάλλῃ τις γέρασι καὶ τιμαῖς τὼς γενήτορας, ἀγαθὰ τίθητι θεός· καὶ γὰρ οὐδ' ἐπάκοος ἔπελεν αὐτῶν· σεμνὸς γάρ τε καὶ θείας φύσιος πεπαμένον ἀμὶν τὸ τῶν φυτησάντων ἵδρυμά ἐντι καὶ ζωόντων πολὺ μαλλότερον ἢ τῶν ἀνεμψύχων ἱδρυμάτων. In den Worten ξόανον und ἵδρυμα scheint sich wieder derselbe Bilderhaß auszusprechen, den wir schon vorhin kennen lernten; was aber die ganze Auffassung anlangt, so bietet sich uns aus Philos Schrift de colendis parentibus im ersten Capitel eine Stelle zum Vergleich an: οἱ γὰρ γονεῖς μεταξὺ θείας καὶ ἀνθρωπίνης φύσεως εἰσὶ μετέχοντες ἀμφοῖν· ὥσπερ γὰρ οἶμαι θεὸς πρὸς κόσμον, οὕτως πρὸς τέκνα γονεῖς.

Es genüge darauf dem Herrn Gruppe zu erwiedern, daß das **Fragment des Pempelus**, das er jüdischen Ursprungs erklärt, nichts anders als eine wörtliche in dorische Formen gesetzte Paraphrase aus dem eilften Buche der Platonischen Leges ist. Schon Stobaeus, dem wir es verdanken, hat die platonische Stelle mitgetheilt, und Orelli, dessen Ausgabe Hr. Gr. allein gebrauchte, hat in den Anmerkungen p. 715 Plato's Worte vollständig beygefügt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nr. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Sexti Pompei Festi de verborum significatione quae supersunt cum Pauli epitome emendata et annotata a Carolo Odofredo Muellero. Veneunt Lipsiae in libraria Weidmanniana anno MDCCCXXXIX. XLIV. 443. 4.

Die Sammlung der lateinischen Grammatiker welche wir dem Herrn Dir. Lindemann verdanken, hat im Jahre 1832 den Festus sammt dem Auszuge des Paulus und den Commentaren der Herausgeber geliefert; wenn nach so kurzer Zeit eine neue Bearbeitung desselben Autors erscheint, so bedarf es nur der Nachweisung, in welchem Zustande uns Festus überliefert ist, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß diese Ausgabe, Otfr. Müllers letztes Werk, jedem Alterthumsforscher unentbehrlich ist.

Festus hatte in uns unbekannten Zeiten die Bücher des Verrius Flaccus (des Erziehers der Stiefsöhne des Augustus) de verborum significatione in antikem Sinne excerpirt, nicht selten seinem Originale widersprochen und Zusätze geliefert; was über die älteste Sprache Lehrreiches von Verrius gesammelt war, wurde großentheils für eine andere Arbeit zurückgelegt, daher hier übergangen, das übrige aber in neunzehn Bücher zusammengetragen. Wenn nun schon Festus dem Werthe nach nicht mehr dasselbe ist, was Verrius, und der Nachwelt eine Fülle von Schätzen, die wir nirgends zu finden hoffen dürfen, entzogen ist, so hätten wir doch noch vom Glücke zu sagen, wäre uns nur der vollständige Besitz dieser Arbeit von Festus gesichert; aber nur die eine Hälfte ist vorhanden, von der Mitte des Buchstabens M bis gegen das Ende von V, in welch deplorablem Zustande, wird sich sogleich zeigen; das frühere fehlt ganz; doch hatten sich vollständige Exemplare bis in die zweyte Hälfte des achten Jahrhunderts gerettet, wo der Lombarde Paulus, dem die Arbeit zu gelehrt und weitläufig schien, um sich der Gnade des großen und gelehrten Besiegers von Desiderius würdig zu machen, den Festus selbst wieder excerpirte und diese Excerpte sind in mehreren Handschriften vollständig erhalten. In dieser Epitome zweyter Potenz ist alles von einiger Bedeutung gestrichen und nur ein gewöhnliches Lexicon der lateinischen Sprache mit Weglassung alles Wichtigen gegeben, ein solch mageres Skelet, daß Niemand daraus den Festus, noch weniger aber den Verrius erkennen möchte. Dieser Auszug des Paulus war längst gedruckt, als Aldus, welchem die letztere Hälfte des ächten Festus zugesendet worden, 1513 in seinem Cornu copiae des Perottus zuerst davon Gebrauch machte. Das Original fand Angelus Politianus 1485 zu Rom in den Händen des Griechen Manilius Rallus; vorzüglich zu beachten sind folgende Worte des Politianus: nonnullas quoque ex eodem fragmento Pomponius Laetus sibi plagellas retinuerat, quas itidem legendas describendasque dedit. So wurde auch diese Hälfte, unwürdig zerrissen, unvollständig; diese Blätter des Pomponius Laetus bilden die sogenannten Schedae, sie gingen früh verloren und schon Ursinus fand nichts als unzuverläßige Abschriften.

Der übrige größere Theil der Handschrift, das Fragmentum genannt, kam in den Besitz des Cardinals Silvius und wurde von diesem dem Cardinal Farnese überlassen; daraus besorgte Antonius Augustinus einen neuen Festus; hier wurden auch jene Blätter, welche halb verbrannt nur wenige Worte enthalten, abgedruckt, was von Festus und Paulus ist, genau abgesondert und zum erstenmal



ein Festus geliefert der des neuen viel enthielt und das alte verbessert gab. Aber auch hier hat man keinen genauen Abdruck der Handschrift zu suchen; nicht nur wurde manches falsch gelesen, anderes übersehen; Augustinus hatte, da die Folge der Artikel bey den Alten keine rein alphabetische gewesen wie die unsrige, die für den Gebrauch geeignete Ordnung eingeführt, dadurch aber von der Genauigkeit der Handschrift sich immer weiter entfernt. Gleichwohl wurde der Werth und die Wichtigkeit dieser Ausgabe bald erkannt und die gelehrtesten Männer versuchten ihre Bearbeitung; überhaupt hatten diese schätzbaren Reste des Festus das Glück, von zwey Männern bearbeitet zu werden, die, unter sich sehr ungleich, verbunden gerade das bewirkten, was wenn treffliches geleistet werden soll, unumgänglich nothwendig ist. Jos. Scaliger, mit großer Gelehrsamkeit, vorzüglich bewandert in alter Sprache und Poesie, wie nach ihm keiner, von einem Scharfsinne, der aus geringen, oft ganz verwischten Spuren das vollständige Bild augenblicklich erkannte, aber deßwegen nicht so besonnen, dem ersten Eindrucke hingegeben und nicht selten mehr seine als des Autors Gedanken befördernd; und Fulv. Ursinus, nicht minder gelehrt, doch ohne den umfassenden und schaffenden Geist des Scaliger, aber vorsichtig, strenge auf seine Handschrift bauend und alles nach dieser erwägend — haben erstaunliches geleistet; ohne sie wäre Festus im schlimmsten Zustande, doch Ursinus, zu wenig gekannt und geachtet, verdient den Vorzug. Er sah ein, was fehle, nur von dem Abdrucke des Originals selbst glaubte er, habe Festus sein Heil zu erwarten; ein Facsimile gebe Veranlassung, das richtige aufzufinden und nachzuweisen, wo nicht ihm, so doch künftigen Bearbeitern, man könne mit Sicherheit auf dem betretenen Wege fortschreiten. Die Handschrift, jetzt in Neapel, ist im schlimmsten Zustande, auf breiten in zwey Columnen getheilten Blättern geschrieben und etwa ein Drittheil der Breite verbrannt; von jedem Blatte sind die erste und vierte Columne unversehrt, etwas mehr oder weniger als die Hälfte ist vom Anfang der zweyten, dem Ausgange der dritten erhalten. F. Ursinus besorgte (Rom 1581) einen getreuen Abdruck, aus diesem erkennt man die verwischten unlesbaren Stellen wie die verbrannten Blätter; die Größe einer jeden Zeile, die Zahl der fehlenden Buchstaben; er selbst erklärt sich deutlich darüber: nos igitur curavimus paginas ipsas eo quo Festus scripsit ordine, numero versuum in singulis pagellis et litterarum in uno quoque versu nec aucto nec diminuto, ita ut sunt in exemplari, qua potuimus diligentia describendas. Anders ist es mit den ausgerissenen Blättern, den sogenannten Schedae, welche Pomponius Lätus für sich behalten hatte; diese giengen bald verloren, schon Augustinus suchte sie vergebens, sie fanden sich nur in ungenauen Abschriften, namentlich waren die verbrannten Blätter, deren Zahl die Hälfte der Columnen beträgt, fast gar nicht beachtet. Das ist der Grund, und niemand wird es mißbilligen, daß Ursinus diese, obschon sie die volle Ergänzung geben, nicht dem Fragmentum, für dessen genauen Abdruck er bürgen wollte und sollte, eingeschaltet, sondern für sich gestellt am Schluße nachgeliefert hat.

Nach dieser historischen Auseinandersetzung bedarf es keines fernern Beweises, daß des Ursinus Exemplar allein mit allen Formen und Fehlern dem Philologen und Kritiker die einzige sichere Grundlage ist, daß also nur ein völlig übereinstimmender Abdruck die seltene römische Ausgabe entbehrlich macht; statt dessen haben die folgenden Herausgeber alle Genauigkeit des F. Ursinus dadurch aufgehoben und die Emendation dem Leser erschwert, nicht selten unmöglich gemacht, daß sie den äußern Zustand des Exemplares gänzlich verwischten und alles fortlaufend und zusammenhängend lieferten; dadurch wird die ursprüngliche Gestalt der verbrannten Blätter gänzlich verrückt und unkenntlich, nicht zu erwähnen, daß der Raum der Lücken oft mehr, oft weniger groß als im Originale bezeichnet wurde. Dieser Uebelstand ist in Lindemann's Ausgabe fortgepflanzt und Referent hat in einer ausführlichen Anzeige des Corpus Gramm. (Zeitschr. für Alterthumswissenschaft 1834. Nr. 87 — 89), in welcher obige Darstellung des Zustandes des Textes noch mehr nachgewiesen ist, auf die Nothwendigkeit eines neuen ganz genauen Abdruckes von Ursinus zum kritischen Gebrauche aufmerksam gemacht. Dieser schon damals geäußerte Wunsch ist durch Müllers Ausgabe erfüllt worden; die Veranlassung dazu ver-

danken wir den Juristen; Böcking beabsichtigte eine Bearbeitung des Festus und auf seinen Rath verglich Hr. Prof. L. Arndts 1833 in Neapel die Handschrift mit Ursinus Exemplar; ist die Ausbeute auch gering, so ist sie doch sehr erwünscht. Böcking gab sein Vorhaben bald auf und bewog Ottfried Müller, der selbst zögerte und Referenten zur Ausführung aufforderte; dieß Anerbieten wurde, wie billig, ausgeschlagen, da das Werk in keine tüchtigeren Hände als die Müllers gelangen konnte. Wiewohl durch die glänzende Combinationsgabe mehr geeignet zum Schaffen eigener Werke, in denen sein Geist sich frey bewegen konnte, als zur Durchsicht und Verbesserung antiker Schriften, welche auch für das kleinste gleiche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, hatte er doch, weil ihm die Erklärung und Herstellung der sacra Argeórum im Varro besonders gelungen war, die Herausgabe dieses Autors unternommen und dadurch zugleich treffliche Vorübungen zu Festus gemacht. Die Eile zu der ihn sein schaffender Geist fortriß — Varro wurde in einem Jahre vollendet *) — ließ ihm vieles nicht bemerken und überall suchte er Grundsätze aufzustellen, die dem Gegenstande mehr im ganzen als im einzelnen neues Licht verbreiten sollten.

Wie Müller in den Varronianischen Büchern eine Umarbeitung von Seite ihres Verfassers zu erkennen glaubte, und daraus vieles einzelne zu erklären suchte, so hatte er auch im Festus eine Entdeckung gemacht, die wenn richtig, zur Beurtheilung des Werkes nicht ohne Bedeutung ist. Aus der verschiedenen Aufeinanderfolge der Artikel nämlich macht M. wahrscheinlich, Festus habe außer dem Werke des Verrius Flaccus de verborum significatione noch ein zweytes desselben Autors, de obscuris Catonis, der Art in seinen Auszug aufgenommen, daß, während die alphabetische Anordnung in dem ersten Theile, der eigentlichen Epitome der Bücher de verborum signific. nicht nur den ersten Buchstaben jedes Wortes, sondern auch den zweyten, oft den dritten beachtet, diese in dem zweyten Theile, dem Anhange, der aus Glossen zu Cato, Plautus und über das Auguralrecht (?) bestehe, außer dem Anfangsbuchstaben keine weitere Beziehung nehme; daher erkläre sich auch die Wiederholung oft derselben Artikel und ihre verschiedene Erklärung.

Wenn wir M.'s Behauptung, Varro habe sein Werk de lingua latina selbst revidirt, mit Aenderungen begleitet und sey in dieser Doppelgestalt uns überliefert, für ganz ungegründet halten und bis in das einzelne zu widerlegen vermögen, so gestehen wir dagegen, daß diese Ansicht über Festus viele äußere Wahrscheinlichkeit in sich trage, ohne vollkommen überzeugend zu seyn; auch hat dieses Urtheil bey Festus nicht, wie bey Varro nachtheilige Folgen für Kritik und Erklärung.

Da der Herausgeber das Buch allgemeinem Gebrauche zugänglich machen, und daher den Festus und Paulus übersichtlich zusammenstellen wollte, ohne die Genauigkeit zu verletzen, so mußten die verloren gegangenen Schedae welche Ursinus vom Fragmentum getrennt hat, weil sich nur eine unvollkommene Abschrift davon vorgefunden, mit in die Reihe aufgenommen werden; zur Vermeidung des Irrthums aber trägt jede Seite die Aufschrift Festi schedae ap. Laetum, im Gegensatze von Festi Fragm. e cod. Farn. Auf M.'s Aufforderung bezeichnete Lepsius die Signaturen der Handschriften und nun konnte mit Hülfe dieser auch auf die Einrichtung von manchem fehlenden geschlossen werden. Referent hatte z. B. zuerst bemerkt, daß S. 36 bey Paulus nicht weniger als hundert und fünf Artikel folgen, wovon bey Festus keine Spur sichtbar ist; die Angabe der Quaternionen und der Custoden hat gelehrt, daß im Exemplare die drey innern Bogen des eilften Quaternio fehlen und und nur der erste äußere sich erhalten hat. Bey der Einrichtung, die M. seinem Buche gab, das auch in äußerer Form den Character des Codex bewahren und Seiten und Zeilen genau übereinstimmend tragen soll, mußten nun auch die Schedae, die ohne alle Bezeichnung fortlaufend abgeschrieben sind, in den ursprünglichen Stand der Handschrift, in die Seiten ihrer Quaternionen zurückgeführt werden; eine Sache, die nicht ganz gelungen ist,

*) Wie der Titel aussagt: emendata et annotata a Car. Odofr. Muellero anno MDCCCXXXIII.

da nach dieser Anordnung auch auf verbrannte Seiten vollständige Stellen fallen. Hier ist noch manches zu ändern, doch kann nur das Auffinden des Originals der Schedae, das vielleicht noch in irgend einer Bibliothek Italiens verborgen liegt, sichere Auskunft geben; wer diese an das Tageslicht befördert, wird eine Menge Stellen ergänzen, falsches berichtigen, und überhaupt nach Ursinus sich das größte Verdienst um Festus erworben haben.

Man sieht aus diesen Angaben leicht, daß Müllers Ausgabe allein zum Gebrauche geeignet sey; dieß betrachten wir als den eigentlichen Vorzug des Buches, als das Verdienst des Herausgebers; es wäre ungerecht zu fordern, daß der Text in allem möglichen hergestellt sey; das ist eine Sache die mehr Zeit in Anspruch nimmt, als der Verewigte diesem Autor zugewandt hat; M. hat sich hier wie im Varro, die Bearbeitung leichter vorgestellt als sie wirklich ist; aber es steht zu erwarten, daß der geeignete Gebrauch des Festus, wie er jetzt gegeben ist, in Zukunft Juristen wie Philologen Veranlassung zu weitern Untersuchungen geben werde, welche dem Texte eben so sehr Vortheil bringen werden, als der Mangel einer diplomatischen Ausgabe bisher diesem Nachtheile gebracht und das Verständniß immer weiter entfernt hat. Was Ottfr. M. geleistet hat, hat man vorzüglich im Supplementum Annotationis p. 383 — 414 zu suchen; sein Augenmerk ist besonders auf die von Ursinus ergänzten Stellen gerichtet und er hat seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn hier wie sonst, bewährt, großentheils aber bleibt es unmöglich, den halb verbrannten Blättern das ihrige sicher und entschieden wieder zu geben.

Plutarchi vita Phocionis. Recensuit et commentariis suis illustravit Fridericus Krahner, phil. Dr. ill. Afranei praec. ordin. Lipsiae, sumtus fecit C. F. Koehler. MDCCCXXXX. XXIV. 114.

Von den Biographien griechischer Staatsmänner welche wir dem Plutarchus verdanken, ist die des Phokion durch den eigenen Geist des Mannes, für jeden anziehend, dem Forscher der Geschichte aber durch manche in ihr mitgetheilte Aufschlüsse, die sich sonst nirgends finden, wichtig. Phokion war als Feldherr aus der Schule des Chabrias ausgezeichnet, wie keiner damals in Athen, dabey durchaus rechtlich gesinnt, unbestechlich, und in jeder Gefahr des Vaterlandes selbst thätig, seltene Eigenschaften in jener verdorbenen Zeit, aber er war weit entfernt von dem Enthusiasmus anderer rechtlicher Männer, die eine Regeneration ihres Volkes hofften und die längst entschwundene alte Glückseligkeit Athens, von der sie träumten, zurückführen zu können meynten; er erkannte das unausbleibliche Geschick, dem sein Volk durch eigene Schuld heimgefallen sey, und aus dem sich zu erheben es weder Kraft noch Ausdauer genug zeigen wollte. Darum mahnte er stets, sich dem unvermeidlichen zu fügen, den stärkern Feind nicht tollkühn herauszufordern, sondern die wenige noch vorhandene Macht in Ruhe zu stärken und von der Zukunft den günstigen Augenblick zu erwarten, in welchem, wenn mehr Einheit und Gemeinsinn die Griechen beseelt habe, man mit Erfolg aufzutreten hoffen könne; natürlich, daß er die weitaussehenden Kriegspläne der andern Partey, an deren Spitze Demosthenes stand, welche auch die letzten Kräfte aufs Spiel setzte, mißbilligte, er sah dadurch den Untergang nur um so mehr beschleunigt und Athen um so tiefer gedemüthigt. Kein Wunder also, wenn auch er bald als Anhänger der Makedonischen Herrschaft verschrieen wurde und als solcher durch des Pöbels Gewalt den Tod erleiden mußte. Längst hätte die Lebensbeschreibung dieses Mannes eine Bearbeitung verdient wie wir sie jetzt durch Hrn. Krahner erhalten, die sich jeder andern desselben Autors gleichstellen darf und besonders durch ihre Einleitung recht achtungswerth ist.

In unsern Tagen haben die Athener des Phokion ihre Lobredner gefunden; Grauert (historische und philologische Analecten) rühmt die hochherzigen Aufopferungen des Volkes, betrachtet jeden Tadel als von parteyischen Feinden ausgegangen und hält das athenienfische Volk keineswegs in den Zustand von Entartung und Erniedrigung versunken, wie man gewöhnlich glaube.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nr. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis opera quae feruntur omnia, recognoverunt Jo. Georgius **Baiterus**, Jo. Caspar **Orellius**, Aug. Guilielmus **Winckelmannus**. Accedunt integra varietas lectionis Stephaniae, Bekkerianae, et Stallbaumianae, scholia et nominum index. **Fasciculus secundus**. Turici impensis Meyeri et Zelleri, successorum Ziegleri et Filiorum. 1839. 4.

Platonis Opera omnia. Recensuit et commentariis instruxit Godofredus **Stallbaum**. Vol. VIII. Sect. II. continens **Sophistam**. Gothae. Sumptibus Fridericae Hennings. 1840. 8.

Auch unter dem Titel:

Platonis Sophista. Recensuit, Prolegomenis et commentariis illustravit G. Stallbaum etc.

Der zweyte Fasciculus der Zürcher Gesammt-Ausgabe des Platon, deren erster in Nr. 30 — 32 d. J. angezeigt ist, enthält die Dialoge: Sophistes, Euthydemus, Protagoras, Hippias der Kleinere und Kratylus. Die Tendenz und äußere Einrichtung dieser durch Gediegenheit und Eleganz in gleichem Maaße sich empfehlenden Ausgabe, haben wir bey jener frühern Gelegenheit beschrieben. Da nun hierin keine Veränderung eingetreten ist, bleibt uns dießmal nur die Pflicht, die Leistungen der Herausgeber im Einzelnen einer Prüfung zu unterwerfen, wozu wir einige Stellen aus dem Sophistes ausheben wollen, weil wir auf diese Weise zugleich damit die Anzeige des zuletzt erschienenen Bandes der von Stallbaum herausgegebenen Gothaer Ausgabe des Platon verbinden können. Dieser Band enthält nämlich ebenfalls den Sophistes und schließt sich als zweyte Hälfte dem auch in diesen Blättern angezeigten Theätetus an.

Vorerst wollen wir in Kürze über die von Hrn. Stallb. zu diesem Dialoge vorausgeschickten Prolegomena referiren. Ein besonderer Uebelstand in diesen Einleitungen der Stallb. Ausgabe, der die Lesung derselben etwas weniger angenehm macht, scheint uns in der beabsichtigten Selbständigkeit derselben für jeden einzelnen Dialog zu liegen, wodurch nämlich der Verf. in den Fall kömmt, an verschiedenen Orten das Nämliche zu wiederholen, so daß bisweilen das einzig Neue in den Redewendungen zu finden ist.

Vieles, was schon zu Theät. gesagt ist, zu Parm. weit und breit besprochen wird, findet auch in gehöriger Ausführbarkeit zum Sophistes seine Stelle.

Von S. 7 — 11 wird der Zusammenhang mit Theät. erörtert, der nicht bloß in dem Wiederauftreten derselben Personen bestehe, sondern vorzüglich darin, daß die in jenem Dialoge begonnene Untersuchung hier fortgesetzt und zu Ende gebracht werde. Wie dort die Herakliteische und Protagoräische Lehre bekämpft werde, so gelte im Sophistes die Polemik der Eleatischen und Megarischen Schule.

Sodann bis S. 13 wird auf die Verschiedenheit dieses Dialoges von dem Theät. aufmerksam gemacht, bestehend sowohl in dem Zurücktreten des Sokrates von der Leitung des Gespräches, die der Eleatische Fremdling übernimmt, als auch in der ganz verschiedenen Darstellungsweise, die von der Leichtigkeit und Fülle der Sokratischen abweichend, sich der subtilen Dialektik einer andern Schule, der eleatischen und megarischen näherte, besonders in

jenen durch fortgesetztes Theilen gesuchten Begriffs-Bestimmungen, welche den einen Theil des Dialogs ausmachen; während an andern Stellen der Eleate, gleichsam sich selbst vergessend, in die Sokratische Weise übergehe.

Ehe aber darüber weiter verhandelt wird, giebt der Verf. nach seiner Weise den Inhalt des ganzen Gesprächs von S. 13 — 31 in fließender, leichtverständlicher Sprache wieder. Nur an einzelnen Stellen findet sich der Gedanke ungenügend oder unrichtig ausgedrückt, wovon wir einiges hier kurz erwähnen wollen. S. 16 steht durch ein sonderbares Versehen der caupo wo der mercator stehen sollte und umgekehrt. S. 21 ist die Parmenideische Lehre von dem Seyn zweymal unrichtig ausgedrückt: qui Non-ens omnino non esse posse prorsus negavit, wo das non vor esse zu tilgen ist; und einige Zeilen weiter unten: quo statuit, τὸ μὴ ὂν nullum esse, neque τὸ ὂν aliquo modo esse posse; wo wenigstens vor dem letzten esse ein non eingeschaltet werden muß. — Auf derselben Seite wird in der bekannten Stelle, wo sich Platon über die Philosopheme der früheren ausspricht, nach der Uebertragung Hrn. St's. dem Heraklitus und Empedokles zugeschrieben: das Eins sey Vieles und das Viele Eins; was durchaus nicht in den Worten Platons liegt, sondern nur, das Seyende sey Eins und Vieles. Die gleich darauf folgende Uebertragung von 243 D — 244 B verfehlt gänzlich den Sinn Platons, oder richtiger, bietet gar keinen verständlichen Sinn, so daß Hr. St. wirklich die Stelle gar nicht verstanden zu haben scheint. Pl. sagt nämlich: diejenigen, welche behaupten, δύο τὰ πάντ' εἶναι müßten noch erst angeben, was sie unter dem Seyn denken; ob ein Verschiedenes von jenen beyden? dann sind es aber drey und nicht zwey; oder eins von jenen beyden oder beyde zugleich? dann werden aber die Beyde selbst Eins. Dieser einfache Sinn liegt aber gar nicht in den uns unverständlichen Worten des Hrn. Stlb.: Si ab illis est diversum, tria aut plura existunt reram genera, veluti, quum tria ponuntur, ens, calidum et frigidum: si unum aliquod, certe τὸ ὂν unum revera est: sin denique omnia rursus unum tantummodo est genus eorum, quae esse putantur.

Ganz unrichtig ist auch S. 28 die Stelle 258 C wiedergegeben: Jam vero hac disputatione nostra ulterius progressi sumus; quam ipse vellet Parmenides; in Uebereinstimmung mit der Note Hrn. St's. zu dem Text und der auf das Mißverständniß sich gründenden Conjectur. Die Worte daselbst lauten nämlich: ΞΕ. Οἶσθ' οὖν ὅτι, Παρμενίδῃ μακροτέρως τῆς ἀποῤῥήσεως ἠπιστήκαμεν; ΘΕΑΙ. Τί δή; ΞΕ. Πλεῖον ἢ κεῖνος ἀπεῖπε σκοπεῖν, ἡμεῖς εἰς τὸ πρόσθεν ἔτι ζητήσαντες ἀπεδείξαμεν αὐτῷ. Der Fr. sagt: Wir haben nicht nur uns nicht an das Verbot des Parm. gehalten, das Nichtseyende nicht als seyend anzunehmen, sondern sind noch weiter gegangen als das Verbot des P. sich erstreckte, indem wir auch noch das εἶδος des Nichtseyenden in dem θάτερόν nachgewiesen haben. Diesen klaren Sinn, der, wenn es dessen bedürfte, in den gleich darauf folgenden Worten Platons die beste Erläuterung findet, verkennt Hr. St. vollkommen, schon durch die Erklärung der Worte μακροτέρως τῆς ἀποῤῥήσεως ἠπιστήκαμεν, als auch besonders durch seinen Zweifel an der Richtigkeit der Worte Πλεῖον ἢ κτέ., wozu Hr. St. bemerkt: Hic aut ego prorsus coecutio, aut Platonis oratio ingenti labe contaminata est. Nam ipsa sententia pro ἀπεῖπε verbum contrariae significationis requirit etc. Quamobrem scribendum patamaus: Πλεῖον, vel πλείω, ὃ δὴ κεῖνος ἀ. σκ. κτέ. wodurch nicht nur das πλεῖον alle Beziehung verlöre, sondern die elegantia des Gedankens ganz verwässert und zerstört würde; auch eine materielle Unrichtigkeit hineinkäme.

(Fortsetzung folgt.)

Plutarchi vita Phocionis. Recensuit et commentariis suis illustravit Fridericus Krahner.

(Schluß.)

Nach diesem Urtheile erscheint Phokion als ein höchst beschränkter herz- und gefühlloser Thor, der nicht das wenigste an dem Unglücke seines Staates verschuldet habe. Gegen solche historische Kritik erklärt sich der Herausgeber und schildert den damaligen Zustand Athens, wie wir ihn nach allem uns überlieferten nicht anders be-

trachten können, aber das ist Hrn. Krahner entgangen, daß wir in jener Abhandlung weniger Grauerts Sprache als eine viel wichtigere Autorität, Niebuhr's, vernehmen; dafür zeugen dessen Aussprüche in den historischen und philologischen Schriften, und ich zweifle nicht, da Grauert als Erzieher von N.'s Sohne lange in dessen Hause lebte, daß alle Hauptgedanken und Urtheile aus Niebuhr's Munde stammen; um so mehr verdient die Sache genaue Untersuchung.

Die Biographie besteht großentheils aus treffenden Antworten womit Phokion seine Gegner abfertigte und es wäre nicht auffallend, wenn man in unserer Zeit die Glaubwürdigkeit dieser charakteristischen Anecdoten die oft mehr als ganze Erzählungen und Beschreibungen aussagen, bezweifeln und als spätere Erdichtung verwerfen würde; doch giebt es auch geschichtliche Angaben, die obschon die Quelle aus der sie genommen sind, nicht erwähnt ist, an ihrer Richtigkeit kein Bedenken tragen lassen. Wenn wir nun diese mit dem was die Redner sagen, zusammenstellen, so tritt oft eine erwünschte Ergänzung und damit eine vollständige Belehrung eines sonst wenig bekannten Factum ein. Ein einleuchtendes Beyspiel dieser Art hat sich in unserm Phokion erhalten, das wir näherer Ausführung würdig halten.

Demosthenes eignet in der Rede über die Krone pag. 255 — 7 §. 87 — 94. das Verdienst, die Byzantier von der Belagerung des Philippus befreyt zu haben, in der Art sich zu, daß keinem Zweyten an diesem Ruhme irgend ein Antheil zugestanden wird. Wer war es, ruft er aus, der den Byzantinern zu Hülfe kam und sie rettete, wer der den Abfall von ganz Hellespontus damals hinderte? Ihr, wenn ich sage, Ihr, so meyne ich den Staat. Wer aber war es, der im Staate dafür durch Reden, Anträge, durch Thaten gewirkt und sich ganz dieser Sache hingegeben hatte? niemand als ich; *τίς δ' ὁ τῇ πόλει λέγων καὶ γράφων καὶ πράττων καὶ ἁπλῶς ἑαυτὸν εἰς τὰ πράγματα ἀφειδῶς διδούς; ἐγώ.* Daraus erwuchsen große Vortheile dem Staate, und ihr wurdet von den Byzantiern und Perinthiern mit Ehrenkronen beschenkt. Das hat mein Streben, das hat meine Politik bewirkt; ihr habt schon viele bekränzt, aber noch nie ist der Staat durch Andere bekränzt worden, diese Ehre verdankt man mir allein. *καὶ μὴν ὅτι μὲν πολλοὺς ἐστεφανώκατ' ἤδη τῶν πολιτευομένων, ἅπαντες ἴσασι, δι' ὅντινα δ' ἄλλον ἡ πόλις ἐστεφάνωται, σύμβουλον λέγω καὶ ῥήτορα πλὴν δι' ἐμέ, οὐδ' ἂν εἷς εἰπεῖν ἔχοι.*

Wer würde es wagen, gegen solche Versicherungen und Behauptungen dieses Verdienst ungestraft antasten zu wollen, hätte nicht die Geschichte uns die nähere Erklärung aufbewahrt? Ohne sie müßten wir, wie vieles andere, so auch dieses gläubig und gutmüthig annehmen; jetzt dient es zugleich dazu, den Character des Redners als solchen in seiner Uebertreibung näher kennen zu lernen; schätzen wir uns demnach glücklich, daß der Zufall uns auch hier wenigstens so viel erhalten hat, daß wir das wahre von dem falschen auszusondern und das richtige genügend zu durchschauen vermögen. Als Philippus, lesen wir im Phokion des Plutarchus cap. 14, mit seiner ganzen Macht gegen Hellespont aufgebrochen war, um den Chersones, Perinthus und Byzanz in seine Gewalt zu bringen, und die Athener beschlossen hatten, den Bedrängten gegen den König Hülfe zu leisten, brachten es die Redner dahin, daß dem Chares der Oberbefehl übertragen wurde, *οἱ ῥήτορες ἠγωνίσαντο τὸν Χάρητα στρατηγὸν ἀποσταλῆναι.* Chares aber brachte mit seiner Flotte nichts zu Stande, die Städte nahmen ihn nicht einmal auf und so irrte er, allen verdächtig, umher, die Bundesgenossen besteuernd und von den Feinden verachtet. Das Volk von den Rednern angetrieben, zeigte seinen Unwillen und bereute es den Byzantiern Hülfe geschickt zu haben, *ὁ δὲ δῆμος ὑπὸ τῶν ῥητόρων παροξυνόμενος ἠγανάκτει καὶ μετενόει τοῖς Βυζαντίοις πέμψας τὴν βοήθειαν.* Da trat Phokion auf die Rednerbühne und sagte, nicht den Bundesgenossen, die mißtrauten, müßten sie zürnen, sondern den Feldherrn denen man mißtraute; denn diese machen euch selbst bey jenen gefürchtet, die ohne euch nicht gerettet werden können. Durch ihn bewogen änderte das Volk seine Gesinnung, gab ihm eine neue Macht, um den Bundesgenossen im Hellespont Hülfe zu leisten und dadurch kam die Rettung von Byzanz zu Stande, *ὅπερ μεγίστην ῥοπὴν ἐποίησε πρὸς τὸ σωθῆναι τὸ Βυζάντιον.* Denn der Ruhm

des Phokion war weit verbreitet und als Leon *) einer der ersten und ausgezeichnetsten Männer von Byzanz, welcher mit ihm die Akademie besucht hatte, sich für ihn bey seinen Mitbürgern verbürgte, ließen sie den Phokion nicht wie er wollte, außer der Stadt das Lager aufschlagen, sondern öffneten die Thore und nahmen die Athener freundlich in ihre Häuser auf. **) Diese durch das große Vertrauen geehrt, benahmen sich nicht nur tadellos und musterhaft, sondern bewiesen auch im Kampfe den größten Muth, und so mußte Philippus, er der unbesiegbar schien, leer vom Hellespont abziehen, Phokion aber nahm ihm einige Schiffe weg, brachte belagerte Städte in seine Gewalt, landete an manchem Orte und verwüstete das feindliche Gebiet, bis er verwundet wurde und sich zum Abzuge genöthigt sah: *οὕτω μὲν ὁ Φίλιππος ἐξέπεσε τοῦ Ἑλλησπόντου τότε καὶ κατεφρονήθη, δοκῶν ἄμαχός τις εἶναι καὶ ἀνανταγώνιστος, ὁ δὲ Φωκίων καὶ ναῦς τινὰς εἷλεν αὐτοῦ καὶ φρουρουμένας πόλεις ἀνέλαβε καὶ πολλαχόθι τῆς χώρας ἀποβάσεις ποιούμενος ἐπόρθει καὶ κατέτρεχε, μέχρις οὗ τραύματα λαβὼν ὑπὸ τῶν προσβοηθούντων ἀπέπλευσε.*

Wie steht es nun nach dieser Vergleichung um die ruhmvollen Phrasen des Redners? wenn er es gewesen, wie wir gerne glauben, der an der Spitze der kriegerisch gesinnten Partey zuerst das Volk, den Byzantiern Hülfe zu senden, aufgefordert hat, so war er es auch der dem Chares die Führung des Krieges übertragen, *οἱ ῥήτορες ἠγωνίσαντο*, er es, der als dieser seine Sache schlecht machte und nirgends Aufnahme fand, nicht dem Feldherrn, dem Chares, sondern den Byzantiern, den Bundesgenossen zürnte, und es bereute, diese Unterstützung bewirkt zu haben, *ὁ δῆμος ὑπὸ τῶν ῥητόρων παροξυνόμενος ἠγανάκτει καὶ μετενόει τοῖς Βυζαντίοις πέμψας τὴν βοήθειαν* — und aller Ruhm des glücklichen Gelingens fällt allein auf Phokion, nicht auf Demosthenes; aber die attischen Redner verstehen es vortrefflich, die Geschichte zu verfälschen und alles so zu stellen, daß es ihrem Zwecke angemessen erscheint; überdieß waren als der Redner sprach, zehn Jahre seit der That verflossen und er konnte bey vielen seiner Zuhörer um so mehr auf Beyfall rechnen, weil er den ersten Impuls gegeben hatte und die weiteren Ereignisse wohl längst aus dem Gedächtnisse der meisten verschwunden waren. Die Plutarchische Stelle blieb nicht unbekannt, aber weder Wieniewsky (pag. 189 sqq.) noch Dissen (pag. 249) noch sonst jemand hat an die aus dieser Erzählung sich nothwendig gegen Demosthenes ergebende Folgerung gedacht. In diesem Sinne müßte nach unserm Dafürhalten eine Erklärung der berühmten Rede über die Krone vorzüglich thätig seyn, da es noch mehrere historische Andeutungen dieser Art giebt; anderes wir, einmal aufmerksam gemacht, von selbst mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmen können.

Von den gegen Phokion erhobenen Beschuldigungen zeigt Hr. Krahner, wie wenig sie bey näherer Betrachtung gegründet sind, wie er stets seinen Grundsätzen gemäß handelte, und mit diesen auch starb; Athens Untergang ist durch Demosthenes Politik erhaben und großartig geworden, die des Phokion würde, hätte man sie erkannt und befolgt, zwar weniger unsere Bewunderung erregen, aber sie würde dem Staate innere Sicherheit und eine bessere Zukunft gegeben haben, die nun auf immer verloren war. Wahr und schön schließt der Verfasser seine Untersuchung mit den Worten:

> Ita Ol. 115 anno 4. a. Chr. n. 317. mense Munychione proditoris poenam luit vir probitate et constantia insignis, solus fere in illa fortunae Graecorum post Alexandrum obscuritate eminens interque corruptissimos partium illarum duces solus, qui animi incontaminatam integritatem praetulit regum divitiis, in quo quanto maior virtus fuit, tanto magis dolendum, quod temporum ratio prohibuit, quominus aut laetius effloresceret aut patriae magis salutaris fieret. Nimirum vere Plut. c. 1. ait *τὴν Φωκίωνος ἀρετὴν ὥσπερ ἀνταγωνιστῇ βαρεῖ καὶ βιαίῳ καιρῷ συλλαχοῦσαν αἱ τύχαι τῆς Ἑλλάδος ἀμαυρὰν καὶ ἀλαμπῆ πρὸς δόξαν ἐποίησαν.*

---

*) Im Texte steht *Κλέων*, aber auch Hr. Krahner hat in der Vorrede p. XXIV den *Λέων* erkannt, und schon vor ihm andere, wie Kayser zum Philostrat. V. S. pag. 163, welcher für *Κλέων* richtiger *καὶ Λέων* schreibt.

**) Aehnliches erzählt Demosth. über die Krone p. 300 §. 215. seq. von der Aufnahme der Athener durch die Thebaner vor der Schlacht bey Chäronea.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nr. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis opera quae feruntur omnia, recognoverunt Jo. Georgius Baiterus, Jo. Caspar Orellius, Aug. Guilielmus Winckelmannus. etc.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Inhaltsangabe wird die angefangene Untersuchung wieder aufgenommen, dadurch, daß die Frage aufgeworfen wird, welcher von den beyden Theilen, deren Unterscheidung von selbst in die Augen springt, der wichtigere sey, welcher der geringfügigere? Um diese Frage zu beantworten, wird zunächst von S. 31 — 34 die Person des eleatischen Fremdlings näher ins Auge gefaßt und bemerkt, daß Platon diesem deswegen die erste Rolle zugetheilt habe, weil die Untersuchung den wichtigsten Satz der Eleaten betreffe, und zugleich um auszudrücken, daß seine Lehre nicht nur die größte Verwandtschaft mit der eleatischen habe, sondern in Wahrheit aus einer genauern Prüfung jener hervorgegangen sey. „Quod profecto mirum est, fährt Hr. St. fort, ne a doctissimis quidem hominibus, Astio, Sochero, Prinsterero, aliis, usquequaque esse perspectum“ e. q. s. Dieses megarische Element in der Untersuchung habe Socher sogar zu dem Irrthume verleitet, das Gespräch für unplatonisch zu halten. Jenem oben angegebenen Zwecke sey die Zeichnung des Fremdlings ganz entsprechend; nicht so streitsüchtig, wie die Megariker und Eristiker, bleibe er doch der eleatischen, vielleicht besonders von Zenon ausgegangenen Methode der Begriffstheilung getreu, ohne jedoch so verstockt zu seyn, und nicht wo es die Sache erfordere, von jener spitzfindigen Weise abzulassen und der Sokratischen Methode sich zu nähern, so daß er in jenem Theile, wo von dem Seyn und Nichtseyn und von der Quelle des Irrthums die Rede sey, unbewußt ein ächter Sokratiker werde. Ueberhaupt zeige sich an diesem Beyspiele der große Vorzug der Sokratischen Methode vor der spitzfindigen Dialektik der Eleaten, die darum von Platon auch nur da angewendet werde, wo mehr die lächerliche Seite an dem Sophisten hervorgehoben werden solle; und wenn auch einmal ein ernsthaftes Resultat herauskomme, wie z. B. daß die Sophisten die Reiniger von eitlen Meynungen seyen, geschehe dieß so zufällig, daß sie selbst ihrem Urtheile mißtrauten. Dieß Argument ist nun freylich ein ganz unrichtiges. Denn an jener Stelle (231 A) schreibt sich das Mißtrauen nicht daher, daß das Resultat ein ernsthaftes Ansehen hat, sondern vielmehr aus der Besorgniß, dem Sophisten damit eine zu hohe Bestimmung zuzuschreiben (*μὴ μεῖζον αὐτοῖς προσάπτωμεν γέρας*) die ja in der That auch dem wahren Philosophen zu vindiciren ist, dem der Sophist nur ähnlich sieht, wie dem Hunde der Wolf, *ἀγριώτατον ἡμερωτάτῳ*. Ebenso unbegründet scheint es, wenn mit der eleatisch megarischen Theilungsmethode der Satz des Antisthenes, der aus Aristoteles bekannt ist, nämlich von der Unmöglichkeit anderer als identischer Urtheile, und somit jeder Definition, in Zusammenhang gebracht wird. Denn was anderes ist denn das Resultat jeder solchen Begriffstheilung als eine Definition, in der oft ziemlich viele Prädicate mit dem Subjecte verbunden werden, also durchaus das Entgegengesetzte von jenem Satze des Antisthenes? V. S. 34 — 36 wird der Zusammenhang der ersteren Untersuchung, zu der aber am Schluß die Rede wieder zurückkehrt, über den Begriff des Sophisten mit der eigentlichen Hauptuntersuchung über das Seyende und Nichtseyende, darin gefunden, daß jene, nach einem dem Platon auch sonst eigenen

Gebrauche, nur die Anwendung auf das Leben und seine Erscheinungen von jener andern rein speculativen Erörterung ausmache. Hr. St. trifft somit, gewiß richtig, mit Schleiermacher zusammen, darin, daß er keinen Theil als bloße Nebensache oder Beywerk gelten läßt. Das Beyspiel der Republik, wenn auch in der Methode ganz verschieden, liegt doch in Rücksicht auf die Oekonomie nahe genug. Auch dort hat man viel darüber geschrieben, ob Platon's eigentlicher Zweck eine Untersuchung über das Wesen des Staates oder der Gerechtigkeit sey. Offenbar wollte er beyde in ihrem nothwendigen Zusammenhange darstellen, und die res primaria ist eben das, was seiner Natur nach das Höhere ist.

S. 36 — 44 wird nun auf die Hauptuntersuchung eingegangen. Die Absicht Platons sey in derselben gegen Parmenides die Vielheit und Mannigfaltigkeit, so wie gegen denselben und die Megariker die Bewegung des Seyns bey seinem Bestande, oder die virtus relationis, wie es Herr St. erklärt, zu behaupten.

Daraus lasse sich sofort der Zusammenhang des Nichtseyenden mit dem Seyenden, und weiter die Entstehung des Irrthums und der Falschheit herleiten. Die Untersuchung geht aus von der Bestimmung des Sophistes als Disputirkunst, die aber, da Niemand Alles verstehen könne, nur eine δοξαστικὴ περὶ πάντων ἐπιστήμη, eine Scheinwissenschaft von allen Dingen ist.

Damit aber fällt sie unter dem Begriff der μιμητική, und zwar jenes Theiles derselben, der es mit bloßen Trugbildern zu thun hat. Es ist hiedurch aber der schwere Begriff des bloß Scheinenden, wirklich aber Nichtseyenden angeregt, dem jedoch Parmenides die Anerkennung verweigert in jenen Versen, worin er verbietet, dem Nichtseyenden ein Seyn zuzuschreiben. In diesem Falle ist aber die Möglichkeit des Irrthums und der Falschheit aufgehoben, da das auf gar keine Weise Seyende weder gedacht noch ausgesprochen werden könne.

Es bleibt daher nichts übrig, wollte man jene Möglichkeit nicht aufgeben und den Begriff des Sophisten wirklich finden, als gegen den Parmenides zu erweisen, daß das Nichtseyende in gewisser Hinsicht auch sey, und eben so das Seyende irgendwie auch nicht sey. Das Seyende bedarf daher ebenso der Untersuchung wie das Nichtseyende, da die Meynungen der Philosophen hierüber nicht weniger verschieden sind. Ueber die kurze Kritik, die hier Platon von den ältern Philosophemen giebt, die er als μῦθοι bezeichnet, sagt Hr. St. es werde nachgewiesen, daß jene Philosophen principium und οὐσία nicht gehörig unterschieden hätten. Wo aber hievon ein Wort in Platon? oder was denkt sich Hr. St. überhaupt darunter mit Anwendung auf jene Auseinandersetzung? — Zu der hierauf folgenden Prüfung der eleatischen Lehre, deren Widersprüche, nachgewiesen werden, verweist Hr. St. mit Recht auf die Erörterung des ersten Satzes im Dialoge Parmenides. Wenn aber Hr. Stallb. dazu bemerkt: Ex qua ipsa re cognoscere licet Parmenidem aliquanto post Sophistam in lucem editum esse, so ist dieß ohne Zweifel cupidius quam verius geschlossen.

Nach der eleatischen Lehre werden die Materialisten oder Sensualisten, wie sie Hr. St. richtig nennt, mit dem gebührenden Spotte abgefertigt und gezeigt, daß, wenn sie nur erst Rede stehen wollten, sie leicht zur Anerkennung eines nichtsinnlichen Seyns das als δύναμις = Kraft bezeichnet wird, gezwungen werden könnten. Ihnen gegenüber stehen diejenigen, welche für die Realität der Begriffe kämpfen — οἱ εἰδῶν φίλοι. Auch die Ansicht dieser wird einer Prüfung unterworfen und als unzulänglich erfunden. Daß es hier von Wichtigkeit ist, zu wissen, welche philosophische Schule gemeynt sey, versteht sich von selbst, da man bey den εἴδη oder ἰδέαι an Platon selbst zu denken kaum unterlassen kann; also dieß nichts anders als eine Widerlegung Platons von Plato wäre; ein Argument, das Socher als stärkste Instanz gegen die Aechtheit des Dialogs geltend macht. Schleiermacher stellt dagegen die auf einer Folgerung aus dürftigen Nachrichten über diese Schule beruhende Vermuthung auf, daß die Megariker zu verstehen seyen, welcher Ansicht Hr. St. entschieden beytritt, nachdem er sie bereits oben (S. 10) gegen den Widerspruch Ritter's durch die Aristotelische Stelle Met. IV. 14., die gewiß am gewich-

tigsten dafür spricht, vertheidigt hat. Jedenfalls darf es als eine nicht zu gewagte Hypothese gelten, daß wohl auch andere Sokratiker außer Platon und abweichend von diesem eine Ideenlehre aufstellten. Und daß Platon Zeitgenossen im Auge habe, läßt sich eben daraus mit großer Wahrscheinlichkeit abnehmen, daß er sie nicht bey Namen nennt. Leider sind wir gerade in diesem Puncte sehr von Nachrichten verlassen. Doch genügt es bey jener Wahrscheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit, zur Erklärung unseres Dialoges und um allen Zweifeln zu begegnen, vollkommen, den Beweis aus Platon selbst zu liefern, daß seine Lehre durch jene Polemik wirklich nicht getroffen werde, und daß vielmehr die an der Stelle jener bekämpften Ansicht aufgestellten Behauptungen seinem Systeme vollkommen entsprechend seyen. Dieser Beweis findet sich aber weder von Schleiermacher noch von Stallbaum geführt, ja nicht einmal unternommen, und würde allerdings eine etwas weitläuftige Untersuchung erfordern. Denn die Bemerkung Stallbaums, daß im Sophist und Parmenides die subtilior de ideis doctrina mitgetheilt werde, während dieselbe in andern Dialogen magis populariter et ad vulgarem hominum captum accommodate dargestellt sey, genügt von keiner Seite; eben so wenig wie die sich daran knüpfende von der doppelten Betrachtungsweise der Ideen, welche nur der Ausdruck des Problems ist, keineswegs seine Lösung. Trefflich ist die Erklärung der Ideen als der ewigen That-Gedanken Gottes und darf, obgleich eine Nachweisung dafür aus den Platonischen Schriften und namentlich, wo man sie am meisten erwarten durfte, aus Timäus, nicht zu finden ist, dennoch als der wahre Sinn und Gehalt solcher Platonischen Ausdrücke, wornach Gott die Ideen macht oder erschafft, angesehen werden, woran sich freylich noch manche Fragen knüpfen, auf welche die Platonischen Schriften nicht die Antwort geben. Was weiter über das Verhältniß des menschlichen Denkens zu den Ideen gesagt wird, ist ebenfalls angemessen, wenn auch nicht tiefgehend und erschöpfend.

Nachdem die Hauptbegriffe der οὐσία, στάσις, κίνησις, des ταὐτόν und ἕτερον entwickelt sind, wird die Möglichkeit einer Gemeinschaft derselben untereinander geprüft, und gefunden, daß dieselben theils sich untereinander wirklich verbinden, theils aber sich ausschließen. Hr. St. bemerkt hiezu, daß die Aufstellung gerade dieser fünf Begriffe nicht zufällig sey, wie es nach den Worten den Anschein habe, sondern auf ihrer vorzüglichen Wichtigkeit beruhe, wie die wiederholte Erwähnung in andern Dialogen (Theät. Parm.) beweise. Die οὐσία dürfe man übrigens hier nicht verstehen von jener infinita essentia, deren Eigenschaften oder vielmehr Eigenschaftslosigkeit im ersten Satz des Parm. auseinander gesetzt wird, sondern vielmehr von jener prädicirenden finita essentia, welche in Parmenides τὸ ἓν ὄν genannt wird.

Allein auch in unserer Stelle wird das Seyn in einem doppelten Begriffe angewendet, wie die unmittelbar folgende Untersuchung zeigt. Indem nämlich die Ableitung des μὴ ὄν in dem Begriffe des ἕτερον gefunden wird, so ist nicht zu verkennen, was zwar von Platon selbst nicht deutlich ausgedrückt wird, daß ein großer Unterschied Statt findet, wenn das μὴ ὄν von einem andern Prädicate, als wenn es von dem prädicablen Seyn selbst aufgewiesen wird. Das ἕτερον z. B. von dem καλόν oder κεκινημένον ist das was nicht schön ist, nicht bewegt ist, also in so fern ein μὴ ὄν, aber es ist doch auch, und zwar selbst in dem Sinne des prädicirenden Seyns wie Platon sagt, μεθέξει, durch Theilnahme an demselben; hingegen das ἕτερον von dem ὄν als prädicirenden ist eben als solches μὴ ὄν und darum wenn auch ihm ein Seyn zukommt, doch gewiß nicht eben das prädicable. Oder, wie sich dieß am leichtesten in der griechischen Sprache selbst darstellen läßt: τὸ ἕτερον τοῦ καλοῦ ὄντος ist das ὃ μὴ καλόν ἐστιν; hingegen das ἕτερον τοῦ ὄντος (also im qualitativen oder prädicirenden Sinn) ist das ὃ μὴ ἔστι = μὴ ἐστιν ὄν. Jener erste Fall, in dem es mit dem Seyn des μὴ ὄν auch gar keine Schwierigkeit hat, ist eigentlich für die Metaphysik nicht von Wichtigkeit; desto mehr aber die andere Frage über das Seyn, welches auch dem μὴ ὄν als ἕτερον τοῦ ὄντος bleibt, die aber, wenn wir recht verstehen, auch in Platon nicht zur Erledigung gekommen und von Hrn. St. gar nicht berührt ist. Richtig wird übrigens bemerkt, daß

hier unter dem μὴ ὄν an die sinnlichen Dinge nicht zu denken sey; was freylich auch Socher gar nicht thut, der den Unterschied wohl einsieht, aber eben darauf die Behauptung der Nichtübereinstimmung mit den übrigen Schriften Platons gründet.

Indem nun aber aus dem so gefundenen μὴ ὄν der Irrthum und die Unwahrheit abgeleitet wird, kehrt die Untersuchung auf den Punct, von welchem sie ausgegangen ist, zurück und verfolgt durch fortgesetzte Theilungen den Begriff, in welchem aber der Sophist confinirt worden war, nämlich in dem γένος φανταστικόν, bis zu seiner endlichen Bestimmung als Collaterale des das Volk täuschenden Redekünstlers, als der in Privatzusammenkünften nicht zu Zwecken der Wahrheit in Widersprüche verwickelnde Disputirkünstler.

Nachdem sich auf diese Weise Hr. St. über die schwierigsten Puncte der Untersuchung ausgesprochen hat, kehrt er zurück zur Frage über die Stellung des Dialogs in der Reihe der Platonischen Schriften, wobey wir nur nicht einsehen, wie in dem nach Hrn. St.'s Ansicht außerdem unverständlichen Proömium zu Theät. und in der Stelle daselbst 183 E, wo Sokrates seine hohe Achtung von Parmenides ausspricht, eine absichtliche Hinweisung auf seinen Zusammenhang mit dem Sophistes enthalten seyn soll. Ueber die Zeit der Abfassung wird auf die Prolegg. zu Theät. verwiesen. Der Zusammenhang mit dem Politikos wird erst bey der Ausgabe dieses Dialogs zur Sprache gebracht werden.

Hingegen wird die Frage aufgeworfen und besprochen, ob der im Sophistes und Politikos versprochene Philosophos wirklich zur Ausführung gekommen sey, und sich in den uns erhaltenen Platonischen Werken finde? Hier sieht sich nun Hr. St. in dem Falle, vorzüglich gegen Schleiermacher polemisch aufzutreten. Dieser hatte nämlich die Meynung ausgesprochen, die Darstellung des Philosophen sey, freylich in einer andern Weise als die des Sophisten und Staatsmannes, in dem Symposion und Phädon zu suchen, in denen der Philosoph im Leben und im Sterben dargestellt werde.

Die glänzende Seite dieses Gedankens, dessen Scharfsinnigkeit Hr. St. nicht in Abrede stellt, hat ihn jedoch mit Recht nicht von einer genauern Prüfung zurückgehalten. Nicht ganz gerecht scheint uns die Einwendung zu seyn, daß ja jeder Dialog in derselben Weise das Bild des wahren Philosophen in der Person des Sokrates darstelle wie jene beyden Schriften; denn dieß läßt sich doch nicht läugnen, daß die Darstellung hier, in der Vereinigung beyder Dialoge, eine viel umfassendere, totalere ist, als irgendwo sonst. Hingegen hat es seine volle Richtigkeit mit der Bemerkung, daß dem ganzen Inhalte nach zwischen jenen Schriften und dem Sophistes mit dem Politikus eine zu große Verschiedenheit bestehe, als daß sie mit Recht in eine zusammengehörige Gruppe vereinigt werden könnten. Aber wie gesagt, das ist auch gar nicht die Meynung Schleiermachers, sondern vielmehr daß das letzte Glied der Trilogie zwar nicht in einer homogenen Weise mit den beyden andern zur Ausführung gekommen sey, aber in jenen beyden Dialogen, Phädon und Symp. einen in gewissem Betracht sogar vorzüglicheren Ersatz gefunden habe. Ob Hr. St.'s Hypothese viel weiter reicht, wird sich unten zeigen. Sehr sonderbar dünkte uns übrigens der Schluß der ganzen Polemik gegen Schl. Ein doctus juvenis Hertel behandelt nämlich in einer Commentatio de Platonis Politico a. 1837 dieselbe Frage, und spricht darin die Ansicht aus, Platon habe nicht nöthig gehabt, den Philosophen noch besonders darzustellen, da die Unterscheidung desselben von dem Sophisten bereits in diesem Dialoge zur Sprache komme, mit Bezugnahme auf dasselbe Verhältniß im Politikos zwischen dem wahren und falschen Staatsmann; legt aber doch auf die Schleiermachersche Ansicht großes Gewicht. Nachdem nun Hr. St. mancherley Widersprüche in den Worten des Verf. nachzuweisen gesucht hat, schließt er: Videmur enim uno certe eoque satis luculento exemplo demonstravisse, quantum habeat difficultatis Schleiermacheri sententiam vel illustrare vel defendere conari. Wir dächten, Hr. Hertel mag für sich selbst einstehen, wie auch Schleiermacher für sich selbst. Wozu noch beyde gegenseitig verantwortlich machen?

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nr. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis opera quae feruntur omnia, recognoverunt Jo. Georgius **Baiterus**, Jo. Caspar **Orellius**, Aug. Guilielmus **Winckelmannus**. etc.

(Fortsetzung.)

Nach Hrn. St.'s eigener Ansicht besitzen wir nun allerdings auch den versprochenen Philosophos und zwar in dem Dialoge Parmenides. Zur Begründung dieser Ansicht beruft sich Hr. St. auf eine wichtige von ihm besser als bisher in den Anmerkungen erläuterte Stelle im Sophistes, welche auch Zeller, dessen Schrift jedoch Hrn. St. damals als er dieß schrieb, noch nicht bekannt geworden war, zu dem nämlichen Zwecke geltend gemacht hatte, nämlich 253 D sqq., wo die Dialektik als die Kunst der richtigen Unterscheidung und Verbindung der Begriffe beschrieben und dem ächten Philosophen zugewiesen wird, mit der ausdrücklichen Hindeutung auf die künftige Darstellung desselben in den Worten: τὸν μὲν δὴ φιλόσοφον ἐν τοιούτῳ τινὶ τόπῳ καὶ νῦν καὶ ἔπειτα ἀνευρήσομεν, ἐὰν ζητῶμεν. Gewiß ist die Stelle schlagend in Bezug auf die Ansprüche, die wir an jede Schrift, welche als die vermißte Ergänzung der Trilogie gelten soll, zu machen haben, und darf als ein wahrer, von Platon selbst uns an die Hand gegebener Maaßstab angesehen werden. Hr. St. findet nun diesen Ansprüchen vollständig Genüge geleistet eben in dem Parmenides. Daß nun aber der Beweis hiefür von Hrn. St. in seinen Prolegg. zu der mehrerwähnten Ausgabe dieses Dialogs wirklich überzeugend geführt sey, können wir, so weit es uns bis jetzt möglich war, von jener Untersuchung Einsicht zu nehmen, nicht eben so zugeben. Was wir als wirklich sicher gestellt sowohl durch Zellers als auch durch Stallbaums Erörterungen ansehen, ist nur soviel: daß der Dialog Parmenides sowohl durch die Zeit der Abfassung als auch durch seinen Inhalt mit der Reihe von Dialogen aufs Engste zusammenhängt, zu welcher der Theätet, Sophistes und Politikos gehören, und zwar ein besonders nahes Verhältniß zum Soph. habe, wahrscheinlich auch nach diesem verfaßt sey; daß es aber damit noch keineswegs ausgemacht sey, daß wir an demselben den versprochenen Philosophos besitzen, da ja der Parmenides möglicher Weise ein eben solches Verhältniß zum Sophistes haben könnte als der Kratylos zum Theätetos. Als Gründe, die uns an der von Stallb. und Zeller gegebenen Erklärung zu zweifeln veranlassen, mögen vorläufig folgende, als ohne weitere Untersuchung sich herausstellende, gelten. Der Forderung, in dem dritten Theile der Trilogie dieselben Personen, wie in den beyden ersten Theilen anzutreffen, zu welcher wie die Natur der Sache selbst so die auch von Hrn. St. anerkannten ausdrücklichen Worte Platons berechtigen, vermag seine Bemerkung keineswegs zu begegnen, daß uns nichts hindere, alle in den beyden vorhergehenden Dialogen vorkommenden Personen auch bey dem Parmenides als anwesend zu denken, nämlich als κωφὰ πρόσωπα. Diese Vermuthung, wir müssen es gestehen, scheint uns etwas an's Abentheuerliche zu streifen. Denn solche durch Nichts bezeichnete oder auch nur aufs leiseste angedeutete, daher rein imaginäre, stumme Personen können uns begreiflicherweise auch nicht sagen, daß sie die ihrem Versprechen gemäß eigentlich ihnen zuständige Darstellung des Philosophen aus höhern Rücksichten anderen Personen abgetreten — welche höhere Rücksichten übrigens gar nicht im Wege standen, wenigstens einen der frühern Mitunterredner in seiner

Function zu lassen und dadurch eine Andeutung zu geben, wenn auch die primae partes auf den Parmenides übergingen. Gewiß viel eher und mit mehr Wahrscheinlichkeit könnte man versucht seyn, in der ganzen so ausführlich beschriebenen Scenerie am Anfange des Parmenides eine absichtliche Andeutung Platons finden zu wollen, bestimmt, einer solchen Verbindung dieses Dialogs mit den beyden andern vorsorgend zu begegnen. Sodann ist es offenbar, daß, selbst wenn es seine Richtigkeit damit hätte, daß im Parmenides das Bild des wahren Dialektikers von Platon aufgestellt sey, doch jedenfalls eine Aenderung in dem ursprünglich entworfenen Plane eingetreten wäre; Die Hauptsache aber ist eben der Erweis, daß im Parmenides wirklich das Bild des vollkommnen Dialektikers dargestellt werde. Die Zweifel hierüber lassen sich aber nicht anders entwickeln als durch eine auch auf das Einzelne eingehende Kritik des ganzen Dialoges, für die natürlich hier nicht der Ort ist. Vorläufig sey es nur vergönnt, die Meynung auszusprechen, daß Platon uns durch den Sophistes berechtigt habe, von der versprochenen Darstellung des Philosophen, andere Erwartungen zu hegen, als wir im Parmenides erfüllt finden.

Den Beschluß der Prolegomena macht die gewöhnliche Notitia litteraria und codicum.

Gehen wir nunmehr zu dem übrigen Theile der Bearbeitung des Hrn. Stallbaum über, so bietet sich eine Vergleichung mit der Zürcher-Ausgabe von Seiten der Texteskritik dar, um so mehr, da in der Stallbaumschen Ausgabe getrennt von dem erklärenden Commentar die Varianten in kritischen Noten zusammengestellt sind, welche große Aehnlichkeit mit den Anmerkungen der Zürcher Ausg. besitzen. Doch sind letztere nicht bloß in der gewählten Fassung conciser, sondern im Ganzen auch minder reichhaltig dem Inhalte nach. Hr. St. hat nämlich außer dem den 3. Hrsgbb. zu Gebote stehenden Apparate noch die Vergleichung eines Cod. Zittaviensis, den er jedoch nicht den vorzüglichsten Hdschr. beyzählt, und, was von bedeutenderem Werthe ist, die Bastischen Collationen des Vat. Δ und der Venett. ΠΣ, die zu diesem Dialoge an nicht wenigen Stellen von den Vergleichungen Bekkers abweichen, was Hr. St. jedesmal gewissenhaft erwähnt, mit einer fast zu weitläufigen Nachdrücklichkeit S. 65; auch bisweilen mit ungerechter Beschuldigung Bekkers, wie S. 115 (232 D), wo dieser durch die Aufnahme des φαίνει in den Text nach dem in der Vorrede zu dem kritischen Commentar p. X. geäußerten Grundsatze und einzelnen gelegentlichen Bemerkungen im Commentar schon zu erkennen gab, daß er die Autorität der besten Hdschr. für sich habe; eine im Interesse der Kürze gebrauchte Freyheit, die ja Hr. St. selbst in eben dieser Note für sich in Anspruch nimmt. Ebenso a. a. St. Ferner werden von Hrn. St. auch die Lesarten der Aldina und Basiliensis 1. u. 2. gegeben, gewöhnlich unter der Bezeichnung Vett. editt. ohne daß von dieser Zugabe ein großer Gewinn abzusehen wäre. Außerdem haben die Zürcher Hrsgb. nicht wenige Lesarten, die Hr. St. anführt, zu erwähnen nicht für nöthig befunden, vorzüglich solche geringerer Mss., wo der Text den besseren folgt, oder auch deutliche Corruptionen der besseren; so daß man kurz die Verschiedenheit der kritischen Noten in beyden Ausgaben dahin bestimmen kann, daß die Stallbaumschen mehr den Zweck verrathen, die Bekker'schen Commentaria entbehrlich zu machen, was freylich bey der befolgten Methode nicht vollständig zu erreichen war, die Anmerkungen der Zürcher Ausg. hingegen, dem vorgesetzten Plane getreu, bloß eine Geschichte der vorzüglichsten Recensionen von Stephanus an, nur mit den nöthigsten Nachweisungen, zu geben beabsichtigen. — Daß bey Constituirung des Textes das Urtheil der Hrsgbb. beyder Ausg. öfter von einander abweicht, läßt sich erwarten; doch sind es auch nicht wenige Stellen, wo sie zusammentreffen im Verlassen des Bekkerschen Textes. In beyden Ausgaben spricht sich der Grundsatz aus, das herkömmliche Recht der Vulgata nirgends höher anzuschlagen als die Autorität der Hdschr., die sich sonst als die vorzüglichsten erweisen; Conjecturen aber nur, wo die Forderung als unabweisbar erscheint, Raum zu geben. Soviel im Allgemeinen, woran sich noch der Wunsch knüpft, daß in der Stallbaumschen Ausgabe unnütze Wiederholungen solcher Dinge, die bereits in den Prolegg. oder Notis criticis gesagt sind, aus dem erklärenden Commentare wegbleiben möchten.

Da wir es des Raumes wegen, uns nicht verstatten dürfen, hier alle Stellen vorzuführen, die Gelegenheit zu Bemerkungen bieten, so machen wir, mit Uebergehung anderer, den Anfang mit:

221 D, wo die Herausgeber beyderseits zu Conjecturen ihre Zuflucht nehmen, jedoch auch nur um einer diplomatisch empfohlenen Lesart die Möglichkeit der Aufnahme zu verschaffen. Der Zusammenhang der Stelle ist folgender: die an dem Beyspiel des Angelfischers gezeigte Methode der Begriffsbestimmung soll nun auf den Sophisten angewendet werden; der Fr. beginnt dieß Geschäft mit den Worten: *Καὶ μὴν ἐκεῖνό γ' ἦν τὸ ζήτημα πρῶτον, πότερον ἰδιώτην ἤ τινα τέχνην ἔχοντα θετέον εἶναι τὸν ἀσπαλιευτήν.* ΘΕ. *Ναί.* ΞΕ. *Καὶ νῦν δὴ τοῦτον ἰδιώτην θήσομεν, ὦ Θε., ἢ παντάπασιν ὡς ἀληθῶς σοφιστήν.* ΘΕ. *Οὐδαμῶς ἰδιώτην· μανθάνω γὰρ ὃ λέγεις, ὡς πάντως δεῖ τοιοῦτον εἶναι τό γε ὄνομα τοῦτ' ἔχοντα.* So bey Bkk. doch haben 3 Hdschr. (Χ. Δ) *τοιοῦτος* und mehrerer, worunter wiederum die gute Rec. (denn *Π* hat nur aus Corr. *ἔχοντα*) *ἔχων*.

Die Zürcher Herausgeber nahmen keinen Anstand, diese Lesarten oder richtiger Lesart der besten Handschriften in den Text aufzunehmen mit der sehr glücklichen Conjectur Winckelmanns: *παντὸς δεῖ κτέ.* Die Aenderung ist sehr leicht, da auch sonst in den vorzüglichsten Handschriften die Verwechselung von *παντός* und *πάντως* (s. Schneider Civit. V. II. S. 165) vorkömmt. Die Construction nimmt nun freylich auch eine andere Richtung, da wegen der Bedeutung der Formel *παντὸς δεῖ* d. h. auf keine Weise, das *τοιοῦτος* nicht mehr, wie nach der Vulgata nothwendig war, auf *σοφιστής* sich beziehen kann, sondern, was ohnedieß noch leichter ist, mit dem unmittelbar vorausgehenden *ἰδιώτην* construirt werden muß. Hr. St. scheint mit dieser Erklärung nicht einverstanden zu seyn, da er gar keine Erwähnung davon macht, während doch die Note p. 71 voraussetzen läßt, daß ihm bereits vor dem Drucke seiner Ausgabe dieser Fascikel der zweyten Ausgabe zu Gesicht gekommen sey. Doch verschmäht auch er nicht die angeführte handschriftliche Lesart, nur glaubt er ihr mit einer andern Conjectur zu Hülfe kommen zu müssen. Er schlägt nämlich *δοκεῖ* für *δεῖ* vor, wo dann die Construction dieselbe bleibt, wie bey der Vulgata. Vielleicht findet Hr. St. darin einen Vorzug, und gewiß lassen sich plausible Gründe für diese Erklärung anführen. Erstens könnte man in den Worten *μανθάνω γὰρ ὃ λέγεις* eine directe Beziehung und Wiederaufnahme der Worte des Fr.: *ἢ παντάπασιν ὡς ἀληθῶς σοφιστήν*, finden; dann die ganze Wendung als gewählter und feiner angesehen werden. Doch sind die exquisitius et elegantius dicta heut zu Tage weniger in Credit als vor einigen Decennien und der Grundsatz findet schon deßwegen hier keine Anwenduug, weil ja dieselbe Wendung, als bereits in der Rede des Fr. enthalten, nicht verloren geht, sondern nur nicht wiederholt wird. Sodann was die Beziehung des *ὃ λέγεις* betrifft, so wird diese ebenfalls nicht aufgehoben, sondern die folgenden Worte: *ὡς - ἔχων* enthalten nun statt einer Wiederaufnahme vielmehr die Erklärung jener Worte des Fr.; so daß die ganze Stelle kurz folgenden Sinn giebt: Fr. Werden wir diesen als einen Unwissenden setzen, oder durchaus als einen wirklichen Sophisten d. h. Kundigen? Th. Auf keine Weise als einen Unwissenden; ich verstehe nämlich deine Meynung, daß durchaus nicht ein solcher (nämlich ein Unwissender) seyn kann, der diesen Namen (Sophist) hat; während nach Hrn. St.: daß durchaus ein solcher (ein Kundiger) zu seyn scheint, der diesen Namen hat. Die Stellung der Worte, glauben wir, begünstigt die Conjectur Winckelmanns und die dadurch nothwendig gemachte Erklärung, und auch die Stärke des Ausdrucks: *παντὸς δεῖ* ist dem Gedanken sehr angemessen.

223 D scheint es allerdings gerathener, mit Heind., Bekker, Stallb. *διαιρουμένην* beyzubehalten, als mit der Zürch. Ausgabe aus geringern Handschriften (worunter nur corr. II.) *διαιρούμενοι* aufzunehmen. Denn das durch die Theilung Herausgebrachte kann ja eben so gut wie das Getheilte selbst Subj. des passiven Verb. werden, da es ohnedieß der gewöhnliche Ausdruck ist zu sagen z. B. *διαιρεῖν τι δύο μέρη*.

Gleich darauf läßt sich zwar der Genit. *διαλλαττομένων* ohne Artikel als Genitivus absolutus erklären, doch stimmt jedenfalls das schon von Stephanus und Heind. empfohlene *διαλλαττόμενον* besser zu der sonst befolgten Ausdrucksweise, und ist deßhalb mit Recht von den Zürcher Herausgebern und Hrn. Stallb. in den Text genommen worden.

223 E. durfte Hr. Stallb. nicht Heindorf, Schleiermacher und Bekker gemeinsam des Irrthums beschuldigen, daß sie *τρέφεται καὶ χρῆται* lesen; der Irrthum ist hier auf Seite Hrn. St.'s. Denn die Handschriften haben nicht *καὶ κέχρηται* sondern bloß *κέχρηται*, so daß es sich nicht um Anerkennung der Form *κέχρ.* handelt, sondern um Herstellung des in den Handschriften fehlenden aber vom Sinne geforderten *καί*. Ob man nun annehmen soll, daß dasselbe durch Corruption mit dem nächsten Worte in die Form *κέχρ.* zusammengeschmolzen oder vor derselben ausgefallen sey, läßt sich schwerlich entscheiden. Die Edtt. Turic. nahmen *καὶ χρῆται* mit Bekk. auf, obwohl sich Winckelmann früher in einer Anm. zu Euthyd. für *καὶ κέχρ.* erklärt hatte, wo er jedoch mit seiner Vertheidigung der Form *κεχρῆσθαι* auch nicht die Absicht Heindorf's getroffen zu haben scheint.

229 A. *Οὐκοῦν καὶ περὶ μὲν ὕβριν καὶ ἀδικίαν καὶ δειλίαν ἡ κολαστικὴ πέφυκε τεχνῶν μάλιστα δὴ πασῶν προσήκουσα δίκη*; hält Hr. St. das letzte Wort für einen unbequemen Zusatz. Der Grund, daß *δίκη* nicht gut könne unter die Künste gezählt werden, widerlegt sich durch mehrere Stellen im Gorgias, wo es in der Bedeutung von *δικαστική* steht; z. B. 478 B. zwey deutliche Stellen wie: *χρηματιστικῆς, ἰατρικῆς, δίκης*; doch allerdings ist die Stellung auffallend, wenn es mit *ἡ κολαστική* verbunden werden soll; und könnte vielleicht nur vom Standpunkte des rhetorischen Numerus erklärt werden. Wie aber? kann es denn nicht auch zum Prädikat gezogen werden? Freylich dann in seiner wenig prägnanten Bedeutung, wie sie sich in dem adverbialiter gebrauchten Accus. *δίκην* herausstellt, nicht viel abweichend von *μοῖρα* Theil, Gebühr; so daß z. B. auch die *ἰατρική* genannt werden könnte *περὶ νόσον προσήκουσα δίκη*.

232 B. ist doch wohl die Einschaltung eines *ἐν* nothwendig. Denn wenn es auch mit H. St's. Bemerkung seine Richtigkeit hat, daß ein Genit. partit. bey jedem Verbum, dessen Bedeutung dazu geeignet ist, ohne weiteren Zusatz Platz findet, so verlangt doch hier das *πρῶτον* nothwendig eine ausdrückliche Beziehung, weil es sich sonst mit *ἀναλάβωμεν* verbinden würde in dem Sinne: wir wollen zuerst recapituliren was hier nicht in den Zusammenhang paßt. Ob übrigens das *ἐν* nach *ἀναλάβωμεν*, wie Heind. und die Edit. Turicc. thun, oder am Ende des Satzes, vor dem folgenden *ἐν*, wo es mit passender Emphase stünde, einzuschalten ist, kann nur dem subjectiven Gefühle überlassen bleiben. Das tonlose *τι* geringerer Mss. von Bkk. aufgenommen, ist nicht an seiner Stelle.

236 B. Obgleich wir das von Heindorf zur Erklärung des Ausdruckes: *ἐκ καλοῦ θέαν* aus Aristophanes beygebrachte Beyspiel nicht mit Stallb. für unangemessen erachten können, da dort durch den Ausdruck: *ποῦ καθίζω ἐν καλῷ*; ebenso der richtige Standpunkt für das Gehör bezeichnet werden soll, wie hier für das Gesicht: so scheint uns doch die Conjectur Orelli's: *ἐξ ὁμαλοῦ* volle Beachtung zu verdienen, weil auf diese Weise das in den meisten und besten Mss. vor *ἐκ* stehende *οὐκ* gerettet wird, das wir sonst in Verbindung mit *ἐκ καλοῦ* nicht zu erklären vermöchten, obwohl es die Edt. Tur. ohne Klammern im Text behält.

237. A. *Παρμενίδης δὲ ὁ μέγας, ὦ παῖ, παισὶν ἡμῖν οὖσιν ἀρχόμενος καὶ διὰ τέλους τοῦτο ἀπεμαρτύρατο, πεζῇ τε ὧδε ἑκάστοτε λέγων καὶ μετὰ μέτρων· οὐ γὰρ μήποτε τοῦτ' οὐδαμῇ, φησίν, εἶναι μὴ ὄντα· ἀλλὰ σὺ τῆσδ' ἀφ' ὁδοῦ διζήμενος εἶργε νόημα.*

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nr. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis opera quae feruntur omnia, recognoverunt Jo. Georgius Baiterus, Jo. Caspar Orellius, Aug. Guilielmus Winckelmannus. etc.

(Fortsetzung.)

So geben die Handschriften die Stelle, deren ersten Theil auch Aristoteles in der Metaphysik IV. 2., Sextus Emp. hingegen nur den zweyten Theil anführt, und zwar im Zusammenhang mit den ersten 30. V. des Parmenideischen Lehrgedichts. Heindorf nahm jedoch an den angeführten Worten mehrfachen Anstoß. Er meynte nämlich, wie der zweyte Theil deutlich ein Vers ist, müsse dieß auch der erste seyn; und da auch die Construction in demselben sehr unsicher sey, glaubte er beyde Uebelstände zu beseitigen durch die Conjectur: οὐ γὰρ μήποτε τοῦτο δαῇς, εἶναι μὴ ἐόντα· κτἑ. versteht sich, ohne das φησίν, das so gewöhnlich bey Anführung von Versen eingeschaltet wird, zu verdrängen. Die Aenderung ist nicht schwer und muß, was den Charakter der Rede betrifft, als vorzüglich gelungen bezeichnet werden. Sowohl Bekker als auch die Zürcher Hrsgbb. nahmen darum keinen Anstand, diese Vermuthung Heindorfs in den Text zu nehmen, was jener selbst nicht gethan hatte. Hr. St. hingegen nimmt seinen dieser Conj. früher geschenkten Beyfall zurück und tritt der Ansicht Karstens bey, der in seiner Ausgabe der Parmenideischen Ueberreste S. 130 sich dahin erklärt, daß der erste Theil gar keinen Vers bilden solle, wie aus Platon's eigenen Worten: πεζῇ τε καὶ μετὰ μέτρων deutlich genug zu ersehen sey. Freylich dürfe man nicht an Schriften des Parm. in Prosa denken, für welche sich kein genügendes Zeugniß beybringen lasse, sondern es seyen eben seine mündlichen Reden gemeynt. Die Constr. sucht Hr. St. zu rechtfertigen durch ein hinzuzudenkendes ἐστι; οὐ γὰρ μήποτε τοῦτ' οὐδαμῇ ἐστι i. e. haudquaquam ita est, ut sint μὴ ὄντα. Zweifel bleiben freylich noch übrig, nicht blos wegen der Auslassung des ἐστι in einem solchen Satze, die jedoch Hrn. St. kein Bedenken macht, sondern ob überhaupt nach οὐ μήποτε nur ἐστι gedacht werden kann, da sonst ein Futur. oder Conj. zu folgen pflegt; und ein ῇ wird auch Niemand leicht einschalten wollen nach οὐδαμῇ, so leicht dieß schiene. Doch wollen wir von dieser grammatischen Bedenklichkeit absehen, wenn sich nur die übrigen Gründe als stark genug erweisen. Plausibel erscheint jenes Argument Karstens allerdings, und die Erklärung des πεζῇ ist, abgesehen von der Consequenz, gewiß richtig. Aber eben gegen die weitere Folgerung erheben sich bedeutende Zweifel. Wollte man sich nämlich auch entschließen, in Rücksicht auf jene Erklärung als mündliche Aeußerungen es weniger sonderbar zu finden, daß Platon, nicht zwey verschiedene Gedanken, oder zweymal den nämlichen Gedanken, sondern die zwey sich ergänzenden Glieder eines Gedankens, halb aus prosaischen Reden halb aus den Gedichten des Parm. entlehnt habe: so erscheint dieß doch als beynahe unglaublich, wenn man bedenkt, daß dieselben Worte in derselben Weise noch einmal weiter unten (258 D) angeführt werden; dadurch bekäme diese Composition wirklich ein wunderliches Ansehen; um so mehr, da ja doch anzunehmen ist, daß auch in dem Gedichte vor dem Verse ἀλλὰ σὺ τῆς δ' κτἑ. ein entsprechender Gedanke vorausgegangen ist, dessen Uebergehung in der Anführung des Sextus kein Hinderniß abgiebt, weil es ja doch außer Zweifel ist, daß zwischen Vers 30 u. 31 Vieles wegge-

lassen ist, wofür sich leicht Entschuldigungsgründe finden lassen. Und daß beyde Theile wirklich aus einer und derselben Stelle des Parm. genommen sind, scheint ja jene zweyte Anführung sogar ausdrücklich zu bezeichnen durch die Einleitungsworte: Ὅτι ὁ μέν πού φησιν Οὐ γὰρ μήποτε u. s. w. worauf auch die kurze Bemerkung in der Z. Ausg. qui (Karsten) tamen alterum locum Platonis prorsus neglexit, richtig zu deuten scheint, und nunmehr auch dem Hrn. St. gilt. Soviel kann demnach wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß die Worte πεζῇ τέ καὶ μετὰ μέτρων nur besagen, daß Parm. sowohl in seinen mündlichen Reden als auch in seinen schriftlich verfaßten Gedichten diesen Gedanken ausspreche, keineswegs aber, daß die Anführung Platons aus beyden zusammengesetzt sey; und will man nicht der allerdings bedenklichen Angabe des Simplicius Glauben schenken, daß unter den Versen auch prosaische Aussprüche gestanden haben, so bleibt nichts übrig, als sich entweder mit Heindorfs Conjectur zu befreunden, oder den ersten Theil jener Versen beyzuzählen, die aus was immer für einer Ursache metrisch nicht vollkommen gebildet sind, aber doch auch einen Anklang an das Versmaaß nicht ganz verläugnen, deren sich noch mehrere auch in der Ausg. Karstens finden; oder endlich, was übrigens hier am wenigsten Wahrscheinlichkeit hat, daß die Worte des Parm. durch Platons Anführung eine Veränderung erlitten haben. Was den zweyten Vers betrifft, so halten wir es für sicherer, die Verschiedenheit von διζήμενος und διζήσιος in der ersten und zweyten Stelle, die man unbedenklich auf Platons Rechnung setzen darf, nicht zu verwischen.

Gleich darauf hat Hr. St. das von den Z. HH. aus den besten Hdschr. aufgenommene ἀποκρίνασθαι statt ἀπωφήνασθαι darum verschmäht, weil nach der Angabe Bast's in den Codd. Δ und Π diese Lesart von zweyter Hand stammt, und also bloß die Autorität des Clarck. übrig bleibt.

In den unmittelbar folgenden Worten konnte Hr. Winckelmann seine beyden Mitherausg. nicht bestimmen, aus den besten Hdschr., welche τι (ohne Acc.) haben (die Mehrzahl der übrigen hat ὅτι) τί statt der Vulg. ἔχειν aufzunehmen. Gleicher Meynung jedoch mit Hrn. Winck. ist Hr. St., der die Construction der nunmehr folgendermaßen lautenden Worte: τί (sonst ἔχειν) δοκοῦμεν ἂν εἰς τί καὶ ἐπὶ ποῖον αὐτόν τε καταχρήσασθαι κτέ. ausführlich vertheidigt und erläutert durch Beyziehung des lateinischen Sprachgebrauches und Verweisung auf eine Note zu Phädrus, die jedoch etwas verschiedenartige Fälle behandelt. An der Stellung des ἔχειν in der Vulg. glauben wir war kein Anstoß zu nehmen, womit wir jedoch dieselbe keineswegs vertheidigen wollen, da wir vielmehr der Ansicht der HH. Winck. und Stallb. uns anschließen.

238. D ist es auffallend, daß Hr. St. die Varianten zu den Worten: τί δέ; ἔτι μείζω τινὰ λέγειν ἄλλην ἔχομεν ganz übergeht, indem ℵ Δ mit 4 andern τόδε, der Flor. 1, den Hr. St. den besten beyzählt τὸ δὲ, eins von beyden vielleicht auch pr. Π (corr. Π mit 4 andern hat τοῦδε) bieten. Jedenfalls ist die Vermuthung Winckelmann's beachtenswerth, der τὸ δὲ aus dem Flor. 1. in der Bedeutung cum tamen (cf. 244 A. Stallb. ad Apol. 23 A. u. Heind. ad Theaet. 157 B) aufzunehmen, und die folgenden Worte bis ἔχομεν noch dem Fr. zuzutheilen vorschlägt; wobey auch auf die unmittelbare Aufeinanderfolge des τί δέ in der Vulg. Rücksicht zu nehmen ist. Ob es nothwendig wäre, das zweyte τί δέ in τίνα δή zu verwandeln, ist noch die Frage; sollte τί δέ als Antwort des Theät. für sich allein nicht stehen können, so würde doch τί δή; vollkommen hinreichen. Mit Recht haben jedoch die Hrsgbb. die Vermuthung Winckelmanns nicht in den Text genommen, weil die dadurch nothwendig gemachte Veränderung der Personen doch nicht von Bedenken frey ist. Gleich darauf freut man sich, beyde Ausgaben in Herstellung der hdschrftlichen Lesart: Ξυνέπομαί πως statt der Vulg. Ξυνέπομαι· πῶς γὰρ οὔ; zusammentreffen zu sehen. Der bescheidnere Ausdruck ist dem Charakter der Person angemessener als der zuversichtliche.

239 A. thaten die Zürcher Herausgeber gewiß Recht, der Lesart der Handschrift zu folgen durch Aufnahme der Conjectur Winckelmanns: ἐν ἑνὸς γὰρ εἴδει, die sich auf's Genaueste an die

vorz. Handschrift A Δ welche ἑνός γὰρ εἴδει haben, anschließt. Der Sinn läßt nichts zu wünschen übrig. Hr. St. hat mit Bkk. die Conjectur Heindorf's ἕν τι γὰρ ἤδη (Vulg. ἕν τε γὰρ ἤδη) beybehalten. Vielleicht wäre nicht einmal die Einschaltung des ἓν vor ἑνός, die freylich sehr leicht ist, nothwendig.

242 A. scheint sich Hr. St. wieder über die wahre Beschaffenheit der handschriftlichen Lesart zu täuschen, wenn er sagt: Εἶπον νῦν δήπου λέγων Sic Bodl. Vat. Ven. II. Denn aus Bekkers Angaben geht hervor, daß diese Handschriften eigentlich Εἰπόν που νῦν δήπου haben; wodurch allerdings das Verfahren derjenigen ein anderes Ansehen gewinnt, welche, das doppelte πού als unzulässig erachtend, dasselbe an der zweyten Stelle auslassen, wofür sie wenigstens die Autorität der übrigen Handschriften haben. In der Zürcher Ausgabe ist daher auch die Vulg. εἰπόν που νῦν δὴ λέγων beybehalten.

243 D. lautet die Stelle nach den meisten Handschriften folgendermaßen: Καὶ τὸ ἕν γε, ἑνός. ἓν ὂν μόνον, καὶ τοῦτο ὀνόματος αὐτὸ ἓν ὄν. Heindorf, Bekker und auch die Zürcher Herausgeber treten Schleiermachers Ansicht bey, der durch Trennung des anstößigen αὐτό in zwey Wörter αὖ τό dem Gedanken seine richtige Beziehung zu geben glaubt. Hr. St. hingegen erkennt darin nicht den wahren Sinn der Worte, und fordert vielmehr folgenden Gedanken: Wie nach der Annahme, welche Sache und Namen als dasselbe setzt, der Name nur Name des Namens seyn könnte, so auch, das Eins nur Eins des Eins und nicht des Namens. Allein, was soll denn überhaupt das Eins des Namens bedeuten? Name und Sache haben ja kein derartiges Gegenseitigkeits-Verhältniß, daß, wie der Name in Wirklichkeit Name der Sache ist, so auch die Sache Sache des Namens wäre. Auch fordert keineswegs einen solchen Gedanken der Zusammenhang, der vielmehr folgender ist: diejenigen, welche behaupten, es sey nur Eins, und dabey doch ein Seyendes anerkennen, setzen sich selbst in Widerspruch; denn entweder entsprechen den zwey Namen, Eins und Seyendes auch zwey Sachen; dann aber entsteht statt der Einheit eine Zweyheit, oder es ist durch zwey Namen nur eine Sache gesetzt; dann giebt es einen Namen ohne Begriff.

Wie verhält sich überhaupt der Name zur Sache? Ist er etwas anderes, so ist wieder eine Zweyheit da; ist er dasselbige, so kann er, Name und Sache identificirt, nur Name des Namens seyn. Das Eins also, als Nichts außer sich habend, ist Eins des Eins; und wenn Name und Sache gleich sind, so ist es selbst nur ein Name, und daher das Eins eines Namens. Diese genau zusammenhängende Gedankenreihe zeigt demnach in einer doppelten Weise den Widerspruch in der Behauptung, es sey nur Eins; einmal von dem Verhältniß zweyer Namen zu einer Sache; dann von dem Verhältniß des Namens zur Sache überhaupt. So können wir demnach nicht der Aenderung des Hrn. St. beytreten, der, um den als nothwendig erachteten Sinn heraus zu bringen, statt τοῦτο ὀνόματος schreiben zu müssen glaubt: οὐ τοῦ ὀ. was allerdings, für sich betrachtet, dadurch erleichtert würde, daß nicht bloß der Clarck., sondern nach Bast's Angabe auch der Vat. Δ statt τοῦτο bloß τοῦ haben. Uebrigens ist sogar die Trennung des αὐτό, so wenig sie als eine eigentliche Aenderung angesehen werden darf, da es sich nur um einen Accent handelt, dennoch vielleicht unnöthig, wenn man es nur nicht mit ἕν so verbindet, als hieße es: das Eins selbst (αὐτὸ τὸ ἕν), sondern αὐτό als Subject und ἕν als Prädicat nimmt: und zwar (καὶ τοῦτο) wird es (αὐτό) eines Namens Eins seyn. Das Comma nach γε wäre dann zu tilgen.

245 E. ist von den Zürcher Herausgebern der Widerspruch Heindorfs gegen die Richtigkeit des handschriftlichen πάνυ genügend beseitigt durch Verweisung auf Protag. 338 E. Merkwürdiger Weise beruft sich Hr. St., der mit Heind. aus Eusebius πάντας aufnimmt, ebenfalls auf diese Stelle, um die Unrichtigkeit des πάνυ darzuthun. Aber dort besagen eben die Worte: μὲν οὐκ ἤθελε nichts anders als: recht wollte er nicht d. h. entschloß sich gar nicht gerne dazu, sah sich aber doch gezwungen u. s. w. So in unserer Stelle: recht haben wir sie nicht durchgegangen, d. h. nicht erschöpfend,

woran sich ganz passend schließt: ὅμως δὲ ἱκανῶς ἐχέτω, doch mag es dabey sein Bewenden haben.

Die Stelle 249 D. ἀλλὰ κατὰ τὴν τῶν παίδων εὐχήν, ὅσα ἀκίνητα καὶ κεκινημένα, τὸ ὂν καὶ τὸ πᾶν, ξυναμφότερα λέγειν wird in beyden Ausgaben unrichtig erklärt. Die Zürcher HH. verweisen auf Winckelmanns Note zu Euthyd. S. 123, wo derselbe, mit Bezugnahme auf eine bekannte Stelle im 5ten B. des Staates (p. 479) ein Knabenspiel annimmt, bey dem als Räthsel aufgegeben worden sey: ἀκίνητα καὶ κεκινημένα. Hr. Stallb. nimmt ebenfalls ein Spiel an, in welchem die Knaben sagten: ὅσα ἀκίνητα, καὶ κεκινημένα εἴη! Von welchem Spiel wir uns eben so wenig einen Begriff machen können, als warum Hr. St. vom Standpuncte seiner Erklärung aus die Winckelmann'sche als so ungenügend bezeichnet, daß es besser sey ganz davon zu schweigen. Beyde treffen ja in der freylich ganz unbegründeten Annahme eines Spiels zusammen; denn in der ganzen Stelle ist von einem Spiel mit keinem Worte die Rede, sondern nur von einem Wunsche der Kinder; und zwar nicht von einem solchen Wunsche, wie Heindorf annimmt, und Hr. Winck. noch zum Ueberfluße seinem Räthselspiele beyfügt: ut immobilia moveantur, was ohnedieß gar nicht zur Absicht der ganzen Stelle passen würde! Kurz, ἀκίνητα und κεκινημένα gehört gar nicht in die Vergleichung, der Wunsch der Kinder hat also damit gar nichts zu thun; das tertium comparationis liegt bloß in dem ξυναμφότερα, und unter der παίδων εὐχή ist nichts mehr und nichts minder gemeynt, als jene bekannte Weise der Kinder, die der Frage, — was von beyden sie wollen, am liebsten damit begegnen, daß sie beydes zugleich wollen, an die dira necessitas einer Alternative ungern glaubend. Ebenso, sagt der philosophische Fremdling, dürfen wir das All weder als stillstehend noch als bewegt ausschließlich annehmen, sondern eben, wie die Kinder, beydes zugleich, stillstehend und bewegt. Mit dieser Erklärung scheint auch, nach der Uebersetzung zu urtheilen, die Ansicht Schleiermachers übereinzustimmen, obwohl er sich in der Anmerkung, in welcher er ὡς statt ὅσα verlangt, nicht deutlich darüber ausspricht und Heind., der ihm zu folgen vorgiebt, und wohl auch die mündliche Erklärung Schleiermachers kannte, in den erwähnten Irrthum verfällt. Uebrigens zweifeln wir, ob Schl.'s Aenderung wirklich unbedingt nothwendig ist; das ὅσα könnte ja doch der Vergleichung zu Lieb gesetzt seyn, und dem tenor orationis ist es ganz angemessen, daß die Construction nicht in der strengen Fügung gehalten ist, wie Schl. will. Man interpungire nur wie Bkk. und nehme ἀκίνητα κ. κ. nicht als Prädikat zu τὸ ὄν τε κ. τ. π. sondern beydes für sich, letzteres im Sinne einer Exegese: Wir müssen nach dem Wunsche der Kinder alles Bewegte und Unbewegte, das Seyende und das All, beydes zusammen sagen. —

251 A. halten wir Hrn. St.'s Vermuthung διασωσόμεθα für διωσόμεθα, sowohl was die Bedeutung des Wortes als die Leichtigkeit der Aenderung betrifft, für glücklicher als Heindorf's διωξόμεθα; wenn nur das Medium genügend gerechtfertigt ist. Möchte doch Hr. St., der so oft in Fällen, wofür jede Grammatik ausreicht, überflüßige Erklärungen und weitläufige Nachweisungen giebt, da, wo es sich gerade um Beurtheilung eines concreten Falles handelt, nicht mit so nichtssagenden Bemerkungen auszureichen glauben, wie hier: Nam medium quidem verbum in hac sententiae ratione nihil utique habet offensionis. Das ist eben nachzuweisen. Das Medium scheint hier nur in der Bedeutung eines Dat. ethicus gefaßt werden zu können: wir werden die Rede durchführen für uns, d. h. so daß wir unsere Schuldigkeit thun, gleichsam uns mit ihr abfinden. Doch haben die Hrsgbb. beyder Ausg. recht gethan, die Lesart der Hdschr. διωσόμεθα beyzubehalten, da sich doch aus der Bedeutung dieses Verbums zur Noth ein Sinn herleiten läßt, der dem Zusammenhang nicht unangemessen scheint, nämlich der Anstrengung, die es kostet, die Vollendung der Rede durchzusetzen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July 1840.

Der Secretär der Classe, Herr Staatsrath Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über die älteren ritterschaftlichen Verbindungen in Schwaben im Allgemeinen und insbesondere die Gesellschaft vom St. Georgen-Schild.

Die Aufrechthaltung des Friedens im Reiche, und der Schutz der bestehenden Rechte aller Stände, war gewiß die erste Pflicht eines deutschen Königs, und so war denn auch Ludwig der Bayer, nachdem der große Kampf um die Krone mit dem Hause Habsburg ausgestritten war, ernstlich um die Herstellung einer Landes-Friedens-Verfassung bedacht. Um aber diesen Zweck zu erreichen mußte er selbst sich des Weges der Bündnisse bedienen, da er sich des Mitwirkens der Mächtigen nur auf diesem Wege versichern konnte. Ein wichtiger Schritt zu diesem Ziele war schon das im Jahre 1330 zu Augsburg zu Stande gebrachte Landesfriedensbündniß der Landvögte Herren und Städte von Oberschwaben und am Lechstrome, in welchem die in dem „Kreise" dieses Landfriedens Gesessenen gelobten: sich einander geholfen zu seyn gegen Gewalt und Unrecht, wobey neun aus den Herren und Städten gewählte Männer zu richten haben sollten über jeden Auflauf. Es gelang dem Kayser schon im folgenden Jahre dieses Bündniß dahin auszudehnen, daß die Städte sämmtlicher schwäbischer Vogteyen, zwey und zwanzig an der Zahl, sich mit den Fürsten und dem Lande Bayerns zur Aufrechthaltung des Friedens und Rechtsschutzes eidlich vereinten.

Durch Einigungen dieser Art, durch verbriefte Zusagen der Herren und Städte des Reiches, besonders in Schwaben, sucht Ludwig seine Macht zu befestigen und auszudehnen. Dasselbe Ziel verfolgte er, als er späterhin die Landvogtey von Niederschwaben den Grafen von Wirtemberg — jene von Oberschwaben aber seinem eigenen Sohne Herzog Stephan übertrug. Allein vielleicht gerade der hier zuletzt bezeichnete Schritt mochte das Mißtrauen des, dem Könige ohnehin entfremdeten schwäbischen Adels erwecken, als suche der Kaiser etwa ein schwäbisches Herzogthum für sein Haus zu begründen. Achtzehn Grafen und Herrn jenes Reichs-Gebietes schloßen denn alsbald ein Bündniß zur Wahrung ihrer Rechte; und auch die Grafen von Wirtemberg verließen die Sache des Königs, gegen welchen sich zuletzt fast ein allgemeiner Aufstand in jener Gegend erhob. So war denn in jenen Land-Friedensbund ein arger Riß gekommen, ja Ludwig mußte noch kurz vor seinem plötzlichen Tode alle seine Pläne in dieser Beziehung vereitelt sehen.

Auch sein Nachfolger Karl suchte in jenem südwestlichen Gebiete des Reiches eine Stütze für seine Macht zu finden, und durch seinen Takt und wohlbemessene Gunstbezeugungen gelang es ihm auch die Zuneigung und Willfährigkeit aller Stände des schwäbischen Landes zu gewinnen. Unter diesen wurden nun aber die Städte, deren Trotz mit der Entfaltung ihres Wohlstandes und ihrer Kräfte gleichen Schritt hielt, gar bald den übrigen Ständen gefährlich. Neun und zwanzig an der Zahl, schloßen sie i. J. 1350 einen großen Bund, in welchen auch Nürnberg mit des Königs Willigung auf-

genommen wurde, der sich später vorzüglich dieses Bundes zur Bezwingung Wirtembergs bediente. (1360). Allein Graf Eberhard „der Greiner", ließ den Muth nicht sinken; er wußte die Gunst des Königs bald wieder zu erwerben als dieser seiner Hülfe gegen Ruprecht von der Pfalz bedurfte. Das Glück krönte überhaupt das von diesem ausgezeichneten Manne mit Beharrlichkeit verfolgte Bestreben nach Vergrößerung der Wirtembergischen Hausmacht, zu deren Nachhaltigkeit und Dauer er durch die Bestimmung ihrer Untheilbarkeit den Grund legte.

Zwischen die Fürsten, die Städte, und einen solchen Herrn von Wirtemberg eingedrängt, begann der Adel schwäbischen Landes damals ernster um sich zu schauen; besorgend es möchte seine unmittelbare Stellung in dem deutschen Reiche, etwa zu einer blossen Landsassenschaft erniedrigt werden.

Die goldene Bulle hatte noch erst kurz (1356) durch das den Churfürsten ertheilte jus de non evocando, einem großen Theile des Adels die kaiserlichen Gerichte verschlossen; und da nun Carl IV. dieses Privilegium überhaupt allen Fürsten ertheilte, sah sich der Herrenstand und die Ritterschaft wohl fast gleichsam gezwungen, die Rettung aus der Gefahr ihre Selbstständigkeit und Freyheit zu verlieren, in Einigungen und Eidgenossenschaften zu suchen, so wie denn das von den Städten bereits auf Erbfolgreiche Weise geschehen war. Zu Abwendung von Gefahren der bezeichneten Art traten viele Freyherrn des schwäbischen Landes schon im Jahre 1367 unter dem Namen der Schlegler in eine Rittergesellschaft zusammen, und vorzüglich angefeuert durch den weithin gefürchteten Wolf von Wunnenstein, genannt „der gleissende Wolf" gaben sie, geführt von ihrem Hauptmanne einem Grafen von Eberstein, und begünstigt von Pfalzgraf Rupprecht, dem Grafen von Wirtemberg Vieles zu schaffen. Zwar wurde der erste Krieg zwischen dem Adel und den Fürsten durch den Kaiser vertragen (1370). Aber nicht minder war in Oberschwaben eine ähnliche Ritter-Genossenschaft unter dem Zeichen des Schwertes und der Krone, sich gegen den Uebermuth der Städte wendend, zu Stande gekommen. So bedrohend schien diese Verbindung dem Kaiser, daß er durch seinen Hauptmann Borsch von Riesenburg 31 Städte zu einem Landfriedensschwure unter Graf Ulrich von Helfenstein sich vereinigen (1370) — ja an alle Städte Ober- und Niederschwabens überhaupt ein Mandat ergehen ließ, dieser Gesellschaft den Krieg zu machen. Als die Herrn und Ritter dieses vernahmen, schlossen sie aber allgesammt sich nur um so fester zusammen, und beschworen auch ihrer Seits zu Weissenhorn ein Bündniß. Hier galt es nun wer den von Würtemberg zum Freunde haben würde. Vergeblich warben die Städte, denn Ulrich von Helfenstein ihr Hauptmann war dem Grafen Eberhard ein unbequemer Nachbar. Den Ausschlag gab wohl die zwischen Conrad und Heinrich von Freyberg mit der Stadt Augsburg zum Ausbruch gekommene Fehde. Jene fanden bey Eberhard Hülfe, der nun überhaupt die Sache des Adels den Städten gegenüber zu der seinen machte. Bey Altheim auf der Alp kam es zum Treffen, (4 April 1372) 300 der Städtischen wurden erschlagen, 800 gefangen; Heinrich Besserer, gemeiner Städte Hauptmann, fand hier seinen Tod.

War nun aber gleich der Bund der Städte für diesesmal gesprengt, so thaten sich dieselben doch immer wieder zusammen; und in späteren Gefechten, besonders im Streite bey Reuttlingen 1377, wurden die Würtembergischen Schaaren geschlagen. Und als nun vollends nach Carl IV. Tod, sein Sohn Wenzel dem Herzog Leopold die Landvogtey in Ober- und Nieder-Schwaben verpfändete, zur großen Verstärkung der Habsburgischen Macht in den Vorlanden, und die Städte nun unter sich und mit dem Pfalzgrafen am Rheine und dem Markgrafen von Baden in neue enge Bündnisse traten, (1379 und 1381) war dem Grafen von Würtemberg Anlasses genug gegeben, sich nur um so entschiedener an die Spitze der Ritter-Gesellschaften zu stellen.

So standen nun Fürsten — Ritterschaft — Städte, in drey großen Partheyen sich trotzig gegenüber. Was aber zunächst hieraus erfolgte, war nicht etwa ein Krieg — sondern im Gegentheile ein friedlicher Anlaß. Wohl mochte Eberhard, der

mit scharfem Blicke die damalige Lage der Dinge durchschaute — diesen Anlaß zumeist bewirkt haben. Es mußten aber die Städte, sowie die Ritterschaft, und die Fürsten wohl selbst zur Ueberzeugung gelangt seyn, daß nicht bloß die Erhaltung des Landfriedens überhaupt, sondern auch die Wahrung der hergebrachten Rechte jedes einzelnen Reichsstandes, nur in einer festen und kräftigen allgemeinen Einigung zu hoffen sey.

(Fortsetzung folgt.)

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Platonis opera quae feruntur omnia, recognoverunt Jo. Georgius Baiterus, Jo. Caspar Orellius, Aug. Guilielmus Winckelmannus. etc.

(Schluß.)

251 D. ist es nur zu billigen, daß die HH. HH. das von $A \Delta \Pi$ gebotene ἀδύνατον, welches auch Bernhardy vertheidigt, da es eine eigentliche Schwierigkeit gar nicht enthält, aufgenommen haben. Hr. St. hat mit Bkk. die Vulg. ἀδύνατα vorgezogen.

256 A. scheint es zu verwundern, daß keiner der Herausgeber auf die durch den Sinn selbst an die Hand gegebene, so ganz leichte Aenderung: αὐτῇ γε, welcher auch das γε sehr günstig steht, gekommen ist. Heindorfs αὖ πῇ γε ist abgesehen von der größeren Aenderung, auch angemessen; keineswegs aber die Vulg. αὐτη γε oder αὐτή γε, welche Hr. St. vertheidigt.

257 B ist wohl durch Versehen in St.'s Ausg. ein Punktum statt eines Fragezeichen gesetzt. Unrichtig scheint ἤ als aut erklärt; es ist vielmehr quam von μᾶλλον abhängig, und das ἴσον drückt eben dieß Verhältniß des Nicht-groß und Nicht-klein aus.

257 C reichen die von Winckelm. aus Platon beygebrachten Stellen nicht aus den Zweifeln Heindorfs an der Richtigkeit des ἑαυτῆς zu begegnen; die, eben weil die Verbindung des Reflex. mit ἴδιος so gewöhnlich ist, sich vielleicht gar nicht darauf erstreckten, sondern auf die Construktion, welche ἑαυτοῦ zu verlangen schien, weil τὸ μέρος αὐτῆς ἕκαστον das Subj. ist; worüber auch bey Hrn. St. kein Wort zu lesen ist. Doch kann es keinen Anstand haben, auch hier eine Construktion κατὰ σύνεσιν anzunehmen, wie unten 264 A, wo aber das Subj. nach dem pron. reflex. steht.

267 D ist zu der ältern mit Beyfall aufgenommenen Conjektur Böckhs, ἀήθεια für αἰτία, nun noch eine andere von Ast und von Orelli vorgeschlagene: ἀηδία hinzugekommen. Dieß letztere scheint noch besser zu ἀσύννους zu passen als das erstere. Doch ist es nur zu billigen, daß sowohl, die HH. HH. als Hr. St., obwohl er sich für ἀήθεια erklärt, die Lesart αἰτία nicht aus den Text verwiesen haben. Möglicher Weise könnte sie doch einen annehmbaren Sinn gewähren, nämlich von der Bedeutung Tadel, Vorwurf ausgehend, die doch große Verwandtschaft hat mit dem hier gefoderten Begriff der Mißbilligung, des Widerstrebens und Mißbehagens, was freylich deutlicher durch ἀηδία ausgedrückt wird. Daß αἰτία in sehr eigenthümlichen Bedeutungen und Verbindungen, die jedoch natürlich mit der Grundbedeutung zusammenhängen, vorkommt, ist bekannt.

Endlich verdient die Stelle 268 A Beachtung wie die Anmerkung des Hrn. St. zu derselben zeigt, wie man sprachliche Gelehrsamkeit zum Mißverstehen des Schriftstellers anwenden kann. Es ist von der weitern Eintheilung der μίμησις die Rede, die sich durch den Unterschied der damit verbundenen γνῶσις oder ἄγνωσία ergiebt, so daß jene als ἱστορικὴ μίμησις, diese als δοξομιμητική bezeichnet wird. Der Sophist gehört zur δοξομιμητική. Aber auch hierin wird noch Unterschied gefunden: ὁ μὲν γὰρ εὐήθης αὐτῶν ἐστιν, οἰόμενος εἰδέναι ταῦτα ἃ δοξάζει· τὸ δὲ θάτερον σχῆμα διὰ τὴν ἐν τοῖς λόγοις κυλίνδησιν ἔχει πολλὴν ὑποψίαν καὶ φόβον ὡς ἀγνοεῖ ταῦτα ἃ πρὸς τοὺς ἄλλους ὡς εἰδὼς

ἐσχημάτισται. Hier werden nun von Hrn. St. die Worte: ἔχει πολλὴν ὑποψίαν καὶ φόβον, mit Berufung auf mehrere andere Stellen, mit denen es seine vollkommene Richtigkeit hat, so wie auf Bemerkungen von Wolf, Schäfer und Hermann, die ohne Zweifel eben so richtig sind, erklärt: in illud genus cadit suspicio ac dubitatio, wie ἔγκλημα ἔχειν, reprehensioni obnoxium esse, so daß also nicht der Sophist, sondern andere es wären, die den Verdacht hegen und die Besorgniß haben, daß er nicht weiß, was zu wissen er vor andern den Schein annimmt. Daß dieß aber ganz gegen die Meynung des Schriftstellers ist, darf augenscheinlich genannt werden. Denn wie könnte dieser Umstand das unterscheidende Merkmal von dem εὐήθης μιμητής abgeben, da dieser gewiß eben so leicht bey anderen den Verdacht der Unwissenheit erweckt? Vielmehr besteht dasselbe offenbar darin, wie eben die Bezeichnung der altera species deutlich lehrt, daß, während jener, der εὐήθης, arglos, bona fide, nachahmt was er nicht kennt, aber zu kennen glaubt, der Andere selbst nicht frey ist von Mißtrauen gegen seinen Wissensdünkel, den er aber nicht aufgeben will. Der Theilungsgrund liegt also hier in den Willen oder Character, eine Seite, die ohnedieß als ein nothwendiges Ingredienz zum Begriffe der Sophistik gehört. Darum ist der Sophist jeder Belehrung unzugänglich, weil er sich ihr absichtlich entzieht, während selbst der im Irrwahne befangene, welcher glaubt zu wissen was er nicht weiß, der Belehrung wenigstens fähig ist. Was aber jene dem Sophisten zugeschriebene ὑποψία betrifft, so ist sie freylich keine durch eine selbstkräftige Regung der Wahrheit entstandene — eine solche könnte ohnedieß nicht von freywilligem Verschließen dagegen begleitet seyn — sondern durch praktische Erfahrungen hervorgerufen, διὰ τὴν ἐν τοῖς λόγοις κυλίνδησιν, wovon wir in den eigenen Werken Platons, z. B. ein Protagoras und Gorgias u. a., die lebendigsten Darstellungen besitzen, — Erfahrungen, die nur eben für sie verloren waren, weil Verstocktheit und Eigennutz sie nicht wirsam für ihre Intelligenz werden ließen. Hier ist also der Ausdruck ἔχει ὑποψίαν καὶ φόβον nicht zu verstehen, wie ihn Hr. St. erklärt: er erweckt Verdacht u. s. w., sondern ganz einfach: er hat Verdacht, gerade so wie Alcib. I. 121 C. Wie sehr der logischen Forderung auch die Sprache in den Ausdrücken einerseits εὐήθης und οἰόμενος εἰδέναι, andrerseits φόβον und das gleich darauffolgende εἰρωνικὸς μιμητής und εἰρωνεύεσθαι, entspricht, ist einleuchtend und daher um so unbegreiflicher, wie dieß Hr. St. übersehen konnte. — Eine Schwierigkeit bleibt noch in den kurz vorausgehenden Worten: Θατέρῳ (nämlich τῇ δοξομιμητικῇ) τοίνυν χρηστέον· ὁ γὰρ σοφιστὴς οὐκ ἐν τοῖς εἰδόσιν ἦν, ἀλλ' ἐν τοῖς μιμουμένοις δή — daß nämlich das unterscheidende Merkmal der species aus dem generischen Begriffe selbst genommen zu werden scheint; denn wie kann, wo die μίμησις in die ἱστορικὴ μ. d. i. μετ' ἐπιστήμης und in die δοξομιμητική eingetheilt wird, der Grund den Sophisten in die letztern zu setzen, darin gefunden werden, daß er zu den μιμουμένοις gehört, was ja auch der Begriff der andern Classe ist. Denkt man sich auch μιμουμένοις hier arctiori sensu, so genügt es doch nicht zur vollkommenen Beseitigung der Schwierigkeit, und wir wünschten sehr, daß Hr. St. sich darüber ausgesprochen hätte.

Sehr zu rühmen ist die Correctheit der Zürcher Ausgabe, indem höchstens, so viel wir bemerken konnten, hie und da ein Accent ausgefallen ist. Nicht mit gleichem Lobe läßt sich bey der Stallbaumschen Ausgabe die Sorgfalt in der Correctur anerkennen.

E.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July d. J.

Der Secretär der Classe, Herr Staatsrath Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über die älteren ritterschaftlichen Verbindungen in Schwaben ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese Einigung kam nun im Jahre 1382 wirklich zu Stande, und der Bundbrief wurde am Mittwoch nach dem heil. Ostertag dieses Jahres besiegelt. In demselben verbinden sich: Graf Eberhard von Würtemberg, die Gesellschaft zum Löwen in Schwaben, die Gesellschaft von St. Wilhelm und die Gesellschaft von St. Georg („welche in den Revieren und Kreisen gesessen von Speyer gen Straßburg, von da gen Basel, von da gen Bregenz, von Bregenz gen München, von da gen Ingolstadt, von da gen Eichstädt, von da gen Regensburg, von Regensburg gen Amberg, von da gen Eger, von Eger gen Koburg, von da gen Schweinfurt, von da gen Miltenberg, von da gen Heidelberg, und wieder gen Speyer" —) mit den Reichsstädten: Regensburg, Augsburg, Ulm, Constanz, Eßlingen, Reutlingen, Rotweil, Weil, Ueberling, Memmingen, Biberach, Ravenspurg, Lindau, St. Gallen, Pfüllendorf, Kempten, Kaufbeuern, Luitkirch, Ißny, Wangen, Rotenburg (a. d. T.), Nördlingen, Dünkelspül, Hall, Gmünd, Heilbronn, Wimpfen, Giengen, Weinsperg, Bopfingen, Aalen, Buchhorn, Weil (i. T.), Buchau, an einem Theile: und zu Herzog Leopold und seinen Landen, an dem andern Theil, zu dem Zwecke: daß redliche und gerechte Sache gefördert und gestärkt, unredliche und ungerechte Sache aber niedergedrückt und gewendet werde, und auch, daß alle Gotteshäuser, geistliche Leute, Pilgrime, Kaufleute, Kaufmannsschatz, Landfahrer, Gäste, Wittwen und Waisen geschirmt werden und desto besser bey Gemach bleiben." Nach dem Hauptinhalte der Urkunde stellt sich der Zweck dieses Bündnisses näher dahin heraus, daß jedes Bundesglied sich gegen Landfriedensbruch geschützt finden, und bey seinem Rechte austragsweise oder auch mit der That gehandhabt werden solle. *)

Dieses Verbündniß mußte nothwendig in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Königs und der übrigen Reichsfürsten erregen. Auch eilte Wenzel sogleich nach Nürnberg heraus, und stellte sich an die Spitze eines schon am Mittwoch nach Judica 1383 daselbst, jedoch nur von den Fürsten besiegelten zwölfjährigen Landfriedens für das ganze Reich. Den Städten schien diese Sache bedenklich, sie zögerten. Erst ein Jahr später gelang es, sie zum Eintritte in diese Landfriedengenossenschaft zu vermögen. **)

Allein damit war die Spannung und das Mißtrauen zwischen Fürsten und Städten noch keineswegs aus der Wurzel geheilt, und es fehlte nicht an fortdauernden Fehden und Neckereyen. Auch der König seines Ortes kam auf andere Gedanken. Als ihm nicht verborgen bleiben konnte, wie unzufrieden die Fürsten mit seiner Verwaltung des Reiches geworden, suchte er nun wieder sein Heil bey den

*) Die Urk. ist abgedruckt bey Datt de P. p. p. 44.

**) Urk. dd. Heidelberg am Zinstag nach St. Jakobstag 1384 bey Datt p. 55.

Städten, *) welchen er die stattlichsten Freyheitsbriefe gab. Fürs erste zwar gelang es noch den Heidelberger Landfrieden aufrecht zu halten; ja nach dem Ablaufe seiner Frist ihn zu erneuern. **) Allein kaum war der neue Bundbrief gesiegelt, so loderte schon wieder die Flamme des Krieges auf. Herzog Friedrich von Bayern überfiel den Erzbischof von Salzburg, und seine Vettern legten Hand auf die Güter derer von Nürnberg, Regensburg, Memmingen; die von Augsburg aber nahmen Herrn Conrad von Freyberg gefangen. Nun mahnte König Wenzel selbst die Städte in das Feld gegen die Fürsten auf. Von dem Inn und der Donau bis zum Rheinstrome wüthete die Flamme des Krieges. Aber Fürsten und Ritter waren in mehreren Schlachten die Sieger, am glänzendsten bey Döffingen. Auf Andringen der übrigen Stände des Reiches sah sich also Wenzel gezwungen, den Städten zu gebieten ihre Bündnisse aufzulösen und sich dem allgemeinen Landesfriedensbündnisse anzuschliessen, das jetzt auf dem Reichstage zu Eger zu Stande kam. ***) Vier Richter vom Herrenstande und vier von den Städten wurden nun unter einem vom König bestellten Obmann verordnet, die in Sachen dieses Landfriedens richten, und ihn handhaben sollten mit Hülfe der zunächst gelegenen Stände, so auch rechtmäßige Fehde durch Schiedspruch versöhnen.

Nach Eberhard des Greiners Tod trat aber die Gesellschaft der Schlegler — sie hatte sich in vier Kreise jede mit einem Könige getheilt — wieder trotziger hervor, und viele Vasallen und Lehenträger auch Städte und Märkte schlossen sich ihr an. Da trat Eberhard der Milde schnell in ein Schutz- und Schirmbündniß mit dreyzehn der schwäbischen Reichsstädte, ****) und erhielt das Oeffnungs-

*) Die Landvogteyen übertrug er nach Leopolds Tod an Herrn aus dem Adel; so die von Bayern an Worsiboi von Sulmar, die von Schwaben an Wilhelm den Frauenberger, dann an Burkh. von Freyberg.

**) Urk. dd. Mergentheim 1387.

***) Urk. Mittwoch nach Jak. und Phil. 1389 bey Datt. p. 66.

****) 1395 dd. 25. November. Sattler.

Recht in ihren Mauern, Schlössern und Vesten. Nach einer kurzen Fehde kam es zu einer Richtung. König Wenzel aber befahl in einem ernsten Mandate den Rittern, sich ihrer wider den Landfrieden laufenden Gesellschaft zu begeben. *) Mehr noch als auf dieses Mandat vertrauten jedoch die Fürsten auf neue Bündnisse unter sich, ausdrücklich gerichtet gegen jene Gesellschaft der Schlegler. So Mainz, Speyer, Pfalzgraf Ruprecht und der Markgraf von Baden; so auch Leopold von Oesterreich mit Würtemberg, und fünfzehn Reichsstädte (letztere als „Helfer" Leopolds und Eberhards) unter dem Namen des untern und obern Bundes. **) Auch Bamberg, Würzburg und der Burggraf von Nürnberg traten dem Vereine bey; ***) ja Leopold und Eberhard schlossen sich noch fester zusammen, ****) je verdächtiger ihnen Wenzels Gesinnung wurde, der nun insgeheim wieder die Gesellschaft der Schlegler zu begünstigen schien. Gleichwohl kam es auch dießmal wieder zur Aufrichtung eines neuen 10jährigen Landfriedens. †)

Die Bestätigung dieses Landfriedens war Wenzels letzte Regierungs-Handlung von Bedeutung. Seinem Nachfolger Rupert fehlte es nicht am Willen, wohl aber an der Macht, das königliche Ansehen im Reiche über alles geltend zu machen; und so konnte er denn nicht verhindern, daß der Erzbischof von Maynz (der ihm doch zum Throne verholfen) mit Eberhard von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden, mit Straßburg und siebzehn schwäbischen Reichsstädten zu Marbach ††) in ein Bündniß trat — zwar in gewöhnlicher Form eines Landfriedens, und mit Vorbehalt des Reiches — aber doch so als ob man des Königs völlig entbehren könnte. Der Abmahnung Ruprechts wurde nicht nur keine Folge geleistet, sondern selbst die Herzoge von Bayern, und Pfalzgraf Ludwig, dann

*) dd. 27. November 1397. Sattler III. Beyl. 7.

**) 18. December 1395. Pforzheim.

***) Mergentheim 1396.

****) Bündniß v. Georgi 1397.

†) Zu Frankfurt 1398.

††) 14. September 1405. Sattler Beyl. 27.

Speyer, Worms und Augsburg traten in das Marbacher Bündniß. *)

Inmitten dieser Dinge — während der Marbacher Bund sich wie eine selbständige Macht im Reiche gebahrte, und der Bund der Schlegler wieder fast verschollen schien — tritt die Gesellschaft vom St. Georgen Schilde, streitend in dem Kriege der Fürsten und des Adels gegen die Appenzeller hervor (1407). Schon fünfzehn Jahre früher sahen wir diese Gesellschaft den großen Bundbrief siegeln, welchen Eberhard der Greiner mit den Städten und andern Vereinen zur Erhaltung des Landfriedens errichtet. Ein zufälliger Anlaß brachte das Zeichen dieses Schildes, unter dem sich schon in früherer Zeit Viele aus dem Adel zu vereinen pflegten, in noch höhere Ehre und Aufnahme. Als nämlich dem Hanns Bodmann — der zum Streite gegen die Ungläubigen umherzog, in Ungarn seine Rede „daß jeder Teutsche der gegen die Heiden zu streiten reise, stets St. Georgs Banner führen müsse" von den Böhmen höhnend widersprochen ward, gesellten sich, als dieses in Schwaben verlautbar wurde, 27 Grafen, 47 Freyherren, 57 Edelknechte und 326 Ritter zusammen, und gelobten in einem feyerlich errichteten Briefe Herrn Bodmanns Rede gegen jeden Einspruch zu behaupten. **) Und da der Ueberlieferung gemäß schon Carl der Große dem jeweiligen Herzoge von Schwaben das Recht gegeben in allen Schlachten mit seiner Fahne voranzuziehen, so war es auch die Ritterschaft dieser Provinz ganz vorzugsweise, die mit dem größten Eifer auf die Ehre und den Vorrang ihres Feldzeichens hielt.

*) 1407. Sattler 30, 29.

**) Darunter 5 Grafen von Werdenberg, 3 Grafen von Fürstenberg, 3 Nellenburg, 4 Montfort, 2 Sulz, 2 Brandis, 2 Lupfen, 2 Bodmann, 3 Hohenfels, 2 Bonstetten, 2 Westenberg, 13 Hornstein, 9 Marschalk, Herr Friedrich von Freyberg der Lang, Herr Heinrich von Freyberg, Hr. Friedr. von Freyberg, Hr. Conrad von Freyberg, Burkard von Freyberg, Hainrich von Freyberg, Eberhard von Freyberg, Ludwig von Freyberg, Friedr. von Freyberg, Thoma von Freyberg, Herrmann von Freyberg, Burkart von Freyberg, Conrad v. Freyberg, 7 Landenberg, 6 Schellenberg, 3 Stein, Heinr. v. Rottenburg, Hauptmann an der Etsch. Viele aus dem Adel von Tyrol, Schauenstein, Diessenhofen, Truchseß, 5 Ellerbacher, Heimhofen, Mullinen, Stadion rc.

Unter diesem ihren Feldzeichen also stritten die Ritter gegen die Appenzeller, und siegelten dann auch den Richtungsbrief durch welchen der Krieg gestillt wurde. *)

Als bald hierauf Herzog Friedrich von Oesterreich sich mit Basel verfeindet hatte, trat die Gesellschaft von St. Georgschild als Vermittlerin auf zwischen dem Herzoge und den Verwandten des Marbacher Bundes, damit der Adel seine ganze Kraft gegen Basel aufbieten möge. Nachdem aber dieser Krieg wieder gestillt war, trat die Ritterschaft im Schwarzwalde, im Erlau und Thurgau mit den Städten in eine „lautere Freundschaft" so daß „die Contaden und Reviere" im Erlau, Thurgau und am Rheine sich einander helfen und handhaben sollten gegen ungerechten Angriff. **)

Von diesem Zeitpunkte an weiß selbst der ausführliche Sattler nichts mehr über den weitern Fortbestand der Ritter-Einung von Sct. Georgen-Schild zu berichten — bis er bey dem Jahre 1437 meldet, daß damals die Grafen Ulrich und Ludwig von Würtemberg mit der Gesellschaft von Sct. Georgen Schild zu Handhabung des Landfriedens sich verbündet haben. Es geht aber aus der von ihm dießfalls beygebrachten Urkunde selbst ein schon damals bestandenes früheres Bündniß dieser Gesellschaft mit den Markgrafen von Brandenburg und den Herzogen von Bayern hervor.

Näheres hierüber erfahren wir nun aber aus Urkunden, welche in unsern Archiven verwahrt, bis jetzt noch nicht bekannt geworden sind. In einem im Jahre 1411 von Herzog Stephan und Ludwig ausgestellten Briefe bekennen diese Fürsten eines — und die Hauptleute der Gesellschaft vom Georgen-Schild andern Theils, daß — da in ihrem früh*ern* Einigungsbriefe ihr Herr der römische König nicht ausgenommen worden — dieses hier nach-

*) 1408.

**) 1410 Urk. bey Tschudi.

träglich durch die Erklärung geschehe, daß sie durch die besagte Vereinigung wider den König in keiner Weise gebunden seyn sollen.

Zunächst besitzen wir eine Urkunde v. J. 1426, in Kraft welcher sich die drey Parteyen der Ainung Sct. Georgen Schilds im Hegau, an der Donau und im Allgau, in ein enges Bündniß unter sich zum einen Theile — zusammenschliessen, mit der Gesellschaft zu Unter-Schwaben an der Donau als dem andern Theile. Der Zweck dieses Bündnisses wird von ihnen selbst dahin bezeichnet, daß es geschehe „zur Aufrechthaltung des Friedens, gemeinem Nutzen, insonders der Wittwen und Weisen, Barleut, Kaufleut, Pilgrim, Landfahrern, Gotteshäusern, und all andern ehrbaren Leuten, daß sie dester baß in ihren Landen kreisen mögen und muthwilliger Zugriffe entladen seyen; auch daß sie (die Ritterschaft) als Glieder beym heiligen Reich bleiben mögen, Sct. Georg, der Kirche, dem Reiche und ihren Landen zu Ehren, und zur Stärkung, zu Nutz, zu Frieden, und zu Gemach."

Es ist nicht zu ermitteln, ob zu Errichtung — oder vielmehr zur feyerlichen Erneuerung solcher Bündnisse die bekannte Entschliessung Kaiser Siegmunds zu Gunsten des Adels v. J. 1422 Anlaß gegeben, in welcher er der Ritterschaft (was eigentlich gegen die goldene Bulle war) gestattet, sich überall miteinander und mit den Städten des Reiches zu verbinden; sowie denn derselbe König absonderlich zur Gesellschaft vom Sct. Georgen Schild später ein solches Vertrauen gefaßt, daß er den Schutz der Reichsstadt Donauwörth in ihre Hand gestellt (1434). Uns soll zunächst das Verhalten dieses Bundes zu den Fürsten und dem Adel in Bayern beschäftigen.

In dieser Beziehung zeigt sich nun, daß schon zwey Jahre später — 1428 — die Partey in Ober-Schwaben und im Allgau mit unsern Herzogen Ernst und Albrecht sich verbündet haben „in Betracht was großer Nutz und Friede ihnen entstehe, so sie sich zu diesen Fürsten vereinen — dadurch daß sie dester paß ihr Nahrung gen Bayern suchen, und unredlicher Angriff sich aufenthalten mögen." *)

Die näheren Bestimmungen dieses Vereines waren aber die folgenden: „Ob Jemand den Herzog oder einen aus ihnen an Ehre oder Glimpf redete sollen sie dieselben getreulich verantworten — sie wollen jeden bey seinem hergebrachten nützlichen Gewehr bleiben lassen, und billig Recht suchen; — um Sprüche unter sich wollen sie einen Gemeinen nehmen aus den sechs: Caspar Torer, Jorg Waldecker, Paul Aresinger, Conrad Dachauer, Conrad Egloffsteiner und Erasm Hausner; auf diesen gemeinen und gleichen Zusatz soll das Recht ergehen und vollendet werden; — Foderungen an einen Bürger oder Bauern sollen nachfahren vor das Gericht, doch daß Acht und Bann dann still liegen, und daß Stett und Märkt und die geschwornen Gericht bey ihrem Herkommen bleiben; Auch sollen wir bey Niemand stehen zu Tagen oder Theydigung die wider den Herzog oder die unsrigen sind; — Kömmt es außer der Vereinigung zu einem Streit, soll zuerst durch sie selbst die Güte versucht — dann aber es an die Gesellschaft gebracht werden, die dann gleiches Recht bieten wird; und wenn das nicht gefolgt, so soll der Herzog 3 aus den 6 nach Mindelheim fodern, und die Gesellschaft wird 2 dazu schicken, und die 5 sollen auf ihren Eid erkennen. Wer um Hülf mant dem soll sie geschickt werden binnen Monatsfrist, 40 Pferd mit gewappnetem Volk. Werden aber die Herzoge mit ganzer Macht überzogen, sollen wir 400 Pferd schicken und mehr. Stätt, Geschloß ꝛc. sollen den Herzogen offen seyn. Wenn Albrechts, oder Ernsts, oder Wilhelms oder Elisabeths Land, Leut, Stet, Schloß ꝛc. wider Recht bekümmert werden, sollen wir auf Erinneruug ihnen hülflich seyn."

*) Dieser Brief ist gesiegelt von Eberhard von Kirchberg, Hauptmann; von Kunrad von Hainhofen, Hauptmann; von Gr. Ulrich von Teck, Hans Rot, Caspar von Freyberg, und Jos. von Utenried. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July d. J.

Der Secretär der Classe, Herr Staatsrath Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über die älteren ritterschaftlichen Verbindungen in Schwaben ꝛc.

(Fortsetzung.)

„Schlößer ꝛc., die im Krieg gewonnen werden, wenn sie in Bayern liegen, sollen dem Herzog bleiben, und vice versa in Schwaben bleiben sie der Ritterschaft; was außerhalb liegt wird getheilt. — Erhebt sich ein Krieg von Albrecht ꝛc. und der Seinen wegen, so soll in Mindelheim durch 5 erkannt werden, ob es besser sey die Sach auszukriegen oder zu Fried zu bringen (et vice versa auf einem Tag zu Landsberg). Die Ritterschaft wird Niemand Gelait geben wider die Herzoge, noch ihre Feinde hausen, Zeug und Werkleut soll man sich leihen, des andern Eigenleut, Vogtleut ꝛc. will man nicht zu Bürgern aufnehmen.“

Dieses Bündniß war fürs erste nur auf ein Jahr geschlossen, wurde aber von den bayerischen Herzogen, allmählig durch eine Reihe von Jahren immer wieder erneuert. Vorzüglich wichtig wurde denn auch der kräftige Zuzug einer zu Macht und Ansehen gelangten Gesellschaft dem Könige und den Fürsten in den schreckenvollen Zeiten des Hussitenkrieges. Und als der Nürnberger, Reichstag der gegen diese Feinde Hülfe schaffen sollte, vergeblich zu Ende war, entboten die von Würtemberg den schwäbischen Städten „da die Läuffe der Hussen gefährlicher als je, und man zu Nürnberg jetzt schimpflich abgeschieden, so sollte ein Bündniß gemacht werden zwischen Würtemberg, den Städten und der Ritterschaft Sct. Georgen Schilds.“ Auf demselben Reichstage (1430) antworteten die Hauptleute dieser Gesellschaft dem Könige auf seine Mahnung um Hülfe. „Man solle auch die andern Ritter und Knechte mahnen; was von diesen erlangt werde das wollen sie auch thun.“ Und als zwey Jahre später Herzog Wilhelm von Bayern, — dem Sigmund während seines Römerzuges das Reichsbanner und alle Gewalt im Reiche anvertraut hatte — bey neuen Gefahren die Gesellschaft mahnte, in Vereinigung mit den Städten sich gegen die Feinde des Friedens zu erheben, erbot sich diese zu aller Bereitwilligkeit, aber ihr Haupt-Mann (Berth v. Stein) bemerkte dem Herzoge insgeheim: „wie ihm räthlich dünke, daß auch andere Grafen und Ritter die nicht in der Gesellschaft sind gerufen wurden, wann doch ein jeglich Edler der zu ritterlichen Sachen gehört als billig zu solchen Dingen zu fordern sey, und damit auch die von der Gesellschaft dann einen größern Willen gewinnen; es sey ja nicht der zehnte Theil des Adels in der Gesellschaft, und beständen auch noch andere Gesellschaften in Franken, am Rheine und in Bayern.“

Die letztere Bemerkung bestätigt sich in unsern Akten. Wir besitzen einen Brief König Sigmunds an Herzog Wilhelm von Bayern vom Jahre 1424, wo es heißt: „Wir haben vernommen, wie du etlich deiner Räthe gern mit unserer Gesellschaft des Lintwurms geehrt sähest; darum so gönnen und erlauben Wir dir, daß du 6 Personen die dazu geboren und würdig sind solch unser Gesellschaft verleihest und zu tragen gunnest, auch gewöhnliche Eide von ihnen nehmest, als du wohl weißt.“

Aus einem Schreiben Pfalzgraf Ludwigs an Herzog Ernst vom Jahre 1432 entnehmen wir ferner das Bestehen einer Gesellschaft des Eingehörns, als dessen Hauptmann in einem weitern Schreiben sich Albrecht Murher nennt; doch ist nicht ersichtlich, daß die Fürsten in diese Gesellschaft getreten — welche von einer spätern bereits bekannten mit dem gleichen Zeichen zu unterscheiden ist, die im Jahre 1466 zum Widerstande gegen die ketzerischen Hussiten errichtet wurde.

Wir finden ferner eine Notel, wie Herzog Albrecht sich zu der Gesellschaft des Greiffen verschreiben wolle, in Maaß wie folgt: „Wär eine Sach das der Herzog angelangt oder bekriegt würde wider Recht, so soll ihm die Gesellschaft nach Erkanntniß des Hauptmanns und der vier Rathgeber Hülfe leisten. Würden entgegen sie von jemand bekriegt, so soll ihnen der Herzog die gleiche Hülfe leisten auf seine Kost und Schäden. Wär eine Sache daß der Herzog zu dem Schimpf etwa hinreiten würde, so soll ein jeder von der Gesellschaft seinen Helm zu dem Herzog tragen und setzen in dessen Herberg und auf das Tanzhaus „wann wir meinen daß sie das billig thun als unsere Landleut ihrem Landesfürsten.“ *)

Nicht nur mit der Partey Sct. Georgen Schilds in Oberschwaben — sondern auch mit der in Niederschwaben traten die Herzoge von Bayern in Einigung, gelobend daß wechselseitig alle Fehde und Feindschaft in freundlichem Recht solle ausgetragen werden vor den Hauptleuten und Räthen der Gesellschaft. **) Und auch weiter über die östliche Gränze von Bayern hinaus erstreckte sich der ritterschaftliche Verein. Wir entnehmen solches aus einem Schreiben Herzogs Ernst an den Hauptmann der Genossenschaft, ***) wo der Herzog sagt: „Peter Lantsperger sey bey Joh. von Schauenberg und Reinprecht Walser gewesen, und habe ihm die Gesellschaft St. Georgen Schilds von ihm (dem Barth) gebracht; da sey er im Herausreisen zu Bischof Leonhard von Passau gekommen; der habe ihm erzählt wie er zumal begierlich sey zu der Ritterschaft der benannten Einung zu kommen und dem Adel in solcher Vereinigung beyzustehen, und habe ihn gebeten den Herzog zu bitten ihn zu der Vereinigung zu empfehlen.“ „Er rathe ihnen dann, da der Bischof ein ehrbarer Fürst und von guter Ritterschaft geboren, sie möchten ihn auch aufnehmen, wodurch denn der Ritterschaft Adel gestärkt und das Lob der Gesellschaft gemehrt werde.“ — Herzog Ernst dringt nun in den Perthold, er möge insondersda zu helfen, „da der Bischof dem Niederland Bayern so gelegen sey, daß er es je gern sähe daß er in den Bund komme.“

Wir haben den Bund des Georgen Schildes zuerst mit Ernst auftreten sehen im Appenzellerkriege (1407). Gegen die Schweizer finden wir ihn nun auch nach 40 Jahren wieder gerüstet. König Friedrich waffnete damals zur Wiederherstellung seiner Hausmacht in vordern Landen; die Fürsten und der Adel blickten mißtrauisch auf das Verhalten der Städte; Vielen aus der Genossenschaft Sct. Georgs glühte das Blut wenn sie derer aus ihnen gedachten die bey Sempach erschlagen worden. *) Also mahnte der Bund der Ritterschaft jetzt die Grafen von Würtemberg zur Rüstung gegen die Schweizer; 300 zu Pferde und 3000 Mann Fußvolk versprachen die Gesellschaft im Hegau und an der Donau in den Streit zu schicken; aber der Krieg wurde durch den Ausspruch von Schiedsrichtern wieder gestillt. **)

Vieles trugen damals die auf dem Concilium zu Basel versammelten Väter bey zur Aufrechthaltung des Friedens. Aber in der steigenden Eifersucht zwischen den Fürsten, dem Adel, und den Städten lag noch immer die Quelle weiterer Kriege.

---

*) 1435. Die Hauptleute waren Hanns von Degenberg, Fr. v. Ramsperg, Hanns Hezbek.

**) Landsberg 1437.

***) Berth. von Rechberg wahrscheinlich vom Jahre 1438.

*) Vorzüglich die von Rechberg, Randeck, Heudorf, Landenberg, Blaarer, Reischach, Freyberg (Wilhelm und Burkard von Freyberg waren in Sempach an der Seite Herzog Leopolds erschlagen worden), Blumeneck, Andlau, Zimmern, Geroldseck.

**) 1445. Sattler u. Datt de p. p. —

Bald trat nun auch der kampfslustige Markgraf Achilles an die Spitze des Fürsten-Krieges gegen die Städte, der sich schnell vom Mainstrome an bis an das Gebirge und den Rhein ausdehnte; Jakob von Baden und Ulrich von Würtemberg, später auch Albrecht von Oesterreich schlossen sich dem Markgrafen an. Erst der Bamberger Friede (1450) setzte der Verwüstung dieser Fehden ein Ziel. Von nun an zeigen sich die Städte weniger trotzig, ihre Bündnisse fangen an sich aufzulösen, und die Fürsten gewinnen allmählig das Uebergewicht — nicht über die Städte bloß — sondern auch über den Adel. Auch die Genossenschaften des letztern verlieren ihre größere politische Bedeutung, mit Ausnahme jedoch des **Bundes zum Sct. Georgen-Schild.** Dieser Bund wußte durch kluge Mäßigung sich bey seinem Ansehen zu behaupten, und nahm allmählich Alles in sich auf, was von andern Genossenschaften des Ritterstandes noch übrig war; so daß er denn im Jahre 1486 sich stark genug fühlte, als Mittelglied zwischen den Fürsten und Städten, jene bedeutende Rolle auf sich zu nehmen zu der er sich berufen fand, und die er unter dem Namen des **schwäbischen Bundes** durchgeführt hat.

Von diesem Bunde, seinem Fortbestehen, und seinem zweyten so glänzenden Hervortreten zu sprechen, sey einem weitern Vortrage vorbehalten; für jetzt aber soll noch gezeigt werden, in welcher Weise er zunächst noch während seines frühern Bestehens mit den bayerischen Fürsten in nähere Berührung gekommen.

Es ist schon oben bemerkt worden, wie bereits im Jahre 1411 und dann später wiederholt die Herzoge von Bayern in Verbindung mit der Gesellschaft vom Georgen Schilde getreten sind. Was diese Fürsten hiezu mag bewogen haben liegt so ziemlich offen da. Außer einer stärkern Verbürgung für Aufrechthaltung des Landfriedens, und für Schutz der einzelnen Gerechtsame eines jeden, die durch einen solchen Verein gewonnen wurde, — wendeten sie hiedurch nicht nur eine Menge störender Fehden, in die sie durch ihre Schutzbefohlenen gezogen werden konnten, von sich ab — sondern sich auch eine bedeutende Hülfe in größeren Kriegeshändeln zu.

Das im Jahre 1428 *) von den Herzogen Ernst und Albrecht erneuerte Bündniß wurde im Jahre 1431 auch auf Herzog Wilhelm ausgedehnt. **) Wie thätig sich dieser Letztere bewiesen, den St. Georgen Bund gegen die Feinde des Rechtes und des Reiches in das Feld zu bringen, haben wir bereits gehört. Im Jahre 1437 trafen die Herzoge Ernst und Albrecht abermal mit der Gesellschaft von Niederschwaben Verabredung „wie sie und die ihrigen gegen die Gesellen und die ihrigen nimmermehr in Fehd und Feindschaft kommen, sondern Alles im freundlichen Recht austragen wollen vor solchen Männern die von beyden Theilen dazu gesetzt werden.“ Eine ähnliche Verabredung fand statt i. J. 1439 wegen weiterer Verlängerung des von Albrecht, Ernst und Wilhelm mit der Obern Einung geschlossenen Bündnisses. In den Jahren 1440 und 1443 wurde unter Peters von Freyberg Hauptmannschaft dieses Bündniß jedesmal auf abermal 3 Jahre erneuert. Als der König i. J. 1445 Mahnung an die Gesellschaft ergehen lassen zum Zuge gegen die Schweizer, säumte Herzog Albrecht nicht, sich wegen dieses Kriegszuges vor Allem mit den Gesellen des Bundes zu verständigen. ***)

Einen etwas anderen Ton athmet schon die im Jahre 1453 zwischen Herzog Ludwig und der Gesellschaft St. Georgen Schilds errichtete **Verständniß.** Der Herzog nimmt hier die Gesellschaft in seinen Schutz „als andre seiner **Diener** für sich und seine Räthe zu Recht; und ob Jemand umgriffe zu den Ihrigen, so soll Se. Gnaden

*) „Erhart der Mukenthaler bekennt, daß ihn Herzog Albrecht in die Gesellschaft der Vereinigung mit St. Georgen Schild aufgenommen und derselben Schild angehangen habe.“ (1428 Pft. v. Oculi).

**) Gesiegelt von Berk. v. Stein, Hauptmann; Bischof Peter von Augsburg; Ulrich v. Teck; Wilhelm v. Freyberg, Pupplin von Ellerbach, Ulrich v. Königseck; prolongirt im Jahre 1433, und unter den Schiedsleuten B. v. Stein, B. v. Rechberg, Peter von Freyberg ꝛc.; ferners prolongirt anno 1436 auf weitere drey Jahre; unter den Schiedrichtern: B. v. Rechberg, M. v. Schellenberg, Peter und Wilhelm von Freyberg.

***) Schr. Albr. an die Gesellschaft. München 1445.

Geschäftsbriefe geben an Ihre Ambleute sie bey ihrem Recht zu handhaben; und ihre Feinde in seinem Lande nicht hausen; wobey dann auch schon die lehenherrlichen Pflichten der Gesellen gegen ihre auswärtigen Herrn vorbehalten bleiben. *)

Dieß im Allgemeinen. Nur noch Einiges von einzelnen Rechtshändeln und Fehden, jener Periode, in welchen die Gesellschaft vermittelnd, richtend, drohend aufgetreten ist. —

Als ein Knecht der Herren Ber. und Albrecht von Rechberg einen dem Herzog Ludwig von Bayern Verwandten ohne ihr Wissen und während ihrer Landes-Abwesenheit auf dem Feld zu Weissenhorn angeritten und entleibt, suchten sie vor Allem einen gütlichen Tag zu Lauingen „woselbst aber eine solche Mutung an sie geschah die ihnen ohne merklichen Schaden zu thun nicht füglich schien.“ Da sie nun durchaus bereit waren dem Herzoge gerecht zu werden zu Ehren und zu unbedingtem Recht auf 5 oder 7 seiner Räthe, was aber der Herzog verachte und sich solchen Austrags nicht begnügen lassen wolle — so wandten sie sich an Ernst und Albrecht die Herzoge mit der Bitte, sie in dieser Sache gnädig zu verantworten. **) Zugleich jedoch, und in Sorgen eines Ueberzuges, richteten sie an Herrn Conrad von Freyberg, den Vogt und an Bürgermeister und Rath von Landsberg das Begehren, falls ihnen oder andern ihren Gesellen von Georgen Schilde zugegriffen würde, auf Vermahnen das zu thun was der Bund dießfalls bestimmt. Sie hatten sich dem Herzog Ludwig gegenüber erboten „vorzukommen vor dem Kaiser, zu thun was sie von Ehre und Rechtswegen schuldig;“ oder aber vor Markgraf Friedrich von Brandenburg; oder die Herzoge Ernst und Johann von Bayern, oder vor Graf Ludwig von Oettingen; oder vor die 3 Hauptleute der Gesellschaft des Georgen Schilds; oder endlich vor den Rath einer der Städte, als: Augsburg, Nürnberg oder Ulm.“ Hauptmann und Gesellen des Vereines in Oberschwaben säumten hiebey nicht Herrn Konrad von Freyberg und die von Landsberg zu mahnen, denen von Rechberg auf Erfordern bundesgemäßen Schutz und Hülfe zu gewähren. *)

Als Herzog Albrecht i. J. 1437 mit Graf Johann von Oettingen in Streit gerieth, wendete sich dieser an die Hauptleute der Einung von Oberschwaben. Albrecht that das Gleiche und forderte unter Vorlage der Urkunden und Nachweise geschehener Rechtgebote bundesgemäßen Beystand. Die Gesellschaft forderte daher den Grafen auf, solchen Rechtgeboten nachzukommen; wolle er das nicht, so solle er wenigstens vor Hauptm. von Pappenheim (dem Reichsmarschall) oder vor den Räthen der Herrn von Würtemberg zu Recht stehen, da sie sonst schuldig wären dem Herzog Albrecht die geforderte Hülfe zu leisten. **) Mittlerweile machte Ludwig von Oettingen bey Herzog Ernst unmittelbare Friedensanträge, welche der Herzog nun der Gesellschaft in Oberschwaben mittheilte, um ihre Meynung darüber zu hören ob das Friedbot aufzunehmen, oder bey dem Rechtbot zu verharren sey. ***) Zugleich aber bot sich nun die Gesellschaft von Niederschwaben an ****) den Vermittler zu machen, und bat den Herzog Albrecht dießfalls zu einem gütlichen Tage in Augsburg zu erscheinen.

---

*) Dieses von M. v. Schellenberg und H. v. Stein im Namen der Gesellschaft zugesagte Verständniß schloß 86 Bischöfe, Aebte, Grafen, Freyherren Ritter und Edelknechte in sich.

**) Schreiben ddo. Donnerstags v. St. Thoma 1437.

*) Schreiben ddo. Donnerst. v. Martini.

**) Schreiben Pientz v. Steins, Hauptm. v. Samst. nach Lucia.

***) Schreiben H. Ernsts an Pientz v. Stein, Mont. n. St. Stephani 1438.

****) Schreiben des Hauptm. Albr. v. Hürnheim an Hzg. Albrecht ddo. Donnerst. n. Ostern 1438. — Eben so an H. Ernst, den Vater.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. July d. J.

Der Secretär der Classe, Herr Staatsrath Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über die älteren ritterschaftlichen Verbindungen in Schwaben ꝛc.

(Schluß.)

Hierüber schreibt Johann von Oettingen an den Bund von Oberschwaben: „daß ihn Herzog Albrecht durch Verweigerung des Rechts zur Feindschaft gezwungen, und bittet sie also, demselben keine Hülfe zu leisten; erbietet sich aber zugleich von dem Herzog Recht zu nehmen vor dem Hauptmann der Einung und den Räthen, die diesem aus der Gesellschaft zugegeben sind. Albrecht aber erwiderte dem Hauptmann der Gesellschaft: Er wolle zwar — obwohl er hiezu nach Inhalt seiner Freyheit nicht schuldig — dieses Recht annehmen, allein nur wenn auch Graf Johann ihm Wiederrechtens stehe um der Sprüche die er von Sein und der Seinen wegen an ihn habe. *)

Da die Gesellschaft mit der Antwort zögerte, bat Herzog Ernst den Hauptmann (B. Rechberg), Mittwoch nach Pfingsten zu einem Tag in Landsberg zusammen zu kommen und die ihm zugeordneten Räthe der Gesellschaft mitzubringen, um von der Sache trefflich zu reden. **)

Montag nach Fronleichnamstag schreibt aber Hauptmann Walther von Hürnheim an H. Ernst: „Pupplin von Ellerbach sey vom Könige gekommen und habe dessen ernstliches Heißen mitgebracht, daß Albrecht und Graf Johann einen Frieden halten sollen bis Weihnachten; mittlerweile werde er (der König) sich nach Nürnberg fügen und beyde Theile gütlich vereinen oder Recht ergehen lassen. Albrecht habe das zugesagt, der von Oetting aber mit dem Geding Recht zu nehmen hintangesetzt, was sich während der Fehde verlauffen. Das sey nun freylich nicht anzunehmen, aber angesehen der großen Drangsalen des Kriegs, sey es doch, Gott vor Augen! räthlich, wenigstens den Frieden zu halten bis Weihnacht, und des Rechtens zu schweigen; Mittlerweile werde man sich doch vielleicht gütlich vertragen oder der König das Seinige thun können."

Schon im Jahre 1438 waren Herzog Ernst und Wilhelm mit den Ramungen in Streit befangen. Diese Feindschaft dauert noch im Jahre 1441 — nur gegen Herzog Albrecht — fort, welcher sich dießfalls vor der Gesellschaft zum Sct. Georgen Schild Rechtens erbot; und als dieses nicht anschlug, Bundeshülfe wider die Ramung begehrte. Der Herzog klagt dabey über „Nahm und Brand," die die Ramung den Seinigen zugefügt — „was doch keinem gebornen Manne zieme" — erklärte sich übrigens noch immer zu Recht zu stehen, entweder vor seinen Räthen — „als Wir deß von dem heiligen Reiche befreyt sind" — oder aber vor dem Bischof von Augsburg; oder vor Herzog Ludwig, oder vor den Hauptleuten und zugesetzten Räthen der Gesellschaft. Die Ramung setzten aber ihre Gewaltthätigkeiten fort; machten einen Angriff auf H. Conrads von Freyberg Burg Mütingen, führten die Beute von da nach Wiesensteig; und als Eberhard von Freyberg ihnen nacheilte, verwundeten sie ihn und nahmen ihn gefangen. H. Al-

*) Schreiben Albr. dd. Landshut Montag nach Jubilate an Hauptmann Bern. v. Rechberg.

**) Schreiben H. Ernsts, Aftermontag vor hl. Auffahrt.

brecht wendete sich deßhalb an den Hauptmann der Gesellschaft, Marquard von Schellenberg, und zugleich an Herzog Ulrich von Würtemberg, so wie auch an die Grafen von Helfenstein, in deren Haft H. Eberhard übergeben worden war. Da erkannten im Namen des Bundes Marquart von Schellenberg, Peter von Freyberg, und Ulrich von Königseck zu Recht: „Herzog Albrecht soll für den Namung nochmal Recht zuschreiben, und wenn dieser es nicht aufnehme, soll der Bund dem Herzog geholfen seyn. (initio mar. 1441) Hierauf wurde die Sache durch einen Richtungsbrief abgethan. —

Herr Burkard von Freyberg der j. zu neuen Steißlingen hatte Namens seiner Mutter eine Forderung an Herzog Albrecht zu stellen, um die er denselben öfters vergebens gemahnt. Er faßte also den Entschluß, mit Hülfe seiner Freunde des Herzogs Land und Leute zu befehden, um sich Pfand zu verschaffen für seine Forderung. Doch bevor er das zu thun wagte, forderte er zu wissen wie die Gesellschaft von Sct. Georgen Schild sich hiebey verhalten werde, und schrieb deßhalb an Herrn Hanns von Freyberg, den Hauptmann der Partey an der obern Donau. (1439.) Der Bund aber vermittelte daß H. Burkhard sich erbot nach München zu kommen, sich gütlich mit dem Fürsten zu vertragen, und wenn das nicht gelänge, Recht zu nehmen vor den herzoglichen Räthen, in der Art jedoch, daß ihm gegönnt werde, Gesellen aus dem Bunde zu dem Rechtstage mitzubringen. Albrecht antwortete: „Er mag zu Uns reiten und uns sein Sprüch fürbringen; möchten Wir ihn dann nicht gütlich unklaghaft machen, so wollen wir ihm einen Rechtstag benennen für Unsere geschwornen Räthe.“ Diese Antwort theilte Hanns seinem Vetter mit dem Anhange mit, er möge nach Augsburg kommen, wohin Albrecht sich selbst begeben oder seine trefflichen Räthe schicken werde; er werde auch etwa viel seiner guten Freunde da antreffen; und was er (Hans) mit seinen Brüdern und andern ihren Vettern und Freunden ihm Hülfe und Förderung thun könne, wolle er gerne thun. Später wurde die Sache an einen in Landsberg zu haltenden Tag verwiesen. —

Herr Heinrich von Freyberg, Domherr zu Augsburg, war mit Pupplin von Ellerbach in einem Streite über das Recht des Kirchensatzes zu Holzschwangen befangen, in welchem die Hauptleute des Sct. Georgen Schildes zu Oberschwaben — in Erwägung, daß Pupplin durch Briefe bewiesen daß ihm der fragliche Kirchensatz von den Fürsten von Oesterreich verliehen worden, und daß nach Satzung der Einung, zu welcher beyde Theile gehören, keiner den andern seines Gutes ohne Recht entwähren soll, und ungeachtet der Einwendung H. Heinrichs, daß er ein geistlicher Mann sey und die Einung geistliche Sachen nicht berühre — zu Recht erkannten: „daß Heinrich von Freyberg den Pupplin von Ellerbach bey seinem Innhaben des Kirchensatzes ungedrängt bleiben lassen soll; und wolle er ihn darum nit vertragen, so soll er dem Pupplin nach Inhalt der Einnung zusprechen und nachfahren, wie ihn deß die Hauptleute anweisen werden. (1440).

Mit diesem Ausspruche war aber Herr Walther von Freyberg (Heinrichs Bruder, der nun die Sache zu der seinigen machte) nicht zufrieden, sondern befehdete den Pupplin von Ellerbach. Der Bundeshauptmann Hans von Villenbach foderte daher den Herzog Albrecht, in dessen Dienst Walther stand, auf, gegen denselben einzuschreiten.

Allein Heinrich von Freyberg hatte seiner Seits ein ganz anders lautendes, ad valvas ecclesiae in Augsburg angeschlagenes Urtheil des Conciliums zu Basel erwirkt, in welchem der weltliche Arm angerufen wurde ihn bey dem Besitze des streitigen Kirchen-Satzes auf das kräftigste zu schützen. Herzog Albrecht antwortete demnach dem Claus von Villenbach, ihm scheine vielmehr es sey der von Freyberg in seinem Rechte zu schirmen, „welches zu thun ihn (den Herzog) mehrere Fürsten und auch das heilige Concilium aufgefordert hätten“ — „ob aber das nicht geseyn möge, so begehre er daß man Einen oder Zwey aus der Gesellschaft an ihn sende um ferner von der Sache zu reden.“ (1440).

Fürs erste liessen sich nun zwar die Theile willig finden die Sache auf einem zu Landsberg zu haltenden Tag vorzubringen; und hier wurde von den Schiedsrichtern des Bundes *) erkannt:

*) Die Schiedsrichter waren: M. v. Schellenberg, Ulrich von Königseck, Jorg von Gundelfingen, Caspar v. Thor, Jorg v. Waldeck. —

„Herzog Albrecht solle an H. Walther schreiben und ihn auffordern das Recht anzunehmen das ihm von der Gesellschaft angeboten werde vor den Herrn von Würtemberg, oder Bischof Peter von Augsburg, oder dem Raut von Ulm, oder einzelnen Rathsherrn, oder primo loco vor Herzog Albrecht selbst; und wollt er das nicht eingehen, so soll Albrecht der Gesellschaft nach Inhalt der Einung wider Walthern hülflich seyn.“

Herr Walther entgegnete aber, Pupplin habe seine frühern Rechtsgebote für die Fürsten von Bayern verrückt, und ihn dadurch gezwungen ihm eine eherberge rechtliche Feindschaft und Wahrung zuzuschreiben und zu thun; er meyne aber um so mehr alles Unglimpfs vertragen zu seyn, als die Sache sich ohnehin zugetragen bevor er Geselle des Bundes geworden. Bey dem Allen sey er noch immer erbötig bey Herzog Albrecht fürzukommen, und da ausfindig machen zu lassen, ob die Gesellschaft sich billig der Sache anzunehmen habe.

Mittlerweile fuhr Walther fort seinen Gegner zu bekriegen, und die eroberte Beute auf bayerisches Gebiet hinwegzuführen. Die Hauptleute der Gesellschaft foderten daher den Herzog dringend auf, einen weitern Tag zur Stillung dieses verdrüßlichen Handels anzusetzen, und vor Allem einen Waffenstillstand zu erwirken (Septbr. 1441).

Beydes geschah; und der Tag wurde Ende October in Landsberg abgehalten, allein ohne günstigen Erfolg. Denn Pupplin erbot sich zwar zu einem gleichen unbedingten Recht*); Herr Walther aber wollte sich nur zu einem bedingten **) Rechte von Herzog Albrecht verstehen, wozu sich sein Gegner nicht herbeylassen wollte „da die beyden Theile Schwaben, und die streitige Kirche ebenfalls in Schwaben gelegen sey; da Walther als Kläger, ihm (dem Pupplin) als Beklagten billig nachzufahren habe, und da bereits ein Rechtsspruch der Gesellschaft zu einer Zeit ergangen, wo Walther bereits geschworner Geselle des Bundes gewesen.“

Später erboten sich jedoch gleichwohl beyde Theile vor den Räthen des Herzogs zu Recht zu kommen „doch so daß es bey dem bleibe was von diesen ausgesprochen wird.“ Weil sich denn das aber doch Alles in die Länge zog, und neue Gewaltthätigkeiten stündlich zu befürchten waren — drangen die Hauptleute wiederholt in Herzog Albrecht die satzungsgemäße, und schon auf dem Tag zu Landsberg zuerkannte Hülfe wider Walthern ohne längeres Zögern in das Feld zu stellen. (December 1441.) Walther suchte seines Ortes die Vermittlung der Landschaft in Oberbayern nach, welche auch Herrn Conrad von Freyberg (Pfleger in Friedberg) aufforderte seinen Vetter zu billigem Benehmen zu bereden. Und als Walther vermerkte, daß Herzog Albrecht gleichwohl geneigt scheine eine Bundessache aus dem Handel zu machen, wendete er sich wiederholt an die Landschaft, ihrem Herrn das abzurathen „da er sonst zur Feindschaft gedrungen würde, was ihm doch leid wäre nach solchem Herkommen als er mit Sr. Gnaden und den Ihrigen in allen Dingen gewarnt sey.“

Vergeblich war ein neuer Versuch des Bischofs von Augsburg, die Theile auf einem gütlichen Tage zu vereinigen, denn Pupplin erschien zwar, aber von seinem Gegner wurde der Tag abgesagt.

Hierüber verlor denn der Bund die Geduld, und schrieb an Walthern eine Absage, lautend Walter von Freyberg! Wir nachbenannte rc. der Gesellschaft der Parthey zu Ober-Schwaben lassen dich wissen, als du den edlen strengen Pupplin und Hans von Ellenbach Brüder mit Nam und Vangenschaft schwerlich beschädigt, und nachdem du alle Rechtbot veracht hast — so wollen wir, von wegen unsers Mitgesellen dein Feind seyn, und unser Ehr mit diesem offnen Brief gegen dich und die Deinen bewahrt haben, und ziehen uns hiemit in ihren Fried und Unfrid.“

*) Auf Bischof Peter von Augsburg, oder die Herren von Würtemberg, oder Ber. von Rechberg, W. von Hürnheim und Eberhard von Freyberg, oder jeden Biedermann jenseits des Lechs der Walthern nicht befreundet wäre. —

**) Walther wollte nämlich daß der Spruch sich über den während der Fehde erlaufenen Schaden nicht zu erstrecken habe; Pupplin aber, daß über Alles zugleich und überhaupt erkannt werde. —

Zugleich wurde an Herzog Albrecht die Mahnung des Bundes erlassen Herrn Walther gleichfalls abzusagen, wie das bereits von den beyden Herrn von Würtemberg geschehen sey.

Der Herzog foderte vorläufig, man solle ihm Copie der Form schicken in welcher die Absagbriefe derer von Würtemberg gefaßt seyen, dann wolle er das Gleiche thun. (Jan. 1442.)

Nun legte sich jedoch Herzog Ludwig (von Ingolstadt) ins Mittel, erwirkte einen Stillstand der Fehde, und bewog die streitenden Theile zu einem unverbundenen Tage vor Herzog Albrecht zu erscheinen, (Febr. 1442) wobey Jacob von Truchseß (des Reiches Landvogt in Schwaben), der sich bereits ernstlich in der Sache bemüht, Vermittler seyn sollte.

Da nun aber dieser, auf Montag nach Oculi 1442 angesetzte Tag, von Pupplin von Ellerbach abgeschrieben und Verlängerung desselben begehrt wurde — so fanden sich die Fürsten, wenn sie gleich gekommen das Recht zu vollenden, um die Gesellschaft von Sct. Georgen Schild in Nichts zu verkürzen, bewogen „dem Recht für dießmal einen Auflag zu thun," und einen dritten endlichen Rechtstag nach München anzusetzen.

Ueber den endlichen Verlauf der Sachen, geben leider die Akten keinen weiteren Aufschluß. —

Wir sehen in diesen Verhandlungen Bilder des Zustandes deutscher Reichs-Verfassung in einer Zeit, in welcher die Handhabung des Rechtsfriedens weder durch den König allein, noch durch die Landesherren allein vollzogen werden konnte. Die letzteren eilten zwar in der Ausbildung ihrer Landeshoheit zu einer vollständigen öffentlichen Gewalt immer vorwärts; sie sind aber gleichwohl noch lange nicht am Ziele. Der König aber bringt zwar, wenn die Verwirrung zu arg wird, von Zeit zu Zeit die Besieglung und Proklamation eines allgemeinen Landfriedens zu Stande; aber der Schutz und die Hülfe die er Jedem Einzelnen gewähren kann in den täglich vorkommenden Streitfragen, liegt viel zu entfernt als daß er zur Schlichtung derselben, zu Abwehrung der Fehden, zur Erhaltung des Friedens im Kleinen und Einzelnen ausreichend wäre. Dieses gilt vorzüglich in Beziehung auf die Reichsstädte, und den im südwestlichen Deutschland wohnenden Adel welcher noch keinem Landesherrn sondern dem Könige unmittelbar unterstellt war. Aus dieser Lage der Verhältnisse, aus der dringenden Noth des täglichen Bedarfes an Schutz und Rechtssicherheit, sehen wir die Bündnisse, Genossenschaften, Einigungen hervorgehen welche uns hier beschäftigt haben. Dabey hat sich aber auch zugleich gezeigt, wie unvollkommen auch dieses Auskunftsmittel noch zur Erreichung seiner Zwecke gewesen ist. Da wo prompte, unwiderstehliche Zwangsmittel dem Richter zu Vollziehung seines Spruches nicht zu Gebote stehen, wird Selbsthülfe und Nothwehre wohl an der Tagesordnung bleiben müssen. Diese wurde aber bey dem trotzigen Freyheitssinne der Deutschen um so unbedenklicher gewagt, als jede einzelne Stadt, ja jeder Freyherr auf seiner Burg noch Mittel des Angriffes und der Vertheidigung genug besaß, um sich so lange herumzuschlagen bis dazwischen tretende Freunde eine leidliche Ausgleichung vermittelten. Nur eine offenbare Uebermacht war im Stande sich ein ruhegebietendes Ansehen zu verschaffen und den Uebermuth des Einzelnen zurück zu schrecken. Das Bereithalten einer solchen Uebermacht bezielten nun auch jene Einigungen, indem sie die ganze Gewalt der Gesammtheit dem Einzelnen Bedrängten zu Gebote stellten. Allein wo Fürsten, Städte und Adel mit ganz verschiedenen Interessen in solche Verbindungen traten, fehlte es häufig an Einheit und Aufrichtigkeit des Zusammenwirkens, und daher auch häufig an ergiebiger und schleuniger Hülfe. Und so blieb denn dieses Auskunftsmittel für Aufrechthaltung des Landfriedens und der Rechtssicherheit ein unzulängliches und prekäres. Doch hat der Bund unter dem Sct. Georgen Schild zu einer zweyhundertjährigen Dauer zu gelangen, und dem unmittelbaren Adel die Reichs-Standschaft zu behaupten gewußt.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	12. November.
Nro. 227.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1840.



Sancti Patris nostri **Basilii** Caesareae Cappadociae Archiepiscopi Opera omnia quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur, etc., opera et studio Domni **Juliani Garnier**. Editio Parisina altera, emendata et aucta. Parisiis ap. Gaume fratres, bibliopolas. MDCCCXXXIX. 4. Tom. I. LXXXVIII. 1162 S. Tom. II. XCVIII. 1190. S. Tom. III. CCLXXVI. 1008. S.

Die großen Verdienste, welche sich die gelehrten Benedictiner der Congregation von St. Maurus durch die Bearbeitung der Kirchenväter erwarben, erkennt jeder mit diesem Zweige der Litteratur Vertraute gewiß dankbar an. Da nun die früheren Auflagen der Werke des **Johannes Chrysostomus** von Dom **Bernh. Montfaucon**, des **Basilius** des Grossen von Dom **Jul. Garnier**, und des **Gregorius** von **Nazianzus** von Dom **Charles Clemencet***) im Buchhandel ganz vergriffen waren, so unternahmen es die Gebrüder **Gaume** in Paris eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage davon zu besorgen. Der Anfang wurde bereits vor mehreren Jahren mit **Johannes Chrysostomus** gemacht. An diesen reiht sich jetzt **Basilius** der Grosse, dem in Bälde sein Freund **Gregorius von Nazianzus** folgen wird.

Was nun die vorliegende Ausgabe des Garnierschen Basilius betrifft, so ist die Einrichtung die nämliche, wie bey der ersten.

Im ersten Bande erhielten das Hexaëmeron und die Homilien über die Psalmen hie und da Verbesserungen aus dem Codex Reg. 1824. (jetzt 476), welche der neue Herausgeber, um sie von den Anmerkungen seines Vorgängers zu unterscheiden, in Klammern anbrachte. Zu den Büchern gegen Eunomius benutzte er den Cod. Reg. 2286 (jetzt 503). Treffliche Dienste leistete ihm diese Handschrift bey den Homilien de structura hominis und de paradiso. Zur Verbesserung des Commentars des Propheten Hesaias wurde der Reg. 4184 (jetzt 494), der beste unter den von Garnier zu dieser angeblichen Schrift des Basilius benutzten Codd., zu Rathe gezogen.

Auffallend war dem Ref., daß zu Anfang des fünften Buches gegen Eunomius (Bd. I. S. 455) *εὐθυμείσθω μὲν πᾶσα ψυχή* nicht in *ἐνθυμείσθω κτλ.*, wie schon Hr. **Alb. Jahn** (Basil. M. plotiniz. p. 10.) nach **Plotin**. (p. 482. cap. 2. A.) zu lesen vorschlug, verwandelt wurde.

Zu Eunomii Apologeticus p. 887. bediente er sich der besten Pariser Handschrift, ehemals als Colb. 4529, jetzt als Reg. 965. bezeichnet, wornach er den Text des Eunomius an sehr vielen Stellen stillschweigend verbesserte. Die kritischen Anmerkungen des **Fabricius** setzte er fast insgesammt an den untern Rand.

Dom **Marans** Addenda et Corrigenda, welche **Garnier** am Ende des dritten Bandes gab, sind am Ende eines jeden Bandes angefügt worden; in Garnier's Anmerkungen aber wird jedesmal darauf verwiesen.

Im zweyten Bande, welcher die Homilien

---

*) Von dem Letztern erschien bekanntlich im J. 1778 nur der erste Band, welcher die Reden enthält. Die Fortsetzung wurde durch die Revolution unterbrochen.

über verschiedene Gegenstände und die asketischen Schriften rc. enthält, wurden der Cod. Reg. 476 (s. pag. 31, 83, wo zugleich der Colbert. (vielmehr Coisl.) 230 (s. p. 94.) angeführt wird, 94, 95, 135, 145, 174, 175, 176, 221, 226, 227 u. 251) und zu den Homilien gegen die Trunkenen und über die Demuth die von Krabinger in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung auserlesener Homilien des Basilius d. Gr. (Landshut 1839. 8.), welche dem Herausgeber zu spät zu Handen gekommen, aus den Münchner Handschriften gegebenen Varianten benutzt. In den asketischen Schriften finden wir den Cod. Reg. 476. nur einmal (p. 766) erwähnt. S. 763. f. erhielt die neue Ausgabe vor den Constitutiones asceticc. einen Zusatz an dem von Chr. Fried. Matthäi (Lectt. Mosqq. T. II. p. 37 sq.) aus drey Moscauer Handschriften zuerst gelieferten und von dem neuesten Pariser Herausgeber mit dem schon mehrere Male erwähnten Cod. Reg. 476. verglichenen Scholium des Theodorus Studita, dessen Garnier in der Vorrede z. II. Bde. §. XI. Num. 27 nur obenhin gedacht hatte. — Im Appendix S. 1057 — 63 fand auch die lateinische Uebersetzung der unter den in das Armenische übertragenen und von J. B. Aucher in das Lateinische vertirten Homilien des Severianus befindlichen Homilie: Ermahnung zur Taufe, eine Stelle.

S. 1064 — 74 folgt Chr. Frid. Matthaei Appendix ad S. Basilium, bestehend in drey Homilien de perfectione vitae monasticae, de misericordia et judicio und Consolatio ad aegrotum, aus Jo. Xiphilini et Basilii M. aliquot. Oratt. e Codd. Mosqq. ed. Chr. Frid. Matthaei. Mosquae. 1775. 8., welche zugleich mit desselben Glossariis Graecc. minorr. et aliis Anecdotis Graecc. Mosquae. 1774. 4. Tom. II. erschienen. Zur ersten und dritten Homilie hatte der neueste Pariser Herausgeber keine Handschrift; zur zweyten verglich er den vortrefflichen Pariser Cod. 476. Matthäi's Anmerkungen gab er vollständig, die seinigen schloß er in Klammern und die Bibelstellen wies er genau nach.

Was den dritten Band betrifft, so wurde bloß die Schrift de spiritu sancto an vier Stellen (p. 4, 10, 39 und 40) mit Hülfe der Pariser Codd. 500 und 965 verbessert. Zu den Briefen wurden p. 98, 132, 139, 174 und 240 philologische Nachweisungen gegeben. Br. I. S. 98 (70 B.) enthalten die Worte: Δοκῶ (die Münchn. Handschr. 497 hat δοκεῖ) γάρ μοι, εἰ μή, ὥσπερ τι θρέμμα, θαλλῷ προδεικνυμένῳ ἑπόμενος ἀπηγόρευσα κτλ. offenbar eine Anspielung auf Plat. Phädr. S. 230. D., wo es heißt: ὥσπερ γὰρ οἱ τὰ πεινῶντα θρέμματα θαλλὸν ἤ τινα καρπὸν προσείοντες ἄγουσι, σὺ ἐμοὶ λόγους, οὕτω προτείνων ἐν βιβλίοις τήν τε Ἀττικὴν φαίνει περιάξειν ἅπασαν καὶ ὅποι ἂν ἄλλοσε βούλῃ. Die Platonische Stelle, welche Basilius im dritten Briefe S. 106 (75. E.) vor Augen hatte, wo er sagt: ἀλλὰ τὸ τοῦ Πλάτωνος, ἐν χειμῶνι καὶ ζάλῃ πραγμάτων, οἷον ὑπὸ τείχει τινὶ καρτερῷ ἀποστάς, οὐδενὸς θορύβου τὴν ψυχὴν ἀναπίμπλασαι, findet sich in der Politeia S. 496. D. Vrgl. daselbst Ast S. 544 und Stallbaum in der Goth. Ausg. Bd. III. Abschn. II. S. 49. f.

So schätzbar übrigens Garnier's Ausgabe des Basilius im Ganzen ist, so läßt sich doch keineswegs in Abrede stellen, daß der Text des geistreichen Kirchenvaters noch häufig der verbessernden Hand bedarf. Um zu zeigen, daß unsere Behauptung nicht aus der Luft gegriffen ist, wählen wir im zweyten Bande die herrliche Schrift, wie man die heidnischen Schriftsteller mit Nutzen lesen könne, und begleiten sie mit einigen Verbesserungsvorschlägen.

Bd. II. S. 244. (174. A.): εἰς διδασκάλους φοιτῶσι] Die Pariser Handschrift H bey Fremion bietet εἰς διδασκάλου. Man könnte zwar mit Heinr. Stephanus (Epist. ad Rehdiger. s. Koen z. Gregor. v. Kor. ed. Schaef. S. 45 und Boissonade z. Marin. Leben des Prokl. S. 82) versucht werden, so schreiben zu wollen; doch bedarf es hier keiner Aenderung. Die Redensart εἰς διδασκάλους φοιτᾶν bestätigt auch Joh. Chrysostomus über das Priesterthum I. 1. §. 2.; vergl. daselbst Bengel S. 370 f.

S. 245. (174. D.): ἵν' οἰκειοτέρῳ χρήσωμαι παραδείγματι] Sieben Par. Handschriften bey Frem. und die Münchner 357 lesen

τῷ παραδείγματι, was unbedenklich zu billigen ist. Ueber diesen feineren Gebrauch des Artikels s. Gronov und Ellendt z. Arrian. Exped. Alex. V. 23, 2.

S. 245. (175 A.): εἰ μέλλοι ἀνέκπλυτος ἅπαντα τὸν χρόνον ἡ τοῦ καλοῦ παραμένειν δόξα] Daß man hier μέλλει schreiben müsse, unterliegt keinem Zweifel. Man sehe Heindorf z. Plat. Parmenid. S. 291 f., Ast z. Plat. Politeia S. 418. und Creuzer z. Plot. de Pulcrit. S. 384. Die Worte ἅπαντα τὸν χρόνον, welche Garnier aus d. Colbert. 2 und 3, womit auch die Münchner Handschrift 131 übereinstimmt, aufnahm, haben Sturz und Frem. mit Recht getilgt.

Ebendaselbst B.: Εἰ μὲν οὖν ἐστί τις οἰκειότης πρὸς ἀλλήλους τοῖς λόγοις] Die Pariser Handschriften P T U haben richtig ἔστι.

S. 246. (175 D.): ἐπεὶ παντοδαποί τινές εἰσι κατὰ τοὺς λόγους] Den Zusatz κατὰ τοὺς λόγους nahm Garnier aus fünf Handschriften auf. Ihm folgte Fremion, obgleich eilf der von ihm verglichenen Paris. Codd., mit welchen die Münchner 141 und 535 und Brunelli's Ausgabe übereinstimmen, ihn mit Recht nicht anerkennen, da er offenbar einem Glosseme ähnelt.

Ebendaselbst: ὅταν δὲ ἐπὶ μοχθηροὺς ἄνδρας ἔλθωσι, τὴν μίμησιν ταύτην δεῖ φεύγειν] Garnier ließ sich von Combefis, welcher in Einer der von ihm verglichenen Handschriften diese Lesart fand und sie für die bessere Schreibung erklärte, verleiten, ihr Beyfall zu schenken. Die richtige aber ist sicherlich die von Fremion aufgenommene, welche so lautet: τῇ μιμήσει, ταῦτα, und durch sechs Pariser Handschriften und eine Münchner bestätigt wird. Ungeachtet der neueste Herausgeber im Texte keine Aenderung vornahm, so deutete er seine Mißbilligung der Garnier'schen Lesart, wie es scheint, schon dadurch an, daß er beysetzte: At vide Fremionis notam ad h. l. Ueber die unten (176. A.) vorkommende seltenere Ausdrucksweise μίξεις ἀναφανδὸν hätte auf Lobeck's Paralipp. T. I. p. 151 hingewiesen werden können.

S. 247. (176. C.): — τῶν λόγων ὑμῖν μεθεκτέον] Daß ἡμῖν statt ὑμῖν geschrieben werden müsse, hat Ref. schon früher in diesen Blättern. Jahrg. 1839. Nr. 204. S. 597 bemerkt.

S. 247. (176. D.): Καὶ ἐπειδήπερ δι' ἀρετῆς ἡμᾶς ἐπὶ τὸν βίον καθεῖναι δεῖ τὸν ἡμέτερον] Wir möchten mit acht Pariser Handschriften bey Frem. und drey Münchnern statt ἡμᾶς ἐπὶ τὸν βίον lieber ἐπὶ τ. β. ἡμῖν lesen; denn diese Constructionsweise ist seltner. Sechs andere Pariser und Brunelli haben ἡμῖν ἐπὶ τὸν βίον. So auch die erste Baseler Ausgabe. Daß man sich zu καθεῖναι das Pronomen ἑαυτοὺς hinzudenken müsse, ist ganz natürlich. Aehnlich Basilius unten S. 252 (179. E.): Καίτοι τίνα ἔχει λόγον, κυβερνήτην μὲν οὐκ εἰκῇ τοῖς πνεύμασιν ἐφιέναι κτλ. Mehrere Beyspiele giebt Lobeck zu Sophokl. Aias. S. 250.

S. 248. (177. B.): πρῶτον μὲν αἰδέσαι τὴν βασιλίδα φανέντα μόνον, τοσούτου δεῖν αἰσχύνην ὀφλῆσαι γυμνὸν ὀφθέντα μόνον, ἐπειδήπερ αὐτὸν ἀρετῇ ἀντὶ ἱματίων κεκοσμημένον ἐποίησε] Ref. erinnerte schon früher in diesen gelehrten Anzeigen a. a. O., daß man statt des ungereimten αἰδέσαι mit der Ed. pr. (s. l. et a.) αἰδεσθῆναι lesen, und μόνον nach ὀφθέντα streichen müsse. Im Folgenden verbessere man ἀρετῆ, und denke sich zu ἐποίησεν die Worte ὁ ποιητής.

S. 249 (177. D.): Καὶ μὴν καὶ ὁ Κεῖός που σοφιστὴς Πρόδικος τῶν ἑαυτοῦ συγγραμμάτων ἀδελφὰ τούτοις εἰς ἀρετὴν καὶ κακίαν ἐφιλοσόφησεν] Garnier's erste Ausgabe hat fehlerhaft ὁ Χῖός πού. Dafür schrieb der neue Herausgeber mit Sturz und Fremion ὁ Κεῖός που. Diplomatisch richtiger aber ist Κῖος, welches drey Paris. Handschr. bey Frem. bieten (zwey andere haben ὁ κῖος). S. Ast zu Plat. Protagor. S. 44 und Welcker im Rheinischen Museum für Philologie I. Jahrg. Heft 1. S. 1. Πρόδικός, welches vierzehn Handschriften bey Frem. und die Münchner 141, 367 und 535 nebst der Ed. pr. und der Sturz. und Frem. Ausgabe nicht anerkennen, ist offenbar

ein Glossem, das vom Rande in den Text geflossen, wie man schon daraus abnehmen kann, daß es in einer oder zwey Pariser Handschriften, wie Fremion S. 166 bemerkt, am Rande roth geschrieben steht.

S. 250 (178. E.): ἐλοιδόρει τὸν Περικλέα τῶν ἐξ ἀγορᾶς τις ἀνθρώπων· ὁ δὲ οὐ προσεῖχε· καὶ πᾶσαν διήρκεσε τὴν ἡμέραν, ὁ μὲν ἀφειδῶς πλύνων αὐτὸν τοῖς ὀνείδεσιν, ὁ δὲ οὐ μέλων αὐτῷ] Ref. bemerkte schon früher (Jahrg. 1839. Nr. 205. S. 602. f.), daß er mit drey Pariser Handschriften und einer Münchner διήρκεσαν lesen möchte, wie Boissonade (Anecd. Gr. Vol. V. p. 455.) vorschlug. Nach ὁ δὲ ist mit dem nämlichen Gelehrten ein Semikolon, oder ein Komma zu setzen, und in Gedanken οὐ προσέχων τὸν νοῦν zu ergänzen, und μέλων mit sechs Pariser Handschriften in μέλον zu verwandeln. Unterhalb verbesserte der neue Herausgeber richtig ἦ μὴν statt ἢ μήν.

S. 252 (180. A.): ἀλλ' ὥσπερ ἐν τοῖς γυμνικοῖς ἀγῶσιν, εἰ δὲ βούλει, τῆς μουσικῆς] Ref. schlug a. a. O. S. 604 f. τοῖς μουσικῆς zu lesen vor. Unterhalb ist πρόκειται zu streichen.

— — B.: ἀπὸ τῆς ἀληλειμμένης ἀσπίδος] So auch Sturz und Fremion, ungeachtet neun Pariser Handschriften, mit welchen auch Brunelli übereinstimmt, ἀληλιμμένης boten (Eine hat nebst zwey Münchnern ἀληλιμένης). S. Bekkers Anecd. Gr. T. I. p. 20 und Lobeck zu Phrynich. S. 32. f.

S. 253. (180. D.) wurde τάλλα mit Recht in τἄλλα verwandelt. S. Schaefer. Apparat. crit. et exeg. ad Demosth. T. I. p.197.

— A. E. (181. B.) hätte φαίη τίς ἂν in φαίη τις ἂν verändert werden sollen.

S. 254 (181. C.) ist das fehlerhafte τῷ τε νοῦν ἔχοντι auch in die neue Ausgabe übergegangen. Man lese τῷ γε ν. ἔχ.

Ebendaselbst E.: ἀλλά τινος δεῖται περιττοτέρας σοφίας] Ohne Grund nahm Garnier statt δεῖ aus zwey Handschriften δεῖται auf, was nur vier bey Frem. und eine Münchner anerkennen.

S. 255. (182. A.): ἐκ τοῦ τοιούτουδε τῆς μουσικῆς εἴδους] Statt τοιούτουδε hätte τοιοῦδε, welches vierzehn Pariser und zwey Münchner Handschriften bieten und die Ed. pr., die Brunellische, Patusa'sche und Fremionische befolgen, aufgenommen werden sollen. Garnier bemerkt keine Abweichung, ein Beweis, daß die Handschriften von ihm oder seinem Ordensgenossen Dom Faverolles, welcher ihm bey der Vergleichung der Codd. hülfreiche Hand leistete, *) nicht mit gehöriger Genauigkeit verglichen worden.

— Ebendaselbst C.: Ἐνὶ δὲ λόγῳ, παντὸς ὑπεροπτέον τοῦ σώματος τῷ μὴ ὡς ἐν βορβόρῳ ταῖς ἡδοναῖς αὐτοῦ κατορωρύχθαι μέλλοντι, ἢ τοσοῦτον ἀνθεκτέον αὐτοῦ, ὅσον, φησὶ Πλάτων, ὑπηρεσίαν φιλοσοφίᾳ κτωμένου] Achtzehn Pariser Handschriften bey Fremion und die vier Münchner, nebst der Ed. pr., der ersten Baseler und der Mai'schen Ausgabe lesen richtig κτωμένους. Nur die Brunellische und die Pariser Ausgabe vom Jahre 1618, welcher auch Patusa folgte, haben κτωμένου, was in Garnier's Ausgabe übergieng und auch in der vorliegenden beybehalten wurde. Fremion verbesserte schon κτωμένους. Wäre die Platonische Stelle (Politeia S. 498. B.), auf welche hier angespielt wird, nachgewiesen worden, so würde sich der Herausgeber von der Unrichtigkeit der anderen Lesart überzeugt haben.

*) S. Histoire littéraire de la congrégation de Saint-Maur (par Dom Tassin) p. 471.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Sancti Patris nostri **Basilii** Caesareae Cappadociae Archiepiscopi Opera omnia quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur, etc.,

---

(Fortsetzung.)

Ebendaselbst D.: *καὶ τοῦ Πυθαγόρου μεμνῆσθαι* (nämlich *προσῆκεν*), *ὅς τῶν συνόντων τινὰ καταμαθὼν γυμνασίοις τε καὶ σιτίοις ἑαυτὸν εὖ μάλα κατασαρκοῦντα, οὗτως ἔφη· οὐ παύσῃ χαλεπώτερον σεαυτῷ κατασκευάζων τὸ δεσμωτήριον*] Statt *οὕτως* bieten die Pariser Handschriften F G bey Frem. und die Münchner 357 nebst Brunelli's und Patusa's Ausgaben *ὦ οὗτος* (eine andere Pariser Handschrift *ὦ οὗτος*, wo *ὦ* von der zweyten Hand kommt). Die Münchner 535 und vier Pariser nebst der Ed. pr. und der Fremion'schen haben *οὗτος* ohne *ὦ*. Da *οὗτος* und *οὕτως* so oft in den Handschriften verwechselt worden, so möchte Ref. *οὗτος* (d. i. **heus**, s. Ast's Lex. Plat. T. II. p. 493. und **Kühner's** ausführliche Grammatik der griechischen Sprache Th. II. §. 507. a.) lesen, und sodann ein Komma setzen.

S. 256 (182. E.): *Ἐγὼ δὲ καὶ σφαλερὰν εἶναι τὴν ἐπ' ἄκρον εὐεξίαν ἰατρῶν ἤκουσα*] *Καὶ* lassen die Münchner Handschrift. 535 und die Ed. pr. weg. Die älteste Münchner Handschrift 141 giebt nicht unpassend *σφαλερόν*. Ueber diesen Hippokratischen Aphorismus (I. 3), auf welchen Basilius auch Homil. I. S. 7. C. und II. S. 14. E. anspielt, vergleiche man **Boissonade** Anecdott. Gr. Vol. I. p. 4. und zu Theophylakt. Simok. S. 252.

Ref. hätte im Interesse der Wissenschaft gar sehr gewünscht, daß die Unternehmer dieser prachtvollen Ausgabe unserm gelehrten Landsmanne, Hrn. **Ludwig von Sinner**, welchem sie die Besorgung derselben übertrugen, die erforderliche Zeit und, so zu sagen, sorgenfreye Musse hätten gewähren mögen, um das Geschäft der Kritik auf eine mehr dem jetzigen Stande der Philologie angemessene Weise üben zu können; denn die von dem neuen Herausgeber Bd. II. S. 1064 eingestreute Bemerkung, daß ihn Drucker und Verleger gewaltig drängten, die Vollendung des Bandes zu beschleunigen, verräth, daß man, von einer gewissen Ueberschätzung der philologischen Leistungen der Benedictiner Congregation befangen, wie es scheint, die Sache nicht von einem höhern wissenschaftlichen Standpuncte erfaßt hatte, wie man doch billig hätte erwarten sollen.

Mit dieser Anzeige verbinden wir zugleich die Beurtheilung

Sämmtlicher Schriften des Basilius des Großen. Aus dem Urtexte in das Teutsche übersetzt. Kempten 1838 — 40. 8. Bis jetzt 5 Bände. Diese Verdeutschung des Basilius bildet nämlich den 19 — 23. Band der „**Sämmtlichen Werke der Kirchenväter.** Aus dem Urtexte in das Teutsche übersetzt. Kempten. Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. 1830 — 40. Bd. 1 — 23. 8."

Nach der Ankündigung, welche 1829 erschien, hätten die Schriftsteller **in chronologischer Ordnung** auf einander folgen sollen; allein schon auf dem Titel des ersten Bandes, so wie der darauffolgenden wurden die Worte: **in chronologischer Ordnung**, weggelassen. Auch wurde die chronologische Ordnung nicht genau eingehalten, und



eben so wenig an eine Scheidung der griechischen und der lateinischen Väter gedacht. Sehr passend wäre es gewesen, wenn neben dem Sammlungstitel den einzelnen Vätern Specialtitel gegeben worden wären. Leider aber ist Alles aggregatmäßig an einander gereiht, so daß die Werke Eines Vaters oft vor oder in der Mitte eines Bandes schließen, und die eines andern oder mehrerer zugleich angefügt wurden. So enthält nämlich:

Band I. die Werke des Clemens Romanus, des Ignatius, des Polycarpus und des Justinus.

Band II. Die Fortsetzung des Justinus, sodann die Schriften des Tatianus, des Athenagoras und des Theophilus.

Band III — IV. den Irenäus gegen die Ketzereyen. Band 1. 2.

Band V — VI. Cäcil. Thasc. Cyprianus.

Band VII. Die Fortsetzung des Cyprianus, die Werke des h. Hippolytus, des h. Gregorius Thaumaturgus und des h. Hilarius.

Band VIII — XIII. (S. 222) werden die Werke des Letztern fortgesetzt. Bd. XIII. S. 223 beginnen die Werke des h. Athanasius und enden mit dem XVIII. Bande. Der XIX - XXIII. sind, wie gesagt, dem h. Basilius dem Großen gewidmet.

Das Unschickliche der Abtheilung der Bände bey Basilius ersieht man schon daraus, daß der neunzehnte Band mit dem neunten Kapitel des achtundvierzigsten Psalmes schließt und der folgende mit dem zehnten derselben, beginnt. Der nur zwey Kapitel auf zwey Blättern betragende Rest des erwähnten Psalmes hätte füglich noch zu dem neunzehnten Bande hinzukommen sollen. Weit zweckmäßiger aber wäre der zwanzigste Band mit den Büchern gegen Eunomius angefangen worden, so daß das noch Uebrige der Homilien über die Psalmen, was bloß zwey Bogen einnimmt, den neunzehnten Band geschlossen hätte.

Keinem Bande sind Vorreden oder Inhaltsanzeigen beygefügt, wodurch das Aufsuchen ungemein erschwert wird. Mit Verwunderung aber sah Ref., daß die den Werken des Athanasius und des Basilius vorausgeschickten Biographien aus Butlers Leben der Väter und Märtyrer, übersetzt von Räß und Weis. Bd. XVI. S. 37 — 93 und Bd. VIII. S. 82 — 123 entnommen sind, ohne daß man für nöthig erachtet hätte, die Quelle, aus welcher geschöpft worden, anzuzeigen. Ebenso ist Bd. XX. S. 304. die Notiz über die Märt. Julitta aus Butlers X. Bande S. 143 ff., Bd. XXI. S. 108 f. die Lebensnachricht über den Märtyrer Barlaam wieder aus Butler Bd. XVII. S. 125 ff., und die über die vierzig Märtyrer ebendas. S. 129. aus dem nämlichen Werke Bd. III. S. 250 ff. geborgt, ohne Anführung des Gewährsmannes. Ferner sind die Bd. XIX. S. 63, 64 f. 79, 120 f., 140 f. 178 f. und 208 ff. vorkommenden Anmerkungen aus Schranks Λέγμιρον S. 235, 25 f., 33 f. 83 ff. 90 f. Anm., 114 f. 179 f. und 181 und 204 ff. entlehnt, ohne daß irgendwo der Name des Verf. angegeben worden.

So wie die äußere Anordnung, eben so läßt auch die Uebersetzung selbst das Fabrikmäßige der Bearbeitung nicht verkennen. Mit welcher Eilfertigkeit dabey zu Werke gegangen wird, kann man schon daraus abnehmen, daß in jedem Jahre zwey Bände, von denen jeder 24 — 25 Druckbogen beträgt, von einem Individuum zu Tage gefördert werden. Es verräth fürwahr ein gewaltiges Selbstvertrauen, Schriftsteller, wie Cyprianus, Athanasius, Basilius u. a., von denen Einer allein schon mehrere Jahre in Anspruch nehmen könnte, wenn er getreu, richtig und geschmackvoll in unsere Muttersprache übertragen werden sollte, in so kurzer Zeit zu verdeutschen.

So viel hierüber im Allgemeinen. Ref. geht nun an die Prüfung der Uebersetzung des Basilius und wählt dazu die Homilien desselben über verschiedene Gegenstände, welche uns den geistreichen Kappadoker als kirchlichen Redner im herrlichsten Lichte zeigen.

Homil. I. über das Fasten Kap. 1. (Bd. II. S. 1. A. ed. Garn.; der Uebersetz. Bd. XX. S. 245): Σαλπίσατε, φησίν, ἐν νεομηνία

σάλπιγγι, ἐν εὐσήμῳ ἡμέρᾳ ἑορτῆς ὑμῶν] „Blaset mit der Posaune, sagt der Psalmist, am Neumonde, am herrlichen Tage eures Festes." Der Zusatz „der Psalmist" hätte füglich wegbleiben können, wenn φησὶν durch „heißt es" gegeben worden wäre. Statt ὑμῶν, welches die bisherigen Ausgaben des Basilius mit dem Vaticanischen Cod. der Siebziger gemein haben, lesen die Münchner Hss. 255 u. 357 in Uebereinstimmung mit dem Hebräischen Texte und dem Alexandrinischen Cod. der Siebziger richtig ἡμῶν. Und so ist auch bey Gregor von Nyssa Homil. in Christi nativitat. Tom. III. p. 339 B. nach den Münchn. Hss. 107 u. 370 zu verbessern. Daß η und υ durch die iotacistische Aussprache in den Handschriften häufig verwechselt worden, ist bekannt.

Im Folgenden, wo es heißt: Ἡμῖν δὲ πάσης σάλπιγγος μεγαλοφωνότερον, καὶ παντὸς ὀργάνου μουσικοῦ εὐσημότερον τὴν προάγουσαν τῶν ἡμερῶν ἑορτὴν ὑποσημαίνει τὰ ἀναγνώσματα, gab der Uebersetzer: „Uns aber zeigen die vorgelesenen Schriften das Fest, welches diesen Tagen vorhergeht, lauter an als jede Posaune und deutlicher als jedes Instrument der Musik." — „Veteres aliquot libri προσάγουσαν τῶν, male" bemerkt Garnier; aber mit Unrecht. Προσάγουσαν erkennen auch die eben genannten zwey Münchner Hdschr. an, und so las auch der h. Ambrosius de Helia et ieiunio cap. I. §. 1 Tom. I. p. 535, welcher diese Homilie des Basilius häufig benutzte, bald sie nachahmend, bald wörtlich übersetzend. „Veniet igitur (sagt er) nobis dies sollemnitatis, et jam appropinquat." Für die von uns vorgeschlagene Lesart spricht ferner folgende Stelle bey Basilius selbst S. 2. A: διατεθῶμεν τοίνυν, ὡς ἐδιδάχθημεν, μὴ σκυθρωπάζοντες ἐπὶ ταῖς προσιούσαις ἡμέραις. Ueber die in Hss. nicht ungewöhnliche Verwechselung der Verba προσάγειν und προάγειν sehe man Garnier zu Basilius Homil. II. 1. S. 10. D., wo auch die Münchener Hs. 141 προάγοντες st. προσάγοντες, wie eine Pariser bey Garn. und die Ausgg. vor Garn., bietet. Die fragliche Stelle ist demnach so zu übersetzen: „Uns aber verkündigt das Vorgelesene lauter, als jede Posaune, und herrlicher, als jedes musikalische Instrument, die herannahende Feyer der Tage."

S. 2. C. (Kap. 2. z. A.): Ὁ ἀλειψάμενος ἐχρίσατο· ὁ νιψάμενος ἀπεκλύνατο) Diese Worte lauten bey dem Kemptener Uebersetzer so: „Der Gesalbte hat gesalbet, der Abgewaschene hat abgewaschen." Um das Widrige und Geschmacklose dieser Uebertragung zu vermeiden, hätte er, nach streng grammatischen Grundsätzen, so geben können: „Wer sich ölt, salbt sich; wer sich wäscht, reinigt sich.

S. 2. D.: Οὕτω καὶ ἐν τῷ βίῳ τούτῳ, ὥσπερ ἐπὶ ὀρχήστρας, τῆς ἑαυτῶν ζωῆς, οἱ πολλοὶ θεατρίζουσιν, ἄλλα μὲν ἐν τῇ καρδίᾳ φέροντες, ἄλλα δὲ ἐν τῇ ἐπιφανείᾳ τοῖς ἀνθρώποις δεικνύντες) „So spielen die Meisten in diesem Leben wie auf einer Bühne ein theatralisches Leben, indem sie etwas anders im Herzen tragen und etwas anderes den Menschen zur Schau vorstellen." „In diesem Leben" und „ein theatralisches Leben" verräth Armuth des Ausdrucks. „Etwas anders" (vielmehr: etwas Anderes) wäre ἄλλο τι. Etwas aber ist ganz unnöthig. Angemessener hätte diese Stelle so übertragen werden können: „So benehmen sich auch in dieser Welt, wie auf einer Bühne, in ihrem eigenen Leben die Meisten als Schauspieler, anders im Herzen gesinnt, anders den Menschen äußerlich sich zeigend."

S. 5. B. (Kap. 6.): Αὕτη (nämlich ἡ νηστεία) θεάτην ἐποίησε τοῦ μεγάλου θεάματος τὸν Ἡλίαν) Unser Uebersetzer las: θαύματος, was auch drey Münchner Hss. anerkennen, und gab: „Das Fasten machte den Elias zum Zuschauer jenes großen Wunders." Passender würde er sich so ausgedrückt haben: „Das Fasten ließ den Helias jenes große Wunder schauen." Statt Ἠλίαν ist nach den Hss. Ἡλίαν zu schreiben.

S. 6. A. (Kap. 7): Οὕτως οἱονεὶ βαφὴ σιδήρου τὸ σῶμα τοῦ ἀνδρὸς ἡ νηστεία στομώσασα, ἀδάμαστον ἐποίει

τοῖς λέουσιν) „So hatte das Fasten, wie eine Rinde von Eisen, den Leib des Mannes gestärkt und für die Löwen unbezwinglich gemacht." Vielmehr sollte es heißen: „So härtete, wie das Eintauchen in Wasser das Eisen, das Fasten des Mannes Körper und machte ihn den Löwen unbezwingbar." Der nämlichen Vergleichung bedient sich Basilius in der Homilie gegen die Zornigen Kap. 5. S. 88. C.: Νεῦρον γάρ ἐςι τῆς ψυχῆς ὁ θυμός, τόνον αὐτῇ πρὸς τὴν τῶν καλῶν ἔνςασιν ἐμποιῶν. Εἰ γάρ ποτε λάβοι αὐτὴν ὑφ' ἡδονῆς ἐκλυθεῖσαν, οἱονεὶ βαφῇ σιδήρου ςομώσας, αὐςηρὰν αὐτὴν καὶ ἀνδρεῖαν ἐκ μαλακῆς ἄγαν καὶ ἀνειμένης ἐποίησεν. Dort (Bd. XXI. S. 13.) gab der Uebersetzer: „Denn heftige Aufregung (der Zorn) ist eine Sehne der Seele, die ihr zur Vollbringung des Guten Kraft verleiht; denn wenn sie manchmal die Seele durch das Vergnügen (durch Wollust) abgespannt findet, stählt sie dieselbe, wie Eisen durch Eintauchen in das Wasser gehärtet wird, und macht sie, die zuvor sehr weich und schlaff war, ernst und stark (fest und männlich)."

Homil. II. 5 S. 13. D.: Ποῖος κωμαςὴς ἐν νηςείᾳ προῆλθε; heißt nicht: „Welcher Trunkenbold ist aus dem Fasten hervorgegangen? sondern: Welcher Freier zeigt sich während des Fastens?

Homil. III. 6. S. 22. C. ist unserm Uebersetzer ἵππος ἀργυροχάλινος „ein Pferd mit goldenem Zaume."

Ebendas. Kap. 8. S. 24. B. Τὰ μὲν γὰρ τετράποδα πάντα πρὸς τὴν γῆν βλέπει καὶ πρὸς τὴν γαςέρα νένευκεν). Diese Sätze wurden sonderbar genug so gedolmetscht: „Alle vierfüssigen Thiere sehen auf die Erde und neigen sich zum Bauche nieder (st. fröhnen dem Bauche). Hätte sich der Uebersetzer an Sallustius (Cat. 1.) centnerschwere Worte: — vitam silentio ne transeant, veluti pecora, quae natura prona atque ventri obedientia finxit, erinnert, so würde er das πρὸς τὴν γαςέρα νεύειν richtiger gefaßt haben.

Homil. über die Danksagung Kap. 2. S. 26. C.: Ἀτιμίαι δὲ καὶ ζημίαι καὶ οἰκείων θάνατοι οὐκ ἀναβήσονται πρὸς τὸν νοῦν· οὐδὲ καταςρέψουσι τὸ ὑψηλὸν τῆς ψυχῆς πρὸς τὴν ὧδε συμπάθειαν) Ὧδε, welches wie τῇδε (z. B. ὁ τῇδε βίος), das Irdische bezeichnet, wurde von dem Uebersetzer in der Bedeutung so genommen und der Sinn des zweyten Satzes ganz verfehlt. Statt: „Schmähliche Kränkungen, Verluste und Todfälle von Anverwandten werden nicht bis zum Geiste empordringen, und die Erhabenheit der Seele nicht so stürzen, daß die Seele bey solchen Leiden sich betheiliget fühlen würde," hätte vielmehr so übersetzt werden sollen: „Schmach, Schaden, und der Angehörigen Tod werden sich nicht auf den Geist erstrecken, noch die Hoheit der Seele zur Theilnahme an dem Irdischen herabziehen." Garniers lateinische Uebersetzung hat ganz richtig: ut rerum praesentium sensu commoveatur.

Ebendaselbst. Kapitel 4. Seite 28. B.: Τὸ μὲν (näml. δάρκυον) γάρ, οἷον ἐκ πληγῆς τινος (τινός), τῆς προσβολῆς τοῦ ἀβουλήτου τὴν ψυχὴν τύπτοντος καὶ συςέλλοντος, καταθλιβομένου τοῦ περικαρδίου πνεύματος, ἀποτίκτεσθαι πέφυκεν). Diese Stelle machte dem Kemptener Uebersetzer arg zu schaffen. Er gab nämlich: „Die Thränen pflegen ja wie durch einen Schlag zu entstehen, wenn der Athem um das Herz herum zusammengepreßt wird und ein unvorhergesehener Fall der Seele einen Schlag verursacht und sie zusammenzieht." Hier hätte so construirt werden sollen: ἐκ τοῦ ἀβουλήτου τῆς προσβολῆς τὴν ψυχὴν τύπτοντος καὶ συςέλλοντος, οἷον ἐκ πληγῆς τινός.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Sancti Patris nostri **Basilii** Caesareae Cappadociae Archiepiscopi Opera omnia quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur, etc.,

(Schluß.)

Dieser feinern Structur bediente sich Basilius auch in der Schrift de legendis libris gentilium S. 181. B.: ἀλλὰ τῇ ψυχῇ τὰ βέλτιςα χοριςίον, ὥςπερ ἐκ δεσμωτηρίου τῆς πρὸς τὰ τοῦ σώματος πάθη κοινωνίας αὐτὴν διὰ φιλοσοφίας λύοντας. S. 182. C.: ὡς ἐν βορβόρῳ ταῖς ἡδοναῖς αὐτοῦ κατορωρύχθαι. Man vrgl. Schaefer. ad Julian. Orat. in Constant. laud. P. XIX. sq. ed. Wyttenb. (Lips.) und Jacobs ad Antholog. Gr. T. XIII. p. 98 und in den Additamentt. in Athenaeum p. 329. Demnach hätte der Uebersetzer sich so ausdrücken sollen: „Jene (d. i. die Thräne) entsteht gewöhnlich durch ein unvorhergesehenes Ereigniß, das wie ein Schlag auf die Seele wirkt, und sie zusammenpreßt, indem der Athem um das Herz niedergedrückt wird.“

Kapitel 6. Seite 30. B., wo von denen die Rede ist, welche sich maßlos der Trauer um den Verlust der Ihrigen hingeben, fährt der Redner fort: μηδ' ἄλλο τι τοιοῦτον ἀσχημονοῦντα τῶν ἐπιτηδευομένων παρὰ τῶν ἀπαιδεύτως ἐχόντων πρὸς τὰ οὐράνια. Hier hätte unbedenklich die Lesart τὰ ἀνθρώπινα, welche nicht nur alle Münchner Hdschr. bestätigen, sondern auch die Ausgaben vor Garnier, welcher aus dem einzigen Cod. Reg. pr. τὰ οὐράνια aufnahm, anerkennen, vorgezogen werden sollen. Zunächst heißt es sodann: Δεῖ γὰρ τὸν κεκαθαρμένον τῷ θείῳ διδασκαλίῳ οἷον ὀχυρῷ τινι (τινὶ) τειχίῳ τῷ ὀρθῷ λόγῳ πεφράχθαι. Unser Uebersetzer: „Denn wer durch die göttliche Lehre gereinigt ist, der muß durch die **rechte** Vernunft, wie von einer festen Mauer umgeben seyn.“ Ὀρθὸς λόγος ist die **gesunde** Vernunft. In der Schrift de leg. libris gentill. p. 183. E. sagt Basilius, der Lehre der Stoa folgend (s. **Görenz** zu Cic. de legg. I. 6. S. 23.): τὸν ὀρθὸν λόγον ἡγεμόνα ποιεῖσθαι τοῦ βίου, wo (S. 198) richtig: die **gesunde** Vernunft als Führerin des Lebens aufzustellen, übersetzt ist.

Etwas weiter unten (D.) sind die Worte: Μὴ γὰρ ἀδαμάντινος ἦν ὁ Ἰὼβ τὴν καρδίαν; fälschlich so gegeben: „Hatte denn Job ein Herz **von Diamant**?“ anstatt: „Hatte denn Job ein **eisernes** Herz? Denn es ist bekannt, daß ἀδάμας bey den Alten **das härteste Eisen** bezeichnete, wie der gelehrte **Boissonade** zum Philostrat. Heldengeschichten S. 405 trefflich nachweist, wo unter andern Belegen auch eine der unsern ähnliche Stelle aus **Heliodor**. IV. 4. S. 139. ed. Coray.: τίς οὕτως ἀδαμάντινος ἢ σιδηροῦς τὴν καρδίαν; angeführt wird. Ἀδαμάντινος ist demnach **eisern**, **eisenfest**, **hart**, **unbezwinglich**. Vrgl. Ast zu Platons Staat. S. 394 und in Lexic. Plat. Vol. I. p. 29. und **Baguet** ad Dion. Chrysost. Orat. VIII. p. 110.

Der Uebersetzer hielt sich oft zu ängstlich an den Buchstaben und wählte häufig die erste Bedeutung des Wortes. Dadurch, daß er die Participien meist auflöste, und durch den häufigen Gebrauch der Perfecta statt der Imperfecta wurden die Sätze gedehnt und schleppend. Nicht selten verräth er auch Armuth des Ausdrucks, oder Unachtsamkeit in der Wahl der Wörter, wie aus nachstehenden Beyspielen sattsam erhellt: Homil. I. 6. (Bd. XX. S. 252.): Und was genoß Elisäus

für eine Nahrung? Wie genoß er bey der Sunamitinn die Gastfreundschaft? Homil. VII. 6. (B. XX. S. 351.): der schlechte Chor (statt die böse Schaar) deiner schlechten Handlungen. Homil. IV. 4. (B. XX. S. 295): Denn die Traurigen haben einen blassen, dunkeln und kalten Leib (statt ein blasses, düsteres und kaltes Aeußere). Homil. I. 7. a. E. im angeführten Bde. S. 254.: Wann der Bauch voll ist, dann philosophirt er über Enthaltsamkeit; wann er wieder leer ist, dann vergießt er die Lehren wieder. Ebendaselbst Kap. 9. S. 255: Keinem that je vom Wasser beschwert der Kopf weh. Homil. III. 4. S. 278: die von der Sünde beschädigte (statt geschwächte) Seele, und Kap. 5. S. 281: zahlreiche und gute Kinder (für gesegnete Nachkommenschaft, εὐπαιδίαν). Homil. XVI. 1. (B. XXI. S. 99): Zwar ist jede Stimme (πᾶσα ἡ φωνή, für jeder Ausspruch) der Evangelien erhabener. Bald darauf: selbst in eigener Person (αὐτοπροσώπως), wo Eines von Beyden genügt hätte.

Um zu zeigen, wie in der Behandlung der Perioden zu Werke gegangen wurde, wollen wir folgende Stelle aus dem zweyten Kapitel der Homilie gegen die Reichen (nicht über die R.), in welcher der Redner den Prunk der Großen damaliger Zeit vortrefflich schildert und die sonach auch historisches Interesse hat, anführen und ihr gegenüber eine möglichst genaue Nachbildung geben.

* * *

Bd. XX. S. 342: Es sind tausend Wägen da; die einen führen das Gepäcke, die andern die Menschen selbst; sie sind mit Erz und Silber beschlagen. Man hält eine Menge Pferde, und diese werden, wie die Menschen, nach dem Adel ihrer Ahnen in Geschlechtsregistern aufgezeichnet. Die einen von ihnen führen die Schwelger selbst in der Stadt herum, die andern gehören zur Jagd, und wieder andere sind zum Reisen in Bereitschaft. Die Zäume und Gürtel und Halsbehänge sind alle silbern und mit Gold gestickt. Purpurteppiche schmücken die Pferde wie Bräutigame; man hält eine Menge Maulthiere, die durch Farbe sich unterscheiden; die Führer derselben gehen hinter einander her, die einen gehen voraus, die andern folgen nach. Zahllos ist die Menge der übrigen Diener, welche ihnen zu aller Pracht hinreicht; da sind Pfleger, Verwalter, Gärtner, Leute mannigfaltiger Künste kundig, sowohl derjenigen, welche nothwendig, als auch solcher, welche zum Vergnügen und zum Wohlleben erfunden sind; da giebt es Köche, Bäcker, Mundschenke, Jäger, Bildhauer, Maler, Herbeyschaffer jeglicher Art von Vergnügen. Da sind Herden von Kameelen, theils zum Lasttragen, theils zum Herumziehen bestimmt, Haufen von Pferden und Rindern, Herden von Schafen und Schweinen, Hirten für diese, Ländereyen, die für diese alle zum Unterhalte hinreichen, und überdieß durch

* * *

Sie haben unzählige Wagen, von welchen einige das Geräth fortschaffen, andere, mit Erz und Silber bedeckt, sie selbst umherführen; eine große Menge Pferde, welche nach dem Adel der Väter, wie die Menschen, in Geschlechtsregister eingetragen sind, und von welchen einige die Weichlinge selbst in der Stadt umherführen, andere zur Jagd gebraucht werden, und wieder andere zu Reisen gerüstet sind; Zäume, Gurten und Halsgehänge, alle von Silber, alle mit Gold durchwirkt; purpurne Decken, mit welchen die Pferde, wie Bräutigame, geziert sind; eine Menge Maulthiere, welche sich durch die Farben unterscheiden; Zügelführer derselben, welche einander dem Range nach folgen, einige vorgehend, andere nachstehend; eine unendliche Zahl anderer Diener, welche zum Prunke jeder Art hinreicht; Aufseher, Verwalter, Landbebauer, Verständige jeder Kunst, sowohl der nothwendigen, als der zum Genusse und zum Wohlleben erfundenen; Köche, Bäcker, Mundschenken, Jäger, Bildhauer, Maler, Schöpfer jeder Art Vergnügens; Heerden von Kameelen, welche theils Lasten tragen, theils zur Weide bestimmt sind; Roß-, Rinder-, Schaf- und Schwein-Heerden; Hirten derselben; Ländereyen, welche allen diesen hinreichende Nahrung geben und überdieß durch ihre Erträgnisse den Reichthum mehren; Bäder in der Stadt, Bäder auf dem Lande; Häuser, von verschiedenen

die Erträgnisse den Reichthum vermehren. Da sind Bäder in der Stadt und Bäder auf dem Lande, Häuser, die von allerley Marmor schimmern, Häuser aus Phrygischem Marmor, aus Lakonischem oder Thessalischem Steine; Häuser, von welchen die einen im Winter erwärmen, die andern im Sommer erfrischen. Der Fußboden ist mit bunten Steinchen geziert, Gold umzieht die Decke. Was an den Mauern nicht getäfelt ist, das prangt mit der Blüthe der Malerkunst.

* * *

Sehr schön sagt Herder in seinen Briefen, das Studium der Theologie betreffend (Bd. X. S. 28. zur Religion und Theologie): „Die besten Kirchenväter waren zugleich die simpelsten Homiletiker. Ich lasse manchen ihren Witz, ihre Allegorien, ihre glänzenden Tiraden; aber ihre Kürze, Einfalt, ihr Ansehen, ihren herzlichen, oder wenn ich so sagen darf, Brustvortrag (eloquentiam pectoris) beneide ich manchem. Es ist eine Schande, daß viele Prediger unter Postillen alt und grau werden, und wenigstens einen Basilius und Chrysostomus nie kennen gelernt haben."

Allein gerade die Kürze, die Gedrängtheit, die Rundung der Sätze und Perioden, den rednerischen Wohlklang und die eindringende Kraft, wodurch sich Basilius Reden so ganz besonders auszeichnen, vermissen wir in dieser Verdeutschung gänzlich. — Und was nützt eine solche, in gedehntem, langweiligem Predigertone abgefaßte, Uebersetzung der größten Leuchten der Kirche?

Möge sich der Uebersetzer fürderhin sorgfältig bestreben, etwas Gediegenes zu liefern und nicht mit solcher Hast und Eilfertigkeit zu Werke gehen; Nonum prematur in annum, ruft warnend der römische Dichter.

An Druckfehlern mangelt es nicht. So findet man B. XIX. S. 45 in der Aufschrift Homolien (ein Fehler, der S. 63 und 214 wiederkehrt) über das Heraëmeron (für Hexaëmeron). S. 83 Anm. εἰνέσεως statt γενέσεως. S. 96 Anm. am Ende Ptolomäus für Ptolemäus.

J. G. K.

Marmorarten strahlend, das eine von Phrygischem Steine, ein anderes von Lakonischer oder Thessalischer Platte, deren einige im Winter erwärmen, andere im Sommer kühlen; ein mit Steinchen bunt geschmücktes Estrich, mit Gold verzierte Decken. Was an den Wänden nicht mit Marmor bekleidet ist, prangt mit den Blüthen der Malerkunst.

* * *

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

I. Hälfte. Januar — Juni.

Ces. Balbo, Della letteratura negli XI. primi secoli dall' era christiana. Torino 1836. 8.

Analectabiblion, ou extraits critiques de divers livres rares, oubliés ou peu connus. T. II. Paris 1837. 8.

Bulletin du Bibliophile. 1837. 1838. Paris 1838. 8.

J. J. Lowndes, An historical sketch of the law of copyright; with remarks on sergeant Talfourd's bill and an appendix of the copyright laws of foreign countries. London 1840. 8.

Lowndes British librarian. Nr. 5 — 6. London 1839.

J. M. Quérard, La littérature française contemporaine. 1827 — 1838. Continuation de la France littéraire. Vol. I. livr. 1. 2. Paris 1839. 8.

A. G. Schmidt, Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller vorzüglich des letzten Jahrhunderts. Grimma 1840. 8.

C. Muquardt, Bibliographie de la Belgique. Bruxelles 1839. 8.

Jos. Chmel, die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, im Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen verzeichnet und excerpirt. Bd. 1. Wien 1840. 8.

Mss. Codices hebraici Biblioth. J. B. De-Rossi accurate ab eodem descripti et illustrati. Vol. 1 — 3. Parmae 1803. 8.

Index librorum manuscriptorum, quibus bibliotheca Regia Berolinensis aucta est annis 1836 — 38. Berolini 4.

Katalog Russischer Bücher. Petersburg 1838. 8.

J. Valentino Adrian, Catalogus Codicum manuscriptorum bibliothecae academicae Gissensis. Francof. 1840. f.

Catalogue des libres et des manuscrits la plupart relatifs à l'histoire de France, composant la bibliothèque du Bibliophile Jacob. Paris 1839. 8.

The Edinburgh new philosophical journal, conducted by Prof. Jameson. Vol. 28. Edinburgh 1840. 8.

The foreign quarterly Review. Vol. 24. 25. London 1840. 8.

The Dublin Review. Vol. 8.

The Monthly Review. 1840. Vol. 1. 2. London. 8.

The Quarterly Review. Vol. 63 — 65. London 1839 — 40. 8.

The Edinburgh Review. Vol. 68 — 70. London 1839 — 40. 8.

The British and Foreign Review. Vol. 10. London 1840. 8.

Berriat-Saint-Prix, Histoire de l'ancienne université de Grenoble. Valence 1839. 8.

E. Gérusez, Essais d'histoire littéraire. Paris 1839. 8.

Bibliothèque générale des écrivains de l'ordre de Saint Benoît. Vol. 1 — 4. Bouillon 1777. 4.

E. Rouard, Notice sur la bibliothèque d'Aix, dite de Méjanes; précedée d'un essai sur l'histoire littéraire de cette ville, sur ses anciennes bibliothèques publiques, sur les monuments etc. Paris 1831. 8.

J. Fr. W. Koch, Die Preußischen Universitäten. Bd. 2. Berlin 1840. 8.

K. G. Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexicon. Heft 1 — 3. Breslau 1838. 8.

Das gelehrte Ostfriesland (v. E. T. H. Tiaden). Th. 1 — 3. Aurich 1785 — 1790. 8.

Dr. Felix de Latassa y Ortin, Bibliotheca antigua de los escritores Aragoneses que florecieron desde la venida de Christo hasta el anno 1500. Zaragoza 1796. 8. Vol. 1. 2.

Amédée Duquesnil, Du travail intellectuel en France depuis 1815 jusqu'à 1837. T. 1. 2. Paris 1839. 8.

De Barante, Tableau de la littérature française au dix-huitième siècle. Paris 1824. 8.

Dr. Felix de Latassa y Ortin, Biblioteca nueva de los escritores Aragoneses que florecieron desde el anno de 1500 hasta 1599. Vol. 1 — 6. Pamplona 1798 — 1802. 8.

Dr. L. Kiesewetter, Geschichte der Buchdruckerkunst von ihrer Erfindung bis auf unsere Tage. Glogau 1840. 8.

Heinrich Lempertz, Beyträge zur ältern Geschichte der Buchdruck- und Holzschneidekunst. Heft 1. Köln 1839. 4.

G. C. F. Lisch, Geschichte der Buchdruckerkunst in Meklenburg bis zum Jahre 1840. Schwerin 1839. 8.

Dr. G. Mohnike, Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern. Stettin 1840. 8.

Dr. J. W. Schäfer, Historischer Bericht von der Erfindung, Verbreitung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst. Bremen 1840. 8.

G. A. Crapelet, Robert Estienne, imprimeur royal, et le Roi Francois I. Nouvelles recherches sur l'état des lettres et de l'imprimerie au 16. siècle. Paris 1839. 8.

Léon de Laborde, Débuts de l'imprimerie à Mayence et à Bamberg ou description des lettres d'indulgence du Pape Nicolas V., pro regno Cyri, imprimées en 1454. Paris 1840. 4.

Archives de découvertes et des inventions nouvelles faites dans les sciences, les arts et les manufactures tant en France que dans les Pays étrangers, pendant l'année 1838. Paris 1840. 8.

Encyclopédie des gens du monde. Vol. 13. Grah-Hal. Paris 1840. 8.

Nova acta physico-medica academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae Curiosorum. Vol. 18. p. 2. Vratislaviae 1838. 4.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles, cinquième année. Bruxelles 1839. 8.

Bulletin de la société de Géographie. Deuxième série. Vol. 13. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nr. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Falknerklee, bestehend in drey ungedruckten Werken über die Falknerey. — Aus dem Türkischen und Griechischen verdeutscht und in Text und Uebersetzung herausgegeben von Hammer-Purgstall. (In dreyhundert Abdrücken). Wien 1840.

Der Verfasser des oben genannten Falkenbuches ist mit einem glücklichen Bergmann zu vergleichen, welcher die Gänge des werthvollen Erzes selbst unter der Decke der Dammerde oder des unscheinbaren Mooses aufzufinden und auszubeuten versteht. Seitdem sein kräftiger Geist jene alten, reichen Fundgruben in Anbau genommen hat, welche der Orient umfasset, ist er von dorther niemals mit leerer Hand, sondern stets mit bedeutenden Gaben zurückgekehrt. Auch sein hier vor uns liegender Falknerklee gleicht an Gehalt und Form einem leicht geschwingten Edelfalken, welcher durch das kostbare, goldne Band am Fuße, sein Herkommen aus einem reichen Fürstenhause verräth.

Unter den drey ungedruckten Werken über den gleichen Gegenstand, die wir hier aus ihrer bisherigen Verborgenheit hervortreten sehen, ist das dritte Kaiser Maximilians Handschrift über die Falknerey; das zweyte, das Orneosophion erscheint zwar nur als ein Auszug aus dem von Rigaut bekannt gemachten Orneosophion des byzantinischen Kaisers Michaël, verdient indeß schon in sprachlicher Hinsicht eine nähere Beachtung, das dritte jedoch, das Basname oder Falkenbuch ist in dieser, so wie in anderer Hinsicht das wichtigste von allen. Denn was seinen Sprachtext betrifft, der uns hier im Druck vor Augen gelegt wird, so kann dieser mit Recht als älteste Probe der westtürkischen (ehmals seldschukischen, hernach osmanischen) Mundart gelten; dem Inhalte nach ist aber das Basname eines der ausführlichsten und interessantesten Bücher seiner Art. Die Handschriften der beyden zuerst erwähnten deutschen und griechischen Abhandlungen finden sich auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien, jene des altürkischen Falkenbuches in der Ambrosiana zu Mailand, wo unser Verfasser sie bereits im Jahre 1825 auffand und bald hernach in seinen bibliographischen Briefen so wie in der Einleitung zur Geschichte der osmanischen Dichtkunst ihrer erwähnte, im vorigen Jahre aber sie mit eigener Hand copirte.

Das Buch ist dem König Louis Philipp von Frankreich gewidmet; die Dedication endigt mit den Worten:

„Als der König von Frankreich, Philipp August, vor Ptolemais gelandet, entfloh ihm ein Gerfalke, welcher, gerufen nicht zurückkehrend, sich auf den Mauern der belagerten Stadt niederließ. Der Falke König Philipp Augusts kehrt nun wieder, um an dem Throne Ludwig Philipps, des Augustus der Wissenschaften und Künste, das Kleeblatt dreyer Werke über die Falknerey huldigend niederzulegen."

Wir verweilen vorzugsweise bey dem türkischen Falkenbuche, dem Basname.

Der Verfasser desselben will uns gleich am Eingange seine gelehrte Bekanntschaft mit den Büchern verschiedener Nationen über die Falknerey zeigen, er nennt uns mehr denn zehn Werke über diesen Gegenstand, welche er gelesen, darunter eines von einem indischen Könige, eines von einem griechischen Kaiser, mehrere von persischen, andere von türkischen Herrschern verfaßte; den meisten davon ist die Jahreszahl beygefügt, und hiernach wäre das älteste derselben im Jahre 540, das

jüngste 597 der Hedschra (1145 und 1200 n. Chr.) geschrieben; er selbst, der Verf. arbeitete sein Falkenbuch auf Antrieb und Befehl des türkischen Herrschers Mahmud Ben Mentesche aus.

Mehr denn auf seine Bekanntschaft mit allen andern von ihm angeführten Büchern thut sich der Verfasser des Basname auf die zu gute, die er mit einem angeblich aus den Zeiten Alexanders des Großen herstammenden gemacht hat. Er erzählt uns „wie er erfahren, daß zu Bagdad von den alten persischen Herrschern eine Bibliothek übrig geblieben sey, welche Alexander der Grieche zur Zeit des Aristoteles nach Alexandria bringen lassen; diese Bibliothek war durch die Hände von 12 Padischahs gegangen, nach denen eine Frau den Thron bestieg, welche dieselbe nach Antalia bringen ließ; ihr folgte ein grausamer Padischah, der den Bücherschatz verbrannte. Einige Werke daraus hatte jedoch ein gewisser Ibrahim Ben Hallan gerettet und sie nach Bagdad zu einem Priester gebracht, der zugleich Arzt war. Dieser übersetzte sie aus dem Griechischen ins Syrische; Aslik der Türke übertrug sie dann, nachdem der Verf. des Basname Boten und Geschenke nach Bagdad gesendet und die Bücher von dort erhalten hatte, aus dem Syrischen in die „cultivirte Sprache." Aus diesem alten Quell des Erkenntnisses erfahren wir dann, daß der Erste, welcher mit Falken jagte, ein griechischer König, Namens Demetrios gewesen sey. Dieser schaute einst, als er spazieren gieng, dem Fluge eines Falken zu, der bald wie ein Engel zum Himmel aufstieg, bald wie ein Taucher ins Meer sich senkte; bald wie eine Woge sich bis zum Zenith emportrieb, bald auf der Rennbahn der Ebene wie ein tapferer Ritter Kreise beschrieb. Der Falke ließ sich zuletzt auf einen Baum nieder, da sahe der König, daß es ein wohlgebauter und scharfgeklauter Vogel sey, schön wie eine geschmückte Braut, er ward bey der Betrachtung desselben mit Seele und Herz in ihn verliebt und befahl den Jägern: „Bringt mir diesen Vogel in meine Gesellschaft." Die Jäger überboten sich mit Listen, bis sie endlich im Netz ihn fiengen; sie verhüllten seine Augen, fesselten ihm die Füße, und brachten ihn so dem Könige. Und als der Falke die Augen aufschlug, sahe er sich an einen Winkel des Königthrones befestigt. Schon hier, als Gefangener, den die Zeit bald gezähmt hatte, verrieth er seinen hohen Muth durch den Fang einer Schlange und den Raub einiger Hasen, die man dem Könige gebracht hatte; der König urtheilte von ihm: Dieser Vogel schauet nicht in Andrer Hand, sondern will von seinem eigenen Erwerb essen; wir wollen ihn aufs Feld führen. Gleich am ersten Morgen, als man dieses that, baizte der Falke ein Rebhuhn; man bediente sich von damals an desselben, als des besten der Jagdvögel, zur Jagd, und so ward König Demetrios der Meister der Falkner."

„Der zweyte, welcher mit Falken jagte und diesen zugleich die Spürhunde zugesellte, war der König Theophrastos; ein persischer Padischah, Namens Schabur Ben Selem bediente sich zuerst des zwar kleineren, dabey aber höchst muthigen Sperbers oder Baschik zur Jagd. Die Perser waren es auch, die zuerst das Wiesel oder Frettel (auf türkisch Güschen) gleich Spürhunden gebrauchten. Die Jagd mit dem Habicht (Bas) erfand Moawije Ben Thor; die mit dem Würgefalken oder Ssakar (Falco laniarius) ein König in Rom, Namens Kostianus, oder nach einem Buche vom Filiblibius Ben Madikus (Philipp dem Macedonier) König Constantin der Grieche. Der Erste, der mit dem Adler (Aleh oder Karakusch) jagte, war ein König des Westens aus fränkischem Stamm, Namens Karl. Dieser sendete einen Adler an den persischen König Behram und schrieb ihm: Dieser Vogel taugt besser zur Jagd als der Habicht. Als Behram sahe, daß der Adler ein Reh niederstieß, freute er sich dessen, und befahl denselben zur Jagd auszuhungern, da gieng von ohngefähr der Sohn des persischen Königs vorüber, welchen der Vogel anfiel und tödtete. Behram sagte: König Karl hat unter dem Scheine der Freundschaft sich als Feind bewiesen; er schickte ihm einen Tiger und schrieb ihm: Dieser taugt besser zur Jagd als der Panther. Als Karl dieß gelesen und den Tiger gesehen, freute er sich dessen und befahl, daß man denselben zur Jagd aushungere. Der Bruder des Königs, welcher davon hörte, gieng den Tiger zu sehen; dieser fiel ihn an und verwundete ihn tödtlich. Der König des Westens verwunderte sich gar sehr über die Art, wie sich der persische König an

ihm gerächt, welcher niemals ihm hatte Böses thün wollen. Als Behram dieses Wort gehört, reute es ihm seiner That."

Von den 156 Hauptstücken, in welche das Basname zerfällt, umfassen 19 die Beschreibung der verschiedenen Jagdvögel, so wie ihrer Eigenschaften und ihres Naturells. Der deutsche Uebersetzer und Herausgeber hat sich bey dieser Gelegenheit ein großes Verdienst um die Erläuterung der Namen dieser Vögel in verschiedenen orientalischen, sowie in der griechischen Sprache erworben. Das Resultat dieser Bemühungen findet sich schon zusammengestellt in seiner Vorrede zum Falknerklee von V bis XVII. Anderes, dahin Gehöriges bey der Uebersetzung des zweyten Hauptstückes. Die neun folgenden Capitel beschäftigen sich mit der zweckdienlichen Diät und mit Regeln für die Abrichtung und Behandlung der Falken, selbst jener, die sich zur Jagd unwillig, träg, gegen ihren Wärter störrig und ungehorsam zeigen; dann folgt eine sehr lange Reihe der Abschnitte, die sich mit der Beschreibung der Krankheiten jener kostbaren Vögel, mit den Regeln zur Heilung dieser Krankheiten und zur Bereitung der hiezu nöthigen Heilmittel beschäftigen, dazwischen diätetische Regeln, anwendbar namentlich zur Zeit der Mauser des Falken. Es ist eine merkwürdige Arzneymittellehre des Orients, in deren zum Theil wunderlich, zum Theil auch sinnig zusammengesetzten, mannichfachen Apparat wir bey dieser Gelegenheit einen Blick thun. — Die Menge der Mittel, welche für einen und denselben Fall empfohlen werden, ist oft so groß und dieselben sind sich in ihren Eigenschaften so sehr widersprechend, daß der türkische Verfasser mehr als gewöhnlichen Grund zu der Versicherung hat, womit er öfters die einzelnen Abschnitte schließt: daß „Gott es am besten (oder das Beste) wisse." Als eine Art von Anhang zum Basname oder Falkenbuch ist das zu betrachten, was in den 20 letzten Hauptstücken von den Eigenschaften der Hunde und von der Behandlung ihrer Krankheiten, dann von der Abrichtung und Behandlung des Wiesels, so wie von einer Bereitungsart des Theriaks gesagt ist.

Das Hieracosophion, welches unser deutscher Verfasser im griechischen Text und seiner Uebersetzung auf das Basname folgen läßt, kommt an Umfang nur dem fünfzehnten Theil von diesem gleich und handelt lediglich von einigen Krankheiten der Falken und ihrer Heilung, so wie von den äußern Kennzeichen einiger Arten des Würgefalken; die kleine Abhandlung des Kaiser Maximilian über die Falknerey, welche an einen Herzog von Oesterreich gerichtet ist, enthält in noch kürzerer Zusammenfassung die Angaben der Gegenden, aus denen der Kaiser, zum Theil als Tribut von den Hochmeistern der verschiedenen Ritterorden, so wie von der Herrschaft Venedig seine Falken bezog, dann einige Regeln über die Auswahl, Anwendung und Behandlung der edlen Jagdvögel. Dem Urtext des Basname hat der gelehrte deutsche Herausgeber ein Verzeichniß arabischer, persischer, türkischer, dschagataischer und griechischer Wörter zur Bereicherung und Berichtigung der Wörterbücher hinzugefügt; auch das Hieracosophion ist durch schätzenswerthe Anmerkungen des Dr. von Eichenfeld erläutert.

So erscheint das Dreyblatt des Falknerklees an seinem mehrhundertjährigen Stamme in einer Kraft und Frische, wie sie ihm nur der tiefeindringende Kenner und Freund des Orients mitzutheilen vermochte, welcher das Feld unserer Literatur mit diesem anmuthigen Gewächs zierte.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Bulletins de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. Année 1838. T. 5. Bruxelles 1838. 8.

Mémoires de la société d'Emulation de Cambrai. Cambrai 1830. 8.

Kongl. Vetenskaps-Academiens Handlingar för ar 1837. Stockholm 1838. 8.

Journal of the Royal asiatic Society of Great-Britain and Ireland. N. X. London 1839. 8.

Mémoires de l'académie royale de Médecine. Vol. 2. Paris 1833. 4.

Mémoires couronnés par l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. T. 13. 14. Bruxelles 1838. 4.

Mémoires de la société Royale des sciences, lettres et arts de Nançy. 1835. 1836. 1837. Nançy 1836 — 37.

Mémoires de l'institut royol de France, académie des inscriptions et belles-lettres. T. 11. 12. Paris 1839. 4.

Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères, publiés par la société royale des antiquaires de France. Nouvelle série. T. 4. Paris 1838. 8.

Mémoires et documens, publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande. T. I. liv. 1. Lausanne 1839.

Memoirs of the Royal astronomical society. Vol. X. London 1838. 4.

Memorie della reale academia delle scienze di Torino. T. XL. Torino 1828. 4.

Précis des travaux de la société royale des sciences, lettres et arts de Nancy. De 1813 — 1834. Vol. 6. Nancy 1816 — 35. 8.

Transactions of the Royal society of literature of the united Kingdom. Vol. III. p. 2. London 1839. 4.

Philosophical transactions of the royal society of London. 1838. P. 2. 1839. P. I. Lond. 1838 — 39. 4.

Transactions of the Zoological society of London. Vol. II. p. 2. London 1838. 4.

The transactions of the Linnean society of London. Vol. 13. p. 2. London 1839. 4.

Memorias de la real academia de la historia. Vol. 1 — 7. Madrid 1796. 4.

Mémoires de la société royale des Antiquaires du Nord. 1838 — 39. Copenhagen s. a.

Bibliothèque universelle de Genève. Nouvelle série. 1840. Vol. 25.

Blackwood, Edinburgh Magazine. Vol. 47. Edinburgh 1840. 8.

The asiatic journal and monthly register for British and Foreign India, China and Australasia. New Series Vol. 31. 32. London 1840. 8.

Giuseppe Baretti opere. Vol. 4. Milano 1839. 8.

J. J. Raepsaet, Oeuvres complétes. Vol. 1 — 5. Bruxelles 1839. 8.

F. L. Z. Werner, Ausgewählte Schriften, Herausgegeben von J. B. v. Zedlitz. Th. 1, 2. Grimma 1840. 8.

Revue des deux mondes. 1840. Vol. I. Bruxelles. 1840.

Gabriel Peignot, Mélanges, littéraires, philologiques et bibliographiques. Paris 1818. 8.

John Richardson, A dictionary Persian, Arabic and English, with a dissertation on the languages, literature and manners of eastern nations. London 1829. 4.

Dictionarium anamitico-latinum, primitus inceptum ab illustr. et rev. P. J. Pigneaux, episcopo Adranensi etc. dein absolutum et editum a J. L. Taberd, episcopo Isauropolitano. Serampore 1838. 4. (Anamit.)

Dictionarium latino-anamiticum, auctore J. L. Taberd. Serampore 1838. 4.

Pânini's 8 Bücher grammatischer Regeln. Herausgegeben und erläutert von Dr. Otto Böhtlingk. Bd. 2. Sutra. Bonn 1840. 8.

Jules Klaproth, Supplément au dictionnaire Chinois-latin du P. Basile de Glemona, imprimé en 1813 par les soins de M. de Guignes. Paris 1819. f.

John Shakespear, A dictionary Hindustani and English. London 1834. 4.

J. A. Vullers, Institutiones linguae Persicae cum Sanscrita et Zendica lingua comparatae. Gissae 1840. 8.

Carol. Keilius, Specimen onomatologi graeci. Lips. 1840. 8.

Berriat-Saint-Prix, Coup D'Oeil sur l'emploi de la langue latine dans les actes anciens et sur la prohibition au 16. siècle. Paris 1824. 8.

J. F. Schnackenburg, Tableau synoptique et comparatif des idiômes populaires ou patois de la France. Berlin 1840. 8.

P. C. v. Boiste, Dictionnaire universel de la langue française avec le latin et les étymologies. Paris 1836. 4.

Edwin Guest, A history of English Rhythms. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nr. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ueber Hamburgs Handel. Von Dr. Adolph Soetbeer. Hamburg 1840. 304 Seiten.

Der Verfasser deutet im Eingang auf die Nothwendigkeit hin, verläßige Thatsachen über Hamburgs Handel bekannt zu machen: einmal um den Vorwurf der Geheimnißkrämerey zurückzuweisen, der so oft gegen Hamburg erhoben worden; dann aber um die vielen Beschuldigungen zu widerlegen, die seit Büsch's Zeiten immer auf's neue gegen den Handel von Hamburg wiederholt wurden, als stehe er bloß im Solde des Auslandes und wirke nachtheilig auf die deutsche Industrie, oder hindere wenigstens Deutschland, als Handelsmacht die Stellung im Weltverkehr einzunehmen, auf die es Anspruch habe. Daß er sich dabey gegen die Annahme verwahrt, als wolle er überreden, Hamburg handle überall nur aus uneigennütziger Rücksicht für das allgemeine Wohl von Deutschland und hinzufügt, die Wirkung bleibe dieselbe, wenn zunächst auch nur das wohlverstandene eigene Interesse und der natürliche Zusammenhang der Verhältnisse des hamburgischen Handels auf die Industrie und den Wohlstand des deutschen Inlands belebend einwirke, wird von vorn herein der Schrift das Vertrauen der Verständigen erwerben. Denn immer auf's neue muß man gewissen überschwenglichen Patrioten, dergleichen sich in allen Ländern finden, das gewichtige Wort Adam Smiths entgegen halten: „er habe nie viel Gutes von denen kommen sehen, die um des allgemeinen Besten willen Erwerb zu treiben versicherten."

Der erste Abschnitt der Schrift giebt einen Ueberblick der bisherigen Entwicklung des hamburgischen Handels. Nicht die Anlegung einer englischen Factorey (1586), sondern die Uebersiedlung vieler niederländischer Familien (1605) nach dem Ruine Antwerpens habe seit dem Verfall der Hanse zuerst wieder dem Handel Hamburgs Wichtigkeit gegeben. Dazu kamen im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts die Wechselordnung, die Bank, die Assekuranzanstalten. Günstig wirkte auch, daß die Stadt vom dreyßigjährigen Kriege direct nicht zu leiden hatte. Wiewohl von da an bis 1789 Hamburg die Colonial-Producte, des Colonial-Systems wegen, nur indirect, von den Mutterländern, und zwar vorherrschend von Frankreich bezog, so wuchs doch auch hiedurch die Ausfuhr deutscher Waaren. So hatten Hamburger Kaufleute zu Ende des 17. Jahrhunderts in Schlesien die Nachahmung der französischen feinen Leinen veranlaßt, was bald eine Ausfuhr von 4 — 5 Millionen Thaler zur Folge hatte. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1789 gelang es den Hansestädten, mit England, Frankreich und Spanien günstige Verträge abzuschließen, die ihrem Handel theils Exemtionen von den Schiffahrtsgesetzen jener Länder gewährten, theils den Schutz ersetzten, dessen der deutsche Seehandel entbehrte. Daß der ruhige, ja erweiterte Fortgang des neutralen Hamburgischen Handels während der Kriege der Seemächte 1689, 1756, 1778, 1780 zwar vor allem der Stadt selbst, aber zugleich auch dem deutschen Binnenlande zu gute gekommen, bedarf keines Beweises. Auch der Zwischenhandel nach dem nördlichen Europa, Kattundruckereyen und Zuckersiedereyen brachten viel Erwerb. Als Altona emporkam, begriff Hamburg rasch seinen Vortheil, indem es 1747 vom Korn, 1764 von Leinen, Garn, Kupfer und einigen andern Waaren, jeden Zoll aufhob. Die Meynung, als ob die Ausfuhr deutscher Rohproducte und Manufacte unmittelbar nach den Ländern des Absatzes mehr Vortheil bringen würde, als ihre Versendung



durch die Vermittlung Hamburgs hat sich bis auf unsere Zeit immer aufs Neue wiederholt. Aber schon Friedrich dem Großen, der für den directen Absatz schlesischer Leinen nach den überseeischen Ländern eine eigene Handelsgesellschaft zu gründen beabsichtigte, wurden von dem schlesischen Handelsstande nachdrückliche Gegenvorstellungen gemacht. Die rheinisch-westindische Handelsgesellschaft, die Cölnische Seeschiffahrt geben praktische Beweise, wie wenig man im Handel machen kann, wenn die natürlichen Bedingungen und die Erfahrungen fehlen, die sich an großen Handelsplätzen als geistiges Kapital von Geschlecht zu Geschlecht vermehren, und ihnen im Handel stets das Uebergewicht über das Innere des Landes sichern. Am meisten kam die Neutralität dem hamburgischen Handel während der Blokade der französischen und holländischen Häfen von 1791 bis 1802 zu Statten, in welcher Zeit folgende Zunahme der Waaren-Einfuhr eintrat:

	Angek. Schiffe	Zucker Pfd.	Kaffee Pfd.	Häute Stück	Baumw. Ballen	Pfeffer Säcke
1791	1504	52,9 Mill.	21½ M.	70411	3685	864
1802	2108	84,8 =	24 =	226472	6793	6060

Zugleich stiegen die Geld- und Wechselgeschäfte, seitdem der Credit der Amsterdamer Bank wankte; die Assekuranzgeschäfte stiegen allein von 1802 bis 1805 von 150 Mill. Mk. Bko. auf 303 Mill., wobey die Concurrenz die Prämie von $5\frac{3}{16}$ 0/0 auf $3\frac{1}{2}$ 0/0 herabdrückte; und 1805 zählte man 450 Zuckersiedereyen. Daß die hierauf folgende Continentalsperre wohl die Colonialwaaren vertheuern, den Handel nicht ganz hindern konnte, ist bekannt; zu wenig beachtet aber, daß sie die Ausfuhr wichtiger deutscher Manufacte hemmte, und England auf deren stärkere eigene Erzeugung hinleitete. Beherzigungswerth ist die Bemerkung, wie nach dem Frieden trotz der Unterbrechung des Handels während der Blokade, trotz der Plünderung der Bank, kein Befehl, kein Zwang, keine Aufmunterung nöthig gewesen, um den hamburgischen Handel zu erwecken. Der Verf. sucht bey dieser Gelegenheit den Vorwurf zu entkräften, als ob gerade Hamburg die Schuld an der Einfuhr der englischen Manufacte trage, die von da an Deutschland überschwemmten. Sie lag an deren niedrigen

Preisen und den zu niedrigen Zöllen der meisten deutschen Staaten; und keines Beweises bedarf es, daß die Hansestädte wohl eben so eifrig, deutsche Produkte aus-, als fremde einführen, wenn sie sich vermöge ihrer Qualität und Preise zum Absatz im Ausland eignen, und hierbey den Gewinn abwerfen, der die natürliche Prämie ist, welche der Abnehmer auf die Zufuhr seines Bedarfs legt. Erst in dieser Periode gewinnt mit der Losreißung des größeren Theils von Amerika von den Mutterländern der directe Handel Hamburgs mit den überseeischen Ländern Bedeutung, in allen wichtigeren Handelsplätzen America's wurden deutsche Etablissements von den Hansestädten aus begründet. Wie der directe Verkehr zugenommen, zeigt die Zahl der in Hamburg angekommenen Schiffe von

	Nord-Amer.	Mexiko Westind.	Süd-Amer.	Guinea bis zum Cap.	Ostind. u. China.	Sum.
1815	34	28	6	2	—	70
1822	36	50	75	7	6	174
1828	51	118	91	6	6	272
1838	37	124	136	7	10	314

Aus der hierauf folgenden Darstellung der gegenwärtigen Handelszustände Hamburgs heben wir nur einzelne Notizen aus. Die Lage sichert Hamburg seinen Rang unter den Handelsstädten. Das Flußgebiet der Elbe mit seinen Canalverbindungen umfaßt Länder, die an Fruchtbarkeit, Gewerbfleiß und Verbrauch ausländischer Producte hervorragen und an dem Puncte des Stromes, wo die obere Flußschiffahrt mit der directen Seeschiffahrt in Verbindung tritt, einen jährlichen Waaren-Umsatz von 500 Mill. Pfd. hervorrufen. Für die Erhaltung der Flußtiefe bis Hamburg herab wird stets Sorge getragen; die Unter-Elbe aber ist durch Ebbe und Fluth auf lange hin gegen Versandung gesichert. Zur Aufnahme der Fluß- und Seeschiffe dienen drey Häfen von 3,200,000 Quadrat Fuß; wogegen der Hafen von Harburg nicht ganz 400,000 Q. Fuß, der Altonaer 360,000, der Bremer Hafen ca. 600000 Q. F. hat. Die Unterhaltung der Häfen, der Signale zur Bezeichnung des Fahrwassers, der Magazine, der erforderlichen Wassertiefe kostet dem Staate jährlich 340,000 Mark (245000 fl.)

Die Handelsinteressen wahrt in der Republik seit 1665 eine Commerz-Deputation, deren Gutachten in allen Handelsverhältnissen der Senat berücksichtiget, und die selbst Vorschläge zur Förderung des Handels machen kann. — Die neueste Zollordnung ist vom 23. Decbr. 1839; nach ihr zahlen alle Güter beym Eingang $\frac{1}{2}$ 0/0, beym Ausgang $\frac{1}{8}$ 0/0 Courant vom Bankowerth nach dem laufenden Börsenpreise. Vom Ein- und Ausgangs-Zoll frey sind Leinen, Lumpen, Flachs-, Hanf-, Baumwollgarn, Wolle, die Hauptgetreidarten, rohes Kupfer, roher Zink, edle Metalle, roh und in Münzen, und einige andere. Einige Getreidarten, Baumaterialien, Holz (mit Ausnahmen), dann einige Fabrikstoffe sind vom Eingangszoll allein frey. Der Transit des zur Spedition declarirten Gutes ist zollfrey. Erst seit 1824 ist der Ausgangszoll von $1\frac{1}{2}$ 0/0 seewärts und $\frac{1}{2}$ 0/0 landwärts auf $\frac{1}{8}$ 0/0 herabgesetzt; seit 1830 der Eingangszoll von gleicher Höhe auf $\frac{1}{2}$ 0/0. Daß aber dieser Zollermäßigung und nicht viel mehr der in Folge des steigenden Wohlstandes der innern Länder erweiterten Consumtion die Zunahme des Zucker- und Kaffeehandels während dieser Zeit zuzuschreiben ist, wie der Verf. behauptet, erscheint uns äußerst unwahrscheinlich. Die ganze Zolleinnahme betrug 1838 711,500 Ct. Mk., wovon die Handelsanstalten und Flußbauten allein 547,200 Ct. Mk. hinwegnahmen. — Mit Gewandtheit setzt der Verfasser die Vorzüge der Hamburger Bank ins Licht. Das persönliche Abschreiben erhöht allerdings die Sicherheit der Uebertragung von einem Conto auf den andern; verursacht aber auch eine Beschwerde, die in einer etwas größeren Stadt die Benützung der Bank hindern würde. Daß kein Geld abgeschrieben werden darf, das nicht wenigstens eine Nacht auf dem Conto gestanden, soll nach dem Verf. die bewunderungswürdige Ordnung der Bank bedingen. Da aber der Verf. selbst versichert, daß keinerley Zusammenstellung der täglichen Bankgeschäfte gemacht werde, so ist es wohl Jedem unbegreiflich, welcher Unterschied zwischen einem richtig gebuchten Posten unmittelbar nach der Eintragung und eben demselben am nächsten Morgen seyn soll. Bey der gegenwärtigen Einrichtung kann eine Geldsumme höchstens 300 Umsätze des Jahres machen und sie muß die Wirkung haben, daß der hamburgische Handel weit mehr baar Geld in Kasse bedarf, als ohne die Bank nöthig wäre. Man denke sich dieselbe Beschränkung bey der Kasse jedes einzelnen Kaufmanns, um die Beschwerde richtig zu begreifen. Gerade daß der Handel zur Erleichterung seiner Umsätze Discontowechsel gegeneinander austauscht, fremde Valuten mit fälligen Bankwechseln zahlt, überhaupt manchfache Abrechnungen vornimmt, wobey nur die zur Ausgleichung nöthige Summe abgeschrieben wird, zeigt das Hinderliche jener Bankeinrichtung für den Verkehr. — Das Handelsgericht besteht aus zwey Präsidenten und neun kaufmännischen Richtern, wovon jährlich drey neu gewählt werden. Es zerfällt in zwey Kammern, verfährt mündlich, öffentlich, summarisch, erhebt geringe Gebühren und stellt den Ausländer dem Einheimischen gleich. Es entspricht allen Anforderungen des Handels und verbreitet durch die Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen sowie durch die Theilnahme der Kaufleute am Richteramte Einsicht in handelsrechtliche Fragen unter dem Handelsstande. — Im Jahr 1838 bestanden 19 Seeversicherungs-Gesellschaften und mehrere Privatassecuradeure. Von 1814 bis 1838 hat sich der Betrag der Versicherungen von 41,791000 Mk. Bk. mit $3\frac{9}{10}$ 0/0 Durchschnittsprämie auf 224,163000 M. Bk. mit $1\frac{1}{2}$ 0/0 Prämie gehoben. Das Actiencapital ist 11,035000 Mk. Bk. — Der Hamburger Handelsstand hat von Alters her den Ruf der Solidität, Vorsicht und Geschäftskenntniß. Der Handel ist sehr vertheilt. 900 Großhändler, deren Geschäfte durch 616 beeidete Mäkler vermittelt werden, erhalten die regste Concurrenz. Das Börsenspiel mit Actien und Staatspapieren, von welchem der Verf. mit Recht bemerkt, daß bey demselben der Gewinn des Einen immer Verlust des Andern sey, während beym Waarenhandel beyde Theile gewinnen, ist nie recht beliebt geworden; doch sollen in neuerer Zeit Differenzgeschäfte in Waaren vorkommen. —

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Christoval Rodriguez, Bibliotheca universal de la polygraphia Espannola, publicada por D. Blas Nassarre. Madrid 1738. f.

M. Silvestre, Paléographie universelle, collection de Fac-Similé d'écritures de tous les peuples et de tous les temps. Livr. 4 — 20. Paris 1839. f.

Coulon de Thévenot, Tachygraphie des Français. Paris 1806. 4.

Delle istituzioni diplomatiche di Angelo Fumagalli. Vol. 1, 2. Milano 1802. 8.

Dr. J. B. Köne, Ueber die Sprache der römischen Epiker. Münster 1840. 8.

F. W. Eichhoff, Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien. Leipzig 1840. 8.

J. A. Cramer, Anecdota graeca, e codd. Manuscriptis Bibliothecae Regiae Parisiensis. Vol. 1. 2. Oxonii 1839. 8.

A. Meineke, Fragmenta Comicorum Graecorum. Vol. 1. 2. Berol. 1829. 8.

Oeuvres complètes d'Hippocrate, traduction nouvelle par E. Littré. Vol. 1. 2. Paris 1839 — 40. 8.

Philostrati Libri de gymnastica quae supersunt, nunc primum edidit et interpretatus est C. L. Kayser. Heidelberg 1840. 8.

Dr. H. Schulze, de philosophia et moribus Juliani Apostatae. Sundiae 1829. 4.

Jules Simon-Suisse, Du commentaire de Proclus sur le Timée de Platon. Paris 1839. 8.

Gargilii Martialis quae supersunt. E codicibus Neapolitano et Vaticanis eruit Angel. Majus. Lunaeburgi 1832. 8.

Ant. Rutgers, Historia Jemanae sub Hasano Pascha. Lugd. Batav. 1838. 4. (Arab.)

Carol. Joh. Tornberg, Primordia dominationis Murabitorum, e libro arabico vulgo Kartâs inscripto, auctore Abu-L-Hhassano Ibn Abi Zera. Upsaliae 1839. 4.

Ritus anhâra. id est tempestatum cyclus, Carmen sanscritum, Kâlidâso adscriptum, edidit latina interpretatione, germanica versione metrica atque annotationibus criticis instruxit P. a Bohlen. Lipsiae 1840. 8.

Taki-Eddin-Ahmed-Makrizi, Histoire des Sultans Mamlouks, de l'Egypte, écrite en Arabe. Traduite en français et accompagnée de notes philologiques, historiques, géographiques par M. Quatremère. Vol. I. p. 2. Par. 1840. 4.

The Moolukhkhus-Ool-Tuwareekh, being an abridgement of the celebrated work, called the Seir Mootakherin, prepared chiefly by Maulavi Abdool Kerim. Calcutta 1827. 4. (Pers.)

The Lilavati, a treatise on Arithmetic, translated into Persian, from the Sanscrit work of Bhascara Acharya, by the celebrated Feizi. Calcutta 1827. 8. (Sanscr.)

Charles Stewart, Original Persian lettres and other documents with Facsimiles. London 1825 (Persic. et angl.)

Krishna Chandra. London 1811. 8. (Sanscr.)

James Michael, Nekalat Hindi. (Hindustanische Excerpte.) London 1839 (Hindustan.)

Mitakschara. (Indisches Gesetzbuch.)

1. Ajâma-atschara. Art und Weise der Einhaltung des Kostenunterschiedes.
2. Vjâvahâra. Prozeß und Streitsachen.
3. Prâjatslschitta. Von den Bußen. Calcutta 1813. 4. (Sanscr.)

Lalludschilalae Sabhavilasa. s. l. et a. (Sanscr.)

James Michael, Inchitab ichwan-u-safa. Lond. 1829. (Hindustan.)

Kalidâsa. Nalodaya cum scholiis. (Die Abentheuer des Nala und der Damadschanti.) Calcutta 1813. 8. (Sanscr.)

Sri-Tota-itihasa, or tales of a Parrot. London 1825 (Bengal.)

Madura-Condasvami. Smrita-Jchandrika. (Abhandlung über das Municipalrecht.) (Tamul. s. l. et a. fol.

Muhamed Ilauddin, Jus Muhammedanicum. s. l. et a.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nr. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ueber Hamburgs Handel. Von Dr. Adolph Soetbeer. Hamburg 1840. 304 Seiten.

(Fortsetzung.)

Die Schiffahrt hat seit 1825 zugenommen. Denn es sind in Hamburg und Altona angekommen

	Mit Ladung	Mit Ballast.
1825	2000 Schiffe	432 Schiffe.
1838	2471 „	229 „

Unter den 1838 angekommenen 2907 Schiffen von 175674 $\frac{1}{4}$ Lasten von 4000 Pfd. mit 21275 Mann, waren englische 883 von 84127 Lasten 9585 Mann; 438 hannöverische von 8192 Lasten u. 1455 Mann; 409 dänische von 10381 Lasten und 1456 Mann, 319 Hamburger mit 25551 Lasten und 2498 Mann, 256 holländische von 10608$\frac{1}{2}$ Lasten mit 1379 Mann; — dagegen nur 35 preußische und 8. russische. Die Hamburger Rheder besassen 1838 163 Schiffe von 19498 Lasten; die Altonaer 33 Schiffe von 3970 Lasten. Uebersee machen Hamburger Schiffe am meisten Fahrten nach Brasilien. 1824 kamen nur 19, 1838 42 Schiffe unter Hamburger Flagge von da an; sodann folgen Westindien und die Vereinigten Staaten. In Europa haben die Fahrten von der Nordwestküste von Frankreich von 25 bis auf 8 abgenommen, dagegen kamen 1825 nur 30, 1838 aber 124 Schiffe unter Hamburger Flagge aus Großbrittanien an. Im Jahr 1825 waren 2 Dampfschiffe im Gang, die 11 Fahrten machten; 1838 deren 24 mit 272 Fahrten. Die Zahl der von Hamburg aus verschifften deutschen Auswanderer war in den drey Jahren 1836, 37 u. 38: 2870, 2177, 955. Der Wallfischfang wurde 1838 nur mehr mit 2 Schiffen betrieben. Der Verkehr auf der Elbe hat bedeutend zugenommen:

Es sind Kähne	angekommen	abgegangen.
1821:	1764	1600
1833:	3999	2916

1814 wurden auf der Ober-Elbe nur 10449 Lasten, 1838 aber 70554$\frac{1}{2}$ L. versendet; wovon nach Magdeburg und Berlin allein über 43,500 Lasten. Im Ganzen giengen nach preußischen Plätzen 1837: 140$\frac{1}{2}$ Mill. Pfd., 1838: 133$\frac{1}{3}$ Mill. Pfd., worunter allein im letzten Jahr 43$\frac{1}{4}$ Mill. Pfd. Rohzucker, 23$\frac{3}{4}$ Mill. Pfd. Kaffee, 18 Mill. Pfd. Twist, 6 Mill. Pfd. Baumwolle.

Die Einfuhr der letztern war das Jahr zuvor 10$\frac{3}{4}$ Mill. Pfd. Am meisten hat die Einfuhr von Häringen abgenommen: von 6$\frac{1}{3}$ auf 2$\frac{3}{4}$ Mill. Pfd. Auf der Achse wurden über Haarburg, Lüneburg und Lauenburg 1828 etwa 15000 Lasten verführt, wovon 3000 nach Bayern giengen.

Unter den hamburgischen Handels-Artikeln steht Getreide oben an. Dieser Handel hat sich gehoben, seit Holland in Folge seiner Korngesetze aufgehört hat, der Hauptstapelplatz des Getreids aus der Ostsee zu seyn. Uebrigens umfaßt der Getreidhandel in Hamburg selbst lange nicht alle Geschäfte der dortigen Kaufleute in diesem Artikel, da auch häufig directe Verschiffung aus Ostseehäfen von Hamburg aus dirigirt wird. Hamburg selbst bezieht seinen Bedarf von Holstein, Hannover und Meklenburg. Zur Ausfuhr nach Frankreich, Holland, England wird das meiste Getreid aus den preußischen Provinzen bezogen und zwar weniger aus der Ostsee als auf den Canälen und Flüssen. Auffallend ist es, daß 1828 Ein- und Ausfuhr an Getreid nahezu dieselbe war, wie 1801, nämlich jene 44,800

Last, diese über 31000 Last, welche 9,885000 Mill. Bo. werth waren; davon ist über ⅔ Wagen. In den letzten Jahren hat starke Mehlausfuhr begonnen: 1838 111000 Fäßer Waizenmehl à 183 Pfd. Nto. im Werth von etwa 2 Mill. Bo. Noch steht deutsches Mehl gegen Nordamerikanisches auf den Märkten von Südamerika nm 20 — 25 0/0 zurück. An Kleesaat gieng 1838 6,827000 Pfd. ein, etwa 1¾ Mill. Bo. Mk. werth. An Bau- und Nutzholz für 2⅙ Mill. Mk. Die Ausfuhr an gesalzenem Schwein- und Ochsenfleisch hat von 1836 bis 1838 von 20,000 Fässer, auf 44500 F. zugenommen, wozu das Vieh meist aus Holstein, Schleswig und Jütland kommt. An Butter wurden 1838 für 4¾ Mill. Bo. Mk. verschifft, an Schaf-, Lamm-, Bock- und Ziegenfellen für 1⅖ Mill. Mk. Die Ausfuhr an Schafwolle ist von 1830 bis 1838 von 18¾ Mill. Pfd. auf 22 Mill. Pfd. gestiegen, letztere mit einem Werthe von etwa 30 Mill. Gulden. Die Ausfuhr von Zink betrug 1838 11½ Mill. Pfd. etwa 1¼ Mill. Mk. werth.

Unter den deutschen Manufacten, welche Hamburg ausführt, ist vor allen Leinwand zu nennen, die meist nach Cuba, Mexiko und Südamerika geht. Das meiste geht auf Rechnung Hamburger Kaufleute, die rohe Leinen kaufen und appretiren lassen. Die Hauptgegenden sind Schlesien und Sachsen; auch aus Westphalen und an der Weser kommt einiges. Ein einziges Haus Kramsta und Söhne in Freyburg versendete über Hamburg im J. 1838 66,007 Stück Leinen 1,130000 Mk. Bo. werth. Im ganzen schätzt man die Ausfuhr im Jahr 1838 auf 7,600000 Mk. Bo. Nur wenig hat in den transatlantischen Ländern das Baumwollgewebe die Leinwand verdrängt. Aber die Verbesserung der Flachs-Cultur und das Spinnen des Flachses auf Maschinen ist nothwendig, soll Deutschland nicht in der Concurrenz mit Englands Leinen am Ende zurückstehen. — An Baumwollgeweben giengen schon 1836 um 70,735 Ctr. mehr aus den Ländern des Zollvereins ins Ausland als eingeführt wurde und von jener Ausfuhr wohl das Meiste über Hamburg, fast ganz auf Bestellung und für Rechnung Hamburger Häuser. Vorzüglich sind es Artikel, die außer der Maschinerie auch Handarbeit verlangen: wie Strumpfwaaren, Spitzen, Frangen ꝛc. aus Sachsen; glatte und auf dem Jacquardstuhl gefertigte Gewebe aus den Rheingegenden, Chemnitz, dem sächsischen und bayerischen Voigtlande, Berlin; gedruckte Kattuntücher aus Chemnitz und Berlin; broschirte und gestickte weiße Waaren; dann gefärbtes Garn. — An Wollenwaaren werden eben sowohl Mitteltücher aus der Altmark, Schlesien und Sachsen, als feine aus den Rheingegenden, Flanell aus Sachsen ausgeführt. Merino's und Thibets gehen viel nach Nordamerika, wo sie die französische Concurrenz fast ganz überwunden haben. — An Seidenwaaren geht viel Sammt, Hutfelpel, glatte Gewebe, Westenzeuge über Hamburg vornehmlich nach allen Gegenden von Amerika mit Ausnahme von Nordamerika. Die rheinländische Fabrikation scheut hier die französische Concurrenz nicht. In der Regel macht der Hamburger Kaufmann die Bestellungen bey den Fabrikanten nach dem Geschmack und Bedürfniß seiner überseeischen Fabrikanten. Der Werth der wollenen, baumwollenen und seidenen Fabrikate, die landwärts nach Hamburg zum Verkauf kamen war 1838 über 10 Mill. Mk. Bo. Doch sind alle diese Schätzungen nur approximativ, da bey der Durchfuhr keine nähere Declaration verlangt wird. Man schlägt aber den Werth aller aus dem deutschen Inlande nach Hamburg gekommenen Fabrikate auf 42 Mill. Mk. Bo. an; und den Gesammtwerth aller von da angekommenen Artikel auf 110 Mill. Mk.

Hierauf beleuchtet die Schrift die Handels-Verhältnisse Hamburgs mit den einzelnen Staaten von Europa und den außereuropäischen Ländern.

Voran geht England. 886 Schiffe von 168254 Tonnen giengen im Jahre 1838 von Hamburg dahin ab und 883 von gleichem Tonnengehalt kamen an. Dazu machten die Dampfschiffe im Ganzen 210 Fahrten. Der Haupteinfuhrartikel ist Twist, die in dem Maaße zugenommen hat, in welchem im Zollvereinsgebiete weniger Baumwollengewebe eingehen; dann folgt 6¾ Mill. Pfd. Baumwolle, 1,814000 Pfd. Rohzucker, 1,345700 Pfd. Indigo, 30288 Last Steinkohlen, 10½ Mill. Pfd. Eisen, Thee, Gewürze, im Ganzen 60 — 70 Mill. Mark, wovon indeß Manches nach dem Norden von Europa und in assortirten Ladungen nach transatlantischen Hafen geht. Der Hauptausfuhrartikel

ist Schafwolle, Getreid, Oelsamen, Butter, Schaffelle, Zink. Trotz vielem Lärm über die Vortheile, welche seit 1825 in England der fremden Schifffahrt eingeräumt worden, ist die Aenderung der alten Navigations-Acte zu Gunsten der ausländischen Staaten, mit denen bestimmte Verträge bestehen, nur unbedeutend. So ist die Einfuhr von Fischen und der Küstenhandel nur in englischen Schiffen erlaubt; so dürfen 28 Hauptartikel des europäischen Handels zum englischen Verbrauch nur in brittischen Schiffen, oder in Schiffen des Landes, das sie producirt oder exportirt, eingehen; asiatische, afrikanische und amerikanische Waaren sind jetzt außer in brittischen Schiffen (wie ursprünglich) doch auch in Schiffen des Landes, welches die Güter producirt und exportirt, erlaubt. Bey der Ausfuhr sind die höheren Zölle für fremde Schiffe meist aufgehoben; nur Steinkohlen zahlen noch 4 Schillg. pr. Tonne in fremden Schiffen, während sie in eigenen fast frey ausgehen. Die ganze sogenannte Reciprocität welche den neuern englischen Schiffahrts-Verträgen mit andern Staaten zum Grunde liegt, besteht lediglich darin, daß für die Fälle, wo fremde Schiffe neben englischen zugelassen sind (es sind ihrer aber die wenigsten) sie mit den englischen Schiffen in Bezug auf die Schiffszölle gleich behandelt werden. Dieß mag wohl die Ursache seyn, warum Preußen seinen Vertrag im vorigen Jahre gekündet hat. — Mit Holland ist der Handel nicht so bedeutend. 1838 kamen von da 480 Schiffe an. Das meiste besteht besteht in Spedition holländischer Artikel: so z. B. waren von 8 Mill. Pfd. Kaffee im Jahr 1838 6½ Mill. Transit. In Holland sind Hamburger Schiffe wohl in Bezug auf die Schiffsabgaben den holländischen gleichgesetzt, aber die in jenen eingehenden Waaren zahlen wenigstens 100/0 mehr Zoll, was häufig einem Verbot der fremden Schiffe gleichkommt. Dazu kommen noch hohe Differenzzölle bey der Ausfuhr selbst der eigenen Colonialwaaren, welche dieselbe fast nur auf holländische Schiffe beschränken. Der Verf. macht aufmerksam auf den Geist des Monopolisirens, der sich im holländischen Handel, wie vor Alters, so auch jetzt wieder kund giebt. Fast der ganze Anbau von Java ist in der Hand der Regierung, die den größten Theil des Bodens besitzt, und ihn gegen 90 Tage Arbeitsertrag und Ablösung des übrigen Products zu niedrigen Preisen verpachtet. Seit 1830 hat der Anbau von Kaffee sich dort gehoben im Verhältniß von 29 zu 59, Zucker im 1: 7, Reis wie 64: 95; Indigo wie 22: 743. Die Einfuhr in Holland war

	Kaffee	Zucker
1830	30 Mill. Pfd.	63 Mill. Pfd.
1839	89 „ „	143 „ „

Dabey zahlt es auf die Wiederausfuhr seines Zuckers in Form von Lumpen eine Prämie, die je nach der Qualität von 2 fl. 30 kr. bis 3 fl. 30 kr. pr. Ctr. Rohzucker beträgt. Diese muß der Zuckereinfuhr aus Brasilien, die in den letzten Jahren nach Deutschland vorherrschend zugenommen, Eintrag thun; aber damit auch der Ausfuhr deutscher Producte schaden. Denn in Java, wo die Handelscompagnie allen Gewinn des zunehmenden Anbaus ziehe, bleibe der Landmann arm, die Ausfuhr deutscher Waaren dorthin könne also nicht mit der Zunahme der Einfuhr dortiger Producte wachsen, wie dieß bey dem Handel mit Brasilien der Fall ist, wo eine Vermehrung der eigenen Production die Zahlungsfähigkeit und die Kauflust der freyen Eigenthümer für die Producte des Auslandes nothwendig erhöht.

Auch **Belgien** behandelt anscheinend Hamburger Schiffe wie die eigenen, aber die Waaren zahlen in belgischen Schiffen 3 — 4mal geringeren Zoll. Uebrigens gehen nach Belgien aus Hamburg meist deutsche Rohproducte und dagegen kommen von dorther vorherrschend Manufacte. Der Werth der Ausfuhr aus Belgien nach den Hanse-Städten war 1835: 14⅓ Mill. Frcs., die Einfuhr aus diesen nur 2¾ Mill. Fr. Mit **Frankreich** war der hanseatische Handel vor der Revolution weit bedeutender, weil es damals die meisten Colonialwaaren nach Deutschland lieferte.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Puruscha Pariksсha Bengala blaschata ratschita. Die Sittenlehren der Hindus von Huruprusad aus dem Sanscrit in das Bengalische übersetzt. London 1824. (Bengal.)

James Michael, Persian fables from the Anwari. Sooheyly of Hussein Vāiz Kāshify. London 1827 (Pers).

Janayath Kitab.

1. Al-Dschinajath (die Verbrechen) nach Alemgirs Fetwa's authentischen Entscheidungen ins Persische übersetzt von Mohammed Nedschmeddin Chan.
2. A-ta'sirâth. Ein Traktat über gewisse willführliche Strafen von Mohammed Nedschmed din Chan. Persisch.
3. Al-hodûd (die gesetzlichen Strafen) nach den Fetwas Alemgirs ins Persische übersetzt von Moh. Nedschmeddin Chan.

The Khoolasut-ool Hisab: A compendium of Arithmetic and Geometry; in the Arabic language with a translation into Persian and commentary by Ruoshun Ulee. Calcutta 1812 8.

Daya-Kaumudi. Sri vamadschaya torkalankarae. (Ein Buch über Erbrecht.) Calcutta 1827 8.

Zohairi Casida: Banath Soâd." Cum scholiis Ahmed Ansarii et adpendice, cui insunt textus Casidae et testimonia de istis scholiis. Calcutta 1815. 8.

Singhásan Batrisi Maraschiri Bhaschent sangraha. (Acht Mährchen der 32 Statuen am Throne Vikramadithya) Serampore 1814. (Mahratt.)

Septem Moallakât cum scholiis Susenii. Calcutta 1823. 4.

(Moallakât ist der Titel, den die Werke der 7 vorzüglichsten arabischen Dichter haben.)

Loghat-i-Turki, id est: Lingua Turcica. Lexicon Turcico-Persicum. 1821. 4.

Ibn Abd-el Kerim Abder-rahim, Grammatica Arabica persice scripta et duobus tomis divisa. Calcutta 1828. fol.

Kirata-Arjuniyam, cum commentario Ghandapatha, a Mallinatha compositio. Edit. a H. T. Colebrooke. Calcutta 1814. 4.

Katha Sarit Sagara. Die Mährchensammlung des Sri Sommadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Dr. H. Brockhaus. Paris 1839. 8.

Hammer-Purgstall, Falknerklee, bestehend in 3 ungedruckten Werken über die Falknerey. Pesth 1840. 8.

The Vishnu Purána, a system of Hindu mythology and tradition. Translated from the original Sanscrit and illustrated by notes derived chiefly from other Puránas by H. H. Wilson. London 1840. 4.

Journal asiatique. III. Série. T. IX. Paris 1840. 8.

J. v. Gruber, Grundriß einer historischen Geographie. Stralsund 1838. 8.

Abbé Georgel, Voyage à Saint-Petersbourg en 1799 — 1800. Paris 1818. 8.

Sam. Brunner, Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges im Jahre 1838. Bern 1840. 8.

E. Combes et M. Tamisier, Voyage en Abyssinie, dans le Pays des Galla, de Choa et d'Ifat. (1835 — 1837) Vol. 1 — 4. Paris 1838. 8.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 16 — 18. Paris 1840. f.

David Turnbull, Travels in the West. Cuba; with notices of Porto Rico and the Slave Trade. Lond. 1840. 8.

Maurice Tamisier, Voyage en Arabie. Séjour dans le Hedjaz. — Campagne d'Assir. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

William Macmichael, Journey from Moscow to Constantinople in the years 1817, 1818. London 1819. 4.

William Lloyd and Alex. Gerard, Narrative of a journey from Counpoor to the Boorendo pass in the Himalaya mountains, viâ Gwalior, Agra, Delhi and Sirhind. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nr. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ueber Hamburgs Handel. Von Dr. Adolph Soetbeer. Hamburg 1840. 304 Seiten.

(Schluß.)

Im Jahr 1789 empfieng Frankreich aus den Hansestädten für fast 17 Mill. Fr. und sendete ihnen für 62½ Mill. Fr. Waaren. Im Jahr 1836 dagegen empfieng es für den eigenen Verbrauch für 10⅓ Mill. Fr. und sendete an eigenen Waaren nur für 7¼ Mill. Fr. und davon war ⅓ Seidenwaaren. Auch diesen Handel hemmt vielfach der große Vorzug, den bey der Verzollung die französischen Schiffe genießen, der bey Waaren aus fremden Welttheilen bis auf 105, 200, ja 400 und 700 0/0 steigt.

Nach Spanien exportirt Hamburg für etwa 1 Mill. Mk. Bo. Die hohen discrimirenden Eingangszölle von Waaren auf fremden Schiffen bewirken, daß viele Güter nach Bayonne und Gibraltar gehen und dort von spanischen Küsten-Fahrzeugen abgeholt werden. — Nach Portugal sendete ehedem Hamburg viel Getreid. Dieß hat in neuer Zeit aufgehört, weil der eigene Landbau sich dort so gehoben hat, daß 1838 sogar von Portugal Getreid ausgeführt wurde. Die Ausfuhr aus Hamburg nach Portugal besteht über die Hälfte in Butter (für 1 Mill. Mk. Bo.) und für ¾ Mill. Mk. Bo. an deutschen Fabrikaten. Die Einfuhr von dort hat etwa den halben Werth. Hier wie bey den übrigen Staaten kommt der Vorzug der einheimischen Schiffer bey der Eingangsverzollung der Fremdwaaren weniger den Consumenten dieser Waaren als den Schiffern selbst zu gut, die höhere Frachten erzwingen können. — Mit den Ländern des Mittelmeers hat Hamburg erst seit der Unterdrückung der Seeräuberey directen Verkehr in eigenen Schiffen begonnen. — Am wichtigsten für Hamburg ist der Handel mit dem nordöstlichen Europa. Der hohe Sundzoll und die Dauer des Winters erschweren und unterbrechen die Schiffahrt auf der Ostsee; die dortigen Uferstaaten beziehen daher vornehmlich gegen Anfang des Frühlings viel von Hamburg über Lübeck. Zum Theile wirkt auch der ausgedehnte Credit hier mit, den der hamburgische Handelsstand den nordischen Kaufleuten zu gewähren vermag. Der Werth der Ausfuhr von Hamburg und Altona nach Norwegen wird auf 5 Mill. Mk. Bo., nach Dänemark auf 4 Mill. Mk. Bo. und nach Stockholm auf 2¼ Mill. Bo. Rthlr. geschätzt. Die Masse der Waaren, die der hamburgische Zwischenhandel nach der Ostsee und Norwegen zu Land und zu Wasser versendete, betrug 1838 über 82 Millionen Pfund

Mit dem britischen Nordamerika besteht erst seit 1826 von Hamburg aus ein directer Verkehr. Für Korn- und Fleischwaaren, die sie in Hamburg laden, bringen meist englische Schiffe Bauholz nach England. Im Jahr 1838 exportirten 104 Schiffe für 3,400000 Mk. Bo. — Mit den vereinigten Staaten besteht eine wahre Reciprocität bey der Waareneinfuhr, vermöge Vertrags vom Jahre 1827; und seitdem hat die hanseatische Schiffahrt dorthin bedeutend zugenommen. Belebt wird dieselbe auch durch die Ueberschiffung deutscher Auswanderer, die betragen

	aus Bremen	Hamburg
im Jahr 1837	14,600	2177
„ 1838	8,934	313

Nach den amerikanischen Zollisten betrug 1838 in den vereinigten Staaten der Werth der Einfuhr

aus den Hansestädten 5,642221 Dollar, die Ausfuhr in dieselben 3,754949. Die Hauptartikel der Ausfuhr nach Nordamerika sind: Leinen, Baumwollwaaren, Merinos, Seidenwaaren, Metallwaaren, Glaswaaren und Spiegel, Leder, kurze Waaren aller Art, Musikinstrumente, — wogegen von dort bezogen wird: Tabak, Baumwolle, Reis, Quercitron, Farbholz u. a.

Bedeutend nimmt die Ausfuhr der Hansestädte nach Mexiko mit dessen innerer Production und Kaufsfähigkeit zu. Von Bremen und Hamburg betrug sie 1838 4,399335 Mk.Bo., wovon 3,104885 auf Hamburg treffen und unter diesen beträgt die Leinwand allein 2,367000 Mk. Bo. Der größere Theil des Gegenwerthes, den Mexiko sendete, besteht in Silber. Mit Cuba ist der hanseatische Handel bedeutend geworden seit 1815, wo die Häfen dieser Insel den Schiffen aller Nationen geöffnet worden. In neuerer Zeit wirkt aber die Bevorzugung der spanischen Flagge sehr störend ein. Der Totalwerth der Ausfuhr von Hamburg nach Cuba betrug 1836 circa 6 Mill. und 1838 etwa 7 Mill. Mk.Bo., wovon allein 2,802800 MkBo. an Leinen. Bezogen wurde von dort für 8½ Mill. Mk.Bo. vorherrschend Zucker und Kaffee. Nach Portoriko beträgt die Ausfuhr nach Hamburg und Altona etwa 2 Mill. Mk.; nach Hayti nur 600000 Mk., nach Venezuela für 620000 Mk.Bo., — nach allen diesen Ländern vorherrschend Manufacte. Höchst bedeutend ist endlich der Handel mit Brasilien. Im Jahr 1828 gieng von Hamburg und Altona für 3,128000 Mk.Bo. Waare dahin, vorherrschend Branntwein, Fleischwaaren, Leinen und Strumpfwaaren; dagegen betrug die Einfuhr über 11 Mill. Mk.Bo. — Nach Uruguay und der argentinischen Republik ist die Ausfuhr noch sehr schwankend; sie betrug 1837 800000 Mk.Bo. und 1838 nur 350000 Mk.

Wichtiger ist der seit 1825 eingeleitete directe Handel mit der Westküste von Amerika, wohin 1838 für 1,300000 Mk.Bo. versendet wurde.

Mit den afrikanischen und asiatischen Ländern, dann mit den englischen Colonien von Australien ist der deutsche Handel weit weniger bedeutend als mit Amerika. Die ganze Ausfuhr nach allen jenen Ländern von Hamburg aus wird auf 720000 Mk., die Einfuhr auf 1,300000 Mk.Bo. geschätzt. — Im Ganzen haben Hamburg und Altona nach sämmtlichen transatlantischen Ländern versendet im Jahr 1837 für 26½ Mill. Mk.Bo., im Jahr 1838 für 29½ Mill. Mk.Bo., und von dorther empfangen im Jahre 1837 für 28 Mill. Mk., im Jahre 1838 für 31¾ Mill. Mk. — Die Gesammtwaareneinfuhr in Hamburg betrug aber im Jahre 1838 162 Mill. Mk. Bo., den Zwischenhandel und die Beyladungen für Altona inbegriffen.

Nach dieser Uebersicht des Handels giebt die Schrift Andeutungen über Verbesserungen, die in den Usanzen einzelner Handelszweige, dann in manchen Hilfsanstalten für den Hamburgischen Handel getroffen werden sollten. Wir übergehen diesen Theil, um noch etwas bey der Schlußbetrachtung zu verweilen, welche die Stellung Hamburgs zum Zollvereine in Erwägung zieht.

Der Verf. beginnt mit der Prüfung der in Tagsblättern und Broschüren häufig wiederholten Behauptung: daß Deutschland als eine in sich geschlossene große Handelsmacht dem Auslande gefürchtet gegenüber stehen müsse; und so lange dieß nicht geschehe, die deutschen Industrie-, Handels- und Schiffahrts-Interessen fremder Willkühr Preis gegeben seyen. Dazu seyen Navigationsgesetze nöthig, welche deutscher Schiffahrt kräftigen Schutz gewähren und da solche von den isolirten deutschen Seestaaten nicht ausgehen könnten, so müsse der Zollverein bis an die Seegränze sich ausdehnen und namentlich Hamburg umfassen. Der Verf. läugnet nicht, daß die Begünstigungen, welche die meisten Seestaaten der eigenen Schiffahrt zuwenden, die Hamburger, so wie die deutsche Schiffahrt vielfach hemmen, so wie daß es vortheilhaft wäre, wenn irgend Maßregeln deutsche Rhederey nachhaltig zu heben vermöchten, ohne die bisherigen Interessen des Handels und der Industrie in Deutschland zu verletzen. Fürs erste setzt aber ein Navigationsgesetz nicht bloß den Beytritt von Hamburg, sondern auch von Meklenburg, Holstein, Oldenburg und Hannover, sodann die gänzliche Absperrung des

Rheins voraus; ersteres damit die ganze Seeküste beherrscht würde, letzteres, damit nicht durch die angeordneten Hemmungen der Einfuhr auf fremden Schiffen in deutschen Häfen gerade der holländischen, belgischen und französischen Schiffahrt Vorschub geleistet würde. Sodann würde sich nicht wohl ein allgemeines System gegen alle Seestaaten durchsetzen lassen, sey es in Form von Verboten, wie die englische Navigations-Akte, sey es mittels discriminirender Zölle, wie gegenwärtig in der Mehrzahl der übrigen Seestaaten: weil doch immer von einzelnen und insbesondere von Nordamerika Reciprocität in geringerem oder höheren Grade zugestanden wird. Es müßte das neue Gesetz jedenfalls diejenigen Flaggen den deutschen gleichhalten, in deren Staaten auch die deutschen Schiffe den nationalen gleichbehandelt würden. Dagegen dürften

1) englische Schiffe nur in England erzeugte oder von dort exportirte Waaren in deutsche Häfen einführen, nicht von einem deutschen Hafen zum andern Fracht einnehmen; so auch schwedische.

2) Französische, belgische, holländische, neapolitanische, portugiesische und spanische Schiffe würden höhere Schiffs- und Waarenzölle als deutsche entrichten;

3) Spanische und portugiesische Schiffe müßten außerdem noch bey ihrem Abgang eine Abgabe erlegen gleich der Differenz, um welche die in ihnen verladenen Waaren am Bestimmungsort weniger Zoll entrichten, als wenn sie in deutschen Schiffen dorthin gesendet würden.

Gegen jene Beschränkung der englischen Schiffahrt bemerkt nun der Verfasser, daß wenn in den letzten drey Jahren etwa 200 englische Schiffe von Amerika nach Hamburg gekommen, man nicht glauben müsse, dieselben Ladungen würden auch auf deutschen Schiffen ankommen. Viel davon sey Rückfracht für englische Ausfuhr und zur Weitersendung von Hamburg nach den Ostseeländern bestimmt. Eine Abweisung englischer Schiffe von Hamburg würde dieselben veranlassen, direct die nicht deutschen Ostseehäfen aufzusuchen, der Hamburger Zwischenhandel mit allem Erwerb der Frachtführer und Schiffahrt litte und selbst die einheimischen Consumenten der Colonialwaaren hätten Nachtheil, da die Seestädte weniger reichliche Zufuhr und Auswahl erhielten. — Die Beschränkung der spanischen Schiffahrt würde nothwendig deutsche Waare in Cuba vertheuern und ganz wie eine Prämie gegen deren Verbrauch und auf den Ankauf englischer oder anderer Fremdwaaren an ihrer Stelle wirken. Selbst England läßt aus diesem Grunde die Verschiffung seiner Producte in spanischen Schiffen zu. Dazu kommt, daß in Folge des häufigen Ankommens spanischer Schiffe viele auswärtige Waaren zur Verschiffung auf diesen nach Hamburg gelangen, was aufhören würde, wenn diese Schiffe abgewiesen wären.

Mit Recht bemerkt der Verf., daß wenn England und Frankreich durch Begünstigung und Prämien die eigne Schiffahrt selbst vielfach gegen die wahren Handels- und Gewerbs-Interessen zu heben suchen, dieß in keiner Weise für ein Land ohne Colonien und ohne Kriegsmarine sich eben so rechtfertige; und das Beyspiel Belgiens zeige, wie ein solches Land zwar durchsetzen könne, daß einige Schiffe mehr gebaut und etwas mehr Frachtgelder verdient werden, daß aber dafür der Zwischenhandel verloren gehe, wie denn z. B. Antwerpen hierin, trotz höchstgünstiger Lage, mit Hamburg, nicht verglichen werden könne. In Bezug auf die Schutz- und Retorsionszölle überhaupt scheint es dem Verf. gleichgültig, ob der Zollverein sie an der See oder im Innern erhebe; das aber hält er für irrig, zu glauben, Deutschland werde je im Stande seyn, etwaige Erhöhung der Eingangszölle von deutschen Waaren in transatlantischen Ländern durch höhere Belastung von Colonialwaaren dieser Länder zu verhindern. Eine solche Unterscheidung setze Versicherung über den Ursprung jener Waaren voraus, die in deutschen Häfen selbst nicht zu erlangen, an die aber gar nicht zu denken sey, wenn Colonialwaaren auch etwa über Frankreich, Holland rc. bezogen würden. Man würde auch hier wieder bloß den eigenen Handel beeinträchtigen und die eingehenden Waaren etwas vertheuern. Endlich deutet der Verf. noch auf die Wichtigkeit hin, welche im Falle eines Seekriegs ein neutraler Platz wie Hamburg, für den Welthandel im Ganzen und

insbesondere für Deutschlands Industrie und Verkehr haben, was unmöglich werde, wenn Hamburg dem Zollverein angehöre. — Was endlich die Verhältnisse Hamburgs selbst betrifft, so dürften seine Zuckerraffinerien die von 1825 — 1838 von 47 Mill. Pfd. Gesammtprodukt auf 19 Mill. Pfd. herabgekommen sind, in Folge des Anschlußes an den Verein sich bald wieder so heben, daß wohl nicht leicht eine binnenländische Raffinerie neben ihnen bestehen könnte; so würden auch die dortigen Tabakfabriken gewinnen. Dagegen fürchtet der Verf., daß die Zollformalitäten die Handelsthätigkeit im Ganzen hindern und lähmen und insbesondere den Verlust eines großen Theiles des bisherigen Zwischenhandels nach sich ziehen würden; auch wenn die obenbesprochenen Schiffahrtsgesetze und Zölle keine weitern Nachtheile brächten. — Können wir auch in Bezug auf diese Furcht vor den Zoll-Maßregeln mit dem Verf. nicht ganz übereinstimmen, so scheint uns dagegen seine Betrachtung möglicher Schiffahrtsgesetze, durchaus richtig zu seyn. Leider wird er aber gegen diejenigen nichts vermögen, welche da, wo es einfache Berechnung von Vortheil und Nachtheil gilt, unpassende Theorien in vornehmen Phrasen vorbringen und damit das Ohr der Unkundigen gegen bessere Belehrung verstopfen.

F. B. W. Hermann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Arthur Dillon, A winter in Iceland and Lapland. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

George Viscount Valentia, Voyages and travels to India, Ceylon, the red sea, Abyssinia and Egypt in the years 1802, 1803, 1804, 1805 and 1806. Vol. 1 — 3. London 1811. 8. Atlas in 4.

Louis de Freycinet, Voyage autour du monde. Historique. livr. 23 — 24.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 22 — 24. Paris 1838. 4.

Gabriel Lafond, Quinze ans de voyages autour du monde. T. I. Paris 1840. 8.

B. F. Leguével de Lacombe, Voyage à Madagascar et aux îles Comores (1823 à 1830). Vol. 1. 2. avec Atlas. Paris 1840. 8.

Samuel Laing, Journal of a residence in Norway, during the years 1834, 1835 et 1836; made with a view to enquire into the moral and political economy of that country and the condition of its inhabitants. London 1837. 8.

— — —, A tour in Sweden in 1838, comprising observations on the moral, political and economical state of the Swedish nation. London 1839. 8.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nordamerika. Lief. 8 — 11. Koblenz 1839.

G. W. Montgomery, Narrative of a journey to Guatemala in Central America in 1838. New York 1839. 8.

Alcide D. D'Orbigny, Voyage dans l'Amérique Méridionale, exécuté dans le cours des années 1826 — 1833. Livr. 43 — 47. Paris 1839. 4.

Franz Palacky, Literarische Reise nach Italien im Jahre 1837 zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte. Prag 1838. 4.

Jul. Ries, Schilderungen des Treibens im Leben und Handel in den vereinigten Staaten und Havana. Berlin 1840. 8.

Sainson, Voyage autour du Monde par les mers de l'Inde et de Chine, exécuté sur la corvette de l'état la Favorite pendant les années 1830, 1831 et 1832. Histoire naturelle Livr. 6. 7. Paris 1839.

Zoologie. Vol. 6.

Henri Ternaux. Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique.

T. 11. Alonzo de Zurita, Rapport sur les différentes classes de chefs de la Nouvelle-Espagne. Inédit. Paris 1840. 8.

T. 12. 13. Fernando D'Alva Ixtlilxochtil, Histoire des Chichimèques ou des anciens rois de Tezcuco. P. 1. 2. Inédite. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhard. Einleitung, Urschrift, Commentar, Urkundensammlung ꝛc. in II Theilen: von J. L. Ideler. Hamburg 1839.

Im Vergleich zur großen, einen Zeitraum von 40 Jahren umfassenden Aufgabe, ist es nur ein mäßiges Volumen, welches Einhard, bey uns gewöhnlicher Eginhart, über Carl den Grossen (vita et annales Caroli Magni) hinterlassen hat. Es ist aber eine, nach Umfang und Gehalt kaum übersehbare Masse von Druckschriften, in Teutschland und Frankreich, welche bis nun über Carl den Großen, über seine gleichzeitigen oder spätern Biographen, Historiographen, und Annalisten erschienen sind. Nebenher hat die Herausgabe der Codices, der Capitularia, der Diplomataria, Monumenta etc. verbunden mit der repetita praelectio etc. derselben, solche Fortschritte gemacht, daß der Stoff erschöpft zu seyn scheint. Und nur ein Mann wie Ideler konnte, bey seiner Unermüdlichkeit und historischen Erudition, noch den Muth haben, sich vorzugsweise auch mit diesem Gegenstande zu beschäftigen; d. h. hierüber ein selbstständiges Werk zu liefern. Aber selbst Ideler vergleicht dieses sein Werk, im Anhang zum zweyten Bande, mit dem Danaidenfasse. Wir wollen das nicht gesagt, wir wollen vielmehr auf die Erscheinung dieses der hierin zusammengestellten Literatur wegen zu tiefern historischen Studien immerhin sehr willkommenen Buches aufmerksam gemacht haben, ohne hiebey eine weitläufige oder kritische Anzeige zu beabsichtigen.

Es war im ersten Jahrzehent des XIX. Jahrhunderts, als man auch in Teutschland, berauscht von dem Nektar, den Frankreich, das mit Carl so nah und blutsverwandte Frankreich! aus seinem überschäumenden Herenkessel der Revolution Behufs der Wiedergeburt der Völker und ihres Vernunftrechts, so freygebig umhergeboten, damit umgieng, für die Hochschulen neue historische und publicistische Handbücher anzufertigen, und hierin den sogenannten Sauerteig des Mittelalters so viel möglich auszufegen. In dem dazu entworfenen Schema dessen, was der Fabel, was der Sage, was der Wahrscheinlichkeit und endlich, was der Gewißheit anheimgegeben werden sollte, war es nahe daran, daß Carl der Große entweder ganz und gar, oder doch zum größten Theile, als der ersten Kategorie verfallen, aus der Geschichte verschwunden wäre.

Aber diese Zeit ist vorüber, der Schwindel der modernen Barbarey und Unwissenheit, der sich, bezüglich auf das Mittelalter, gewöhnlich mit der phrase banale von einer hochverpönten retrograden Bewegung der Menschheit zu beschönigen sucht, ist im Abnehmen, und der große Carl ist, gleich andern ächthistorischen Charakteren und unveräußerlichen Institutionen unserer Vorvordern für Regenten und Staatsmänner, für Hochschulen, Corporationen und Standschaften, nach wie vor ein Gegenstand der Bewunderung und der Nacheiferung; aber auch der Prüfung, der Warnung, und jedenfalls ernster Studien geblieben.

Mag Einhard, in seiner aphoristischen Darstellung von Carls Leben und Wandel, von seiner inwohnenden Thatkraft und äußern Trefflichkeit, neben der Vielseitigkeit der Ereignisse, Vorgänge und Verhältnisse, die stets und überall vorwaltende Einheit und Seelengröße seines Helden auch richtig aufgefaßt haben: wie viel muß zur Erläuterung,

Bestätigung, Verständigung, Ergänzung, über alles das, was Carl, vom Ebro bis zur Elbe, vom Rhein bis zur Raab, von der Tiber bis zur Weichsel, vollbrachte oder vollbringen ließ, nicht aus andern Quellen erforscht und geschöpft werden?!

Dazu reichen die allerdings sehr schätzbaren fränkischen Annalisten, auf die man sich öfter vorzugsweise und ausschließlich zu berufen pflegt, nicht hin: es muß, so mühesam auch und weniger plausibel dieser Weg der historischen Forschung für manchen raschen, eine neue Bahn einschlagenden Geist seyn mag, unerläßlich zu den speciellen Quellen in der Völker= und Länderkunde, insbesondere Teutschlands, es muß oft zur Geschichte der einzelnen Territorien übergegangen werden.

Unter den großen und zeitgemäßen Conceptionen Carls war unstreitig eine der größten, die an sein Reich stoßenden östlichen Landschaften, welche seit der Völkerwanderung die Beute und der Tummelplatz scythischer Horden, die von Dacien und Pannonien aus auch dem civilisirten Süden und Westen so furchtbar als verheerend geworden, zu bezwingen, und da Bollwerke aufzurichten, die ihre Dauer und Festigkeit eben sowohl aus den Institutionen des Christenthums, als aus der Bluts= und Wahlverwandtschaft des dem rückwärts liegenden Lande angestammten und eingebornen Volkes schöpften und genossen. In diesen östlichen Landschaften selbst lagen noch gar manche volksthümliche Elemente früherer Cultur und Civilisation, ja selbst des von Byzanz und Aquileja her dort früher eingewanderten Christenthums, verborgen und gebunden.

Frägt man, welche Völkerschaften damals jene östlichen Länder inne hatten, so ist anerkannt, daß dort, wie heute, so auch damals die Slaven bey weitem die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachten; und die wohlbegründete Meynung höher gestellter und unbefangener Geschichtsforscher, z. B. eines Herder und Schlötzer, daß der slavische Urstamm schon im alten Pannonien das unvordenklich eingeborne Element sey: stimmt mit der neuesten wohlbegründeten Ansicht, daß die Westslaven, z. B. in Böhmen, viel früher da waren, als die Geschichte ihrer ausdrücklich erwähnt, wesentlich überein. Ein bedeutender Zuwachs der Bevölkerung Oberpannoniens bestand von jeher aus Norikern, später aus Bajovariern, wofür unter andern, auch abgesehen von örtlicher Anschauung der selbst durch spätere Prohibitivgesetze nicht zerstörbaren geographischen und ethnographischen Wechselverhältnisse, z. B. Paul Warnefrid in seiner Geschichte der Longobarden hinlängliche Gewähr leistet. Bekannt ist übrigens, daß viele römische Abkömmlinge in Pannonien sitzen geblieben, und daß auch germanische Völkerschaften, Gothen, Gepiden, Longobarden &c. kürzer oder länger dort verweilend, ihr Contingent zu jener sedentären Völkermasse abgegeben haben; und eben so bekannt, wie da die Avaren und Hunnen zu einer transitorischen Oberherrschaft gelangten und, gleich den Gothen im Noricum so in Pannonien, jenes durum barbarorum imperium ausübten, wovon Eugipp im XVII. Capitel seiner Lebensbeschreibung des hl. Severin spricht. Frägt man weiter nach den damaligen Namen jener Landschaften und Völkerschaften, wie sie zufällig die Annalisten hervorstellen: so ist die Auskunft ebenso schwankend, als in sich selbst verschieden. Als zu Ende des VI. Jahrhunderts der hl. Rupert auf der Donau hinabfuhr, gelangte er in seinem Bekehrungswerke „usque ad fines pannonie inferioris“ (Cod. diplom. Juv. p. 8.), heute Oberungarn, und ward auf dem Rückwege, in der Stadt Lorch („Lauoriacensis civitas, also das noch aus der Römerzeit berühmte und aufrecht gestandene Laureacum!) für die vielen Kranken und Schwachen um Trost und Hülfe sehr in Anspruch genommen: ein von uns anderwärts aufgeklärter Umstand. Als fünfzig Jahre später der hl. Emmeram zum gleichnamigen Enkel jenes Herzogs Theodo nach Regensburg kam, mit dem Antrag, wie einst St. Rupert, so nun gleichfalls auf der Donau hinab zu schiffen, und in Pannonien das Evangelium zu predigen, da wies der Herzog warnend auf das Ostland hin, und erklärte dem Ehrenmann, daß von einem Pannonien nicht mehr die Rede sey, daß die Slaven (unter Samo!) bis an die Enns heraufgedrungen, und Lorch und andere Städte und Flecken jenseits verwüstet hätten. Darum wechseln auch von nun an in den Annalisten, Chroniken und Urkunden, wenn sie von der plaga orientalis, oder

Marchia sprechen, die Namen: Avaria, Hunia, Slavinia; dieses letztere begriff sogar einen Theil vom heutigen Oberösterreich, und das sonst erst jenseits des cetischen Gebirges, bey Vindabona, beginnende Pannonien reichte damals urkundlich, bis an die Ips und Trasen herauf. Zwey Folgerungen gehen für die besonnene, pragmatische, Geschichtsforschung aus diesen Thatsachen hervor: 1) daß die mit einem gewissen Eclat in der Geschichte aufscheinenden Namen der Völker und Länder oft sehr zufällig geschöpft, oder entstanden sind; 2) daß ein Schluß aus solchen zufälligen Namen auf den Ursprung und eines längst säßig gewordenen Volksstammes Herkommen d. h. eines heute in der Reihe civilisirter Staaten als eine respectable Totalität anerkannten Kernvolkes, oft zu den aberwitzigsten Combinationen verleiten könnte. Wie zufällig hat nicht der vierte Welttheil, Amerika, anstatt Columbia, seinen Namen erhalten? Wie England, Frankreich, die Lombardey und — Ungarn! Diesen Ländern die brittische, gallische, italische und slavische Urbevölkerung wegräsonniren wollen, und das gegen alle Erd-, Menschen- und Staatenkunde, mit längst abgenutzten vagen Phrasen und Diatriben! um ein paarmal hunderttausend Abenteurer, oder eine kriegslustige, etwa anderwärts verdrängte, und später zufällig irgendwo zur Herrschaft gelangte Barbarenhorde alsobald auch zu den Autochthonen des nach ihnen benamsten Landes zu stempeln: wer möchte sich im Ernst dazu verstehen? Wer möchte von den heutigen Bayern behaupten, daß sie von einer böhmischen Slobode, oder von einem Kiosk an der palus möotis abstammten, weil dort ein vermeyntlich ähnlicher Stammlaut erklungen? In der Geschichtsforschung kömmt es auf eine verständige, und Bestand habende Fragenstellung eben so sehr an, als in den Verhandlungen einer ehrenhaften Ständeversammlung. Man braucht sich im heutigen Ungarn nur kurze Zeit umzusehen, um sich zu überzeugen, daß auch dort der später eingewanderte und als stehendes Heer leicht zur Oberherrschaft gelangte Theil der Bevölkerung (eine gewöhnliche Erscheinung!) bis auf einige Privilegien und Courtoisien, in der Volksmasse wieder untergegangen, d. h. daß die Magyaren Slaven geworden seyen. Und hätten sie dadurch an ihrem Ruhme und Wohlstande eingebüßt? Keineswegs! Es würde abermals von einer sehr beschränkten und untergeordneten Anschauung in der Völkerkunde zeigen, wenn man die Slaven in ihrer Intelligenz und Cultur z. B. zu Gunsten eines einseitigen und jedenfalls übelverstandenen Germanismus hintansetzen, und gegen sie, die sich unbestreitbar bis in die Mitte von Teutschland und Bayern herauf und herein angesiedelt, und bey der gegenseitigen Sympathie, wovon die Urkunden oft genug sprechen, (Cod. diplom. juv. p. 11, 12, 13, 15. „ceperunt populi, sive sclavi, vel bagoarii inhabitare terram — hunis rejectis" — *) sich da fortgepflanzt haben, noch das Kreuz, freylich so ziemlich in partibus infidelium! predigen wollte. In gar manchen Dingen des materiellen Lebens, der Wirthschaft, und der Sitten haben die Germanen von den Slaven erst lernen müssen, **) und was die gepriesenen germanischen Institutionen und das Christenthum anbelangt, so ist nie zu vergessen, daß unsere Geschichtschreibung zumeist nur aus einseitigen Quellen, aus den Berichten der Ueberwinder schöpft. Wo findet man das Christenthum inbrünstiger festgehalten, als unter den Slaven; und das dem Islamismus, der die Phantasie und die Sinnlichkeit des Menschen so sehr anspricht, vielfältig zunächst!?

---

*) Zwischen den Slaven und Bayern einer- und den Hunnen andrerseits waltete eine genetische Abneigung ob, die in die fernste Zeit der verschiedenen Abstammung zurückschließen läßt: das ist klar.

**) „Winke über den Zustand der Landwirthschaft Böhmens in der heidnischen Vorzeit." — Prag 1839. eine aus dem 6ten Bde. der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, besonders abgedruckte kurze aber bündige Abhandlung weiset auch diese Thatsache ganz praktisch nach.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Henri Ternaux, Voyages etc.
T. 14. Histoire du Nicaragua, par Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdés. Inédite. Paris 1840. 8.
T. 15. Histoire du Pérou, par Miguel Cavello Balboa. Inédite. Paris 1840. 8.

W. R. Wilde, Narrative of a voyage to Madeira, Teneriffe and along the shores of the Mediterranean, including a visit to Algiers, Egypt, Palestine, Tyre, Rhodes, Telmessus, Cyprus and Greece. Vol. 1. 2. Dublin 1840. 8.

M. Rugendas, Reise in Brasilien. Paris 1838. fol.

J. Hassel, Tour of the isle of Wight. Vol. 1. 2. London 1790. 8.

Rob. Bremner, Excursions in the interior of Russia; including sketches of the character and policy of the emperor Nicholas; Scenes in St. Petersbourg; etc. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Thomas Brown, The reminiscences of an old traveller throughout different parts of Europe. Edinburgh 1840. 8.

John A. Clark, Glimpses of the old world, or Excursions on the Continent and in Great-Britain. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Charles Crosthwaite, Synchronology: being a treatise on the history, chronology and mythology of the ancient Egyptians, Greeks and Phoenicians and the harmony between the chronology of those nations and that of the holy scriptures. Cambridge 1839. 8.

Histoire généalogique de la maison de Faudoas. Montauban 1724.

J. A. Tyroff, Wappenbuch der österreichischen Monarchie. Bd. 11. Nürnberg 1840. 8.

Don Pedro Rodriguez Campomanes, Dissertaciones historicas del orden y cavalleria de los templarios. Madrid 1747. 4.

Edmund Lodge, The Peerage of the British empire as at present existing, arranged and printed from the personal communications of the nobility. London 1840. 8.

A. L. Cointreau, Tableau analytique de la religion des anciens Egyptiens. Paris 1803. 4.

C. Fr. Wegener, De aula Attalica literarum artiumque fautrice libri sex. Vol. I. Havniae 1836. 8.

K. W. Göttling, Geschichte der Römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsars Tod. Halle 1840. 8.

Dr. Karl Eckermann, Melampus und sein Geschlecht, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen. Göttingen 1840. 8.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Anno 1838. 1839. Fasc. I.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica. 1839. Nr. 1 — 6.

Luigi Canina, L'architettura antica.
Sezione I. Fasc. 1. Architettura Egiziana. Roma 1839. f.
» III. Fasc. 14. Architettura Romana. Roma 1840. f.

Champollion-le-Jeune, Monuments de l' Egypte et de la Nubie. Livr. 23 — 26. Paris 1840. f.

Comte de Clarac, Musée de sculpture antique et moderne. Livr. 10. Text in 8. Atlas in 4. Paris 1839.

Dr. Fr. Creuzer, Zur Gallerie der alten Dramatiker. Heidelberg 1839. 8.

Joannes Franzius, Elementa epigraphices graecae. Berolini 1840. 4.

J. Forshall, Description of the greek Papyri in the British Museum. Pars. I. London 1839. f.

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten zum Theil noch unedirten Malereyen, Bronzen und Mosaiken von H. Roux und Bouchet. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser. Lief. 53 — 120. Hamburg 1839 — 40. 8.

Francesco Inghirami, Galleria America. Fasc. 60 — 66.

— — — —, Pitture di Vasi fittili. Fasc. 30. 31.

Musée des antiquités Egyptiennes. Livr. 13. Paris. fol.

Real Museo Borbonico. Fasc. 48. Napoli 1839. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhard. Einleitung, Urschrift, Commentar, Urkundensammlung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Noch mag hier bemerkt werden, daß, während einst das untere Pannonien, östlich an Dacien und Mösien gränzend, westlich erst jenseits der Donau, wo sie heute zwischen Ober- und Niederungarn von Norden nach Süden strömt, aufschien; zur Zeit Carls des Großen dasselbe schon am See Peiso, zwischen Preßburg und Raab, begann; daß also auch dadurch das Anwogen jener Völkermassen von Osten nach Westen beurkundet wird. Eine neuere Ansicht von der wahren Lage des einstmaligen jetzt nicht mehr vorhandenen Lacus Peiso wollen wir zu seiner Zeit anderswo berühren.

Ob im Noricum oder heutigen Bayern fortan die romanische, slavische oder teutsche Zunge gelten sollte? — das ward nach unserer Ueberzeugung zu Gunsten der letztern, lediglich durch die Oberhoheit der Franken, aber erst von der Mitte des VI. bis zur Mitte des VII. Jahrhunderts, entschieden, in welchem Zeitraum auch die fränkischen Apostel und Priester, welche, um sich zu verständigen, anfangs immer slavische Dolmetscher zur Seite haben mußten, das Land durchkreuzten, und seine Kirchen und Schulen in Besitz nahmen. Die hh. Valentin, Lucius, Venantius, Severin ꝛc. hatten früher, und, wie es scheint, ohne Beschwerde, in rhätischer und lateinischer Sprache mit unserm Volke verkehrt.

Nun galt es noch Höheres, als den Zungenlaut; es galt die Frage, ob das Abendland auch jenen östlichen Barbaren und Drängern anheim fallen, und in seiner Civilisation wieder um ein halbes Jahrtausend zurückgeworfen werden sollte? — Auch hierüber entschied abermals die fränkische Oberherrlichkeit, und eben Carl der Gr. war das gewaltige von der Vorsehung hiezu ausgewählte Rüstzeug.

Die politischen Verhältnisse mit Bajoarien und mit dem Ostlande hatten sich so gestaltet, daß Carl zum Schutz seiner Universalmonarchie ein- und fortschreiten mußte. Dazu, um den Hebel seiner Macht gegen den Osten in Bewegung und Ueberwucht zu setzen, bedurfte er aber einer festen und ausdauernden Unterlage. Bajoarien war ganz und gar dazu gemacht. Seine angestammte und eingeborne, einst und allgemach von den Gebirgen in die Thäler und Gauen herabgestiegene Bevölkerung war compact; in ihrem Grundbesitz seit mehr als einem Jahrtausend wohl geordnet; in ihren Standschaften festgeregelt, in Erwerb und Kunst den östlichen und nördlichen Nachbarn weit voraus, in Waffen und Wehr geübt, dem Christenthum ergeben. Gallische, einige Jahrhundert später, slavische und germanische Einwanderungen hatte dieses Kernvolk nacheinander in sich aufgenommen; Roms Herrschaft, römische Disciplin und Ordnung, hatten da zu Stadt und Land sehr wohlthätige Folgen; auch im rechten Maaße von Beweglichkeit und Stätigkeit, auch im Kreuzen und Auffrischen des Geblüts; daher es geschah, daß dieses Land und Volk hinwieder längst auch, besonders gegen Osten und Süden, bedeutende Freyschaaren und Colonien entsendete *) und sie nachhaltig behauptete.

*) Triftige Belege dazu finden sich in unserer Abhandlung: das Reich der Longobarden in Italien — zunächst in der Bluts- und Wahlverwandtschaft zu Bajoarien, München 1839 — zusammengestellt.

Nur als Herr eines Landes von so längst entwickelten und geregelten Elementen und von längst angestammter Verfassung;*) nur als Gebieter über eine in ihrem Organismus so reife und stätige Bevölkerung, und eines so thatkräftigen Landadels, konnte Carl den Osten bekriegen, ihn rasch bezwingen, und nur hierauf, auf Bajoarien, sein nachhaltiges Wehr- und Markensystem bauen.

Die urkundlichen Belege hierüber sind nun freylich in gar vielen gleichzeitigen und spätern Chroniken, Annalen, Notizen, Dekreten, förmlichen Diplomen etc. in ganz Bayern, nach seinem alten Umfang, zerstreut, und gleichwohl da allenthalben aufzusuchen; und eben hierin scheint uns, im Durchblättern des vorliegenden Werkes des Hrn. Ideler, eine wesentliche Lücke obzuwalten: z. B. zum Commentar des Cap. XIII. der Urschrift. Wir möchten hierbey sogar fragen, ob z. B. Hr. Ideler Meichelbeks hist. Frising., ob er den über Carl und seine Zeit so wichtige Notizen enthaltenden und bestätigenden Codex diplomaticus juvaviensis so, wie derselbe im J. 1784 zu Salzburg zusammengestellt ans Licht trat, und seither vielfältig commentirt wurde, unmittelbar zur Hand hatte? Auch unsere Regesten und Hrn. Prof. Buchners Documenten-Hefte zu seiner Geschichte von Bayern hätten den Commentar zu Einhard und die Urkundensammlung noch mehr vervollständigen können.

An diesem Entgang der nordteutschen Geschichtschreibung bezüglich auf südteutsche Literatur und Pragmatik, insbesondere in dem historischen Fache bemerkbar, ist wohl nicht der Buchhandel allein; sondern eine demselben vorausgehende kaum zu verkennende Mißachtung schuld. **)

*) Wiederholt bemerken wir hier, daß auch Manso — in seiner Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien, Breßlau 1824, in der 6. Beylage S. 330 diese Thatsache den neuern Combinationen eines Mannert und seiner Streitgenossen entgegen gestellt hat. Aber Mannert ist in spätern Jahren selbst bemerkbar von jenen Ideen zurückgekommen.

**) Aus dem Norden uns zukommende Geschichtswerke aus der neuesten Zeit, und über neuere Ereignisse und Notabilitäten unsers Landes z. B. über den aus dem dreyßigjährigen Kriege bekannten bayerischen General Johann von Werth (Greifswalde 1838?) mögen hiezu auch als Belege dienen.

Aus der Zeit und Umgebung Carls des Gr. führt uns Hr. Ideler drey Gerolde vor. Es liesse sich vielleicht ein vierter, später Abt, dazu zählen? Jener Gerold aus Alemannien, der Kaiserin Hildegard Bruder, also Schwager Carls ist, als Baiuariae praefectus unstreitig der hervorragendste, durch Edelmuth und Frömmigkeit im Frieden, durch Tapferkeit im Kriege; weßwegen sein Andenken auch in der Bavaria sancta Raderi durch ein schönes Bild, darstellend, wie Gerold an der Spitze seines Heeres von einem hunnischen Pfeil durchbohrt, vom Pferde sinkt, (a. 799) bewahrt ist. Sein Leichnam wurde in der Abtey Reichenau am Bodensee bestattet, wohin er schon früher aus seinem reichen Erbgut (er genoß übrigens auch kaiserliche Lehen in unserm Sualachgau, und war unvermählt) ein großes Vermächtniß gemacht hatte. Er stammte nicht von den Welfen, wie wir früher vermeynt hatten. Die Augenses annales nennen ihn ausdrücklich einen Pussenium Comitem. Sein Stammhaus stand also auf dem Bussen, wovon wir in diesen Blättern schon einmal umständlicher gesprochen haben. Denn der berühmte am Bodensee aufragende Bussen war die Wiege jener uralten Dynasten, die in mehreren Aesten über Schwabenland herrschten, und wovon auch mit Recht das heutige königliche Haus Wirtemberg seine Abkunft herleiten kann.

Ein anderer Gerold, Geroldus Leuita, Reichspannerherr (Signifer!) und, nach Ideler, ein Blutsverwandter Carls ist zu Paderborn begraben. M. Welser und Raderus glaubten diesen Gerold und den obigen in ein und derselben Person erkennen zu müssen *), was also irrig ist. Ein dritter Gerold, der Comes limitis ava-

*) Bavaria sancta Raderi, Monaci 1616 T. I. p. 76. „Et Paderbornae Geroldi opus memoratur, sacra aedicula, quam grecis artificibus usus, horum enim tum maxima erat aestimatio, condidit; eam post annos ducentos vetustate fatiscentem Meinvverccus Episcopus restituit.“

rici, ist auch bereits von den ältern und neuern bayerischen Geschichtsforschern (z. B. Dubuat lib. II. Buchner II.) gehörig ausgeschieden worden. Er war ein Franke, noch zwanzig Jahre nach Carl M. in Function, schloß sich aber dann zu Corbai in eine Zelle ein, um gleichsam der Welt einige Genugthuung zu geben für das Mißgeschick, womit ihn, obgleich von Kaiser Ludwig selbst gewarnt, die listigen Bulgaren, Pannonien und das Ostland bis tief in Carentanien verheerend, überrascht hatten (827). In unsern Tagen suchten dergleichen überraschte Generale nicht mehr die einsame Zelle auf: wie billig, denn die Zeiten hatten sich geändert. — Ein Bayer, Gottfried, ob auch aus dem erlauchten Geschlechte von Wels und Lambach, wie zweyhundert Jahre später der gleichnamige Markgraf, und Herr von Pütten, — ist nicht bekannt; *) war Gerolds unmittelbarer Vorfahrer, und hatte diese Mark mit Ruhm gewahrt. In dem einen oder andern der drey Feldobersten, welche Carl i. J. 789 gegen die in Franken eingefallenen Sachsen und Thüringer sandte, nämlich in Adalgis dem Kämmerer, in Geilo, (Chadalhoh!) Comes stabuli, und in Warado, (Werinhar oder Warnefrid), Comes Palatii, möchten wir Dignitäre erkennen, welche früher in oder an der Lombardey standen. Carl pflegte die hervorragenden Capacitäten seines Reiches, wie einzelne Colonieen seiner Völkerschaften, öfter weithin zu verpflanzen; zugleich aber auch ihr Stammgut zu wahren und zu mehren. **)

Auch dem berühmten Erstürmer der hunnischen Ringe führt uns Hr. Ideler, als „Aericus dux forojulanus" vor; und verweiset übrigens auf von Eckharts Commentar de reb. franc. orient. T. I. p. 796.

Es ist hier von jenem Erich, dem dux Forojuliensis (Friaul) die Rede, der für die bayerische Geschichte und Genealogie ein besonderes Interesse hat, und dessen Herkunft wir eben aus mehreren Stellen des diplomatischen Codex der Juvavia, die zugleich von Carl M. sprechen, nachgewiesen haben. *)

Was uns Herr v. Eckhart darüber sagt, ist auch sehr schwankend und ungenügend, eben weil er unsere Territorialgeschichte nicht kannte. Man hat aus diesem Erich bald einen Heiricus, bald einen Heinricus, ja sogar einen Ethico! gemacht. Der Codex diplom. juv. läßt deßfalls keinen Zweifel übrig. „Igitur Karolus imperator anno nativitatis domini DCCXCVI. (so heißt es da p. 13. in der gleichzeitigen historia conversionis Quarantanorum etc.) Aericum comitem destinavit, et cum eo inmensam multitudinem, hunos exterminare etc." — — „qui perveniens usque ad celebrem eorum locum qui dicitur rinch etc." Und p. 44. „Osila, illustris foemina dedit dotem suam, (an Salzburg) quam Erich Comes et vir ejus dedit ei in Tagahartingen, cum omni ejus ibi posessione. Giselbrecht, illustris vir, etc." Und p. 42 u. 45. „Notitia qualiter Arn Episcopus conquisivit traditionem Eginolfi a Wilhelmo, filio ejus, sive (et) Etich comitis abatan (ab Atan) etc. Der sel. Hr. Prof. und Akademiker Moriz glaubte hier wirklich Etich (st. Erich) lesen zu müssen, weil er den Zusammenhang der Urkunden und Thatsachen nicht kannte. Es gebührt ihm aber unter vielen andern Verdiensten um die Aufklärung der bayerischen Geschichte und Genealogie auch dieses, daß er, in seiner gründlichen Abhandlung über die Grafen von Formbach, Lambach und Pütten (München im akadem. Verlage 1803) zuerst auf jenes erlauchte Geschlecht aufmerksam machte, welches bereits im Beginn des 8. Jahrh. eben auf dem berufenen Haunsberg, zwischen Laufen und Mattsee, wohnte, wo die Urkunden des IX. Jahrh. die Grafschaft Albsmann nachweisen, und von wo aus Diethelm, ein Neffe

*) Dubuat, origines boicae domus; Norimbergae 1764 T. I. p. 77. 92. konnte über die Heimath dieses Markgrafen Gottfried nichts nähers erforschen; wohl aber über dessen Vorgänger Gotram und Adelbert, wovon der eine an der Semt, bey Arding, sein Erbeigen hatte, und also vielleicht ein Ebersberg; und der andere bekanntlich wie der Nachfolger Gerolds, Ratpoto, ein Huosier war. Alpker, am Traunsee zu Hause, hieß auch ein gleichzeitiger Gränzgraf.

**) S. unsere Geschichte der Longobarden rc. im I. und VII. Abschnitte.

*) Geschichte der Longobarden in Italien rc. S. 73. 129. und früher in diesen Blättern.



Machelems, jenes hochgestellten Dynasten von Wels um die Mitte des VIII. Jahrh. eine der Töchter Ato's als Braut eingeholt hatte.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Alex. Ferd. von Quast, Das Erechtheion zu Athen, nebst mehreren noch nicht bekannt gemachten Bruchstücken der Baukunst dieser Stadt und des übrigen Griechenlands. Mit Atlas in Fol. Berlin 1840.

M. Raoul-Rochette, Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs; ouvrage destiné à servir de Supplément aux peintures antiques du même auteur. P. I. Paris 1840. 8.

Ippolito Rosellini, J monumenti dell' Egitto e della Nubia. P. I. Monumenti Storici. T. III. p. 2. Pisa 1839. 8.
Atlas in gr. fol. Dispensa 37.

Les anciennes tapisseries historiées, ou collection des monumens les plus remarquables de ce genre, qui nous soient restés du moyen-age, à partir du XI. siècle au XVI. inclusivement. Texte par Achille Jubinal. Livr. 18—22. fol. Paris 1838—39.

Charles Texier, Description de l'Asie Mineure, faite par ordre du gouvernement français de 1833 à 1837, et publiée par le ministère de l'instruction publique.
Première partie. Beaux-Arts, monuments historiques, plans et topographie des Cités antiques. Livr. 5. 6. Paris 1839. fol.

Musée royal de Naples, peintures bronzes, et statues érotiques du Cabinet secret. Paris 1836. 4.

Emil Braun, Kunstvorstellungen des geflügelten Dionysos. München 1839. fol.

— — — Tages und des Hercules und der Minerva heilige Hochzeit. Eine Abhandlung rein archäologischen Inhalts. München 1839. fol.

Ott. Jahn, Vasenbilder. Hamburg 1839. 4.

Dr. Conradus Leemans, Monumens Egyptiens du Musée d'antiquités des Pays-Bas à Leide. Atlas in fol. Livr. 1. Leide 1839.

Luigi Canina, Descrizione di Cere antica. Roma 1838. 4.

Nestor L'Hôte, Lettres écrites D'Egypte en 1838 et 1839, contenant les observations sur divers monuments Egyptiens nouvellement explorés et dessinés. Orné de 63 dessins gravés sur bois. Avec des remarques de M. Letronne. Paris 1840. 8.

Carol. Morgenstern, Commentatio de Numismate Basilii Tschernigoviae nuper effosso. Dorpati 1838. fol.

Dr. H. Meyer, die ältesten Münzen von Zürich oder Zürichs Münzgeschichte im Mittelalter. Zürich 1840. 8.

Ch. M. v. Frähn, Die Münzen der Chane vom Ulus Dschutschi's oder von der goldenen Horde. Petersburg 1832. 4.

H. Bolzenthal, Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillen-Arbeit (1429—1840). Berlin 1840. 8.

E. Barrault, Occident et Orient; études politiques, morales et religieuses pendant 1833—1834 de l'ére chrétienne 1249—1250 *de l'Hégyre*. Paris 1835. 8.

Francisco Rossi, Studi storici. Milano 1835. 8.

Antonin Macé, Cours d'histoire des temps modernes, comprenant l'histoire de tous les états d'Europe et des colonies Européennes depuis le milieu du XV. siècle jusqu'à nos jours. Vol. I. Paris 1839. 8.

William Smyth, Lectures on modern history, from the irruption of the northern nations to the close of the American revolution. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Bidault, Notice historique et bibliographique sur la collection et les tables du Moniteur depuis son origine jusqu'à ce jour. Paris 1838. 8.

E. G. Arbanère, Analyse de l'histoire Romaine. Vol. 1—4. Paris 1840. 8.

M. Reinaud, Invasions des Sarrazins en France et de France en Savoie, en Piémont et dans la Suisse pendant les 8, 9 et 10. siècles de notre ère. Paris 1836. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhard. Einleitung, Urschrift, Commentar, Urkundensammlung ꝛc.

(Schluß.)

Dieser Standesherr Ato war, wie Graf Erich, gleichfalls an der Alz, um Tagharting, Kienberg und Garching begütert, *) mit Erich nahe verwandt, und beyde können als mütterliche Anherren des spätern Markgrafen Gottfried und als Nächstgesippte der Chadalhohe vom Chiem- und Isengau angesehen werden. **) Abermals ein Beleg, daß der limes avaricus oder in partibus slaviniensibus, von Friaul herauf, längs Oberpannonien und bis in das Marchfeld, links der Donau, wahrscheinlich zum Theil schon aus der frühern Zeit der norischen und longobardischen Verwandtschaft, als ein Erbtheil der bayerischen Geschlechter, ähnlich dem limes decumanus der Römer an der Donau betrachtet werden muß.

Graf Erich (im wälschen Dialekte, wie seine Vorfahren, jene frühern Herzoge von Friaul und Benevent, Arighi geschrieben,) hatte seine erlauchte Gemahlin, in der wir früher eine Agilolfingerin vermutheten, vielleicht auch aus Pannonien, — aus dem Stamme der Osi? — erkiesen, und ihr alsobald in seiner Heimath, an der Alz, ein anständiges Witthum angewiesen. Dem Hrn. v. Eckhart zufolge (p. 770) hat sich Wonimir, ein Slave aus Kärnthen, bey der Erstürmung der hunnischen neun Ringe unter Erich vorzüglich ausgezeichnet. Wir finden aber in einem neuern historischen Manuscript der salzburgischen Geschichte, (nicht ohne Werth, und mit Rücksicht auf Mabillon, Meichelbeck, die Gebrüder Pez und A.), daß auch der (a. 795) in Carantanien gestandene Statthalter Chadaloh *) sich dem Heerzuge Erichs angeschlossen, und daß unter ihm ein Franke, Namens Wibrecht und Hauno, ein Bayer, von früher Abkunft aber selbst ein Hunne, (unter Beruf auf Gabriel Bucelini), der vom oben berührten Haunsberg

*) Bey dieser Gelegenheit dürfen wir noch auf einen Irrthum des Prof. Moriz aufmerksam machen, um unrichtigen Folgerungen zu begegnen. Derselbe deutet in seiner Abhandlung über die Dynasten von Formbach und Lambach jene Stelle des Cod. dipl. juv. p. 290. 291. „Eginolf, nobilis vir, tradidit ecclesiam in loco Lauppion juxta Fluv. Alzus, sto Petro etc." auf Laufen an der Salzach, wo indessen schon der hl. Virgil das römische Castell und den Vormarkt Castellum et Swikerum ad Louffi, p. 42 cod. juv. vom Herzog und mehreren Insassen zu seiner bischöflichen Kirche erworben hatte. Diese ecclesia st. Joannis ad Lauppion ist aber heute die St. Johanneskirche zu Truchtlaching im Chiemgau, wo der Fluß, die Alz, einst auch „am Laufen" hieß, und wo eine Strecke des tiefern Rinnsals noch im Traunthal heißt: Traun und Trucht sind sich analog.

**) „Der Chadalhohe;" wälsch Gadoald und Galo ꝛc. als Dynasten im Chiem- und Isengau, und als Befehlshaber in den südlichen und östlichen Marken sind sie bereits aus der Zeit Carls M. im Cod. diplom. Juv. wie wir nachgewiesen, nicht mehr zu verkennen.

*) Als K. Arnulph im J. 891 dem salzburgischen Erzbischof Dietmar über verschiedene Kirchengüter, darunter welche in der slavinischen Grafschaft Dudleipa, Briefe ausstellte: ward darin auch angeführt: „in partibus slavinibus vero, in comitatu dudleipa vocato, in Ruginesveld, sicut Chocil, dux quondam, inibi ad opus suum habere visus est:" Cod. diplom. juv. p. 117.

herabgestiegen, sich ganz besonders hervorgethan hätten. Richtig ist es, daß, als dann Erich zu Tersutica in Liburnien durch Meuchelmord gefallen, jener Graf Chadaloh, sein Vetter (slavisch Chozil) auch seinen überaus wichtigen Posten in Istrien eingenommen hat. *)

Über diese wichtige, in die Zeit Carls M. zurückweisende, und auch die bayerische Genealogie aufklärende Stelle war zum Theil nicht beachtet, zum Theil nicht verstanden worden, bis wir sie aus Anlaß des großen p aedium's Burtina, (heute Burten), welches ein Graf Chadaloh zu Kranburg am Inn an Salzburg austauschte, auch commentiren zu müssen glaubten. S. unsere Beyträge zur t. Länder- und Völkerkunde II. Bd. München 1826 S. 79. Ueber Dudleipa in diesen Blättern Nr. 184 — 189.

*) Kurz zuvor hätte Chozil in seiner eigenen Statthalterschaft, bey Virunum, welches auf Friesach gedeutet werden will, nach Erzählung unsers Gewährsmannes, einen Einfall der Hunnen siegreich zurückgetrieben. — Nicht ohne Bedenken nahmen wir bey diesem Anlasse wieder einmal den voluminösen Gabriel Bucelinii zur Hand, und begannen hierin: pars altera Germaniae topo-chrono-stematographiae, des ganzen Werkes pars quarta: p. 110 zu lesen: „Fragmentum genealogicum vetustissimae familiae etc. de Haunsperg, ex antiquis et fide dignis monumentis, tam impressis, quam in manuscriptis compilatum. In der kurzen Vormerkung zum Stammbaum, der aus urkundlichen Notizen erst mit Fridrich, 1146 beginnt: (schon in Urkunden von 1040 treten die Haunsberger altioris conditionis um Salzburg, in Kärnthen und in der Ostmark auf,) sagt Bucelini, daß dieses Geschlecht von einem Hunnenfürsten aus Attilas Gefolge abstamme, der im V. Jahrhundert aus Osten heraufgewandert, und sich auf dem nach ihm genannten Berge bey Laufen, diesem einst großen Salzstapel, festgesetzt habe. Der C. diplom. juv. p. 40. 41. 42. ꝛc. weiset in der That schon in der ersten Hälfte des VIII. Jahrh. rechts der Salzache bey Laufen den viel bewohnten Hunisperc, und links die villa Huningin als Erbgüter nach. Dort, auf dem Haunsberg, um Perndorf, (Pfarrdorf,) gab die Edelfrau Jotawar, (offenbar slavisch, teutsch: Juta), die Gemahlin und Wittwe des oben aufgeführten Ahnherrn Ato zur Zeit Arno's ihr Witthum an die salzburgische Kirche. Ato's Bruder hieß Ihho.

In dem Schreiben Carl M. an seine Gemahlin Fastrada über diese glorreichen Fortschritte gegen die Hunnen, gedachte er, wie schon früher bemerkt, der glänzendsten Waffenthat während dieses Krieges des Erichs, nur mit dem Uebermuth eines Welteroberers: „Ille dux de Histria, (Erich) ut dictum est nobis, ibidem beneficit, cum suis hominibus.“ Daß diese sui homines zum Theil Erichs eigenes, in Istrien und in Bayern angestammtes, Gefolge waren, ergiebt sich aus dem klaren Ueberblicke der damaligen geographischen und genealogischen Verhältnisse von selbst.

Wer übrigens eine Geschichte der Hunnen und Avaren schreiben will, insofern sie diesseits des Bosporus, und in Pannonien, und im östlichen Noricum austraten; der darf sich auch mit den speciellen historischen Quellen dieser Landschaften ziemlich vertraut gemacht haben.

Schlüßlich wollen wir hier noch einer kleinen Druckschrift gedenken, die unter dem Titel: „Ideen zu einer künftigen Revision über das Alter Carls des Großen, und seiner ersten rechtmäßigen Vermählung mit Hildegard; von J. A. Träger Dr. und Capitular von Rohr, Landshut 1820“ erschien, und die auch kaum den Weg nach Nordteutschland gefunden hat.

Mit diesen Notizen beschäftigt, blätterten wir zufällig im chronicon lunaelacense, und fanden da p. 41. eine an die Abtey Mondsee um das J. 810 ausgefertigte Schankungsurkunde, die eben mit dem Geschlechte der Hrn. v. Haunsberg (sie wurden in neuerer Zeit in mehreren Zweigen Barone und Grafen, und starben männlicher Seits erst im XVII. Jahrh. aus) im nähern Bezug stehen kann. Denn in dieser Urkunde bestätigt ein: „Ego in Dei nomine Huno“ der besagten Abtey ein ihm von seinem Vater, (Schade, daß er nicht genannt ist;) in der Gegend von Kessendorf (am östlichen Höhenzug des Haunsberges gelegen,) zugewiesenes Erbgut, dessen sich aber in seiner Abwesenheit „et ego defui in ipsa die“ bey der Vertheilung seine dem Kloster ungünstigen Söhne bemächtigt hatten, auf stets und ewig. — Viele Materialien zu einer Monographie dieses merkwürdigen, mit dem heutigen hohen Adel in Bayern und Oesterreich verwandten, Geschlechtes liegen vor.

Bereits Pater Daniel, ein französischer Jesuit und gründlicher Geschichtsforscher, hat gegen die bisherige Annahme von Carls Geburtsjahr und Lebensalter seine Bedenken geäußert, und deßfalls die Angaben, oder vielmehr Folgerungen von und aus Eginhard sich widersprechend gefunden. Was der sel. Hr. Dr. Träger hierüber vorträgt, ist bescheiden und nicht oberflächlich erörtert. Er glaubt das Alter Carls von 72 Jahr auf wenigstens 73 hinaufrücken zu müssen. Doch möge das ängstliche Beziffern ihrer Lebenstage jenen Notabilitäten überlassen werden, die kein anderes Verdienst um die Menschheit haben; während es bey ächt historischen Charakteren, und bey einer durch volle neun Jahrhunderte noch so klar und groß und hehr zu uns herableuchtenden Illustration nicht darauf ankömmt, wie lange sie gelebt; sondern was sie gewirkt und begründet habe?

v. Koch-Sternfeld.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

G. F. C. Menn, Meletematum historicorum praemiis regiis ornatorum specimen duplex. Bonnae 1839. 8.

M. d'Origny, L'Egypte ancienne. Vol. 1. 2. Paris 1762. 8.

Précis historique de la maison impériale des Comnènes. Amsterd. 1781. 8.

Archibald Alison, History of Europe from the commencement of the French Revolution in 1789 to the restoration of the Bourbons in 1815. Vol. 5 — 7. Lond. 1839. 8.

M. Capefigue, L'Europe pendant le Consulat et l'empire de Napoléon. Vol. 1 — 4. Paris 1840. 8.

Baron de Zur Lauben, Mémoires et lettres de Henri duc de Rohan, sur la guerre de la Valentine. Vol. 1 — 3. Genève 1758. 8.

Franz Ritter von Rudtorffer, Militär-Geographie von Europa. Prag 1839. 4.

Edgar Quinet, Allemagne et Italie. Philosophie et poësie. Vol. 1. 2. Paris 1839.

Marquéz de Rezende, Elogio historico de sua magestade imperial O senhor D. Pedro, Duque de Bragança. Lisboa 1837. 8.

— — —, Eclairçissemens historiques sur mes négociations relatives aux affaires de Portugal. Paris 1832. 8.

Apologia del altar y el trono, ó historia de las reformas hechas en Espanna en tiemplo de las Llamadas Cortes, e impugnacion de algunas doctrinas publicadas en la constitucion, diarios, y otros escritos contra la religion y el estado. Por D. Fr. Rafael de Velez. Vol. 1 — 3. Madrid 1818 — 25. 4.

Don José Canga Argüelles, Documentos pertencientes a las observaciones sobre la historia de la guerra de Espanna, que escribieron los Sennores Clarke, Southey, Londonderry y Napier. Vol. 1. 2. Madrid 1835. 4.

Cronica de los Sennores reyes catolicos Don Fernando y Donna Isabel de Castilla y de Aragon, escrita por su cronista Hernando del Pulgar. Valencia 1780. fol.

Alex. Stanhope, Spain under Charles the second, or extracts from the correspondence of the hon. Alex. Stanhope, 1690 — 1699. Lond. 1840. 8.

D. Joseph Villaroya, Coleccion de cartas histórico criticas, en que se convence que el rey D. Jayme I. de Aragon no fué el verdadero autor de la crónica ó comentarios que corren a sa nombre. Valencia 1800. 4.

Tornamira de Soto, Vida del rey D. Jayme de Aragon. Vol. 1. 2. Valencia 1806. 8.

Dr. Don Sebastian de Minnano, Diccionario geografico-estadistico de Espanna y Portugal. Vol. 1 — 11. Madrid 1826 — 1829. 8.

De Pradt, Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne. Paris 1816. 8.

Geronimo Pujades, Cronica universal del principado de Catalunna escrita a principios del siglo XVII. Vol. 1 — 8 Barcelona 1829 — 1832. 8.

D. Gregorio Menéndez Valdes, Avisos historicos y politicos. Madrid 1774. f.

D. Joseph Antonio Alvarez y Baena, Hijos de Madrid, ilustres en santidad, dignidades, armas, ciencias y artes, Diccionario historico por el orden alfabetico de sus nombres. Vol. 1 — 4. Madrid 1813. 4.

Coleccion de cedulas, cartas-patentes, provisiones, reales ordenes y otros documentos concernien-

tes á las provincias Vascongades. Vol. 1 — 6. Madrid 1829 — 30. 4.

Hurtado de Mendoza, Guerra de Granada, hecha por el rey D. Felipe II. contra los móriscos de aquel reino sus rebeldcs. Valencia 1830 8.

Espanna dividida en provincias e intendencias, y subdividida en partidos, corregimientos etc. con un Nomenclator ó diccionario de los pueblos del reino. Vol. 1. 2. Madrid 1789. fol.

Le Baron d'Eckstein, De l'Espagne, considérations sur son passé, son présent, son avenir. Paris 1836. 8.

Adolphe Guéroult, Lettres sur l'Espagne. Paris 1838. 8.

M. Darttey, Recherches sur l'origine des peuples du Nord et de l'occident de l'Europe. Paris 1839. 8.

Don Juan de la Reguera Valdelomar, Resumen de la historia cronologica del Derecho antiguo y leyes generales de Espanna. Madrid 1798.

Eugenio Albéri, Relazioni degli ambasciatori Veneti. Serie I. Vol. 1. Serie II. Vol. 1. Firenze 1839. 8.

Carlo Baudi di Vesme, Vicende della proprietá in Italia della caduta dell' imperio Romano fino allo stabilimento dei feudi. Torino 1836. 4.

Römische Briefe von einem Florentiner. 1837 — 38. Th. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

Giov. Battista Garzetti, Della storia e della condizione d'Italia, sotto il governo degli imperatori Romani. Vol. 1 — 3. Milano 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Wesentliche Druckverbesserungen

zu dem in diesen Blättern der gel. Anz. XI. Nr. 184 — 189 enthaltenen Aufsatz: „Ungarns und der untern Steyermark längst verschollenes IX. Jahrhundert. ꝛc.“

Nr. 184. S. 433 Z. 7 v. u. statt: reichdressirten Ordinanzoffizieren, lies: reichtressirten Ordonnanzoffizieren. S. 434 letzte Z. st. seine Colonien l. ferne Colonien. S. 435 Z. 8. st. ersetzte das Virtuelle der Individuen wieder viel das Ritterliche, l. ersetzte das Virtuelle, das Ritterliche der Individuen, wieder viel. S. 438 Z. 13 v. o. st. Landinteressen, l. Bedürfnisse; letzte Z. st. vom Donaugau bis, l. vom Traungau bis. — Nr. 185. S. 442 Note st. zu Ward. zu Werd. S. 443 Z. 4 v. u. st. sein Namensvetter Chadaloh, l. sein Stammesvetter Chadaloh. Note Z. 6 v. u. st. Cadoleus l. Cadolcus. S. 444 Z. 8 v. u. l. Hier gebot Pipin Stillstand; denn die hunnischen Fürsten baten. S. 445 Note letzte Zeile: st. sive Selani, l. Sclavi. S. 446. Z. 16 v. o. st. vermengte Laute, l. verwandte Laute. Note; st. Peiro l. Peiso, st. lucus Pelipa, l. lacus Pelissa. S. 447. Note, st. Ornovia, l. Ornava. — Nr. 186. S. 449. l. von den westlichen Carpathen bis zum Einfluße der Drau in die Donau, östlich von Essek, hatte nun die Erzkirche Salzburg über eine Landschaft von mehr als 1100 Quadratmeilen, zu gebieten ꝛc. — Regensburg scheint uns damals in den Carpathen selbst, um Durnava und Nitrava, eingewiesen worden zu seyn. S. 451 st. pfarrlichen Besitze, l. pfarrlichen Ansitze. st. stammgehörige l. strenghörige. S. 453. st. Witigomo l. Witigowo, (wie auch anderwärts) st. Leibeigenthum l. Erbeigenthum. S. 455 Z. 9 v. o. st. Niederpannonien hin l. Niederpannonien her. Z. 12 v. o. st. Agilolger l. Agilolfinger. Z. 17 v. o. statt Bulgaren-Heer auf der Donau herauf, l. auf der Drau herauf. S. 456 Z. 8. v. o. st. daß dieseits l. das diesseits. st. Rethfred l. Rathfred: (Rathold.) — Nr. 187. S. 458 Note: st. Luitsmunda l. Luitswinda. S. 459 Note st. überhaupt Sun, l. Sumpf. Z. 4 v. u. st. ab elemosinam l. ad. S. 460 st. Szalnnar l. Szalavar. S. 461. st. Drau, Cillo, l. Drän, Cilly. Note Z. 3. v. o. st. Betabia l. Betobia. Z. 6. v. o. st. Lindolveschirchen, l. Lindolveschirchen. Z. 5. v. u. st. V. Basilicus. l. V. Basilicas. S. 462. Note Z. 2. st. Sonneck. l. Saneck. Z. 8. v. u. st. östlich von der Brosica l. westlich. S. 463 Z. 9 v. o. st. Niederstanden l. Niederstraden. Z. 15 v. o. Ablyanza l. Ablanza. Nr. 188. S. 466 Z. 3 v. o. st. nordischen Mark l. windischen Mark. S. 467 dürren Sabar (heute Zebar.) st. Muartinaha l. Quartinaha; st. Eisenburger, l. Eisenburger; st. Gundaldi l. Gundoldi, st. Trinsting l. Triesting. S. 468. st. Jaurum ad Scaurum l. oder Scaurum. S. 469. st. Ringersburg l. Riegersburg. st. Adriangen l. Adrianzen. st. Pernwang l. Perewenz, st. Poramoz l. Parawoz. S. 470. st. behielt, l. behielten. S. 471. st. dux quandam inibi l. dux quondam inibi. st. am Rande her, l. von Norden her. — Nr. 189. S. 474. st. an der Donau und Sau herauf, l. an der Drau und Sau herauf. S. 474 u. 475. l. zunächst Almus. Sein Sohn Arpad und Zaltan ꝛc. (dieser Satz ist damit unmittelbar zu verbinden.) Die Häupter der sieben magyarischen Stämme, die sie ohne Säumen aus Nordosten und Südosten vorführen, erobern Land und Volk unerwartet schnell ꝛc. Aber die wieder in Bewegung gerathene Masse ꝛc. st. Natur eines Bergstammes l. Bergstromes. Note st. um dieselbe Zeit, l. vor hundert Jahren. S. 476 st. Murchmundi l. Marchwardi. Note st. Büschuig, l. Büsching. st. Etymen l. Etomon. S. 477. st. Herrschaft Rüginesfeld ꝛc. l. Herrschaften ꝛc. st. ab interventum l. ob ꝛc. S. 478 st. nachgemessen rechts l. nachgewiesen rechts.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

1. Description des hordes et des steppes des Kirghiz-Kazaks ou Kirghiz-Kaïssaks par Alexis de Levchine, traduite du Russe par Ferry de Pigne. Paris 1840. 1 Bd. 8.

2. Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Göbel, Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat. Dorpat 1838. 1 Bd. 4.

Das Wort Tatar, ein Name ungewisser Bedeutung und Herkunft, ist bey den Geschichtschreibern und Ethnographen des Ostens wie des Westens zwiefacher Bedeutung; es wird bald in umfassenderem, bald in engerem Sinne gebraucht. Im erstern Sinne versteht man darunter drey nach Gestalt und Farbe verschiedene, in sprachlicher Beziehung aber innig verwandte Völker, Türken, Tungusen und Mongolen; dann werden auch nicht selten die letztern allein, und zwar mit besserem Rechte, Tataren genannt; denn die Vorfahren des großen Tschinggis Chakan gehörten zu diesem berühmten Klane des mongolischen Volkes. Schon während der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts erscheint, unter der Form der Tatse oder Tatsche, der Name dieses Stammes in den Geschichtswerken des äußersten Ostens Asiens; es erwähnt ihrer zuerst der berühmte Philosoph und Historiograph Ngeou jang sieou (lebte von 1007 — 1072) in den Denkwürdigkeiten der fünf kleineren Herrscherfamilien, welche zwischen dem Untergange der Tang und dem Erheben der großen Song Dynastie, das Reich der Mitte unter sich theilten (Wu tai sse. Buch 74, Bl. 2 r.), und zwar während der Regierungsperiode des Tang J tsong (860 — 874).

In Europa ward der Name Tatar, einem Wortspiele zulieb unrichtig Tartar geschrieben *), erst im Laufe der ersten Jahrzehnte des dreyzehnten Jahrhunderts bey Gelegenheit der Einfälle der Mongolen bekannt; Vincenz von Beauvais scheint der älteste Schriftsteller, welcher in seinem, für die Begebenheiten Asiens im dreyzehnten Jahrhundert so wichtigen Geschichtsspiegel, alle Völker des Nordostens der Erde unter dem Namen Tataren zusammenfaßt. Ungefähr zu derselben Zeit geschah auch dasselbe in den Literaturwerken des chinesischen Volkes. Die Macht des großen Tatarenfürsten Tschinggis Chakan hatte nämlich die dreyfach getheilte Völkerfamilie des nordöstlichen und Mittelasiens zu einem übermächtigen Reiche vereinigt, und seinen Stamm zu den herrschenden erhoben, von dem Gestade des östlichen Oceans bis zu den Tiefländern des Euphrat und Tigris, hin zu den Gränzen der byzantinischen Herrschaft in Asien. Gleichwie durch Karl den Großen und seine Nachfolger der Name Franke im Orient zur allgemeinen Bezeichnung der westlichen Völker erhoben ward; so wurde Tatar durch Tschinggis und die ihm nächstfolgenden Chakane die Benennung eines großen Theiles der östlichen Völker. Noch umfassender sind die Namen Skythen, Saker, Geten und Massageten der alten Griechen und Römer; es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß auch Germanen, namentlich Gothen — Skythe und Gete scheint selbst bloß eine andere Form für Gothe — Finnen oder Tschuden, Wenden oder Slaven unter dieser Benenung zusammengefaßt wurden. Diese letztern Völker, Germanen, Finnen und Sar-

*) „Mit Recht heißen sie Tartaren," pflegte Ludwig der Heilige zu sagen, „denn sie gleichen den bösen Geistern des Tartarus."

maten (Slaven) lernten die Griechen und Römer bald unter ihren eigenen Namen kennen, so wie viele andere einzelne Völkerschaften und Stämme der großen skythischen Menschenfamilie. Niemals wurden aber den Alten die Namen Tungusen, Mongolen und Türken bekannt. Es ist wahrlich zu verwundern, daß Herr von Hammer-Purgstall, dessen große Verdienste in so vielen Zweigen der orientalischen Literaturen Niemand verkennen wird, auch noch in der zweyten Ausgabe der Geschichte des Osmanischen Reiches (I. 34), die Türken bey Plinius (VI. 7) und Pomponius Mela (I. 19) finden will, während doch längst schon die ältesten Herausgeber dieser Schriftsteller an die Stelle der falschen Lesart Turcae, die richtige Iyrcae gesetzt haben! Die Römer wußten, bis auf die Zeiten der großen Völkerwanderung, nicht viel mehr von den Bewohnern des nördlichen Gestades des schwarzen Meeres, als was Herodot ihnen berichtet hatte; er ist die Quelle, aus welcher alle spätern Geographen und Ethnographen ihre Kenntniß dieser Länder geschöpft haben. Nun findet der Altvater der Historie (IV. 22) zwischen der Wolga und den Jaik, in der Gegend des heutigen Gouvernements Saratow, die Thyssageten und in ihrer Nähe die Jyrcae (Ἰύρκαι)*), welche dann durch unkundige Abschreiber in Turcae verwandelt wurden. Daß hier Jyrcae gelesen werden muß, zeigt schon die Endung ae; ein Türke hieß bey den Griechen und Lateinern niemals Turka, *Τοῦρκα*, sondern immer *Τοῦρκος*. Und wer könnte wohl allen Ernstes die Türken schon im Alterthume diesseits des Urals finden wollen! Die Thyssageten, so wie die Jyrcae waren höchst wahrscheinlich finnische Völker, und wir glauben die letzteren unter der Benennung *Οὔγουροι*, Jugra, Ugri, bey Zemarch gegen das Jahr 569 (Menander 301 ed. Bonn.), bey Nestor und den andern russischen Chronisten in ihren alten Wohnsitzen westlich des Urals oder Jaiks wiederzufinden. Jugra scheint auch in den Namen Onoguren und Kuturguren verborgen und schon im Alterthume ein gemeinsamer Name für finnische Völker gewesen zu seyn.

Unter dieser dreyfach getheilten Völkerfamilie der Tataren sind aber die Türken diejenige, welche unter ihrem jetzigen Namen zuerst erscheinen in der Weltgeschichte. Wir finden ihrer als eines bedeutenden Volkes schon Erwähnung, und zwar beynahe zu gleicher Zeit bey den zuverläßigsten Geschichtschreibern des Ostens wie des Westens, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, während der Regierung des Kaisers Justinian. Die chinesischen Schriftsteller unternehmen es zwar, die Geschichte des Volkes bis zur ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zurückzuführen, doch scheinen ihre Angaben mehr der mythischen als der wirklichen Historie anzugehören. Die Türken wohnten ursprünglich in Mittelasien, in den Gegenden des Altai oder Goldgebirges, bey Menander Ektag oder der weiße Berg genannt. Von hier aus verbreiteten sie sich gen Osten bis zu den nordwestlichen Kreisen des chinesischen Reiches, Schen si, Kan su und Sse tschuen, und einzelne selbst über alle Länder des großen Sino-Mandschu Staates; im Westen bis zum adriatischen Meerbusen und unfern der Küsten des atlantischen Oceans; im Norden bis hoch hinauf in Sibirien, und ein Stamm derselben, die Jakuten, sogar bis zu den Mündungen der Lena; im Süden endlich über den westlichen Gränzsaum Arabiens, bis hinab gen Nubien und zu dem grossen Tieflande der Sahara. In Europa, wie in Afrika, deren schönste Länder der Türke unterjochte, hat er sich niemals eingebürgert. Er hält sich zwar jetzt noch an den Rändern dieser Erdtheile festgeklammert; er wird aber ohne Zweifel bey dem gänzlichen Erwachen der Jahrhunderte lang von ihm gedrückten Völker, wie ein schwer auf der Seele lastender Traum abgeworfen werden. Turk ward das Volk höchst wahrscheinlich von Turan, dem Lande seiner Heimath, genannt, und nicht, wie es in der chinesischen Sage heißt, nach der helmartigen Gestalt des Berges, bey welchem es ursprünglich gewohnt habe: Tu kiuei oder Ta kia würde nämlich in ihrer Sprache ein Helm genannt. Klaproth (Mém. relatifs à l'Asie II. 383) und neuerdings Gabelentz (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes II. 72) wollen daher den Namen auf Terk

*) So lesen alle guten Handschriften, nicht *Ἴυρκοι*, wie St. Martin sagt zum Lebeau IX. 382, noch viel weniger *Τοῦρκοι*. Turk in der Bearbeitung der Geographie des Pappus von Alexandrien, durch Moses aus Chorene (St. Martin Memoires II. 372), ist sicherlich bloß eine Glosse.

zurückleiten, welches Wort in der persischen, nicht in der türkischen Sprache, wie behauptet wurde, einen eisernen Helm oder eine Sturmhaube bedeutet. Es ist dieß aber offenbar ein unglücklicher Versuch späterer Zeiten, wie deren mehrere gemacht würden, die vorhandenen Namen historisch zu erklären. Turk scheint im Gegentheile von einer indo-medischen Wurzel Tri, hinübergehen abzustammen, womit auch das lateinische trans zusammenhängt. Türk — das k ist Zeichen der Mehrheit — bedeute demnach die Leute dadrüben, die Bewohner des jenseitigen Landes, Turan, wovon Transoxiana und Mawer al nahar bloß Uebersetzungen sind; für welche Annahme dann auch die personificirende mythische Geschichte der Perser, wie wir sie im Schahnameh und Tabari lesen, angeführt werden kann. Feridun war, wie die Sage lautet, der Herr aller östlichen Lande und theilte sie unter seine drey Söhne, wovon der zweyte, Tur genannt, alle Länder östlich von Iran erhielt, nach welchem später dessen Bewohner Turk genannt worden seyen. Die Griechen, wie die andern ihnen nachfolgenden Nationen, nicht wissend, daß Turk bereits die Mehrheit ist, fügten dem Worte das Zeichen des Plurals ihrer Sprachen hinzu, und so erhielten wir Τοῦρκοι, Turci, Türken, Turks, Turchi. Bey den Armeniern aber hat sich Turk in seiner ursprünglichen Bedeutung als Mehrheitswort, ohne jeden fremdartigen Zusatz, heutigen Tags noch erhalten.

Diese Turk oder Turkoman — man scheint ein persisches Suffixum zu seyn, das sich auch in andern Völkernamen wiederum findet (Abulfedae Annales II. 656); in keinem Falle ist aber das Wort aus Türk und Komanen zusammengesetzt — zerfielen und zerfallen, wie ursprünglich alle Völker, bis sie einer dauernden politischen und religiösen Einheit theilhaftig werden, in eine Menge Stämme, Genossenschaften und Gaugemeinden, deren Namen größtentheils zufällig entstanden und nur selten auf eine genügende Weise erklärt werden können. Sollen doch, nach einer neuern Angabe, im Chanate Chiwa allein über hundert türkische Klane, die dann aber freylich sehr unbedeutend seyn müssen, sich befinden! Solche größere türkische Volksabtheilungen, welche eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt haben, und theilweise noch spielen, sind die Thuluniden, Ghasnaviden, Seldschuken, Uiguren, Charismier, Osmanen, Usbecken, Kosaken oder Kaisaken. Der größere Theil dieser Stämme wendete sich zu der ihnen im Laufe der Jahrhunderte von syrischen Christen und arabischen Muhammedanern dargebrachten Kultur und Religion; sie nahmen die Schreibkunst an, richteten einen regelmäßigen Gottesdienst ein, erwählten sich feste Wohnsitze und bebauten das Land. Andere konnten sich hierzu nicht entschließen; sie führen heutigen Tags noch, gleichwie in den Zeiten der Vergangenheit, ein Nomadenleben mitten unter den civilisirten seßhaften Völkern gleicher oder verschiedener Abstammung, in Turan, Persien und weit herein in die Länder Kleinasiens. Eine Abtheilung dieser unkultivirten nomadischen Horden beschreibt uns der russische Staatsrath Lemschine in dem in französischer Uebersetzung, vorliegenden ausführlichen Werke, von mehr denn fünfhundert Seiten. Das russische Original erschien bereits im Jahre 1832 zu St. Petersburg in drey Bänden 8. Der Verf. hatte sich, während der Jahre 1819 und 1820, mit allen im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu St. Petersburg befindlichen, auf die Kaisaken bezüglichen Aktenstücken bekannt gemacht, ging dann nach Orenburg, um seine Studien in dem dortigen, in Betreff der Geschichte und Zustände der mittelasiatischen Völker sehr reichen Archive fortzusetzen. So trefflich vorbereitet unterzog sich der Herr Staatsrath mehreren officiellen Aufträge seines Hofes bey den Kirgiskaisaken, machte während eines Zeitraumes von zwey Jahren mehrmalen Besuche bey dem Chan, so wie bey den Sultanen und allen Angesehenen der kleinen Horde und beobachtete mit unbefangenem, prüfendem Blicke das Leben, die Sitten und Gewohnheiten dieses großen Nomadenvolkes. Auf diese Weise ward es dem Verfasser möglich, der wissenschaftlichen Welt mit einem lehrreichen, viel Neues über die Zustände der mittelasiatischen Völker enthaltenden Werke ein angenehmes Geschenk zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Filippo Moisè, Storia dei Dominii stranieri in Italia dalla caduta dell' impero Romano in occidente fino ai nostri giorni. Firenze 1839. 8.
Vol. I. Distribuzione 1 — 6.
Vol. II. „ „ 7 — 10.

Monumenta historiae patriae edita jussu Regis Caroli Alberti. Scriptores. Aug. Taur. 1839. f.

M. Poujoulat, Toscane et Rome, corréspondance d'Italie. Par. 1840. 8.

Conte L. Serristori, Statistica d'Italia.
7. Dispensa. Statistica del regno delle due Sicilie. Firenze 1839.
8. Dispensa. Commercio dell' Italia ed un' appendice. Firenze 1839. 4.

Carlo Troya, Storia d'Italia del medio-evo. T. I. p. 1. 2. Napoli 1839. 8.

Franc. Antolini, Dei re d'Italia inaugurati o no con la corona ferrea da Odoacre fino al regnante Imperatore Ferdinando I. Milano 1838. 8.

Maranda, Tableau du Piémont sous le régime des Rois. Turin 1803. 8.

Carlo Leoni, Speronella, o l'origine della lega Lombarda. Milano 1837. 8.

Dr. G. F. Grotefend, zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien. Heft 1. Aelteste Kunde von Italien bis zur Römerherrschaft. Hannover 1840. 8.

Annuaire historique pour l'année 1837, 1838, 1839 et 1840, publié par la société de l'histoire de France. Paris 1836 — 1839. 8.

Le Marquis de Villeneuve-Trans, Histoire de Saint Louis Roi de France. T. 1 — 3. Paris 1839. 8.

Aug. Thierry, Récits des temps de Mérovingiens. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

M. Paulin Paris, Les grandes chroniques de France, selon qu' elles sont conservées en l'église de Saint-Denis en France. Vol. 1 — 6. Paris 1836. 8.

M. B. Guérard, Essai sur le système des divisions territoriales de la Gaule, depuis l'âge romain jusqu'à la fin de la dynastie Carlovingienne. Paris 1832. 8.

Amans-Alexis Monteil, Histoire des français des divers états aux cinq derniers siècles. Vol. 7. 8. Paris 1839. 8.

P. E. Lemontey, Histoire de la Régence et de la minorité de Louis XV. jusqu' au ministére du Cardinal de Fleury. Vol. 1. 2. Paris 1832. 8.

Choix de chroniques et mémoires sur l'histoire de France avec notices biographiques par J. A. C. Buchon. Paris 1837. 4.

N. L. Achaintre, Histoire généalogique et chronologique de la maison royale de Bourbon. Vol. 1. 2. Paris 1825. 8.

M. de Rommel, Correspondance inédite de Henri IV. roi de France et de Navarre avec Maurice-le-Savant, Landgrave de Hesse. Paris 1840. 8.

M. Laine, Dictionnaire véridique des origines des maisons nobles ou anoblies du Royaume de France. Vol. 1. 2. Paris 1818. 8.

Achille Allier, L'ancien Bourbonnais. (Histoire, monumens, moeurs, statistique.) Vol. 1. 2. Moulins 1837. f.

M. de Barante, Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison de Valois, 1364 — 1477. Vol. 2. — 10. Bruxelles 1839. 8.

Berriat-Saint-Prix, Mémoire sur le remboursement des rentes et sur l'indemnité due aux rentiers du 16. siècle. Paris 1837. 8.

— — —, Supplément au récit fait par Chorier des désordres qui accompagnèrent en 1562, l'occupation de Grenoble par les protestants. Paris 1838. 8.

Félix Bourquelot, Histoire de Provins. Vol. I. Paris 1839. 8

M. D. Dusevel, Histoire de la ville d'Amiens depuis les Gaulois, jusqu'en 1830. Vol. 1. 2. Amiens 1832. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

1. **Description des hordes et des steppes des Kirghiz-Kazaks ou Kirghiz-Kaïssaks par Alexis de Levchine, traduite du Russe par Ferry de Pigne.**

(Fortsetzung.)

Der trefflich unterrichtete Verfasser ist sicherlich der erste, welcher die grundlosen Reden des Vorwortes der französischen Uebersetzung von sich weisen wird. Wie abentheuerlich klingen nicht folgende Worte dieses Vorwortes dem Kundigen! „Es sey Mittelasien jetzt noch ebenso unbekannt wie Mittel-Afrika; die Geschichte, Geographie und Ethnographie dieser Länder befände sich am Ende des vierten Jahrzehents des neunzehnten Jahrhunderts noch ungefähr auf derselben Stufe, als zur Zeit der Mongolenmissionäre Plancarpin und Ruysbröck!" Sollte man doch glauben, Visdelou, Gaubil, Deguignes, Klaproth, Rémusat, Schmidt, Pallas, Hyakinth, Witsen, Ritter, Muraview, Mezendorf, Moorcroft, Burnes, Rytschkow, die Mitarbeiter an dem vortrefflichen sibirischen Boten, Mir Isset Ullah und viele Andere hätten vergebens Reisen unternommen; sie hätten vergebens gearbeitet und geschrieben die dunkeln Ereignisse der Bewohner der Steppen und Oasen, der Hochebenen und Alpenländer Mittelasiens aufzuhellen, und in die verwirrten Massen Licht und Ordnung zu bringen! Der Herr Verf. weiß besser, denn der französische Vorredner, die Schriften seiner Vorgänger zu würdigen; denn aus ihren Angaben besteht ein großer Theil seines Werkes. Es wurden nämlich, wie dieß bey solchen unbekannten Geschichten unumgänglich nothwendig ist, bey der Darstellung der Geschichte der Religion und Sitten der Kirgiskaisaken, die theils gedruckten theils handschriftlichen Quellen sorgfältig angegeben. Der angewandten Sorgfalt ungeachtet sind aber dem Verf. doch einige höchst achtungswerthe, namentlich deutsche Werke über die Kirgisen und die mittelasiatischen Länder entgangen. Die Werke von Rytschkow, Pallas, Mayendorf, Pander, Eversmann, Müller, Schangin, Klaproth, Rémusat und Andere werden häufig angeführt; wir finden aber nirgendwo weder Sievers lehrreiche Briefe, in dem siebenten Bande der neuen nordischen Beyträge von Pallas, erwähnt noch die verschiedenen auf Mittelasien bezüglichen Beyträge in Müller's Sammlung russischer Geschichte. Auch beschränkt sich der Verfasser vorzüglich auf den westlichen Theil der Kirgisenlande; zur geschichtlichen Darstellung und geographischen Beschreibung des östlichen Theiles wären ganz andere, bey weitem umfassendere historische Forschungen nothwendig gewesen.

Mittelasien erstreckt sich von dem Nordrande der Hochfläche Irans, namentlich von dem Berglande, Paropanisus bey den Alten genannt, und den Steppen längs des östlichen Gestades des Kaspisee's im Westen bis zu dem Hing egan Gebirge und der Gobi im Osten; von den Tiefebenen Siberiens und den südlichen Ausgängen des Altaisystems im Norden, bis herab zu den nördlichen Alpenlandschaften des Himalaya und seines westlichen Absenkers, Hindokuh oder indisches Gebirge *)

*) Es ward lächerlich genug, bey Gelegenheit der neuesten Vorgänge in diesen Gegenden, in mehreren Zeitschriften mit großer Emphase bemerkt, daß das Gebirge Hindokuh mit Recht der Hindutödter genannt wurde. Kuh ist bekanntlich ein persisches Wort und heißt Berg. Wo sollten auch die Hindu in der Gegend des Hindokuh her-



genannt. Alle diese grossen Länderstrecken waren ursprünglich bloss von Völkern medopersischen oder arischen Stammes bewohnt und beherrscht, welche später durch die von Nordost herabsteigenden Türken und Mongolen unterjocht, zu zinspflichtigen Bauern, zu Handelsleuten und einem betrügerischen Krämergeschlechte herabgewürdiget wurden, Sarten oder Tadschick genannt; letzteres Wort ist ein alter Name der Perser, welcher schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in den östlichen Quellen erwähnt wird (Neumann Asiat. Studien I. 157). Diese beyden ursprünglichen Völkernamen, Tadschik und Sarten, sind deßhalb, wie unter gleichen Umständen Juden und Sclaven, im Laufe der Jahrhunderte Gattungsbegriffe geworden; mit dem erstern bezeichnet man einen zinspflichtigen Bauern, mit dem zweyten einen Kaufmann, eine gemeine Krämerseele. Die Mongolen, unter dem Namen der Hunnen, hatten seit dem zweyten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung einen grossen Theil des nordöstlichen Mittelasiens erobert und dessen Bewohner wurden zu Hörigen herabgewürdigt. Der südwestliche gehorchte noch den Nachfolgern des Theodotus von Baktrien, deren Macht in der Blüthezeit der griechisch-mittelasiatischen Herrschaft von Kaschgar bis gegen das südöstliche Ufer des kaspischen See's sich erstreckte, von den Kirgisensteppen im Norden, bis zum mittlern Lauf des Indus, längs des Fünfflußgebietes. Durch die Uneinigkeit der Herrscher zerfiel, wie wir jetzt aus den zahlreichen indobaktrischen Münzen ersehen, das Reich in mehrere Herrschaften und konnte so, gegen die letzten Jahrzehnte des zweyten Jahrhunderts, leicht die Beute werden der von den Hunnen gen Westen gedrängten Horden. Von dieser Zeit, bis zur zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung, beginnt die große Lücke in der Geschichte Mittelasiens, welche nur durch die Nachrichten chinesischer Annalisten einigermassen ausgefüllt werden könnte, welche zur Freude des Forschers gerade gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts vor unserer Zeitr. in reicherer Fülle zu fließen beginnen. Es wurden nämlich um das Jahr 126 vor unserer Zeitr. dem Kulturvolke des äußersten Ostens zuerst die Länder Mittelasiens genauer bekannt; sie zerfielen damals in sechs und dreyßig verschiedene Fürstenthümer, deren Anzahl später sogar auf fünfzig anwuchs und fünf und fünfzig (Tsien Han schu oder Annalen der frühern Han XCV. am Anfang) unter welchen das Volk Kien kuen genannt, nach den übereinstimmenden Angaben der Geschichtschreiber das der Ha kia sse, Kasek oder Kaisak ist zu den Zeiten der Tangdynastie (618 — 907 unsr. Zeitr.), so wie das der Ki li ki sse oder Kirgisen der Denkwürdigkeiten der Mongolenherrschaft in China (1280 — 1368 u. Zeitr.). Die Sprache dieses Volkes, sagen unsere östlichen Berichterstatter, gleiche ganz der der Ju, d. h. der Uiguren oder Türken, und sie bedienten sich auch derselben Schrift. Das kaisakische Schriftsystem, zu welchem wahrscheinlich mehrere heutigen Tags unbekannte Inschriften des östlichen Sibiriens gehören, wäre demnach, so wie das uigurische, aus dem syro-parsischen hervorgegangen. Die Gesetze der Kaisak wären, wie uns berichtet wird, zur Zeit des achten Jahrhunderts, wie sie es heutigen Tags noch sind, sehr strenge gewesen. Wer im Kriege dem Feinde den Rücken kehrt; wer einen ihm gewordenen Auftrag nicht zur Zufriedenheit des Herrschers, der damals Aga genannt wurde, vollzieht; wer ohne Befehl des Fürsten sich in die Staatsgeschäfte mischt, oder einen Diebstahl begeht, dem wird der Kopf abgeschlagen. Lebt der Vater des Verbrechers noch, so muß er bis zu seinem Tod den Kopf des Sohnes an dem Halse tragen. Zu dieser Zeit wohnten die Kaisak westlich von den Uiguren, nördlich von Charaschar, Stadt und Landschaft in dem östlichen Turkestan, längs der Schneeberge — das heißt Mustag zu Deutsch — oder des Himmelsgebirges, chinesisch Tian schian genannt (Denkwürdigkeiten der Tangdynastie Tang schu CCXVII. 6 Bl. 12 folgend. Matuanlin CCCXLVIII. 6). Die Residenz des Aga war vierzig Tagreisen von der des muhammedanischen Statthalters des Chalifen entfernt.

Der Name Kirgise kommt bey den westlichen Schriftstellern, unter der Form Cherchis (χέρ-

---

kommen? Das Gebirge erhielt diesen Namen, weil über dasselbe der Weg von Balk und Bochara aus gen Indien führt. Hindokusch ist eine falsche Benennung für Hindokuh.

χις) bereits im Jahre 569 vor. Zemarch, der Gesandte Justins des Jüngern, erhielt nämlich von dem Chakan der Türken Disabul einen kirgisischen Sklaven zum Geschenke (Stritter III. 52). Erst vier Jahrhunderte später wird von Konstantinus Porphyrogeneta, unseres Wissens zum erstenmale in der Geschichte des Westens, die Landschaft Kasachia (Κασαχία) erwähnt (De administr. imp. 14. ed. Meurs.), die sich aber bey ihm auf das Gebiet der Tscherkessen bezieht, und nicht auf das Land der Kasaken in Mittelasien. Die Kasaken werden ungefähr zu gleicher Zeit auch bey Tabari, in Firdusi's Schahnameh und dann später in Babur's Denkwürdigkeiten, hier unter der Form Kisäk (Memoirs of Baber 13) vielfach erwähnt. Raschideddin berichtet uns auch, in seinem großem historischen Werke über die Mongolen, von den Kirgisen, giebt den Namen ihres Fürstenhauses an und beschreibt ihre Wohnsitze; die Nachrichten des Chan's Abulghasi sind großentheils, dem Dschami et Tawarikh des großen persischen Staatsmannes und Historiographen entnommen. Wir ersehen unter andern daraus, daß die Kirgisen sich schon damals, gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, zum Muhammedanismus bekannten.

Was bedeuten nun aber die Worte Kosak, Kasak, Kaisak, Kisak und Kirgis? Keine der bis jetzt, zur Erklärung derselben aufgestellten verschiedenen Vermuthungen ist gegründet, weßhalb wir sie füglich übergehen können. Kasak ist ein türkisches, und kein arabisches Wort, wie Erskine behauptet (in der Einleitung zu Babur's Denkwürdigkeiten S. 45) und bedeutet, sowohl bey den westlichen als den östlichen Türken, einen freyen unabhängigen Mann, einen Räuber; heutigen Tages noch nennt sich dieser östliche Turkstamm Sahara Kaisack d. h. die freyen Leute, die Räuber der Wüste und Steppen. Kirgis ist die durch Wiederholung des einfachen Hauptwortes gebildete Mehrheit von Kis oder Kisch, welches im Türkischen Mensch bedeutet; das erste s in Kisgis ist bloß, wie dieß nach den Gesetzen der Sprachorgane in allen Sprachen der Fall ist, in r übergegangen. Der Name Kirgiskaisak würde demnach wörtlich übersetzt, Menschenräuber, d. h. Menschen, die Räuber sind, bedeuten.

Man sieht hieraus leicht, wie es kommen konnte, daß Völker der verschiedensten Abstammung Türken, Finnen und Slaven, Kosak oder Kaisak genannt werden konnten. (Von dem Ursprunge der Kosaken, in Müller's Sammlung russischer Geschichte IV. 365). Diese verschiedenen Völker haben nämlich sämmtlich das Räuberhandwerk betrieben.

Die Kaisaken behaupten, der Name Kirgisen, den sie selbst nicht mehr verstehen, komme ihnen nicht zu, sondern einem andern türkischen Stamme, Burut genannt, welche im östlichen Turkestan und im Chanate Chokand herumziehen und die, wie wir aus der Reise des Lieutenant Wood zu den Quellen des Oxus ersehen, im Winter sich gen Badakschan bis zu dem obern Laufe dieses Flusses, und zwar auf die Südseite desselben herabziehen. Wood traf Kirgisen in dem aus Marco Polo (II. 80 ed. Baldelli) bekannten, ziemlich großen Thale Wochan oder Wachan. Die Beschreibung des berühmten Venetianers ward, wie der Entdecker der Oxusquellen dem Schreiber dieses vor kurzem in London versicherte, bis in die geringste Einzelnheit richtig befunden. Auch erfahren wir durch diesen Engländer, den ersten wissenschaftlichen Europäer, welcher nach Marco diese Gegenden besuchte, die Bedeutung des Namens Pamer, mit welchem Polo die Hochterasse von Badakschan bezeichnet. Pamer ist nämlich eine Verstümmelung von Bani duniah, d. h. Dach der Welt — so nennen die Einwohner von Badakschan diese Landschaft. Von diesem Dache der Welt aus sieht man den Serikol oder Serisee, aus dessen westlichem Ende (37° 27′ nördl. Br. 75° 4′ östl. L. von Greenwich) der Oxus fließt, hier Pendsch genannt (Literary Gazette 13. Juny 1840). Die Burut werden auch Kara-Kirgis, d. h. schwarze oder zinspflichtige Kirgisen genannt, weil sie den Chinesen und dem Fürsten von Chokand Tribut entrichten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

J. C. Royou, Histoire de France depuis Pharamond jusqu'à la vingt-cinquième année de Louis XVIII. Vol. 1—6. Paris 1819. 8.

Potherat de Thou, Recherches sur l'origine de l'impôt en France. Paris 1838. 8.

P. J. Lauze de Perez, Eclaircissemens historiques en réponse aux calomnies dont les protestants du Gard sont l'objet. Paris 1818. 8.

A. D. de la Fontenelle de Vaudoré, Recherches sur les vigueries et sur les origines de la féodalité en Poitou. Poitiers 1839. 8.

Le Baron de Gaujal, Essais historiques sur le Bouergue. Vol. I. Limoges 1824. 8.

J. J. Lionnois. Histoire des villes vieille et neuve de Nancy, depuis leur fondation jusq'en 1788. Vol. 1—3. Nancy 1811. 8.

l'Abbé Travers, Histoire civile, politique et religieuse de la ville et du comté de Nantes. Livr. 16—24. Paris 1836. 4.

Dr. Villerme, Tableau de l'état physique et moral des ouvriers, employés dans les manufactures de coton, de laine et de soie. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

D. Lottin, père, Recherches historiques sur la ville D'Orléans, depuis Aurélien, l'an 274, jusqu'en 1789. T. 1—4. Orléans 1836. 8.

A. M. Perrot, La conquête D'Alger ou relation de la campagne d'Afrique. Paris 1830. 8.

Mémoire sur le commerce maritime et colonial. Paris 1823. 8.

A. de Cools, Droit et nécessité des garanties sociales et politiques réclamées par les colonies françaises. Paris 1832. 8.

C. Ad. D'Angeville, Apperçu sur nos colonies et notre marine militaire. Lyon 1832. 8.

Claude-Joseph Trouvé, Essai historique sur les Etats-généraux de la Province de Languedoc. Paris 1818. 4.

L'Abbé L. Gandelot, Histoire de la ville de Beaune et de ses antiquités. Dijon 1772. 4.

J. J. Barrau et B. Darragon, Histoire des Croisades contre les Albigeois. Nouveaux documens sur l'histoire de France aux 11. 12 et 13 siècles. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Histoire des conditions et de l'état des personnes en France et dans la plus grande partie de l'Europe. Vol. 1—5. Londres 1790. 8.

Essai sur l'histoire des premiers rois de Bourgogne et sur l'origine des Bourguignons. Dijon 1770. 4.

M. J. P. Thomas, Mémoires historiques sur Montpellier et sur département de l'Hérault. Paris 1827. 8.

Almanach royal et national pour l'an 1840. Paris 1840. 8.

Léon Brothier, Du parti social, exposition des principes économiques et politiques devant servir de base à ce nouveau parti. Paris 1839. 8.

A. Duchatellier, Histoire de la révolution dans les départements de l'ancienne Bretagne. Vol. 2—4. Paris 1836. 8.

Eugène Labaume, Histoire monarchique et constitutionelle de la révolution française. Vol. 4. 5. Paris 1839. 8.

Mémoires de Condorcet, sur la révolution française, extraits de sa correspondance et de celles de ses amis. Vol. 1. 2. Paris 1824. 8.

J. C. Royou, Développemens des principales causes et des principaux événemens de la revolution. Paris 1823. 8.

M. Mazeres, De Machiavel et de l'influence de sa doctrine sur les opinions, les moeurs et la politique de la France pendant la révolution. Paris 1816. 8.

Histoire de France, pendant la dernière année de la restauration. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Vicomte Félix de Conny, Histoire de la révolution de France. Vol. 1—6. Paris 1834—39. 8.

Ed. Alletz, De la démocratie nouvelle ou des moeurs et de la puissance des classes moyennes en France. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Timon, Questions scandaleuses d'un Jacobin, au sujet d'une dotation. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

1. Description des hordes et des steppes des Kirghiz-Kazaks ou Kirghiz-Kaïssaks par Alexis de Levchine, traduite du Russe par Ferry de Pigne.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich werden im Oriente, wie in Rußland, mit den Farben allerley politische, sittliche und gemüthliche Beziehungen verbunden; so heißt schwarz, unterthänig, weiß, frey, weßhalb denn auch die Fürsten Rußlands seit ihrer Befreyung von der Oberherrschaft der goldenen Horde, in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bey allen mongolischen und türkischen Völkerschaften Mittelasiens weiße Chane genannt werden. Wahrscheinlich war auch die Benennung Weißrußland ursprünglich aus diesem Grunde hervorgegangen. Die Burut nun werden von den Russen in Sibirien, wegen ihrer größern Tapferkeit, auch wilde Kirgisen, und von ihren Wohnsitzen, Gebirgsleute genannt (Lewschine 126); sie zerfallen, nach den neuesten Angaben in den geographisch statistischen Werken der Chinesen, in zwanzig Horden. Unter demselben Namen Pulu — das chinesische Lautsystem kennt kein r — waren sie im Reiche der Mitte bereits seit den Zeiten der Tangdynastie bekannt (Hoei tien, Comp. Buch 53 Bl. 18 2). Man theilt sie auch in östliche und westliche Burut, wovon die ersteren südwestlich der Dsongarei, und die letztern nordwestlich des chinesischen Turkestans herumziehen. Gleichwie alle andern den Chinesen unterworfenen türkischen Stämme und Horden bringen sie jährlich, vermittelst einer im Voraus bestimmten Strasse, die sie unverrückt einhalten müssen, ihren Tribut nach der Hauptstadt (Geographie des Kien long. Buch 50 Bl. 17).

Die Kirgiskaisaken sind ein barbarisches Volk, ohne alle Literatur, eine Anzahl Lieder lyrischen und epischen Inhaltes, wie man deren bey den rohesten Völkern findet, und mündliche Traditionen ausgenommen. Die Schrift ist ihnen zwar bekannt, sie wird aber als ein Luxusartikel, mit welchem bloß einige Geistliche sich befassen, angesehen. Nur diejenigen Völker, welchen eine innere Entwickelung, gleichviel sey es ein Vor- oder ein Rückschreiten in den gesellschaftlichen Zuständen, vergönnt ist, nur sie erfreuen sich einer Geschichte, im eigentlichen Sinne des Wortes. Indianer, Negerstämme, Kirgiskaisaken und in gewisser Beziehung selbst Hindu und Chinesen, obgleich deren Daseyn weit hinaufreichen mag über das historische Zeitalter der westlichen Völker, bieten keinen Stoff dar, aus welchem ein Gibbon ein unsterbliches Werk bereiten könnte. Thatsachen sind zwar in Masse vorhanden, es findet aber weder ein organisches Wachsthum statt, noch ein naturgemäßes Absterben. Wir haben Begebenheiten, gleichwie Ueberschwemmungen und Feuersbrünste, äußerlicher Weise, ohne tiefere Bedeutung ohne folgenreiche Wirkungen; viel ist geschehen bey diesen Völkern, sie haben aber dessen ungeachtet keine Geschichte. Aus diesem Grunde sind auch die gelehrtesten und tüchtigsten Werke auf diesem Felde der Literatur im Ganzen erfolglos geblieben. Selbst den beharrlichsten Leser beschleicht am Ende ein Eckel über den ewig sich wiederholenden Mord- und Raubscenen der Hunnen und Mongolen, über dem lächerlichen eiteln Gerede und den moralischen Phrasen der Himmelssöhne und ihres Gesindes, so wie bey den windigen zur Sonne und zum Monde hinaufsteigenden Genealogieen der Maharadschahs und dem schaalen Göttergezüchte weiser Brahmanen. Solche Völker erhalten für uns nur dann ein größeres, ein bleibendes Interesse, wenn sie mit



den europäischen Staaten in Berührung kommen, und auch dann verdienen, wie durchgängig bey allen geschichtlichen Darstellungen, bloß die wichtigern, folgenreichen Ereignisse hervorgehoben zu werden. Von diesem Standpunkte aus würde sich, sowohl zum Vortheile des Verfassers wie des Lesers, der ganze zweyte, geschichtliche Theil dieses Werkes, der ungefähr zwey hundert Seiten umfaßt, (117 — 299), auf wenige Blätter zusammendrängen lassen.

Die Kirgiskaisaken werden jetzt, und schon seit mehreren Jahrhunderten, in drey Hunderte oder Horden — ius, hundert bedeutet im Türkischen wie in vielen andern Sprachen, auch im Allgemeinen Masse, Mehrheit — eingetheilt, die große, mittlere und kleine (ulu, urte, kitschi) genannt. Ueber den Grund dieser Eintheilung, so wie über den Volksnamen selbst werden uns mancherley Sagen berichtet, aus welchen für die Geschichte nur so viel erhellt, daß die Kaisaken heutigen Tages noch, ungeachtet ihrer starken Vermischung mit Mongolen, sich der Stammgenossenschaft mit allen türkischen Völkern erinnern. Es gab eine Zeit, dieß leuchtet aus allen ihren Mythen hervor, wo das türkische Volk sich noch als ein einziges Ganze fühlte, wo es noch nicht in Stämme zerspalten, sich gegenseitig plünderte und mordete. Aus innern Zwistigkeiten, so wird uns berichtet, sey die Trennung in Stämme, wie die gegenseitige Feindschaft hervorgegangen. Es waren nach der einen Sage Kirk-Kaisak, d. h. vierzig Mann, nach der andern drey gesonderte Hunderte, die an diesem oder jenem Orte von der Türkmasse sich lostrennten und so die Veranlassung wurden, sowohl zu dem Namen als zur Eintheilung des Volkes (Rytschkow, Tagebuch seiner Reise in die kirgiskaisakische Steppe, in Büsching's Magazin VII. 935).

Seit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, erhielten die Russen einige Kunde von den verschiedenen Bewohnern der Länder östlich der Kaspisee bis gen Hindostan und Kataia —, auch die Kaisaken sind ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen. Herberstein erwähnt ihrer bereits nach den in Moskwa erhaltenen Nachrichten. Iwan der Grausame sandte im Jahre 1573 eine Gesandtschaft in die kaisakischen Steppen, die aber ihr Ziel nicht erreichte; im folgenden Jahre ward der Familie Strogonow, welche große Besitzungen hatte in den Gegenden der Wolga und des Jaik, gestattet mit den Kirgisen Handel zu treiben, ohne an der russischen Gränze Zölle entrichten zu dürfen. Die Eroberung Sibiriens (1578 — 1587) brachte die Russen in ausgedehntere Verbindungen mit diesem Volke; doch vergiengen noch hundert und fünfzig Jahre, bis die mittlere und kleinere Horde, die große erkennt zum Theil die Oberherrlichkeit des Mittelreiches, die Oberhoheit der Russen anerkannten, — und auch diese Huldigung, welche im Jahre 1730 unter der Kaiserin Anna erfolgte, geschah bloß zum Scheine. Lug und Trug, so berichten uns wenigstens die meisten russischen Schriftsteller, mit welchen auch die Chinesen übereinstimmen, sind die hervorstechendsten Eigenschaften der Kirgiskaisaken; sie erkennen heute, wenn es ihnen vortheilhaft dünkt, die Oberherrschaft des Czars, morgen die des Himmelssohnes zu Peking und berauben dessen ungeachtet gleich am folgenden Tage, wenn sich Gelegenheit hiezu ergeben sollte, *die befreundeten* Unterthanen dieser beyden *großen Reiche*. Bloß aus Furcht vor der großen Macht der Dsongaren, welche sich seit dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts zum herrschenden Volke in Mittelasien erhoben, unterwarfen sich die Chane und Sultane dieser beyden Horden der slavischen Herrschaft. Kaldan Zerenn, Chan der Dsongaren (reg. von 1721 — 1745), hatte bereits (1723) Turkestan, die Residenz des Chans der Kirgisen Abulchair, Taschkent und Sairam erobert und die Kirgisen, welche sich ihm nicht unterwerfen wollten, mußten gen Westen, hin nach Samarkand, Bochara und Chiwa entfliehen (Lewschine 152). Es hat aber eine Oberherrschaft Chinas, Rußlands und der mittelasiatischen Chanate über die Steppen der Kirgiskaisaken östlich des Jaik, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu keiner Zeit stattgefunden. Das Volk hat seine Freyheit behauptet bis auf den heutigen Tag. Die Kirgisen zahlen weder regelmäßige Abgaben, noch leisten sie ihren sogenannten Oberherrn eine thätige Hülfe bey bevorstehenden Kriegszügen. Für den sogenannten Tribut, welchen ein Theil der großen Horde jährlich nach Pe-

king sendet, erhält sie regelmäßig Geschenke von weit größerem Werthe. Die benachbarten großen Staaten bemühen sich aber dessen ungeachtet um eine solche Scheinherrschaft, oder wenigstens um ein gutes Vernehmen mit diesem Räubervolke, damit die Gränzen ihrer Länder der Ruhe sich erfreuen und die Karawanen mit größerer Sicherheit die Steppenländer durchziehen möchten. Anders gestaltet sich freylich das Verhältniß, wenn die Kaisaken ihr Wanderleben auf den Haiden zwischen dem Kaspi- und Balkaschsee, zwischen dem Altaigebirge und dem Amudaria aufgeben und sich innerhalb der Gränzen des russischen oder chinesischen Reiches ziehen; sie sind dann die Unterthanen dieser Staaten, welche nach Gutdünken mit ihnen schalten. So ward, abgesehen von der großen Wanderung der Kirgisen unter Bukei westlich des Jaik, welche wir weiter unten berichten werden, eine Anzahl Zelte der großen Horde 1789 und 1793 innerhalb der sibirischen Gränzen aufgenommen. Andere ließen sich mit Bewilligung der chinesischen Regierung, nach der Vernichtung der Macht der Dsongaren (1756), eine Epoche machende Thatsache in der Geschichte Mittelasiens, in der Markgrafschaft Ili nieder. Die Chinesen hatten nämlich den größten Theil der Dsongaren unmenschlicher Weise niedergehauen und deren Länder, zwischen dem Altai und dem Himmelsgebirge, in eine Einöde verwandelt, welche dann einem Theile der Kirgiskaisaken überlassen wurden. Man bestrebte sich von chinesischer Seite, gleichwie die Torgoten, so auch sämmtliche Horden der Kirgisen innerhalb der Gränzen des chinesischen Reiches zu locken, — ein Unternehmen, welches die Russen mit gutem Erfolge auf alle Weise zu hindern suchten. Die Kaisaken bringen dem himmlischen Chan von hundert Pferden je eines als Abgabe dar, und eben so von den Schafen eine bestimmte Anzahl (Sievers in Pallas's neuen nordischen Beyträgen VII. 361).

Nachdem Peter der Große den Krieg gegen Schweden glücklich beendigt hatte, dachte er, wie uns Rytschkow berichtet, ernstlich daran, die Kaisaken durch Waffengewalt zu bändigen, um dem Staate eine sichere Handelsstraße nach Bochara, Samarkand und Indien zu eröffnen. Mitten unter diesen großen Entwürfen überraschte ihn der Tod. Es schien aber, als wenn Rußland, einige Jahre hernach, ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen, seinen Endzweck erreichen sollte. Abulchair, welcher sowohl bey der kleinen als bey der mittlern Horde eines großen Einflusses sich erfreute, unterwarf sich, wie wir wissen, (1730) der Kaiserin Anna und versprach den Russen zur Bezwingung aller ihrer Feinde beyzustehen; man möchte ihm nur in seinem Kampfe gegen die Karakalpaken oder Schwarzmützen, eine andere türkische Horde, und die Bewohner des Chanats Chiwa behülflich seyn. Die Freude, welche man in Petersburg über diese friedliche Eroberung hatte, dauerte nur kurze Zeit; Abulchair ward bey den Horden, die nichts von der Unterwerfung unter Rußland wissen wollten, verhaßt und die räuberischen Einfälle der Kirgisen wurden immer häufiger. Der Chan mußte endlich gestehen, daß es nicht in seiner Macht läge, die Räubereyen seiner sogenannten Unterthanen zu hindern. Man möge ihm, sagte er, einige Festungen in den Steppen bauen und sie mit schwerem Geschütze versehen; vielleicht wäre er dann im Stande, die Kirgisen zum Gehorsam zu zwingen. Chiwa, das alte Lichtland Chorasmia, soll, nach unserem Verfasser (S. 194), im Jahre 1741 von Abulchair erobert worden seyn; der Kirgise, fügt er hinzu, wäre Chan des Landes gewesen, als Schah Nadir diese Gegenden eroberte. Dieser Angabe liegt aber sicherlich ein Irrthum zu Grunde. Nach Hanway (The revolutions of Persia II. 394) kehrte Nadir bereits im November 1739 von der Eroberung Chiwa's nach Iran zurück; nach dem persischen Geschichtschreiber Muhammed Mahadi (Geschichte des Nadir Schah. Greifswalde 1773 S. 337) sey das Land im Jahre 1740 von Nadir unterjocht worden, und dessen Chan habe damals Ilbars geheissen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

A. M. Madrolle, Tableau de la dégénération de la France, des moyens de sa grandeur et d'une réforme fondamentale dans la litterature, la philosophie, les lois et le gouvernement. Paris s. a. 8.

Alphons de Beauchamp, Vie de Louis XVIII. Roi de France et de Navarre. Paris 1824. 8.

L. A. Baudy, Causes particulières de la révolution française. Londres 1793. 8.

J. Duchemin Descepeaux, Lettres sur l'origine de la Chouannerie et sur les chouans du Bas-Maine. Paris 1825. Vol. 1. 2. 8.

Essais pour servir d'introduction à l'histoire de la révolution française. Paris 1802. 8.

M. De Pradt, La France, l'émigration et les colons. Vol. 1. 2. Paris 1824. 8.

M. Valles, Réflexions historiques sur quelques chapitres d'un ouvrage de M. l'abbé Guillon, de Lyon, ayant pour titre: Mémoires pour servir à l'histoire de Lyon pendant la révolution. Paris 1825. 8.

M. Taillandier, Lettres a mon fils sur les causes la Marche et les effets de la révolution française. Paris 1820. 8.

Comte de Montlosier, De la monarchie française depuis la seconde restauration jusqu'à la fin de la session de 1816. Paris 1818. 8.

Jos. Chmel, Geschichte Kaiser Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian I. Th. 1. Hamburg 1840. 8.

Einhard, Leben und Wandel Karls des Großen. Einleitung, Urschrift, Erläuterung, Urkundensammlung in 2 Bänden. Herausgegeben von J. L. Ideler. Hamburg 1839. 8.

Le Glay, Correspondance de l'émpereur Maximilian I. et de Marguerite D'Autriche, sa fille, gouvernante des Pays-Bas, de 1507 — 1519. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

M. W. Duncker, Origines Germanicae. Berolini. 1840. 8.

J. P. Silbert, Ferdinand II., Römischer Kaiser und seine Zeit. Wien 1836. 8.

Friedrich Graf von der Decken, Beyträge zur Hannoverschen Geschichte unter der Regierung Herzogs Georg Wilhelm. 1649 — 1665. Beytrag 1. 2. Hannover 1839. 8.

M. Viton, Histoire chronologique, généalogique et politique de la maison de Bade. Vol. 1. 2. Paris 1807. 8.

M. S. P. Ernst, Histoire de Limbourg, suivie de celle des comtés de Daelhem et de Fauquement, des annales de l'abbaye de Rolduc. Publiée avec notes et appendices et précédé de la vie de l'auteur par M. Edouard Lavalleye. Vol. 1 — 4. Liége 1837 — 39. 8.

Ludw. Bechstein, Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. Th. 1 — 4. Hildburghausen 1835 — 38. 8.

Dr. G. E. Guhrauer, Kur-Mainz in der Epoche von 1672. Th. 1. 2. Hamburg 1839. 8.

J. A. J. Hansen, Treviris oder Trierisches Archiv für Vaterlandskunde. Heft 1. Trier 1840. 8.

v. Jaumann, Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Stuttgart 1840.

Scriptores rerum Lusaticarum. Neue Folge. Bd. 1. Görlitz 1839. 8.

Jean Hugues Wyttenbach. Recherches sur les antiquités Romains dans la vallée de la Moselle de Trèves. Trèves 1840. 8.

G. H. Krieg von Hochfelden, Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben. Carlsruhe 1836. 8.

J castelli del Tirolo colla storia delle relative antiche-potenti famiglie di Agostino Perini. Fasc. 1 — 13. Milano 1834. f.

Jos. Joh. Knolz, Darstellung der Humanitäts- und Heilanstalten im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns. Wien 1840. 8.

Bened. Pillwein, das Herzogthum Salzburg oder der Salzburger Kreis. Leipzig 1839. 8.

Peter Evan Turnbull, Austria. Vol. I. Narrative of travels.
Vol. II. Social and political condition. London 1840. 8.

Dr. J. Linden, Die Grundsteuerverfassung in den deutschen und italienischen Provinzen der österreichischen Monarchie. Th. 1. 2. Wien 1840. 8.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

1. Description des hordes et des steppes des Kirghiz-Kazaks etc.

(Schluß.)

Abulchair, schon lange dem größten Theile der Kirgisen wegen seiner Verbindung mit Rußland verhaßt, ward endlich (1748) ermordet, und sein Sohn Murali in einer Versammlung der kleinen Horde als Chan ausgerufen, mit welchem dann die Russen alsbald sich zu befreunden suchten. Man dachte damals neuerdings ernstlich daran, auf dem Wege durch die Kirgisensteppen sich eine Handelsstraße durch ganz Mittelasien, bis nach Indien hin zu eröffnen, und zu diesem Endzwecke wollte man jetzt (1752) eine Stadt und Festung an der Mündung des Syr anlegen. Doch alle diese Unternehmungen, alle die bereits getroffenen Vorkehrungen scheiterten an dem Freyheitssinne der Kaisaken, in deren Sprache es weder ein Wort für Herr geben soll, noch für Unterthan. Dem Chane gehorchen sie nur, so lange es ihnen beliebt, und auch dieß nicht in sklavischer Weise. Der gemeinste Kirgise setzt sich neben seinem Gebieter und raucht seine Pfeife. Bekommt der Chan ein Geschenk, so begehrt das Gesinde seinen Theil und reißt es ihm wohl auch aus der Hand, wenn er zaudert mit ihm zu theilen (Sievers a. a. O. 364). Unter diesen Umständen empörte sich aber neuerdings (1755) ein anderer Turkstamm, die Baschgiren, über welche Rußland seit der Regierung Iwan II., dem sie sich im Jahre 1553 unterwarfen, eine unbedingte Herrschaft zu erlangen suchte. Man mußte fürchten, die Baschgiren möchten sich mit den Kaisaken verbinden, und so die ganze slavische Herrschaft in diesen Gegenden der größten Gefahr aussetzen. Um dieses zu verhindern, ward eine Schandthat begangen, welche Lewschine vergebens durch die Noth der Umstände zu entschuldigen sucht (S. 233). Man überzog die aufrührerischen Gegenden mit großen, aus allerley Volk zusammengerafften Heerhaufen; die Baschgiren, deren Anzahl Rytschkow, in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im Ganzen auf 106,170 Seelen schätzt (Orenburgische Topographie. Riga 1772 S. 74), konnten den Russen keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen; ein großer Theil derselben entfloh zu den Kirgisen, und die im Lande Zurückgebliebenen flehten um Gnade. Da ersann Nepluief, der Anführer der Russen, ein teuflisches Mittel, um Kirgisen und Baschgiren auf ewige Zeiten durch den tödtlichsten Haß zu trennen; er schlug nämlich seiner Regierung vor, die Frauen und Töchter der entflohenen Baschgiren den treulosen Kirgiskaisaken unter der Bedingung als leibeigen zu übergeben, daß alle Baschgirenflüchtlinge männlichen Geschlechts den russischen Beamten ausgeliefert würden. Und so geschah es. Seit dieser Zeit ist des Kämpfens und Mordens zwischen diesen beyden Turkstämmen kein Ende geworden.

Man ließ in den letzten fünfzig Jahren von russischer Seite kein Mittel unversucht, um die freyen Kirgisen der kleinen Horde — die mittlere und große verstanden es besser, sich den slavischen Umtrieben zu entziehen — in gehorsame Unterthanen zu verwandeln. Bald suchte man die Würde des Chans ganz aufzuheben und seine Macht unter einige Synoden, die von Rußland aus Sold erhielten, zu vertheilen; bald gab man wiederum diesen und jenen Kreaturen die Würde des Chans, hoffend sie würden durch Verrath und Hinterlist den freyen Sinn des Volkes zu brechen verstehen. Innerhalb der Steppen sind alle diese verschiedenen Versuche durchgängig mißlungen. Man verstand

es aber den Samen der Zwietracht unter der Horde auszusäen, so daß ein großer Theil derselben die heimathlichen Lande freywillig verließ und sich mit Erlaubniß Pauls I. (1801) innerhalb des russischen Reiches zog, in die von den Torgoten verlassenen Gegenden zwischen dem Ural und der Wolga. Es führte Bukei, Sohn des Nurali Chan, zehn tausend Zelte oder Familien jenseits des Ural — dieß sind die Kirgisen der innern Horde, sogenannt weil sie innerhalb des russischen Reiches sich theils einem Nomaden- theils einem ackerbautreibenden Leben widmen. Die neuesten Nachrichten über den Zustand dieses Theiles des kirgisischen Volkes giebt uns Professor Göbel in seiner vorzüglich für den Naturforscher, und namentlich für den Chemiker interessanten Reise. Göbel hatte nämlich die Reise unternommen, um die Salzseen der Steppen zwischen der Wolga und dem Ural, so wie die andern salzhaltigen Stoffe der südlichen Gegenden Rußlands zu untersuchen. Der Naturforscher ward von Dschangir, dem Sohne des Bukei, nach Göbel (S. 67) sey der letztere erst im Jahre 1805 in diese Gegenden gezogen, sehr freundlich aufgenommen. Dschangir war damals (1834) ein kräftiger Mann von ungefähr dreyßig Jahren, mit vorherrschender mongolischer Gesichtsbildung. Er spricht das Russische sehr geläufig und scheint auch in anderer Beziehung an europäischer Weise seine Freude zu haben. Es ward für Herrn Göbel ein sogenanntes Frühstück nach russischer Weise servirt, bestehend aus Liqueur, Wein, Kumis, Butter, Käse, Kaviar und Pferdeschinken, hierauf ward er zur Tafel geladen, wo der Chan präsidirte. „Außer mir und meinen Reisegefährten," sagt Göbel (S. 70), „war die Tafel noch besetzt mit dem Leibarzte des Chans, dem Kosaken-Commandeur, einem orenburger Beamten, dem Schwager des Chans und mehreren Sultanen. Eine Menge Gerichte, wovon die meisten Schaffleisch auf verschiedene Weise zubereitet enthielten, folgten auf einander; auch fehlten dabey der orientalische Pillaw und Pferdeschinken nicht. Als Champagner servirt wurde, brachte ich die Gesundheit des Chans aus, was ihm sehr schmeichelhaft zu seyn schien; denn kurz darauf beauftragte er den orenburger Beamten, mir seinen Dank auszusprechen und in seinem Namen meine Gesundheit zu trinken, da ihm der Koran Wein zu trinken untersage. Er und die Sultane begnügten sich mit Kumis, während wir Europäer uns den Wein schmecken ließen. Jene Enthaltsamkeit mag indeß wohl nicht immer stattfinden, denn nach der Versicherung des Leibarztes soll die jährliche Weinrechnung des Chans gegen 14,000 Rubel betragen. Was jedoch die auf europäische Weise zubereiteten Speisen anbelangt, so soll er dieselben nicht gern, sondern nur aus Höflichkeit gegen Gäste mitgenießen; außerdem aber mit seinen Kirgisen, oft mit hundert bis zweyhundert auf kirgisische Weise, d. h. mit den Händen, und zwar einfach zubereitetes Schaf- und Pferdefleisch schmausen." Nach dem Chane, der sie nach Rußland führte, werden nun diese innern Kirgisen auch die bukeische Horde genannt. Sie treibt einen sehr lebhaften Handel mit den russischen Kaufleuten; denn den im Journale der Manufacturen und des Handels mitgetheilten Nachrichten zufolge, verkauften die Kirgisen dieser Horde im Jahre 1828 an russische Kaufleute 400,000 Schafe, 3000 Pferde, 4000 Pud Ziegenwolle, 15000 Pferdehäute, 100000 Schaffelle, 10,000 Hasenfelle, 10000 Pud Schaffett, für einen Werth von nahe an drey Millionen Rubel (Göbel S. 69).

Ueber die Familien- und Seelenzahl der verschiedenen Kirgisenhorden ermangeln wir aller sichern Nachrichten; man glaubt, daß die Annahme einer Bevölkerung von dritthalb Millionen Seelen der Wahrheit so ziemlich nahe kommen wird. Lewschine schätzt sie (S. 300) auf 2,400,000 wobey er aber die innere Horde nicht mitrechnet. Die Horden zerfallen wiederum in eine Anzahl Rassen, Geschlechter und Familien, welche sämmtlich in Farbe und Gestalt, in Sprache und Religion, in Gesetzen und Sitten vollkommen übereinstimmen. Allen diesen Unterabtheilungen sind aber ihre bestimmten Räume in den Steppen angewiesen, von welchen sie sich, ohne dazu gezwungen zu seyn, namentlich zur Winterszeit, nicht entfernen. Alle Kirgisen sind Freye und es herrscht keine Verschiedenheit des Standes unter ihnen; nur die Nachkommen der Chane, Sultane und muhammedanischen Heiligen bilden eine Art erblicher Aristokratie, welche durch die Worte Leute weißer Abstammung bezeichnet wird; von dem andern Volke heißt es, sie

sehen schwarzer Abstammung. Aus den Kirgiskaisaken selbst kann Niemand zum Sklaven herabgewürdigt werden; die Knechte der Chane wie der Gemeinen sind entweder andersgläubige oder auch schiitische Kriegsgefangene. Ueberdieß werden Telenguten, ein mongolischer Stamm, welcher von den Kirgisen unterworfen wurde und jetzt die Sprache seiner Herrn, das Turki, angenommen hat, zur Verrichtung der Sklavenarbeit verwendet.

Die Kirgiskaisaken sind nach ihrer physischen Gestaltung ein turkomongolisches Mischlingsvolk; man sucht bey ihnen vergebens die reinen kaukasischen Formen, wodurch der Osmane und der Turkomane sich auszeichnet. Ihr Gesicht ist zwar nicht so flach und breit wie das der Kalmüken, aber ihre schwarzen zusammengedrückten Augen, der kleine Mund, die hervorstechenden Backenknochen, die borstenartigen Haarbüschel am Kinn, — Alles dieß zeugt hinlänglich von der starken Mischung mit ihren mongolischen Nachbarn im Osten und Westen. An der Sprache bemerkt man aber keineswegs die Spuren davon; sie ist ein rein türkischer Dialekt. Der Kirgise ist, wie alle Menschen, die in freyer Luft leben, festen und gesunden Körperbaues. Die Entbehrungen, deren natürlich seine Nomaden- und Jägerweise in Menge darbietet, trägt er mit Geduld; er entschädigt sich dafür, bey der nächsten Gelegenheit, durch Wohlleben und Schwelgerey. Fleisch und Milchspeisen sind seine gewöhnliche Nahrung; dazu trinkt er saure Milch und berauschenden Kumis. Das Volk ist zwar nicht ganz dem Ackerbau entfremdet; an den Ufern der Flüsse, Bäche und Seen baut es einige Getreidegattungen, vorzüglich Gerste, welche sechzigfach tragen soll; doch gilt Brod bey ihnen für einen Luxusartikel, und die Kosten für Reisspeisen, welche die Kaisaken außerordentlich lieben, können nur die Reichen erschwingen.

Gesang und Musik sind, allenthalben und zu allen Zeiten, die Erzieherinnen der Kindheit der Völker wie der Einzelnen; sie vermögen, unter gewissen Zuständen, mehr den thierischen Menschen zum gefühlvollen und geistigen Wesen emporzurichten, als die Vorschriften der Religion und Staatsverfassung. Lewschine hat uns zwey Kirgisenlieder mitgetheilt, wovon das erste, das bey weitem schönere und kürzere, folgendermassen lautet:

Siehst du den Schnee, wie weiß?
Weißer ist der Körper meiner Vielgeliebten.
Siehst du das Blut, träufelnd vom geschlachteten Lamm?
Röther sind bey weitem die Wangen der Vielgeliebten.

Siehst du den angebrannten Stamm des Baumes?
Schwärzer sind die Haare der Freundin.
Weißt du wohl, womit schreiben die Mullah des Chan?
Schwärzer denn ihre Tinte sind die Braunen der Freundin.
Siehst du nicht diese glühenden Kohlen?
Von einem hellern Feuer strahlen ihre Augen.

Ueber den Reim und die Prosodie des Originals werden wir nicht unterrichtet; Lewschine hat bloß den Inhalt der Lieder wiedergegeben.

Der Kirgise bekennt sich zum Muhammedanismus, nach der Weise der Sunna; doch hat er, so wie der zum Buddhismus oder Islam übergetretene Mongole eine Menge abergläubischer und abentheuerlicher Gebräuche aus dem alten, mit dem Parsismus verwandten Heidenthume der tatarischen Völker, wie wir es durch die Chinesen und Byzantiner kennen, beybehalten. Viele Vorschriften des Korans können natürlich auch von einem armen, in einförmigen wasserlosen Steppen herumziehenden Volke gar nicht befolgt werden; die Kirgisen beobachten weder die gebotenen Fasten, noch beten sie fünfmal des Tages; sie baden sich nicht, und das Reisen zu dem Grabe des Propheten gehört zu den seltensten Unternehmungen. Es scheint demnach, als wenn beharrliche, alle Mühseligkeiten mit Geduld ertragende Missionare des Evangeliums hier einen fruchtbaren Boden finden würden. Den Schiiten hassen diese Sunniten, gleich wie den Christen und den Anhänger des Dalai Lama, und er wird, eben so wie die Anhänger einer fremden Religion geraubt und als Sklave verkauft; ein Gleiches darf mit einem Bekenner der Sunna — und Sunniten sind alle Muhammedaner Mittelasiens — nicht geschehen. Neben dem Koran, welcher bey allen muhammedanischen Völkern die Quelle ist des Staats- und bürgerlichen Rechtes besitzen die Kirgisen eine Gesetzessammlung, deren vorzüglichste

Anordnungen einem bey den Horden in hohem Ansehen stehenden Chan früherer Jahrhunderte, Tiavka genannt, zugeschrieben werden; sie enthalten wie die sogenannten Leges Barbarorum und die Gesetze aller barbarischen Völker, beynahe durchgängig bloß peinliches Recht. „Derjenige, welcher irgend ein Vieh, Kameel, Pferd, Schaf rc. stiehlt, wird mit dem Tode bestraft; meistentheils wird ihm mit einem Messer der Kopf abgeschnitten. Ein Todschläger, Mörder hingegen muß als Sühne eine gewiße Summe in Schafen bezahlen, 500 bis 2000 Stück, je nachdem er ärmer oder reicher ist. Dieses hat in dem kirgisischen Dialekte einen besondern Namen und heißt Kun. Kann er diese Summe nicht erlegen, so wird er mit dem Tode bestraft. Um zu verhüten daß die Pferde nicht fortlaufen, werden ihnen mit einem eigens dazu gemachten Riemen, Dreyfuß genannt, drey Füße zusammen gebunden; dem, welcher einen solchen Riemen stiehlt, werden beyde Ohren abgeschnitten. Andere kleine Verbrechen, Streit, Schlägereyen u. dgl. werden mit Peitschenhieben bestraft. Der Delinquent, welcher vom Leben zum Tode gebracht wird, wird gebunden auf die Erde gesetzt; dann muß er gewiße Gebete, die der Koran lehrt, laut hersagen; kennt er sie nicht, wie es fast immer der Fall ist, so werden sie ihm von einem Mullah vorgesagt, dem er sie nachspricht; ist dieß geschehen, so ruft man: „es ist beendigt, greift an!“ und der Henker, der eine willkührliche Person ist, verrichtet sein Werk. (Eversmann, Reise von Orenburg nach Bochara. Berlin 1823. S. 15).“

Dieß sind nun die wesentlichsten Denkwürdigkeiten aus der Geschichte, aus dem Leben und Treiben des Türkenvolkes, welches heutigen Tags auf einer großen Strecke die Scheidewand bildet zwischen dem russischen Reiche und der Herrschaft, oder doch wenigstens dem Einfluße Großbritanniens in Mittelasien. Sicherlich wird in den nächsten Jahren auch dieses Volk, das innerhalb einer Ländermasse von ungefähr dreyzehn Graden der Breite (42° — 55°) und vier und dreyßig der Länge (68° — 102°) seine Heerden weidet, den Freuden wie dem Gewinne der Thier- und Menschenjagd ergeben, auch dieses Volk wird in den Kreis der feindlichen Bestrebungen der beyden europäischen Großmächte gezogen werden. Und sollten sich wohl nicht jetzt schon englische Emissäre in die sichelförmigen Zelte der Kirgiskaisaken eingeschlichen haben?

Carl Fried. Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Graf Stephan Szechenyi, Einiges über Ungarn. Nach dem „Nehany szó a' lóverseny Köriil“ aus dem Ungarischen übersetzt von H. Klein. Pesth 1839. 8.

G. Groppius, Beyträge zur Geschichte Berlins. Nr. 1. Berlin 1840. 8.

M. W. Heffter, Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten. Potsdam 1840. 8.

Dr. Fr. B. Weber, Handbuch der staatswirthschaftlichen Statistik und Verwaltungskunde der preußischen Monarchie. Breslau 1840. 8.

E. Fidicin, Die Gründung Berlins. Berlin 1840. 8.

Frhr. v. Rochow, Friedrich, erster Kurfürst von Brandenburg, aus dem Fürstenhause der Hohenzollern. Posen 1840. 8.

Vaterländische Geschichte von der frühesten Zeit bis um das Ende des 13. Jahrhunderts von R. v. L. Th. 1. Berlin 1840. 8.

A. Vieusseux, The history of Switzerland from the irruption of the Barbarians to the present time. London 1840. 8.

Archives ou correspondance inédite de la maison D'Orange-Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le Roi par Mr. G. Groen van Prinsterer. Première Série. T. 7. 1579 — 1581. Leide 1839. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nr. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels to the city of the Caliphs, including a voyage to the coast of Arabia and a tour on the Island of Socotra. By J. R. Wellsted. Esqu. Lond. 1840. Vol. II.

Den Inhalt des ersten Bandes dieses Werkes, auf welchen eigentlich der Haupttitel „Reise nach der Stadt der Kalifen" ausschließend paßt, haben wir bereits in Nr. 168 bis 172 dieses Jahrganges ausführlich angezeigt. Er umfaßt, wir wir sahen, die Reise des L. Ormsby, während der zweyte Band des Herausgebers (Wellsteds) Berichte über einen noch wenig bekannten Theil der Küste von Arabien und eine Beschreibung von der Insel Socotra enthält. Mit diesem Inhalt des zweyten Bandes, welcher ein für sich bestehendes, unabhängiges Ganzes bildet, soll sich unsre gegenwärtige Anzeige beschäftigen.

Seit einer Reihe von Jahren setzte die ostindische Compagnie es sich zur Aufgabe, nicht nur in dem großen Continent von Indien trigonometrische Landesvermessungen zu veranstalten, sondern auch über die Seeküsten von Asien genauere Forschungen zu begründen; ein Unternehmen, welches, ohne öffentliches Aufsehen zu machen, mit so günstigem Erfolg gekrönt war, daß es der Schiffahrtskunde den ganzen Saum von Asien von der Straße Babel-Mandeb bis zu den Gränzen des gelben Meeres, mithin eine Strecke von fast 14000 englischen Meilen aufschloß. Namentlich gelang es auch bey dieser Gelegenheit, mit einem Theil des Binnenlandes des südlichen Arabiens wissenschaftlich bekannt zu werden, der seit Jahrhunderten fast ganz außer Verkehr mit Europa gestanden war. Denn mit Recht klagte noch Niebuhr darüber, daß uns die Städte von Yemen und Hydramaut mehr und besser aus der Geographie der Alten als aus der der Neueren bekannt seyen. Vorzüglich galt dieß von dem Letzteren, von Hydramaut, welches früher durch den Transitohandel, der vor der Umschiffung des Caps von Osten aus nach Aegypten und Syrien durch seine Mitte ging, blühend gewesen war, später aber nur noch durch seinen unbedeutenden Handel mit Gummi, Datteln und ähnlichen Landesproducten mit dem Ausland im Verkehr blieb, während Yemen noch immer durch die Kaffeeausfuhr lebhafte Verbindungen unterhielt. Es ist deßhalb ein sehr beachtenswerthes Verdienst, welches sich H. Wellsted in dem vor uns liegenden Werke um die Geographie dadurch erwirbt, daß er uns von neuem mit der Provinz Hydramut bekannt macht.

Unser Verfasser räumt zuerst manche falsche und unbegründete Bereicherungen in der Erkenntniß der Küstengegend hinweg, ehe er bleibende und wahre aus eigner Anschauung uns giebt. Er hatte, während das Schiff Wochen lang in einiger Entfernung von der Küste vor Anker lag, häufige Gelegenheit, jenes auf dem Meere weniger beachtete Phänomen der Luftspiegelung kennen zu lernen, welches, namentlich in den Morgenstunden, zwischen dem Schiff und dem Lande anscheinende Inseln und Riffe vorstellte, die nach einiger Zeit wieder verschwanden. Auf solche Weise sind früherhin viele kleine Inseln und Bänke in unsre Seekarten gekommen, welche in der Wirklichkeit nie vorhanden gewesen.

Bey dieser Gelegenheit spricht unser Reisender von einer Naturerscheinung dieser Meere, welche man das wandelnde Feuer des Oceans nennen könnte. Es ist ein helles phosphorisches Leuchten des Meeres, welches sich von der gewöhnlichen, all-

bekannten Phosphorescenz desselben dadurch unterscheidet, daß es in der Form eines großen, hellerleuchteten Fleckens oder Streifens mit Blitzesschnelle über die Fläche des Meeres hinwegrückt, jetzt z. B. noch am Horizont leuchtet und in dem darauf folgenden Augenblick schon in Berührung mit der Seite eines Schiffes oder mit einem andern über das Meer hervorragenden Gegenstande tritt, bey dessen Contact es plötzlich erlischt und verschwindet. Die Araber, deren Vorstellung die ganze Natur durch geisterhafte Wesen belebt, halten auch diese Lichterscheinung für ein solches Wesen, welches den Schiffbrüchigen oder den ins Meer Gefallenen zu Hülfe komme und sie zu einem Punkte der Errettung hinleite. Fast mit gleicher Schnelle als jenes wandelnde Feuer zieht bisweilen ein aufwallendes Bewegen über jene Gewässer, welches nur einen kleinen Theil derselben ergreift, und wie eine einzelne Woge mitten aus dem ruhigen Meere sich erhebt. Leichte Gegenstände, selbst Fahrzeuge werden von ihm fortgerissen; wenn es sich zur Strömung gestaltet, können sogar größere Schiffe ihm kaum widerstehen. Solche Strömungen, die besonders im Golf von Aden sehr heftig sind, nehmen zuweilen einen ausdauernden Charakter an, und fluctuiren dann längere Zeit zwischen der Küste von Afrika und Arabien hin und her, so daß ein Schiff der ostindischen Compagnie einstmals 8 Wochen lang ihrer Gewalt nicht entkommen konnte und seine Mannschaft dem Tode des Verdurstens nur dadurch entgieng, daß sie alles entbehrliche Holzwerk, selbst die Bote und die Kanonenlager verbrannte, um aus dem Seewasser trinkbares Wasser zu destilliren.

Wellsted lief auf dem Schiffe Palinurus am 19. December 1833 in den Hafen von Morebad (an der Küste von Hydramaut) ein. Dieser Hafen ist einer der geräumigsten, am besten gegen die Stürme geschützten, des südlichen Arabiens. Von der vormals durch ihren Handel so bedeutenden Stadt Morebad, welche eben wegen ihrer früheren Bedeutung noch jetzt auf unsern Karten von Arabien angezeichnet steht, ist nichts mehr übrig als die Ruine eines alten Schlosses, so wie einige wenige elende Häuser und Baracken, deren gesammte Bewohnerzahl kaum noch 500 beträgt. Innerhalb des Hafens lagen, als der Palinurus hier landete, einige wenige Boote vor Anker, die zur Ausfuhr jener Landeserzeugnisse, namentlich des Gummis und der Aloe nach Indien bestimmt waren, welche aus den dichten Waldungen des Gebirges kommen, das gleich hinter der Stadt sich erhebt. Wie reich begabt und empfänglich für Cultur erscheint hier das Land und wie armselig und verwildert seine Bewohner! Dieses gilt vorzüglich von den eigentlichen Einwohnern des Landes, den Beduinen, die sich durch ihr wildes Aussehen, ihre dunkle Hautfarbe, tiefliegende Augen, so wie durch ihr breites Kinn von andern Arabern der Halbinsel unterscheiden. Diese sind beständig nach Raub begierig und bereit Blut zu vergießen; die armen Hüttenbewohner der sogenannten Stadt, obgleich sie stets ihren spärlichen Gewinn mit jenen Räubern theilen und wieder theilen, sind dennoch in beständiger Todesfurcht vor ihnen, denn das ärmlichste Kleidungsstück, das ein solcher Städter trägt, vermag die Raubsucht und Mordlust der Beduinen zu reizen, die niemals einzeln, sondern in Truppen zu 10 bis 12 zur Küste kommen und sogar beym Abendgebet ihre *bloßen* Schwerter vor sich in den Sand stecken, um in jeden Augenblick zum Kampf bereit zu seyn. Dennoch halten selbst diese wilden Horden in Beziehung auf Gastfreundschaft Treu und Glauben, so daß eine kleine Gesellschaft aus dem Palinurus, die sich ihrer Führung zu einer kurzen Reise in die Nachbargegend anvertraute, volle Sicherheit und gastliche Pflege so wie Nachtherberge in ihren Hütten fand. Wäre das Band der Gastfreundschaft nicht geknüpft gewesen, dann würden die Fremdlinge überall, wo sie in einiger Entfernung vom Schiff sich hätten blicken lassen, als Feinde überfallen worden seyn, und wer könnte die Raubmörder in den Schlupfwinkeln ihrer Waldgebirge aufsuchen und bestrafen?

Der Palinurus, nachdem er sich mit frischem Wasser versehen hatte, welches in Morebad vortrefflich ist, verließ den Hafen am 29. Dec. Bey Dafar, einer kleinen, durch ein Fort geschützten Stadt, zeigt sich der Boden bis herab zur Küste fruchtbar und bepflanzt; mehrere Flüsse, darunter ein nicht unbedeutender, fallen in der Nachbarschaft

von Dafar ins Meer. Die Sprache der hiesigen Bewohner hat durch ihre vielen rauhen Gutturallaute einen widerlichen Klang.

Auch in der Gegend des majestätisch schönen Ras Furla erscheint die Landschaft sehr angebaut und bewohnt. Einige Meilen von Kissin legte das Schiff abermals an, weil man mit dem Scheikh der Stadt wegen eines Besuches in Socotra unterhandeln wollte. Denn diese Insel, welche sich für die englisch-ostindische Dampfschiffahrt ganz besonders gut zu einer Kohlenniederlage zu eignen schien, steht unter der Herrschaft des Scheikhs von Kissin. Hr. Wellstedt wurde mit der Sendung an diesen beauftragt. Vielleicht seit einem halben Jahrhundert war er der erste Europäer, den man wieder in Kissin sahe, deßhalb war die Wohnung des Scheikhs voll von den Bewohnern der etwa aus 100 Häusern bestehenden Stadt. Er selber, der Scheikh war ein alter, fast ganz erblindeter Mann; so arm, daß er seine Gäste nur mit einigen Datteln und einem Trunk Wassers bewirthen konnte. Ein kostbares Paar Pistolen, (sein Werth belief sich auf 25 Pfd. St.), welches man ihm zum Geschenk machte, wußte er so wenig zu schätzen, daß er sich dasselbe, wie erst später bekannt wurde, durch Wellsteds arabischen Dragoman um etliche Dollars wieder abhandeln ließ. Uebrigens war der alte Scheikh über den Besuch der Engländer hoch erfreut und bereitwillig ihnen die Landung und den Aufenthalt in Socotra nach Kräften zu erleichtern.

Socotra, schon den Alten unter dem Namen Dioscorides bekannt, wurde zuerst wieder im 13. Jahrhundert von einem europäischen Reisenden, dem Marko Polo besucht; 1504 landete Fernando Perara hier und bald hernach nahm Albuquerque von der Insel Besitz und baute daselbst 2 Forts, welche jedoch kurz nachher, angeblich wegen Ungesundheit des Climas, wieder verlassen wurden. Dennoch ward Socotra, namentlich seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts öfters von europäischen Schiffen besucht, welche sich hier mit Wasser und andern Lebensbedürfnissen versorgten. Bey solcher Gelegenheit vernahm man die verschiedensten, unter sich widersprechendsten Gerüchte über die Naturbeschaffenheit der Insel; nach einigen Nachrichten erschien dieselbe als eine gänzlich unwirthbare Felsenmasse, nach andern dagegen als ein reizend schönes, fruchtbares, wohlbevölkertes Eiland. Die Hauptstadt der Insel heißt Tamarida; sie liegt an einer Kette des Granitgebirges, dessen nackte Gipfel aus einer Fülle der grünenden Bäume und Gebüsche hervorragen. Wellsted sah diese vegetabilische Bekleidung der Höhen in ihrer höchsten Frische und Schönheit, denn ein neulich gefallener Regen hatte sie neu belebt und sein Abfluß bildete noch an manchen Stellen des Gebirges kleine Cascaden, während in der heißen und trockenen Jahreszeit wenigstens das Kalkgebirge, das einen Theil der Insel bildet, in anscheinend großer Verödung dastehen und so den ungünstigen Bericht mancher Reisenden über Socotra veranlaßt haben mag.

Unser Verfasser wurde mit der Untersuchung der innern Theile der Insel beauftragt, während der Schiffscommandant jene der Seeküste leitete. Tamarida, die schon erwähnte Hauptstadt, hat sich seit dem feindlichen Einfalle der Wechabiten im Jahre 1801 noch nicht wieder erholt; sie enthält in ihren verhältnißmäßig zahlreichen Häusern nur eine geringe Zahl von Einwohnern, und die Menge der Gräber und Leichensteine rings um die Stadt her scheint das Gerücht von der ungesunden Lage des Ortes zu rechtfertigen. Ein Halbkreis von Hügeln, dessen Enden zwey Vorgebirge bilden, umgürten die Ebene, die von drey kleinen Flüssen bewässert wird. In Menge liefert die Küste das hier gewöhnliche Baumaterial zu den Häusern: die Korallen. Denn aus diesen haut man mit leichter Mühe die Bausteine, aus ihnen bereitet man durch Brennen und Vermischen mit Sand den Mörtel, womit man jenes weiche Material überzieht und fest macht.

(Fortsetzung folgt.)



K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

F. Baron de Reiffenberg, Archives pour servir à l'histoire civile et littéraire des Pays-Bas, faisant suite aux archives philologiques. Vol. 1 — 5. Bruxelles 1829. 8.

Abbé J. H. Janssens, Histoire des Pays-Bas, depuis les temps anciens jusqu'à la création du royaume des Pays-Bas en 1815. Vol. 1. Bruxelles 1840.

Byvoegsels en Aanmerkingen voor het 1 — 20 Deel der Vaterlandsche historie van Jan Wagenaar. Met Register. Vol. 1 — 5. Amsterdam 1790 — 98. 8.

Synodicon Belgicum sive acta ecclesiarum Belgii, a celebrato concilio Tridentino usque ad concordatum anni 1801.

Episcopatus Gandavensis. T. IV. Mechliniae 1839. 4.

The Royal Kalendar and court and city Register for England, Scotland, Ireland and the colonies, for the year 1840. London 8.

Joh. M. Kemble, Codex diplomaticus Aevi Saxonici. Vol. I. London 1839. 8.

Thomas Moore, History of Ireland. Vol. 3. Paris 1840. 8.

Correspondence of William Pitt, Earl of Chatham. Vol. 3. 4. London 1839. 8.

Agnes Strickland, Lives of the Queens of England, from the Norman conquest. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Lord Mahon, History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle. Vol. 1 — 3. London 1839. 8.

J. Heneage Jesse, Memoirs of the court of England during the reign of the Stuarts, including the protectorate. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Lord Grenville, Essay on the supposed advantages of a sinking fund. London 1828. 8.

Th. P. Courtenay, A letter to Lord Grenville on the sinking fund. London 1828. 8.

John Davies, A collection of the most important cases respecting patents of invention and the Rights of Patentees. London 1816. 8.

Administration of the affaires of Great Britain, Ireland and their dependencies at the commencement of the year 1823. London 1823. 8.

Sharon Turner, The history of the Anglo-Saxons from the earliest period to the Norman conquest. Vol. 1 — 3. Paris 1840.

S. Bannister, British colonisation and coloured tribes. London 1838. 8.

Goldsmith, An abriged history of England, from the invasion of Julius Caesar to the death of George II. Paris 1840. 8.

Thomas West, A guide to the lakes in Cumberland, Westmoreland and Lancashire. London 1793. 8.

Archibald Robertson, A topographical survey of the great road from London to Bath and Bristol. Vol. 1. 2. London 1792. 8.

J. F. de Lundblad, Recueil des exposés de l'administration du royaume de Suéde, presentés aux états genéraux, depuis 1809 jusqu'à 1840. Traduit du Suédois par J. F. de Lundblad. Paris 1840. 8.

P. W. B. v. Buxhöwden, Beyträge zur Geschichte der Provinz Oesell. Riga 1838. 8.

M. de Marles, Histoire de Russie, depuis l'origine de la monarchie jusqu'à nos jours. Paris 1840. 8.

Progrès et position actuelle de la Russie en Orient. Paris 1836. 8.

M. J. H. Schnitzler, Moscou. Tableau statistique, géographique, topographique et historique. Saint-Petersburg 1834. 8.

— — —, La Pologne et la Russie. Paris 1831. 8.

J. M. Chopin, De l'état actuel de la Russie, ou observations sur ses moeurs, son influence, politique et sa litérature, suivies de poésies traduites du Russe, par J. M. Chopin. Paris 1822. 8.

Comte de Bismark, Des forces militaires de l'empire Russe en l'année 1825 ou mon voyage à S. Petersbourg. Paris 1836. 8.

Amand de la Chapelle, Mémoires de Pologne. Amsterd. 1799. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nr. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels to the city of the Caliphs, including a voyage to the coast of Arabia and a tour on the Island of Socotra.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner von Socotra gehören nur dem Namen nach unter die Herrschaft des Scheikhs von Kissin; eigentlich haben sie weder einen Scheikh noch irgend einen andern Herrscher; Jeder ist dem Andern gleich, Keiner hat das Recht dem Andern etwas zu befehlen. Die einzige Notabilität der Insel, an welche man die Engländer mit ihrem Schreiben des sogenannten Sultans von Kissin wies, war ein alter Araber, mit Namen Abdallah, der in seinen jüngern Jahren die Stelle eines Seapoys bey einem indischen Fürsten versehen hatte. Der Alte nahm zwar den Brief an, erklärte ihn jedoch unbedenklich für ein eigenes, falsches Machwerk der Fremdlinge, bis man ihn durch einige Geschenke zu einer höflicheren Ansicht brachte. Denn dieser alte Abdallah wußte schon, welche wichtige Stelle im Verkehr der Völker das Geld spiele, während die meisten andern Bewohner von Socotra unter sich nur des Ambras oder gewisser Portionen von Schmalz statt des Geldes sich bedienen, und die etwa von Fremden empfangenen Dollars oder andere Münzen nur zum Schmuck ihrer Frauen, die sie an ihren Halsketten tragen, zu verwenden wissen.

In Begleitung des Seekadeten Cruttenden und eines nubischen Burschen, geleitet von mehreren Führern aus Tamarida, reiste Hr. Wellstedt am 13. Jan. 1834 aus dieser Stadt ab, und kam schon am andern Tage nach Cadhup, einem Flecken, der an einem sandigen Vorgebirge liegt. In der Nachbarschaft dieses Ortes erheben sich bereits jene Kalkgebirge, in denen die vielen, geräumigen Höhlen gefunden werden, deren sich die Einwohner der Insel wenigstens in der regnigten Jahreszeit, zu Wohnungen bedienen. Die Reise schritt langsam vor, denn die Insulaner suchten dieselbe, aus Mißtrauen gegen die Fremden, auf jede Weise zu hemmen. Dieses Mißtrauen gab sich namentlich auch dadurch beständig kund, daß die Hirten und Landleute, so oft sich die Reisenden ihnen naheten, die Flucht ergriffen. Dennoch gelang es zuweilen, die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen, und den meisten Muth hierbey bewies das andere Geschlecht, welches, jenem natürlichen Rechte vertrauend, das ihm seine Hülflosigkeit giebt, der Neugier, das Fremde zu sehen und zu bewundern, nachgab und dann auch die Reisenden gastfrey mit Milch und andern Lebensmitteln bewirthete.

Unweit Cadhup finden sich Inschriften in altäthiopischen Typen an den Kalkfelsen, und mit den Schriften zugleich Figuren von Kreuzen, von Kameelen und andern Thieren der Weide. Wenn hier jemals ein Tempel stand, so ist er wenigstens jetzt, bis auf einige unordentlich herum gestreute Steine, verschwunden. Außer den Inschriften und eigentlichen Figuren finden sich an jener, einer uralten Gottesverehrung geweihten Stelle Fußstapfen von Menschen und Thieren eingehauen, so naturgetreu, als wären sie wirklich die nachgebliebenen Spuren von Fußtritten in einer damals weich gewesenen, später erhärteten Masse.

Der Nabekbaum (Rhamus Nabeca) ist in dieser Gegend häufig; er war für unsern Reisenden ein alter Bekannter. Nicht aber war ihm dieß ein andres, in den Felsenklüften wurzelndes Gewächs aus der Familie der Euphorbiaceen, dessen

Stamm fast so dick als lang, mit wenigen fleischigen Blättern bedeckt und dabey von so weicher spongiöser Beschaffenheit war, daß man ihn hätte mit einem Messer durchschneiden können. Aus seinem Innern, wenn man ein Blatt abbricht, oder in den weichen Stamm hineinschneidet, dringt ein milchigter Saft hervor, der so scharf ist, daß, wenn man ein Tröpflein davon ans Auge bringt, ein fast unerträglicher Schmerz entsteht. Dennoch genießen die Kameele und Schafe ohne allen Nachtheil jenes scharfe Gewächs. Mit diesem und andern eigenthümlichen Baum- und Buschformen sieht man häufig eine Art von Sykomore mit sonderbar gekrümmten und gewundenen Zweigen zusammengesellt, mit ihr zugleich die Tamarinde, aus deren Früchten die Eingebornen ein angenehm kühlendes Getränk bereiten, und den dichtschattigen Feigenbaum.

Allmählig entwickelte sich ein näherer Verkehr unserer Reisenden mit den scheuen Bewohnern des Landes. Eines Tages kamen jene beym Hinabsteigen in ein tiefes Thal zum Eingang einer Höhle, in der sich gerade damals nur Frauen und Kinder befanden. Die letzteren, sobald sie die Fremden sahen, entflohen, während die Frauen zurückblieben und ihr Staunen so wie ihre Ueberraschung gleich schüchternen, gackernden Hühnern durch ha, ha (etwa unser deutsches ach, ach), ausdrückten. Die arabischen Führer sprachen ihnen Muth ein, und bald brachten sie der Gesellschaft der Reisenden Gefäße voll Milch. Namentlich die jüngeren Frauen waren sehr schön von Gestalt und Angesicht, welches durch keinen Schleyer verhüllt ist; ihre Ohren zeigten sich mit einer Menge von silbernen Ringen, ihr Hals mit einer Schnur von spanischen Thalern geziert. Zu diesen Schmucksachen fügten die Reisenden noch einige kleine Geschenke hinzu, unter denen die Knöpfe von Herrn Auttendens Jacke den meisten Beyfall fanden. Denn als dieser freundliche Mann einer der jungen Hirtinnen einen solchen Knopf geschenkt hatte, kamen alsbald auch die andern und baten so lange, bis der gutmüthige Geber alle seine Knöpfe hergegeben hatte. Jetzt war der Freundschaftsbund geschlossen mit den Gebirgsbewohnern; man hatte nichts dagegen, daß die Gesellschaft in dem Vordergrund der Höhle sich lagerte und in dieser selber sich umsah, welch in ihrer Längenausdehnung 120 Schritte maß und durch Mauern, in denen sich ein Loch statt der Thür befand, in verschiedene Behältnisse getheilt war, deren jedes einer besonderen Familie angehörte. Zusammen wohnten gegen 40 Menschen in der Höhle.

Die neue Freundschaft mit den Fremdlingen äußerte sich bald noch auf andere Weise. Als Herr Wellsted auf einem kleinen Spaziergange, den er aus der Höhle machte, an einer andern hüttenartigen Wohnung der Nachbarschaft vorbeyging, fragte man ihn, ob er, der unbeweibte, vielleicht eine Frau suche? Eine der jungen Hirtinnen würde ihm gerne ihre Hand gereicht haben, wenn er mit den Eltern durch das gewöhnliche Heirathsgut sich abgefunden hätte, welches im Mittel 8 bis 10 Dollars, oder wenn die Wahl eine besonders schöne und in Arbeiten geschickte Jungfrau trifft, etwas mehr beträgt.

Gegen das Meer hin, auf seiner S.W. Seite, bildet das Gebirge in jener Gegend einen *fast senkrecht* steilen Abfall von 800 Fuß. In der Nähe des Gipfels findet sich eine Reihe von Höhlen, welche meist zu Menschenwohnungen eingerichtet sind; der ebene, terassenartige Vorsprung vor ihrem Eingange ist nur wenige Fuß breit, ein kleines Gemäuer an seinem Saume soll die Kinder und die Thiere der Heerde vor dem Hinabsturz in den Abgrund schützen. Während der südwestlichen Monsuns muß der Aufenthalt in diesen ihm so ganz ausgesetzten Höhlen fast unerträglich seyn.

Am Abend versammelten sich um das Feuer, welches unsere Reisenden in ihrer Höhle angezündet hatten, die männlichen Bewohner, während die Frauen partienweise um ihre eignen, kleineren Feuer saßen. Auch in diese abgelegenen Gebirgsgegenden war der Ruf von der überhandnehmenden Macht der Engländer gedrungen; die Hirten sprachen davon, daß der Sultan von Kissen wahrscheinlich ihre Insel diesen Fremden abtreten werde.

„Nun wohl," sagte ein alter Mann, „dann bekommen wir doch endlich auch eine Herrschaft, woran es uns bisher ganz gefehlt hat."

Der weltbürgerlich freysinnige Wellsted erzählte als Antwort hierauf die Fabel von den Fröschen, die einen König haben wollten, und sich dann statt des todten Klotzes einen lebhaften, thätigen Herrn erbaten, der ihnen im Storch gewährt ward; die Hirten ergötzten sich sehr an dieser Erzählung.

Das Nachtlager in der Höhle war kein sehr ruhiges. Unseren Reisenden hatte man, damit sie weicher lägen, frisches Gras untergebreitet, als aber vor dem Regen, der in der Nacht eintrat, die Schaafe und Ziegen ihre Zuflucht in der Höhle suchten, lockte der Geruch jener grünen Unterlage die Thiere zu den fremden Schläfern hin, über welche sie ohne Aufhören hin und her stiegen.

Mehrere Tage wurden zum Besuche und zum Durchforschen jener Gebirgsgegend angewendet; die Fremden, von Nachbarn zu Nachbarn empfohlen, fanden überall dieselbe freundliche Aufnahme. Die Bewohner dieses Gebirges gleichen sich allenthalben an kräftiger Bildung und Schönheit der leiblichen Gestalt, so wie an Einfalt und Harmlosigkeit der Sitten. Der weitere Verlauf der Reise führte zuerst wieder hinab nach der Ebene in die Gegend des Fischerdorfes Golenseah. Der Boden ist hier allenthalben von einer üppigen Vegetation bedeckt; doch wird der Genuß der Sinne sehr durch die Menge der plagenden Insecten gestört. Wellsted fand dort den Palinurus vor Anker liegend; seine Mannschaft beschäftigt mit dem müheloseren Erforschen der Seeküste, während unser Reisender hier den schwersten Theil seiner Landreise, das Besteigen einer 2000 Fuß hohen gähabstürzenden Gebirgskette anzutreten hatte. Die Abhänge sind hin und wieder reichlich von fetter Dammerde bedeckt; auf diesem fruchtbaren Grunde wächst eine Mannigfaltigkeit von Bäumen und aromatischen Kräutern; dazwischen erheben sich die nackten Wände der Felsen so scheitelrecht empor, daß sie, aus der Ferne gesehen, unersteiglich scheinen. Wirklich wurden auch die Schwierigkeiten des Hinanklimmens ungewöhnlich groß gefunden, um so mehr, da man zu Lastthieren nicht Esel oder Maulthiere, sondern nur Kameele haben konnte, welche hier freylich auf eine bewundernswerthe Weise ans Bergsteigen gewöhnt sind. Aber für alle erduldete Beschwerden entschädigte reichlich der hohe Genuß, den das Verweilen auf jenem Gebirge gewährte. Die Temperatur, welche unten in der Ebene 86° Fahrenheit (24° Reaumur) gefunden wurde, stieg auf jenen Höhen nicht über 69° F. (16°,44 R.); die Vegetation war von außerordentlicher Fülle und Schönheit, die Aussicht über Land und Meer bey dem hiesigen klaren Himmel unbeschreiblich reizend. Unsere Reisegesellschaft verweilte einige Tage auf dem Gebirgsplateau. Ein Mangel war hier auffallend, das war der an Wasser. Weder Bäche noch Quellen finden sich auf den Höhen, die Bewohner derselben benützen für das tägliche Bedürfniß jene natürlichen Cisternen (Höhlungen und Löcher im Felsen) worinnen das Regenwasser sich ansammelt; diese fanden sich eben jetzt reichlich gefüllt und zugleich bedeckte ein Ueberfluß an Gras und andern Futterkräutern den Boden, an dessen Aufbewahrung als Heu niemand dachte, sondern dessen größesten Theil das übersatte Vieh in den Boden trat. Nur in der Nähe ihrer Hütten haben die Gebirgsbewohner ein kleines Grundstück zum Anbau des Hirsens zugerichtet, und gegen den Einbruch ihres Heerdenviehes mit einer kunstlosen Mauer aus übereinander gehäuften Steinen geschützt. Sie zerreiben den Hirsen zwischen 2 Steinen und backen dann ihre kuchenförmigen Brode daraus, deren Geschmack unsern Fremdlingen so rauh und widrig vorkam, daß sie sich nicht zu seinem Genuß entschließen konnten.

Die anfängliche Scheu auch dieser guten Leute vor den Ausländern, deren Gleichen sie noch niemals unter sich gesehen, verlor sich bald; sie fanden sich häufig zum Austausche ihrer Milch, Butter und Datteln gegen Scheeren, Zwirn und andern Kleinigkeiten ein, unter denen Einschlagmesser und Tabacksbüchsen von den Männern am meisten begehrt wurden. Auch der Arzneymittelvorrath der Engländer wurde sehr in Anspruch genommen, Geld dagegen stand nur in geringer Achtung; die Geräthschaften der Europäer, namentlich die astronomischen, wurden mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, ohne daß einer der Eingebornen es wagte, sie zu berühren. Mit den gewöhnlichen Fragen der Neugier: ob es in dem Lande der Fremdlinge auch Schaafe, Ziegen und Stiere gäbe; ob die Leute

da auch beten; wie viele Weiber der Sultan von England habe; zu welchem Zweck man hier das Land, so wie die Berge, Bäume und Kräuter abmale? bestürmten namentlich die Frauen unsre Reisenden ohne Aufhören.

Ein Hauptproduct des Landes ist die Aloë, denn, wie das längst in unsrer Arzneymittellehre anerkannt ist, keine andre Aloe der Erde kommt der von Sokotra gleich. Dieses nützliche Gewächs, welches gerade am besten auf dem dürrsten Boden gedeiht, findet sich allenthalben in Menge auf der Insel, am meisten, an ihrer westlichen Seite, wo es meilenweite Strecken ganz dicht überkleidet. Vormals hatte sich der Sultan von Kissin das Monopol des Handels mit Aloë vorbehalten; noch jetzt sieht man die Ueberreste der Mauern, welche früherhin die ergiebigsten Reviere umschlossen. Anjetzt kann jeder Bewohner der Insel einsammeln und verkaufen, so viel er mag; man geht aber so unachtsam mit dem Einsammeln um, daß, wenn dieß länger dauerte, die Sokotranische Aloë bald ihren alten Ruf ganz verlieren würde; im Jahre 1833 betrug die gesammte Ausfuhr nur 2 Tonnen. Die Eingebornen reissen, wenn es ihnen beliebt, die Zweige ab, und legen sie in Häute, in welche der Saft hineinträufelt, und von denen er, wenn er verdickt ist, ohne auf Reinlichkeit zu achten, und ohne alle Auswahl zusammengerafft wird.

Auf ihrer Weiterreise kam unsere Gesellschaft zu den Resten eines alten Gebäudes, das nach der Aussage der Eingebornen ein Tempel und zwar, wie ein offenbar vormals roth angemalter Stein in seinem Innern vermuthen ließ, ein Götzentempel der früheren, nicht mohammedanischen Bewohner gewesen war. Anjetzt sind alle Bewohner der Insel Mohammedaner; auch von den Nestorianern, welche Sir Frederick Roë hier noch antraf, findet sich keine Spur mehr.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

de Komarzewski, Coup-d'oeil rapide sur les causes réelles de la décadence de la Pologne, Paris 1807.

E. A. Bétant, Correspondance du Comte J. Capodistrias, président de la Grèce, comprenant les lettres diplomatiques, administratives et particulières, écrites par lui depuis le 20. Avril 1827 jusqu' au 9. Octob. 1831. Vol. 3. 4. Paris 1839. 8.

J. A. C. Buchon, Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination française aux 13, 14 et 15 siècles dans les provinces demembrées de l'empire grec a la suite de la quatrième croisade. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Dr. E. Selberg, Ueber die vergangene und gegenwärtige Lage der Insel Java. Amsterdam 1840. 8.

A. Jardot, Revolutions des peuples de l'Asie moyenne, influence de leurs migrations sur l'état social de l'Europe, avec carte et tableau synoptique. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

L. Girot, Observations historiques, politiques et militaires sur l'Algérie et sur sa colonisation. Paris 1840. 8.

Alex. de Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique au 15. et 16. siècles. Vol. 3 — 5. Paris 1837 — 39. 8.

Capt. Marryat, A diary in America, with remarks on its institutions. P. II. Paris 1840. 8.

Ramon de la Sagra, Histoire physique, politique et naturelle de l'île de Cuba. Livr. 1 — 15. Paris 1839. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nr. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Travels to the city of the Caliphs, including a voyage to the coast of Arabia and a tour on the Island of Socotra.

(Schluß.)

Von wilden Thieren der augenfälligeren Art finden sich keine andern auf Socotra als eine wilde Ziege von sehr schöner Gestalt, deren Fleisch von den Eingebornen, welche sie in Netzen fangen, sehr geachtet wird, und das Zibeththier. Die erstere findet sich nur in den abgelegenen Gegenden des Felsengebirges, das letzte ist fast überall in Menge anzutreffen. Die hiesigen zahmen Schafe sind sehr klein; sie haben keine Fettschwänze, ihre grobe Wolle wird zu den gewöhnlichen Gewändern der Eingebornen verwebt. Ohne Eingeweide und Fell wiegt der Körper eines solchen Schafes nur etwa 10 Pfund; das Fleisch ist von schlechtem Geschmack. Außer den eigentlichen Heerdenziegen, deren Milch man benützt, sieht man noch andere Ziegen von röthlicher Farbe und langen zottigen Haaren auf der Insel, um deren Zucht man sich nicht bekümmert, sondern die ein Gemeingut Aller zu seyn scheinen. Auch Rinderheerden zeigen sich hin und wieder auf Socotra, obgleich die ganze Zahl der auf ihr vorhandenen Rinder nicht über 1600 sich belaufen mag. Nur bey feyerlichen Gelegenheiten, namentlich bey Leichenbegängnissen, schlachtet man diese Thiere und genießt ihr Fleisch, sonst werden sie sehr geschont, und von der fetten Milch der hiesigen Kühe wird jenes Ghih oder Schmalz erlangt, das für die jetzigen Socotraner einen Werth der Münze hat, weil in ihm die Abgaben an den Sultan von Kissin entrichtet werden müssen, und weil jenes Schmalz auch den gewöhnlichsten Tauschartikel im Verkehre mit den Arabern bildet. Kameele giebt es etwa 200 auf der Insel. Sie sind mehr stark als schnell und können lange nicht so, wie die Kameele der arabischen und afrikanischen Wüste den Durst vertragen. Selbst Esel finden sich zwischen den Hügeln um Tamarida, jedoch nicht mehr als Hausthiere, sondern im verwilderten Zustand. Man sieht sie in kleinen Heerden von 10 bis 12 Stücken; wenn man sich ihnen naht, entfliehen sie im schnellen Lauf. Hunde sind auf Socotra so unbekannt, daß die Eingebornen den, der sich auf dem Schiffe fand, für ein, ihnen auch nur durch Hörensagen bekanntes Schwein hielten. An Fledermäusen, Feldmäusen und Ratten fehlt es hier nicht, die letzteren sind eine Lieblingsnahrung der Zibeththiere. Unter den nicht sehr zahlreichen Arten von Vögeln fanden unsere Reisenden 4 Arten von Geyern auf, außer ihnen eine Art von Krähe, von Kibitz, dann verschiedene Arten von Schwalben, Eulen, Wasser- und Sumpfvögeln. Von Amphibien giebt es Schildkröten, Schlangen (nach der Beschreibung der Eingebornen sehr große und gefährliche), Chamäleone, und andere; von Fischen wimmelt das benachbarte Meer; die hiesigen Insecten machen sich, freylich fast nur in der Küstengegend, mehr durch ihre schädlichen als empfehlenden Eigenschaften bekannt, denn es giebt da Mücken, deren Stich so schmerzlich ist, als der unserer Wespen; eine giftige Spinne, deren Biß wenigstens Kinder tödten kann; eine Menge Skorpionen und andere solche kleine Feinde der größeren Thierwelt, so wie des Menschen. Die höher gelegenen Gegenden sind großentheils ganz befreyt von dergleichen Plagen, selbst die Hütten der Gebirgsbewohner gewähren in dieser Hinsicht einen erträglicheren Aufenthalt als die der Küstenbewohner.

Der Führer aus Tamarida war wegen seines unausstehlichen, gegen die Fremden gehässigen Benehmens entlassen worden; nach einem furchtbaren Sturme befanden sich die Reisenden im weitern Verlauf ihres Weges eines Abends unter einer Schaar von Eingebornen, deren einer sie fragte, was sie wohl für ein Mittel hätten, um Andere, die sich etwa ihrer Sachen bemächtigen wollten, abzutreiben? Wellsted feuerte ein doppelläufiges Gewehr nach einem Baume ab; beyde Kugeln trafen und durchlöcherten den Stamm; die Antwort auf die Frage schien allen Zuschauern so genügend, daß sie nicht weiter fragten. Während der Reise in dem weiterhin gelegenen Engthale, welches parallel der gegen 5000 Fuß hohen Granitgebirgskette verläuft, die das Centrum der Insel bildet, sah sich unser Reisender einstmals, als er ganz allein zurückgeblieben war, um eine Zeichnung der Gegend zu entwerfen, von 3 bis 4 Beduinen überfallen, welche mit dicken Knitteln bewaffnet waren. Er unterhielt jedoch dieselben, indem er, so gut er es vermochte, in ihrer Landessprache mit ihnen redete, so lange, bis seine Begleiter kamen, und jene Leute sehr erfreut durch einige kleine Geschenke, schieden als Freunde. Die Schluchten und Engthäler des Granitgebirges erinnern in ihrer ganzen Form und Beschaffenheit sehr an die Umgegend des Sinai. Hin und wieder sieht man Pflanzungen von Dattelbäumen, deren Früchte niemand bewacht, denn das Recht des fremden Eigenthumes wird unter diesen Gebirgsbewohnern heilig gehalten.

Der Contrast zwischen den Sitten und dem gastfreyen Benehmen der hiesigen Berg-Beduinen, und jenem der sogenannten Städtebewohner, namentlich in Tamarida, wohin Wellsted jetzt auf einige Tage zurückkehrte, mußte ein schmerzliches Gefühl erregen. Hier sahen die Reisenden, deren Schiff sich so eben an einem ganz entgegengesetzten Theile der Insel befand, jeden ihrer Schritte mit Argwohn bewacht, und sich selber mit dem plumpesten Eigennutz behandelt; dieser jedoch war es auch, der dem Hrn. Wellsted von Neuem die Gelegenheit verschaffte, Kameele zu erhalten, auf denen er den unduldsamen und feindseligen Städtern entkam, die in Tamarida wie in vielen andern Orten des Orients, ein verdorbenes Gemisch der verschiedensten Völker sind.

Es blieb noch die östliche Seite der Insel zu durchforschen. Der Theil der Ebene, welcher zunächst an die Stadt gränzt, fand sich noch von Arabern bewohnt, welche die Städter mit ihrer Unduldsamkeit und Gehässigkeit angesteckt zu haben schienen; eine Gesellschaft von Beduinenhirten, welche von ihren Hügeln herabkam, und noch mehr ein gutgelaunter Handelsmann, der den Reisenden besuchte, dienten diesem, mitten unter jenen böswilligen Leuten zur wahrhaften Erquickung. Die eben genannte Klasse von Leuten: die Krämer oder Aloëkäufer, durchziehen die ganze Insel, und stehen bey den einsam wohnenden Beduinen in solcher Achtung, daß diese, so oft sie ein solcher Reisender besucht, ein Lamm oder eine Ziege zu seiner festlichen Bewirthung schlachten, wie bey dem Besuch eines nahen Verwandten. Sind ihnen doch solche viel über Land und über das benachbarte Meer gereiste Leute das, was uns nach langer Entbehrung eine Zeitung ist, aus der wir vernehmen, was in den verschiedenen Ländern, was in der Nähe und Ferne Neues geschehen ist. Abgesehen hievon fand auch Wellsted jene Leute beständig von ganz besonders gutem Humor; man hört sie auf ihren Wanderungen fast ohne Aufhören Lieder mit lauter Stimme singen; ihr öfterer Verkehr mit den Fremden giebt ihnen eine gewisse Bildung, die das übrige Volk nicht hat.

Unter den Bewohnern des Landes, denen Wellsted nun von Neuem sich nahte, war es nicht mehr die erste Frage, ob er Mohammedaner sey? wie unter den Leuten der Stadt und ihrer Umgegend, sondern jene Frage wurde dort überhaupt nicht mehr gehört. Eine Gesellschaft von Hirtinnen, die ihn einst besuchte, konnte im Verlauf des muntern Gespräches nur das Eine an dem Fremdling nicht begreifen, daß er, schon 26 Jahre alt, noch unbeweibt sey. „Wie?“, so fragten sie theilnehmend, „wer sorgt dann, wenn du keine Frau hast, für dein Haus? wer bereitet dir dein Mahl?“ Alle Gründe des Europäers zur Entschuldigung seines Junggesellenstandes fanden sie unbegreiflich; im hohen Grad gefiel ihnen jedoch, was derselbe von

unsern bürgerlichen Einrichtungen erzählte, nach welchen jeder Mann nur eine Frau haben darf. Selbst einige Kleidungsstücke des Fremdlings, welche zum Trocknen, nach einem Regenguß, im Sonnenschein ausgebreitet lagen, erregten so großes Wohlgefallen, daß Herr Wellsted ihnen etliche entbehrliche Dinge der Art schenkte, in die sie alsbald sich kleideten. Der Nutzen der darin befindlichen Taschen, die sie mit Verwundrung betrachteten, wurde ihnen dadurch, daß man ihnen Zwirn, Nähnadeln, und andere Kleinigkeiten zum Hineinstecken gab, auf die annehmlichste Weise begreiflich gemacht.

Durch die Ostseite der Insel fließt ein kräftiger Strom, zu dessen Seiten sich Hügel von 500 bis 1000 Fuß Höhe erheben, welche aus Feldspath und Porphyr bestehen. Die Reisenden mußten diesen Strom öfters passiren, zum großen Leidwesen der Besitzer ihrer Kameele, weil dieses Thier, wenn es durch Wasser, oder auf sumpfigem Grund zu gehen genöthigt ist, gar leicht Geschwüre an seinen Füßen bekommt. Endlich war der Ausgang, und mit ihm zugleich eine sandige Ebene erreicht, welche die Araber Noged nennen. Diese kleine Sandwüste zieht sich um die ganze Südseite der Insel herum, man findet auf ihr, freylich nur sparsam, die aromatischen Kräuter Arabiens, schon vermischt mit Gewächsen der indischen Ebene. Ein alter Mann, dem die Reisenden begegneten, bot diesen seine Hütte zur Wohnung an, aus welcher er, wie er erzählte, so eben seine Frauen hinweggeschickt habe. Als Wellsted dieses Anerbieten mit Dank ablehnte, und es vorzog unter seinem eignen Zelte zu wohnen, suchte der Alte seiner Gastfreundschaft auf andre Weise Genüge zu thun, indem er Milch in Menge, und bald nachher auch ein auf heißen Steinen geröstetes, trefflich zubereitetes Zicklein für seine Gäste brachte. Diesen erzählte er zugleich, daß er im Gebirge viele Heerden habe, er zöge es aber vor, hier an der Küste mit dem Fange der Fische sich zu beschäftigen, welche dort in solcher Menge vorhanden sind, daß man ohne Boot oder Netz und Angelschnur sich ihrer an seichten Stellen, oder in Felsenlöchern bemächtigen kann, vor allem, wenn der Südwind ihre Schaaren gegen das Ufer treibt. Auch große Seeschildkröten kommen zu gewissen Zeiten des Jahres ans Ufer, und geben denen, die sich mit ihrem Fange beschäftigen wollen, durch ihr Fleisch eine wohlschmeckende, gesunde Speise.

Auf ihrem Weiterzuge kamen unsre Reisenden an einigen Dattelpflanzungen vorüber, die sich ganz nahe am Ufer des Meeres befinden. Die Bäume sind fast unter dem Flugsand vergraben und dennoch geben sie jährlich 2 Ernten, die eine vor dem Eintreten der S. W. Monsuns, die andre nach dem Ende desselben. Zu diesen gewöhnlichen Reichthümern jener Sandküste, zu den Fischen, Schildkröten und Datteln, gesellt sich auch noch der graue Ambra, den das Meer ans Land wirft, und welcher hin und wieder im Sand gefunden wird. Die Eingebornen bedienten sich vormals dieser kostbaren Substanz statt einer Münze, und auch jetzt hat sie noch im Handel ihren festbestimmten Werth. Aber allen solchen Vortheilen, welche etwa der Aufenthalt an der Küste gewähren kann, gehen die nachtheiligen Einflüsse zur Seite, welche dieser Aufenthalt wenigstens auf die Fremden hat. Die Luft ist drückend heiß; auf weite Strecken hin findet sich kein frisches Wasser, bey Tage, und bey Nacht findet sich der Reisende durch plagende Insecten belästigt, denn selbst am Boden kriechen jene Skolopendren in Menge herum, deren Biß, wenn auch sonst ohne gefährliche Folgen, doch wenigstens sehr schmerzlich ist. Unser Verfasser zog sich deßhalb, nachdem er an sein Schiff, sobald dieses fern vom Land auf der Rhede sich zeigte, bey einem alten Höhlenbewohner einen Brief zurückgelassen, wieder in das gesündere Gebirge zurück, gegen welches die sandige und kiesige Ebene allmählig ansteigt. Ein Thal, das ein Bach durchströmt, führte die kleine Karawane nach 2 Tagen wieder auf eine Höhe, darauf man frischere Gebirgsluft athmete; denn die Temperatur war dort, als jetzt auch noch ein Regen dazu kam, nur 62° F. (zwischen 13° u. 14° R.) was den eingebornen Begleitern als eine solche Kälte vorkam, daß sie, in all ihre Kleider und Decken eingehüllt, sich schlafen legten, und selbst den Kameelen freyen Lauf ließen, die sich alsbald ins Gebirge zerstreuten, wo man sie am andern Tage mit vielem Zeitverlust wieder zusammensuchen mußte.

Zum Glück bot sich auch hier in den häufigen Höhlen, von denen der Fels durchzogen ist, Schutz gegen Sturm und Regen dar, und die Hirten des Gebirges zeigten sich überall zur Uebung der Gastfreundschaft bereit. In der Nähe des einen Endes des Höhenzuges, das die Eingebornen Ras Moree nennen und welches 1700 Fuß hoch über die sandige Ebene emporsteigt, fanden sich die hier vorzüglich höhlenreichen Kalkberge von ganzen Haufen der Eingebornen bevölkert, die, sobald das weiße Zelt, im grünenden Thale sich zeigte, wie Ameisenschwärme aus ihren unterirdischen Bergungsorten hervorkamen, um an dem Anblick der Fremden ihre harmlose Neugier zu befriedigen. Der Weg von hier zurück nach Tamarida führt durch ein romantisch-schönes, dichtbewachsenes Engthal, in welchem ein kleiner Fluß mehrere bedeutende Wasserfälle bildet.

Es war nun der größeste Theil der Insel, deren Flächeninhalt gegen 1000 (engl.) Quadratmeilen beträgt, durchforscht worden; Wellsted hatte ihre Höhen und Thäler, so wie die Ebenen an der Küste nach allen Richtungen durchreist. Nach seiner Angabe mag Socotra 4000 Einwohner enthalten, davon die in der Ebene und in den 3 sogenannten Städten: Tamarida, Golenseah und Cadhup lebenden, die sogenannten Araber die trägesten, schwächlichsten und meist auch die ärmesten sind, während die Bewohner des Gebirges als ein kräftiger, arbeitsamer Schlag von Menschen erscheinen. Unter diesen letzteren, namentlich unter denen, welche das westliche Bergland der Insel bewohnen, finden sich, wie man sagt, Abkömmlinge, sowohl von vormals hier eingewanderten Juden, als auch von Portugiesen. Die letzteren zeichnen sich durch ganz besondere körperliche Schönheit aus; hie und da soll sich bey ihnen selbst die Sprache ihrer Väter erhalten haben; doch konnte sich Wellsted nicht durch eigne Erfahrung hievon überzeugen. Vielleicht läßt sich auch noch der Gebrauch des Kreuzes, welches jene Gebirgshirten bey ihren Neumondsfesten in Prozession herumtragen, als ein Ueberrest des Christenthumes betrachten, das einst nach dem Berichte der älteren Schriftsteller auf dieser Insel herrschend war. Uebrigens hat sich auch noch jetzt auf Socotra der von älteren Schriftstellern beschriebene heidnische Gebrauch erhalten, nach welchem die der Altersschwäche oder Krankheiten Unterliegenden noch lebend in ihr Grab gelegt werden, das dann so lange offen bleibt, und in welchem man sie so lange mit Nahrungsmitteln (wenn sie anders deren noch begehren) versieht, bis sie verscheiden. Aeltere Schriftsteller reden von Büchern in syrischer Sprache geschrieben, welche man bey den Bewohnern der Insel gefunden habe. Wellsted konnte kein solches mehr entdecken; wie man ihm versicherte, hatten die Wechabiten bey ihrem Ueberfalle von Socotra alle dergleichen Bücher, die sie in den verlassenen Hütten fanden, vertilgt.

Die große Fruchtbarkeit, welche an den Abhängen und in den Thälern der Granitgebirgskette durch zahlreiche Bäche und Flüße bewirkt wird, und selbst der günstige Boden, der sich an mehreren Punkten des Kalkgebirges findet, würde Socotra zu einem reichen Anbau von Getreide und andern Früchten fähig machen. Gedeiht doch auf seinen Höhen selbst eine verwilderte Art von Orangen und eine Art von Yam in großer Menge, und die wenigen, nachläßig angelegten Pflanzungen von Baumwolle und Indigo geben die reichste Ausbeute. Die Luft auf dem Gebirge ist eben so heilsam und gesund, als die in den ebenen Küstengegenden ungesund ist. Dieß erfuhren zwey Divisionen englisch-indischer Landungstruppen, welche nach Wellsteds Expedition zur Besitznahme der Insel hieher gesendet wurden. Denn die erstere derselben, welche seiner Warnung entgegen, in der Ebene von Tamarida gelagert hatte, wurde von dem dortigen bösartigen Fieber weggerafft, während die zweyte, welche ihren Aufenthalt auf den Gebirgen nahm, gesund geblieben ist. So darf man erwarten, daß Socotra einst wieder der europäisch-christlichen Cultur zugänglich und eine fortwährende Bleibstätte derselben werden wird.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

1. In der Sitzung am 21. Nov. d. J. las Hr. Reichsrath Ober-Consistorial-Präsident von Roth: Ueber Angaben des Sidonius Apollinaris, die Thüringer, die Burgunder und die Franken betreffend.

Unter den auf uns gekommenen abendländischen Schriftstellern des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ist, abgesehen von den im engeren Sinne kirchlichen, Sidonius Apollinaris weit der schätzbarste. Seine zahlreichen Briefe, meist an die angesehensten Leute in ganz Gallien gerichtet, versetzen uns in die Zeit, mit welcher die alte Geschichte schließt und die neue beginnt, in die Zeit des Erlöschens des römischen Weltreiches und des Entstehens neuer Reiche auf seiner verheerten Stätte. Als ein großer Land-Eigenthümer, als ein Staatsmann, zuletzt als ein Bischof, stand Sidonius mit den Machthabern im Lande, auch fränkischen, burgundischen, und besonders westgothischen, in vielfacher Berührung; und was er davon in seinen Briefen mittheilt, macht den ersten Verkehr mit den eingewanderten Fremden sehr anschaulich. Zwar ist seine Sprache so geschraubt und geziert, daß daraus dem Leser Zweifel wider den Inhalt aufsteigen können; es dringt aber durch die hergebrachte Ueberladung ein unverkennbarer Wahrheitsinn, den vornehmlich eine, in solchen Zeiten allgemeiner Noth, in einer, wie er selbst sagt, altersschwachen Welt, überraschende Heiterkeit der Stimmung und Milde des Urtheils verbürgt.

Ich weiß nicht, ob schon irgendwo bemerkt worden ist, welchen Mißbrauch unser Radevicus an einer Stelle des Sidonius verschuldet hat. Die Schilderung, welche dieser von dem Westgothen Könige Theodorich II. mit großem Fleiß entwirft, trägt Radevicus so buchstäblich auf Kaiser Friedrich I. über, daß er sogar den Ausdruck: sacerdotum suorum coetus, der sich bey Sidonius auf die arianische Geistlichkeit bezieht, beybehält. (De rebus gestis Friderici II. 76.) Sein Bild Friedrichs I. wird man daher, so fern es nicht mit den Aussagen von anderen Gleichzeitigen übereinstimmt, eben so wenig für ächt halten dürfen, als die von ihm aufgestellten Charaktere der Herzoge Welf und Heinrich des Löwen (de gestis Frid. II. 38), die eben so buchstäblich aus der Vergleichung zwischen Cato und Cäsar bey Sallustius (Catil. 57) genommen sind.

Auch die poetischen Arbeiten des Sidonius, namentlich seine drey Lobgedichte auf Avitus, Majorianus und Anthemius, sind von Werth für die Geschichte, ja für diese wohl allein. Aber das Vertrauen, welches man zu Angaben der Dichter aus gesunden Zeiten, z. B. Pindar's und Dante's, mit Recht hegt, so daß man sie unter die Quellen der Geschichte ihrer Tage unbedenklich aufnehmen kann, dieses verdienen Poesien auch der achtbarsten Männer nicht aus Zeiten, wo Uebertreibung zur Gewohnheit und wie zum Gesetz geworden ist. Große Uebertreibung ist schon bey Virgilius, z. B. Georg. II. 170.

. . . te, maxime Caesar,
Qui nunc extremis Asiae jam victor in oris
Imbellem avertis Romanis arcibus Indum.

Heyne versucht dieß als poetische Freyheit zu entschuldigen: in poeta versamur, non in historico, sagt er. Allein wo der Poet, wie hier, die Wirklichkeit behandelt, hat er sie zu entstellen so wenig Recht als der Historiker. Doch ist jene Erdichtung von einem Weichen der Inder vor den Römern eine Kleinigkeit gegen folgende Muster-Rolle des von dem Kaiser Majorianus zusammengerafften Heeres bey Sidonius:

. . . Bastarna, Suevus,
Bellonothus, Rugus, Burgundio, Vesus, Alites
Bisalta, Ostrogothus, Procrustes, Sarmata, Moschus
Post aquilas venere tuas. Tibi militat omnis
Caucasus et Scythiae potor Tanaiticus undae.
Paneg. Major. 474 — 79.

Nicht nur sind hier Namen, die im Abendlande nie erscheinen, wie Bellonothus, Moschus, aufgeführt, sondern es ist sogar der fabelhafte Prokrustes, welchen Theseus getödtet haben soll, zu einem Volke gemacht. Wer sich einmal solche Freyheiten nimmt, der kann als gewichtiger Zeuge nicht gelten, am wenigsten, wo er der einzige ist. Dieß aber ist der Fall mit einigen Angaben des Sidonius über deutsche Völkerschaften, wofür sich kein anderer Gewährsmann findet.

Erstens über die Burgunder. Diese stellt er insgemein als Riesen vor.

Hic Burgundio septipes frequenter
Flexo poplite supplicat quietem.
Ep. VIII. 9.

Vergleicht man damit eine andere Stelle:

Spernit senipedem stylum Thalia
Ex quo septipedes videt patronos.
Carm. XII. 9. 10.

worunter auch die Burgunder gemeynt sind, so bietet sich um so mehr die Vermuthung dar, es habe der witzige Gegensatz die Uebertreibung hervorgerufen, als Sidonius weder die Franken, noch die Westgothen, die doch vermuthlich nicht kleiner als die Burgunder waren, ihrer Größe wegen auszeichnet. Zwar sprechen auch die früheren Schriftsteller von ausnehmender Leibes-Größe der Germanen, fast mit denselben Worten aber (Caes. B.G. II. 30. IV. 1) auch von dem hohen Wuchse der Gallier; daher wohl anzunehmen ist, es gelte beydes nur dem Unterschiede zwischen der Gestalt der Nordländer und der Südländer überhaupt.

Zweytens über die Thüringer, deren Name zuerst bey dem Sidonius vorkommt, wo er das Heer beschreibt, mit welchem Attila in Gallien einbrach.

„. . . pugnacem Rugum comitante Gelono
Gepida trux sequitur, Scyrum Burgundio cogit,
Chunus, Bellonothus, Neurus, Bastarna, Thuringus,
Bructerus, ulvosa vel quem Nicer abluit unda
Prorumpit Francus. . . .“
Paneg. Aviti 321 — 26.

Auffallend ist hier nicht weniger die Anführung von Namen wie Bellonothus, Neurus, *Basterna*, als die unterlassene Nennung der Ostgothen, die nach Jordanes ein Hauptbestandtheil des hunnischen Heeres waren. Ferner, daß diesem Heere die Burgunder beygezählt werden, die Jordanes unter den Bundsgenossen des Aetius aufführt. Mascov's Vermuthung (Anmerk. I. 11), die Burgunder bey Attila hätten zu den diesseits des Rheins sitzen gebliebenen gehört, ist ohne Halt, da keine Nachricht darauf hinweist, daß ein Theil der Burgunder diesseits zurückgeblieben sey. Nimmt man nun dieß zusammen, so wird man kaum geneigt bleiben können, der Erwähnung der Thüringer im Laufe einer mit solchen Fehlern behafteten Angabe historischen Werth einzuräumen.

Drittens über die Franken, am Ende der oben angeführten Stelle. Franken am Neckar in der Mitte des fünften Jahrhunderts hat Sidonius allein. Zwar mischt siebzig Jahre früher Schwaben und Franken Ausonius:

„Hostibus edomitis qua Francia mixta Suevis
Certat ad obsequium Latiis ut militet armis“
Edyll. VIII. 29.

Allein theils ist auch er ein um Genauigkeit unbekümmerter Poet; theils liegt in seinen Worten nicht nothwendig, daß er sich beyde Völker als in ihren Wohnsitzen vermischt vorgestellt habe.

Wie wenig übrigens dieser vornehme Theil der Weltgeschichte bis jetzt zum Gemeingute geworden sey, zeigt der „historische Vortrag" in Göthe's Campagne in Frankreich (unter dem 27. Sept. 1792), wo von dem Schlachtfelde bey Chalons die Rede ist, auf welchem Attila im J. 452 von den burgundischen Fürsten mit Beystand des römischen Feldherrn Aetius geschlagen worden sey.

---

2. Hiernächst las Hr. Ministerialrath v. Fink: Ueber die Wehrverfassung in der Oberpfalz unter churpfälzischer Regierung.

Der ehemalige Theil vom Nordgau, nachmals von Oberbayern, welcher dem pfälzischen Hause im Jahre 1329 zufiel, und viel später die Benennung Oberpfalz erhalten hat, konnte wegen der mannigfaltigen Gebietstheilungen in den Jahren 1338, 1353, 1373 und 1410 bis zur Vereinigung dieser Gebietsmasse i. J. 1499 zu einer allgemeinen Wehrverfassung nicht gelangen. Bey Darstellung derselben ist nicht der Zweck, die frühern Wehranstalten vor, zu und nach den Zeiten der Hohenstaufen und der ihnen ergebenen Markgrafen im Nordgau, oder die Waffenverpflichtungen theils für Kaiser Ludwig den Bayer, theils gegen die Einbrüche der Böhmen und nachmals der Hussiten, noch weniger die besondern Schutz-, Schirm- und Oeffnungsverträge in ihren Einzelnheiten zu entwickeln; sondern es ist vielmehr von der Regierung des Churfürsten Philipp von der Pfalz auszugehen, welcher das bis 1499 bestandene, besondere Herzogthum der pfalz-neumarkischen Linie mit den Gebieten der pfälzischen Chur in jenem Landesbezirke vereinigt hatte.

Dieses vorausgesetzt ist in Beziehung auf die allgemeine Wehrverfassung in der Oberpfalz die damalige Dienstpflicht des landsäßigen Adels, sowie der mittel- und unmittelbaren Unterthanen näher in Betrachtung zu ziehen.

Der landsäßige Adel, möge er auf Lehen oder auf Allodien seinen Sitz gehabt haben, war zum persönlichen Kriegsdienste verpflichtet. Der bayerische Erbfolgekrieg und die gleichzeitige oberpfälzische Ritterschafts-Matrikel von 1503 geben zuvorderst darüber einen unverkennbaren Aufschluß. Nachmals, hauptsächlich da sich die Oberpfalz gegen die bedrohliche Macht der Türken, so wie gegen die inneren Unruhen in Teutschland gefaßt zu halten hatte, bestätigte sich dieses Verhältniß durch die Aufgebote von 1532, 1536, 1542, 1560, 1562, 1566, 1568, 1573, 1583, 1587, 1588, 1591, 1592, 1594, 1599, 1602, 1608, 1610, 1611, 1618, 1619 und 1620, womit das Verbot gegen den Eintritt der oberpfälzischen Landsassen in fremde Kriegsdienste verbunden war. Daher wurde in der Landesordnung von 1599 Tit. 19. Art. III. von den oberpfälzischen Landsassen gefordert, daß sie sich mit den bestimmten Pferden und Knechten in beständiger Bereitschaft zu halten und den Dienst in eigner Person zu versehen hatten. Einen nähern Begriff von diesem Rittercorps giebt die allgemeine Anordnung des oberpfälzischen Statthalters v. 8. August 1620, nach welchem Se. K. Majestät von Böhmen (Churfürst Friedrich V.) befohlen hatte, zu einer General-Musterung seiner Landsassen und Lehenleute zu schreiten, und dieselben in gewisse Cornets und Compagnieen auszutheilen. An dem bestimmten Musterungsplatze hatte ein jeder mit seinen Pferden und Knechten, wie auch mit einer Rüstung des damaligen Gebrauches sammt einem Bandelier-Rohre und zwey Pistolen sich einzustellen.

Gleich den Landsassen ruhte die nämliche Dienstpflicht auf den landesfürstlichen Amtleuten oder Beamten. Auch diese waren verbunden, jederzeit mit der bestimmten Anzahl von Pferden und Knechten gerüstet zu seyn, *) und durften sich daher gegen

*) Ob. Pf. Land. Ord. v. 1599. Tit. IV. Art. 6. S. 159.

ihre Bestallung nicht ohne besondere Erlaubniß der churfürstlichen Regierung von ihrem Amte entfernen. *)

Für die unmittelbaren Unterthanen mit Einschluß derjenigen, worüber dem Landesherrn vermöge hoher Obrigkeit und Schirms die Reise und Folge zuständig war, (hierunter vorzugsweise für die Klostervogtey-Unterthanen) waren jährliche Musterungen und die Aufsicht auf die Erhaltung ihrer Rüstungen angeordnet, wie denn auch jedem neu aufgenommenen Bürger oder männlichen Mitgliede einer Gemeinde eine eigene Wehr auferlegt wurde. **)

Dagegen war es ihnen verboten, ohne Erlaubniß sich in den Dienst fremder Potentaten oder Herren zu begeben. ***) Klöster, Pfarrhöfe und Hammerwerke stellten die Heerwägen. ****)

Die Hintersassen des Ritterstandes waren ihren Herren vermöge der hergebrachten Edelmannsfreyheit mit der Reise oder Kriegsfolge unterworfen, †) was im Jahre 1527 selbst bey jenen Gütern anerkannt wurde, welche von Prälaten, Geistlichen, Bürgern und Bauern künftig an oberpfälzische Edelleute würden verkauft werden.

Diese Kriegsfolge (Reis und Musterung) ist auch aus dem Aufgebote des Landadels mit seinen Knechten ersichtlich, und war wohl schon vor der Einführung des ewigen Landfriedens in Teutschland bey den Gutshintersassen, Vogt- und Lehenleuten des oberpfälzischen Landadels üblich geworden. ††)

Ueberblickt man diese Wehrverfassung im Ganzen genommen; so liegt das Bild einer allgemeinen Landwehre vor Augen, welche wohl für die Landes-Vertheidigung, nicht aber für die Angriffs-Kriege bestimmt war. Daher wurde der dreyßigjährige Krieg hauptsächlich mit geworbenen Truppen geführt.

*) Ob. Land. Ord. Tit. X. Art. 10. S. 177.

**) Ob. Land. Ord. Tit. XIX. Art. 2. S. 258. ff. Man sehe auch die Gesch. des Viced. A. Nabburg S. 42 und 131. N. 181.

***) Angef. Tit. Art. 1. S. 257.

****) Ob. Ges. des Viced. A. Nabburg S. 42.

†) Freyheiten der ober. pfälz. Ritterschaft von 1527, 1561 und 1579.

††) Man vergleiche die Gesch. des Viced. Amt. Nabburg S. 42 und 131. Not. 185. S. 43 u. 132 Not. 190 und 191.

Anhang.

Seitdem die Oberpfalz im Jahre 1628 aus Kaiserlicher höchster Macht an Churbayern verkauft worden, hatten sich in einer neuen Periode allmählig andere Grundsätze über die Wehrverfassung entwickelt, welche größtentheils mit dem Hauptstaate Churbayern auf gleichem Fuße waren, daher die Nachklänge in der oberpfälzischen Landes- und Polizey-Ordnung von 1657 *) der Einführung des stehenden Heeres, der Errichtung einer nebenbey bestandenen Landfahne (eigentlich eines Reservecorps) von 1663 und auf gleiche Weise dem engen und weiten Landesausschuß von 1763, endlich der Aufhebung der Militär-Auswahl gegen Einführung der Hof- und Recruten-Anlage von 1767 **) und dem Werbungssysteme zu weichen hatten.

Nach dem Rückfalle der Oberpfalz an das Churhaus Pfalz ist durch Verordnung vom 18. Jänner 1782 ***) eine Art von Landwehr mit dem engen und weiten Ausschusse, jedoch mit vielfachen Befreyungen, mithin nach ganz anderen Bestimmungen, als vor dem Uebergange der Oberpfalz an Churbayern statt hatten, wieder eingeführt worden.

Die spätern Wehranstalten in der Oberpfalz nach dem Abgange der pfalz-sulzbachischen Regenten-Linie liegen außer dem Kreise dieser historischen Rückblicke.

*) Tit. 18. §. 4.

**) Man sehe die Anmerk. zu Cod. civ. P. 5. C. 21. §§. 39, 40. B. Kreittmayr Bayer. Staatsrecht §. 172. S. 391.

***) Meyer Gen. Samml. Bd. II. S. 1757.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

(Schluß.)

3. Zuletzt wurde von dem Hrn. Ministerialrathe von Fink gelesen: Ueber das ehemalige Wildfangs-Regale in der Oberpfalz.

War auch im Mittelalter die urteutsche persönliche Freyheit häufig durch Ministerialität, *) Hofhörigkeit **) und Vogtey ***) im Nordgau bestricket; so hatten sich dennoch neben dem Stande der Dienstpflichtigen auch persönlich Freye bis in den Stand des Landmannes herab sowohl als Gutsbesitzer, als auch als Pächter erhalten. ****)

Wie sich aber auch diese persönliche Freyheit in der Oberpfalz im Laufe der Jahrhunderte gestaltet hatte; so waren gleichwohl von den churpfälzischen Landesherren solche Regalien im Gebrauche erhalten worden, deren Ausübung hauptsächlich nur gegen Unfreye gerichtet seyn konnte.

Dahin gehörte das ehemalige churpfälzische Wildfangsrecht, welches sich gegen uneheliche Kinder, Hagestolzen und herrenlose Leute erstreckte, ursprünglich aus dem Amte des kaiserlichen Pfalzgrafen am Rheine hervorgieng, und in der zweyten Hälfte des 17. Jahrhundertes bekanntlich zu ernsthaften Streitigkeiten der Churpfalz mit deutschen Reichsständen Veranlassung gab.

Von diesem Wildfangsrechte rührte in der Oberpfalz das Regale der Bastardsfälle her, worüber Churfürst Ludwig V. von Kaiser Maximilian I. am 3. Sept. 1518 ein Privilegium für sich und seine Erben in der Chur *) erlangt hatte, und wovon die oberpfälzische Landesordnung von 1599 Tit. VII. handelt. In diesem Gesetze wird das erwähnte Regale der Bastardsfälle aus kaiserlichen Privilegien abgeleitet, welche die Churfürsten der Pfalz als Vicarien des heiligen römischen Reichs erhalten hätten. Offenbar liegt hier ein historischer Irrthum zum Grunde; denn das Amt eines teutschen Reichsvicars hörte mit dem Zeitpuncte auf, da der erwählte teutsche Kaiser die Reichsregierung angetreten, und zwar seit dem 16. Jahrhunderte da er die Wahlkapitulation beschworen hatte, mithin konnte das fortwährende churpfälzische Wildfangsrecht nicht vom Reichsvicariate abhangen, sondern war historisch richtiger der Pfalzgrafschaft anklebend. Zwar hatte der Churfürst Ludwig selbst bey dem Kaiser sich auf die Freyheit seiner Vor-

*) Unter einer Reihe von Ministerialen sind viele im Nordgau zu bemerken bey Ried Cod. Chronol. diplom. Ind. III. Personarum voce Ministeriales, nicht minder in Mon. Boic.

**) Eine Art von Hofhörigkeit erscheint bey den Mancipien auf den kaiserlichen Domänen im Nordgau z. B. Mon. Boic. XXIV. zu 1043 p. 313, zu 1116 p. 9.

***) Ueber die Vogtey sehe man die Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 18 ff. und S. 64 ff. mit den Noten.

****) Obig. Gesch. des Vic. A. Nabburg Anmerk. Note 49, 62 und 71 und Seite 66. So waren auch die Erbpächter nicht an die Scholle gebunden, und zum freyen Verkaufe des Erbgutes befugt. (Urkunde von 1361 in angezog. Gesch. des Vic. A. Nabburg S. 95 Not. 64).

*) Abgedruckt in Majers Generalien-Sammlung Bd. III. S. 124.

ältern als Churfürsten und Vicarien des h. R. Reichs bezogen. Allein der Kaiser machte in der Verleihung nicht von dem Vicariate, sondern nur von der Chur Erwähnung, indem er in solcher Weise die Freyheit ertheilte, die Bastarde und andere fremde Personen, welche nicht nachfolgende Herren haben, als Wildfange zu Leibeigenen anzunehmen, und das Vermögen der Bastarden, wenn sie ohne eheliche Leibserben oder ohne rechtsbeständiges Testament mit Tode abgehen, so wie das hinterlassene Vermögen anderer erbenlosen Personen, was nach gemeinen geschriebenen Rechten in die kaiserliche Kammer gehören würde, zu Handen des Churfürsten einzuziehen.

Um auf obiges Gesetz von 1599 zurückzukommen, ist zu bemerken, daß den oberpfälzischen Amtleuten befohlen wurde, über das churpfälzische Regale der Bastardsfälle fleißige Aufmerksamkeit zu beobachten und nachzuforschen, was für erwachsene oder junge Bastarden vorhanden seyen, oder welche nachmals geboren werden, um diese in ihren Rechnungen vorzumerken, damit deren Verlassenschaft eingezogen und verrechnet, so wie der churfürstlichen Kanzley darüber ausführlicher Bericht mit dem Verzeichnisse der Verlassenschaft erstattet werde.

In Ansehung der Landsassen wurde eine besondere Vorsehung für zweckmäßig gehalten; denn das Gesetz bestimmte: im Falle in den Gebieten der Landsassen uneheliche Schwängerungen vorgingen, sollten sie, obgleich darüber keine Klage vorkäme, daß ein Bastard derorts geboren worden, zur churfürstlichen Kanzley neben des Schwängerers Vermögen berichten, und von daher der Schöpfung des Bastardfalles gewärtig seyn. Man hat sich hierbey zu erinnern, daß nach der Resolution des Churfürsten Ludwig VI. von 1579 die Strafe unehelicher Beywohnungen den Landsassen eingeräumt worden, daher der Bastardsfall als Regale vorbehalten blieb, und eben darum diese Stelle des Gesetzes dahin zielte, einer unberechtigten Ausdehnung der Landsassenfreyheiten zu begegnen.

Die churbayerische Regierung erwarb dieses Regale mit der Oberpfalz, und hat es als ein fruchtbringendes Hoheitsrecht forthin benützt, was um so mehr der Fall war, als die Chur der Pfalz auf die bayerische Linie übergegangen, und, im Grunde genommen diese Pfalzgrafschaft nunmehr vom Rheine an den Isarstrom verlegt worden war. Das nachmals von K. Ferdinand III. an das neue Churfürstenthum Pfalz verliehene Privilegium von 1652 würde daher nicht die Folge gehabt haben, daß der churpfälzische Ausfauth die oberpfälzischen Wildfänge hätte in Anspruch nehmen können. Indessen berichtete schon am 1. Oktober 1653 die Regierung in Amberg über die Bastardsfälle an den churfürstlichen Hof nach München, worauf dieselbe am 18. September desselben Jahres beschieden wurde, daß es bey dem kaiserlichen Privilegium und bey der Observanz belassen werde. *) Dazu kam das oberpfälzische Landrecht von 1657 mit der beygefügten Landes- und Polizey-Ordnung, in welcher letztern Titel VII. ausgesprochen worden, daß Seiner churfürstlichen Durchlaucht als Vicar des h. R. R. die Freyheit der Wildfänge, Königsleute, Hagestolzen und das Regale der Bastardsfälle gebühre, womit dieser Gesetzestitel in der Hauptsache einen Wiederhall der frühern Landes-Ordnung von 1599 sowohl im Allgemeinen als auch in Beziehung auf die Landsassen enthielt. Es ist hier nicht unbemerkt zu lassen, daß den oberpfälzischen Landsassen in den neugegebenen Freyheiten v. Jahre 1629 das niedergerichtliche Strafrecht hinsichtlich unehelicher Beywohnungen überlassen worden war, und daß der Bastardfall nicht zu den Straffätzen gehörte.

Als die jedesmalige besondere Schöpfung des Bastardsfalles bey der oberpfälzischen Regierung in Abgang kam, hatte nach einer allgemeinen Verfügung der Vater eines unehelichen Kindes von jedem Hundert seines Vermögens fünf Gulden als Bastardsfall zu erlegen, welcher sogleich erholt und auf Zinsen hingeliehen worden. Erreichte der Bastard das 25. Lebensjahr; so war ihm das Geld gegen Bescheinigung abzufolgen. Starb er vor diesem Zeitpuncte, oder war dessen Aufenthalt in seinem fünf und zwanzigsten Jahre nicht zu erforschen; so war der Fall dem landesherrlichen Aerar zu verrechnen. Die inzwischen aufgelaufenen In-

*) Maier Gen. Samml. Bd. III. S. 123.

treffen waren auf Begehren der Mutter zur Erziehung zu behändigen, außerdem bis zur Volljährigkeit des unehelichen Kindes oder bis zum Heimfalle bey dem Amte aufzubewahren. *)

Wie oben bemerkt ist, waren ganz verschieden und gesondert hievon die Strafen der unehlichen Beywohnungen, in der Kanzleysprache Fornications-Strafen genannt, wobey ein Unterschied stattfand, je nachdem auf das Vergehen die Ehe erfolgte oder nicht. Erfolgte keine Ehe, so wurden beyde übertretende Theile sowohl mit der Leibesstrafe als auch mit einer Geldstrafe und zwar mit 1 fl. 30 kr. von jedem Hundert des Vermögens belegt.

Mittellose mit einem Vermögen unter 50 fl. wurden bloß am Leibe gebüßt. Zur Begünstigung der Ehe, wenn sie von beyden Theilen, oder auch nur von einem eingegangen worden, ist die öffentliche Strafe erlassen, und dafür eine doppelte Geld- oder Gefängnißstrafe auferlegt worden. **)

Der Umstand, daß die Bestrafung der ersten Leichtfertigkeitsfälle den hofmarkischen und niedergerichtlichen Zuständigkeiten hingegeben war, ***) und daß das Präventionsrecht von den Uebertretern durch freywillige persönliche Stellung den niedern Gerichten privilegirter Stände zugewendet werden konnte, ****) mußte in einem erhöhten Grade die Besorgniß erregen, daß von diesen Gerichten bey jenen Strafverhandlungen das landesherrliche Regale des Bastardsfalles außer Beachtung gelassen werde.

Daher wurde schon durch die oberpfälzische Taxordnung von 1750 †) den Klöstern, Hofmarken und privilegirten Städten eine genaue Beobachtung des Landrechtes und der Landes- und Polizey-Ordnung von 1657 Titel VII. eingeschärft, und in der Hofkammerordnung von 1779 §. 14. vollends eine Visitation bey den Privilegirten dießfalls vorbehalten. *)

So wie mit dem Abgange der Wilhelminischen Linie die Oberpfalz wieder an Churpfalz zurückfiel, also blieben auch in dieser Provinz die alten pfälzischen Freyheiten des Wildfangrechts wieder in voller Kraft, welche jedoch niemals weiter, als es in frühern churpfälzischen Zeiten geschah, ausgedehnt worden. **)

Der wichtigste Wendepunkt trat ein, als durch eine mittelst des königlichen Finanz-Ministeriums ausgegangene Verordnung vom 2. Decbr. 1808 ***) erklärt wurde, daß die in der Oberpfalz bisher üblichen Bastardfälle in Zukunft nicht mehr zu erheben seyen. Hierbey wurde sich auf das Edikt über die Patrimonialgerichtsbarkeit (am 8. Sept. 1808 §. 29.) ****) bezogen, nach welchem wegen außerehelicher Schwängerungen künftig weder von einem Patrimonialgerichte noch von einem königlichen Gerichte irgend eine Strafe in Geld oder an der Ehre oder auf eine andere Weise erkannt oder in Vollzug gebracht werden darf.

Erwäget man die bisherige, rechtsgeschichtliche Entwickelung, so wird man sich nicht wohl der Ueberzeugung entziehen können, daß der Rechtsgrund und die Schöpfung der Bastardsfälle mit irgend einer Strafrechtspflege in keiner Gesetzes-Verbindung gestanden seyen.

Dagegen möchte das Edict über die Aufhebung der Leibeigenschaft vom 31. August 1808 †) zunächst hieher von Einfluß gewesen seyn, indem das ehemalige churpfälzische Regale der Wildfänge mit der Ertheilung der allgemeinen persönlichen Freyheit im Königreiche Bayern unvereinbar gewe-

*) Nach dem Amtsvormerkungsbuch des ehemaligen Pflegamtes Nabburg, und der darin vorgetragenen Resolution der Rentkammer in Amberg vom Jahre 1718.

**) Obiges Amtsvormerkungsbuch. Man vergleiche auch den Cod. crim. von 1751 Th. I. Cap. 4. §. 1. ff.

***) Der Cit. Cod. crim. Th. I. Cap. 4. §. 8.

****) Angef. Cod. crim. Th. II. Cap. 1. §. 12.

†) Maier Gen. Samml. Bd. II. S. 1277.

*) Maier Gen. Samml. Bd. I. S. 413.

**) Zu bemerken ist, daß durch das Wildfangs-Regale das Erbrecht der Mutter eines unehelichen Kindes zu Gunsten des Fiscus verkümmert worden.

***) Reggsbl. 1809. Seit. 91.

****) Reggsbl. von 1808 S. 2245.

†) Reggsbl. v. 1808. S. 1933.

sen ist, da insbesondere die unehelichen Kinder einst zu den Königsleuten (Leibeigenen des Königes) sohin unter dieser Hinsicht in den Bereich des kaiserlichen Privilegiums gehörten, auf welchem das Recht der Bastardsfälle beruhte.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Alexis de Levchine, Description des hordes et des steppes des Kirghiz-Kazaks ou Kirghiz-Kaïssaks. Traduite du Russe par Ferry de Pigny. Paris 1840. 4.

De l'Asie, ou considérations religieuses, philosophiques et littéraires sur l'Asie. Vol. 1 — 4. Paris 1832. 8.

Don Antonio Julian, La perla de la America, provincia de Santa Marta, reconocida, observada y expuesta en discursos historicos. Madrid 1787. 4.

Ramon de la Sagra, Historia economica-politica y estadistica de la isla de Cuba, ó sea de sus progresos en la poblacion, la agricultura, el comercio y las rentas. Habana 1831. 4.

Th. Brothers, The united states of North-America as they are, not as they are generally described. London 1840. 8.

Francis J. Grund, Aristocracy in America. From the sketch book of a german nobleman. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

The land of promise: being an authentic and impartial history of the rise and progress of the new british province of South-Australia. London 1839. 8.

M. Félix Mengein, Histoire sommaire de l'Egypte sous le gouvernement de Mahommed-Aly depuis 1823 à l'an 1838 et sur l'Arabie par Jomard. Paris 1839. 8.

Horace Hayman Wilson, historical sketch of the Kingdom of Pándya, southern peninsula of India. London 1836. 8.

Memoirs of the life of Sir Samuel Romilly, written by himself, with a selection from his correspondence. Edited by his sons. Vol. 1 — 3. London 1840. 8.

James Edw. Alaxander, Life of Field Marshal, his grace the Duke of Wellington. Embracing his civil, military and political career to the present time. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Mémoires du prince Eugène de Savoie, écrits par lui-même. Paris 1810. 8.

Lorenzo da Ponte da Ceneda, Memorie di Lorenzo da Ponte da Ceneda. Scritte da Esso. Vol. 1. 2. Nuova Jorca 1829. 8.

Manuel Josef Quintana, Vidas de Espannolas celebres Vol. 2. 3. Madrid 1830 — 33. 8.

Gio. Batt. Vermiglioli, La vita et le imprese militari di Malatesta IV. Baglioni. Perugia 1839. 8.

Seb. Ciambi, Memorie della vita di Messer Cino da Pistoja. Pisa 1808. 8.

M. Guizot, Vie, correspondance et écrits de Washington. Vol. 1 — 4. Paris 1830. 8.

Memoirs of Admiral Sir Sidney Smith. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

de Fortia d'Urban, Histoire et ouvrages de Hugues Métel, né a Toul en 1080, ou mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique du douzième siècle. Paris 1839. 8.

Baron Valckenaer, Histoire de la vie et des poésies d'Horace. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

M. le Baron de Coston, Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte, c'est-à-dire depuis sa naissance jusqu'à l'époque de son commandement en chef de l'armée d'Italie. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Geoffroy Saint-Hilaire, Fragmens biographiques, précédés d'études sur la vie, les ouvrages et les doctrines de Buffon. Paris 1838. 8.

Leonh. Wächter, Historischer Nachlaß. Herausgegeben von C. F. Wurm. Bd. 1. 2. Hamburg 1838. 8.

Richer, Mémoire sur la machine à diviser la ligne droite. Paris 1839. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag aus der Sitzung am 18. July d. J.

Ueber die Einwanderung und Verzweigung der Dynasten von Neuburg und Falkenstein aus Bayern, als Herren von Herrantenstein ꝛc. in der Ostmark. Zunächst nach dem Falkensteinischen Codex und aus Autopsie; vom k. Legationsrath von Koch-Sternfeld.

Es war in den schönen Septembertagen des Jahres 1839, als Ref. auf einem der Ausflüge aus der Kaiserstadt, den schon länger gehegten Vorsatz ausführte, die Wald- und Bergreviere, welche die vielbesprochene Briel im Westen und Süden umschliessen, zu erforschen.

Die einst viel weiter begränzte Briel ist das südlich der Donau bis zur Carvancas fortsetzende cetische Gebirg, worin der Kampf zwischen der östlichen Barbarey und der westlichen Civilisation — um Fabiana! — am längsten währte. *)

So oft Ref. längs dem Kalenberge hinab, und die, nun für die Vorgeschichte und die sinnige Landlust Wiens so interessante Briel hindurchwanderte; hatte er eine geheime Ahnung, als harrten seiner zwischen und hinter den Bergen, worin sich heute Unterösterreich, in den Vierteln Ob- und Unter-Wienerwald, und die Steyermark, gegenseitig begränzen: — eine in dem höhern Familien- und Volksleben des Ostlandes vielfältig beurkundete Landschaft! — noch näher verwandte Anschauungen..

Indem Ref. dießmal seine Richtung an der babenbergischen Cisterzienser Abtey zum hl. Kreuz *) links, und an jener von (Klein) Mariazell, einst eine nicht minder stattliche Stiftung der den Babenbergern blutsverwandten Schwarzburge bey Röstra **) rechts vorüber, zur Veste Araberg bey Kaumberg nahm; und von dort gen Süden, an den nördl. Fuß des Schneebergs hinanstieg; war die Burg Guttenstein der Wendepunct, von dem aus er östlich wieder einlenkte, um durch die Thalgefilde der Piesting hinab zum Steinfeld und nach Wienerisch-Neustadt zu gelangen. Und eben auf dieser Wegesstrecke von einigen Meilen sprachen den Ref. die Namen der Ortschaften, Kirchen, und Burgen so vertraut an, als ob sie bereits mehrmalen in den Urkunden längst abgeschiedener Jahrhunderte an ihm vorüber gegangen wären.

Es war so. Denn bald begriff er sich, daß ihn jetzt die zweyte Heimath der weiland Dynasten von Neuburg und Falkenstein im fernen Oberbayern, als Herren von Herrantenstein ꝛc. in der Ostmark umgeben. Die Nachrichten über dieses eine lehrreiche Beyspiel von den vielen westlichen Ein-

*) Die Briel — sagen die Wiener: der Brühl Adelung und die Bayern, Sachsen: — Pruole die Urkunden.

*) Gegründet am Sadelbach im J. 1136, vom Markgr. Leopold dem Heiligen und seinem Sohne Otto, Cisterzienser-Mönch zu Morimund in Frankreich. Calles: I. 476.

**) Gleichfalls um dieselbe Zeit gestiftet, für Benedictiner, von Haderichs Söhnen, mit Gütern dieß- und jenseits der Donau und vollendet vom M. Leopold dem Hl. Calles: I. 475.

wanderungen und Ansiedlungen haben sich oben, in der ersten Heimath, vollständiger, als über irgend eine andere ähnliche Erscheinung in der Culturgeschichte Oesterreichs, erhalten.

Die Karten, selbst die, zu solcher Forschung, die beßte, die Vischerische, bezeichnen auf besagter Strecke neben Grillenberg, zwischen der Triesting und Piesting, eine der größten Burgruinen mit dem Namen Hirnstein, so auch die modernen Topographieen. Denn Calles bemerkt: (P. II. index topograph.) Herrantstein, Harnstein, castrum inf. Austriae non procul Neustadio (Wienerisch-Neustadt) idem forte cum Hirnstein; und weiset, unter dem österr. Adel keinen zu Herrantenstein kennend: P. II. p. 274 und p. 432: Oesterreich unter K. Ottokar beschreibend, lediglich auf Meichelbeck hin. Weiskern beruft sich bey dem Artikel Hirnstein auf Calles. Herr Ritter von Lang, in seiner akadem. Abhandlung von 1812 über „die Vereinigung des bayerischen Staats aus seinen einzelnen Bestandtheilen, (Abth. II.) führt zwar unter Nr. 11. auch die Grafen von Neuburg und Falkenstein (in Oberbayern) als eines der größten Geschlechter auf, bemerkt aber S. 29. nur im Allgemeinen, daß unter den vielen Besitzungen dieser Dynasten, „wie es scheint," die wichtigsten in Oesterreich durch die paussauischen Lehen und durch die Grafschaft (?) Herrantstein, von der mehrere daselbst hausende Grafen besonders den Namen führten, gebildet worden wären. Er verweist übrigens auf das in Bayern bekannte Saal- und Lehenbuch der Grafen von Falkenstein in den Mon. boicis. T. VII. um das J. 1150 zusammengeschrieben.

Da nun aber die österreichischen Geschichtsforscher und Topographen mit diesem wiewohl ihre Territorialgeschichte vielfach berührenden Codex weniger vertraut seyn möchten; auch die bayerischen Forscher in der Auffindung und Deutung dieser Ortschaften bisher große Schwierigkeit fanden: so glaubt Ref. im Interesse beyder Theile zu handeln, wenn er aus dem bemerkten Codex und aus andern Quellen, worüber ihm durch die örtliche Anschauung selbst nun ein klares Verständniß geworden, vor der Hand, was zunächst die Herrschaft und Genealogie von Herrantstein in Unterösterreich anbelangt, hier einige Notizen im Urtext zusammenstellt, und erläutert.

Im VII. Bande der Monumenta boica (zunächst der Chorherren-Probstey Weyarn an der Mangfall gewidmet,) ist, Ref. übergeht die weitläufigen Herrschaften in Bayern, Salzburg, und Tyrol: ad Urbes Nivenburch, Valchenstein et Hademarsperch etc attinentia; der erste hier einschlagende Artikel überschrieben: „Perchrecht in Austria." p. 451. Er läßt in Verbindung mit den folgenden Rubriken auf den damaligen Bestand des Weinbaues und der Haus- und Landwirthschaft in jenen Gegenden näher schließen.

„Prepositus dabit annuatim de Percrecht et de ceteris, XXXIII. dimidia talenta *) XII. denarios."

Unter den Bergholden erscheinen auch die: Monachi de cella ste Marie I. (Klein-Mariazell wie oben bemerkt, nördlich von Herrantstein gelegen, von K. Joseph II. aufgehoben: in historisch-genealogischer Beziehung eine sehr merkwürdige Stiftung.

„De his XL. Percrecht dabit Prepositus, (ein dort aufgestellter Dienstmann) decem talenta, de nemore, (ein Theil des Unter-Wiener-Waldes, zunächst „am Geyer:") novem solidos. Ebirwinus pro quatuor Percrecht et urna **) lalentum.

Bey den zwey folgenden Classen von Bergholden steht:

„hic Percrecht Cellerarius colliget, et que succreverint."

Es kam also alle Jahre der Kellermeister der vinaria Cella, später die Abtey Weyarn, hieher, zur Weinlese und sammelte die Weingilte in Na-

*) Das Talent zu 48 fl. heutiger Reichs-Währung. Ueber die damaligen Verhältnisse von Geld, Maaß und Gewicht — zu den heutigen, auch in Oesterreich, giebt im II. Bande unserer historischen Beyträge der Commentar über die „dampna ecclesiae salisburg. in Austria — in primo introitu Ducis Ottuchari etc." Auskunft.

**) Urne de minori mensura. XVI. Urne, h. e. II. Karrade et IV. Urne. p. 458.

tura ein, (wahrscheinlich vom bessern Gewächse;) um sie, oben an der Mangfall, neben den großen Weinlagern aus Tyrol und Wälschland aufzuspeichern. *) Der damals in den bayerischen Abteyen bestandene und betriebene Weinhandel und Weinschank ist in seinem Betrage bisher noch nie gehörig beachtet und gewürdigt worden.

„In Welandisdorf, (Wöllersdorf, östlich an der Piesting, Filial von der Pf. Grillenberg, zur Herrschaft Starhemberg), II. mansi: „in Pernice,“ (Pfarrdorf Perniz westlich an der obern Piesting, von Köhlern und Brettschneidern (Waldbauern) bewohnt II. mansi, et molendinum: Wolvirat, (heute, Wirflach, südwestlich, bey Stürenstein, Filial von St. Lorenz;) „de his dabit Hartmuet XV. talenta; et tria Percrecht dimissa sunt ei pro vinea juxta urbem, (Herrantestein), sita.“ Weiter p. 450: Comes Siboto patefacit omnibus suis et universis scire volentibus, quid vel quantum ad praeposituram pertinet ad urbem Herrantstein; (bekanntlich hieß damals jede dynastische Burg von größerm Umfang: Urbs: daher auch in den ältesten Urkunden die urbana loca; et quantum sibi inde amministretur, et qualiter due ecclesiae, que ibi sunt constructe, sunt dotate. In ecclesia, que super urbem est posita, sunt duo Altaria, unum superius et alterum inferius: altare superius est in honore sancti Pancratii dedicatum, (wie vielfältig auf den Burgen der Ostmark, und in Bayern, z. B. auf Carlstein bey Reichenhall, auf Haunsberg, auf Wald an der Alz rc.) et inferius in honorem sti. Georgii (meistens an der Stelle des römischen Mithra.) „Alia quoque ecclesia est in villa ibidem posita, que in honorem sti. Laurentii est dedicata et hec est dotata cum grandi Curia, in ipsa villa posita, et una curia, que apud Liesnich (Liesing, der Bach fällt in die Schwächa), est posita, et alia, que apud Othenperge, et curia, que apud Wophinge (an der Piesting, zunächst der Burg Starhemberg) est posita; et curia, que apud Piseniche, (Peisching, vulgo) est sita et VI. vineis. Also war die Kirche wohl fundirt. In cultura vinearum dantur XVIII. solidi et X denarii cum arces et mansis ad eam pertinentibus.“ Am Lorenztage, im J. 955, wurden auf dem Lechfelde die Ungarn, die auch diese Gegenden so oft verheerten, auf das Haupt geschlagen: daher auch hier überall Kirchen in Ehren St. Lorenz. „Ista sunt, que in orientali provincia posita, Domino Comiti Sibotoni ad urbem suam Herrantestein deserviunt.

„P. 453. „Primum est de vineis dicere, postea singulas species in suis locis distincte et ordinate inter se discernere. Igitur adordiamur a Waldekke (an der Piesting, zwischen Perniz und Peisching) usque in Multal XIII. vinee cum plenario servitio; dann südlich: apud Hezental V. a Hezental usque Willenbruche, (heute Willendorf, bey Geroldsdorf, (vulgo Gerasdorf,) quadraginta et octo ejusdem juris: summa istarum omnium vinearum sexaginta VII. daher auch das nahe Winzendorf. De predio: de beneficio dantur talenta etc. Ex eo jure, quod vocatur Percrecht, habet Comes LXI., que modo serviunt; praeter hec sunt XVII. que debent uno anno transacto servire.

„Nunc dicendum est de nummis: — de Panzenbach, — de Ozanberge — (auch Ozan allein, slavisch, heute der Oetscher, an den Quellen der Erlaf und Bielach, eines der höchsten Gebirge zwischen Unterösterreich und Steyermark;) de Pernice, de Misebach, (da wird viel Kalk gebrannt) de Wophinge — de Welanestorph, — de Arnoldesstorf; — de Odelanstorf, (Ollersdorf, Markt und Pfarr hinter Neulengbach heute nach Melk gehörig) de Erharwiswisen (Craneswisen) im O. W. W.) p. 453. De Herrantesteine superius ecclesia — de mansionibus — nummi etc. de mansione Herrandi venatoris XL. dantur; — de Nopendorf; — de Eselshopen, (Ezelshofen,) de Chruzensteten, (Kreuzenstädten links der Donau); de Diemasperge — mansiones et mansericia. (Bauernhöfe und Sölden). De Ponsendorf — de Husleiten (Hausleuten, links der Donau, hinter Stockerau) de Nusenpah, — de Tiufenpah, de Gebmannisdorf etc.

(Fortsetzung folgt.)

*) Außerdem ward zu Botzen ein eigenes Oel- und Weinlager der Grafen von Falkenstein gehalten. p. 443. Colligitur vinum et oleum apud Pausanum. Den damaligen Verbrauch von Oel in Teutschland haben wir in der Abhandlung über den Indiculus Arnonis besprochen. Der Cultus benöthigte eine große Masse desselben, als Lampenöl,

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Franc. Milizia, Principi di architettura civile. Vol. 1 — 3. Bassano 1813. 8.

A. Jal, Archéologie navale. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

J. J. Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Th. 2 — 13. Wien 1822 — 1833. f.

Arsberättelse om Technologiems Framsteg af G. E. Pasch. Stockholm 1837. 8.

Amedeo Avogadro, Fisica de' corpi ponderabili. Vol. 1. Torino 1837. 8.

G. P. Pianciani, Istituzioni Fisico-chimiche. Vol. 1 — 3. Roma 1833 — 34. 8.

F. C. Henrici, Ueber die Elektricität der galvanischen Kette. Göttingen 1840. 8.

Sharon Turner, The sacred history of the world. Vol. 3. London 1839. 8.

Elice, Istruzione sui Parafulmini. Genova 1839. 8.

Carlo Kreil e Pietro della Vedova, Osservazioni sull' intensità e sulla direzione della forze magnetica, instituite negli anni 1836, 1837, 1838 all' J. R. observatorio di Milano. Milano 1839. 8.

A. T. Kupffer, Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1837. Petersburg 1839. f.

— — — Recueil d'observations magnétiques faites à Petersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. Petersb. 1837. 4.

Anton Gundinger, Theorie der Wolken. Wien 1840. 8.

Dr. J. G. Köhler, Die Salze aus dem electrochemischen Gesichtspuncte betrachtet. Prag 1838. 8.

F. V. Raspail, Nouveau système de chimie organique. Vol. 1 — 3. Avec atlas in 4. Paris 1838. 8.

Annals of natural history or, Magazine of Zoology, botany and geology. Vol. 1 — 5. London 1839. 8.

P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, Histoire naturelle des Iles Canaries. Livr. 41 — 47. Paris 1839. 4.

Suites à Buffon, Histoire naturelle des végétaux. Phanérogames. Vol. 8. par M. Ed. Spach. Paris 1839. 8.

The Magazine of natural history. Conducted by Ed. Charlesworth. New series. Vol. 3 — 4. London 1839. 8.

G. J. Martin Saint-Ange et F. L. Guérin, Traité élémentaire d'histoire naturelle. Minéralogie, livr. 7. Zoologie, livr. 14. Paris 1838. 8.

L. Agassiz, Histoire naturelle des poissons d'eau douce de l'Europe centrale. Livr. I. contenant les Salmones. Neuchatel 1840. f.

— — — Recherches sur les poissons fossiles. Livr. 13. Neuchatel 1839. 4.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 14. Paris 1839. 8.

— — Iconographie du règne animal. Mammifères, livr. 1. Paris 1829 — 38.

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie ou description iconographique, comparée du squeletté et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles, pour servir de base à la zoologie et à la géologie. Mammiféres. Texte in 4. livr. 3 — 6. Atlas in fol. livr. 3 — 5.

M. Milne Edwards, Histoire naturelle des Crustacés, comprenant l'anatomie, la physiologie et la classification de ces animaux. Vol. 1. 2. avec Atlas. Paris 1834. 8.

de Férussac, Histoire naturelle générale et particulière des Mollusques terrestres et fluviatiles, continué par M. G. G. Deshayes. Livr. 29 — 31. Paris 1839.

Edm. de Selys-Longchamps, Etudes de Micromammalogie. Revue des Musaraignes, des rats et des campagnolos suivie d'un index méthodique des mamiféres d'Europe. Paris 1839. 8.

Madame Knip, née Pauline de Courcelles, Les Pigeons. Le texte par M. Florent Provost. T. II. livr. 2. Paris 1839. f.

Will. Charles Linaeus Martin, A natural history of quadrupeds and other mamiferous animals. P. 1. 2. London s. a.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.
Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag aus der Sitzung am 18. July d. J.
(Fortsetzung.)

Ueber die Einwanderung und Verzweigung der Dynasten von Neuburg und Falkenstein ꝛc. vom k. Legationsrath von Koch Sternfeld.

Nebst dem Stiftpfenning hatten diese Grundholden auch zu geben: Schweine, Mohn, Erbsen, Bohnen, Hanfsamen, Rüben, Zwiebel, Gänse, Hühner, Eyer, Honig:

„XXX solidus pro XXX urnis melis, utrum illorum voluerit (comes) accipere mel sive numos. — Super omnes porcos, (Schweine auch: de Ozanberge), quos nunc compatavimus, reservantur Comiti quadraginta quinque porci, de magnis et minoribus ad opus suum."

Von einer Getreidgilt war zwischen diesen rauhen Bergen keine Rede.

„Nunc igitur notum facimus, quid, vel quantum sibi de curtis, quas in hac terra possidet, sibi deserviunt. De curte in Herrantestein — de curte Einwich, de Pisnich, (Unterpiesting, Markt und Pfarr, noch zu Hirnstein gehörig) de curte Tiuffenbach. (Teufenbach im O. W. W.) eine zweyte Curtis, (heute Hofmarken und Herrensitze) zu Herrantstein, eine zu Wopfing, eine zu Kreutzstätten, zu Ropendorf, zu Hausleuten ꝛc. zu Geld und Naturalien.

p. 457. Hier werden an verschiedenen Orten Weinberge aufgeführt:

„has vineas Comes Siboto per se acquisivit, praeter hereditatem suam, exceptis solis duabus vineis, quas habet ex paterna hereditate quarum pretium nunc comparare non sufficit. Multum est enim. Decimas omnium vinearum suarum, que sibi deserviunt, a parochiano Commutavit, et in suam jus redegit."

„Insuper Comiti debentur arietes. Diese Dienst- oder Schlachtwidder wurden theils mit Geld, publica censura, abgelöst; theils in Natura geliefert zusammen XXX Stück, im Durchschnitt eines sex denarios valens, (nach heutigem Gelde etwa 1 fl. 12 kr.)

p. 458. Haec est summa bonorum que contingunt Comitem Sigbotonem et Chunonem filium ejus; de Patrimonio Herrandi, Herrandesteine: ein besonderes Familienvermächtniß an Grundherrlichkeiten in verschiedenen Orten Oesterreichs.

„Haec sunt praedià Comitis Sibotonis, que a Domino Wolfskero, suo Patruo, sibi sunt tradita hic in parte Bawarica. Ad hec etiam due partes Urbis Herrantesteine: Patris videlicet et predicti patrui sui: et super hec omnia praediaque sibi a Patruo suo Wolfkero pervenerunt infra Ense (unter der Enns) et mancipia omnia, que ipsius erant, et sibi tradidit ea, preter Hezelen: (Hetzendorf?) Hec traditio facta est in manus Gebehardi Comitis, (de Burchusen) supra nominati fideliter sibi (Sibotoni) servanda et suis Filiis etc. — Hujus traditionis et delegationis testes sunt: Marchio Comes Engelbertus de Chraiburch, Sifridus (Comes) de Liebenowe, Cotescalch de Hunsperch, Conradus Dux de Dachowe, Wernhart de Idene (Iben bey Michaelbeuern) Aribo de Piburch, Ikkerich de Wineburgeriete, Marquard de Amerange, Dietmar de Zaizheringe, Walchunus de Humprechtshausen, Pilgrim de Eskinowe, Ortolf de Rotenpah, Friderich de Painge, Olrich de Sinse; Werigant de Lusa: hi sunt nobiles, qui hujus rei testes sint, (sämmtlich in Bayern gesessen.) Deinde Ministeriales: Couno de Snaitse, Odelschale de Torringe, Friderich de Selhouben, Olrich de Dafliperch (Taperg bey Aerding.) F. de Eskinowe, Counrad. de Percheim et frater ejus. Witelo de Ruite, Hainr. de Chlammensteine, Egilulf de Nuinchirchen, Chounr. de Perge, Ulrich de Rordorf, C. de Grimhartingen, Eb. de Aheim, F. de Grizzen-

steten, H. de Burchusen, Ippo de Luibenowe, Dietrich de Amaerange, Ch. de Humprechtshausen, Oulrich de Torringe: auch sämmtlich in Bayern.

p. 464. „Dominus Herrandus vir nobilis de Valchenstein, Avus Comitis Sibotonis et sui fratris Domini Herrandi de Valchenstein dedit molendinum aqud Antwrt, (von diesem Burggebiet Antfurt im Chiemgau schrieben sich auch die Falkenstein), hoc factum est eo tempore, cum predictus Senior Herrandus voluit Jerosolimam pergere, sepulchrum Domini visitandum.“
p. 466. „Rudolfus de Piesnich, (Peißing bey Herrantstein) trägt dem Grafen Siboto sein praedium auf, excepta una curia et vineis in montibus etc.“

„p. 469. Graf Siboto von Falkenstein, und Hr. Siboto von Antfurt, der Sohn seines Bruders Herrand, verständigen sich über einen Theil der Stammgüter, unter Gewährschaft des Pfalzgrafen Otto: darunter auch ein „territorium apud Herrantenstein, quod est proximum urbi etc.“

p. 474. „Notum sit cunctis presentibus et futuris, quod Dominus Engilscalcus, nobilis homo de Wasin, accipiens in uxorem filiam Dom. Sibotonis de Valchensteine, dotavit eam tali dote: tradidit enim ille omne, quidquid proprium habuit tam in Hominibus, quam in aliis praediis et civitatibus, et rebus cultis et incultis, quesitis et inquesitis, ipsam etiam civitatem apud Wasin etc.“ Abermals erschien bey diesem Akte eine große Anzahl von erlauchten und edlen Zeugen. Ref. sieht in diesem Engelschalk einen Abkömmling des vielbegüterten Geschlechts von Wasen oder Wesen in Oesterreich im O. W. W. an der Erla und Bielach, wovon Weiskern II. 269 und das Archiv von Kl. Lilienfeld (recensus diplomatico-genealogicus archivii campiliensis T. II. p. 335) Meldung thun, ohne obige Verbindung zu kennen. Der Name Hadamar, mit Haderich, Heiderich, gleichbedeutend, ist wahrscheinlich dadurch auch in das Geschlecht von Wasen, wie auf mehrere Geschlechter und Ortschaften Oesterreichs übergegangen: (s. oben Klein-Maria-Zell, Hadersdorf ꝛc.)

p. 477. Comes Siboto dedit Uxori sive Domine Hiltigarde (aus dem Hause Mögling,) et filiis suis sub juramento, quod hoc facere potestativa manu possit, castellum, quod dicitur Herrantesteine, et omne praedium, quod habuit in Oriente, post finem vite sue et uxoris sue, vel si ipsi dimiserint, filiis suis equaliter dividendum, et filie sue in dotem, quam vocamus Heimsture aut in Bawaria aut in Austria secundum consilium Amicorum dandum. Zur Zeugenschaft steht wieder eine lange Reihe von Grafen und Herren: — „insuper aderant omnes, qui erant majoris nominis circa Niwenburch, (an der Mangfall,) et Valchensteine, (am Inn) et Hademarsperch (am Sinsee.)

p. 478. „Chounradus Comes de Bilstein — in der Stammgrafschaft Beilstein an der Mönk, und auf Osterburg an der Bielach ꝛc., Gegenstand einer andern Erörterung,) abrenunciavit omni querele, quam fecerat super Patrimonium Comitis Sigbotonis in Herrandesteine et in omni Patrimonio quod attinet in idem patrimonium; et hoc factum est Stoutze, (Steutz, Stats,) V. U. M. H. Berg, wo 1260 die letzten Grafen von Hardek-Playen auf dem Schlachtfelde blieben, sub vexillo Ducis Austrie duello affixo: zuvörderst unter den Zeugen wie sichs gebührt: die Grafen Heinrich und Sighard von Schala. *)

„Chounradus Comes de Bilstain arbrenunciavit omni querele, quam fecerat in Herrandesteine super Dominam Sophiam et liberos ejus et Dominum Nizonem, et omnem hereditatem, que pertinet in Herandsteine: et hoc factum est Brunsendorf in prato coram Duce Henrico; (vulgo Prinzendorf links der Donau ins V. U. M. B. zu Kl. Neuburg gehörig.) An der Spitze der Zeugen: Luipoldus et frater ejus Henricus, filii praedicti Ducis (Babenberger c. 1170)“
„p. 479. Dominus Herrandus miserit patrimonium suum, tam gentes, quam predia in vadio (Ambacht) Comiti Sigbotoni pro LX. talentis etc.“

„Domina Sophia absolvit comitem Sigbotonem a tali Ansprach, quam ipsa per filios suos, cognatos videlicet ejusdem Sigbotonis ad eum habere poterat.“ Die Zeugen sind sämmtlich oben im Chiemgau und in der Umgegend gesessen.

Diese bisher nicht beachteten Verzichte beziehen sich offenbar auf Ansprüche, welche unter den Stammgenossen in dem Falkensteinischen Hause, wenn nicht früher, doch schon zu Anfang des XII. Jahrhun-

*) Wenn dieses Anrecht der Grafen von Beilstein und Schala auf Herrantenstein aus der Zeit der ersten Gründung der letztern Herrlichkeit stammte: so wäre damit ein bedeutsamer Fingerzeig auf die gegenseitige Herkunft zu einer Zeit gegeben, wo die Babenberger noch nicht festen Fuß in Oesterreich hatten.

derts entstanden waren; und so erkennt Ref., unter Hinweisung auf die Annales austrio-claravallenseis (Zwetel, von Link T. I. §. V.) in der Frau Sophia eine Schwester des ältern Grafen Sigboto, die einen Nizo, einen Sohn oder Enkel von den drey Söhnen des berühmten Azo von Gobazburg im V. Ober-Manhartsberge geehelicht, und mit ihm den Hadamar, einen der Anherrn der Kuenringe und Mitstifter von Zwetel, und den Pilgrim, dortselbst Mönch, erzeugt hat.

Bisher auch dieser Verzweigung des norischen Geblüts unkundig, hat man über die Herkunft Azos mancherley kaum haltbare Hypothesen aufgestellt, (s. unter andern von Hormayers histor. Taschenbuch vom Jahre 1822). Nicht „aus den rheinischen Gauen", sondern wahrscheinlicher auch aus oder über die Alpen kam Azzo zu den kampfgeübten Babenbergern an der Donau; denn sein Name, wie die Namen seiner Söhne: Anshelm, (Engelbert,) Nizo (Nichis) und Albero (Albrecht), verrathen den südlichen Dialekt und dortigen Anklang. (S. unsere Geschichte der Longobarden ꝛc.)

p. 485. „Notum sit etc. — quod Domina Judita filia Domini Herrandi delegavit tale jus, quod habere potuit in Urbibis Valchenstein et Herranstein, in manus Domini Ducis Ottonis — ea conditione, ut nihil inde ageretur nisi secundum petitionem D. Ep. Ratisp. Chouononis, et hoc factum est in Monasterio Ammenperch in dextro choro. Bischof Cuno II. erwählt 1167, † 1185 einer der Söhne des alten Grafen Sigboto und der Luitgarde Gräfin von Playn; seine Brüder, Gr. Siboto II., und Rupert, Abt zu Tegernsee: *) Frideruna von Wasen, seine Schwester; Judita also seine Tante. Unter den vielen Zeugen: Heinrich Graf von Playen, und Heinrich Graf von Frontenhausen, (des Stammes Mögling, Schwager des jüngern Siboto.)

p. 458. „Notum — quod Domina Jutta, (die obige Juditha) et filia ejus tradiderunt Comiti Sibotoni uxorem Domini Wernheri Fiwerstein, scilicet Ofiniam, in proprietatem, et filiis Comitis Sibotoni, ut liberi eorum dividerentur, (d. h. geistig und leiblich versorgt würden) „pars Comiti, pars Domino Nizoni et hoc factum est in ecclesia apud Velden, presente Episcopo Ratisponensi Chuonone, et hec fide confirmate sunt ab omnibus in manus ipsius Episcopi. Abermals eine lange Reihe von Zeugen. Der Markt Velden an der Vils in Niederbayern, mit der nahen Burg Eberspeunt, war eine Domaine von Regensburg.

*) Auch der Abt Gotschalk zu Tegernsee war ein Falkensteiner.

p. 489. Notificamus: ego Comes Sigboto et duo filii mei, Chouno videlicet et Sigboto, quod Dux Austrie Luipoldus, et Dux Stiriensis Otocher tradiderunt nobis filiam sororis Domini Marchwardi de Limars, nomine, Touta, in omnimodum proprietatem cum omnibus bonis suis.

Jedenfalls saß diese Tuta nicht fern von Herrantenstein, an der steyerischen Gränze: Limars ist vielleicht das heutige Limpsing im O. M. B. Unter den Zeugen: die Ministerialen de Winchelin, de Chlamme, de Embenberch, de Terbolstein, de Starchenperch, de Herrantestein: sämmtlich aus der Nachbarschaft. Adeliche Burgmänner de Herrantestein kommen vielfältig vor. In einer zweyten fast gleichzeitigen Urkunde über obige zu Herrantenstein gehörige Edelfrau Tuta erscheint neben Ortolf de Winchelin (das alte Burgstall Winkeln im U. M. B. in der Herrschaft Grafeneck) Hademar de chounringen etc.

p. 490. Herr Wolfker, Gr. Sigboto's Onkel, gab diesem seinen Zehentantheil zu Herrantenstein, und erhielt dafür villam Morspach (Marsbach, links der Donau.) Diese Ortschaft widmete Hr. Wolfker zur nahen Abtey Melk, (ad ecclesiam — Medelich.) Der Markgraf Luipold, und der Bischof von Passau waren gegenwärtig.

p. 482. „Notum — Comitem Sibotonem de Valchenstein ab Alberone Lupo de Bokisperc, et Juta, uxore sua et privignis ejus, predia quecunque possederunt in Austria et juxta Besinbere emisse CCC talentis etc." Diese Frau Juta von Boksberg ist wahrscheinlich mit der oben p. 488 aufgeführten ein und dieselbe falkensteinischen Geblüts. Ihr Besitzthum lag links der Donau, um Bockflüß im U. M. B. am Fluße Bog, daher auch Böckstall, Bogistal) und das Boigirium oder Bogerich, an die Herrschaft Besenboig (vulgo Persenbeug) gränzend.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Victor Meunier, Histoire philosophique des progrès de la zoologie générale depuis l'antiquité jusqu'à nos jours. Vol. I. Paris 1840. 8.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Decas 4. Lugd. Bat. 4.

J. C. Temminck, Manuel d'Ornithologie, ou tableau systématique des oiseaux qui se trouvent en Europe. P. 4. Paris 1840. 8.

Thomas Bell, A history of british reptiles. London 1839. 8.

L. Agassiz, Monographie d'echinodermes vivans et fossiles. Neuchatel 1838. f.

van der Hoeven, Recherches sur l'histoire naturelle et l'anatomie des Limules. Leyde 1838. f.

Dr. A. Zawadzki, Fauna der galizisch-bukowinischen Wirbelthiere. Stuttgart 1840. 8.

S. Garavaglio, Enumeratio muscorum in Austria inferiore hucusque lectorum adjecta indicatione loci eorum natalis et temporis quo fructum ferunt. Viennae 1840. 8.

Parergon ad L. H. Bojani anatomen testudinis, cranii vertebratorum animalium, scilicet piscium, reptilium, avium, mammalium, comparationem faciens, icone illustratam. Vilnae 1821. 4.

De Candolle, Prodromus Systematis naturalis regni vegetabilis. P. 7. p. 1. Paris 1839. 8.

J. C. Comte de Hoffmansegg, Flore Portugaise ou description de toutes les plantes qui croissent naturellement en Portugal. Livr. 23. Berlin f.

John Lindley, The genera and Species of orchidaceous plants. P. 5. Ophrydeae. London 1839. 8.

William Jackson Hooker, Icones plantarum or figures with brief descriptive characters and remarks of new or rare plants. Vol. 1 — 3. London 1837. 8.

— — — — Genera filicum, or illustrations of the genera of ferms. T. 1 — 3. London 1838 — 39. 8.

J. Steininger, Geognostische Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Mit Atlas. Trier 1840. 8.

G. P. Deshayes, Description des Coquilles fossiles des environs de Paris. Vol. 1. 2. Paris 1824. 4.

Fr. Hoffmann, Geognostische Beobachtungen. Gesammelt auf einer Reise durch Italien und Sicilien 1830 — 1832. Berlin 1839.

P. C. Schmerling, Recherches sur les ossemens fossiles decouverts dans les cavernes de la province de Liège. P. 1. 2. avec atlas in fol. Liège 1833. 4.

J. Sowerby, Mineral-Conchologie Großbritanniens. Deutsche Bearbeitung von Dr. Agassiz. Liefer. 1. Neuchatel 1837. 8.

L. Agassiz, Description des échinodermes fossiles de la Suisse. P. I. Spatangoides et Clypéastroides. Neuchatel 1839. 4.

Giuseppe Gioeni, Saggio di Litologia Vesuviana. Napoli 1791. 8.

Dr. H. B. Geinitz, Charakteristik der Schichten und Petrefakten des sächsischen Kreidegebirges. Heft 1. Der Tunel bey Oberau. Dresden 1839. f.

Annales des Mines. Vol. 16. Paris 1839. 8.

Fr. C. Frhr. v. Beust, Kritische Beleuchtung der Werner'schen Gangtheorie. Freyburg 1840. 8.

Jose Ribeiro dos Santos, Traité du Consulat. Vol. 1. 2. Hamburg 1839. 8.

H. Behrmann, De Skra van Nougarden, d. i. die Handels-Gerichts- und Polizey-Ordnung des deutschen Handelshofes zu Nowgorod. Copenhagen 1828. 8.

H. F. Osiander, Ueber den Handelsverkehr der Völker. Bd. 1. 2. Stuttgart 1840. 8.

Horace Say, Histoire des relations commerciales entre la France et le Brésil. Paris 1840. 8.

George Combe, Traité de Phrénologie, Traduit de l'anglais avec des notes par H. Lebeau. Vol. 1. 2. Bruxelles 1840. 8.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag aus der Sitzung am 18. July d. J.

(Fortsetzung.)

Ueber die Einwanderung und Verzweigung der Dynasten von Neuburg und Falkenstein ꝛc. vom k. Legationsrath von Koch-Sternfeld.

Ein geheimes, die Sitte damaliger Zeit characterisirendes, Document der Dynasten von Falkenstein verdient hier angeführt zu werden.

p. 503. „S. (Sigboto) Comes de Hademarsperch, O. (Ottoni?) dilecto homini suo de Merchenstein, (Herrschaft Märkenstein im U. W. W. hinter Baden im Gebirge;) salutem et omne bonum, et quicquid Amico. Mandatum istud, quod demandamus in secreto, si persolvitis in fide: omnia, quecunque cara sunt vobis, faciam vobis. Inimicum meum Randolfum de Piesnich, (Peisching s. oben) qui multum infestavit me, si deponitis eum, ne fiat vobis et ei in carrinam, (öffentliche Buſſe) quodcunque vultis faciam vobis. Concedo vobis itaque bonum da der Panzinbach also er over Alho, (Allach vulg. Aland) in den Piesnih vellet und dase da springet. Verbum istud et Mandatum, ut fiat ante festum st. Michaelis, modo ut privetur oculis, ne vos vel ipsum videat, ista omnia certa erunt vobis. Si autem ista non fiant, nec possint fieri, rogo tamen ut sint quasi in corde sepulta.“

Ob es dieser erlauchte Herr Siboto, oder sein Vater war, der, wie auf derselben Seite des Coder angemerkt steht, für einen Todtschlag öffentliche Buſſe that, wogegen ihm „quinque Jar vasten“ (fünfjährige Fasten) erlassen wurde; ist ungewiß. Dieser Siboto und seine Leute hatten auch einen Landsassen zu Tuchendorf überfallen, und auf den Tod verwundet; aber dafür geschah keine Büſſung: „pro eo nullam egit penitentiam“.

Ueber fünfzig Jahre schweigen nun die Urkunden von Herrantenstein. Da verkauft im August 1254 zu Freysing auf der bischöflichen Kammer

„Chunradus Comes de Herrantstein — tam predium, quam homines meos, que me jure proprietatis contingebant, — um DC Pfund (c. 30,000 fl. nach heutiger Währung,) an den Bischof Conrad I. (Historiae Frising. a Meichelbeck T. II. p. 42.)

Im Jahre 1267 ward zu Amstätten durch Schiedsrichter ein langwieriger Streit zwischen Frau Offemia von Potendorf und dem Bischof Conrad II. von Freysing über Grundeigenthum und das Kirchenpatronat zu Herrantenstein zu Gunsten des letztern entschieden. Die Urkunden selbst (T. II. P. II. Nr. 85 — 88.) geben darüber nähern Aufschluß.

Hieraus nur so viel.

Vorerst hatte, im December 1266 von Linz aus, K. Otokar von Böhmen, als Herzog von Oesterreich und Steyer ꝛc., der dem Bischof Conrad von Freysing besonders zugethan war, dem Grafen Heinrich von Hardeck, (dem Nachfolger der Playen auf Hardeck, und kaum desselben Geblüts, wie die neuen Jahrbücher von Lilienfeld meynen;) *) als Landrichter in Oesterreich diese „causam —

*) Diplomatorium campililiense recens. II. 9. Willibirg, die Gemahlin des letzten Grafen Otto von Playn-Hardek, (s. den III. Bd. unserer historischen Beyträge S. 355) nahm nach dessen Abgang den Dynasten Heinrich von Theben, (Devin, Heimburg gegenüber an der Donau) zum zweyten Gemahl; und als dieser c. 1170, ohne Erben verstarb, zum dritten Gemahl den Thüringer Dynasten Berthold von Rabenswald, wovon die Burggrafen von Magdeburg stammten.

occasione castri in Herrantstein et possessionum eidem castro attinentium" — übertragen. Hierauf unterzog sich derselben Bischof Peter von Passau, der wieder den Abt Fridrich von (Steyer-) Garsten substituirte.

Dieser hatte im ersten Termin (März 1267) zu Agmund (Kl. Admont) vor Notar, adelichen Schöffen und Zeugen — feyerliches Recht und Weisthum gepflogen, und sofort erhoben:

„quod Domina Alheidis, soror Domini Ch. Comitis de Niwenburch, Mater Domini O. (Offimia) de Pottendorf renunciavit omni haereditati, quam adeptura fuisset de bonis paternis, sive maternis, cum nupserit inferiori videlicet Ministeriali, qui tamen articulus, videlicet, quod dicta Domina Adelheidis, Mater Dominae O. de Pottendorf renunciavit haereditati ut jam praemissum est per tres testes videlicet Dominum Pertholdum, Vicarium ecclesiae in Herrantstein D. Ottonem Militem de Lusnik (Liesing) et Heinricum de Guttenthurn *) et coram nobis dilucide comprobatum."

Es wurden daher im J. 1270 besagte Herrlichkeiten vom delegirten Abt Friedrich der Frau Offemia von Pottendorf und ihren Erben förmlich ab, und dagegen dem Bisthum Freysing als legitimo titulo devoluta et translata zugesprochen. Mehrfältig heiratheten die Töchter erlauchter Dynasten, hier, wie anderwärts, insbesondere auch aus den höhern Dynastien Playen, Beilstein, Andechs rc. in unterstehende Geschlechter; was zweyerley zur Folge hatte; daß nämlich, je nachdem die Umstände weniger oder mehr günstig waren, entweder alsobald die fürstliche Prärogative, mit dem damit verbundenen Stammeigen verloren gieng; oder aber, daß solche Geschlechter auch zum höhern, (heutzutage in den hohen) Adel aufstiegen: so die Schauenburg, Kueuring, Pottendorf, Lichtenstein, Törring, Rechberg, Losenstein, Starhemberg, u. s. w. Das alte Geschlecht der Pottendorf hauste im U. W. W. am Reisenbach, hinter Wien, auf der gleichnamigen Burg. — Diese Offemia von Pottendorf ist es, die um das Jahr 1270 als Euphemia Vidua Rudolphi, erscheint, in einigen Urkunden, womit ein Bürger von Neustadt an das Kloster Lilienfeld einen Weinberg „in frigido monte" (heute Kalenberg) schenkte. Sie wird in den Annalen von Zwetel für eine von Kuenring, anderswo auch für eine von Bertholdsdorf) angegeben; wovon sich aber, wie die Lilienfelder richtig bemerken, keine Spur nachweisen läßt: (recensus dipl. genealog. T. VI. p. 187). Vielmehr dient auch diese Notiz zur oben angedeuteten Combination, daß eine Gräfin von Falkenstein-Herrantenstein in das Haus Kuenring geheirathet hatte.

Im J. 1277 belehnt der Bischof Conrad II. von Freysing seinen Vetter Ludwig Pfalzgrafen am Rhein und Herzog von Bayern mit dem Castrum Herrantstein cum juribus suis et attinentiis universis: Meichelbek II. N. 151). Einige Jahre später hatte sich, im August 1263 (Nr. 68) apud novam Civitatem (W. Neustadt) R. de Valchenberg gegen den Bischof Conrad von Freysing, ohnehin dessen Dienstmann, für den wilden Heinrich, genannt Redel, der wieder freygelassen worden, als Bürgen untergestellt. Würde sich besagter Heinrich fürder an des Bischofs Leuten mit Schlagen, Fangen, Rauben, oder anderer Gewaltthat vergreifen; so hätte der Falkenberger, und wenn er stürbe, sein Sohn, fünfzig Pfund Strafe zu erlegen. Als Gegenbürgen standen vor: Henr. Goutentoura, Eberhardus, frater ejus, R. de Mitterndorf, Wolfkerus officialis de Herrantstein, Bernhard de Herrantstein. Als Gutenthurn möchte eine der Ortschaften Gutenbrunn in Niederösterreich, (eigentl. von Jutta oder Juditha und zwar jenes, später,) Lichtensteinische Lehen, hinter Falkenstein an der mährischen Gränze gelten. Mitterndorf ist im V. Ob. M. B. bey Noreck, dann den Grafen von Schauenburg hörig. Die Redeler, weit begütert um Melk, St. Pölten, Ramesbach, Sirning, Tann rc. hatten auf der Burg Sichtenberg ihren Stammsitz. (Archivium Campil. T. II. 219) Was endlich die Falkenberg anbelangt, so hatten sie ihre Stammveste im V. Ob. M. B. in der Nachbarschaft des Kl. Zwetel, dem sie, wohl in der Erinnerung, daß es zum Theil aus ihrem Stammeigen ausgestattet worden, viele Drangsale zufügten. Der Name Hadamar waltete auch in diesem unverkennbaren Falkenstein-Kuenringischen

*) Auch ein Meister Heinrich, Canonicus von Ardacker, war unter den Zeugen.

Nebenzweige vor; während im V. Unt. M. B. das uralte Falkenstein bey Boysbrunn, dann eine (neuere) Grafschaft der auch aus Tyrol herabgewanderten Fürsten Trautson, wieder nicht auf eine blos zufällige Namens-, sondern auf eine Geschlechtsverwandtschaft schliessen läßt: die bereits in der höhern Abkunft des Ulrici de Valchensteine, Marscalci Leopoldi VII. Ducis etc. angedeutet ist. *) Aus demselben historisch-geographisch- und genealogischen Gesichtspunkt erkennt Ref. auch Falkenstein im Michlviertel (Mühel,) in Oberösterreich, links der Donau, jenen unüberwindlichen Felsenhort als einen vielleicht schon vor Carl dem Gr. gegen die Slaven und Böhmen vorgeschobenen Waffenplatz der blutsverwandten Dynasten im Chiemgau und Innthal. Der bey diesen Falkensteinern vorwaltende Name Chadaloh, (hier in Caliogus, Calhocus etc. verhunzt,) weiset auf die schon aus dem VIII. Jahrh. bekannten, gleichnamigen, vom Ref. mehrmalen illustrirten Dynasten des bayerischen Sundergau's zurück. Von hier aus ward zu Ende des XII. Jahrh. von einem Chadaloh von Falkenstein und seiner Gemahlin Elisabet in einem Schlage der benachbarten Urwaldung an der großen Mühel das Prämonstratenserstift Schlägel, (monasterium plagiense stae. Mariae) gegründet, und dann durch die Rosenberg von Böhmen her gemehrt. **) Man darf es, um die Grundzüge der Culturgeschichte Oesterreichs, und insbesondere jener des langen Waldgebirges zwischen der Donau und Böhmen, festzuhalten, oft wiederholen, daß z. B. die erlauchten Dynasten des Chiem- und Salzburggaues, die Plagienses, (Playen), dieses ihr rühmliches Prädicat aus Oesterreich in ihre Heimath zurück, und,

*) Diplomatar. Campililiense etc. II. p. 300. unter Bezug auf die Urkunden von Kloster Neuburg. In der That enthalten: die Beyträge zur Geschichte des Landes unter der Ens, von Maximil. Fischer von Kl. Neuburg, Wien 1815 viele Belege über die Falkensteine in Oesterreich.

**) Weiter hinab, Cadolzberg, Cadolzdorf, Groß- und Klein Cadolts rc. an der mährischen Gränze: weisen sicher auf das obige Herkommen hin.

vielleicht 400 J. früher, den Namen Drozza dahin getragen haben. *)

Wie in den Quellwässern, wie in den Gebilden der organischen Natur, so läßt sich in den edlen Stammgeschlechtern der Völkerschaften, je edel- und wohlgeborner, (für die Gesellschaft!) desto mehr, nach gewissen Richtungen, und nach inwohnendem und äußern Berufe, eine geregelte, von angebornen und wohlerworbenen Abzeichen begleitete, Bewegung wahrnehmen: die Geschichte der Dynasten von Beilstein und Playen, von Andechs, von der Semt rc. aus dem frühern Mittelalter; die der Lichtenstein, Dietrichstein, Starhemberg, Schwarzenberg rc. aus dem spätern — bietet immer dieselbe Thatsache.

Dieß ist nun auch der Fall bezüglich auf die ausgebreitete Herrschaft Herrantenstein; wobey aber eben so wenig von einer Grafschaft (Comitatus) im staatsrechtlichen Sinne des Carolingischen Mittelalters: — das Prädicat Graf ist da blos persönlicher Natur; — als etwa von einer erst später oder nur lehenweise, erworbenen Herrlichkeit, die Rede ist; sondern es handelt sich auch hier von einem uralten, freyen, auch im Ostlande dynastisch gegründeten, und ausgebildeten Stammeigen der norischen Falkensteine; als von einem jener großartigen Prädien, wie vielleicht aus der Römerzeit, wofür die angeführten Urkunden hinlänglich Zeugniß geben, und hier genügen mögen. **)

(Fortsetzung folgt.)

*) Droß, Droßiedel, Droßdorf, Drözing rc. alte Stamm- und Burggebiete im V. Ob. Manh. Berg.

**) Siehe den III. Bd. uns. histor. Beyträge über die römisch-germanischen Praedien und Beneficien rc. Auch in dem Begriffe Amt und Oberamt; dem Umfange nach allerdings Comitate, wie z. B. das praedium Burtina am Inn im II. Bde. der Beytr. und das praedium Lungowe im III. Bde. — aber vielmehr zerstreut in ihren Bestandtheilen und Gerechtsamen; und nicht abgeschlossen, wie es die Connivenz mit sich brachte.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Saint-Marc-Girardin, De l'instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne. P. 1. 2. Paris 1835—39. 8.

Dr. K. Fr. Hermann, Geschichte und System der Platonischen Philosophie. Th. 1. Heidelberg 1839. 8.

K. Rosenkranz, Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems. Königsberg 1840. 8.

M. Th. Damiron, Essai sur l'histoire de la philosophie en France, au XIX. siècle. Vol. 1. 2. Paris 1834. 8.

Le Comte Joseph de Maitre, Examen de la philosophie de Bacon. Paris 1826. 8.

M. Ch. Lacretelle, Testament philosophique et littéraire. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Dr. Strümpell, Die Hauptpuncte der Herbart'schen Metaphysik kritisch beleuchtet. Braunschweig 1840. 8.

Dr. E. F. Apell, Ernst Reinhold und die Kantische Philosophie. Leipzig 1840. 8.

Dr. C. Hinkel, Die speculative Analysis des Begriffs „Geist." Rinteln 1840. 8.

M. Th. Jouffroy, Cours de droit naturel, professé à la faculté des lettres de Paris. Année 1833—34. Vol. 1. 2. Paris 1834. 8.

Ralph Cudworth, A treatise of freewill. London 1838. 8.

G. F. Schützenberger, Etudes de droit public. Paris 1837. 8.

Hippolyte Auger, Physiologie du théatre. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Coleccion de Romances Castellanos anteriores al siglo XVIII.

T. I. Continente los Moriscos.
T. II. „ los doctrinales, amatorios, satiricos y burlescos.
T. III „ el cancionero de coplas, canciones y glosas de arte menor.
T. IV. „ la primera parte de los caballerescos é históricos.
T. V. Continente la segunda parte de los caballerescos é históricos. Madrid 1828—29. 8.

Coleccion de poesias Castellanas anteriores al siglo XV, ilustradas con notas per D. Thomas Antonio Sanchez. Vol. 1—4. Madrid 1779—90. 8.

D. Joaquin Lorenzo Villanueva, Don Termópilo, ó defensa del prospecto del Doctor Puigblanch, por Perico de los Palotes. Londres 1829. 8.

Ferd. Denis, Chroniques chevaleresques de l'Espagne et du Portugal, suivies du Tisserand de Ségovie. T. 1. 2. Paris 1839. 8.

M. Géruzez, Histoire de l'éloquence politique et religieuse en France. Paris 1837. 8.

Harrison Ainsworth, Jack Sheppard. Paris 1840. 8.

J. Fenimore Cooper, The Pathfinder or the inland sea. Paris 1840. 8.

The Letter-Bag of the great Western or life in a steamer. Paris 1840. 8.

Jacob Grimm, Andreas und Elene. Cassel 1840. 8.

Th. Hook, Precepts and practice. Paris 1840. 8.

G. P. R. James, The King's Highway. Paris 1840. 8.

— — —. Henry of Guise: or the states of Blois. Paris 1840. 8.

Wace, Le Roman de Brut, publiés pour la première foi d'après les manuscrits des bibliothèques de Paris, avec un commentaire et des notes par le Roux de Lincy. Vol. II. Rouen 1838. 8.

N. T. Willis, Loiterings of travel. Vol. 1—3. London 1840. 8.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts: with an english translation and notes by Lady Charlotte Guest. T. I. Containing: the Lady of the fountain, London 1838. 8.

C. Meadow Taylor, Confessions of a Thug. Vol. 1—3. London 1840. 8.

The Doctor, Vol. 1—5. London 1839. 8.

Mss. Gore, The Courtier of the days of Charles II. Paris 1839. 8.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag aus der Sitzung am 18. July d. J.

(Fortsetzung.)

Ueber die Einwanderung und Verzweigung der Dynasten von Neuburg und Falkenstein rc. vom k. Legationsrath von Koch Sternfeld.

Zur haltbaren Lösung der Frage, wann diese Herrschaft Herrantenstein in der Hauptmasse gegründet worden seyn möchte, dient ein erster Blick auf ihre Lage, und ein zweyter auf die Geschichte des Ostlandes.

Im Unter-Wiener-Wald, (zunächst am Geyer) zwischen der Triesting und Piesting, in welchem, in jener Uebergangsperiode, der bajoarische, carentanische, und lombardische Adel so zahlreich als thatkräftig sich setzte, um zwischen Oberpannonien und Noricum, zwischen der Oberherrschaft der Hunnen und Slaven, und der celtogermanischen Großmacht wieder eine fürwährende Gränze zu erkämpfen, und zu wahren; und dann, unter dem glorreichen Panner der gleichfalls aus Bajoarien stammenden und aus Franken wieder heimgekehrten Babenberge die zerstörte Fabiana zur heutigen Kaiserstadt zu erheben: — thronte auf unersteiglicher Felsenkuppe die Burg Herrants; nach Osten, über den kalten Gang, das Steinfeld und die Leitha die nahe ungarische Gränze überschauend. Die Burgen Märkenstein, Entzesfeld, (urkundl. Engelschalksfeld, und, wie Entzersdorf, Engelschalksdorf rc. an die Markgrafen Engelschalke des IX. Jahrhunderts erinnernd,) Röstra, Araberg, Guttenstein (auch von einer Jutta,) Starhemberg, Emmerberg, Dachenstein, Stüchsenstein (die Stüchse von Trautmannsdorf,) u. s. w. ringsumher, auf ähnlichen, zum Theil wohlkennbar römischen Fundamenten; dazwischen, in den mannigfaltigsten Revieren und Gruppen, Kirchen und Capellen, und Hunderte von Einöden, Weilern und Dörfern, die unstreitig im Schirm und in der Pflege dieser Burgen hervor gegangen; und allerdings auch manchen Zwingherrn gefühlt haben; in neuerer und neuester Zeit aber, neben allerley Kunstwerkstätten, Fabriken und Gasthäusern, auch moderne Schlösser und niedliche Landhäuser unter sich erstehen sahen. Dadurch ist auch die oben aus dem Falkensteinischen Saalbuch nachgewiesene, in sich abgeschlossene, heimathliche Haus- und Landwirthschaft dieser Gegend, die sich früher mehr an die Urproduction hielt, nothwendig eine andere, die bewegliche Bevölkerung des Weltlebens zwar schneller befriedigende, aber weniger sichernde, geworden. Der hier einst so beträchtliche Wein- und Obstbau, damals der dichtern Waldung wegen, vom Klima begünstigt, hat sich östlicher, gegen die offene, nun friedliche Landschaft gezogen.

In seiner Geschichte der Longobarden und Bajoarier hat Ref. (im I. Abschn.) das hohe Alter und die höchstwichtige Stellung der Dynasten von Falkenstein, die oben am Inn, am Berg Madron die Gebirgs-Pforte zwischen der Lombardey und Teutschland bewahrten, angedeutet.

Die Stimme des ermordeten Grafen Sigebots aus dem Grabe zu Kl. Weyarn, iene dort um das Jahr 1516 aufgezeichnete Tradition, gibt väterlicher seits einen Pato, und mütterlicher Seits einen Gerold, als Uranherren des so kaum bis zum Anfang des XI. Jahrh. hinaufreichenden Geschlechtes an. *) Allein, dieser Urenkel Sigebot,

*) Siboto's Stimme aus dem Grabe zu Weyarn.

Ich Graff Sigeboth, hab besessen Neuburg und Falkhenstein,

oder vielmehr, sein Gewährsmann, ein Mönch, waren über ihre eigene Familiegeschichte wenig unterrichtet. Die in derselben vorwaltenden Namen Herrant, Wolfker und Hadamar, aus der männlichen Abstammung, und Sigebodo (wälsch Silprant, Selprant, norisch Selprat etc.) aus der weiblichen, lassen sich bis ins VIII. Jahrh. hinauf verfolgen; so weit nämlich die Traditions- und Probationsbücher von Salzburg, Freysing, und Brichsen reichen.

Auch Hademarsperg und Hörenstain,
Und der Stät und Flekhen in dem Bayerland mehr,
Auch bin ich genannt ein Graff zu Weyär;
Mein erste Hausfrau hieß Adelhait,
Die gepar ein' Sohn Sigebothen, und ein' Tochter Gertraud;
Aber die ander Hausfrau Hilgart zewar;
Chuno den andern Sun gepar;
So hieß mein Vater Rudolphus *)
und mein Enndl Heerantus,
Patto mein Urendl genannt,
Ich bin Graff Sigbothen, hie stand, (stehend),
Geporen von der Frau Gertrud der Mutter mein,
Die war auch geporn von Hrn Sigebotlein,
Und von meinem Urendl Gerolt genannt:
Also ist auch mein Geschlecht bekhannt;
Und wir haben regiert in der Zeit,
In Bayern und Ungarn, und anderweit;
Herzog Otten Bernharten, und Ekharten
Dem bayr'schen Pannier that ich fleissig warten,
Mit dem Falkhen, den ich führt in meinem Schilt;
Als Ihr hie seht mein Ebenbild.
Da war nach der Geburt Jesu Christ,
Tausend einhundert und in dem dreyunddreyßigst,
Das Gotzhaus Weyarn ich gebaut hab;
Zu Ehren St. Peter, und Paule, auch aller himmlischen Schaar,

*) Um diese Zeit, ao. 1129 erscheint zu Regensburg in der Reihe des reichsfreyen Adels ein: Rudolf de Valchensteine. Ried. I. 188) mit Radoald, Radolt, gleichbedeutend.

In der Zeit der salzb. Bischöfe Virgil (c. 750) und Arno (800) treten Pato's als Landsassen im Salzburg- und Atergau auf: (Cod. juv. p. 41 und 42:)

„Pato et uxor ejus Rosmut, Nobiles, dederunt proprietates suas, quidquid habuerunt in Wildorf, (Weildorf bey Teisendorf) Adalhoh et Pato, fratres, viri nobiles, tradiderunt pro fratre eorum Ruperto, mansos II. in Atergov. Interim Pato, et uxor ejus Rosmut etc. in Atergov etc.“

Abgesehen davon; später ist uns dieser, wahrscheinlich auf mehrere Ortschaften, Patinga, Patenheim Pettendorf, etc. um Hohenaschau, Traunstein, Teisendorf, übergegangene Name nicht mehr vorgekommen; so reihen sich die Herrant's, Wolfher, und Hadamar's, in Oberbayern zwischen dem Gebirge und um dem Chiemsee im X. Jahrhundert als da schon längst ein- und erbgesessen, desto viel-

---

Zu Hülf und Trost der Seele mein
Und meines lieben Son's Sigebotlein,
Auch meiner lieben Hausfrau Adelhait,
Und der Tochter Gertraud,
Meiner Freunde, und aller Glaubigen Seele,
Gott Sich über uns alle erbarmen welle.
Elendiglich in einem Padt
Von einem Ritter ich erstochen wardt;
Es war einer aus den Dienern mein,
Umb ein leichte Sach, Gott soll es geklagt seyn; *)
Also hab ich mein Leben geendt,
Zu Weyarn in St. Jakobs Capelle in die Erde versendt.
Probst Hainrich hat mich widerumb ausgraben
Und mitten in das Closter getragen,
Und unter die Erdte gelegt,
Probst Friderich aber in das Grab mich that,
Da sollt' ich erwarten den jüngsten Tag,
Der ewig Gott mein' Seel in sein Gnad emphah!

*) Einer der Neffen des Ermordeten, dieser war, seines einzigen Sohnes beraubt, Mönch geworden, auch Siboto genannt, pflanzte den Hauptstamm auf Neuburg und Falkenstein rc. fort. Bereits nach diesem tragischen Vorfall in der Falkenst. Hauptlinie scheint sich ihr lehenbarer Besitz gemindert zu haben.

fältiger an. In den Kauf- und Tauschverhandlungen des Erzbischofs Adelbert II. mit dem Adel der benachbarten und fernen Gauen, um Land und Leute, vom J. 927 — 935, erscheinen Heribrant, Herrant, Uogo und Hadamar, Brüder (Herideus idem) und Wolfprecht, insbesondere zu Drilon (Erl) und in der Abtey Herrenchiemsee, wo sie später auch die Advocatie erhielten, theils als Zeugen, theils als selbst handelnd. So geben die Brüder Ogo und Hadamar drey, von ihren Brüdern vererbte, Huben mit den Barschalken zu Alben, (in der Grassau), an Salzburg, und empfangen dafür in der Grafschaft Wolfrads die zwey Ortschaften Iscala et Ruitheim (Ischel bey Seeon, und Roidham bey Obing an der Poststraße. So verhandelt der Erzbischof mit dem Francho, nob. vir, und seinem Sohn Heribrant, zu Tauer (Hall im Innthal) um benachbarte Güter. Cod. diplom. juv. p. 127. 128. 130. 137. 138. 139. 146. 148. 155. 156. 174. Ob jener Heraliant, der schon im VIII. Jahrh. im Augustgau (am Lech) fünf Höfe nach Salzburg widmet, hieher zu zählen wäre; wie die gleichzeitigen neben Bischof Virgil stehenden: Uogo Comes, und Sigiboldus judex; (Cod. juv. 25. 36) mag dahin gestellt seyn. Im Coder von Freysing erscheint ein Herilant Comes, zu Scheftlarn bereits mit Bisch. Hitto, (c. 812) und im J. 818 wieder zu Freysing ein Comes Heriperht? — (p. 172. 193.) Ein Comes Sigiputo trat c. 1090 auch zu Freysing auf. (p. 527). Der analogen Namen und Notabilitäten aus frühern Jahrhunderten und aus dem Gebirge von Oberbayern: der Sigiprant, Selprat, später der Sighart, Sizo etc. ist in der Geschichte der Longobarden gedacht worden.

Jene noch dem VIII. Jahrhundert angehörige freysingische Urkunde (Cod. p. 127), des in Niederbayern eingesessenen und dann in den Schwalagau berufenen Grafen Helmowin, dessen nahe Verwandtschaft mit dem aus dem bayerischen Gebirge stammenden Bischof Arno Ref. in der Geschichte der Salzwerke nachgewiesen hat, (II. 146 rc.) läßt annehmen, daß, durch Heirath, der Name Hadumar, früh schon auch in Helmowins Haus übergegangen sey.

Dem regensburgischen Coder zufolge war im Jahr 888 ein Herrandus einer der Advokaten des Bischof Embricho und im J. 889 standen dort an der Spitze der Zeugen, „norico more per aures tracti: Hadamar und Herrant. (Ried. I. p. 68. 69.) Im Brichsenthal und Chiemgau (Sundergau) hatte das Bisthum Regensburg schon früher großes Adelgut erworben, und wieder zu Lehen gegeben: so auch links der Donau, in Unterösterreich.

Einer vollständigern Stammtafel der Grafen von Falkenstein und Neuburg rc. soll hiemit nicht vorgegriffen werden. Es genügt zu bemerken, daß sie mit dem höchsten Adel Bayerns, Tyrol, der Steyermark, und des Ostlandes verwandt, und von demselben und von den Bischöfen und Prälaten als deren Verwandte und Advocaten, mit vielen Lehen bedacht, zur Zeit ihres höchsten Wohlstandes, in der zweyten Hälfte des XII. Jahrh. ein halbes Dutzend Grafschaften, darunter mehrere playnische und zunächst die im Inn- und Leukenthal, einen Ministerialadel von mehr als hundert fünfzig Geschlechtern, (viri nobiles de familia, et proprii, comitis") und unmittelbar als Stammeigen und Lehen an die dritthalbtausend Huben und Höfe von der Etsch bis zur Raab, in den Alpen, im Pinzgau und Pongau, bis zur Enns, im weiten Bayern, und links und rechts die Donau hinab bis zur Gränze Ungarns, besaßen. *)

*) Den Irrthum, daß der Ortsname Zwetel aus dem Slavischen, von Swietlo, Licht, daher auch clara vallis, herrühre; haben wir vorlängst nachgewiesen. Zwetel, zwischen zwey Bächen, in Unterösterreich, links der Donau, ist ganz dasselbe, was oben im bayerischen Wald Zwiesel, was rechts der Donau bey Straubing, Wiesel (Burg) was unten in Oesterreich auch rechts Zwieselburg rc. bedeutet. S. unser Sendschreiben aus Preßburg vom 29. September 1839 über die (vermeyntliche) Abstammung der Bayern von den Markomanen — in der bayer. Nationalzeitung Nr. 5 — 15.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Charles Hodges, Inez de Castro. Hambourg 1840. 8.

L. Achim von Arnim, sämmtliche Werke; Herausgegeben von W. Grimm. Bd. 1—5. Berlin 1839—40. 8.

Talvi, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen. Leipzig 1840. 8.

Adam Oehlenschläger, Werke. Bd. 1—14. Breslau 1839. 8.

Jos. Kehrein, die dramatische Poesie der Deutschen. Bd. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

Friedrich Heinrich von der Hagen, Minnesinger. Deutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahrhunderts. Th. 1—4. Leipzig 1838. 4.

W. Reinhard, Bekenntnisse aus Leben u. Meynungen. Bd. 1. 2. Karlsruhe 1840. 8.

Nik. Josika, sämmtliche Werke. Th. 1—12. Pesth 1839—40. 8.

Esaias Tegner's sämmtliche Gedichte. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. Th. 1—3. Leipzig 1840. 8.

J. F. Willems, Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael- en Letterkunde on de geschiedenis des Vaderlands. Deel 1—3. Gent 1837—39. 8.

Briefe an Joh. von Müller. Herausgegeben von Maurer-Constant. Bd. 4. Schaffhausen 1840. 8.

Léon de Laborde, Histoire de la gravure en manière noire. Paris 1839. 8.

Giovanni Rosini, Storia della pittura Italiana. T. I. Pisa 1839. 8.

Atlas. Dispensa. 7—10. in fol.

Achille Jubinal, Recherches sur l'usage et l'origine des tapisseries à personages dites historiées depuis l'antiquité jusqu'au 16. siècle inclusivement. Paris 1840. 8.

Giovanni Gaye, Carteggio inedito d'artisti del secolo 14, 15, 16. T. I. Firenze 1839. 8.

C. Grüneisen und E. Mauch, Ulms Kunstleben im Mittelalter. Ulm 1840. 8.

Sanzio D'Urbino Raffaelle, J Mosaici della cupola nella capella Ghigiena di S. Maria del Popolo in Roma. Roma. 1839. f.

Dr. Werner Reinhold, Ueber die Anwendung der Musik der Alten. Pasewalk 1839. 8.

A. Reicha, Vollständiges Lehrbuch der musikalischen Composition. Aus dem Französischen übersetzt von C. Czerny. Th. 1—4. Wien s. a. 4.

M. Foelix, Revue etrangère et française de législation et d'économie politique. T. 3. Paris 1839. 8.

Aug. Mie, de la souveraineté du peuple dans les élections. Paris 1830. 8.

Félix Patron, De quelques questions relatives aux colonies françaises. Paris 1832. 8.

Baron Mussias, De la souveraineté du peuple. Paris 1833. 8.

Alph. de Lamartine, Resumé politique concernant la question d'Orient. Leips. 1840. 8.

De la liberté en France et aux états-unis de l'Amérique du Nord. Paris 1831. 8.

De l'influence de la démocratie sur la *liberté*, la la propriété et la bonheur de la *société*. *Paris* 1835. 8.

Jos. Aubernon, De la démocratie dans la monarchie constitutionelle. Paris 1828. 8.

Wilh. Götte, Vorschule der Politik. Leipzig 1840. 8.

Adolphe Blanqui, Histoire de l'économie politique en Europe depuis les anciens jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Jean-Baptiste Say, Cours complet d'économie politique pratique. 2. edit. entièrement revue par l'auteur, publiée sur les manuscrits qu'il a laissés et augmentée de notes par Horace Say, son fils. T. I. Paris 1840. 8.

J. B. Juvigny, Les avantages des Caisses d'Epargne, rendus sensibles par divers exemples du résultat de leurs operations. Paris 1836. 8.

Mémoire sur l'établissement des banques départementales en France. Orléans 1836. 8.

Victor Le Monnier, Des banques en général et de la banque de France en particulier. Paris 1832. 8.

A. de Gasparin, De l'amortissement. Paris 1834.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München, herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag aus der Sitzung am 18. July d. J.

Ueber die Einwanderung und Verzweigung der Dynasten von Neuburg und Falkenstein ꝛc. vom k. Legationsrath von Koch-Sternfeld.

(Schluß.)

In mehrere Zweige getheilt, hielten diese Grafen, gleichzeitig, auf Neuburg bey Fagen an der Mangfall (hier hatte auch ihr erster Procurator Possessionum et Castrorum seinen Sitz; (p. 435) die noch höher entlegene Altenburg war längst verschollen;) auf Falkenstein am Petersberg diesseits Kufstein, zu Hadamarsberg, im Chiemgau, (in der Nähe der Pfarrey Sölhuben liegt Herrantesperge, vulgo Hiernsberg, auch eine ihrer Vesten *); zu Antfurt bey Wildenwart, und auf Herrantenstein im Unt. Wiener-Wald, Hof. Nebenzweige saßen auch auf Surberg, zwischen Teisendorf und Traunstein an der Hallerstrasse; auf Tetelheim, (an der einstmaligen Abtey St. Stephan zu Otting, wo sich diese Sibotone: melioris conditionis, als Inhaber der nachmals nach Titmanning verlegten Cametie gegen die Erzbischöfe von Salzburg öfter sehr aufsäßig benommen; und zu Grünenbach bey Mörmoosen u. s. w. (S. Mon. boic. I. 170. 177. VIII. 593; Hunds Stammbuch I. 147. Refer. Beyträge zur t. Länder- und Völkerkunde Bd. II. u. s. w. Jeder dieser Burgen zur Seite hatten die Grafen wohlfundirte Kirchen erbaut und unterhalten. Notum etc. qualiter, Comes Siboto, tres ecclesias urbibus suis positas fideli dote dotaverit etc. p. 434.).

*) Herrantesberg! — davon sich adeliche Burgmänner schrieben: s. M. b. III.

Um schließlich die oben gestellte Frage bestimmter zu erledigen; erklärt sich Ref. unter Beziehung auf das, was er Behufs der Cultur- und Bevölkerungsgeschichte des Ostlandes, nämlich des östlichen Noricums, und des westlichen Pannoniens, bereits in diesen Blättern erörtert, oder vorläufig angedeutet hat, dahin, daß er die Dynasten von Neuburg und Falkenstein zu den ersten bajoarischen Geschlechtern zählt, welche im Mittelalter, und zunächst zur Zeit Carl des Großen von zahlreichem Gefolge umgeben ihren Panner inmitten der Hunnen und Avaren aufpflanzten; und im XI. Jahrhundert, in den Zügen K. Heinrichs III. nach Ungarn, ihren dortigen Colonien und Bollwerken frisches Leben und noch festern Halt verschafften. Nachdem die Selbständigkeit der Longobarden in Ober-Italien, und damit die Sympathien der Bajoarier für diesen Bruderstaat durch Carl den Großen ihr Ende erreicht hatten; nachdem von nun an eben durch diesen Monarchen dem longobardischen Adel, in Verbindung mit dem bajoarischen, die Bekämpfung und Bezähmung der Hunnen und Slaven zur vorzüglichen Bestimmung ward: so möchte anzunehmen seyn, daß diese theilweise Rückwanderung in uraltes Heimathland auch den Zug der Falkensteine gefördert hätte.

Ueber die Ausbreitung der Dynasten von Falkenstein im bayerischen Wald, zum Schutz der Hochkirche Regensburg, und über ihre einstmalige Errungenschaft zwischen Böhmen und der Donau bis Ungarn hinab, möchten die Codices von Regensburg und Passau auch einige Nachlese gewähren. Allerdings darf das Burggebiet Falkenstein im bayerischen Wald, und sein gleichnamiges

Edelgeschlecht nicht verwechselt werden etwa mit jenem am Inn und an der großen Mühel. Dieses Falkenstein im Wald gieng dann an die Prennberge und Hohenvelser über. Nichts desto weniger ist Ref. der Ansicht, daß, so wie z. B. die Dynasten von Beilstein dereinst, nach der grandiosen Strategie Carls des Großen, zwischen Teutschland einer- und zwischen Slavonien, Ungarn, Mähren und Böhmen, also von der windischen Mark bis über den Regen hinauf, anderseits, eine Reihe von Burgen, gleichnamig mit ihrem Centralpunct Beilstein an der Mönk, gründeten, und wahrten; so auch die Dynasten von Falkenstein, von Ebersberg, von Playen, von Andechs ꝛc. als die ächten Primaten Teutschlands, einer gleichen Richtung und Verpflichtung folgten, und dafür auch so großes Besitzthum erhielten. Ref. weiß recht wohl, daß es in Teutschland noch andere Burggebiete Namens Falkenstein, Eberstein, Helfenstein, und Beilstein giebt: eine nähere Ansicht dieser Stützpuncte wird sie bald entweder als Vorwerke und Filialen, oder als eigentliche Stammsitze erkennen lassen. *)

Aber auch dieser Herrlichkeiten Ende war hereingebrochen. In der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem Fall der Andechs, ihrer Stammgenossen, und mit der Parthеyung zwischen Pabst und Kaiser im Bayerlande, begann die Macht der Falkensteine zu sinken; im J. 1247 sahen sie sich, als Verbündete des Grafen Conrad von Wasserburg, in ihren Burgen Neuburg und Hadamarsberg von den Herzogen Otto und Ludwig überzogen; und so vorerst ihres großen Lehenhofs in Abgang.

Wie in der zweyten Hälfte jenes Jahrhunderts die Herrschaft Herrantenstein an die Bischöfe von Freysing, zugleich Herren von Waidhofen ꝛc., dann als Lehen an die Herzoge von Bayern, und endlich an näher gesessene Edelleute gekommen, ist theils oben bemerkt worden; theils aus den österreichischen Nachrichten zu ersehen. Die Babenberger hatten Herrantenstein wohl niemals eingezogen, indem Rauch, Rationarium Austriae et Styriae etc. nichts davon enthält.

Zu Anfang des XV. Jahrhunderts hatte sich ein Raubritter, Linzer genannt, auf den Herrantenstein gesetzt, und die weite Umgegend so lange mit Schäden und Schrecken heimgesucht, bis ihn, nach der Sage, der Satan, (wahrscheinlich die geheime Vehme, im Febr. 1407) im Bette erwürgte. In neuerer Zeit ist das Burggebiet von Herrantenstein mit der Herrschaft Starhemberg-Piesting vereinigt, die Pfarre aber dem Cisterzienserkloster Neuberg in Steyermark zugewiesen worden.

Der Stammsitz, Neuburg an der Mangfall in Bayern, ist fast bis auf den Namen verschollen; Falkenstein an der Innschlucht gegen Tyrol, ist heute, im Besitz der Grafen von Preysing-Hohenaschau, noch als eine schöne Ruine zu schauen: zu Hadamarsberg, vulgo Hartmannsberg, zwischen den Sümpfen des Chiem- und Simsee, läßt sich, ein paar hundert Schritte vom modernen Schloßgebäude, kaum mehr das für den Strassenbau abgegrabene Burgstall erkennen: *) und so ragen denn

*) Am Schlusse dieser Bemerkungen glaubt Ref. noch einmal an die mehrfältigen Ortsnamen Hadersdorf, Haderswerd, Hadersfeld, Haders ꝛc. in Oesterreich, rechts und links der Donau, erinnern zu dürfen; denn unverkennbar liegt ihnen ein Hadamar und Haderich; dieser ist mit Heinrich nicht zu verwechseln, zum Grunde. Die oben angeführte dem Herrandstein so nahe gelegene Abtey (Klein-) Maria Zell gieng durch die Söhne Heinrich und Rapoto, aus dem Stammeigen „Haderici, cujusdam ingenui viri“ hervor, wie sich die Stiftungsurkunde ausdrückt (Calles I. p. 475). Dieses Stammeigen begriff nicht nur allein die verschollene urbem Suarzenburch im U. W. W., sondern auch villas apud Pulchaven, Durrenbach, Adelprethesdorf et eas apud Puigen, — apud Chambe etc. links der Donau. Dieser Dynast, Haderich, wohnte schon c. 1065 der Stiftung des playnischen Nonnen Klosters Erla bey. Wenn nun der gelehrte Hr. Maximilian Fischer von Kloster-Neuburg, II. p. 8. seine Gründe hat, diesen Haderich unmittelbar für einen Babenberger zu erkennen: so hat Ref. zur Zeit andere, ihn für einen Dynasten von Falkenstein oder Beilstein, zu halten.

*) In v. Hormayers Taschenbuch für das Jahr 1831 findet sich eine romantische Erzählung: der Graf von Hadamarsberg betitelt, mit Bezug

auch, seit zweyhundert Jahren, von der Burg Herrantenstein in Niederösterreich, und ihrer Pankrazenkirche, nur noch einige Thürme und Mauern aus Schutt und Graus empor.

Von Zeit zu Zeit erscheinen in der nahen Kaiserstadt Taschenbücher, welche den vielen Wanderern und Reisenden in diesen sehr pittoresken Gegenden zum Unterricht und Wegweiser dienen sollen. Ref. hat ein Halbdutzend dieser modernen Artikel durchblättert, aber in Beziehung auf Geschichte, Genealogie und ernstere Reflexionen, die sich doch da überall bieten, wenig Auskunft gefunden. Was vor einem halben Jahrhundert der ehrliche, und immer sehr dankenswerthe, Weiskern in seiner Topographie von Niederösterreich gesammelt, das ist auch, — mehr oder minder, und öfter unter Verschweigung seines Namens, in diesen oder andern historischen Taschenbüchern und malerischen Ausflügen benützt. — Die ältern, zumal bayerischen, Urkunden über diese Gegenden hat begreiflich Weiskern selbst nicht gekannt. Auch J. A. Schultes, damals (1802) Professor der Zoologie und Technologie an der k. k. theresianischen Ritter-Akademie, schrieb: Ausflüge nach dem Schneeberge in Unterösterreich, und darin, manchen Rationalismus in der Land- und Hauswirthschaft abgerechnet, viel Belehrendes. Im historischen hielt sich Hr. Prof. Schultes, der auf seinen fünf Wanderungen, stets nach andern Richtungen, kaum eine der vielen Burgen und Ruinen unbesprochen läßt, auch zunächst an Weiskern. Indem nun Hr. Schultes in das steinige, waldumdüsterte, aber mit Weilern und Dörfern besetzte Thal von Neusiedel, Grillenberg und „Hornstein" eintritt, und über sich

> „die Ruinen einer ungeheuern Warte erblickt, bemächtigte sich eine widerliche Empfindung seiner Seele; und er ward mit Unwillen gegen den lieblosen Mann erfüllt, der da oben, auf der nackten schroffen Felsenkuppe seine Burg erbauen konnte."

Als ob diese heimathlichen und friedlichen Wohnungen, und das darin hausende Völklein, ihr Daseyn nicht eben diesem Manne und seiner Burg zu verdanken hätten!?

---

auf den Codex von Weyarn. Der Verfasser wundert sich, daß das Schloß keine alterthümlichen Spuren an sich trägt. Eben, weil er das alte Burgstall in der Nähe nicht erkannt hat.

Doch derselbe Hr. Prof. Schultes, bekanntlich ein eifriger Anhänger der französischen Encyclopädisten und ihrer Doctrinen, war wohl ein großer Zoolog und Botaniker: aber in der politischen Oekonomie, in der Menschen-, Cultur- und Kirchengeschichte rc. verrieth er gar manche Einseitigkeit. Wie hätte er sonst z. B. in dem IV. Bande seiner Reise auf den Großglockner (1806) über die Bischöfe von Salzburg, Freysing, und Bamberg, welchen Steyermark, Kärnthen und Krain so viel verdanken, gleichfalls so kurzsichtig aburtheilen können?

v. Koch-Sternfeld.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Don Mariano Forrente, Revista general de la economia politica. Vol. 1 — 3. Habana 1835. 8.

Ueber den Staatscredit. Von einem russischen Staatsmanne. Leipzig 1840. 8.

Victor Schoelcher, De l'esclavage des Noirs et de la législation coloniale. Paris 1833. 8.

Z. Macaulay, Haïti, ou renseignemens authentiques sur l'abolition de l'ésclavage et ses résultats à Saint-Dominique et à la Guadeloupe. Paris 1835. 8.

André de Lacharière, De l'affranchissement des esclaves dans les colonies françaises. Paris 1836. 8.

S. Dutot, De l'expatriation, considerée sous ses rapports économiques, politiques et moraux. Suivi d'un memoire du Prince de Tayllerand. Paris 1840. 8.

Major Basil Jackson and Captain C. Rochfort Scott, The military life of Field marshal the Duke of Wellington. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Colonel Boutourlin, Histoire militaire de la campagne de Russie en 1812. Vol. 1. 2. avec Atlas in fol. Paris 1824. 8.

Archives générales de Médecine. 3. Série. Vol. 7. 8. Paris 1840. 8.

Fr. Vaccá Berlinghiere, Idee di fisiologia medica. Venezia 1801. 8.

J. Cruveilhier, Anatomie pathologique du corps humain ou descriptions avec figures lithographiées des diverses alterations morbides, dont le corps humain est susceptible. Livr. 34. 35. Paris 1839. f.

Fr. Arnold, Icones nervorum capitis. Turici 1834. f.

Rud. Wagner, Icones physiologicae. Fasc. 2. 3. Lips. 1839. f.

Isidore Geoffroy Saint-Hilaire, Histoire générale et particulière des anomalies de l' organisation chez l'homme et les animaux . . . ou traité de Tératologie. T. 2. 3. Paris 1836. 8.

Dr. Alex. Huck, Die Achsendrehung des Auges. Dorpat 1838. 4.

Otto Köstlin, Die mikroskopischen Forschungen im Gebiete der menschlichen Physiologie. Stuttgart 1840. 8.

Dr. C. Fr. Dubois, Ueber das Wesen und die gründliche Heilung der Hypochondrie und Hysterie. Herausgegeben von Dr. K. W. Ideler. (Gekrönte Preisschrift). Berlin 1840. 8.

W. B. Fränkel, Die Flechten und ihre Behandlung. Elberfeld 1840. 8.

P. Rayer, Theoretisch = praktische Darstellung der Hautkrankheiten. Th. 1 — 3. Berlin 1837 — 39. 8.

F. Lallemand, Recherches anatomico-pathologiques sur l'Encephale et ses dépendances. Bruxelles 1837. 4.

J. Bouillaud, Traité clinique des maladies du coeur. Bruxelles 1836. 4.

Th. v. Bolschwing, Ueber Syphilis und Aussatz. Dorpat 1839. 8.

Ferd. Edler von Schöller, Die innerlichen Krankheiten des Menschen. Wien 1839. 8.

Dr. J. N. Rust, Helkologie. Berlin 1839. fol.

Robert Liston, Practical Surgery. Lond. 1838. 8

Charles Phillips, La chirurgie de Mr. Dieffenbach. P. I. Berlin 1840. 8.

Leroy-d'Etiolles, Histoire de la Lithotritie, precedée de reflexions sur la dissolution des Calculs urinaires. Paris 1839. 8.

Alf. Velpeau, Traité complet de l'art des accouchemens. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

Dr. K. G. Schmalz, Gerichtsärztliche Diagnostik. Leipzig 1840. 8.

Berriat-Saint-Prix, Observations sur les citations des auteurs profanes et surtout d'Homère dans les lois Romains. Paris 1839. 8.

— — — — Recherches sur les divers modes de publication des lois depuis les Romains jusqu'à nos jours. Paris 1838. 8.

— — — — Recherches sur la législation et la tenue des actes de l'état civil, depuis les Romains jusqu'à nos jours. Paris 1834. 8.

Dr. Ferd. Walter, Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian. Bonn 1 — 4 Lief. 1840. 8.

Ferd. Mackeldey, Enchiridion Juris Romani, ex german. in Graecum versum a G. A. Ralle et M. Reniere. Athenis 1839. 8.

Edouard Laboulaye, Histoire du droit de propriété foncière en Occident. Paris 1839. 8.

Jakob Grimm, Weisthümer. Th. 2. Göttingen 1840. 8.

Dr. Otto Göschen, Die Goslarischen Statuten mit einer systematischen Zusammenstellung der darin enthaltenen Rechtssätze und Vergleichung des Sachsenspiegels. Berlin 1840. 8.

Berriat-Saint-Prix, Discours sur l'enseignement du droit en France. Paris 1838. 8.

M. F. Laferrière, Histoire du droit français Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

M. A. J. Marnier, Etablissements et coutumes, Assises et Arrêts de l'échiquier de Normandie au treizième siécle (1207 à 1245). Paris 1839. 8.

J. A. Rogron, Code civil expliqué. Bruxelles 1840. 8.

Victor Foucher, Assises du royaume de Jérusalem, conferées entre elles ainsi qu' avec les lois des Francs, les capitulaires, les établissements de S. Louis et le droit romain, suivies d'un précis historique et d'un glossaire. Livr. 1. 2. Rennes 1839. 8,

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



De Diis Timaei Platonici scripsit Theophilus Hartmann. Breslau 1840. 8. 38 Seiten.

Diese kleine Schrift verdient in einem größeren Kreise bekannt zu werden, als dergleichen Dissertationen in der Regel zu Theil wird. Rec. hält es daher für Pflicht, auf dieselbe insbesondere aufmerksam zu machen. Denn sie sucht einen Hauptpunkt eines jeden philosophischen Systemes, namentlich hier des Platonischen zu erörtern, die Lehre von Gott und der Schöpfung, von welcher Plato im ersten Theil des Timäus handelt. Für den Verf. erweckt ein gutes Vorurtheil schon die Schule der Professoren Schneider und Ritschl in Breslau, aus welcher er hervorgegangen ist; er sagt gleich zu Anfang S. 2 auf 3: At id bene scio grotoque animo confiteor, Schneidero, viro praestantissimo, omnium plurimum me debere, cuius tum scholis de Platonis civitate, tum exercitationibus Timaei et Critiae interpretandi frequentatis aliquantum adjutus, quum praesertim jam tum in explicando nonnunquam dissentirem, ad longius propria via progrediendum sim incitatus."

Hr. Hartmann findet vom Timäus vier Klassen von Göttern aufgeführt S. 3: „primum Deus summus, qui aeternus ceterorumque deorum auctor appellatur; tum mundus, qui illius est imago et reliquos eorum deorum, qui a Timaeo probantur, tanquam partes complectitur; sunt vero hi dii stellae tum errantes, tum fixae, sol, luna, terra; denique popularium deorum genus."

Zuerst demnach bemüht sich der Verf. alle wesentlichen Aussagen über den Deus summus zusammenzustellen: Gott ist ewig und unveränderlich, unsinnlich, Schöpfer der Welt, Grund und Inhaber alles Ewigen überhaupt u. s. w. So wenig es Rec. billigen kann, wenn ein Erklärer der Alten, zumal der Philosophie, ihre Gedanken, Vorstellungsweisen und Fügungen schlechterdings und durchhin und in alle Wege und mit allen wenn auch noch so sophistischen Mitteln vertheidigen und bey Ehren der Wahrheit und Unübertrefflichkeit erhalten zu müssen vermeynt: eben so wenig und noch weniger billigt er, wenn man mit Ausstellungen und Tadel zu freygebig und leichthin umspringt. Der Verf. neigt auf die letztere Seite; zwar thut er dieß überall mit großer Bescheidenheit und gebührendem Anstand, doch in alle Wege zu oft und leicht. Ich glaube den Grund hievon in dem Umstande zu sehen, daß der Verf. sich durchhin nur auf diesen Dialog allein stützt, ohne die übrigen zu Rath und zu Erläuterung beyzuziehen, geschweige daß er die Vorgänger unter den älteren oder neueren Auslegern im Guten oder Schlechten anführte. Ist letzteres zwar nicht zu tadeln, im Gegentheil unter gegebenen Umständen und Absichten sogar beyfallswerth, wenn alle Polemik beyseite gelassen, doch aber alles frühere Richtige oder Wahrscheinlichste zu Nutzen gemacht worden: so bleibt das erstere immer nachtheilig, und der Verf. hat dadurch dem Werth seines Schriftchens nur Abbruch gethan. So kommt es, daß selten ein Tadel, eine Inzicht gegen Plato hier geäußert wird, wogegen ich nicht, gegründete Einsprache machen müßte; gleich B. w. S. 4: Jam quum omnis mutatio in oriendo et intereundo versetur, quae res sub sensus cadant, ortas eas esse et oriri necesse est. Quo continuo translata singularum rerum qualitate et causa ad totum philosophus, quum fugiat hoc in loco ejus scientiam vera totius natura et ratio, quae sit inter totum et par-

tes, dicens Universum esse factum, vehementer labitur. — — Qui quidem error causa fuit, cur se tantopere in materiae (χώρας) natura definienda (p. 49 et 50) vexaret etc. Diese Anschuldigung dünkt mir nicht mit Bestand des Rechtes gemacht zu seyn, es würde aber die Anzeige über Gebühr ausgedehnt werden müssen, sollten dergleichen Unbilden gegen das System Plato's vollständig abgewehrt werden; ich behalte mir vor, demnächst in der Erklärung dieses Platonischen Dialogs nach seinem ganzen Zusammenhange da fortzufahren, wo ich in der Anzeige der Ausgabe des Timäus, die wir Herrn Professor Stallbaum verdanken, stehen geblieben, und beschränke mich für jetzt nur auf einige Gegenerinnerungen.

Die erste betrifft die mangelhafte Auffassung des Begriffes Gottes. Mir scheint, Plato gestehe dem Menschen wohl eine vollständige Erkenntniß der Ideen zu, nicht aber in gleichem Grade eine Erkenntniß Gottes; „Gott ist schwer zu begreifen, sagt er, S. 28 D., und auch wenn man ihn begriffen hat, bleibt es unmöglich, ihn für alle verständlich auszusprechen." — Bey all dem aber stehen die wesentlichen Eigenschaften Gottes fest: Verstand, Wille, Güte; — und zwar diese in absoluter Einheit; denn in Kraft dessen, daß er das absolute Gut ist, verleiht er allen Dingen ihr Seyn, ihren Bestand, ihre Vollkommenheit und Erkennbarkeit; sein eigenes Seyn aber ist überschwänglich Rep. VI. p. 108 — 9. Aus dem Willen, dem freyen selbstbewußten, folgt die Persönlichkeit Gottes, daher ihn Timäus auch sofort als solche einführt und benennt als δημιουργός. Was Er geschaffen hat, das sehen wir zum Theil und setzet Timäus seinen Freunden hinlänglich auseinander; desgleichen auch Wie Gott geschaffen hat? Nur das Woraus? kann zweifelhaft seyn; und hier hat der Verf. nach meiner Ansicht mehrere Sprünge aus einem Gebiet in das andere sich erlaubt, während Plato diese Gebiete selber ausdrücklich und mehrmals scheidet, trennt und abgränzt, wie ich demnächst zu zeigen hoffe. Auf die Hauptstelle p. 35 hat sich Hr. Hartmann gar nicht ernstlich eingelassen, dagegen aber manches andere herbeygezogen, was hieher nicht gehörte. Die Summe

dessen, was H. Hartmann über Platons Begriff Gottes herausstellt, wird zum Theil S. 10 in den Worten zusammengefaßt: Deus summus est solus omnium, quae intelligentia cognoscuntur, dignus, qui animantis nomine nuncupetur. Vivit enim revera vigetque. Tenebat is autem sui similis animantis creandi ideam, tanquam cogitationem. Posita est autem dei natura in cogitationibus divinis. Haec igitur idea animal est a deo cogitatum, cui respondet mundus revera praeditus vita, quodque omnia in mundo creata animalia eodem modo, quo ipsum, cogitata complectitur. Mundus idearum est igitur deus ipse, cujus vitae, ut ita dicam actiones sunt ideae. Si quis per se constare ideas sic dicit, ut singulas eas esse intelligat, alia est res. *Νοητὰ ζῶα* illa igitur sunt ideae, sive notiones divinae. — Und S. 11: Quum sit factus mundus et pulcherrimus et perfectissimus, sequitur ut optimus et perfectissimus ejus auctor imitatus sit omnium praestantissimum exemplar. Exemplarium vero ea, quae sunt aeterna, optima sunt. Horum igitur excellentissimum sibi imitandum *sumpsit, id est, se ipsum!* —

Hiegegen erinnert nun Rec. gleich hier: Gott der Schöpfer steht durch seine Güte, seinen Verstand und Willen so weit von der Welt und allem Geschaffenen, folglich auch den sogenannten Göttern ab, daß nur Er, wie wahrhaft persönlich, so auch schlechterdings einzig und alleinig gedacht werden kann und gedacht werden muß. Allerdings müssen wir ihn demnach als lebendig anerkennen, zumal wir keinen Begriff von dem haben, was über das Leben hinausliegen mag, so wenig als von dem, was über das Seyn und Wesen hinausliegt. Allerdings ferner denket Gott, und diese seine Gedanken sind Ideen; aber diese Ideenwelt ist darum nicht sofort Gott selbst; so wenig als der Inbegriff aller mathematischen Sätze und Demonstrationen, der Mathematiker selber ist. Daß aber Gott die Idee eines Ihm selbst gleichen lebendigen Wesens gehabt und diesem nach, unsere sichtbare Welt geschaffen habe, — dieß sagt Plato nirgends; — denn der Ausdruck παντελὲς ζῶον, S. 31 B. bezeichnet nicht Gott den Schö-

pfer, den alleinigen; — ihn nennt meines Erinnerns Plato nirgendwo ζῶον, wie dieses wohl Aristoteles Metaph. L. 8 u. 9 thut; — sondern die Idee, die vollkommene und lebendige, die Gott in sich heget. Der Verf. begehet hier den Fehler, den er in obiger Stelle dem alten Philosophen Schuld gegeben, er trägt was von den einzelnen Ideen gesagt wird, auf Gott selbst über; die Ideen allerdings nennt er ζῶα, so nennt er auch die Welt in Folge ihrer Beseelung; und freylich auch Gott dem Schöpfer hätte er kein anderes Prädicat geben können, wenn er ihn von dieser Seite hätte bezeichnen wollen; denn auch βίος θεοῦ konnte Anstoß geben. Daß der Demiurg bey der Schöpfung der Welt sich selbst zum Muster und Vorbild genommen, wie H. Hartmann sagt, das widerstreitet schlechthin der heiligen Scheu und den Principien Plato's; gut wie er selbst ist, schuf er nach Möglichkeit alles was Er — unmittelbar — schuf. — Der Hauptfehler, der nach meinem Ermessen der ganzen Exposition H. Hartmanns zu Grund liegt und Schaden bringt, besteht darin, daß er nicht beachtet hat, wie die Platonischen Andeutungen uns nicht allein berechtigen, sondern fast nöthigen, sorgsam auseinander zu halten einerseits Gott, den freyen willenhaften Schöpfer, den lauteren selbstbewußten Geist, andrerseits die Elemente oder Principien — Primordia — von deren Annahme und Voraussetzung die philosophische Erkenntniß und wissenschaftliche Entwickelung auszugehen hat, wenn sie den Zusammenhang aller Erscheinungen der Sinnenwelt, zumal aber der Idealwelt des Geistes ableiten, erklären und begreifen will. Daher läßt Plato bey der Erörterung der einzelnen Begriffe, Ideen und Sätze Gott überall gleichsam aus dem Spiele; er construirt sie nach unserem, dem menschlichen Gedankengang; wie dieser beschaffen, das ist schon vorhin mit den eigenen Worten angeführt worden.

Dieß hindert nicht, daß jene ersten, für uns nothwendigen Voraussetzungen eben auch für uns schlechthin gültig und absolut sind, wie es auch die mathematischen Lehrsätze sind, ungeachtet unsere Erkenntnißweise derselben nicht übereintrifft mit der daß ich so sage physikalischen Evolution derselben; jene bleibt immer subjectiv. Wenn schon die Weltseele, die doch ohne Zweifel auch gewissermassen erkennt und Ideen hat, dem Schöpfer Gott nachsteht, wie viel mehr der menschliche Geist auch mit seinen höchsten und vollkommensten Idealen und Erkenntnissen! vollends aber an Willenskraft, wie weit stehen da alle geschaffenen Geister ab von dem Einen Unerschaffenen! Hier darf an den Aristotelischen Satz erinnert werden (Metaph. p. 113 — 140 Brandis: τῶν γενέσεων καὶ κινήσεων ἡ μὲν ἀπὸ τῆς ἀρχῆς καὶ τοῦ εἴδους, νόησις, ἡ δ' ἀπὸ τοῦ τελευτάιου τῆς νοήσεως, ποίησις. — ὥστε οὕτως ἀεὶ νοεῖ, ἕως ἂν ἀγάγῃ εἰς τοῦτο ὃ αὐτὸς δύναται ἔσχατον ποιεῖν· εἶτα ἤδη ἡ ἀπὸ τούτου κίνησις ποίησις καλεῖται) den ich im Zusammenhang mit anderen verwandten Stellen gleichen Gehaltes schon früher in diesen Blättern erörtert habe. Was vom Willen, das Gleiche wird wohl auch von der Güte gelten, da Gott αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν ist, während alle Andern nur ἀγαθοειδῆ, nur μέτοχα ἀγαθοῦ sind. Daß der Verf. wie in anderen Stücken so auch deßfalls von den Ansichten, die ich zu Grunde lege, weit abweicht, kann schon aus dem Bisherigen ersehen werden; es erhellt noch stärker aus folgender Stelle S. 24 auf 25 in dem Abschnitt, der Deus Mundus überschrieben ist, er sagt: Non vero difficile est ad cognoscendum, quum ea (anima sc. mundana) in sentiendo tantum et intelligendo et cogitando versetur, non tributam esse ei voluntatem; quamquam rationem in siderum et mundi motibus conspicuam esse dixit. Haec est enim summi dei quasi perpetuata illius animae vi, (?) quoniam omnis mundi ordo et concentus et vita jam effectoris opera in initio facta sunt. Sicut vero homo cum corpore mortalibus animi partibus acceptis factus est voluntatis compos, item summus Timaei deus minus perfectus est, quia voluntas ei est attributa. Nam si cui dicimus esse voluntatis facultatem, in eo disjungendae sunt cogitationes a rebus confectis, id quod in deum cadere non potest. Hoc quidem philosopho, quemadmodum illud, quod a sententia sua, quodcunque aeternum esset, idem semper id esse, aberravit, non accidisset, si non creantem deum summum fecisset. Hac etiam in re

erravit, quod quamvis sine unitate mentem esse non posse sentiret, profectus est tanquam ab hujus totius orationis eo principio, quod illi non conveniret sententiae. — Man sieht aber auch leicht, daß diese Anschuldigungen von Irrthümern nicht füglich außerhalb der zusammenhängenden Darstellung des Systemes abgefertiget oder berichtiget werden können, zumal die Gedanken des Verf. und sein lateinischer Ausdruck und die Fügung oft sehr verflochten sind. Dahin rechne ich gleich auch den Satz, mit welchem der Abschnitt de Diis qui in mundo sunt, beginnt: p. 29: Ne quis miretur cur ego partes mundi singulare quoddam velim divinae naturae genus conficere, animadvertendum est proprias agi vitas ab astris Timaeum existimare, ita ut mundi universi vita non consistat in singularum partium, sicut civitatis in civium, vita, sed propria et quasi sejuncta ab his sit cogitanda, quemadmodum universo mundo est sua propria anima. Ratio vero et natura universi mundi repetita invenitur quanquam minore perfectione et praestantia in partibus singulis animantibus. Dem Verf. scheint mir, haben da neuere Vorstellungen von dem Theilleben einzelner Organe in der Einheit des Gesammtlebens eines Thieres vorgeschwebt. Plato möchte vielleicht auch mit diesem Bilde nicht eben unzufrieden seyn; indessen er hat nur eine von der Mitte bis zum Rande alles umfassende Weltseele construirt in harmonischen Abständen und Tonverhältnissen; daß und wie diese für sich oder mit ihren Körper-Theilen und Gliedern des Alls — ein besonderes Leben führen können, davon sagt er nichts, und sehe ich auch nicht ein, wenn jenes Leben in irgend etwas mehr als in den kreisenden Umläufen bestehen soll. Nur jener einen Weltseele allein legt er, ohne daß sie äußere Sinne bedarf, eine innere Wahrnehmung dessen was in ihr und ihren Theilen vorgeht, somit — eam animi naturam, quam Ichheit vocamus p. 23, oder doch eine Art Bewußtseyn bey; denn eigentliche Ichtheit und Persönlichkeit kann meines Erachtens prädicirt werden nur von demjenigen, das einen Willen hat. Dieser fehlt der Weltseele, wie der Verf. wohl richtig bemerkt hat; sie ist daher selber eben nur das System der harmonischen Naturgesetze und Kräfte, die am Himmel und seinen Theilen ausgeprägt und verkörpert sind. Dieses System harmonischer Gesetze und Kräfte bedarf — wenigstens nach dem was Plato im Staatsmann p. 268 flg. sagt, des Bestandes und der Leitung seines Schöpfers, wenn es nicht irre gehen und sich auflösen soll. Hievon enthält der Timäus jedoch kaum eine Spur; er ist nach meinem Dafürhalten später abgefaßt als der Staatsmann; dieser verliert aber darum in obigem Puncte doch nicht alle Autorität. Weswegen aber an jene Stelle erinnert wird, geschieht darum, daß man die sogenannte Weltseele nicht zu sehr dem menschlichen Geiste anähnlichen noch personificiren möge, mehr als Plato es eben gewollt hat.

Der Verf. fährt nach obigem unmittelbar fort: Jam horum deorum genus triplex statui potest, unum stellarum fixarum; planetarum, solis et lunae alterum; terrae denique. Hierüber verbreitete er sich sofort weiter, und sucht hier S. 31 zu beweisen, daß die Meynung, als *stehe die Erde*, der Lehre des Timäus völlig *widerstreite*; *sie drehe* sich täglich von West nach Osten in derselbigen Zeit, in welcher die Fixsterne von Ost nach Westen umdrehen; non sane adversatur rerum adspectus, schließt er. Die Beweisgründe nimmt er aus dem ganzen System und folgert sie weiter aus einzelnen Sätzen, insbesondere auch aus dem Verbum *εἰλλεσθαι*, das bekanntlich schon die Alten bald nach Platons Zeiten verschieden erklärten. Rec. übergeht dieß hier und bemerkt nur, daß der Verf. die Zahl dieser intramundanen Götter, der *κοσμοκράτορες*, viel bestimmter angiebt, als Aristoteles in der Metaphysik B. 12. K. 8. es zu thun gewagt hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, Assyrer, Juden, Armenier, Chinesen, Perser, Inder, Griechen und Römer, von Anfang der literarischen Cultur bis zum Untergange des Weströmischen Reiches. Von Dr. Joh. G. Theod. Gräße. Erste Abtheilung 1837. Zweyte Abth. 1838. beyde Abth. zusammen in fortlaufender Reihe 1350 S. gr. 8. Dresden und Leipzig. Arnoldische Buchhandlung.

Der Herr Verfasser hat zu diesem sehr schätzenswerthen und überaus brauchbaren Werke die Materialien ohne Zweifel seit längerer Zeit schon gesammelt, und alles vorbereitet um ein so großes und schwieriges Unternehmen zu dem erwünschten Ende zu führen. Denn so umfassend der Plan auch angelegt ist, und ungeachtet mit jedem Jahrhunderte, mit dem der Verf. der Gegenwart näher rücket, die Masse der Literatur bey allen Völkern, und in allen Zweigen und Fächern, man möchte beynahe mit Besorgniß sagen, furchtbar zunimmt: so schreitet dieses Werk doch sehr rasch vorwärts. Dasselbige hat nämlich auch den Nebentitel: Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit; und es ist im Jahre 1839 der zweyte Band erschienen, der neben beyden vorerwähnten Aufschriften noch die besondere hat: Lehrbuch u. allg. Lit. Gesch. der berühmtesten Völker des Mittelalters. Die erste Abtheilung dieses 2ten Bandes erschien in 2 Hälften, welche zusammen 874 Seiten zählen; sie reichen bis zur Gründung der päpstlichen Hierarchie, d. i. bis zum Jahr 1100. Von der 2ten Abtheilung ist so eben die erste Hälfte ausgegeben worden, und hoffentlich wird auch die zweyte Hälfte nicht lange auf sich warten lassen, und die Literärgeschichte bis zum Schluß des Mittelalters, d. i. zum Jahr 1453 herabführen. Der Verf. zerfällt nämlich S. 11 die Allg. Literärgeschichte in folgende vier Perioden:

1) Von Erschaffung der Welt bis auf Moses, von 1 — 2452 d. W. od. 1500 vor Chr. Urgeschichte der Welt und Anfänge der Cultur.
2) Von Moses bis zum Untergang des römischen Reiches, von 1500 vor — 476 n. Chr. Fortgang der Cultur.
3) Vom Untergang des römischen Reiches bis zur Zerstörung des griechischen Kaiserthums, von 476 bis 1453 nach Christus. Verfall der Literatur und Cultur.
4) Von der Zerstörung des griechischen Kaiserthums bis auf die neuesten Zeiten, von 1453 bis 1836. Wiederherstellung und Vervollkommnung der Cultur.

So wenig diese Abtheilung in Hauptperioden und der von einer jeden dieser Perioden angegebene Charakter auf alle Völker und Literaturen paßt und bey ihnen zutrifft: so hat der Verfasser nach meinem Ermessen sie gleichwohl mit Recht beybehalten, weil sie uns die geläufigste ist, und eben für uns, für die europäischen Culturvölker richtig bezeichnet; — ἡμεῖς γὰρ τέλος πώς ἐσμεν. — Der Titel Lehrbuch ist für das reiche und voluminöse Werk zu bescheiden; es ist vielmehr zu einem Handbuch bestimmt, und durchhin zum Le-

sen nicht eingerichtet, sondern zum Nachschlagen bestimmt.

Die erste Periode, — begreiflich die kärglichste; sie wird bis S. 82 abgehandelt, — ist in zwey Abschnitte zerfällt, von denen der erste „die Urgeschichte der Welt bis auf die Ueberschwemmung des südwestlichen Asiens, von 1 — 1656" bespricht; der zweyte aber geht von da an bis auf Moses, 1656 — 2452 J. d. W. — Da in dieser Periode von erhaltener Literatur zwar nicht die Rede seyn kann, so hätte doch die untergeschobene erwähnt, wenn auch nicht ausgeführt werden dürfen; was §. 40 gesagt wird, das ist zu wenig; jedenfalls wäre hier nachzutragen: The book of Henoch, an apocryphical production supposed for ages to have been lost, but discovered at the close of the last Century in Abyssinia, now first translated from an ethiopic Msc. in the Bodleyan library by R. Lawrence 2d ed. 1832 Oxford; auch ins Deutsche übersetzt von Dr. Hoffmann; und schon vor Lawrence hat der verewigte Sylv. de Sacy die ersten 30 Kapitel in lateinischer Uebersetzung dem Magazin encyclop. Vol. I. eingerückt. Natürlich konnte des Fabricius Codex Pseudepigraphus dieses Machwerk noch nicht aufnehmen; mehr als der Verf. giebt desfalls der alte Brucker in seinen Kurzen Fragen aus der philosophischen Historie Bd. I. z. Anfang. Bey dem Abgang und Mangel aller Literatur in dieser ersten Periode benutzt der Hr. Verf. den freyen Raum dazu, den muthmaßlichen Gang in der Entwickelung des Menschengeschlechtes zu zeichnen, und die auf die hier besprochenen Puncte bezügliche Literatur anzuzeigen.

Gleich hier zum Anfang fällt in die Augen, daß der Verf. zwar ausgebreitete Kenntnisse von Büchern, von ihren Titeln, besitzt, ihren Inhalt aber selten zu kennen scheint, und daß sein Räsonnement, seine historischen Erörterungen unbedeutend sind und nur zum Zweck haben, die Büchertitel so gut es gehen will, schicklich anzubringen. Daß keine durchdachten Begriffe zu Grund gelegt sind, zeigt sich gleich in den ersten 6 §§. wo die Wissenschaften aufgezählt und eingetheilt werden; wenn §. 8 gesagt wird: „Subjectiv genommen ist nach Aristoteles (ad Nicom. VI. 4.) die Kunst die Fertigkeit der Seele, nach ihrer Willkühr zufällige Dinge hervorzubringen:" so wird kein Leser so leichtgläubig seyn, daß er, auch ohne die Stelle nachzusuchen, dem alten Philosophen eine so alberne Definition zutraut. Auch die nächstfolgenden Paragraphen zeigen, wie wenig der Verf. Herrschaft über die anzubringende Büchermasse habe, und wie er eilt, die Gegenstände abzuthun; er redet vom Ursprung der Sprache §. 26 — 30 oberflächlich und lädet mancherley Büchertitel ab, die man hier nicht suchen wird z. B. Eichhoffs Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien, Klaproths Asia polyglotta, Potts Etymologische Forschungen, Nils Idman Récherches sur l'ancilen peuple finnois, d'après les rapports de la langue finnoise avec la langue grecque. Straßburg 1778. u. m. a.; wenn diese hier stehen sollten, so durften gleich alle übrigen Werke mit aufgeführt werden, die sich mit Vergleichung der Sprachen beschäftigen. Das gleiche oder doch ähnliches gilt von den nächstfolgenden §§., wo von den ersten Erfindungen und Lebensweisen der ältesten Menschenstämme geredet wird, wie diese zur Musik, zu Gestirnkenntniß, Hirtenleben, Feldarbeit, Baukunst, zu Schiffahrt, Handel und Gewerben und Religion u. s. w. vorgeschritten seyn mögen. Bey Erwähnung der Anfänge der Astronomie werden z. B. Bailly und Delambre mit mehr andern angezogen; von den ersteren nicht etwa nur seine unkritische Hist. de l'Astron. ancienne sondern auch seine Gesch. der neuern Astronomie seit der Gründung der Alexandrinischen Schule bis ins 18te Jahrhundert. Statt zu sagen: Delambre Hist. de l'Astron. Paris 1817 — 21 5 Voll. 8. gebührte sichs hier nur auf die Hist. de l'Astr. anc. Vol. I. ch. 1 zu verweisen; denn nur da giebt er an, wie möglicher Weise die ersten und alltäglichen Himmelsbeobachtungen gemacht werden mochten ꝛc.; er nennt sie Astronomie traditionelle. Im 2. Kap. giebt er sogar einen Auszug aus dem ältesten griechischen Mathematiker, Autolikos von Pitane, dann von Euklides u. s. f. Auch zweifelt Rec. daß es von diesem Werke eine Ausgabe in Octav gebe; er kennt nur eine Quartausgabe und diese hat 6 — 7 Bände. — Und warum

wurde hier nicht auch Montucla genannt? er hatte eben so viel Anspruch darauf, hier angezogen zu werden, als die beyden genannten, zumal aber mehr als Weidler u. a. Höchstens mochte noch auf die letzten Kapitel des ersten Bandes, auf die Geschichte der Astronomie der Sinesen und der Inder bey Delambre verwiesen werden, wenn der Verf. den Satz hätte aufstellen und durch eine gewichtige Autorität sicher stellen und verbürgen wollen, der Satz, daß vor und außer bey den Griechen im ganzen Alterthum bey keinem Volke keine wissenschaftliche Astronomie, keine Theorie und eben deßhalb sogar keine genauere Beobachtungen gefunden werden; ein Satz, den Delambre siegreich gegen Bailly darthut, und der für jeden Unbefangenen durch die Vergleichung und Analogie anderer Wissenschaften und Theorien bey Hellenen und Barbaren bestätiget wird.

Ob die Remarques critiques sur l'histoire de l'Astr. anc. de Mr. Delambre von Marcoz an jenem Satze etwas ändern, kann Rec. nicht sagen, da er dieses Werk nicht kennt. — Eben so bey den Anfängen der Baukunst, Gewerbe und Schiffahrt; — es werden viele Werke genannt, nur beweisen sie hier nichts, z. B. Wiebekings Bürgerliche Baukunde Bd. I., Stieglitz, Hirt u. m. a., oder G. W. A. Fikenscher Beytrag zur Gesch. der Handwerke und Zünfte Lpz. 1803! Schulz über die Bedeutung der Gewerbe im Staat, Hanau 1821!! — J. Scheffer (nicht Scheffler, wie hier fehlgedruckt steht) de militia navali veterum u. s. w. a. Wenn dieserley Werke hier schon genannt werden sollten, wie viele andere mußten zugleich, und verdienten vor diesen genannt zu werden, z. B. Hüllmann Gesch. der Stände und Städte in Deutschland. Zumal bey den §§. 36 — 39 über Religion und Mythologie ergießt sich der Verf. reichlich in Literarnotizen, aber wiederum gutes und schlechtes, Altes und Neues, ja zukünftiges gleich als sey es schon da; bunt und kraus hinter einander aufführend; — doch vermißt Ref. den alten Abbé Pluche, Gesch. des Himmels, und zumal Hederich's mythologisches Lexikon, das so unterhaltend wie nicht leicht ein anderes und auf gute alte Weise gelehrt ist; freylich fehlt aller Verstand und gesundes Urtheil; — allein in welchem mythologischen Lexicon findet man dergleichen? — W. Vollmers Vollständiges WB. d. Myth. Stuttgart 1836. 2 Bde. wird als „sehr vollständig" gerühmt, mit Bezug auf die „Allg. Schulz. 1836. Nr. 93."; allein wenn es auch noch vollständiger wäre, so macht dieser Umstand dasselbe weder zuverläßiger und richtiger, noch hängt davon das gesunde Urtheil ab. Unter den mancherley guten und schlechten (zu letzteren gehören die hier S. 21 genannten Schriften von Lindemann) nimmt sich seltsam aus Necker de l'importance des opinions religieuses! Noch mehr aber wird man überrascht und verblüfft, wenn man nach Görres As. Mythen-Gesch. K. v. Weiller, Benjamin Constant, O. Müller, Buttmann x. nach Paley-Brougham und vielen anderen endlich zuletzt verzeichnet siehet: „Schelling Philosophie der Mythologie, Stuttgart 1836. 8. — "!!

Diese Angabe kann nur aus einem Meßkatalog oder aus der Anzeige der Werke, welche künftig erscheinen sollen, entnommen seyn; obige Schrift Schellings wird bis heute von den zahlreichen Verehrern dieses Genius nur mit Sehnsucht erwartet und ihre Erscheinung gewünscht. — Solche ganz bedeutungs- und gehaltlose Schriften, dergleichen eine des unberufenen W. Menzel in dem Streit zwischen Creuzer und Voß über Symbolik ist, sollten gar nicht erwähnt werden, um statt solcher Ephemeren Raum für das Gute zu behalten. Ein wahrer Schutthaufen größestentheils hieher nicht gehöriger Schriften ist §. 41, wo von der Sündfluth gesprochen wird, aufgethürmt, gar nichts älteres, aber von neueren dagegen: Meyer, Sack und Pott; Link und Ballenstädt! Delüc gehört hieher und mag viele andere ersetzen; desgleichen Cuvier; aber was sollen hier Al. v. Humboldt mit den fragments de Géologie et de Climatologie asiatiques? was vollends K. Cäs. v. Leonhard (nicht Leonhardi) mit seiner Geologie? Dagegen verdient Lob die (ebd. S. 279) Nachweisung der vornehmsten Stellen der Griechen und Römer u. a. Völker über vorgeschichtliche große Fluthen. Solche Nachweise hätte der Verf. füglich bey den meisten hier abgehandelten Gegenständen geben können und sollen; er hätte dadurch sich manche, die sein Buch nachschlagen werden, zu Dank

verpflichtet; und er konnte dieß ohne große Mühe thun, da die Hauptstellen schon oft und von verschiedenen Schriftstellern aufgespürt und zusammengestellt sind.

(Fortsetzung folgt.)

De Diis Timaei Platonici scripsit Theophilus Hartmann. Breslau 1840. 8. 38 Seiten.

(Schluß.)

Aristoteles bevorwortet seinen Versuch, die Anzahl der Astralgötter, die nach ihm gleichen Wesens mit dem obersten Naturgeiste sind, zu bestimmen, mit dem Bemerken, ὅτι περὶ πλήθους οὐδὲν οἱ πρότερον εἰρήκασιν ὅτι καὶ σαφὲς εἰπεῖν, ἡ μὲν γὰρ περὶ τὰς ἰδέας ὑπόληψις οὐδεμίαν ἔχει σκέψιν ἰδίαν· ἀριθμοὺς γὰρ λέγουσιν τὰς ἰδέας οἱ λέγοντες ἰδέας· περὶ δὲ τῶν ἀριθμῶν ὁτὲ μὲν ὡς περὶ ἀπείρων λέγουσιν, ὁτὲ δὲ ὡς μέχρι τῆς δεκάδος ὡρισμένων· δι ἣν δ'αἰτίαν τοσοῦτον τὸ πλῆθος ἀριθμῶν, οὐδὲν λέγεται μετὰ σπουδῆς ἀποδεικτικῆς. Und sofort geht er über auf seinen Versuch, die Anzahl der Götter zu bestimmen. H. Hartmanns oben beygebrachte Sätze würden auf die Zehne führen können: Sonne, Mond und Erde sammt den 5 Planeten, dazu der Fixstern-Himmel, und — Gott der Schöpfer? Aber dieser ist doch wahrlich toto genere und diametral den andern entgegengesetzt, und kann mit ihnen nur wie jede andere Einheit, in abstracto zusammengezählt werden. Weil das Wort θεός einen viel weitern unbestimmteren und niedrigeren Begriff anzeigte, als wir heute mit dem Worte Gott verbinden, eben darum hat Plato durch den Namen δημιουργός ihn von den übrigen streng geschieden, so wie Aristoteles seinerseits den absoluten Geist oder Gott seiner Naturphilosophie höchst selten θεός nennet, vermuthlich um die gemeinen Vorstellungen von Göttern abzuwehren; eben dieser Aristoteles gebraucht den glücklichen Ausdruck: die Natur sey nicht göttlich, sondern dämonisch! er meynt damit zwar vorzugsweise die sublunarische Welt des Animalismus, scheint aber anderwärts auch die Gestirnwelt nicht auszuschließen. Plato ist der einzige entschiedene Monotheist mit einem wahrhaft supramundanen nicht bloß nothwendig denkenden, sondern freyen Gott. Die übrigen, die er wohl auch θεοί nennt, sind alle Geschöpfe jenes einen höchsten Gottes, sind Engel oder Naturgeister, oder wie man sie nennen mag, ihm zum Theil ähnlich, immer aber und in alle Wege untergeordnet. Der Polytheismus des ganzen Alterthums beruhte ursprünglich auf dem Gestirndienst, wie dieß Aristoteles ausdrücklich sagt, und die Stoiker stimmen bey. Plato hingegen ahndete an den himmlischen Erscheinungen ein mathematisches Problem, in unserm Timäus S. 40 C. D. „er stellte den Mathematikern die Aufgabe, alle die am Himmel sichtbaren Bewegungen der Gestirne durch Kreise und Kreisbahnen darzustellen!" Diese Idee, sagt Delambre I. 16. 17 Gesch. d. a. Astr., hatte die glücklichsten Folgen; wir haben zwar keine Kunde von den ersten Versuchen der Geometer, aber wir erfahren aus Ptolemäus, daß Apollonius von Perga mittelst der Epicyclen das Problem von den Stillständen und Rückläufen der Planeten aufgelöst hat. Plato verdient daher als einer der ersten Beförderer der wahren astronomischen Wissenschaft angesehen zu werden." Des Aristoteles ἀστρονομικά, sagt derselbe ebd., sind verloren, und wir haben ihren Verlust nur wenig zu bedauern, wenn wir nach seinen 4 Büchern de Coelo urtheilen! — Gewiß, Aristoteles war an der Erde daheim Plato, am Himmel! Was ihn an den sichtbaren Himmel fesselt, das ist nur der helle Wiederschein der höheren Geometrie, die von dort herableuchtet, uns aufrichtet und hinüberführt über das mathematische Naturgesetz in das Reich der höherm Ideen und durch diese zur Erkenntniß und Anschauung Gottes, des einen allweisen Schöpfers, des allein Guten.

J. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Abschnitt, von der Ueberschwemmung des südöstlichen Asiens bis Moses, spricht der Verf. zunächst von der Sprachverwirrung oder der Verschiedenheit derselben, dann von der Erfindung der Schreibkunst, von den Schreibmaterialien, Instrumenten, Abbreviaturen, Hieroglyphen, Pasigraphie und mehr anderem der Art, was sich hieher ziehen ließ, auf eine kopfverwirrende, schlechterdings nicht aufhellende Art; endlich von den Wissenschaften, deren Ursprung er in diesem Zeitraume suchen zu dürfen meynt; dahin zählt er 1) die Dichtkunst, 2) die Beredsamkeit, 3) die Geschichte, 4) die Mathematik; a) Arithmetik, b) Geometrie, c) Mechanik, d) Astronomie, e) Chronologie; 5) die Geographie, 6) die Physik, 7) die Philosophie, 8) die Arzneykunde, 9) Rechtskenntniß, 10) Religionskenntniß. Auf diese Wissenschaften in ihrem damaligen Zustand paßt wahrlich nicht die Definition, die der Verf. S. 1. §. 2. giebt: „Wissenschaft an sich ist der Inbegriff gewisser (?) durch die Vernunft erkannter (!) und in sich zusammenhangender Wahrheiten!“ — Was nun auch hier die reichlich beygebrachte Literatur betrifft: so geht wiederum alles durch einander und es ist sich wenig darauf zu verlassen, daß die genannten Bücher von dem hier besprochenen nahe oder entfernt handeln; denn gleich S. 31 ist „S. Stern Vorläufige Grundlegung zu einer Sprachphilosophie, 1835“ ꝛc. ganz am unpassenden Ort genannt, und enthält kein Jota zu dem Texte dieses Paragraphens, der von der babylonischen Sprachverwirrung und Völkerscheidung redet; Hr. Stern aber giebt nicht mehr, als der Titel besagt, eben nur einen Beytrag zur allgemeinen oder philosophischen Grammatik. Vor Stern wird auch W. Lazius de gentium migratt. etc. hier genannt, zwar weniger unschicklich als Stern, doch aber möchte Rec. das Buch kaum nennen. — Seltsam nimmt sich S. 32 in der bunten Reihe derjenigen, die von der Erfindung und dem Ursprung der Schreibekunst absichtlich oder gelegentlich geredet haben, z. B. Herm. Hugo, Bangius, Bern. v. Mallincrot, J. N. Funck, Wachter ꝛc., neben vielen älteren und neueren, die de re diplomatica gehandelt, als da sind Gatterer, Maffei, Mabillon, Oberlin, Mannert, Schönmann, Pfeiffer, Hug, Huch, Freret, Lepsius und viele andere Namen, die sich mit ganz speciellen Schriftarten beschäftigen — neben diesen Schriftgelehrten nimmt sich wunderlich aus — „Condorcet Esquisse d'un tableau historique etc. p. 50. p. 54. Lips.“! Condorcet konnte zufolge der Lage, darin er sich, als er jene Skizze aufsetzte, befand, nichts anderes als nur vages Gerede vorbringen, wie er S. 61 flg. m. Ausg. thut; denn ohne Zweifel ist es diese Stelle — in der dritten Epoche gegen das Ende, — um deren willen ihn Hr. Gräße an diesem Orte genannt hat, und nur an dieser Stelle redet Condorcet nach bloßen vagen Muthmaßungen in seinem ganzen Werkchen allein von der ersten Schrift und von der Erfindung der Hieroglyphen. — Günther Wahls Allgemeine Geschichte der morgenländischen Sprachen und Literatur und eben desselben Allgemeine Geschichte der Literatur gehören wohl eher hieher; dennoch aber sieht Rec. diesen Autor

nirgend gerne citirt; er schwatzt viel und breit, ohne rechte Belehrung und ist überall unzuverlässig; man sehe nur seine Schrifttafeln! Wenn ferner S. 33 §. 47. zur Erhärtung des Satzes, „daß die Assyrer lange schon vor dem babylonischen Thurmbau die Schreibkunst verstanden zu haben scheinen“ hinzugefügt wird: „cf. Simplic. XLVI. ad Arist. lib. I. de mundo;“ so ist erstens das Werkchen, das de mundo überschrieben ist und fälschlicher Weise unter den Aristotelischen Schriften steht, so klein, daß es, selber nur ein Büchelchen, nicht in Bücher, sondern nur in Kapitel abgetheilt ist, in allen Ausgaben; zweytens aber hat dasselbe Simplicius nicht commentirt, so viel wir wissen; und hätte er dieß auch gethan, so ist uns sein Commentar nicht erhalten; obiges Citat meynt ohne Zweifel im Commentar des Simplicius π. οὐρανοῦ l. II. diejenige Stelle, wo erzählt wird, daß Kallisthenes, der Gefährte Alexanders des Großen dem Aristoteles astronomische Beobachtungen der Chaldäer überschickt habe, dergleichen in Babylon von uralten Zeiten her aufgezeichnet worden; — jene Zahl XLVI. kann nur auf lateinische Uebersetzungen des Commentars des Simplicius sich beziehen, da der griechische Text in der einzigen Ausgabe, in der Aldina, solche Textabtheilungen nicht hat.

Da man sich von vielen Seiten her und so oft auf die Autorität der berührten Nachricht des Simplicius beruft, da selbst der verewigte Niebuhr in seiner Abhandlung über die Chronik des Eusebius nach der armenischen Uebersetzung (Kl. historischen Schr. Bd. I.) auf sie den Glauben an die Wahrheit der ältesten Traditionen über die vorderasiatischen Reiche gründet, wie jene Traditionen von Diodor bis Syncellus ꝛc. unter den Griechen aufgezeichnet worden: so sey es dem Rec. erlaubt zu bemerken, daß seines Wissens kein Schriftsteller außer Simplicius jene Nachricht giebt, daß auch im Aristoteles selber sich keine Gewähr dafür findet, als eben die commentirte π. οὐρ. II. 12, π. 60 S. 53 Sylb.; hier sucht er zu erklären, wie es komme, daß nicht immer gleichmäßig die Sterne nach Maßgabe ihres Abstandes von dem obersten Himmel mehrere Bewegungen haben? während einige in der Wirklichkeit wenigere — epicyclische — Bewegungen haben, als manche andere Planeten, wie uns theilweise Bedeckungen und Verfinsterungen derselben augenscheinlich zeigen, z. B. beym Mond und Mars; — ὁμοίως δὲ καὶ, fährt er fort: περὶ τοὺς ἄλλους ἀστέρας λέγουσιν οἱ πάλαι τετηρηκότες ἐκ πλείστων ἐτῶν Αἰγύπτιοι καὶ Βαβυλώνιοι· παρ' ὧν πολλὰς πίστεις (Buttmann bey Ideler schlug πύστεις vor) ἔχομεν περὶ ἑκάστου τῶν ἀστέρων (d. i. der Planeten). Diese Stelle räumt aber gleiche Autorität desfalls den Aegyptern wie den Babyloniern ein.

Nach der allgemeinen Ueberlieferung und nach der Angabe des Seneca Qu. Nat. VII. 3., die er aus einer guten älteren griechischen Quelle geschöpft zu haben scheint, sind aber die Aegyptier desfalls weit eher als Lehrer der Hellenen anzusehen, als die Chaldäer. Ptolemäus der Astronom am Hauptsitze der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit im Alterthum, zu Alexandrien, hat nur 6 Mondsfinsternisse ausgehoben, die von den Chaldäern beobachtet aber erst von ihm berechnet worden; seine chaldäischen Quellen scheinen *ihn nicht* höher ins Alterthum zurückgeführt *zu haben als bis* zur Aera des Nabonassar. Waren ihm die angeblich von Kallisthenes überschickten Beobachtungen der Chaldäer denn gar nicht bekannt? Diese stiegen doch viel höher hinauf, angeblich auf mehr als 1900 Jahre vor Alexanders Eroberung von Babylon.

Doch Rec. will bey diesem Bedenken nicht länger verweilen und kehrt zu obiger Stelle Hrn. Gräße's zurück; — so wenig Simplicius für den Satz vom Alterthum der assyrischen Schrift beweiset, eben so wenig und noch weniger steht zu seiner Bekräftigung im Augustin de Civ. D. XVIII. 39., der eben daselbst zur Unterstützung angezogen wird. — Daß, wie auf derselben 33sten Seite §. 48. gesagt wird, „die Hieroglyphenschrift noch jetzt bey den Mexikanern im Gebrauch ist, bezweifelt Rec. sehr stark; wenigstens Morhofs Polyhistor T. I. Vol. I. c. 5. n. 24, der zum Zeugen aufgerufen wird, benimmt ihm diesen Zweifel nicht, zumal er sich nur auf Hörensagen und ältern Zeiten beruft; die Antiquités Mexicaines aber, ou relation des trois expéditions du Capt.

Dupaix etc. par A. Lenoir, M. Walden, Ch. Farcy etc. Paris 1836 III. Vol. f. sind dem Rec. nicht zur Hand; und wären sie es auch, so möchte er wahrlich ungern die Zeit und Mühe daran wenden, auf ein so unbestimmtes Citat hin aus 3 Bänden die Richtigkeit obiger Aussage zu belegen. Solche allgemeine Verweisungen sind überall widrig, vollends stehen sie einer Literärgeschichte ganz und gar nicht an; war es aber nur darum zu thun, das Werk irgendwo anzubringen, so ergab sich in spätern Theilen sehr leicht eine schicklichere Gelegenheit und ein passenderer Ort. — Auf derselbigen Seite wird Heliodor Aeth. IV. 8, für die Behauptung angezogen, daß die Aethiopier die hieroglyphische Schrift von den Aegyptern bekommen haben sollen; allein Heliodor sagt nur, daß diejenigen Schriftzüge, γράμματα, welche dort βασιλικὰ im Gegensatze zu den δημοτικοῖς heißen, ähnlich sind — ὡμοίωται — den Buchstaben, die von den Aegyptern ἱερατικὰ genannt werden; ähnlich verhält sichs mit Theodoreti Quaest. in Genes. c. 50. — Ueber die ägyptische Hieroglyphik selbst sind S. 34. 35. 36. 37. Werke genug genannt, allein den meisten Lesern wäre gewiß hier und an vielen anderen Orten eine Sonderung des Veralteten und unbrauchbar gewordenen von dem, was noch gilt oder sich bewährt hat, höchst erwünscht gewesen; nach Th. Young's und Champollion des jüngern Entdeckungen können Kircher, Warburton u. dgl. m. nur um der Vollständigkeit der literarischen Notizen willen aufgeführt werden. Bey Horapollo Hieroglyphica ist die neue Ausgabe von Leemans Amsterd. 1835 nachzutragen; J. W. Pfaff's Hieroglyphik u. m. a. wäre zu streichen; denn wozu eine verführerische Masse von Büchertiteln? Wenn man die Werke mühsam gesucht hat, und nachschlägt: so findet sich in gar vielen wenig oder nichts von dem was man gesucht; das Hauptwerk, dem der Verfasser in seinen Angaben gefolgt ist, sollte er mindestens immer zuerst nennen; denn Untersuchungen über alle die vorkommenden Gegenstände erwartet ja kein billiger Leser von ihm; vielmehr sollte er, zumal hier bey der ersten Periode, bey der wir noch stehen, sich begnügen, mit wenigen Worten den Hauptpunct anzugeben, über den in den nachbenannten Schriften das weitere Für und Wider zu finden ist; dadurch wird er vielen Uebereilungen und Unklarkeiten entgehen. Denn was soll der Leser denken, wenn er z. B. §. 49. höre, „die Hieroglyphenschrift sey vom Anfang herein ein Mittel gewesen, aus Mangel der Buchstabenschrift sich Anderen durch Bilder verständlich zu machen, — nicht aber um Gedanken zu verbergen; — indessen habe sie doch auf den glücklichen Gedanken gebracht, „ob man nicht Bilder für alle Worte erfinden könne. Dadurch entstand die Wortschrift (?!), wie z. B. die Chinesische, die über 80,000 Charactere, welche aus 214 sogenannten Schlüsseln oder Urzeichen zusammengesetzt sind, enthält u. s. w." Es folgt dann eine hinlängliche Aufzählung von chinesischen Sprachlehren und Lexicis für Europäer, von Bayers Museum sinicum, Fourmont, Abel-Rémusat, Marshmann, Morrison, Prémare, de Guignes, Klaproth bis — Rautenbach, Görres As. M. G. und dem obenberührten Günther Wahl!! Dann sagt uns eine Anmerkung: „Einige Aehnlichkeit mit der Zeichenschrift der alten Aegypter, Aethiopier (?) und Chinesen hat die Runenschrift der alten nordischen Völker!" cf. Mour, dann Magnus Olaf u. a. zuletzt wieder ein ganz junger Autor, Legis; — sie sollten wenigstens nach der Zeitfolge gestellt seyn. Nach dieser Anmerkung aber fährt der Verf. in §. 50. fort: „Die Wortschrift verkürzt man nun ebenfalls wieder dahin, daß man die einzelnen Begriffe durch willkührlich angenommene Laute (!!) und Zeichen erkennbar machte und dadurch erhielt man die Sylbenschrift!" Und §. 51: „Da aber die Sylbenschrift noch zu weitläufig war und man noch zu viele Zeichen brauchte um die einzelnen Sylben zu bezeichnen, so verkürzte man sie dahin, daß man Zeichen für einzelne Buchstaben erfand und so entstand die Buchstabenschrift." — Es ist wahrlich besser über dieserley Puncte gar nichts zu sagen, als ein solches Kauderwälsch für einen Kitt der Literatur-Notizen hinzuschmieren. Rec. übergeht die nächstfolgenden Paragraphen, wo von Sprache und Schrift der Karthager §. 52, der Phönizier §. 53, der Griechen §. 54, der Etrusker §. 55 rc. gehandelt wird; das meiste der Art liegt außerhalb

seinem Bereich; das sieht aber jeder Leser alsbald, daß auch hier die Literatur ganz und gar nicht gesichtet ist. Ins Einzelne einzugehen erforderte mehr Raum und gelehrte Bücherkenntnisse, als Rec. hat; er will daher nur noch zerstreute Bemerkungen, theils zur Characteristik dieses Lehrbuches, theils zur Berichtigung beybringen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Historia de los tres Derechos, romano, canónica y español, con un estracto del código de comercio y otro de la ley de enjuiciamiento, por Garcia de la Madrid. Madrid 1831. 4.

Opusculos legales del Rey Don Alfonso el Sabio, publicados y cotejados con varios códices antiguos por la real academia de la historia. Vol. 1. 2. Madrid 1836. 4.

Berriat-Saint-Prix, Cours de droit criminel. Paris 1836. 8.

H. C. Frhr. von Gagern, Critik des Völkerrechts. Leipzig 1840. 8.

Charles Louis de Haller, Mélanges de droit public et de haute politique. Paris 1839. 8.

M. Berryer, Leçons et modéles d'éloquence judiciaire. Paris 1838. 8.

B. Saint-Edme, Répertoire général des causes célebres anciennes et modernes. Vol. 1 — 15. Paris 1834. 8.

William Jones, The theological and miscellaneous works. Vol. 1 — 6. London 1826. 8.

Carolus Octavius Castillionaeus, Gothicae versionis epistolarum Divi Pauli ad Tessalonicenses secundae ad Timotheum, ad Titum, ad Philemonem. Mediolani 1839. 4.

W. D. Conybeare, An analitical examination into the character, value and just application of the writings of the christian fathers. Oxford 1839. 8.

Basilii Caesareae Cappadociae Archiepiscopi opera omnia quae exstant, opera et studio J. Garnier. T. II. Paris 1839. 4.

Joannis Chrysostomi opera omnia quae exstant, opera et studio D. Bernardi de Montfaucon. Vol. 12. 13. Paris 1839. 4.

D. Joaquin Lorenzo Villanueva, Cartas eclesiásticas al Dr. Guillerms Diaz Luzeredi, en defensa de las leyes qua autorizan al pueblo para que lea en su lengua la sagrada Escritura. Madrid 1794. 4.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition. Th. 3. Münster 1839. 8.

E. Swedenborg, Arcana coelestia. Vol. 8. Tubingae 1839. 8.

Wilhelm Goerec, Voor-Bereidselen tot de Bybelsche Wysheid en Gebruik der heilige en Keckelyke Historien. Deel 1. 2. Utrecht 1700. f.

Jul. Müller, Die christliche Lehre von der Sünde. Bd. 1. Vom Wesen und Grund der Sünde. Breslau 1839. 8.

Wilh. Valke, Die biblische Theologie wissenschaftlich dargestellt. Bd. 1. Berlin 1835. 8.

Coleccion de las cartas que Bajo et titulo de Filósofo Rancio escribio en los *annos de* 1811, 1812, 1813 y 1814 et M. R. P. M. F. Francisco Alvarado. Vol. 1 — 5. Gerona 1825 — 35. 4.

Liber Redivivus: or, the booke of the universal Kirke re-opened. Glasgow 1839. 8.

Pierre-Laurent Roussot, De l'unité catholique ou nouveaux développements apologétiques de la religion. Part. I. Paris 1828 — 29. 8.

Thomas Pruen, An illustration of the Liturgy of the church of England, as to its daily service. Vol. 1. 2. London 1820. 8.

Annales de la propagation de la foi. Vol. 56 — 68. Lyon 1839. 8.

P. Christian, Histoire du Clergé de France, civilisateur, missionaire, et martyr, depuis la prédication de l'évangile dans les Gaules jusqu'à nos jours. T. I. Paris 1840. 8.

Hermogenes Africanus: De moribus ejus, praecipue dogmaticis opinionibus exposuit G. Boehmerus. Sundiae 1832. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die zweyte Periode theilt der Verf. in 3 Abschnitte 1) von Moses bis Alexander, 2) von Alexander bis Augustus, 3) von diesem bis Romulus Augustulus. Im ersten Abschnitt handelt Hr. Gräße von den Phöniciern, Aegyptern, Hebräern, Indern, Persern und Sinesen, und kommt dann endlich zu den Griechen S. 106 flg. Auch hier gilt im Allgemeinen das bisher angedeutete Urtheil, so lange der Verf. in den dämmerigen Zeiten der Sage und der Vermuthungen verweilt; allein sicherer ausgelesen und besser zusammengehalten werden seine gesammelten Literaturnotizen, so wie er da zu den einzelnen Autoren kommt z. B. zu Homer, zu Hesiod ꝛc. Nicht als ob da nichts auszusetzen, nichts zu- noch abzuthun wäre; jeder Leser wird auch da Arbeit genug finden: allein ganz ungehöriges begegnet selten; und wenn der Verf. viele kleine Aufsätze in Zeitschriften, Programme u. m. a. oftmals wenig bedeutendes mit aufführt, so werden es manche ihm wohl eher Dank wissen, als daß sie ihn darum tadeln möchten; es verführt ihn dazu sein Streben nach möglichster Vollständigkeit in Anführung zumal der neueren Literatur für jeden Autor; über diesem Streben sind manchmal gute ältere Werke übersehen, und werden von manchem Leser vermißt werden. Daß hiedurch nicht selten auffallende Ungleichheiten entstehen müssen, kann jedermann leicht zum voraus einsehen. Nur ein Beyspiel! Wenn im zweyten Band S. 403 flg. die Poesie der brittischen Völker celtischen Namens vorgenommen und hier S. 407 — 413 über Ossian eine mehrere Blätter füllende Literatur mitgetheilt wird: so wird man darüber stutzen, daß Homer mit seinen Gedichten und ihrer Geschichte, im ersten Band auf nicht viel mehr Blättern, von Seite 135 bis 145 habe abgethan werden können. So fleißig auch die kleineren Schriften und Journalartikel zu Homer, die in Deutschland, und zu Ossian diejenigen, die in England erschienen sind, sich zusammengetragen finden: so fehlt doch viel, daß beyde Artikel vollständig seyen; es fehlen über die italienischen, französischen, holländischen und die Beyträge von andern Orten her ähnliche Nachweisungen. Ueber Ossian sind am a. O. eine Menge von Journalartikeln und Streitschriften genannt, die in England für und wider die Aechtheit des Macphersonischen Fundes gewechselt worden sind; aber es sind nicht genannt die deutschen Uebersetzungen von Denis-Sined, Harold, Stollberg, Rhode, Ahlwardt, u. m. a., die beyher auch ihr Urtheil abgegeben haben und großentheils unbefangener als die meisten Engländer. Eben so wenig ist Cesarotti aufgeführt; — doch desfalls könnte sich der Verf. mit dem, was er über den Plan und die Absicht seines Werkes in der Vorrede sagt, entschuldigen; aber nicht rechtfertigen läßt sich die confuse Art, wie er die Sachen vorbringt und die zugehörige Literatur ausschüttet. Beyspielweise: Der Verf. II. 409 sagt: „Anfangs nahm man allerdings diese „(Ossian-Macphersonischen) Gedichte auch mit Begeisterung auf, und suchte dieselben sowohl in Bezug auf den Plan, die Ausführung und die wohlgetroffenen Charaktere mit den Homerischen Gedichten zu vergleichen (cf. Sulzer Theorie d. sch.

K. Bd. III. p. 631 fgg. Fr. Schlegel in Herders Adrastea Bd. V. St. 3. S. 350 flg. in Schillers Horen 1795 St. 10 p. 86 sq. und Deutsches Museum Th. I. p. 172 sq. und sämmtliche Werke Bd. X. p. 73 sq. Herders Werke zur sch. L. und K. Bd. VIII. p. 3 und XII. p. 389 sq.), was doch schon darum unhaltbar ist, weil während Homer weitläufige und ganze Völker umfassende Begebenheiten und Unternehmungen besingt, Ossian nur die Thaten einiger kleinen Volksstämme und Kriege von wenigen Tagen darstellt, während jener sogar die ganze Götterwelt mit in die Interessen und Kämpfe seiner Helden verflechtet, diese in Ossian gar keine Rolle spielen, und weil, während Homer's Epopöe aus mehreren Gruppen von Sagen und Schilderungen besteht, die des Ossian nur immer einen einzigen Gegenstand vor Augen haben; dagegen besteht das ganze Wesen der letztern in einem Pathos, das zuweilen sogar lächerlich erscheint und unter welchem eine gewisse geistlose Gedankenlosigkeit, ja selbst Mangel an tieferem Gefühle unter dem Bombast dunkler, anscheinend erhabener Ausdrücke und Bilder versteckt sind," u. s. w. —

Wenn man das vorstehende lieset, so fällt gleich in die Augen, daß der Verf. weder Homer noch Ossian kennt, daß er kein eigenes Urtheil hat, sondern Gott weiß wo aller Orten gemerkte und zusammengelesene Urtheile ineinander filzt, oder entlehnt, ohne daß er viel auf Gedanken oder Sprachrichtigkeit achtet. Wenn er streng auf seinem bibliographischen Standpunkt bliebe, so wäre es viel besser; Niemand würde solcherley gehalt- und gestaltloses Räsonnement vermissen; jedermann es vielmehr gerne erlassen, wenn dafür die literarischen Angaben etwas besser geordnet wären. Denn in der eben angezogenen Stelle werden die meisten Leser vermuthen, daß alle die genannten, Fr. v. Schlegel, Herder, Sulzer rc. den vorangestellten Satz verfechten, während in der That ihre Urtheile sehr weit auseinander weichen, ja einander sogar bekämpfen. Sodann bleibt man ungewiß, weß Namens derjenige sey, dessen Sämmtliche Werke Bd. X. p. 73 sqq. angezogen werden? vermuthlich Fr. v. Schlegel, dessen sämmtl. Schriften dem Rec. nicht zur Hand sind, Fr. v. Schl. aber sah den Ossian mit nichts weniger als mit verliebten Augen an; den irischen Barden dem jonischen Sänger gleich oder nahe zu stellen, über eine solche Idiosynkrasie ergießt er, wie billig, nur bittern Spott. Dagegen Herder allerdings hatte von früher Jugend auf eine gewisse sentimentale Zuneigung und Liebe zu Ossian gefaßt und bis in seine letzten Tage bewahrt; in denen er seinen Aufsatz: Epopöe, in der Adrastea Bd. V. S. 296 fgg. schrieb, wo er S. 340 fgg. auch vom Funde der Gesänge Ossians mit ungealterter Liebe redet. Die darauf S. 349 — 356 in der Adrastea folgende Beylage: „Volkssagen über Ossian, von einem gelehrten Hochländer" könnte v. Fr. Schlegel höchstens übersetzt seyn; — aber auch dafür spricht nicht der geringste Grund, zumal dieser Aufsatz unter Herders Werke Bd. 18 der Duodezausg. ohne alle weitere Bemerkung aufgenommen ist. Aber auch Herder verkennt nirgend den unermeßlichen Abstand Ossians von Homer, so sehr ihm auch im übrigen der alte Barde ans Herz gewachsen ist. —

Um die Art und Weise des Vfs. kenntlich zu machen, wie er die Geschichte der Cultur mit den Literarnotizen zu vereinigen sucht, stehe hier nach eine Probe, wie sie eben beym ersten Aufschlagen des Buches begegnet in Bd. I. S. 761; H. Gr. bevorwortet die griechischen Romanschriftsteller, wie folgt. „Der Roman, welcher seinen Namen bey uns von den Galliern hat, bey welchen er in der lingua vulgaris oder rustica, die zum Unterschiede von der alten unverdorbenen lateinischen, von der sie jedoch abstammte, die romanische genannt wurde und die Sprache der ungelehrten Hofleute wurde, geschrieben und zur Unterhaltung des ungelehrten Theiles der Nation bestimmt war, (cf. Wachsmuth von der lingua rustica und romana im Athenäum 1817 Bd. I. St. 2. p. 271 — 305. — Walter, De Romanensibus Helvetiae et Teriolis gentibus. Berol. 1832. 4. — J. M. Heilmaier. Ueber die Entstehung der Romanischen Sprache. Aschaffenburg 1834. Diefenbach über die Romanischen Schriftsprachen. Leipzig 1831 8. Eberhard in den Nachrichten zu Sulzers Theorie der sch. K. Bd. I. St. 1 p. 38. sq. Coray Prolegg. ad Heliodor. T. I. p. ε sq. —) muß trotz seines

prosaischen Form zu den Dichtungsarten gerechnet werden, und schließt sich unter denselben am meisten an das Heldengedicht an.“ — —

Rec. schreibt nur diese Periode zur Probe ab, es holpert aber so weiter fort über den Unterschied zwischen Roman, Mährchen, Epos u. s. w., schließt aber nach allerley schalem Gewäsche mit dem — aus andern entlehnten, — allein wahren und allein hier anzuführenden Satze: daß die Tendenz aller Romane der Griechen in diesen und der folgenden Periode nur die Schilderung der Abentheuer einiger Liebenden war. Uebrigens ist obige Periode keine der längsten von der Art, wo ein Satz in den andern eingeschachtelt und jeder für sich wiederum mit so viel literarischen Notizen belastet ist, daß man nöthig hat, drey und viermal von vorne anzufangen und sie durchzulesen, ehe man mit aller angewandten Mühe endlich sich des Zusammenhanges versichert halten kann. Abgesehen vom Styl, so war es besser, über den Unterschied zwischen Epos, insbesondere das Homerische, Roman, Mährchen u. dgl. m. auf Göthe oder auf irgend eine Aesthetik oder Kritik zu verweisen, als Plattheiten zusammenzuraffen. Daß Walter De Romanensibus Helvetiae et Teriolis gentibus nicht hieher gehöre, ersieht jedermann leicht aus dem Titel; und wenn darin auch einiges über die romanische Sprache in Graubündten ꝛc. und überhaupt über das Entstehen der sogenannten romanischen Sprachen vorkommen kann: so sucht doch Niemand geradezu beym griechischen Roman diese Literaturnotizen; sie gehörten zu Bd. II. S. 5, wo von dem Ursprung der sogenannten romanischen Sprachen in den Provinzen des weströmischen Reiches — freylich auf eine für die Wichtigkeit des Gegenstandes zu dürftige Weise — die Rede ist; zwar verweiset da der Verf. auf die vorhin angeführte Stelle vom griechischen Roman zurück; allein da stehen sie immer am unrechten Ort, wo nur der Name Roman für eine Art der literarischen Productionen erklärt werden dürfte. Statt mancher der Bd. II. S. 5 genannten Schriftsteller, oder doch neben denselben hätten empfohlen werden sollten und der Zeit ihrer Erscheinung nach, empfohlen werden können: Lindner Vergleichende Grammatik der lateinischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, französischen und englischen Sprache ꝛc. nach Blondins Grammaire Polyglotte bearbeitet. Leipzig 1827; vor allen aber und statt aller anderen Fr. Diez Grammatik der Romanischen Sprachen 2 Bde. 1836 und 1838, und K. M. Rapp Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach psychologischen Grundsätzen. Schon der erste Theil eines jeden Werkes der beyden zuletzt genannten Sprachforscher zeigte klärlich, daß hier den Anfängen der romanischen Sprachen und ihrer Entwickelung auf eine so scharfsinnige Weise nachgespürt und das System derselben so historisch sicher aus einander gesetzt wird, daß sehr viele der hier und Bd. II. S. 5 angeführten früheren Schriften kaum noch als Material zu gebrauchen sind, z. B. Wachsmuths Aufsatz im Athenäum. G. M. Heilmaier's Schulprogramm aber handelt mit keinem Worte weder vom Roman, noch von den sogenannten romanischen Sprachen des westlichen Europa, sondern, wie auch der Titel besagt, nur von der Romäischen Sprache, das ist, der heutigen neugriechischen; Heilmaier weiset den Verfall der alten hellenischen Sprache bey den Byzantinern nach; er zeigt nach Möglichkeit, wie und was von Gothen, Slaven, Albanesen, Türken, Franken und dann wohl schon früher auch von den lange herrschenden Römern in die griechische Sprache eingedrungen ist und zu ihrer Zerstörung beygetragen hat. — Koraes Prolegg. ad Heliod. aber können so wenig zum Zeugniß für den Ursprung des Romans und seiner Benennung dienen, als Eschenburgs oder Gräße's eigenes an hiesiger Stelle; denn Koraes beruft sich selber wiederum nur auf des Huetii Liber de origine fabularum Romanensium; dieß Büchlein des gelehrten Huet war bey der Geschichte des neueren europäischen Romans zu nennen, weil es in der Richtung dieser literarhistorischen Untersuchung die Bahn gebrochen und lange als das einzige über diesen Zweig dastand; Huets Büchlein aber ist schon lange durch Dunlop u. a. übertroffen, welche über die ältere Sprache und Literatur der romanischen Völker und die Volks-

bücher des Mittelalters mit großem Fleiße Nachforschungen angestellt haben.

Wenn man nun schon bey solcherley literarischen Puncten, als die bisher berührten und auf Gerathewohl ausgehobenen sind, dem Verf. nicht unbedingtes Vertrauen schenken darf, bey Puncten, über die er sich leicht die bessere und richtige Einsicht verschaffen konnte, weil sie uns meistens nahe liegen: so versteht sichs von selbst, daß man noch mehr Grund hat, auf der Hut zu seyn, wenn er von den fernliegenden Völkern, von Sinesen, Mongolen, Indern, Persern, Armeniern rc. redet. Gleichwohl werden gerade bey dem Schriftenthum der barbarischen Völker, der Asiaten, die meisten, für welche dieß Lehrbuch bestimmt ist, insbesondere wünschen, das beste aus dem vielen, worin manches nichtsnutzige und verrücktes Zeug ist, angezeichnet zu finden. Allein gleich Bd. I. S. 298, wo von den alten Persern und ihrem Religionsstifter Zoroaster gehandelt wird, ist neben Foucher, Anqnetil du Perron, Meiners, Tychsen (dem Göttinger) u. a. ganz in gleicher Reihe ohne jrgend eine Warnung genannt — Niklas Müller Mithras rc.!! Ein klein bischen sollte doch auch der Bibliothekar vom Inhalte und Werth der Bücher Kunde nehmen. In demselbigen Bande wird S. 301 angeführt Jul. Mohl fragments rélatifs à la Religion de Zoroastre, extraits etc. Paris 1829. 8. Stuttgart 1830. 8.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Schluß.)

Richard Mant, History of the church of Ireland, from the reformation to the revolution. London 1840. 8.

Dr. H. Reuchlin, Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche. Hamburg 1837. 8.

C. Smet, Histoire de la réligion catholique en Brabant et . . . à Bruxelles. Trad. du Flamand par l'abbé Tiron. Bruxelles 1839. 8.

F. de la Mennais, Réflexions sur l'état de l' église en France, pendant le dix-huitième siècle et sur la situation actuelle. Par. 1819. 8.

Historia y origen de las rentas de la iglesia de Espanna desde su fundacion. Madrid 1828. 8.

W. S. Browning, A history of the Huguenots. London 1840. 8.

De Reformatie. Tijdschrift voor de christelijke gereformeerde kerk in Nederland. Deel 5. 6. Amsterd. 1839. 8.

Roisselet, Histoire du protestantisme en France, et principalement à Nismes et dans le Bas-Languedoc, depuis son origine jusqu'à nos jours. T. 1—4. Nismes 1836—39. 8.

J. H. Merle D'Aubigné, Histoire de la réformation du seizième siècle. Vol. 1. 2. Paris 1838 8.

Valerian Krasinski, Historical sketch of the rise, progress and decline of the reformation in Poland. Vol. 1. 2. Loodon 1838. 8.

Andrew Reed and James Matheson, A narrative of the visit to the American churches. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

O. Frid. Fritzsche, Confessio *Helvetica* posterior. Turici 1839. 8.

Geschichte der Einführung der evangelischen Lehre im Herzogthum Pommern. Greifswald 1837. 8.

J. H. v. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhundert in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich-kritisch dargestellt mit einleitender Uebersicht der früheren Kirchengeschichte. Th. 1—4. Constanz 1840. 8.

Bullarium Romanum ed. Andr. Advocat Barbéri. Roma 1838—40. f. T. 1—4.

D. Vicente Gonzalez Arnao, Discurso sobre las colecciones de Conones griegas y latinas, que se han formado hasta las que componen el cuerpo del Derecho canónico. Vol. 1—3. Madrid 1793. 8.

H. J. Roijaards, Hedendaagsch Kerkregt bij de hervormden in Nederland. Deel 1. 2. Utrecht 1834—37. 8.

Don Juan Antonio Llorente, Historia critica de la inquisicion de Espanna. Vol. 1—10. Madrid 1822. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dem Rec. ist nicht bekannt, daß Mohls Fragmente zweymal erschienen oder im Verlag bey Cotta in Stuttgart fortgesetzt worden seyen; aber das weiß er gewiß, daß jene von Mohl aus persischen Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris gesammelten und in der Originalsprache herausgegebenen Fragmente von Prof. Vullers übersetzt worden sind unter dem nämlichen Titel: Fragmente über die Religion des Zoroaster aus pers. Schriftstellern gesammelt. Bonn 1831 (mit Zugabe von Hafis Leben aus Dawlet shah); gleichwohl bezeichnet Hr. Gräße letzteres Büchlein nicht als Uebersetzung, schiebt vielmehr zwischen Mohl und Vullers ein: A. Hölty's Dschemschid, Feridun, Guschtasp, Zoroaster. Hannover 1826 (1836). — Wenn ferner auf derselbigen 298ten Seite zu lesen ist: „Uebrigens ist es merkwürdig, daß auch der Medische König Hystaspes, der Vater des Darius als Verfasser von religiösen und mysteriösen Schriften genannt wird bey Clemens Alex. Strom. V. 5, 43. Lactant. Institt. VII. 15 und 18, Laurent. Lydus de mens. II. 3, Ammian. Marcellin XXIII. 6, 32. u. s. w.: — so sind auch hier wieder Combinationen gemacht und gewagt, für welche sich in den angezogenen Belegen nicht hinreichende Beweismittel finden. Denn Clemens Strom. VI. 5, S. 762 nach Potters Ausgabe sagt kein Wort weiter als καὶ τὸν Ὑστάσπην λαβόντες ἀνάγνωτε; — Lactantius aber macht den Hystaspes, qui fuit Medorum rex antiquissimus, wohl zum Propheten und Namengeber des Flußes Hydaspes, aber nicht zum Vater des Darius, wohl aber nennen Laurentius Lydus und Ammianus den Zoroaster und Hystaspes zusammen, wie auch andere thun, aber nicht als medischen König; es scheint immer ein und derselbe Hystaspes gewesen zu seyn, der nach Herodot und Xenophon zu Cyrus Zeiten vermuthlich Unterkönig in Susiana und Elymais gewesen und die Einführung und Verbreitung der Zoroastrischen Reform sich angelegen hat seyn lassen.

Rec. hielt die bisherigen ausführlicheren Darlegungen für nothwendig, damit sein Tadel nicht unbegründet erscheine und dasjenige, was er weiter erinnern wird, desto eher Glauben finde. Ich habe ohne Auswahl, und nur wie der Zufall sie bot, Stellen ausgehoben um mein Urtheil zu begründen; wer belesener und in jeder alten Literatur nach allen Seiten bewanderter ist, der wird leicht noch mehr neben dem Gerügten auszusetzen finden. Rec. behält es sich vor, auf dieses Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte wieder zurückzukommen, und alsdann nur die nackten Berichtigungen ohne alle Polemik vorzulegen; jetzo aber wiederholt er was er zu Anfang gesagt hat, daß dieß Werk sehr schätzenswerth und überaus brauchbar ja gewissermassen jedem Gelehrten unentbehrlich ist ungeachtet aller Verstöße und Versehen und mancher Nachläßigkeit und Gedankenlosigkeit, die in den meisten Paragraphen begegnen. Denn die Geschichte der einzelnen Wissenschaften wird nicht leicht Jemand aus diesem Werke kennen lernen wollen, das darüber nur vage und zum Theil irrige Vorstellungen und Berichte geben kann; von welchem Gelehrten wäre auch eine allgemeine Geschichte aller Wissens-

zweige und vollends bey allen schriftkundigen Völkern alter und neuer Zeit zu erwarten? Der Verf. hat aber auch gar nicht nöthig über den Inhalt der Wissenschaften viel zu sagen, und was er ja sagen muß, das thut er besser mit den kurzen Worten eines Kenners des Faches und der Geschichte desselben z. B. in der Medicin, mit Sprengels Worten; ohnehin setzt ja der Verf. das nächste Verdienst seiner Arbeit nicht in die innere sachlich-geschichtliche Entwickelung der Wissenschaften, sondern in die möglichst vollständige Nachweisung der bisher in Europa bekannt gewordenen literarischen Bearbeitungen der Wissenschaften, Künste und Unterhaltungen bey allen bekannten Völkern alter und neuer Zeit. Und hierin, in Nachweisung und Aufzählung des literarischen Reichthums aller Zeiten und Völker über alles menschliche, wahre und scheinbare oder wahrhafte Wissen und Dichten übertrifft er alle seine Vorgänger ohne Widerrede weit, und er hat in dieser Rücksicht mehr geleistet, als sich von einem Einzelnen erwarten ließ. Daß bey einem so umfassenden Unternehmen, viele und vielerley Verstöße mitunterlaufen, das wird kein billigdenkender dem Verf. zu hoch anrechnen, auch schaden sie dem Hauptzweck des Werkes nicht allzusehr; der Hauptzweck desselben ist aber ja doch eine zeitenrichtige Kenntniß der literarischen Productionen jedes schriftsäßigen Volkes in allen Fächern möglich zu machen. Wenn da auch ein und das andere Buch am unrechten Orte genannt wird, so hat das nicht viel auf sich, wenn es nur sonst ein gutes, ein interessantes Buch ist. Aus einer fremden, von uns entfernteren Literatur ist freylich jede Schrift mindestens von einigem historischen Interesse; eben so sind auch alle aus dem Alterthum erhaltenen, wenn auch noch so unerheblichen Schriftchen — Scholiasten und Commentatoren ꝛc. anzuzeigen. Aber bey Werken unserer neueren einheimischen Literatur liegt der Fall doch weit anders, wiewohl zugegeben werden muß, daß die beurtheilende Auswahl große Schwierigkeiten habe; doch, meynt Rec., sie lassen sich überwinden, wenn man die Bücher selber ein wenig ansieht.

Bey der Literatur der Griechen und Römer hat der Verf. absichtlich unterlassen, die Uebersetzungen anzugeben; er hat aber darauf gesehen, Werke zu nennen, wo man über die Literatur überhaupt oder die eines einzelnen Schriftstellers weitere Belehrungen und Nachweisungen auch der Uebersetzungen findet. — Was bey einigen griechischen Schriftstellern, von denen uns keine vollständigen Werke, sondern nur Trümmer, einzelne Sätze, Perioden, Sentenzen, Redewendungen u. dgl. m. übrig geblieben sind, auf eine rühmenswerthe Weise geschehen, daß Hr. Gräße die Sitze der bedeutendsten Fragmente angezeigt hat, dieses überall und möglichst vollständig bey allen verlornen Schriftstellern des Alterthums gethan, würde dem Werke einen weitern großen Vorzug vor allen ähnlichen gegeben und dem rühmlichen Fleiße die Krone aufgesetzt haben. Nach den Vorarbeiten des stupend gelehrten Jo. Alb. Fabricius in seiner Bibl. graeca und Bibl. lat. und nach den fleißigen Arbeiten und Fragmentensammlungen, welche in neuerer Zeit von jüngeren Gelehrten in Holland, Deutschland und Frankreich gemacht worden sind, wäre es nicht eben allzuschwierig, die Orte nachzuweisen, wo ein uns nicht in ganzen Werken erhaltener angesehener Autor citirt, und historische, geographische, literarische ꝛc. Stellen oder sonstige Gedanken, Aussprüche und Berichte desselben angeführt werden. Vielleicht entschließt sich der Hr. Vf. bey einer zweyten Ausgabe, dieß durchhin gleichmäßig zu thun.

Bey mehr oder minder großen Sammelwerken, wie Bekkers anecd. gr., Villoisonis an. gr., Burmanns und Wernsdorfs Poetae lat. minores, Assemani Bibl. orientalis, bey den verschiedenen Sammlungen der Kirchenväter oder Bibl. Patrum, bey den historischen Sammlungen, wie die Scriptores. Hist. Byzant. u. m. a. sind, hält es Rec. für das gerathenste, ihren Inhalt, d.i. die aufgenommenen Autoren nach der Reihe der Bände an einem Orte übersichtlich zusammenzustellen, und auf ein solches Verzeichniß überall da nur zurückzuweisen, wo von einem Autor die Rede ist, der sich darin findet. Man gewinnt auf diesem Weg einen Ueberblick von dem, was in solchen Sammlungen z. B. in Gaisford's Poetae graeci minores zu suchen ist, und die Citationen können sehr abgekürzt werden. Dieß bewährt sich namentlich für die später griechische und römische, für ei-

nen großen Theil der asiatischen, und der christlichen Literatur des Mittelalters; widrigenfalls, wie oft müssen die Mém. de l'Ac. des Insc. und ähnliche Schriften, wie oft müssen d'Achery, Baluzius, Muratori, das Journal asiatique, die Notices et Extraits etc. die Fundgruben des Orients u. m. a. mehr oder minder ausführlich genannt werden. Der fleißige Vrf., der schon beym ersten Wurf so vieles geleistet hat, wird dergleichen Abänderungen, Zusätze, Berichtigungen u. s. w. die seinem Werke nur desto größere Brauchbarkeit geben, gewiß bey der nächsten Gelegenheit gerne anbringen, nachdem er darauf aufmerksam gemacht worden.

Die Vorgänger in dem Versuch, die Literargeschichte systematisch und kritisch vorzutragen, macht Hr. Gr. I. S. 8. 9 namhaft von Conr. Gesner, J. Jonsius, Morhof, P. Lambeck u. s. w. bis herab auf Eichhorn, Fr. Schlegel und Wachler. Wie viel er ihnen verdanke, das erkennt er offen und mit Dank an, Vorr. S. X, daß sein Werk das vollständigste sey, dessen berühmt er sich eben daselbst mit Recht; daß er sich ferner ebd. S. VIII berühmt, „nicht allein Nachrichten über die bisher völlig unbekannte oder noch gar nicht behandelte Literatur mancher Völker, z. B. der Aegypter, Assyrer, Mongolen, Neger und Mexikaner, sondern auch die Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft, (also nicht bloß der Dichtkunst, Geschichte rc. sondern auch der Mathematik, Naturwissenschaften, Chemie rc., von welchem letztern bey Eichhorn und Wachler fast nirgends ein Wort stehet) zu geben:“ so ist dieß im Ganzen wohl wahr; doch erlaubt sich Rec. dieß einzuschränken. Was der Verf. von der Literatur der Neger, Mexikaner u. a. wilden Völker beyzubringen haben mag, das muß noch erst in den rückständigen Theilen erwartet werden. Ueber ägyptische Literatur hat Rec. durchaus nichts Neues hier gelesen; die Anzeige der hieher gehörigen Schriften ist verdienstlich, aber über die Schrift, Sprache und Literatur könnte Rec. manchen Aufsatz nachweisen, der klarer, zusammenhängender und richtiger lehrt, als was der Verf. vorgebracht hat — in der schon gerügten Weise. Um die hermetische Literatur, die der Verf. S. 295 — 298 bespricht, wird Niemand jenes alte Volk beneiden, wenn auch ihre Aechtheit und ihr rein ägyptischer Ursprung begründeter wäre, als es der Fall ist.

S. 297. Zu a) setze hinzu: Mercurii Trismegisti Pimandras utraque lingua restitutus D. Francisci Flussatis Candallae Industria. Ad Maximilianum Caesarem ejus nominis quartum. Burdigalae 1574 C. privil. Regis. 4.

Zu b.) Die Jatromathematica sind vor Höschel herausgegeben worden von Joachim Camerarius in Astrologica ex Hephaestione. Vetio Valente et aliis. gr. et lat. Nürnberg. 1532. 4.

Zu c) Der Verf. hat das Buch nicht angesehen; es giebt keine Octav- sondern nur eine Folioausgabe; die ächte vollständige Aufschrift derselben ist: *Εἰς τὴν Τετράβιβλον τοῦ Πτολεμαίου Ἐξηγητὴς ἀνώνυμος*. In Cl. Ptol. Quadripartitum Enarrator ignoti nominis, quem tamen Proclum fuisse quidam existimant. Item *Πορφυρίου φιλοσόφου Εἰσαγωγὴ εἰς ἀποτελεσματικὴν τοῦ Πτολεμαίου*. Porphyrii phil. Introductio in Ptolemaei opus de effectibus astrorum. Praeterea Hermetis Philosophi de Revolutionibus Nativitatum libri duo, incerto interprete. Basileae 1559. Die lateinische Uebersetzung, in der allein diese libri II. de Revol. Nat. existiren, beginnt 211; Hieronymus Wolf hat eine Widmung vorangeschickt: Viro ornatissimo Paulo Haintzelio Patricio Augustano; das Ganze aber hat von vorneherein der Typographus bevorwortet. — Die Fragmente des Hermes bey Stobäus hätten hier auch angezeigt werden können. Doch Rec. mag hiebey nicht länger verweilen; er bedauert beynahe die Zeit, die er auf dergleichen späte Ausgeburten des zerrütteten Geistes im west- und oströmischen Reich, ja der noch spätern arabischen Herrschaft verwendet hat; den einzigen Gewinn können dergleichen Schriften bringen, daß man die Geisteszerrüttungen und Krankheiten des Vorstellungs-Vermögens im Ganzen und Großen bey Völkern und Zeitaltern erkennt und einsieht. — Statt dessen, was der Verf. unter den Rubriken, Poesie, Theologie, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften von den Aegyptern sagt, was alles immer auf Sagen und Vermuthungen hinausläuft, hätte er

gar wohl ein Verzeichniß der nationalen Aegypter geben können, die in der zweyten Periode griechisch oder lateinisch geschrieben haben; für die griechische Literargeschichte und für die Beurtheilung des Geistes, der seit den Zeiten der Diadochen im griechischen Schriftenthum herrscht, wäre ein kritisches Verzeichniß der gräcisirten Asiaten und Semiten höchst lehrreich.

Unter den Assyrern befaßt Hr. Gräße, nicht mit Unrecht, auch die Babylonier und Chaldäer, manchmal auch die Syrer; was er aber da vorbringt, das alles verräth gar zu sehr, daß er sich mit den Sachen gar zu wenig beschäftiget und nur das gemeinläufigste, nicht selten ziemlich verwirrt aufgenommen habe. Der Verf. hätte aber wissen können, daß über die vorgenannten Völkerschaften der gelehrte Orientalist E. Quatremère im Jahre 1835 im N. Journal as. Bd. XV. Januar, Februar und März ein Mémoire sur les Nabatéens veröffentlicht hat, darin die klassischen und die spätern arabischen Nachrichten über die Nabatäer, mit welchem Namen die Assyrer und Babylonier rc. von den Arabern bezeichnet werden, mit großem Fleiß und ausgebreiteter Belesenheit gesammelt und mit Klarheit und Besonnenheit geprüft sind, und woraus sich über die alte Sprache und Literatur jener Nationen überraschende Aufklärungen ergeben. Es ist sehr zu wünschen, daß Hr. Quatremère seinen Vorsatz ausführe, die wenn auch vielfach interpolirte Nabatäische Ackerbaulehre in der arabischen Uebersetzung bekannt mache. „Das gründlichste Werk über die Ackerbaukunde (sagt Hadschy Khalfah bey Hammer Encyclop. Uebersicht der Wissenschaften des Orients S. 491) haben wir von Ibn Whashiyeh unter dem Titel: Agricultur der Nabatäer; Wachschiyeh wird vom Hadschy Khalfah oft als Uebersetzer aus dem Nabatäischen ins Arabische genannt, s. Hammer a. a. O. S. 513 und Jo. Henr. Hottinger Historia Orientalis, der das 8. Kap. des ersten Buches S. 245 bis 308 der Religion und dem Cultus der Sabäer, Nabatäer und alten Araber gewidmet hat und S. 298 auch von ihrer Literatur spricht, die wir bey Arabern und Juden des Mittelalters zu suchen haben; denn viele Schriften der Nabatäischen d. i. alten chaldäisch-babylonischen Literatur wurden frühzeitig in die nachbarlichen Dialekte, zumal ins Arabische übersetzt, und gewiß ein sehr beträchtlicher Theil des astrologischen Aberglaubens der Chaldäer hat sich auf diesem Wege mit einigen Modificationen über alle Länder der Moslemen und Christen im Abendlande verbreitet. Rec. meynt, die Chaldäer seyen für uns das gelegenste Beyspiel, zu zeigen wie ein Volk mitsammt seiner ganzen heiligen und profanen Literatur untergehen, völlig von der Erde verschwinden, und gleichwohl mit seinen Ideen einen fortdauernden mannichfaltigen Einfluß üben könne. Die apotelesmatische Gestirnacht kam seit Alexander mit Berosus auch nach Hellas, wo sie früher unbekannt war — nur Plato im Timäus S. 40. E. giebt Andeutungen derselben — und entwickelte sich da mit einigen Eigenthümlichkeiten, (so fern ein Wahn und mindestens theilweiser Irrthum einer consequenten Entwickelung fähig ist) so daß man zuletzt die chaldäische, ägyptische und griechische Horoskopie unterschied. Ptolemäus im Tetrabiblon I. c. 19. 20. Bl. 11 und 12 lehrt, worin die ägyptische Theorie des Horoskopes von der chaldäischen abwich; vergl. Scaliger zu Manilius I. p. m. 9. 10. Für einen jüngeren Philologen, der mit gründlichen klassischen Studien genugsame Kenntniß der semitischen Sprachen, namentlich der arabischen und rabbinischen, bey Maymonides u. a. verbände, wäre dieß ein ungemein anziehendes und allgemein lehrreiches Thema, zu untersuchen," wie und worin die Ansichten, Ideen, Glaubensweisen und Systemen der alten Aegypter, Chaldäer, Perser sich erhalten und fortgepflanzt, auf welchen Wegen und in welcher Art sich verbreitet, bey andern Völkern sich ansetzt und fortgewuchert haben. Dieß eben lernen wir kennen aus einem Theil der spätern griechischen Literatur, und den angeblichen Schriften des Hermes Trismegistus u. a.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, x.

(Fortsetzung.)

Was der Art nur in lateinischer Uebersetzung und erst im Mittelalter genannt wird, das alles scheint durch die Vermittelung der Araber herüber gekommen zu seyn; in den arabischen Handschriften-Schätzen der großen Bibliotheken zu Paris, Oxford, Wien, Petersburg, Rom, Madrid (Escurial) steckt erstaunlich vieles, was den herrschenden Geist früherer Jahrhunderte klar vor Augen stellt, und durch seine Erhellung auch auf die politische Geschichte des Orientes und Occidentes ein überraschendes Licht verbreitet; jedermann wird sich gleich erinnern wie Diocletian die alchymistischen Schriften in Aegypten verfolgte, und wie manche Päpste gegen Magie und Astrologie sich — umsonst — bemühten. In den Werken der ältern hochgelehrten Exegeten Casaubonus, Scaliger, Burtorfe, Hottinger, Lightfoot u. a. steckt erstaunlich vieles hieher gehörige, das sie fleißig aus alten Handschriften zusammenlasen; nur hatten sie sich durch ihren meistens polemischen Gesichtspunct das Urtheil beschränkt. Gleichfalls hieher gehört, jedoch hat mindere Bedeutung F. Lajard's Mémoire sur le système théogonique et cosmogonique des Assyriens ou des Chaldéens d'Assyrie, das seitdem erschienen und woraus er zuerst Fragmente im 14. Bd. des N. J. as. bekannt gemacht hatte. — Rec. hat dieß und anderes nur bemerkt, um die jüngeren Leser zu warnen, auf ihrer Hut zu seyn, daß sie die Worte des Verf. nicht durchhin für rechtsbeständig nehmen, wenn er in der Vorr. S. X sagt, daß sich in seinem Lehrbuche „auch manche nicht unwichtige Untersuchungen über philosophische, archäologische, geschichtliche und grammatische Gegenstände finden, die mit den von ihm erwähnten literärischen Sachen genau zusammenhängen.“ Denn nichts zu sagen von der hellenischen Philosophie, wie sie Bd. I. S. 384 bis 444 abgehandelt wird, so taugt noch weniger, was Bd. II. S. 495 flg. von den Philosophen des Occidents gesagt ist, wenn man eine deutliche Einsicht über die Hauptpuncte hieraus schöpfen will, z. B. über Nominalismus und Realismus S. 506; — wer hat seit Cramer in der Fortsetzung des Bossuet, seit Tiedemann und Tennemann die Urkunden eingesehen? und wie wenige jener Urkunden standen den genannten Forscher zu Gebot! Man sucht meistentheils über den genannten und andere widerstreitende Puncte und philosophische Ansichten nur bey den namhaften Häuptern einer Schule und in ihren Schriften nach, zu einseitig, während oft ausführliche Expositionen sich da finden, wo man sie im Voraus nicht erwartet noch gesucht hatte, namentlich in den Commentarien der Scholastiker zu Aristoteles, aber auch in ihren anderweitigen Commentarien zu Petrus Lombardus, zu Scotus x. So findet sich über die Ansicht der Nominalisten und Realisten manches in ganz vernachläßigten Büchern, z. B. in Pauli Soncinatis Ord. Praedic. Quaestiones Metaphysicales acutissimae, (zu den 12 Büchern der Aristotelischen Metaphysik) Lugduni 1579 fol.; ferner in Petri Tatareti Parisiensis, Joan. Duns Scoti, Doctoris subtilis, asseclae fidissimi: In summulas (ut ajunt) Petri Hispani subtilissimae Enarrationes etc. Venetiis 1571 8.; in meinem Exemplar ist beygebunden: Pe. Tatareti Par. in Gymnasio subtilium longe Clarissimi Universae Aristoteleae



Logicae disertissima Explanatio. septem tractatibus absolutum opus etc. Venetiis 1571. 8. — Doch kommt bey diesen philosophischen und andern Streitigkeiten wenig oder nichts an auf die vollständige Literatur, desto mehr aber auf die Bedeutung und den Werth des Punctes, über den der Streit geführt wurde und auf das dadurch gewonnene Resultat, oder doch wie der Streit zu weiteren Problemen geführt habe u. s. w.

Was Herr Gräße unter den grammatischen Puncten verstehen mag, darüber „Untersuchungen vorkommen sollen“ ist dem Rec. nicht deutlich; er hat deren nicht gefunden, der Verf. müßte denn dasjenige im Sinne gehabt haben, was er über Schreibekunst und Schrift gesagt. Daß der Verf. Delambres Geschichte der alten Astronomie nicht kennt, schließt er daraus, daß er, wiewohl den Montücla oft, doch Delambre selbst da nicht nennt, wo er unerläßlich stehen sollte, z. B. bey Ptolemäus, Bd. I. S. 1175 fg., während doch die zwey Quartanten so viel über die mathematischen und astronomischen Kenntnisse der Alten so deutlich und gründlich zusammenstellen, daß Bossüt und Montücla, Kästner u. a. dadurch ganz in Schatten gestellt sind; Delambre gibt Bd. II. S. 67 — 410 einen vollständigen Auszug, eine klare und nette Analyse des Almagests, so wie weiterhin seiner übrigen Schriften; bis S. 66 schickt er voran treffliche Abhandlungen über die Arithmetik der Griechen, über die Construction der Sehnentafeln, über die geradlinige, ebene, und über die sphärische Trigonometrie der Griechen, Abhandlungen, ohne deren vorläufiges Studium kein Philolog an die Lectüre der hier einschlagenden alten Schriftsteller gehen kann. Delambres Geschichte der alten Astronomie erschien 1817; zwar hat sie H. Gräße einmal genannt aber nicht gebraucht, folglich auch nicht eingesehen; dieß glaubt Rec. durch das obige hinlänglich bewiesen zu haben.

Doch, so oft ich das hier anzuzeigende Buch aufschlage, und wo und wann ich es einsehe, fällt mir überall etwas auf, das ich anders wünschte, gleichwohl habe ich nicht weniger, als die Absicht es zu tadeln, im Gegentheil vielmehr es zu loben, und zu empfehlen; denn, wie gesagt, es ist ein überaus schätzenswerthes und brauchbares, ja unentbehrliches Werk, für das man dem Hrn. Verf. nicht genug danken kann; es übertrifft alle seine Vorgänger, Meusel, Wachler rc. bey weitem, mindestens wenn man auf den bibliographischen Theil sieht — und hierauf gründet der Hr. Vf. selber vornämlich sein Verdienst — aber auch in Angabe der geschichtlichen sachlichen Entwickelungen würde es ihnen nicht nachstehen, wenn der Verf. von denselben, die Literarischen Notizen getrennt hätte; seine Angaben würden dadurch an Klarheit und Uebersichtlichkeit gewonnen haben, und sein Styl würde minder verwickelt worden seyn und manche Verstöße in Ausdrücken, in Fügungen und im Gedanken selbst würden ihm sofort in die Augen gefallen seyn, und er würde sie leicht verbessert und berichtiget haben; zu wenig Ordnung und klare Uebersichtlichkeit sind Hauptmängel, die diese Arbeit und den Leser drücken. Doch, Rec. wiederholt es, wenn auch vom Anfang bis zum Ende auch nicht ein Paragraph sich findet, bey dem nicht manches vermißt, nicht manches *ausgestellt* und berichtiget werden könnte *und müßte*; *so* bleibt das vorliegende Werk in *alle* Wege ein höchst verdienstliches, nur deutschem Fleiße mögliches und dankenswerthes, das kein Literator ohne mannichfaltige Belehrung auch für sein spezielleres Gebiet zu Rathe ziehen wird. Denn es liefert eine so vollständige Uebersicht der Literatur aller Völker der alten und mittlern Zeiten, als man sie nur wünschen und mit Billigkeit verlangen kann; — was hin und wieder fehlt und dessen ist gewiß nicht vieles, mindestens aus der deutschen Literatur — kann sich jeder, der es zu seinem Handbuch macht, leicht nachtragen; was es aber zu viel, d. i. Unrichtiges enthält, mag er ausmärzen. Wenn man seinen Inhalt im Ganzen überblickt, so erweckt er manche wichtige Reflexionen; Rec. will deren einige zum Schluß nur flüchtig andeuten.

Hat man nämlich hier die verschiedenen Völker mit ihren Schriftschätzen und einer auch nur oberflächlichen Kenntniß derselben, überschaut, so fällt sogleich zuerst in die Augen, daß es nur zwey Völker sind, die mit ihrer Literatur weithin und

nachdrücklich gewirkt haben, und noch immer fortdauernd nachhaltig wirken. Es sind diese zwey Völker die Hellenen und die Hebräer. Und beyder ihre Literatur wie ungleich an Umfang und an Inhalt! wie tief und mannichfaltig, wie allverbreitet ihre Wirkung, zumal der einen! Von den Sandwüsten und Binnenländern des heissen Afrika bis zu den Gränzen des alten Sina und bis zu den Polargegenden, giebt es kein Volk auf Erden, das zu einiger Gesittung und Civilisation, ich will nicht sagen zu höherer Cultur kam, das nicht, seit nahebey 2000 Jahren, schwächer oder stärker, von dem Geiste ergriffen und umgeschaffen worden wäre, der in den Schriftresten jener beyden Völker waltet, und von ihnen ausgegangen zu seyn scheint mit der Bestimmung, sich das ganze Menschengeschlecht zu unterwerfen und auf seine vorherbestimmte höhere Stufe zu heben in Erforschung des Wahren und Schönen und in Uebung des Heiligen.

Der Islam ist in seinem Ursprung, von der einen, in seinem Fortgang, von der andern sehr mannichfaltig und stark influencirt worden; die christlichen Völker aber, zumal des Abendlandes, haben die Herzwurzel ihres menschlichen, geistlichen Lebens in die Literatur beyder getrieben und haben bestanden bisher, und können bestehen auch hinfüro nur allein durch jene beyden Literaturen und den für Wort und That unerschöpflichen und ausgleichenden Einfluß, den sie bey den besten und kräftigsten Männern der vergangenen Jahrhunderte ausgeübt haben. — Von diesem Einfluß legt nichts ein vollgültigeres und augenscheinlicheres Zeugniß ab, als ein Blick auf die nachgefolgten Literaturen späterer Völker; — es wird wenig daran fehlen, daß mindestens die Hälfte, wenn nicht sogar noch mehr, der ganzen Literatur der zweyten Periode, nur in Commentarien, Exegesen und Erläuterungen, in Ausführungen und Anwendungen dessen, was sich bey Hellenen und Hebräern vorfand, was sie enthielten und erregten, besteht. Bd. II. S. 58 — 308 die Lit. der christlichen Theologie von 476 bis um 1100. Obiges gilt nicht bloß vom Mittelalter; schon die Griechen der Römischen Kaiserzeit im 2ten und 3ten Jhdt. fiengen an, den poetischen und prosaischen, zumal aber den philosophischen Nachlaß ihrer Altvordern zu commentiren, daran sich zu bereichern und aufzurichten. — (Plutarch). — Die Christen unter ihnen thaten desgleichen, — nur daß sich ihr Fleiß und Nachdenken zugleich und in noch höherem Grade auf die eigenen Quellen ihrer Religion wandte. — Origenes. — Hieronymus. — Die Kirchenväter lateinischer und griechischer Zunge. — Denn das Judenthum war die Wurzel, aus der das Christenthum erwuchs; letzteres in seiner ewigen Vorherbestimmung konnte unter andern vorzüglich, und zum Theil nur aus der alten hebräischen Literatur erwiesen, begriffen und vertheidigt werden. Dadurch aber, daß die Schriften des Neuen Bundes in einem hellenisirenden Idiom geschrieben waren, kamen beyder Literaturen in einen unzertrennlichen und so regen Verband, daß unter den christlichen Völkern nur bey denjenigen, unter welchen das Studium jener beyden Sprachen und Literaturen immer und innig verbunden blieb, eine vollständige Cultur nicht allein in der eigenen einheimischen Literatur, sondern auch in Kirche und Staat und im gesammten Leben erblühte. Nichts anderes vermag die Wichtigkeit und den unberechenbaren Einfluß derjenigen philologischen d. i. Sprachstudien, die sich mit mustergültigen Literaturen beschäftigen, so augenscheinlich und einleuchtend darzulegen, als ein übersichtlicher Blick auf die gesammten literarischen Leistungen aller Völker um die beyden genannten herum und in den nächsten Zeiten nach ihnen. Ueberall erblicken wir Abhängigkeit von denselben, eine Abhängigkeit, die kein später gekommenes Volk aufgegeben hat, ohne daß es sofort auf die alte Stufe der Rohheit und Verwilderung zurücksank. Zeugniß dessen geben die Araber, ein hochbegabtes weithin einflußreiches Volk, das sich aber bey seinem literarischen Aufschwung, der freylich nur vom Hof der Khalyfen ausgieng, damit begnügte, ein für allemal geradebrechte Uebersetzungen einiger griechischen Musterwerke zu besitzen, und das eigentlich philosophische Studium vernachläßigte; geradebrecht aber bleiben immer alle und jede Uebersetzungen, nicht allein in sprachlicher, sondern zumal in sachlicher Rücksicht. Es verdiente dieß wohl im Einzelnen und Speciellen z. B. an Plato, an Plutarch (Amiot, Dacier u. s. w.) ge-

zeigt zu werden; es lässet sich auch für Poesie und Prosa leicht darlegen; was z. B. unsere Sprache heute erträgt, das durften Reiske bey seinem Demosthenes, Damm bey seinem Homer und Pindar schlechterdings von ihr nicht verlangen, auch abgesehen davon, wie vieles in der griechischen Sprache als Sprache und in den Antiquitäten durch fortgesetztes Studium der Originale ergründet und feiner und schärfer entfaltet worden ist. Jedoch ist hiezu hier weder der Ort noch die Zeit; es mag dieß eine genügen, daran erinnert zu haben, wie unerläßlich das philologische Studium des klassischen Alterthums und der hebräischen Urkunden, auch nur so angesehen, für den Bestand und die Befestigung der europäischen Cultur sind und immerfort bleiben werden. —

Es wird sich nicht leicht Jemand finden, der — mit haltbaren Gründen — behaupten möchte, es komme der Literatur der beyden vorbenannten Völker das (erhaltene oder auch nur wahrscheinliche) Schriftenthum irgend eines Volkes an Alter und Tiefe gleich oder nahe. Eben um dieser Tiefe willen boten sie beyde dem sich an ihnen aufrankenden Geiste der späteren den reichlichsten und noch immer unerschöpften Stoff zum Commentiren und Exegesiren, zum Auslegen! Denn Geist entzündet sich nur an Geist, und entwickelt sich am fruchtbarsten an und in der Sprache, und so verderblich Leserey und Vielleserey auch immer seyn mögen, menschliche Rede und Bücher haben zur Cultur des Verstandes und Herzens unendlich mehr beygetragen, sie haben unendlich mehr und bessere Gedanken erweckt, als jemals durch unmittelbare Naturbetrachtung in eines Menschen Brust gekommen sind. Wiewohl zum gedeihlichen Denken und Dichten und zur vollständigen Cultur ist diese, die Naturbetrachtung, nicht minder unumgänglich nothwendig als die Philologie und Erforschung der Literaturen.

In Hellas, seitdem es zur römischen Provinz unter dem Namen Achaja geworden, war es um das Volksleben und den Bürgersinn geschehen; desto mehr richtete sich der Blick der Besseren zurück, und zog sich ihre geistige Thätigkeit zusammen auf die Erhaltung, Bewahrung und Vorbereitung des von den Vorvätern errungenen und überlieferten Dichtens und Denkens, so gut es nur gehen wollte. Sie thaten dieß zuerst im ägyptischen Alexandrien und anderen Residenzen der Diadochen in Asien und auf den Inseln, bald dann auch in der alten Heimath selber, zumal in dem ewigen Athen! Ein unsterbliches und höchst dankenswerthes Verdienst erwarben sich die Grammatiker in Alexandrien durch die Begründung der Grammatik und Kritik und durch den Kanon, in welchem sie aus der Unzahl der griechischen Schriftsteller die nach Inhalt und Darstellung musterhaften zum vorzüglichen Studium und zur Nachahmung ausgezeichnet und dem stets tieferen Verfall nach Möglichkeit gesteuert haben; es fehlte aber gleichwohl auch in Griechenland nicht an Eitlen und Einfältigen, die bey dem Verfall sich einbildeten, die schöne Literatur sey im Fortschritt begriffen. — Aristides Rhetor und sein bewundernder Anhang. — Libanius. An diesem Kanon hielt keine der Schulen zur Zeit der römischen Kaiser so getreu und geschmackvoll fest, als die zu Athen, keine weder in Sprache noch in Sachen; immer jedoch zu verstehen: nach Maßgabe des gemeinen Zeitgeistes, der auch über Athen seinen Einfluß übte. *Einen Kanon, jedoch* nur für die Religion, für das Rituale und die Liturgie rc. in derselben veranstalteten damals vermuthlich, d. i. im 3. Jahrhundert nach Chr. auch die Magier im Reich der Sassaniden, — den Zend-Avesta. — Bald darauf schließt die Kirche die Reihe der alten lateinischen und griechischen Kirchenväter, kurz vor dem Untergang des weströmischen Reiches; — in dem nächsten Jahrhundert nach seiner Zerstörung wird auch der babylonische Talmud abgeschlossen. Denn auch die Juden hatten schon vor — zumal aber nach ihrer Zerstreuung angefangen, ihre alten kanonischen Bücher, Gesetz und Propheten in ihren Rabbinerschulen reichlich und spitzfindig zu commentiren, und von diesen Auslegungen schon früher im 2., 3. und 4. Jahrhundert theilweise gesammelt. —

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, rc.

(Fortsetzung.)

Während eben dieser Jahrhunderte blühten noch immer zumeist, d. h. wurden aus allen Gegenden des römischen Reiches vorzüglich frequentirt die Schulen zu Alexandrien und zumal zu Athen, — in beyden erhielten sich die philosophischen Studien noch in ziemlich gutem Stand, in der ersteren Stadt zugleich die medicinischen und mathematischen Wissenschaften; — Pappus, μαθηματικαὶ συναγωγαί, Theon u. a. — Galenus. — In Athen aber neben der Philosophie insbesondere das Studium des höheren Alterthums und der klassischen Poesie Homers, Hesiods und — des Orpheus! Die Mathematik scheint da nicht über Euklides und einige Theoreme der Sphärik hinausgegangen zu seyn. — Isidorus, — Syrianus — Proklus — die Heilkunde aber hier gar nie emporgekommen zu seyn.

Athen hegte und pflegte die Reste der bessern hellenischen Cultur bis auf Justinian. Als aber dieser eitle und schwache Kaiser zum Behuf des Wiederaufbaues der Sophienkirche zu Konstantinopel das Stiftungsvermögen der philosophischen Schule zu Athen einzog, und die Lehrer mit ihrem Anhang unter religiösem Vorwand verfolgte und das Reich zu verlassen nöthigte: so führte er mit diesem Eingriff zugleich den tödtlichsten Streich auf die philosophischen Wissenschaften nicht allein, sondern zumal auf die zu jenen vorbereitenden humanistischen Studien. Noch unter Justinian lebten einige der bessern griechischen Schriftsteller, die an Gelehrsamkeit, klassischer Bildung und verdienstlichen Leistungen denen der ersten zwey Jahrhunderte wenig nachstehen, zum Theil sie übertreffen — Musäus (Hero und Leander) — Tryphiodorus — Prokopius von Gaza und Prokopius von Cäsarea. — Joannes Laurentius der Lyder, — Damascius, — Simplicius, — Joannes Philoponus, — Priscianus aus Lydien, — Joannes Stobäus, — Agathias — Aetius u. a. Von Justinian an reißt wüste Barbarey in der gesammten griechischen Literatur ein, so daß die von da anfangende mit der ältern hellenischen auch der römischen Kaiserzeit keine Aehnlichkeit mehr hat. Hexameter und Trimeter wurden verdrängt von den στιχοῖς πολιτικοῖς, die quantitirende Prosodie verdrängt von der accentuirenden; die Poesie ist erloschen selber in ihrer letzten Gestalt, in dem ärmlichen Epigramm; sogar der Witz war ausgestorben, geschweige Sinn und Gefühl und Begeisterung und Kunst. An die Stelle der Geschichtschreiber treten die Chronographen — Georgios der Synkellos, — Joannes Malalas — die für uns doch dadurch noch Werth erhalten, daß sie ältere Werke wörtlich abschrieben, während sie selber μιξοβαρβάρως schrieben; denn mit den übrigen Studien und Kenntnissen jeder Art waren auch sogar die grammatischen der — nicht mehr Mutter-, sondern gelehrten Sprache untergegangen.

Die Rechenkunst war eingeschrumpft bis auf die vier Species und die Berechnung des Osterfestes; kaum daß noch ein Wort von der Analogie oder Proportionen gesagt wurde. Feldmesser zum Behuf der Steueranlagen hat es unfehlbar gegeben, aber die reine Geometrie war so weit zurückgesunken als die Arithmetik; man sehe den σοφώτατον Ψελλόν, den perfectesten Gelehr-

ten, dem größesten Polyhistor dieser Zeiten; auf 76 unserer Duodezblätter, noch dazu ein Drittel leeren Randes, liefert er eine Uebersicht der vier mathematischen Wissenschaften; Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie! Der Vielschreiber Proklus verstand wenigstens noch die Kunst, die älteren abzuschreiben; diese spätern lesen die Alten kaum mehr und verstehen sich nicht einmal auf die Kunst des Plagiatts. Die beyden Pselli geben noch nicht einmal einen Viertels Proklus.

Die gesammte Naturkunde war Aberglauben, Magismus, Teufeley und Dämonologie geworden, und dieß ruinirte auch die Arzneykunst. Geht man jene spätere Literatur durch, das Herz möchte einem springen, daß es möglich gewesen in diesen Ländern von einer solchen Höhe der Menschenthümlichkeit, der sittlichen und geistigen Errungenschaft so tief und rettungslos zu versinken, in solche Dumpfheit und Stumpfheit, in solche bodenlose Schlechtigkeit. — In der ganzen Geschichte findet sich kein solcher Beleg, wie hier, für den Werth der humanistischen Bildung, der ἐγκύκλια μαθήματα, unter denen die gesunde Philosophie die oberste Stelle einnimmt.

Die Menschheit verthiert, wird schlimmer als das wilde Thier — ἀγριώτερον θηρίου — wenn sie nicht philosophirt, d. i. nach Einsicht und Erkenntniß des Wahren und Guten, nach Weisheit strebt; nur Gott philosophirt nicht, sagt Plato, weil er selber die Wahrheit und Allweisheit ist; das Thier ist keiner Einsicht und Erkenntniß fähig; nur der Mensch hat das göttliche Vorrecht, höherer Entwickelung, gründlicher Einsicht und zusammenhängender Wissenschaft empfänglich zu seyn und durch Liebe zu Weisheit und durch Uebung des Guten aus dem Animalismus sich zu erheben und in dem höheren Geisterreich einzubürgern.

Während diese — nicht mehr Griechen — Graeculi — vielweniger Hellenen — diese byzantinischen Barbaren insgesammt in schauderhafter Geist- und Herzlosigkeit zerrüttet waren, erfreuen den Betrachter der allgemeinen Literaturgeschichte wenigstens einzelne strebende Geister, die unter den Arabern und Moslemischen Völkern in der Poesie, in den exacten Wissenschaften und in der Philosophie aufglänzen. Wie weniges auch noch immer aus der arabischen Literatur jener Jahrhunderte durch den Druck bekannt gemacht, und wie gering und beschränkt auch immer des Rec. Kenntniß von derselben ist: so steht sie doch ohne Widerrede höher nicht nur als die byzantinische, sondern auch als jede gleichzeitige vom japanischen bis zum atlantischen Ocean.

Und worin liegt dieser Vorzug derselben? — ihn verleiht nicht die Poesie; — Inder und Perser, und mehr andere Völker, namentlich die romanischen und germanischen, treten mit den Arabern in dieser Periode, was die Poesie anbelangt, ohne Wagniß in die Schranken. — Ihre Geschichtschreibung hebt sich auch nicht über die der mittelalterlichen Chronisten. Es ist die Philosophie, die ihrer Literatur eine Zeitlang Glanz verleiht, und in der Geschichte erhält. In Kraft der von den Griechen überkommenen Philosophie haben die Araber und Moslemen auch die exacten Wissenschaften mit nachhaltigem Gewinne bearbeitet, aber auch nur so weit mit Erfolg, als sie *auf dem von den* Griechen gebahnten Wege fort*gegangen sind, und* die einheimischen asiatischen Ansichten aufgegeben haben. Denn keine unserer sogenannten exacten und anderen Wissenschaften, z. B. weder Grammatik noch Kritik, noch unsere feineren Künste der Malerey, Musik ꝛc. stammen aus Asien; sondern nur die Zerrbilder und Gespenster derselben: die Kabbalah und Talismanenkunde, die Magie und Beschwörungskunst, die Astrologie und Wahrsagerey, die Alchymie und Lebensverjüngungskunst, und wie alle die Mißgeburten von Afterwissenschaften heißen, die Hadschy Khalfah bey Hammer in der Encyclopäd. Uebers. der W. des Orients, die sinnlosesten und vernunftwidrigsten, neben den verständigen und vernunftgemäßen namhaft macht, dergleichen auch in Manu's Gesetzbuch und in den alten Schriften der Buddhisten vorkommen. Den schwierigen Uebergang vom Können zum Kennen, von der Mache zum Begriff, von der Praktik zur Theorie und Speculation haben nur die Griechen — in den meisten Wissenschaften — mit Glück vollführt; bey den Arabern und andern Asiaten auch in den blühend-

ren Zeiten und bey den besten Köpfen wurde das von den Griechen herübergelieferte Gut in allen Zweigen immer durch die gleichsam angeerbten Irrthümer verfälscht und die reinste Erkenntniß durch wahnschaffenes Afterwissen verschroben und verdorben, wenn auch die Principien der Griechen von vorneherein weniger mißverstanden worden wären, als sie es, ohne philologisches Studium, werden mußten. Es ist darum auch nur weniges von diesen später gekommenen dem Schatze der europäischen Wissenschaften zugelegt worden, — weniges im Verhältniß zu demjenigen, was wir von den alten Griechen als brauchbar und bewährt beybehalten mußten. Es sind hauptsächlich die mathematischen und astronomischen Wissenschaften nebst einigen Theilen der Medicin, in denen die Araber verdienstliches geleistet haben; aber in dem Maß nur, als sich jeder von den einheimischen Glaubens- und Volksansichten entfremdete, und sich den Grundsätzen der Griechen näherte. Die empirischen Wissenschaften können sich, aus den arabischen und andern asiatischen Schätzen, vielfach bereichern, freylich nicht ohne sorgfältige Prüfung; namentlich für Geschichte oder Länderkunde theilweise auch für die Naturkenntniß läßt sich ungemein vieles zur Aufklärung von dorther holen; allein für die Theorien — nichts. Denn die reine Auffassung der Principien und die Anwendung der Methoden scheint dort immer schwer gefallen zu seyn und konnte nicht berichtiget werden — aus Mangel philologischer Studien; wie denn auch im Occident beydes erst geschah seitdem das Studium der alten ächten Quellen wieder begonnen hatte. Eine reiche Empirie fehlte durchaus nicht; mit den Theorien aber blieb man wohl gar hinter den Griechen zurück; Archimeds Statik rückte nicht weiter, eben so wenig des Aristoteles Zoologie; denn man versäumte die Anatomie; — und so mit allen Wissenschaften. Und sie würden kaum so viel geleistet haben, wenn nicht philosophische Studien die allgemeine Grundbedingung aller ihrer gelehrten Bildung gewesen wären; in Ermangelung der ofterwähnten philologischen Studien, waren sie die einzige Disciplin und Zucht des Denkens und Forschens.

Wie im Abendlande die Philosophie mit der Theologie verschwistert war, so war sie es im Morgenlande gleichfalls, zugleich aber mit der Rechtskunde, da beyde Gotteskunde und Gesetzkunde auf dem Qorân als Grundlage ruhen. Aber, so weit wenigstens Rec. die arabische und scholastische Philosophie kennt, dünkt ihm die erstere einen höheren Werth und Vorzug darin zu haben, daß sie mit Realkenntnissen verbunden war, die im Occident ganz fehlten; nur Albert der Gr. von Bauingen, Roger Baco, Vincenz von Beauvais machen seltene Ausnahmen im Abendland; dagegen im Orient waren alle berühmteren Philosophen zugleich Aerzte oder Astronomen; deßhalb sieht die arabische Philosophie minder abstrus und abstrakt aus, als die scholastische, sie hat aber auch weder neue Probleme zu Tage gefördert, noch viel weniger eines der anhängigen erlediget, so viel Recensent weiß, an Scharfsinn aber und Spitzfindigkeit kommen sie in vielen logischen Puncten einander nahe.

Im Mittelalter ragen im Occident die Germanen, im Orient die Araber hervor; allein das arabische Weltreich zertheilte sich unter mehrere Dynastien schon zu einer Zeit, als das deutsche Reich eben in seiner höchsten Vollkraft und Blüthe stand; und als in diesem die Auflösung und Gründung der Territorialherrschaften begann, gieng jenes schon völlig zu Grunde, 1258. Seitdem sind die Araber selber in ihrem Heimathlande tief gesunken, und keines der nachgekommenen erobernden Völker erhob sich zu einiger literarischer Cultur, nicht Seldschuken, nicht Osmanen u. a. türkisch-tatarische Horden noch die Mongolen. Die persische Literatur hat ihren Hauptwerth in der Poesie; ein großer Theil der indischen so wie der sinesischen wissenschaftlichen Werke gehört aber vermuthlich dieser Periode an. Bey dem überschwänglichen Reichthum an poetischen und prosaischen Productionen aller Art und in jedem Wissenszweig verdient angemerkt zu werden, daß trotz allem Enthusiasmus, den einzelne für diesen oder jenen orientalischen Literaturstamm gehegt haben, doch kein in seiner Art klassisches Werk genannt wird, keines, das nach Materie und Form einen überlegenen genialen Geist und Sinn für das Schöne verriethe, vollends keines, das für uns ein Muster der Darstellung geworden wäre oder werden könnte. Das asiaticum dicendi genus,

gegen das Cicero eifert, und das erst in dem tiefsten Verfall der griechischen und lateinischen Sprache und Schrift hie und da hervorkommt, zeigt sich dagegen in Poesie und Prosa bey Arabern und Persern nur zu häufig. So einfach Abulfedá die Geschichten chronologisch erzählt, so widrig blumenreich, pretiös bombastisch und gedankenhohl aufgedunsen erzählt Arabshah das Leben Timurs. Meninskis Lexicon hat dergleichen Redeschmuck und Galimathias auf jeder Seite in Ueberfülle, daß es keiner Belege bedarf, zumal sie unsere Tagsliteratur auch auf eine unerfreuliche Weise bietet. Daß selber auch die Perser, denen das berüchtigte asiaticum dicendi genus am meisten anhangt, trotz des verdorbenen Geschmackes einfach schreiben können, dieß beweiset Khuandemyr, wenn man die kleinen Proben, die Jul. Dûmoret im N. J. as. Bd. XIV. aus dem Khelâsshat-olâkhbar mitgetheilt hat, mit den entsprechenden Erzählungen seines Vaters Myrkhuand über die Geschichte der Seldschuken vergleicht; so geziert und blumig der Vater schreibt, so einfach und verständlich hinwiederum der Sohn. Noch seltener findet sich klare Einfachheit in der Poesie, selbst nicht im Liede, wenn man dergleichen mit denen unserer Minnesänger zusammenhält. Selbst manche der unter uns wenig gelesenen, und verschmähten griechischen und römischen Dichter können es nach des Rec. Urtheil in alle Wege mit manchen hochgefeyerten Asiaten aufnehmen z. B. Rabirius Flaccus, Nonnus und seine Dionysiaca mit Firdevsy's Shahnameh. Von dem Gehalte der christlichen Dichter und Hymnensänger, von Ambrosius, Prudentius, von den Paullinis, Gregor von Nazianz u. a. nichts zu sagen, so kommen auch dem Boethius in den Metris der Consol. philos., oder dem Corippus De laudibus Justini II. minoris an poetischem Werth nicht viele Dichter der Araber und Perser gleich. Was jenen späten griechischen und lateinischen Dichtern und Versificatoren zum Nachtheil gereicht, ist nur dieß, daß wir sie mit ihren Vorgängern in Hellas und Italien, mit den ewigen mustergültigen Autoren vergleichen; für sich angesehen, sind manche nicht so schlecht, als sie ungekannt sind. Anders freylich steht es um die spätern Dichter und Prosaisten des byzantischen Reiches nach Justinian; diese können auch im Vergleich mit den Arabern nur verlieren.

Woran lag doch nur die Schuld, daß nur die Europäer, namentlich die Germanen, nicht aber die Asiaten, und unter diesen selbst nicht die von vielen Seiten sehr begünstigten und hochbegabten Araber die möglichen Früchte aus den vorhergegangenen Literaturen und wissenschaftliche höhere Geistescultur errungen haben, da sie beyde den Quellen eine Zeitlang nahe bey gleich standen? — Abgesehen von der Religion, so ist bereits mehrmals erinnert worden, daß der Hauptgrund in dem fortdauernden Verband zu suchen ist, der zwischen den sich entwickelnden jüngeren europäischen Völkern und dem Alterthum statt hatte, oder doch bald sich überall anknüpfte. Auf der Ueberlieferung beruht ein sehr großer und der beste Theil unseres Wissens; diese eigneten sich die Germanen mehr an und hegten sie besser, als von den Arabern geschah; und außerdem waren dort die häuslichen Elemente zuträglicher: bey dem einen Monogamie, bey den anderen Polygynie, demnach dort Achtung (*nicht* aber Galanterie) des Geschlechtes, *hier gegenseitiger* Widerstreit im Innern des Hauses, dort Sorge für die Kinder und Enkel, für die Wohlfahrt und Rechte der spätern Nachkommen, hier meistens Zwietracht im Schoß der Familien und unter den nächsten Verwandten, ohne einen Gedanken und eine Vorsorge für den Fortbestand der Geschlechter in ihren bürgerlichen Ehren und Besitzungen, auch da nicht, wo der Uebergang vom Wanderleben zu festen Wohnsitzen und steter ländlicher und städtischer Lebensweise hatte gemacht werden müssen. Die Mark- und Gauverfassung der Germanen zu den Zeiten des Tacitus verräth schon viel mehr praktischen vorsehenden Verstand, als irgendwo in Asien begegnet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.



Reise des kaiserlich-russischen Flotten-Lieutenants Ferdinand von Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen, bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben, nebst einem Vorwort, von C. Ritter Dr. und Professor. Mit Tafeln der Temperatur-Verhältnisse und einer Landkarte. Berlin 1839. Erster Theil XII. und 355 S. Zweyter Theil 321 S. 8.

Daß eine Tropengegend mit der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit und zauberischen Pracht ihrer Vegetation, mit ihren seltsamen und buntfarbigen Thieren, ihren in äußerer Gestaltung und Gesittung so verschiedenartigen Völkerschaften das lebhafteste Interesse zu erwecken und die innigste Sehnsucht mit diesem ganzen Zauberreize aus eigener Anschauung bekannt zu werden, zu erregen vermag, ist leicht begreiflich. Im übermächtigen sehnsüchtigem Drange, gleich dem Wandervogel, den es mit unwiderstehbarer Gewalt nach dem Süden forttreibt, ist daher so mancher edle hochbegabte Forscher den fernen Südländern zugeeilt, nicht um schnöden Gewinn daselbst zu suchen, sondern um an der großartigen Pracht der dortigen Naturverhältnisse sich zu erlaben und das freudig Geschaute und Angestaunte in wissenschaftlicher Betrachtung zu ergründen und festzuhalten.

Anders ist es mit den Polargegenden. Des Nordens öde einförmige Eisfelder, seine furchtbare Armuth an Erzeugnissen der organischen Natur, die Schrecknisse eines ewigen Winters sind nicht geeignet ein sehnsüchtiges Verlangen nach einer arktischen Gegend zu erwecken. Hier ist nicht auf Genuß, hier ist nur auf Entbehrungen aller Art zu rechnen. Wie könnte man Genuß da erwarten, wo die Behauptung der physischen Existenz gegen Naturgewalten, die auf Vernichtung des organischen Lebens ausgehen, die Hauptaufgabe ist? Hier kann es hauptsächlich nur der Beruf seyn, der Freudigkeit und Muth giebt, in jenen arktischen Gegenden über die äußersten Grenzen menschlicher Niederlassungen hinaus vorzudringen. Merkantilisches und geographisches Interesse ist es allein, was Einzelne, wie Regierungen zu solch freudenarmen aber gefahrreichen Expeditionen bestimmt.

In den letztern Jahrzehnten sind solche Expeditionen von der englischen und russischen Regierung, zumal von der ersteren, ausgerüstet worden, sowohl um die Möglichkeit einer Durchfahrt durch das nördliche Eismeer zu ermitteln, als auch um wenigstens die Begrenzung der alten und neuen Welt in der Polarregion genau kennen zu lernen. Daher sind es auch immer Seeleute, von welchen diese Unternehmungen geleitet werden, und ihre Ausführung geschieht theils auf Schiffen, theils auf Schlitten. Von den englischen Polar-Expeditionen haben wir nun bereits eine Reihe höchst wichtiger und gehaltvoller Reisebeschreibungen vor uns liegen, durch welche die Geographie, die Völkerkunde und Naturgeschichte auf eine erfreuliche Weise gefördert worden sind. Ihnen an Wichtigkeit nicht nachstehend ist die im Auftrage der russischen Regierung in den Jahren 1820 — 1824 unternommene Reise des damaligen Flotten-Lieutenants, jetzt Gegen-Admirals Ferdinands v. Wrangel *), längs

*) Was die Rechtschreibung des Namens des Reisenden anbelangt, so ist zu bemerken, daß Baer aus-

der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, und wir haben alle Ursache dem großen Geographen Ritter es Dank zu wissen, daß durch seine Vermittlung der Reisebericht uns endlich einmal vorgelegt wird, und zwar nicht in russischer Sprache, in welcher das Original-Manuscript abgefaßt ist — denn alsdann wäre es für uns eben soviel als ob die Reise gar nicht publicirt wäre — sondern in einer deutschen Bearbeitung von G. Engelhardt, dem bekannten Verfasser der russischen Miscellen und einem Freunde des Reisenden. Man wird Wrangel's Reisebericht mit großer Befriedigung lesen, da seine Darstellung voll Leben und Geist ist; ganz besonders interessant sind seine Schilderungen der Lebensverhältnisse der auf der äußersten Grenzmarke des bewohnbaren Theils der Polarregion theils in festen Niederlassungen, theils unter wandernden Zelten hausenden Bewohner, russischer wie sibirischer Abkunft, über welche uns nur selten Nachrichten zukommen.

Der specielle Zweck von Wrangel's Reise war die Aufnahme des noch ungekannten oder nur unbestimmt gekannten Theils der Nordküste von Sibirien. Obschon nämlich zu verschiedenen Zeiten diese Küste aufgenommen worden war, so hatte doch, außer den Expeditionen von Cook und Billings, keine von allen übrigen Untersuchungsreisen in diesen Gegenden ein für die Geographie und Hydrographie befriedigendes Resultat geliefert, indem sämmtliche Aufnahmen und Karten selbst in mehreren der wesentlichsten Ortsbestimmungen um 1 1/2 und mehr Grade von einander abweichen. Hauptsächlich aber blieb die ganze Küste von dem Kap Schelagskoj bis an das Nordkap immer noch völlig unbekannt und die ältere Sage von einem großen Lande nördlich von Neusibirien erregte von Neuem Aufsehen und fand Anhänger. Aus diesem Grunde rüstete die russische Regierung zwey Expeditionen aus zur genauen Aufnahme der Nordwestküste Sibiriens zwischen der Jana und Kolyma und bis an das Kap Schelagskoj; die eine wurde dem Lieutenant Anjou, die andere Wrangel übertragen. Beyde sollten zu Lande nach der Nordküste gehen; jener dann seine Untersuchungen von der Jana aus, dieser von der Kolyma aus beginnen. Da sich die Admiralität aus den Berichten aller bis daher auf dem Eismeere unternommenen Expeditionen überzeugt hatte, daß es selbst im Sommer wegen der großen Menge Treibeises unmöglich ist das Meer zu beschiffen, dagegen von Andrejew und Hedenström mit Erfolg im Frühlinge das Meer auf dem Eise mit Narten (Schlitten von Hunden gezogen) befahren wurde, so sollte die neue Untersuchungsreise in dieser Art unternommen werden. Zu Wrangel's Begleitern wurden ernannt: der Mitschman Matjuschkin, der Steuermann Kosmin, der Doctor Kyber und zwey Matrosen, deren einer ein Schlosser, der andere ein Zimmermann war.

drücklich erinnert, daß er am Ende 2 l habe, also Wrangell geschrieben werden müsse; gleichwohl ist er im vorliegenden Werke durchgängig mit einem einzigen l geendigt.

Am 23. März 1820 verließ Wrangel Petersburg und langte am 18. May in Irkutzk an, wo der General-Gouverneur die Reisenden aufs beste empfieng und in ihrem Vorhaben unterstützte. Am 25. Juny zogen sie von hier weiter nach Kotschuga, was 236 Werst von Irkutzk *am linken Ufer* der Lena liegt, die von *hier an schiffbar wird*. Reisende mit wenigem Gepäck bedienen sich kleiner leichter Böte, und haben alsdann das Recht auf den Poststationen so viel Ruderer zu fordern, als ihnen nach ihrem Reisepaß Pferde bestimmt sind.

Dieß ist aber auch bis jetzt die einzige Maßregel zur Beförderung des innern Verkehrs auf dem Wasserwege, der doch in einem menschenleeren Lande höchst beachtungswerth ist, besonders da die nördlicheren Theile Sibiriens durchaus nicht bestehen können, wenn ihnen nicht die zu ihrer Erhaltung unentbehrlichen Vorräthe aus den südlicheren angebauten Provinzen zugeführt werden. Sibirien ist mit einem Flußnetze ausgestattet, wie wenige Länder in der Welt; gewaltige Ströme durchschneiden es von Süd nach Nord und sind von der Natur selbst dazu bestimmt den Ueberfluß der südlichen Gegenden den an Allem Mangel leidenden Bewohnern des hohen Nordens zuzuführen. Diese Ströme sind durch eine Menge, fast durchgehends schiffbarer Flüsse unter einander verbunden, so daß es fast

keinen einzigen wichtigen Punct giebt, zu welchem man nicht zu Wasser gelangen könnte. Diese Wohlthat der Natur wird zwar benützt, um die dem Norden nöthigen Bedürfnisse auf der Lena zu versenden, aber bey der Unvollkommenheit der Fahrzeuge und dem Mangel an Menschen zu ihrer Fortschaffung ist die Fahrt unsicher und langdauernd, daß oft der Winter schon eintritt, ehe noch die Transporte den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben und überwintern müssen. Es wird dann wohl zuweilen ein Theil der allernothwendigsten Gegenstände zu Lande weiter geschafft, aber dieser Transport ist so beschwerlich und kostspielig, daß nur sehr Weniges in dieser Weise befördert wird, und dieses dadurch so ungeheuer im Preise steigt, daß die Mehrzahl der Bedürftigen nichts davon ankaufen kann. Daher sind die Bewohner der nördlichen Gegenden immer in der peinlichsten Ungewißheit über die Ankunft dieser für sie so nothwendigen Transporte; auch ist das Aufbewahren der überwinternden Ladungen eine große Last für die Uferbewohner, welche verpflichtet sind, die nöthige Anzahl Wächter für die Kronkarawanen zu stellen. Nach Wrangel's wohlbegründeter Meynung könnte all diesen bedeutenden Uebelständen durch Erbauung eines Dampfschiffes abgeholfen werden, mit dessen Hülfe die Fahrzeuge in einem Monat bis an die untern Plätze der Lena gelangen würden, so daß die Fahrt füglich in einem Sommer zweymal gemacht werden könnte. Durch eine solche Einrichtung würde die Industrie bedeutend gefördert werden und die nördlichen Bewohner ihre Bedürfnisse aus den südlicheren Gegenden immer sicher und zu billigen Preisen beziehen. Bey dem unermeßlichen Holzvorrath auf den beyden Ufern der obern Lena würde das Anschaffen der Kohlen oder auch nur des Brennholzes für das Dampfboot keine Schwierigkeit darbieten und den Bewohnern einen neuen Erwerbszweig eröffnen.

Die Fahrt auf der majestätischen Lena mit ihren hohen romantischen Ufern gewährte den Reisenden große Annehmlichkeiten; je weiter sie indeß nach Norden vorrückten, um desto mehr nahm die Vegetation ab. Bey Kirensk wird noch viel Gartenbau betrieben und von da aus Jakuzk mit dem herrlichsten Kohl, mit Kartoffeln, Rüben und andern Gemüsen versehen. Bey Olekma sieht man die letzten Spuren von Gartenzucht und Ackerbau, weiterhin hören diese ganz auf und die Eingebornen nähren sich bloß von Viehzucht, Jagd und Fischerey. Außer den Poststationen findet man nur noch äußerst selten kleine Ansiedlungen und diese, so wie ihre Bewohner in dem traurigsten Zustande. Besonders ist dieß mit den russischen Bauern der Fall, die man noch bis an die Station Ulachana, ungefähr 50 Werste von Jakutzk antrifft. Von da an weiter nach Norden besteht die ganze Bevölkerung blos aus Jakuten, die mit der Rauhheit des Klimas vertrauter sind und daher weniger leiden.

Am 25 July, nach einer Fahrt von 27 Tagen, kam Wrangel mit seinen Gefährten in Jakuzk an. Diese Stadt, sagt er, trägt ganz den Stempel des kalten düstern Nordens, wo das Auge umsonst einen Baum, oder auch nur einen grünen Strauch sucht; die Anwesenheit des kurzen Sommers wird hier durch nichts verkündigt als etwa durch die Abwesenheit des Schnee's. Jakuzk zählt 4000 Einwohner und ist der Mittelpunkt des innern Handels von Sibirien. Vom Anabor bis an die Behringsstraße, aus Kamtschaka und Ochotz, auf viele Tausende Werst im Umkreise strömen hier die Pelzwaaren, Wallroßzähne und Mammutsknochen zusammen, welche hier während der zehn Wochen, die der sogenannte Sommer währt, verkauft werden. Man kann sich, wie Wrangel sagt, schwerlich einen Begriff von den bergartigen Massen von Pelzwerk machen, die hier aufgethürmt sind. Der Umsatz beläuft sich auf 2 1/2 Millionen Rubel und darüber. Die hier wohnenden Russen treiben kein anderes Gewerbe mehr als den Pelzhandel, dagegen haben sich die hier ansässigen Jakuten, die ehemals bloß Jäger und Hirten waren, auf allerley Handwerke verlegt, die sie mit Geschick und Gewinn betreiben. Die Bewohner von Jakuzk stehen noch auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Kultur. An Kinder-Erziehung wird nicht viel gedacht; die Kinder werden gewöhnlich bald nach ihrer Geburt einer Jakutin übergeben, welche sie auffättert und nach 2 — 3 Jahren, freylich etwas jakutisirt, den Eltern wiederbringt. Da wachsen sie dann auf, lernen etwas lesen und schreiben, und werden nach und nach in die Geheimnisse des sibirischen Pelz-

handels eingeweiht, oder bey irgend einer Behörde als Schreiber angestellt, um mit der Zeit einen Rang zu erhalten, um den man auch hier eifrig sich bewirbt. Aus jener ersten Grundlage der hiesigen Jugendbildung läßt sich auch jener Umstand erklären, daß selbst in den etwas höhern gesellschaftlichen Zirkeln die jakutische Sprache eine sehr wesentliche Rolle spielt, wie dieß in einem ähnlichen Falle in der südamerikanischen Provinz Corrientes vorkommt, wo die Guarani-Sprache von den eingebornen Spaniern in der gewöhnlichen Conversation gebraucht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, rc.

(Schluß.)

Zu den schönen Eigenthümlichkeiten des Gemüthes und Geistes der Germanen, zu ihren Gewohnheiten und Einrichtungen des häuslichen und Gemeindelebens kam ihr Verkehr mit der römischen Welt; so zerstörend dieser Anfangs auf die Sitten und Verfassungen gewirkt hatte, so wußten die Deutschen, seitdem sie überwunden und in den Provinzen sich niedergelassen hatten, doch sehr bald selbst aus den Resten und Trümmern der vordem sehr vollkommenen römischen Verfassung, das Beßte und Zuträglichste im öffentlichen wie im Privatleben sich anzueignen, und überall mit den alten Einwohnern zu verschmelzen — Römische Municipalverfassung mit Decurionen, mit Rechtspflege und Schulen, mit Gewerben und Collegiis opificum; Steuerwesen, Indictionen, und Polizey; Handel und Verkehr rc. — Was von derartigen Ueberresten die Germanen sich sofort gefallen ließen, alles das erhielt seinen höheren Werth erst dadurch, daß sie zugleich die Reste des römischen Christenthums sich gefallen ließen, sie hegten und pflegten mit treuem Sinn und Verstand zu ihrer Belehrung. Zu dieser Pflege lud sie ein und nöthigte sie gewissermassen das Christenthum, das sie gerne und leicht annahmen; dieses verschmolz so völlig, wie sonst nirgends und bey keinem Volke, mit dem germanischen Character, einestheils als religiöse und moralische Lehre, anderntheils als gesellschaftliche Macht — in der kirchlichen Hierarchie, vom Papste zu Rom durch die Bischöfe und Domkapitel herab bis zu den Landgeistlichen und Mönchen jedes Ordens. — Was demnach bey den Germanen die allseitige höhere Entwickelung in Staat und Wissenschaft verursachte, während beyde unter den Arabern im kurzen verfielen, dieß reducirt sich meines Bedünkens auf die drey Hauptpuncte: daß sie in ihrem reinen unvermischten Urstand schon innerlich und nach außen besser gestimmt und geordnet waren, als die Araber. Daß sie die Umstände und Anläße verständig benutzten, aus den Resten der alten römischen Welt von Einrichtungen, Anordnungen, Rechten und Gesetzen, Verwaltungsweisen rc. sich anzueignen, was zur Wohlfahrt und Befestigung der ganzen Gesellschaft und der einzelnen Geschlechter ersprießlich zu seyn schien. Daß sie das *Christenthum mit* sammt der Hierarchie als ein *erstes Lebensprincip* für die Einzelnen, wie für Reiche und Fürstenthümer in sich aufgenommen hatten. In Folge von alle dem mußten sie wohl die alten Literaturen pflegen: die nächste, die lateinische, schon darum, weil sie Kirchensprache war. Zudem aber lagen in ihr neben vielen andern die reichen Schätze der tausendjährigen römischen Rechtswissenschaft; — die griechische um der Schriften des Neuen, — die hebräische aber um deren des alten Bundes willen. Dieß, neben vielen anderem lehrt die Literargeschichte unwidersprechlich.

J. K.

Druckverbesserung.

In Nr. 249. S. 949 lies: Bischof Anno st. Arno.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise des kaiserlich-russischen Flotten-Lieutenants Ferdinand von Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, in den Jahren 1820 bis 1824.

(Fortsetzung.)

In Jakuzk trennten sich die beyden Expeditionen; Anjou ging mit seiner Abtheilung in den ersten Tagen des Augusts die Lena hinunter, Wrangel brach nach Nis'hne Kolymsk am 12. September auf, nachdem die Flüße und Moräste zugefroren waren. Da es von Jakuzk aus keine gebahnte Straße mehr giebt, so hat das Fahren auf Telegen und Schlitten daselbst ein Ende und man kann über die zum Theil gebirgigen Gegenden durchaus nicht anders als zu Pferde kommen, bis man in die flachern Regionen gelangt, wo man Schlitten mit Hunden oder Rennthieren bespannt anwendet. Von Jakuzk bis zum Altan sind in Entfernungen von 15—40 Werst Poststationen zum Pferdewechsel eingerichtet. Die erste Station, auf welcher der Reisende übernachten mußte, gewährte ihm eben keine sonderlichen Hoffnungen auf bequeme Nachtquartiere für die Dauer der Reise. Die Jakuten-Jurte, welcher der Titel einer Poststation gegeben wurde, war bereits mit Menschen und Vieh besetzt und die Unsauberkeit so furchtbar, daß der Reisende sich in das anstoßende Lerchenwäldchen flüchtete und daselbst im Freyen unter einer tüchtigen Pelzdecke und vor einem helllodernden Holzstoße die Nacht zubrachte. Früh beym Ankleiden kam ihm freylich die Kälte von 2° etwas spanisch vor. „Mit Schaudern,“ sagt er, „dachte ich mir den bevorstehenden sibirischen Winter, wo einige Grade Frost warmes Wetter heißen, und begriff nicht, wie man die immerwährende furchtbare Kälte ertragen könne. Aber der Mensch ist ein Geschöpf aller Klimate, aller Zonen. Nothwendigkeit, fester Wille und Gewohnheit lehren ihn bald alle, selbst die härtesten körperlichen Unannehmlichkeiten und Leiden überwinden, sie erträglich finden. Wenige Wochen später fand auch ich, wie die Bewohner von Kolymsk, daß 8 bis 10 Grade Frost gelindes weiches Wetter seyen.“

Indem den Reisenden jetzt sein Weg durch Länder führte, welche bloß von Jakuten bevölkert sind, theilt er über sie einige ethnographische Hauptzüge mit, insoweit sie zur Verständlichkeit seines Berichtes nöthig sind, weshalb wir ebenfalls Einiges hieraus hervorheben wollen. Nach Gesichtsform und Sprache findet Wrangel die Sage bestätigt, daß die Jakuten von den Tataren abstammen. Sie sind eigentlich ein Hirtenvolk, dessen vornehmster Reichthum in der Menge von Pferden und Hornvieh besteht. Durch den Ueberfluß an Pelzthieren in ihren endlosen Wäldern und den großen Gewinn, den ihnen der Verkauf derselben darbot, wurden sie Jäger, und treiben die Jagd mit eben so großem Eifer als Geschicklichkeit. Von Kindsbeinen her an Entsagungen aller Art gewöhnt, ertragen sie mit bewundernswerther Ausdauer alle Beschwerden ihres traurigen Klima's; gegen Kälte scheinen sie ganz unempfindlich und Hunger können sie bis auf einen fast unglaublichen Grad aushalten. Ihre Nahrung besteht aus gesäuerter Kuh- und Stutenmilch und aus Pferde- und Rindfleisch, welches immer nur gekocht wird; vom Braten desselben oder vom Brod haben sie keinen Begriff. Im Unmaß Fett genießen zu können, zählen sie zur höchsten Glückseligkeit. Die innere Rinde des Lerchenbaums schaben und zerstampfen sie, kochen sie mit Fischen, etwas Mehl und Milch, besonders aber Fett, zu einem Brey und verzehren diese Masse

in ungeheurer Menge. Da sie nicht, wie die Kalmuken und Kirgisen, den Kumyß berauschend zu bereiten verstehen, so ziehen sie den Branntwein vor, obgleich er theurer ist. Männer und Weiber rauchen leidenschaftlich Tabak, und der Rauch, den sie immer verschlucken, setzt sie in eine Art von Trunkenheit.

Die Wohnungen der Jakuten sind zweyerley Art: für den Sommer haben sie Zelte (Urossy), mit denen sie auf den Wiesen, wo ihre Heerden weiden, umherziehen, indem sie sich zugleich für den Winter Heuvorräthe bereiten. Beym Eintritte des Winters beziehen sie ihre Jurten, was aus dünnen Balken in Form einer abgestumpften Pyramide über der Erde erbaute und mit Rasen und Lehm von außen dick belegte Hütten sind, in denen die vollkommenste Unordnung und Unsauberkeit herrscht. Um die Jurte stehen einige Schoppen für die Kühe, die mit Heu gefüttert werden. Die Pferde hingegen bleiben unter freyem Himmel und müssen sich zur kümmerlichen Nahrung das abgestorbene Herbstgras unter dem Schnee hervorscharren; nur dann, wenn es auf eine weitere Reise geht, werden sie einige Tage zuvor mit Heu gefüttert.

Die Jakuten sind zwar alle getauft, aber nur wenige haben einige Begriffe von den Lehren der christlichen Religion, daher halten sie noch immer viel auf Schamanen und auf eine Menge abergläubische Gebräuche aus dem Heidenthume. Hauptzüge in ihrem Character sind Rachgier, Proceßsucht, Verschlossenheit und Ungeselligkeit. Letztere bewegt sie dazu sich immer lieber sporadisch als in Gemeinschaft anzusiedeln; nur sehr selten sieht man mehrere Jurten beysammen, gleichwohl wird der Reisende mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen und bewirthet.

Wenn schon eine Reise zu Anfang des Winters bey uns mit mancherley Beschwerden verbunden ist, so kann man sichs leicht denken, daß es noch mehr in dem rauhen Sibirien der Fall ist. Besonders schwierig war der Uebergang über den werchojanskischen Bergrücken (unter 64° 20′), der den Theilungspunct der Gewässer abgiebt, die einerseits in die Lena, andrerseits in die Jana fallen. Dieses Gebirg macht zugleich einen merkwürdigen Abschnitt in der Vegetation; hier hören nämlich die Fichten und Tannen, nebst den Ebereschen plötzlich auf und man findet deren keine mehr weiter nordwärts, während Lerchen, Pappeln, Birken und Weiden bis zum 68° vorkommen. Zu dem Ungemach, das der Reisende vom Aldan an bis zum werchojanskischen Gebirge zu erdulden hatte, kam auch der gänzliche Mangel irgend eines Obdaches, so daß das Nachtquartier immer unter freyem Himmel gehalten wurde, obgleich das Thermometer bey Tagesanbruch 16° unter Null zeigte. Höchst erfreulich war es daher jenseits des Gebirges nicht bloß einen besser vorgerichteten Weg, sondern auch Powarins zu finden, was in gewissen Entfernungen erbaute hölzerne Hütten sind, in deren Mitte ein Heerd befindlich ist. So unvollkommen diese Herbergen sind, so sind sie doch eine große Wohlthat für die Reisenden, die an ihnen ein Obdach gegen Sturm und Kälte finden.

Mit welch unsäglichem Elende die armen Eingebornen öfters zu kämpfen haben, davon erzählt uns der Verfasser ein trauriges Beyspiel. Es war an der Jana, als die Reisenden auf eine einzelne kleine Hütte von Baumästen und Blättern stießen, die sie anfangs für unbewohnt und unbewohnbar hielten. Zu ihrem großen Erstaunen aber fanden sie, daß es die förmliche Wohnung eines Tungusen war, der sich mit seiner Tochter und einigen Hunden in dieser eisigen Einöde niedergelassen hatte, um ungestört der Rennthierjagd nachzugehen. „Man muß," bemerkt der Reisende, „die Gegend, man muß die halbdurchsichtige Hütte gesehen haben, um sich einen Begriff von der schrecklichen Lage dieser beyden Anachoreten zu machen." Besonders bedauernswerth war das Mädchen, das während der Vater oft mehrere Tage mit der Verfolgung eines Rennthiers beschäftigt war, in der jämmerlichen luftigen Hütte allein, ohne gehörige warme Bekleidung, der furchtbarsten Kälte, oft auch dem Hunger preisgegeben, zurück bleiben mußte. Dieser Tunguse war einer von denen, die durch einen unglücklichen Zufall ihren einzigen Reichthum, die zahmen Rennthiere verloren haben, und dadurch genöthigt sind von ihrem Stamme sich zu trennen

und in diesen eisigen Wüsten ihrem kümmerlichen Lebensunterhalt mit einer Anstrengung nachzujagen, der viele unterliegen. Solche Unglückliche werden von ihren Landsleuten Glücksjäger genannt, d. h. Menschen, die ausgezogen sind, um ihr verlornes Glück zu suchen. Der bejammernswerthe Zustand dieser Glücksjäger hat die Regierung neuerdings veranlaßt zu verordnen, dieselben an den fischreichen Flüssen anzusiedeln und mit den nöthigen Fischgeräthen zu versehen.

Die erste Poststation, Baralas genannt, die unsere Reisenden 157 Werste vom werchojanskischen Gebirge entfernt, erreichten, bot zum Glück eine geräumige saubere Jurte dar, in der sie sich, nachdem sie neun Tage unter freyem Himmel zugebracht hatten, ihrer steifgefrornen schweren Pelzlast wieder entledigen, die Wäsche wechseln und sich Gesicht und Hände waschen konnten, welches sie Alles bisher nicht wagen durften, ohne nicht Nase und Ohren zu erfrieren. Von hier an begannen nun wieder regelmäßige Poststationen, die den Reisenden wohl zu Statten kamen. Am 10. October erreichten sie das Städtchen Saschiwersk an der Indigirka, während die Kälte nie weniger als 16°, oft aber 24° betrug. Das Merkwürdigste in dem jämmerlichen Orte war der unter dem Namen Vater Michall weit und breit bekannte 87jährige Priester, welcher seit ungefähr 60 Jahren sein Amt verwaltete und in dieser Zeit 15000 Jakuten, Tungusen und Jukahiren nicht bloß der äußern Form nach getauft, sondern wirklich mit den vornehmsten Lehren der christlichen Religion bekannt gemacht und sowohl dadurch, als durch seine guten Lehren und Beyspiel wesentlich auf ihre Bildung und moralische Besserung gewirkt hat. Sein Eifer war so groß, daß er jetzt noch in seinem hohen Alter sich nicht abhalten ließ, jedes Jahr Reisen von 2000 Werst und darüber zu Pferde zu machen, um die neugebornen Kinder zu taufen, seine übrigen Amts-Verrichtungen zu versehen, und als Rathgeber, Lehrer, oft auch als Arzt zu nützen. Dabey war er noch so rüstig, daß er auf die Jagd der in den Gebirgen hausenden Argalis ausgehen konnte. Den Aufenthalt bey diesem ehrwürdigen Altvater zählt Wrangel zu den wenigen erfreulichen Erinnerungen auf seiner übrigens ziemlich düstern Reise.

Die Kälte nahm mit jedem Tage zu bis zu 29°; daher sah sich der Reisende genöthigt einen ganzen Tag in Sredar-Kolymsk zu bleiben, um sich mit einer vollständigen hiesigen Wintergarderobe zu versehen. Ueber die bisherige Reise-Uniform mußte er zuerst ein Kamisol mit Aermeln und einen Brustlatz mit Steinfuchs und weite Scharivari mit Hasenfell gefüttert anziehen. Auf die Füße wurden doppelte Socken aus jungem Rennthierselle gezogen und über diese hoch hinaufgehende Stiefel von eben solchem Felle; außerdem wurden noch Kniedecken angelegt. Ueber diesen Anzug kam nun die Kuchlänka, eine Art weiten Sackes mit Aermeln aus doppeltem Rennthierfelle, in- und auswendig rauh mit einer hinten daran befestigten großen Fellkappe. Zur Bewahrung des Gesichts waren noch eine Menge kleiner Stücke, als für die Nase, Stirne, Ohren u. s. w. nöthig und über das Alles ward noch eine ungeheuere Fuchsmütze mit langen Ohren gestülpt. Wrangel fühlte sich in dem neuen Kostüme so unbeholfen, daß er nur mit Hülfe seiner Begleiter das Pferd zu besteigen vermochte; den Eingebornen kommt es dagegen gar nicht beschwerlich vor. In Omolonskaja hatte das in der abentheuerlichen Vermummung sehr lästige Reiten ein Ende; jubelnd bestiegen die Reisenden die mit Hunden bespannten Narten und langten am 2. November bey einer Kälte von 32° in Nis'hne Kolymsk an. So waren denn binnen 224 Tagen von Petersburg an 11,000 Werst zurückgelegt; das erste Ziel der Reise war erreicht, die Reisenden befanden sich in Nis'hne Kolymsk, einem jämmerlichen Fischerdörfchen unter 68° 31′ 53″ Breite, welches auf ungefähr drey Jahre ihr Standquartier werden sollte.

Bevor der Verfasser an die Schilderung seines Lebens in Nis'hne Kolymsk geht, schickt er einige allgemeine Bemerkungen über die untere Gegend der Kolyma und ihrer Bewohner voraus, die ein sehr lebendiges Bild von dem Thun und Treiben an diesen äußersten Grenzen menschlicher Wohnplätze geben, so daß wir nicht anstehen, daraus Einiges mitzutheilen.

Der Winter herrscht hier volle 9 Monate, und im Laufe des ganzen Jahres steigt die Mittel-Temperatur nicht über 8° unter dem Gefrierpuncte.

In den ersten Tagen des Septembers friert der Strom zu, und die Eisdecke löst sich nie vor Anfang Juny. Im Laufe der drey Monate, die man hier Sommer nennt, geht zwar die Sonne während 52 Tagen nicht unter, das hilft aber wenig, denn sie steht so niedrig, daß sie nur leuchtet, aber fast gar nicht erwärmt, und ihr Glanz ist so matt, daß man sie ohne alle Unbequemlichkeit betrachten kann. In den letzten Tagen des Mays treibt das verkrüppelte Weidengebüsch kleine Blätter und die südlichen Abhänge beziehen sich mit einem halben Grün. Im Juny giebt es um Mittag 18° Wärme und es zeigen sich Blüthen; da tritt aber zuweilen ein eiskalter Seewind ein, der das Grün gelbt und die Blüthen zerstört. Im July pflegt die Luft am heitersten und mildesten zu seyn, aber zugleich stellen sich Millionen von Mücken ein, die es durchaus unmöglich machen anders als in dem dicken bittern Rauche der Dymokury auszuhalten. Wie aber Alles in der Natur einen wohlthätigen Zweck hat, so erweisen auch diese Insekten den Bewohnern der Kolymagegenden einen wesentlichen Dienst, indem sie die Rennthiere zwingen aus den Wäldern nach der offenen kalten Meeresfläche zu flüchten, auf welchen Zügen sie leicht erlegt werden können. Im Januar steigt die Kälte bis auf 43°. Mit dem 22. November tritt eine 38tägige Nacht ein, die aber durch die starke Refraction, das Schneelicht und die häufigen Nordlichter ziemlich erträglich wird. Völlig heitere Tage sind im Winter äußerst selten, weil die Seewinde fast beständig Dünste und Nebel mitbringen. Eine merkwürdige Erscheinung ist der sogenannte warme Wind, der mitten im Winter die Temperatur von 35° Kälte auf 1 1/2° Wärme bringt.

Dem traurigen Klima entspricht auch die kümmerliche Vegetation. Besonders ärmlich ist sie um N. Kolymsk, da die Umgegend ein niedriger Sumpf ist, auf dessen Oberfläche eine dünne Schichte Erde, mit nie ganz schmelzenden Eistheilchen gemischt, kaum vermag einige verkrüppelte Lerchenbäumchen zu ernähren, deren Wurzeln, das ewige Eislager in der Tiefe scheuend, größtentheils entblößt an der Oberfläche liegen. An den Südabhängen wächst etwas Weidengesträuch, und auf den Ebenen ein hartes Riedgras. Am linken Ufer hören 35 Werst von N. Kolymsk die Zwergbäume und Gesträucher ganz auf. Auf dem rechten Ufer, das durch seinen Lehmboden der Vegetation günstiger ist, erstrecken sie sich jedoch etwas weiter; hier trifft man gutes Gras, Thymian, Wermuth, Rosen und allerley Beeren, die in manchem günstigen Sommer auch Früchte tragen. An Gemüse ist aber nicht zu denken. Mit der Armuth der vegetabilischen Natur steht der Reichthum der animalischen in einem merkwürdigen Contraste. Rennthiere in zahllosen Heerden, Elennthiere, Bären, Füchse, Zobel und Grauwerke füllen die höher liegenden Wälder, Steinfüchse und Wölfe ziehen in den Niederungen umher; ungeheuere Züge von Schwänen, Gänsen und Enten kommen im Frühling, um hier zu brüten, Adler, Eulen und Möven verfolgen ihren Raub an der Küste, Schneehühner und Schnepfen laufen herum, Krähen hausen in der Nähe der Wohnungen, und wenn die Frühlingssonne scheint, hört man auch mitunter einen Singvogel.

Aber alles dieses mannigfache Leben vermag doch nicht, wie der Verfasser meynt, das Grausenvolle der Einöde zu mindern, bey deren Anblick sich unwillkührlich der Gedanke aufdrängt; hier ist die Gränze der belebten Welt. Wie mag es wohl gekommen seyn, daß hier, wo das Leben ein fortwährender Kampf gegen die Schrecknisse der Kälte und des Hungers ist, Nomadenvölker sich angesiedelt haben? Daß Russen sich entschließen konnten, in Hoffnung eines großen Gewinnes auf eine Zeitlang hieher zu kommen, ist begreiflich; was hat aber die andern Völkerschaften, die nicht von diesem Beweggrund geleitet wurden, verleitet, hier Fuß zu fassen? Vergebens sucht man eine Lösung dieser Frage, da keine Tradition hierüber Aufschluß giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise des kaiserlich-russischen Flotten-Lieutenants Ferdinand von Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, in den Jahren 1820 bis 1824.

(Fortsetzung.)

Die jetzige Bevölkerung des ganzen Kolymskischen Bezirkes besteht aus 325 Russen, 1034 Jakuten, 1139 Jukahiren und andern Stämmen, im Ganzen aus 2498 Individuen männlichen Geschlechts. Die meisten russischen Bauern und Bürger stammen von Verwiesenen ab und sind ein kräftigerer Menschenschlag als die Eingebornen. Die Beschäftigung der Bewohner ist je nach den Jahreszeiten sehr verschieden. Der Frühling ist die schwerste Periode. Während des langen Winters sind die Fischvorräthe verzehrt; die Fische erscheinen noch nicht, und die Jagd reicht nicht mehr für das Bedürfniß hin. Alsdann ziehen die Tungusen und Jukahiren nach den russischen Dörfern an der Kolyma, um dem Hungertode zu entgehen. Zu Gespenstern abgezehrt, suchen sie alle thierischen Abfälle, sogar Felle und Riemen auf, während die Dorfbewohner selbst mühselig von den Ueberresten der für die Hunde bestimmten Vorräthe ihr Leben fristen. Mit Schaudern, setzt der Verf. hinzu, denke er noch jetzt an die Jammerscenen zurück, die er während drey solcher Frühlingsepochen dort mit ansah und die er nicht zu beschreiben vermöge. Aber wenn eben die Noth am höchsten, ist gewöhnlich die Hülfe am nächsten. Es erscheinen plötzlich aus dem Süden die großen Züge der Schwäne, Gänse und Enten, und Alt und Jung macht sich nun auf, so viel als möglich derselben zu erlegen. Zugleich stellen sich auch allmählig die Fische ein, mit deren Fang die Sommer- und Herbstzeit verbracht wird, da von den gesammelten Vorräthen hauptsächlich die Existenz im Winter abhängt; zugleich wird den Rennthieren während der Zugzeit aufgelauert und der Proviant durch sie vermehrt. Während der Zeit sammeln die Weiber Kräuter, Wurzeln und Beeren; das Beerenlesen wird hier mit dem Jubel einer Weinlese betrieben, aber nicht immer gedeihen sie und in den drey Jahren, die Wrangel daselbst zubrachte, war nichts von ihnen zu finden.

Das wichtigste Hausthier ist hier der Hund; alle an der Küste des Eismeers lebenden Völkerschaften bedienen sich seiner im Winter zum Schlittenziehen. Diese Hunde haben viel Aehnlichkeit mit dem Wolfe, eine lange spitz auslaufende Schnautze, spitze, aufrecht stehende Ohren, einen langen buschigen Schwanz; bey einigen ist das Haar glatt, bey andern gekraust; bald weißlich, rothbraun, gefleckt u. s. w. Ihr Bellen gleicht mehr dem Wolfsgeheul; sie bringen ihr ganzes Leben im Freyen zu. Jeder Hauswirth hält sich außer seinen Fahrhunden noch einen besondern, nebst ein Paar Hündinnen zur Nachzucht. Die Auffütterung und Abrichtung der Fahrhunde ist eine Hauptbeschäftigung; besondere Sorgfalt erfordern die Leithunde, da der rasche und sichere Lauf des ganzen, gewöhnlich aus 12 Hunden bestehenden Gespannes und die Sicherheit des Reisenden von der Geschicklichkeit und Folgsamkeit dieser Hunde abhängt. Bey Sturm und Schneegestöber, wo der Reisende Gefahr läuft, vom Schnee verschüttet zu erfrieren und sich vergebens nach einer Powarnä umsieht, da ist nur ein gut abgerichteter Leithund sein Erretter. Wenn das Thier nur einmal mit seinem Herrn in der Powarnä übernachtet hat, so bringt es die Narte gewiß an den Platz, wo die Hütte tief unter dem Schnee vergraben liegt. Mitten auf der ungeheuern

Ebene bleibt der Leithund plötzlich stehen, wedelt freundlich und zeigt seinem Herrn an, daß er mit seiner Schaufel, ohne welche Niemand hier reist, nur dort nachzugraben brauche, um das gesuchte Nachtlager zu finden. Im Sommer werden die Hunde gebraucht, um bey Flußreisen die Boote stromaufwärts zu ziehen; kurz sie leisten den ansäßigen Bewohnern dieser Gegenden eben so unentbehrliche Dienste als den nomadisirenden die Rennthiere und die Leute können ohne sie gar nicht existiren. Als im Jahr 1822 an der Kolyma die meisten Einwohner ihre Hunde durch eine Seuche einbüßten, geriethen sie in die traurigste Lage; sie mußten ihr Brennholz selbst herbeyschleppen, dabey fehlten ihnen Zeit und Kräfte, die an verschiedenen, zum Theil weit entfernten Orten gefangenen Fische heimzubringen, und die Jagd der Vögel und Pelzthiere mußte fast ganz verabsäumt werden, so daß eine allgemeine furchtbare Hungersnoth, die viele Menschen wegraffte, ausbrach. Der Verf. erzählt ein Beyspiel, daß als damals eine Jukahiren-Familie von 20 Hunden nur 2 eben geworfene übrig behielt, die Frau sich entschloß, um diesen letzten Rest ihres ehemaligen Reichthums zu retten, die beyden Hündchen an ihrer Brust mit ihrem eigenen Kinde gemeinschaftlich zu säugen, was so wohl gelang, daß die beyden Stiefsäuglinge Stammeltern eines neuen kräftigen Hundeschlags wurden. Die Hunde können hier nicht durch Pferde, obschon man deren einige hält, ersetzt werden, da man nicht das nöthige Futter für letztere herbeyschaffen kann, auch der leichte Hund ganz gut über den Schnee fortläuft, wo das schwere Pferd einsinken würde.

Auf die angestrengte Thätigkeit der Bewohner während der Sommer- und Herbstmonate folgt nun der ruhige Winteraufenthalt in den Hütten. So zieht sich einförmig und genußlos das Vegetationsleben der Bewohner dieser eisigen Einöde dahin, an dem auf längere Zeit Theil zu nehmen auch unsere Reisenden bestimmt waren. Sie hatten jedoch gehörig zu thun, um 50 Narten mit 600 Hunden und dem nöthigen Futter für das nächste Frühjahr zusammen zu bringen und astronomische Beobachtungen in einem kleinen Observatorium anzustellen. Am 31. December wurden sie auf eine ganz unerwartete Weise durch einen Besuch des englischen Kapitäns Cochrane, des bekannten Fußgängers überrascht, den als eine in ihrer Art einzige Erscheinung die Wißbegierde bis dorthin getrieben hatte. Seit langer Zeit von der gebildeten Welt abgeschnitten, freute sich die ganze Gesellschaft über den Zuwachs des kleinen Kreises durch die Gegenwart eines so erfahrnen Mannes.

Im Februar wird es in Nis'hne Kolymsk auf einmal lebhaft. Um diese Zeit nämlich trifft die aus Jakuzk nach dem großen Tschuktschen-Jahrmarkt zu Ostrownoje ziehende Karawane von etwa 20 Kaufleuten ein, deren jeder 10 — 40 beladene Pferde führt, macht hier einige Tage Halt und verkauft einen Theil ihrer Ladung. Auf Narten zieht die Karawanne dann weiter, was den Hundebesitzern einen guten Gewinn abwirft.

Da sich Wrangel überzeugte, daß er seine Eisfahrt nicht vor der Mitte März würde antreten können, gleichwohl aber auch nicht müßig bleiben wollte, so beschloß er einstweilen einen Theil der Meeresküste nach Osten hin zu befahren und aufzunehmen, während er Matiuschkin nach Ostrownoje schickte, der theils auf dem dortigen Jahrmarkte Einkäufe machen, theils die Tschuktschen, die mit Recht sehr mißtrauisch gegen die Russen sind, über den Zweck der Expedition, die auch ihr Land berühren mußte, beruhigen und günstig stimmen sollte. Wrangel drang auf dieser ersten Expedition bis über das Kap Schelagskoj vor, und langte nach einer Abwesenheit von 23 Tagen, in welchem er 1122 Werste auf Schlitten zurückgelegt hatte, tüchtig durchgefroren und ausgehungert in N. Kolymsk wieder an, wo bereits Dr. Kyber aus Irkuzk eingetroffen war und Matiuschkin bald darauf von Ostrownoje zurückkehrte.

Der Jahrmarkt am letzten Orte ist einer der merkwürdigsten in der Welt, indem hier unter 68° Breite die Erzeugnisse Europas mit denen des nordwestlichen Amerikas umgetauscht werden, und beyde Theile, Käufer wie Verkäufer, einen ganz ungeheuern Gewinn dabey machen. Dieß hängt folgendermaßen zusammen. Die Tschuktschen, von der äußersten Ostspitze Asiens setzen über die Behringsstraße und erhandeln von den Bewohnern der Nordwestküste Amerikas Wallroßzähne und Pelzwerk, wo-

bey sie für ein halbes Pud Tabak eine Partie Felle erstehn, die sie an die Russen für zwey Pud desselben Tabaks wieder verkaufen und also 300 Procent gewinnen. Dem Russen kommen diese zwey Pud höchstens auf 160 Rubel, während er die dafür eingetauschten Felle wenigstens um 260 Rubel wieder verkauft und also 62 Prozent Gewinn hat. Die Tschuktschen kommen mit Weibern, Kindern, Hausrath, Waffen und Wohnungen auf Rennthierschlitten hieher gefahren, und da sie auf diesem Zuge noch zwey andere Tausch- und Sammelplätze, Anadyrsk und Kamennoje, besuchen und des Futters für die Rennthiere halber große Umwege machen müssen, so brauchen sie zur Reise 5 — 6 Monate. Der Gesammtwerth der nach Ostrownoje gebrachten und ausgetauschten Waaren beträgt im Durchschnitt immer nach dortigen Preisen gegen 200,000 Rubel.

Aus den von Matiuschkin gemachten Bemerkungen über die bis jetzt noch sehr unvollkommen gekannten Tschuktschen hebe ich nur Einiges hervor. Die Mehrzahl ist getauft; dieß ist aber auch Alles, was ihnen vom Christenthum zugekommen ist, indem ihnen kein Unterricht ertheilt wurde, auch die Taufe für sie meist nur eine Finanzspeculation ist, durch welche sie in Besitz einiger Pfunde Tabak oder eines Kessels kommen. Matiuschkin wohnte einer solchen Ceremonie bey, die an einem jungen Tschuktschen vorgenommen werden sollte, dem hiefür Tabak zugesichert war. Da er nach russischem Ritus sich dreymal in einem großen Wasserbottich untertauchen sollte, so wollte er nicht daran, bis nach langem Zureden des Dollmetschers er sich bequemte hineinzuspringen, aber auch gleich wieder heraussetzte und vor Kälte zitternd nach seinem Tabak schrie. Vergebens bemühte man sich, ihm begreiflich zu machen, daß die Ceremonie noch nicht beendigt sey; er bestand darauf, daß es genug sey, und man ihm seinen Tabak geben solle. Da ihm nicht gewillfahrt wurde, ließ er die ganze Versammlung im Stiche, und lief nach seinem Zelte, um sich dort zu erwärmen.

Bey einem solchen sträflichen Mißbrauch der Taufe und bey gänzlichem Mangel an Unterricht in der christlichen Religion übt der Schamanismus unter den Tschuktschen noch seinen ganzen Einfluß aus. Man ist gewohnt die Schamanen als gemeine Betrüger anzusehen; Matiuschkin dagegen nennt dieses Urtheil hart und ungerecht, wenigstens völlig einseitig, da es nur von den unter dem Namen Schamanen umherziehenden Gauklern gelten kann.

„Die wahren Schamanen gehören zu keiner besondern Kaste, sondern entstehen so zu sagen und bestehen einzeln. Unter dem Volke werden Menschen mit einer feurigen Einbildungskraft geboren; sie erwachsen mitten unter dem Wunderglauben an Geister, an Schamanen. Der Anblick ihrer übernatürlichen Verzuckung, das Mystische des Ganzen ergreift den Jüngling tief. Auch er will zu dieser Gemeinschaft mit dem Ungewöhnlichsten, Außerordentlichsten gelangen; aber Niemand ist da, der ihm den Weg dazu weist, denn selbst der älteste Schamane ist sich nicht bewußt, wie er dahin gelangte. Aus sich selbst, aus der ihn unmittelbar umgebenden großen düstern Natur muß er die Kenntniß des Unbegreiflichen ziehen. Einsamkeit, Abgeschiedenheit von menschlicher Gesellschaft, Wachen, Fasten, erhitzende und narkotische Mittel schrauben seine Einbildungskraft aufs höchste; er sieht nun selbst die Erscheinungen und Geister, von denen er in früher Jugend hörte, er glaubt fest und unerschütterlich daran. Endlich wird er zum Schaman geweiht, d. h. unter gewissen Feyerlichkeiten in der Stille der Nacht mit den einmal angenommenen Handgriffen, mit der Zaubertrommel u. s. w. bekannt gemacht. Das bringt aber keine Mehrung seiner Kenntnisse, keine sonstige Veränderung in seinem geistigen innern Wesen hervor, es ist eine bloße Ceremonie mit seinem äußern Menschen; was er fortan fühlt, was er thut, was er sagt, ist und bleibt immer Resultat seiner eigenen innern Gemüthsstimmung, er ist kein kalter, besonnener Betrüger, kein gemeiner Gauckler. Wer einen ächten Schamanen in der höchsten Ekstase beobachtet hat, wird gewiß diesem Urtheil beystimmen, wird zugestehen, daß er wenigstens in diesem Augenblicke unmöglich betrügen kann, noch will, sondern daß das, was mit ihm vorgeht, Folge des unwillkührlichen, unwiderstehlichen Einflußes seiner aufs höchste gereizten Einbildungskraft ist. — Ein ächter Schaman ist gewiß eine höchst merkwürdige psychologische Erscheinung. So oft an ich hier und andern Orten operirende Schamanen sah, ließen sie immer einen lange dauernden, düstern Eindruck in mir zurück; der wilde Blick, die blutrünstigen Augen, die heisere Stimme, die mit äußerster Anstrengung sich aus der krampfhaft zusammengepreßten Brust

einen Weg zu bahnen schien, die unnatürliche krampfhafte Verzerrung des Gesichtes und des ganzen Körpers, das empor gesträubte Haar, ja selbst der hohle Ton der Zaubertrommel — Alles das giebt der Scene etwas Grauenvolles, Mysteriöses, das mich jedesmal ganz seltsam ergriffen hat, und ich begreife sehr wohl, wie ungebildete rohe Naturmenschen darin das finstere Werk böser Geister sehen."

Wir kehren zurück zu Wrangel, der im Begriffe ist, seine zweyte Eisfahrt anzutreten. 6 Reise-Narten und 14 Proviant-Narten mit 240 Hunden waren beysammen, und so wurde am 26. März im besten Stande die Reise begonnen. Schon gleich vom ersten Nachtlager auf dem kleinen Baranow-Felsen aus verließ Wrangel die Küste, um in gerader nördlicher Richtung auf dem Eise so weit als möglich fortzufahren. Ueber die östlichste der Bäreninseln, der er den Namen der Vierpfeiler-Insel gab, hinaus drang Wrangel auf dem Eise unter unzähligen Mühseligkeiten bis zum 71° 43′ vor, wo das Aufbrechen des Eises und der Verbrauch der Lebensmittel ihn zur Umkehr nöthigte. Am 28. April langte er wieder in N. Kolymsk an, nach einer Abwesenheit von 36 Tagen, während welcher eine Strecke von 1210 Wersten befahren worden war.

Der Frühling war indeß herangekommen, mit ihm die gewöhnliche Hungersnoth, der nach einiger Zeit durch die Ankunft der Fische und Zugvögel ein Ende gesetzt wurde. Da Wrangel die Erfahrung gemacht hatte, daß er sich in Betreff der Bedürfnisse der Expedition nicht auf die Eingebornen verlassen könne, so ließ er im Laufe des Sommers den Fischfang auf eigene Rechnung betreiben, indeß er selbst zu Boote eine Aufnahme der Kolyma-Mündungen machte, während der Steuermann Kosmin beschäftigt war, zu Pferde die Küste zwischen den Mündungen der Kolyma und Indigirka aufzunehmen, und Matiuschkin mit Kyber eine Reise längs dem kleinen und großen Aniuj-Fluße ausführte.

Der Winter von 1821 auf 1822 versetzte die Bewohner der Kolyma in großen Jammer, indem eine Seuche 4/5 ihrer Hunde aufrieb. Es kostete daher auch Wrangel nicht wenige Mühe, die Hunde für die bevorstehende dritte Eisfahrt zusammen zu bringen. Wohl trieb er nach und nach gegen 300 auf, indeß waren nur 60 darunter, die zu einer weitern Fahrt tauglich waren und diese reichten nur zu fünf Schlitten hin. Mit diesen bespannte er die sogenannten Reisenarten, solche nämlich, welche die ganze Reise mitmachen sollten; die Provisionen waren auf 19 Narten geladen mit minder tüchtigen Hunden, was indeß weniger ausmachte, weil sie zurückgeschickt werden sollten, so wie die Provisionen geleert waren. Nachdem für die Menschen auf 40 Tage und für die Hunde auf 35 Tage Lebensmittel aufgeladen waren, wurde die Fahrt am 14. März begonnen. Vom großen Baranow-Felsen aus beschloß Wrangel in gerader Richtung nach N. O. bis in 71 1/2° zu fahren, dort ein Vorrathsmagazin anzulegen, um einige Narten zurückschicken zu können, und dann die Untersuchungen nach O., N. und N. W. fortzusetzen, wodurch die jetzige Reise gewissermassen eine Fortsetzung der vorjährigen wurde und zu hoffen war, daß man zu einem befriedigenden Resultate über das Daseyn des problematischen Landes im Norden gelangen würde.

Die Fahrt war wegen der Menge von Torossen (Eisklippen) äußerst beschwerlich; gleichwohl drang Wrangel trotz aller Hindernisse bis zu 71° 52′ 19″ Breite vor, wo die wildesten Torossen-Gruppen, die völlige Ermattung der Hunde, der üble Zustand der Narten und das Aufbrechen des Eises ihn zur Umkehr zwang. Dieser Eisbruch ist eines der großartigsten Naturschauspiele. „Es ist unmöglich," sagt der Reisende, „sich eine Vorstellung von diesem ungeheuren Zerstörungschaos zu machen; diese Hunderte von Klastern große Eismassen, die wie leichte Brettchen auf- und abgeschleudert werden, das unaufhörliche Donnerähnliche Krachen der berstenden dicken Eismassen, das Rauschen der dazwischen wüthenden Meereswogen — es ist ein Schauspiel, einzig in seiner Art, mit nichts zu vergleichen, durchaus nicht zu beschreiben." Am 5. May zogen die Reisenden wieder in N. Kolymsk ein.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nr. 262. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges im Jahre 1838 von Dr. Sam. Brunner. Bern 1840.

(Schluß.)

Je einfarbig schwärzer die hiesigen Bewohner sind, desto mehr lieben und desto eifriger suchen sie zu ihrer Kleidung und ihrem Schmucke die grellen, bunten Farben und das Hellglänzende der Metalle; das Auge hat Mühe sich an diese starken Eindrücke zu gewöhnen. Der häßlichste Theil der Einwohner sind die gelblich braunen meist aus Ehen mit Mulatinnen hervorgegangenen Nachkommen der Europäer; ungleich schöner die einzelnen hier ansäßigen Mauren, schön wenigstens in ihren eigenen Augen, selbst die hier eigentlich heimathlichen Neger.

Zweymal im Jahre, und zwar in dem kurzen Zwischenraum von 2 Monaten (am 21ten May und 20 July) steht die Sonne senkrecht über dem unter 16° n. Br. gelegenen St. Louis. Ein glühend heißer Wind aus der Sahara verbreitet in der trocknen Jahreszeit seine versengenden Strömungen über die Landschaft, während sich über derselben zur Zeit der tropischen Regen die furchtbarsten Gewitter entladen. Auf beyde Zeiten ist die Bauart der hiesigen Hütten und Häuser berechnet; denn die Neger, welche meist an dem äußern Umfange der Stadt sich angesiedelt haben, bewohnen kegelförmige, von Rohrstäben umzäunte Strohhütten, welche so hoch hinan von Sand verschüttet oder in ihm vergraben sind, daß man sie als unterirdische Wohnungen betrachten kann; die Häuser der Europäer gewähren durch ihre Säulenhallen und geräumigen Salons am Tage Schatten und durch ihre platten Dächer am Abend einen erfrischenden Luftzug, obgleich die eben erwähnten Dächer die Unbequemlichkeit haben, daß man zu den meisten von außen, auf einer Leiter hinansteigen muß und daß während der Regenzeit das Wasser durch die untern Oeffnungen der etwa 4 Fuß hohen Brustwehr so unmittelbar abläuft, daß es die äußern Wände durch viele Streifen entstellt.

Wir sprachen vorhin von den mancherley Weisen in denen, eben nicht durchaus angenehm, der Gesichtssinn des neu angekommenen Europäers zu St. Louis affizirt wird; auch die andern Sinne, zunächst das Ohr bedürfen, um sich gegen das ungewohnte Neue abzustumpfen einer längeren Gewöhnung. Schon vor dem Grauen des Tages hört man das durchdringend laute Tönen der Mörser, worinnen Kuskus gestoßen wird, (die Körner von Holcus spicatus, aus deren Mehl man Brey bereitet); sobald der Morgen die Straßen beleuchtet, erschallt das gellende Geschrey der Negerweiber welche allerhand Waaren des Marktes zum Kauf ausbieten, oder ihre weithin hörbaren Gespräche halten, dazwischen zieht ein Griot oder Sänger, der beym Klange der Tam Tam Trommel seine sonderbar heulende Stimme vernehmen läßt über den Platz. Dieser Reiz der heimathlichen Musik ist für die Negerinnen ein unwiderstehlicher. Nicht nur die müßigen ziehen singend und taktmäßig in die Hände klatschend hinter dem Sänger darein, sondern auch die Beschäftigten lassen ihre Arbeit stehen, oder schließen sich mit ihren Marktkörben dem Zuge an, der sich immer größer werdend, klatschend und mit Gesang-Geheul durch die Straßen wälzt. Solche Töne dagegen, an welche unser Ohr in den einheimischen Städten am meisten gewöhnt ist, wie die einer Glocke, welche die Stunden anzeigen könnte, hört man in St. Louis nicht, denn die vormalige

Thurmuhr der sogenannten Cathedrale ist längst verstummt und die Kanonenschüsse am Morgen und Abend halten so wenig ihre bestimmte Zeit, daß sie um mehr denn halbe Stunden bald zu früh bald zu spät kommen.

St. Louis ist von seinem noch vor wenig Menschenaltern sehr unbedeutenden Umfang zu jenem einer ansehnlichen Mittelstadt angewachsen. Seine Bewohnerzahl wird von unserm Reisenden zu 15000 angegeben; hierunter sind etwa 700 Europäer. Eine Art von Freymaurerloge vereint die meisten von diesen zu geselligen Vergnügungen in einem hinlänglich geräumigen Salon; dem Fremden kommt die Gastfreundschaft allenthalben entgegen; er ist als Gast an jedem Tische der wohlhabenderen Einwohner der Stadt willkommen; seine Erzählungen und seine Gespräche sind von Allen eifrig gesuchte Unterhaltung. Während sich unter den Europäeru mehrere, selbst auf nicht unbedeutenden Posten stehende fanden, welche nicht einmal lesen konnten, lernte unser Verf. unter den hiesigen Schwarzen einige wohl unterrichtete Männer kennen. Namentlich besaß der schwarze Hausherr, bey dem Hr. Brunner wohnte, eine für St. Louis kaum zu erwartende Privatbibliothek unter deren Büchern sich zur Ergötzung des Reisenden auch eine Aeneis fand. Das hiesige, heiße Clima, welches den Europäer fast zu jeder geistigen Anstrengung unfähig macht, wirkt auf den Neger wie ein wohlthätig aufregendes Element der Lebensthätigkeit. Außer in den freylich noch sehr mangelhaften öffentlichen Schulen empfangen auch viele der hiesigen bemittelteren Neger und Mulatten in den Seestädten Frankreichs ihre Bildung.

St. Louis und seine nächste Umgebung besitzt keine bedeutende Naturgabe, die es nicht von außen her empfangen hätte. Seinen edelsten Baum, die Kokospalme, deren Frucht durch ihren milchigen Saft eine unbeschreibliche Linderung und Erquickung des vor Hitze Schmachtenden gewährt, empfieng es vor etlich und dreyßig Jahren aus Ostindien. Eben daher kam ihm die, reichlichen Schatten gewährende Terminalia Catappa, und selbst das jetzt an allen Mauern wachsende Solanum lycopersicum, so wie die häufig von den Negern zu lebendigen Umzäunungen benützte stachlige Parkinsonia sind aus Westindien eingewandert. In den Magazinen der hiesigen sogenannten Kaufleute findet man außer einer Manichfaltigkeit der unbedeutendsten europäischen Geräthschaften auch für die gemeinsten Bedürfnisse der Küche gesorgt, namentlich giebt es da Zwiebeln aus Europa, an deren Verkauf 50 Pr. gewonnen werden.

Der Hauptgegenstand des Verkehrs, und der Ausfuhr, welcher fast einzig der hiesigen Colonie ihr Bestehen sichert, ist Gummi, das meist von den Mauren nach dem stromaufwärts, in überaus ungesunder Gegend gelegenen Galam zu Markte gebracht wird. Vormals brauchte man zwey volle Monate um von St. Louis den Strom hinan nach dem dumpfig heißen Galam zu gelangen und eine solche Wasserfahrt war mit Beschwerden verbunden, denen öfters zwey Drittel der europäischen Reisenden unterlagen. In neuerer Zeit hatte man ein Dampfschiff l'Africain genannt zu jener Expedition bestimmt, welches in 5—6 Tagen den Weg von St. Louis nach Galam zurücklegte, was indeß nur zweymal im Jahr, während des höchsten Wasserstandes des Flußes im August und September möglich war. Als Brunner nach St. Louis kam lag jenes Dampfschiff in Trümmern und ein neues, das man aus Frankreich erwartete, war noch nicht angekommen; nur kurze Zeit hatte das Glück der bedauernswürdigen, in beständiger Todesgefahr schwebenden Colonisten und Soldaten in Galam, das Glück einer Erleichterung des Verkehrs mit der Küste und hiedurch mit dem Mutterland gedauert.

Eine Landreise nach dem grünen Vorgebirge, entweder der Seeküste entlang oder durch Cayor, welche unser Verf. schon vorbereitete, schien vereitelt, durch die Feindseligkeiten die zwischen der Besatzung von St. Louis und dem Damel oder König der Neger von Cayor, wegen eines von den Letzteren angefallenen, gestrandeten Schiffes ausgebrochen waren. Während er an Bord eines nach Gorea bestimmten Fahrzeuges: der Elisa vor der gefahrvollen Sandbank den günstigen Augenblick zur Ausfahrt erwartete, beschloß er dem Reiche des Damel wenigstens an seinen Gränzen einen Besuch zu machen; er fuhr von einem Negerknaben und einem

französischen Soldaten begleitet hinüber ans linke Ufer, zu dem Negerdorfe Gandiol, welches zwar auch schon unter der Herrschaft des Negerkönigs, zugleich aber auch in einem näheren Verband mit der französischen Colonie stehet. Die Sanddünen, an denen das Boot vorüberfuhr zeigten sich gegen das Ufer hin bedeckt von den prachtvoll blühenden Gebüschen der Asclepias gigantea, deren eingedickter Milchsaft in Ostindien mit gutem Erfolg zur Heilung des Aussatzes angewendet, dessen wollige Auskleidung der Samenkapseln in Kissen gestopft wird.

Es fällt schon bey uns dem Fußgänger das Wandern im losen tiefen Sande an einem warmen Tage schwer, wie viel schwerer aber muß dasselbe hier in der Nähe des Senegal in der schon beginnenden dürren Jahreszeit (gegen Ende des Februars) seyn! Nur die hoch über die Ebene emporragende Borassuspalme, die bey Gandiol steht, bezeichnete den Wanderern die Richtung die sie jenseits des Ufers durch das Sandmeer zu nehmen hatten; die Erquickung die ihnen, im Dorfe angelangt das überaus erfrischende Lieblingsgetränk der Neger: der Palmwein gewährte, that den tief Ermüdeten noth, denn der französische Begleiter, obgleich an das hiesige Clima seit längerer Zeit gewöhnt, war der Ohnmacht nahe. Jenes Getränk wird hier durch das Anbohren der Phoenyx leonensis, unmittelbar unter ihrer Krone gewonnen; es gleicht an Geschmack dem süßen Weinmost, doch erinnert zugleich dieser Geschmack, wenn auch nur leise, an den der weißen Rüben. Man muß es, wegen seiner Neigung zur sauren Gährung, bald nach seinem Ausströmen in die am Bohrloch befestigte Kürbisflasche genießen. Außer diesem unentbehrlichen Gewächs stehen Baobab und Gummibäume, so wie Balanitessträuche um die Negerhütten her, welch letztere planlos zerstreut sind und im äußern Ansehen einander sehr gleichen, in deren Innern jedoch zugleich eine verhältnißmäßig große Reinlichkeit herrscht.

Auch jener Neger, in dessen Hütte Hr. Brunner zu Gandiol Schatten und freundliche Bewirthung fand, zeichnete sich durch eine gewiße Bildung aus. Er war freyer Eigenthümer, getaufter Christ, sprach gut französisch und urtheilte so verständig als bescheiden über seine Landsleute und ihr Verhältniß zu den Colonisten. Wenn auch die Neger in der Nachbarschaft und im Verkehr unserer Colonien gleich den Kindern zuerst sich geneigt zeigen das minder Lobenswerthe ja das Böse ihrer europäischen Vorbilder nachzuahmen, so entwickeln sich dennoch zugleich, bey ihrer großen Bildungsfähigkeit die Keime des Besseren. Auch unser Verf. erklärt sich entschieden gegen jene oberflächliche Ansicht, welche die Neger zu einer andern Urstammart des Menschengeschlechts machen wollte; mit Recht schreibt er die unwesentlichen Verschiedenheiten ihres Körperbaues von dem unsrigen einen (zum Theil klimatischen) Einfluß zu, der in der empfänglicheren Jugendzeit unsers Geschlechts auf den in Afrika eingewanderten Zweig des gemeinsamen Menschenstammes wirkte.

Die schon aufgegebene Landreise nach Gorea zeigte sich zuletzt, bey wieder hergestellten friedlichen Verhältnissen mit den Negern, dennoch ausführbar. Freylich ist diese Art zu reisen hier in Senegambien die köstspieligste, die beschwerlichste und zugleich die langwierigste. Denn obgleich die Entfernung nur 30 Wegestunden beträgt, mußte Hr. Brunner dennoch 275 Franken als Miethe für seine 2 Kamele, ein elendes Pferd und als Löhnung für die Begleiter bezahlen; hatte von den unlenksamen Kamelen und ihren störrigen Treibern viel zu leiden und brachte auf dem Wege sieben volle Tage zu, weil seine Begleiter rasteten wo und wie lang sie wollten. Er trat seine Reise von Gandiol aus am 9. März an; der Weg der sich einige Tage lang an der Seeküste hinzieht, deren Sand zur Zeit der Ebbe für Menschen so wie für Lastthiere einen bequemen gangbaren Boden darbietet, gewährt wenig Unterhaltung, denn das Auge sieht zur Rechten nur das weite Gewässer, zur Linken die weißglänzende Wüste des Sandes. Pfähle, welche an manchen Stellen aus dem Boden hervorstehen, deuten dem Vorüberreisenden an, daß hier beym Hineingraben in den Sand trinkbares Wasser gefunden werde. Schlammig und lau, wie dieses mit Sandstaub vermischte Wasser ist, macht es dennoch Menschen wie Thiere zum Weitergehen kräftig und die Führer, weilen halbe Tage lang bey einem sol-

chen Orte. Der Zweck, den unser Reisender bey seiner mühevollen Landreise vor Augen hatte: die tropische Flora des Landes aus Anschauung kennen zu lernen, konnte nur an jenen zwar wenigen, dafür aber desto reicheren Puncten erlangt werden, an denen eine größere Fülle des Wassers dem so begünstigenden Einfluß des Climas zu Hülfe kommt. Einer dieser Puncte ist der Sumpf oder kleine, seichte Landsee von N'Boro, der andere das schon von Golberry so reitzend beschriebene Dörflein Gannack, mitten in seiner kleinen, üppig grünenden Oase. Am ersteren Puncte sah unser Verfasser zum erstenmal ganze Gruppen der Manledbäume (Rhizophora Mangle) mit ihren immer non neuem zum Boden sich neigenden und Wurzel schlagenden Aesten; hochstämmige Sanarbäume, in der Fülle ihrer Blüthen und mehrere andere, wenigstens für sein Herbarium sehr werthvolle Gewächse, unter denen die Capparis polymorpha durch die Schönheit ihrer Blumen den Preis davon trug. Auch das merkwürdige, von Palissot de Beauvais entdeckte gehörnte Farnkraut (Pteris cornuta) fand sich in einem nahe von N'Boro gränzenden Sumpfe. Anziehender jedoch als Alles was der Küstenweg von St. Louis nach Gorea dem Reisenden darbietet, erscheint die schon erwähnte Oase von Gannack. Das was der von dem Wandern durch die dürre heiße Wüste ermattete Leib, was die von dem Ueberreitz des Lichtes geblendeten Augen am sehnlichsten begehren: Teiche voll frischen Wassers, dichter, kühler Schatten, ein frisches Grün der Rasenplätze und der Bäume findet sich hier in Fülle. Die westafrikanische Flora hat in diesem kleinen Paradies ihre prachtvollsten, majestätischsten Formen entfaltet; die schönste, vielleicht unter allen Palmen der östlichen Halbkugel, die edle, Wein- und Oel zugleich gebende Elais guineensis bildet dort einen ganzen, dichten Hayn, die Sykomoren und breitblättrigen Feigen, mit den gelbblüthigen Mimosen sind fast die einzigen alten Bekannten, welche ein Reisender, der zum ersten Mal in diese reiche Pflanzengruppe tritt, mitten unter den Hunderten der andern Baum- und Straucharten erblickt. Nahe bey den Hütten des Dörfleins steht ein uralter Baobabbaum mit riesenhaft dickem Stamme, in dessen Schatten unser Reisender seinen Sitz nahm. Mild und gastfreundlich wie die reiche Natur, deren Segnungen sie genießen, sind die Bewohner des Dorfes; sie erquickten den Fremdling und seine Begleiter mit einem Ueberfluß von Palmenwein, Milch und andern Nahrungsmitteln, während die Lastthiere auf der frischen Weide giengen; Gannack ist ein Ort, den der Botaniker, den der Naturfreund wohl gern zum beständigen Aufenthalt sich wählen möchte; die Trennung von diesem Ruhepunct fiel schwer.

Noch einige mühsame, heiße Reisetage über den blendend weißen Wüstensand, und das Vorgebirge das der Felseninsel Gorea gegenüber ins Meer verläuft, war erreicht. Bey den Hütten und Häusern, welche am Ort der Ueberfahrt stehen, empfieng unsern Reisenden die Gastfreundlichkeit eines französischen Beamten aus Gorea, der hier ein kleines Landgut besaß. Die Franzosen der gebildetern Stände zeigen überall wo man sie findet, jene Achtung vor der Wissenschaft, namentlich vor jener der Natur, und jene liebenswürdige Zuvorkommenheit gegen Fremde, welche mit Recht als ein Vorzug ihrer Nation gepriesen werden. Unser deutscher Reisender hatte in dem Manne, dessen Haus er hier, weil er es für einen Gasthof hielt, zuvöllig betrat, einen Freund gefunden, der sich während seines ganzen Aufenthaltes in dieser Gegend und selbst nach seiner Abreise, durch die uneigennützigste Sorgfalt womit er die Sendung seiner Sammlungen besorgte, als solchen erwies.

Die kleine Insel worauf Gorea mit seinen ansehnlichen Festungswerken liegt, ist ein alt vulkanischer Basalt- und Schlacken-Felsen, welcher gegen Süden, Westen und Norden steil emporsteigt und nur an der Ostseite eine Bucht bildet, in der die Schiffe gegen Sturm und Wogendrang einen sichern Bergungsort finden. Die Holländer kauften die Insel zu Anfang des 17ten Jahrhunderts von ihrem damaligen Besitzer, dem Fürsten von Daccar und befestigten sie; später war sie, bey wechslenden Kriegsglück, bald im Besitz der Engländer, bald wieder der Holländer, bis sie zuletzt in den Besitz ihrer jetzigen Herren, der Franzosen kam. Das Kastell mit seinen Batterien, an deren Verstärkung man so eben eifrig arbeitete liegt auf dem Gipfel des Felsen; auch der freye Platz der

an die Bucht gränzt, ist durch eine starke Batterie geschützt. Um diesen Platz stehen die Häuser der ansehnlicheren europäischen Bewohner, weiterhin die Hütten des Volkes, dessen Mehrzahl Neger und Mulatten bilden. Die damalige Garnison bestund nur aus 60 — 80 Mann, die gesammte Bewohnerzahl der kaum 2000 Schritt langen und etwa 300 breiten Insel ward auf höchstens 3000 geschätzt. Gorea gewährt dem Europäer einen ungleich angenehmern Aufenthalt als St. Louis; denn die Luft ist dort gesünder; der beständig herrschende Seewind mildert die Hitze; das Ein- und Auslaufen der Schiffe ist nicht, wie an den Mündungen des Senegal durch Sandbänke gehindert und gefährdet; ohne Aufhören sieht man deßhalb hier den Zu- und Abgang von europäischen Fahrzeugen; die Thätigkeit der Seeleute und der Verkehr zweyer Welttheile belebt den Hafen so sehr, daß man in einer europäischen Seestadt zu seyn glaubt. So arm die Insel für sich selber ist, denn außer der verwildert wachsenden Argemone mexicana und etlichen im sogenannten Garten des Gouverneurs so wie am Hafenplatz, angepflanzten Bäumen enthält sie keine Gewächse, so reich ist ihr Markt durch die Zufuhr aus der Nähe und Ferne. Französische Weine von allen Sorten, (leider auch Branntwein), Mehl und andere Dinge der Art liefert Europa; die schmackhaften Anacardienäpfel (von Anacardium occidentale) butterartige Bananen (von Musa paradisiaca) rahmähnlich schmeckende Anonenfrüchte, säuerliche Gujaven (von Pisidium Pyriferum) die wohlschmeckendsten Orangen, nebst den Mampate Birnen (von Parinarium excelsum) die nußähnlichen Früchte der Datarien und eine Menge anderer dergleichen Gaben des Pflanzenreiches kommen vom benachbarten Festland herüber. Außer dem Fleisch der eben daher stammenden Schlachtthiere versorgt das Meer die hiesigen Bewohner im Ueberfluß mit Fischen, Krebsen und Schalthieren. So wird den Einheimischen wie den Fremden auf Gorea nur ein natürlicher Mangel fühlbar; das ist der an frischem Wasser, welches in Booten von der Küste herüber gebracht werden muß, weil das aus den Ziehbrunnen geschöpfte Wasser sehr übelschmeckend ist, und ein Brünnlein an der Südwestseite der Insel weniger ein fließendes als ein tröpfelndes genannt werden kann. Auch hier in der Stadt fand unser deutscher Reisender, so unbequem auch seine Wohnung in dem kleinen, einer Französin zugehörigen Gasthofe war, sonst überall die gastfreundlichste, zuvorkommendste Aufnahme und machte unter andern die Bekanntschaft eines Franzosen, der die Stelle eines Schulaufsehers in Gorea begleitet, und der sich mit der deutschen Literatur so vertraut zeigte, daß er aus Bürgers Gedichten, namentlich das vom Kaiser und vom Abt fast ganz auswendig herzusagen wußte.

Zu den botanischen Wanderungen durch einige Theile der benachbarten Küstengegenden des Festlandes benutzte unser Reisender die Früh- und Nachmittagsstunden. Die Hitze war jetzt gegen Ende des März noch nicht so groß als man sie wohl in diesen Graden der Breite erwarten möchte, selbst noch am Anfang des April schätzte sie unser Verf. eines Abends, in Gorea, in einem Gebäude worinnen viele Menschen zum Genuß des brennenden Punsches versammelt waren nur auf 18 bis 20° R. Das Gehen durch den tiefen losen Sand war deßhalb bey jenen Landpartieen das Beschwerlichste; bey Nacht so wie während der heißesten Stunden des Tages bot sich in den an der Küste gelegenen Landhäusern ein bequemer Ruheort, und im Genuß des süßen Palmenweins ein Stärkungsmittel dar, dessen gesunde Wirkung von allen Reisenden in diesen heißen Erdstrichen gerühmt wird. Auch die saure Milch welche man in den Negerhütten findet, ist in diesem Klima sehr zuträglich. Von den Riesenschlangen und andern gefahrdrohenden Thieren, welche die Gegend zuweilen besuchen sollen, kam unserm Reisenden keine Spur zu Gesicht; sie gehören zu den Schrecknissen der dürresten Jahreszeit, deren Nähe sich übrigens schon allenthalben ankündigte, denn die Gebüsche der Sesbanien stunden verdorrt, die Baobabbäume hatten ihre Blätter abgeworfen, so daß die Horste der in ihren Zweigen nistenden Geyer unverhüllt dalagen; auch die Blüthenzeit der nach dem Regen alle Hügel und Triften bedeckenden zahlreichen Arten von Hibiscus, so wie der riesenhaften Lippenblumen vom Geschlecht des Leonotis war längst vorüber. Desto reichlicher fiel in den Sümpfen und Teichen jenseits des gewöhnlichen Punktes der Ueberfahrt die Ernte an

Wassergewächsen, namentlich an Nymphäen aus, unter denen die Nymphaea micrantha die merkwürdige Fortpflanzung durch Keime zeigte, welche aus dem Blattstielkelche hervorsproßen.

Auf einem dem Maire von St. Marie, einem Mulatten zugehörigen Fahrzeuge fuhr unser Reisender am 8. April des Abends nach den Mündungen des Gambiastromes und zwar zunächst nach der vor diesen Mündungen gelegenen Insel St. Marie. Bey günstigem Winde wird die Ueberfahrt von Gorea dorthin in wenig mehr denn 12 Stunden beendigt; eine Windstille, bey welcher die Hitze der Mittagsstunden sich ungemein steigerte, machte sie für dießmal mehr denn 3mal so lang und ließ den Neuling in solcher Art von Seefahrten alle Unbequemlichkeiten eines Negerschiffes, das von Hühnern und Enten, so wie Negerfrauen dicht bevölkert, dabey mit übelriechendem gedörrtem Fleisch und Fischen befrachtet war, im reichsten Maaße empfinden. Auch an diesem neuen Zielpuncte seiner Forschungen sah unser Verf. die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, daß er selbst an dem augenfälligsten, schönsten Baume des Flußufers, an dem Baumwollenbaum (Bombax) keine Blüthe mehr fand, welche ihm die Entscheidnng möglich gemacht hätte ob die Art Bombax ceiba pentandrum sey? Die Stämme dieses riesenhaften Baumes erreichen bis zur Krone eine Höhe von 60 Fuß und sind so dick, daß man sie zu Piroguen aushöhlt, in denen 40 — 50 Personen die Fahrt auf dem Fluße wagen. Die spitzigen Stacheln, mit denen die Zweige des Baumes bedeckt sind, scheinen die Hauptursache aus welcher die Neger, in einem Lande das andre Baumwollensorten in größester Menge erzeugt, die Kapseln jenes Baumes nicht einsammeln und benützen. Uebrigens gilt es von diesem, wie von vielen andern tropischen Bäumen, daß die Blätter dann schwinden, wenn die Früchte ihrer Reife entgegengehen, so daß man nur selten Bäume zugleich mit Laub und mit Früchten behangen sieht.

Die englische Colonie, deren Eigenthum die Insel St. Marie ist, besteht erst seit 1816. Die Insel ist so groß und geräumig, ihr Boden so fruchtbar, daß sie, wenn einst die Sümpfe ausgetrocknet seyn werden, welche durch ihre Ausdünstungen das hiesige Klima für Europäer überaus ungesund machen, eine Bevölkerung tragen und ernähren könnte, welche fast hundertfach so groß wäre als die jetzige, die sich kaum auf 3000 belaufen mag. Die englische Garnison ist nicht über 100 Mann stark und nur die Offiziere derselben sind Engländer, während man zu gemeinen Soldaten Neger genommen hat, weil der englische gemeine Soldat auch hier des Branntweintrinkens sich nicht enthalten wollte und deßhalb in Kurzem ein Opfer seiner Unmäßigkeit wurde. Was dem hieher kommenden Fremden als Vorzug der neu und geräumig angelegten Stadt erscheinen muß das sind die bequemen Wohnungen mit guten Betten, das treffliche Wasser und die im Ueberfluß vorkommenden wohlschmeckenden Austern. Mit Ausnahme dieser Vortheile, welche umsonst oder ziemlich billig erlangt werden, ist der hiesige Aufenthalt überaus theuer, namentlich gilt dieß von der noch überdieß schlechten Kost. Unser Verf. hatte jedoch das Glück einen Deutschen aus Hamburg, in St. Marie anzutreffen, der für ihn eine bessere und billigere Bewirthung besorgte. Die hiesigen Engländer, namentlich die Offiziere, die einen doppelt *so hohen Sold* als im Vaterlande genießen, sind zwar nicht gewohnt die Fremden an ihren Tisch zu laden, schon deßhalb weil sie meist in Pensionen oder an Wirthstafeln speisen, desto öfter fordern sie aber die Vorübergehenden auf mit ihnen zu trinken, eine Gastfreundlichkeit welche nicht ohne Gefahren erscheint, da die Weine welche man in St. Marie trinkt, zu den stärksten portugiesischen und canarischen gehören. Unser Reisender vermied es deßhalb sehr in den heißesten Stunden des Tages von 10 Uhr Vorm. bis Nachm. gegen 3 Uhr durch die Quartiere der Engländer zu gehen, weil man in dieser Zeit solchen Einladungen am meisten ausgesetzt ist. Ohnehin hatte ihm die Gefälligkeit, womit er einige der hier anwesenden Europäer, so gut er dieß vermochte porträtirte eine nicht unbedeutende Bekanntschaft erworben. Während die Gesammtzahl der auf St. Marie wohnenden Weißen nur 200 bis 300 beträgt, bestehen die übrigen 9 Zehntheile der Bevölkerung aus Negern und Mulatten. Die Zahl der Arme zur Bearbeitung des Bodens und zur Austrocknung der Sümpfe ist viel zu gering, die noch wilde, unbe-

zwungene Natur tritt unmittelbar an die Häuser der Stadt heran, so daß man nur wenige Schritte von diesen hinweggehend fischen und jagen kann, denn öfters begegnet man ganz nahe bey der Stadt ganzen Heerden von wilden Straußen; ja selbst Leoparden und Hyänen so wie äthiopische Eber bewohnen noch die wald- und buschreichen Theile der Insel.

Die Hitze fieng jetzt an in den feuchten Niederungen der Insel sehr drückend zu werden; das Thermometer stieg während der Mittagsstunden im Schatten auf 28° R. Dabey erschien der Himmel, wegen der aufsteigenden Dünste immer bedeckt; die Sehnsucht weiter zu kommen war sehr natürlich; eben zu diesem Weiterkommen war jedoch fürs erste die Rückkehr nach Gorea nöthig. Wenn schon das erste Negerschiff, auf welchem unser Reisender die Herreise gemacht hatte überflüßig reich an Unbequemlichkeiten gewesen, so war dieses das andere, auf welchem er die Rückfahrt antrat noch vielmehr, dazu ein so schlechter, unbeholfener Segler, daß ein widriger Wind von sehr unbedeutender Stärke, der in den ersten Tagen der Fahrt sich einfand, dasselbe nöthigte in den Sallumfluß einzulaufen. Für einen Naturforscher hat jeder, auch ungelegen kommende Umweg über noch nicht von ihm gesehene Landstrecken zuletzt eben so viel Angenehmes als Lästiges. Der unsrige fand auf seinem jetzigen Umwege Gelegenheit mehrere, für ihn bedeutende Beobachtungen zu machen. Die eine betraf den Baobabbaum, den Patriarchen der Baumwelt. Dieser zeigte schon jetzt, mitten in der dürren Jahreszeit, noch lange vorher ehe der tropische Regen die andern entlaubten Bäume zum neuen Wuchs erweckte, das Ausschlagen der neuen Blätter, zur Bestättigung dessen, was schon frühere Beobachter über den Gang der Entwicklung jenes Baumes und seine Uebereinstimmung mit den Zeiten der Gestirne sagten. Bey andern Gewächsen betraf die Beobachtung die noch niemals gesehene Frucht. Vom Sapindus laurifolia ist das dünne Fleisch, das den Kern der Frucht umgiebt genießbar und von angenehmen Geschmack, während der Kern selber, nach der Aussage der Eingebornen, auf Menschen und Thiere als ein tödliches Gift wirkt. Die Neger welche die niedern Ufer des Sallum bewohnen gehören zum Stamm der Serreren deren Herrscher, der Bur Salum in den 20 Stunden stromaufwärts gelegenen Cahom wohnt. In dem Dorfe Djonwara, bey welchem das Fahrzeug landete und späterhin einige Lebensmittel einnahm, war von Seite der Eingebornen nach Nichts so eifrige Nachfrage als nach Schnupftabak. Der ungünstige Wind hatte, ganz nach der Voraussage des Schiffvolkes bis zum dritten Tage des Neumondes gedauert, welcher dort als sehr einflußreich auf die Witterung betrachtet wird. Am 7. May fand sich Brunner nach der verhältnißmäßig langen und ungünstigen Fahrt wieder in Gorea.

Gleich nach seiner Ankunft schien ihm die Erfüllung eines Wunsches werden zu sollen den er schon seit längerer Zeit im Herzen getragen hatte; ein portugiesisches Schiff lag zum Auslaufen nach den Guinea-Inseln bereit, um den neuen Gouverneur nach der größesten derselben, nach St. Thomas überzuführen. In dem Mißlingen dieses Reiseplans mußte er später eine Rettung aus unvermutheter Lebensgefahr erkennen, denn der Gouverneur so wie alle seine zu dem neuen Verwaltungspersonal gehörigen Reisebegleiter wurden bald nach ihrer Ankunft in St. Thomas von den dortigen Sklavenhändlern, deren Unwesen sie steuern sollten, vergiftet, und schwerlich würde auch unser Verf. der Todesmahlzeit sich haben entziehen können.

Mit einem französischen Capitän trat jetzt Brunner die Reise nach den Capverdischen Inseln an. Die erste von diesen, welche er, nach verhältnißmäßig ziemlich kurzer Fahrt betrat, die Insel Sal, bietet außer ihren Salinen wenig Interessantes dar. Ihre Gebirgsarten sind Meeressand, Thonmergel und vulkanischer Fels. Das Meerwasser wird in die künstlich in den Thonmergel eingehauenen, länglichen Gruben gebracht und verliert hier durch Verdünstung, so wie theilweises Durchsintern durch den Mergel seinen Wassergehalt so bald, daß sich nach wenig Tagen eine dicke Salzkruste auf der Oberfläche des Wassers bildet, welche in kegelförmige Haufen aufgeschichtet und gegen die Ueberfluthung der Regenzeit durch ein Obdach geschützt wird. Die Insel Sal versieht mit ihren Salzvorräthen die europäischen Niederlassungen in Senegambien und durch diese die Carawanen des Binnenlandes, welche den für menschlichen Haushalt unentbehrlichen Stoff den fernen Negervölkern zuführen; selbst nach den südamerikanischen Länderstrichen am La Plata wird das hiesige Salz ausgeführt. Die Saline beschäftigt 600 Arbeiter, die meist aus den benachbarten Inseln, namentlich aus Bonavista hieher kommen und unter einem General-Director, (dem Herrn Souza Machado) stehen, welcher seinerseits zunächst den Besitzern

und Begründern der Saline, den Herrn Martin verpflichtet ist; der jährliche Absatz beläuft sich im Durchschnitt auf 12000 Tonnen Salzes.

Zwey Schiffe für Lissabon bestimmt, lagen, so erfuhr man, bey St. Yago vor Anker; ein Setuvaler Capitän führte unsern Verf. in Gesellschaft mehrerer Mitglieder der Martin'schen Familie und eines portugiesischen, auf dieser Insel ansässigen Arztes, dorthin. Der erste Anblick von St. Yago, in der Gegend des Hafenstädtchens Porto Praga verspricht nicht sonderlich viel, obwohl die höheren, kegelförmigen Gebirge der Insel einen malerischeren Umriß geben, als jener der schon erwähnten flachen Eilande ist. Schon der Landungsplatz, an welchen die Passagiere gewöhnlich ausgesetzt werden, ist im hohen Grade abschreckend; selbst die kleinsten Boote können nur bis auf eine gewisse Ferne dem Ufer nahen; da wo man sie verläßt geht man einer größern Gefahr entgegen, als jene ist welche das stürmische Meer bringt, denn man ist genöthigt von einem Felsenblock zum andern zu springen, und jeder Fehltritt kann ein Hinabstürzen zwischen die glatten, engen Wände und ins Meer zur Folge haben. Auf diese Weise hatte kurz vor der Ankunft unsers Reisenden eine junge Engländerin das Leben verloren, welche hier im Hafen den Gefahren des Sturmes entgangen zu seyn wähnte. Wenn man jedoch von den höher gelegenen Puncten des Städtleins selber und noch mehr von irgend einer tiefen landeinwärts vorstehenden Höhe das Innere der Insel betrachtet, dann erkennt man bald daß es hier nur des Fleißes der Bewohner bedürfte, um einen großen Theil des verödeten Bodens eben so fruchtbar zu machen, wie es bereits ein kleinerer durch die Gunst des hiesigen Klima's ist. Schon der Markt von Porto Praya bezeugt es durch die Mannichfaltigkeit der hier feilgebotenen Früchte, daß St. Yago ein Garten für alle die edelsten Erzeugnisse des tropischen Gewächsreiches seyn könnte. Kokosnüsse wie Datteln, die Früchte der Weinpalme wie Bananen, Anonen und Guyaven, Abrico's d'Inde (von der Mammea americana), groß wie der Kopf eines Kindes, Acajou- und Sapotillbirnen, die lieblichst schmeckenden Orangen und Ananasse, welche hier Früchte des Feldes sind, überdieß ganze Bündel von Zuckerrohr sind daselbst um ähnlichen billigen Preis zu haben als bey uns die gemeinsten Früchte der Gärten und Krautfelder. Außer den schon erwähnten Arten von Palmen gedeiht auch die majestätische Oelpalme an einer Stelle der Insel; die Pflanzungen des Kaffebaumes welche seit noch nicht sehr langer Zeit hier angelegt sind geben so vortrefflichen Ertrag, daß man ihre Bohnen an Güte fast denen aus Arabien oder doch jenen von den Guineainseln gleich achtet; der Drachenblutbaum erwächst zu riesenhafter Stärke; die Acacia albida reicht den Bewohnern das nöthige Schlagholz dar. Für den Anbau des Waitzens ist zwar das Klima, wenigstens jenes der heißen Niederungen nicht günstig, diesen Mangel ersetzt jedoch der Mais und das nahrhafte wohlschmeckende Mehl der Manihotpflanze, welches meist als dicker Brey verspeist wird; der hiesige Weinstock, dieß bemerkte unser Reisender auf der benachbarten Insel Brava, trägt zwar, ohne alle Pflege seine süßen, kleinen dunkelrothen Beeren und wird schon im Anfang des July gekeltert, mit seiner Behandlung giebt man sich jedoch so wenig Mühe, daß das von der Cultur gewonnene hellrothe Getränk an Geschmack gar bald dem Essig gleicht. Die hiesigen Bewohner ziehen auch dem leicht zu *habenden ausländischem* Weine ihren aus dem selbst gebauten Zuckerrohr bereiteten, wasserhellen Rum vor, den sie beym Genuß mit Wasser verdünnen, oder trinken noch öfter ihren einheimischen Kaffe und die Milch der Kokosnüsse. Von St. Jago fand sich weitere Gelegenheit nach Lissabon. Unser Reisende begrüßte die Küste von Europa mit jenen Gefühlen, die nur der kennt, der nach längerem oder kürzerem Verweilen in fremden Welttheilen zu jenem wieder zurückkehrt welcher der wahre Mittelpunct alles geistigen Verkehrs der jetzt lebenden Völker und der Keimpunct aller Entwickelungen zur höheren, besseren Zukunft ist.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des zehnten und elften Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nr. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges im Jahre 1838 von Dr. Sam. Brunner. Bern 1840.

Der Verfasser der vorliegenden Reisebeschreibung, praktischer Arzt in Bern, hat sich schon früher durch die öffentliche Mittheilung seiner Reisen in Unteritalien, im Jahre 1826 und über Constantinopel nach Taurien 1831 als einen guten Beobachter der Natur so wie der Bewohner jener Länder gezeigt, durch welche sein Weg ihn führte. Namentlich ist Hr. Brunner den Freunden der Botanik als glücklicher Sammler und gründlicher Kenner des Gewächsreiches bekannt, den auch zu dieser seiner letzten Reise nach Senegambien vornämlich der Wunsch antrieb, sich in möglichst kurzer Zeit eine eigene Anschauung der Flora der Tropenländer zu erwerben und zugleich die Wissenschaft mit der Kenntniß, so wie die europäischen Herbarien und Gärten durch den Besitz mehrerer neuer Gewächsarten zu bereichern; ein Wunsch, welcher in den bisher noch so wenig durchforschten Gegenden der Westküsten von Afrika am leichtesten zu befriedigen schien.

Das Schicksal des langen Harrens, die immer wieder sich erneuernde Geduldsprobe des Stillestehens, gerade da, wo das Weiterkommen am erwünschtesten wäre, trafen unsern Verf. gleich am Anfang seiner Reise, in Marseille. Es ist ja das gewöhnliche Loos Aller, die mit einem Fracht- und Segelschiffe das Meer befahren. Schon bey seiner Ankunft in der großen Hafenstadt erfuhr er, daß die Schiffe, die zur Abfahrt nach St. Louis bereit lagen, nicht, wie man ihm geschrieben hatte im October, sondern erst im November absegeln würden. Statt, wie er anfangs gewollt hatte, sich auf dem Schiff Laurentine einschreiben zu lassen, dessen Capitän ein sachverständiger Genuese war, der die Reise nach St. Louis schon mehrmalen gemacht hatte, ließ er sich durch die Unterhändler bereden den Contract mit dem französischen Capitän der Elvire abzuschließen, der noch niemals in jene Gegenden des Meeres gekommen war; denn die Versicherung, daß das letztere Schiff früher als das erstere abreisen werde, hatte den Ausschlag gegeben. Aber jene Versicherung zeigte sich als unwahr, denn die Laurentine war längst unter Segel gegangen, als endlich am 26. November auch die Elvire ihre Anker lichtete. Sie hatte sich durch ihre Zögerung nichts Gutes erwartet, denn kaum am Auslaufen aus der Bucht wurde sie am zweyten Tage noch einmal durch den heftigen Gegenwind aus S. W. in den Hafen von Marseille zurückgeworfen und die Ausfahrt ins offene Meer, bey günstigerem Winde konnte erst am letzten Tage des Novembers bewirkt werden. Mit den Segeln zugleich schwellten sich auch die Hoffnungen; bey solchem Winde, wie der in den ersten Tagen der Fahrt wehende war, könne man, so rechnete unser Verf. in 10 bis 12 Tagen schon in St. Louis seyn; den ersten Strich aber durch diese Rechnung machte bereits die Nähe des Cap de Gata, welches die französischen Seeleute wegen der Hemmungen ihrer Reisen, die hier so oft erfahren werden le Cap gensdarme nennen. Dort ergriff ein furchtbarer Sturm aus Westen das Fahrzeug und nöthigte es zuletzt hinter den hohen Felsen des Vorgebirges seine Zuflucht zu nehmen. Nach einem 11tägigen Verzug machte ein etwas günstigerer Wind der indeß bald wider mit Windstille wechselte die Weiterreise möglich; am 16. Decbr. sah man sich vor Gibraltar, bey welchem der dritte Theil

des ganzen Seeweges zwischen Marseille und St. Louis zurückgelegt ist. Da die Segelschiffe durch die Meerenge von Gibraltar wegen der starken, aus dem atlantischen Meere hereinkommenden Strömung nur mit sehr kräftigen Ostwind hinaustreiben können mußte es unser Verf. als ein sehr großes Glück betrachten, daß gerade hier ein solcher Wind seiner Fahrt zu Hülfe kam; andere Schiffe müssen oft Wochen ja Monate lang müßig vor Anker liegend einer solchen Hülfe des Elementes warten.

Der kürzeste Tag fand die Elvire mit ihrer neu ermuthigten Mannschaft schon jenseits der Breite von Madeira; die Temperatur war selbst im Schatten auf 16° R. gestiegen. Am Weihnachtstage des Morgens zeigte sich der majestätische Pico von Teneriffa, dessen über 11200 Fuß emporragender Gipfel durch die Decke des frischgefallenen Schnees selbst hier, in der Nachbarschaft des heißen Afrikas, an den heimathlichen Winter erinnerte. Der Archipelagus der canarischen Inseln ist bey den Seefahrern wegen der häufig hier eintretenden Windstillen sehr übel berüchtigt. Die Elvire hatte verhältnißmäßig nur wenig hievon zu leiden, denn es hatte jetzt, am Ende Decembers, die Herrschaft der nordöstlichen Passatwinde begonnen, deßhalb passirte das Schiff schon am 29. December den Wendezirkel des Krebses, wobey die Neulinge, unter ihnen auch unser Reisender, je nach Maßgabe ihres Standes einer mehr oder minder gelinderen Wasserbeschüttung durch die Matrosen sich unterwerfen mußten.

Am 2. Januar fand sich das Schiff schon bey dem Ziel seiner Reise: im Angesicht der Stadt St. Louis, welche nur durch einen schmalen Arm des Senegal vom Festland Afrikas abgeschieden ist. Auch hier, in einer der heißesten Gegenden der Erde, fühlt der eingeborne Mensch den Unterschied der Jahreszeiten; die Neger, die ans Schiff kamen, um die Briefe und Depeschen abzuholen, welche vielleicht schnellere Beförderung nöthig hatten, klagten bey einer Wärme von 15° R. über große Kälte und als am andern Morgen bey Sonnenaufgang, (am 31. Januar) die Temperatur bis 12° R. gesunken war, da wirkte dieß auf die Haut unsrer europäischen Reisenden, welche durch die warmen, aus der Sahara wehenden Winde verwöhnt waren, so empfindlich ein, daß man die schon bey Seite gelegten wollenen Kleidungsstücke wieder hervorsuchte.

Eine ganz besondere Schwierigkeit setzen dem Einlaufen der Schiffe in den Hafen von St. Louis die Sandbänke des Senegal entgegen, vor allen die berüchtigte Bank Ghettendar. Das Wasser hat hier so viele, beständig ihre Lage verändernde Untiefen, dabey ist die Brandung so heftig, daß nur Fahrzeuge von sehr mäßiger Größe und auch sie bloß bey dem günstigsten Winde diese Stelle passiren können. Dabey sind beym Vorüberfahren an der Spitze der Sandbank einheimische, auf derselben wohnende Piloten und wenigstens *ein* Ruderboot als Vorspann nöthig und auch bey diesen Vorkehrungen wird die Gefahr noch für so groß gehalten, daß jedes laute Gespräch untersagt ist, damit man bey der ängstlichen Stille nur die Kommandoworte des Piloten und des Kapitäns höre. Am 4. Januar war auch diese Schwierigkeit überwunden und die Gefahr vorüber, nicht aber die Ungunst des Windes, welche das Schiff noch manchen Tag hier im Anblick des Zieles zurückzuhalten drohte, während unser Reisender, dessen Sehnsucht nach dem Lande sehr groß war, in einem Negerboot vorausgieng nach dem 5 Stunden stromaufwärts gelegenen St. Louis.

Auch auf solche Reisende, welchen Afrika von seiner nördlichen, mittelmeerischen Küste wohl bekannt ist macht St. Louis den Eindruck des Neuen, Niegesehenen. Der Reiz der Neuheit liegt nicht in der Stadt selber; in der Bauart ihrer Häuser mit den zahlreichen Colonnaden, hölzernen Balkonen, platten Dächern; in den hohen Stangen, mit bunten, flatternden Wimpeln, den geraden, nur mit blendend weißem Sande belegten Straßen, oder andern Werken der Menschenhand, sondern vor allem in der hier einheimischen Natur der Lebendigen. Gegen die hochwipflichen, dunkelgrünen Kokospalmen, welche dort schon ganze Waldungen bilden, erscheinen die mattgrünen Dattelpalmen des nördlichen Afrika's nur wie riesenhafte Binsengräser; die Schaaren der Perlhühner, der zahmen Straußen, Jabir's, nackthälsigen Marabus, Papageyen und

Affen, hin und wieder ein gezähmter junger Löwe, die Schafe mit hängenden Ohren und glänzend gelben, langen, schlichten Haaren, die Schädel der Flußpferde über den Eingangspforten mancher Hofräume, vor allem aber die hier wohnenden Menschen, welche der größern Zahl nach eigentliche Neger in ihrer nationalen Tracht sind, bezeugen es dem neu ankommenden Fremdling, daß er sich jetzt im eigentlichen, seiner Natur treu gebliebenen Afrika befinde, nicht mehr wie am nördlichen Küstensaume, nur an der durch asiatisch-europäischen Einfluß veränderten Gränze des Welttheiles.

(Schluß folgt.)

Reise des kaiserlich-russischen Flotten-Lieutenants Ferdinand von Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, in den Jahren 1820 bis 1824.

(Schluß.)

In dem dießmaligen Sommer wurde, außer den Vorbereitungen zur nächsten Winterreise, von Wrangel die Aufnahme der Meeresküste vom Ausflusse der Kolyma bis zum großen Baranow-Felsen ausgeführt, während Matiuschkin die Gegend im Nordost von der Kolyma untersuchte und aufnahm, was für Beyde, besonders aber für den Letztern, mit Mühseligkeiten aller Art verknüpft war.

Unter mancherley Beschäftigungen eilte der Winter schnell dahin, und zu Ende Februars wurde die letzte große Untersuchungsreise angetreten. Matiuschkin bekam den Auftrag, die Tschuktschenküste bis an das Nordkap aufzunehmen, während Wrangel die Fahrt auf dem Eismeere übernahm, um noch einen Versuch zur Auffindung des vermeyntlichen großen Landes im Norden zu machen. Zur Reise hatte Wrangel 19 Narten vorgerichtet, mit denen er am 1. März an der großen Baranicha bey einer Kälte von 33° R. eintraf. Am Kap Schelagskoj, was er am 8. erreichte, fand er einige Tschuktschen von der Tschaunbucht, die mit ihrem Kamakaj (Häuptling) der Bärenjagd wegen hieher gekommen waren. Es entspann sich bald ein vertrauliches Vernehmen, und da der Kamakaj sich in der Kenntniß des Landes wohl bewandert zeigte, so fragte ihn Wrangel auch wegen des räthselhaften Landes im Norden, worauf ihm jener die Versicherung gab, daß man allerdings zuweilen an hellen Sommertagen in weiter Ferne nach Norden hohe Schneeberge sähe. Am Werkonfluße verließ Wrangel die Küste und richtete seinen Kurs auf dem Eise gerade nach Norden. Trotz aller Hindernisse, die Torossen, Kälte, Schneegestöber und Stürme ihm entgegenstellten, hielt er bis zum 23. März diesen Kurs ein, als das brechende Eis und bald darauf der Anblick des offenen Meeres dem weitern Vordringen ein Ende machte. Mit dem schmerzlichen Gefühle, der Nothwendigkeit weichen zu müssen, ehe der Zielpunct der mühevollen Reisen, die Entdeckung des räthselhaften Landes, erreicht sey, trat Wrangel, der Alles versucht hatte, was Pflicht und Ehre geboten, den Rückweg an.

War aber schon die Hinreise beschwerlich und gefährlich, so war es noch mehr die Rückfahrt. Die ganze Eisfläche war bereits in heftige Bewegung gerathen und borst von allen Seiten; mit Lebensgefahr mußte über die Spalten gesetzt werden. Die Ablösung der Eismassen gieng immer weiter, bald war es so weit, daß die Gesellschaft von einer Eisinsel auf die andere sich retten mußte. Um die Gefahr aufs höchste zu steigern, stellten sich alle Anzeigen eines Orkanes ein, der auch bald mit furchtbarer Gewalt losbrach, als die Reisenden auf einer Eisscholle dahin schwammen. Drey qualvolle Stunden sahen sie auf ihrer hin und her geworfenen Eisplatte den furchtbaren Kampf der aufgeregten Wogen mit den Eisbergen an, noch hielt die Masse unter ihnen zusammen, als plötzlich auch sie gegen eine andere größere Eisfläche geschleudert wurde und sich zu zerbröckeln begann; der Augenblick des Untergangs war da. In diesem furchtbaren Moment sprangen Alle instinctmäßig auf die Schlitten, trieben die Hunde an, ohne zu wissen wohin, flogen pfeilschnell über die sinkenden Eisbrocken auf das Eisfeld, an welchem sie gestrandet waren und erreichten glücklich eine noch festsitzende, mit hohen Torossen besetzte Eismasse, wo die Hunde von selbst stille hielten. Die Reisenden

waren gerettet; freudig umarmten sie sich und dankten Gott für ihre wundervolle Erhaltung. Bald darauf erreichten sie auch die Küste, und nicht lange hernach trafen sie mit Matiuschkin wieder zusammen. Wrangel setzte seine Reise noch über das von Cook entdeckte Nordkap bis zur Insel Koliutschin fort, von wo er nach dem 1060 Werst davon entfernten N. Kolymsk umkehrte, das er am 10. May erreichte.

Hiemit waren die Arbeiten der Expedition beendigt, die am 1. November von Nis'hne Kolymsk zur Rückkehr in die Heimath aufbrach. Diese Reise wurde auf Pferden gemacht, die in Sredne-Kolymsk gemiethet waren. Die Kälte war ansehnlich, am 9. December wurde bey einem Frost von 33° unter freyem Himmel übernachtet. Der Verfasser hatte hiebey Gelegenheit die Abhärtung der Jakuten zu bewundern. Auch auf der weitesten Winterreise nehmen diese weder Zelten noch Decken mit, ja nicht einmal eine von den größeren Pelzbekleidungen, ohne welche der Russe sich gar nicht hinauswagen darf. Der Jakut hat auf der Reise seine gewöhnliche Reisekleidung an; eine auf den Schnee hingebreitete Pferddecke ist sein Bett, der hölzerne Sattel sein Kopfkissen. Mit demselben Pelzjäckchen, das ihm am Tage als Rock dient und das er zur Nacht auszieht, bedeckt er sich den Rücken und die Schultern, während der vordere Theil des Körpers fast ohne Bedeckung gegen das Feuer gerichtet ist. Hat er eine Weile so gelegen, daß er dem Schweiße nahe ist, so verstopft er sich Nase, Ohren und sonstige Oeffnungen des Körpers mit kleinen Fellstückchen und bedeckt sein Gesicht bis auf eine ganz kleine Oeffnung zum Athemholen, und damit hat er Alles gethan, um auch bey der größten Kälte während des Schlafes nicht zu erfrieren. Selbst in Sibirien, wo man doch an Kälte gewöhnt ist, werden die Jakuten eiserne Menschen genannt; mit solchen hätte eine Winter-Expedition nach Chiwa gelingen können.

In Werchojansk feyerte Wrangel das Weihnachtsfest, und setzte am 27. December seine Reise wieder fort. Die Kälte ließ nicht nach und das Thermometer zeigte fortwährend 40° unter dem Gefrierpunct. Die Reise wurde dadurch äußerst peinvoll. In eine dicke steife Pelzmasse von 30 — 40 Pfund eingehüllt mußte der Reisende täglich 10 Stunden lang ununterbrochen auf dem Pferd zubringen, weil es bey der schweren Pelzbekleidung unmöglich ist, auch nur einige Schritte in dem tiefen Schnee zu waten. Die Pferde sind nicht besser daran als ihre Reiter, denn außer der Kälte, von welcher ihnen nicht selten die Hufe bersten, leiden sie von dicken Eiszapfen, die sich in den Nasenlöchern festsetzen und von Zeit zu Zeit abgebrochen werden müssen, um die Thiere vor dem Ersticken zu bewahren. Die Karawane ist immer mit einer dicken Dampfwolke umgeben, da nicht nur die lebenden Körper, sondern auch der Schnee ausdünsten. Diese Ausdünstungen verwandeln sich augenblicklich in Millionen feiner Eisnadeln, mit denen die ganze Luft erfüllt wird, und die in derselben ein immerwährendes Geknister erregen. Bey dieser gewaltigen Kälte bersten Bäume aus einander mit furchtbarem Knalle, der Boden zerreißt krachend und ungeheuere Felsmassen werden gesprengt. Selbst die Pracht des tiefblauen Polar-Himmels verschwindet in der durch den ungeheuern Frost verdickten Atmosphäre; *kein Gegenstand bietet* sich dar, dessen Betrachtung eine Begeisterung zu erwecken möchte. „Welche Einbildungskraft,“ setzt der Verfasser hinzu, „welches dichterische Feuer könnte auch da wohl noch thätig seyn, wo Alles erstirbt, wo die ganze letzte Wirkungskraft des Menschen auf das, ich möchte sagen thierische, Bestreben reducirt ist, sich vor dem Erfrieren zu erwehren.“

Am 10. Januar war endlich Jakuzk erreicht; am 25. Februar Irkuzk, von wo aus Wrangel die Turinskischen warmen Bäder jenseits des Baikals besuchte, um sich von den rheumatischen Beschwerden, die er auf dem Eismeere sich zugezogen hatte, zu befreyen. Am 15. August 1824 traf er in Petersburg ein.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1840, Band X. und XI.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite des Bandes.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

